Neunundneunzigster Band.

---

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1901.

Breslau,
S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

---

Neunundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Wilhelm von Polenz, Julius Stettenheim, Heinrich Ritter von Reder, radirt von Johann Lindner in München.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Inhalt des 99. Bandes.

## October — November — December.

## 1901.

---

Mit den Portraits von:
Wilhelm von Polenz, Julius Stettenheim, Heinrich Ritter von Reder,
radirt von Johann Lindner in München.

Wilhelm von Polenz

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

## Paul Lindau.

IC. Band. — October 1901. — Heft 295.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm von Polenz.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Röntgenstrahlen.

Novelle

Von

**Dagobert von Gerhardt-Amyntor.**

— Potsdam. —

Das Meer! Das Meer! Thalatta! Thalatta! so hätte er, wie jene heimkehrenden Griechen unter Xenophon, ausrufen mögen. Denn dieses Seegestade, an dem er eben eingetroffen war, war seine Heimat. Auf dem nur wenige Meilen von dem Badeorte entfernten Gute Riesfeld, wo er jetzt als Eigenthümer waltete, hatte er seine Knabenjahre verstürmt; dort hatte er den letzten Segenskuß der sterbenden Mutter empfangen; dort hatte er seinen ersten, süßen Liebestraum geträumt. Oder war es mehr als ein Traum gewesen?

Er stand am noch menschenleeren Strande — es war am frühen Morgen — und schaute beglückt und doch auch von einer leisen Wehmuth bewegt hinaus in das schäumende Gewoge. Rechts von ihm streckten sich die beiden Wellenbrecher, wie zwei schützende Arme, weit in die See hinaus, um den ankommenden Schiffen einen sicheren Hafeneingang zu gewähren. Von dem Goldgeflimmer des östlichen Horizontes hoben sich der Leuchtthurm auf dem einen Molenende und die Windmühlenbake auf dem andern wie scharf geschnittene Schattenbilder ab. Zur Linken sprang das sanft geschwungene Gestade in einer Entfernung von zehn bis zwölf Kilometern ebenfalls weit in das Meer vor, so daß das gesammte Landschaftsbild wohl an den Golf von Neapel erinnern konnte. Der im Anschauen Verlorene dachte in der That auch an Neapel, das er bei seiner Rückkehr nach Europa gekreuzt hatte; er blickte in der Richtung, wo er etwa hätte Capri

vermuthen können; aber sein scharfes, an weite Horizonte gewöhntes Auge entdeckte keine Insel, sondern nur die schwarze Rauchfahne eines fernen Dampfers, der quer vorüberzog und dem Auge eines weniger Scharfsichtigen wohl kaum noch kenntlich gewesen wäre.

Ein Seufzer hob die Brust des Schauenden, — ein nur leiser Seufzer, der von dem mächtig auffrischenden Nordwinde verschlungen wurde. Breite Wogen wälzten sich aufgeregt dem Strande zu; stolz erhoben sie ihre Kämme, die sich im flacheren Wasser in zischende Schaumkronen wandelten, dann überschlugen und zuletzt als flache, genäschige Zungen am Ufersande hinaufleckten. Die solcher Weise unschädlich gewordenen Wogen wurden von der See wieder zurückgeschlürft, während über sie hinweg schon wieder neue schaumgekrönte Wellen heranstürmten und über die gebrochenen Vorgängerinnen triumphirend hinwegbrandeten. Ein sich endlos wiederholendes Spiel in kaleidoskopisch wechselnden Farben und Gestaltungen.

Der Dr. Otto Wildenthal, der in dieses bernsteinfarbene, nur ab und zu graublau überhauchte Chaos traumverloren hineinstarrte, verglich es unwillkürlich mit dem menschlichen Leben. So zerflossen und zerstäubten auch die Lebenstage; so schwollen auch die menschlichen Hoffnungen stolz empor, um an den Widerständen der gemeinen Wirklichkeit jäh zu zerschellen und sich in Schaum und Dunst aufzulösen. Wo mochte jetzt Anke sein, der er die Blüthen seines ersten Liebeslenzes geopfert hatte? Ob sie ihn nicht längst vergessen haben würde? Hatte er sie doch durch kein Geständniß jemals erröthen gemacht, durch kein Gelübde je gebunden. Stumm und unbeholfen wie ein Schüler war er neben ihr hingewandelt, das Herz geschwellt von sehnendem Verlangen, und doch unfähig, ihr das zu enthüllen, was ihn innerlich zu ersticken drohte. Und da hatte das Machtwort des Vaters ihn aufgeschreckt und davongescheucht. Der alte Herr hatte entschieden, daß das Landgut Riesfeld dereinst dem erstgeborenen Sohne Wilhelm gehören, daß Otto aber, der zweite Sohn und Doktor der Philosophie, vorerst auf einer Weltreise seine Schwingen prüfen, dann aber den Beruf, zu dem er die meiste Neigung verrieth, den eines Ethnographen und Forschungsreisenden, erwählen sollte. Und so war Otto abgereist, ohne daß er der von ihm stillschweigend geliebten und auf einem Besuche in der Residenz gerade abwesenden Anna von Kroska, der Tochter des Kommandanten der dem väterlichen Gute benachbarten Seefestung, noch hätte Lebewohl sagen können. Nicht einmal Grüße an sie hatte er zu hinterlassen vermocht, denn weder sein Vater noch sein Bruder verkehrten im Hause des Obersten, und an Anna — oder Anke, wie er sie in seinen Träumen immer genannt hatte — zu schreiben, dazu hatte ihm die unerläßliche Voraussetzung gefehlt: der Muth, mit einer überkommenen, gesellschaftlichen Form zu brechen, die eine Korrespondenz zwischen jüngeren, miteinander nicht verwandten Vertretern der beiden Geschlechter als unschicklich verurtheilt hätte.

Zwei Jahre war er nun abwesend gewesen, in denen er den Erdball umkreist und seinem Wissenstriebe reichste Befriedigung gewährt hatte. In Kairo, wo er einige Tage rasten wollte, traf ihn die Nachricht von einer sein Leben von Grund aus verändernden schmerzlichen Katastrophe. Eine Typhusepidemie hatte in seiner Heimat gewüthet, und der unheimliche Würgengel hatte ihm binnen einer Woche den Vater und den einzigen Bruder geraubt. Der Dr. Otto Wildenthal war plötzlich Erbe und alleiniger Besitzer von Riesfeld geworden und mußte Hals über Kopf heimkehren, um sein Erbe anzutreten und Ordnung in die wahrscheinlich recht durcheinander gerathenen Verhältnisse zu bringen. Jetzt war die Ernte unter Dach und Fach, und der Doktor war nach arbeitreichen und durch manche wehmüthige Erinnerung getrübten Wochen zum ersten Male wieder an den Strand gefahren, um seinen Lungen eine Handvoll Seeluft zu gönnen — jener Luft, die er auf seiner langen Reise so reichlich getrunken hatte und die ihm zu einem nur schwer zu entbehrenden Bedürfniß geworden war.

Höher stieg die Sonne über den beiden Molen. Auf einer Untiefe im Wasser standen Möven und schnitten mit ihrem silbern schimmernden Gefieder sich scharf aus dem grünlich trüben Elemente; wie aber eine breite Woge heranrollte, die die Untiefe zu überfluthen drohte, da hoben sich die klugen Thiere mit schrillem Tone hoch in die Luft und warfen sich mit gebreiteten Schwingen jauchzend in den sausenden Nordwind.

Wie oft hatte der Doktor zusammen mit Anke dem Fluge dieser sturmliebenden Vögel zugeschaut! Auch jetzt denkt er wieder an das Mädchen und wird sich bewußt, daß er sich noch gar nicht nach ihr erkundigt, noch nicht einmal erforscht hat, ob der Herr Oberst von Kroska überhaupt noch Kommandant der nahen Festung sei. Aber er will auch nicht fragen; er will sich die Lust der angenehmen Spannung und Erwartung nicht mindern. Vielleicht läßt ihn ein freundliches Ungefähr Ankes Spuren unvermuthet kreuzen; vielleicht trifft er heute noch hier im Seebade mit ihr zusammen. Ob sie ihn wiedererkennen wird? ob sie unverändert geblieben, oder noch hübscher, noch holdseliger geworden sein mag? Und wie wird sich sein Verkehr mit ihr gestalten? Werden sie einander fremd geworden sein, oder werden sie sofort wieder auf freundschaftlichem Fuße stehen? Wird vielleicht jenes Wort, das er damals in unbegreiflich knabenhafter Schüchternheit nicht zu finden vermochte, sich diesmal mit elementarer Gewalt auf seine Zunge drängen? Dummes Zeug! Du wirst mir doch nicht sentimental werden? raunt er sich spöttisch zu — warte erst die Wiederbegegnung mit ihr ab, und dann sieh zu, was von Deinem damaligen Empfinden in Dir wieder etwa lebendig werden will; denn manch' ein Geschöpf, das ein Paradiesvogel zu werden versprach, soll sich später nicht selten zur Eule oder Krähe entwickelt haben.

Links von ihm, in der Nähe des in die See hinausgebauten Herrenbades, fängt es jetzt an lebendig zu werden. Einige Frühaufsteher finden

sich zwischen den Strandkörben ein, oder sie wandeln unmittelbar an der Grenze des emporleckenden Wassers entlang, um sich gelegentlich zu bücken und wohl ein Stückchen angespülten Bernsteins aufzulesen. Wildenthal lächelt. Er kennt diesen Sport noch von seinen Knabenjahren her. Auch später ist er manchmal mit Herrn von Kroska und dessen Töchterlein hier gewandelt und hat mit Anke um die Wette Bernstein gesammelt. Muß er schon wieder an das blonde Kommandanten-Töchterlein denken? Ei, er ist doch kein verliebter Träumer, kein sentimentaler Wolkenkuckuckskheimer! Fast ärgerlich macht er eine Linkswendung und geht ausgiebigen Schrittes auf das Herrenbad zu. Er will unter Menschen und so auf andere Gedanken kommen.

An dem Bretterstege, der von der Düne zum Strande hinab gelegt ist, und von dem wieder eine Holztreppe zu der Brücke emporführt, die den Zugang zum Herrenbade vermittelt, steht ein Diener.

„Was willst Du, Johann?“

„Herr Doktor, sollen wir mit dem Wagen oben warten, oder nach dem Kurhause fahren?“

„Ja so, ich vergaß . . . fahrt nur nach dem Kurhause und spannt aus. Laß Dir dort zu essen geben, auch der Kutscher soll sich verpflegen lassen. Wir bleiben den Tag über hier; erst zum Abend kehren wir nach Riesfeld heim.“

„Zu Befehl, Herr Doktor!“

Ueber Johanns breites, ehrliches Gesicht geht ein Schmunzeln. Die Kunde, daß man den Tag über hier bleiben wird, vernimmt er mit großer Genugthuung; in der Küche des Kurhauses hantirt ein sommersprossiges Rothköpfchen von üppig schlankem Wuchs, das es ihm schon seit Monden angethan hat. Er macht Kehrt, setzt den betreßten Hut wieder auf und geht, laut stapfend, über den Brettersteg zur Dünenstraße empor, um dem dort mit dem Wagen harrenden rosselenkenden Kollegen den herrschaftlichen Bescheid zu überbringen. Er schwingt sich auf den Bock des Gefährtes und raunt dem Kutscher ein paar Worte zu. Beide grinsen erfreut. Ein Peitschenknall — und das mit zwei flotten braunen Trabern bespannte Gefährt rollt in der Richtung des Kurhauses davon.

Otto Wildenthal mustert, beim Herrenbade langsam vorüberwandelnd, die ihm begegnenden Badegäste. Lauter fremde Gesichter, darunter unverkennbar viele Berliner. Jung und Alt in einfachen, bequemen Anzügen, braungelbe Schuhe oder Sandalen an den Füßen, auf den Köpfen die weißleuchtenden, luftigen Strandmützen. Ab und zu taucht auch schon eine lustwandelnde Dame auf, die sich schon zeitig vom Lager erhoben hat, um die herbe, kräftige Morgenluft zu athmen. Die Strandkörbe scheinen heut leer bleiben zu wollen; zu kräftig bläst der Nord; die leicht erschauernden Badegäste ziehen die Bewegung am Strande vor.

Da ist der Seesteg, der zu dem im Wasser erbauten Erfrischungslokal

mit Musikpavillon und Lesezimmer hinüberführt. Wildenthal schreitet unter dem Stege hindurch und will weiter nach der Gegend des Damenbades, als er mit erhobenem Kopfe plötzlich verwundert stehen bleibt. Kaum erkennt er das Gestade wieder. In den zwei Jahren seiner Abwesenheit sind da oben auf der Düne ganz neue und imponirende Baulichkeiten erstanden. Besonders ein stattliches Gebäude mit breiter und weit ausladender Terrasse fesselt seinen Blick. Ist es ein großes Privathaus oder ein Restaurant oder ein neues Kasino?

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ wendet er sich an einen ihm entgegenkommenden, schwarzhaarigen und bebrillten Herrn, indem er höflich seinen Hut lüftet, „wem gehört dies neue Palais da oben?“

Der Gefragte bleibt artig stehen und erwidert mit einem feinen Lächeln der Genugthuung:

„Das ist unsere neue Strandhalle, ein Appendix zu unserem alten Kurhause!“

„Ein stolzer Bau, der dem Bade zum Schmucke gereicht.“

„Das freut mich zu hören. Sie machen mir damit unabsichtlich ein Kompliment.“

„Sie sind der Architekt . . .?“

„Nein, mein Herr, ich bin der Badearzt, der zur Errichtung dieses Terrassenbaues mit den Antrieb gegeben hat. Mein Name ist Saren . . Dr. Fritz Saren.“

„Der meine ist Wildenthal . . . Dr. Otto Wildenthal.“

„Ein Kollege?“

„Das nicht. Bin nur ein überflüssiger Doktor der Philosophie und habe in meinem Leben noch keinem nothleidenden Menschen helfen können.“

„Dann sind Sie also auch kein Philologe.“

„Dem Himmel sei Dank, nein. Ich bin ein Mischprodukt der neuen Zeit, halb Gutsbesitzer, halb Globetrotter.“

„Sie Beneidenswerther! Sie sind ein freier Mann, der seinen wissenschaftlichen Neigungen völlig ungebunden nachgehen kann. Ich von aller Welt in Anspruch genommener Arzt liege an der Kette. Wenn Sie hier fremd sind, stelle ich mich Ihnen gern zur Verfügung . . . nicht als Arzt, den scheint ein von Gesundheit strotzender Recke, wie Sie, nicht nöthig zu haben . . . aber als Ortskenner und Cicerone.“

„Ich nehme Sie beim Wort, Herr Doktor, und stelle sofort eine mir äußerst wichtige Frage. Wo findet ein gesunder norddeutscher Magen hier das bekömmlichste und wohlschmeckendste Frühstück? Denn ich gestehe, ich habe einen rechtschaffenen Hunger.“

Der Arzt spitzte verständnißvoll die Lippen.

„Ich halte von 9 bis 10 Uhr meine Sprechstunde im Kurhause. Gleich nach 10 Uhr stehe ich zu Ihren Diensten und bitte um die Ehre,

Ihnen im „Seehund“ einen ausgezeichneten Frühstückstisch nachweisen zu dürfen.“

„Charmant. Dann frühstücken wir zusammen. Ich werde mich pünktlich einfinden. Der Seehund liegt?“

„Gleich hinter dem Kurhause, immer die Dünenstraße entlang. Werden Sie längere Zeit hier bleiben?“

„Leider nur bis heute Abend, dann kehre ich nach Riesfeld zurück.“

„Nach Riesfeld? Höre ich recht? Dann sind Sie der Sohn und Erbe des prächtigen alten Herrn Wildenthal, der uns leider durch die Epidemie im Frühjahr so jäh entrissen wurde?“

„Stimmt. Ich habe viel Schmerzliches durchgemacht; aber heut bin ich der Einsamkeit und allen trüben Erinnerungen entflohen; ich betrete wieder die Brücke zur Welt und will einmal wieder froh und unbefangen genießen.“

„Denn der Lebende hat Recht,“ ergänzte der Arzt mit freudigem Aufblick zu dem hochgewachsenen, breitschultrigen jungen Mann, dessen von der Tropensonne gebräuntes Gesicht von einem leicht gekräuselten blonden Vollbart eingerahmt wurde.

Nach anderthalb Stunden saßen die beiden so schnell mit einander bekannt gewordenen Männer im „Seehunde“ an einem blüthenweiß gedeckten und mit allerlei guten Dingen reich besetzten Tisch.

Der Doktor Saren erwies sich als ein trefflicher Gesellschafter und stieß mit Wildenthal auf die Erneuerung der heutigen Begegnung an.

„Sie würden mir eine besondere Ehre und Freude erweisen,“ sagte er zu dem blonden Gutsherrn, „wenn Sie mir in meiner Hütte einmal einen Besuch machen wollten, den ich freilich erst nach Schluß der Saison in Riesfeld erwidern könnte, denn bis dahin bin ich Sklave und kann nicht von hier fort.“

„Und wo liegt Ihre Hütte?“ fragte Wildenthal, der lächelnd dieses Wort des Arztes wiederholte.

„Sie müssen vorhin bei ihr vorübergegangen sein. Sie ist durch sechs korinthische Säulen gekennzeichnet.“

„Mit der Inschrift Villa Anna?“ ergänzte fragend der Blonde. Und wie der Arzt schmunzelnd nickte, fuhr Wildenthal fort: „Nun, eine solche Hütte lasse ich mir gefallen. Alle Achtung! Ihr Palazzo steht auf dem herrlichsten Punkt am Strande. Was muß Ihnen Ihre Praxis einbringen, daß Sie sich einen so prachtvollen Villenbau gestatten durften!“

„Ich bin mit meiner Praxis ganz zufrieden,“ sagte der Arzt, indem er Wildenthal und sich auf's Neue aus der Flasche Chateau Brillette einschenkte, „aber halten Sie mich um Gottes willen nicht etwa für einen Honorarspekulanten.“ Sein joviales Gesicht wurde um einen Grad ernster; er fuhr sich mit den Fingern der Rechten durch seinen wirren, kurzgehaltenen und fast bis unter die Augen hinaufreichenden schwarzen Vollbart und

sprühte durch die Gläser seiner scharfen Brille aus seinen dunklen, klugen Augen einen feurigen Blick nach seinem Gegenüber. „Halten Sie mich um Gottes willen für keinen Geldschneider," wiederholte er mit feierlichem Nachdruck. „Ich bin durch ein gütiges Geschick von Hause aus wohlhabend genug und treibe meine ärztliche Praxis mehr zum Vergnügen, von dem Drange beseelt, mich doch auf irgend eine Weise nützlich zu machen. Ja, ich habe eine gewisse Scheu vor hohen Honoraren. Wer als praktischer Arzt bei schnellem Wachsthum seines Erfolges und seiner Einnahmen dennoch ein Gentleman bleibt, der ist eine rara avis."

„Ist das Ihr Ernst, Herr Doktor?"

„Mein vollkommener Ernst. Sehen Sie, ein Mann der Wahrheit und inneren Vornehmheit ist immer eine Seltenheit. Gar zu leicht scheitert der Mensch im Arzte am eigenen Erfolge; er wird dann ein Geldspekulant und ein Pfleger der Thorheit des Publikums, die ihm zum Kapital wird, von dessen Zinsen er sein Wohlleben bestreitet."

Wildenthal streckte seinem Gegenüber die Hand hin. „Das sind Ansichten, die Ihnen alle Ehre machen. Ich verstehe Sie vollkommen, und ich gratulire Ihnen zu Ihrer Auffassung. Mit welchem Hochgefühl müssen Sie sich nach einem Tage voll Mühe und Arbeit des Abends zu Bette legen!"

„Nun ja, ich danke, ich erfreue mich eines vortrefflichen Schlafes," erwiderte Saren in scherzhaft-munterem Ton. „Loben Sie mich übrigens nicht allzu sehr, ich bin ein arger Sonderling und entziehe mit meinen Liebhabereien und allerlei fremdartigen Nebendingen vielleicht doch manche Stunde der leidenden Menschheit. Aber man kann eben nicht aus seiner Haut schlüpfen. So habe ich mir erst kürzlich etwas eingerichtet, das mein ganzer Stolz ist, mit dem ich auch wohl gelegentlich ganz gute Dienste leisten kann, das aber recht eigentlich nur meinem Triebe zur Bastelei ein Genüge thut — rathen Sie, was?"

„Vielleicht eine Werkstätte? oder eine Sternwarte? oder? —"

„Nein, nein, Sie rathen es nicht. Ein Röntgenstrahlen-Kabinet habe ich mir eingerichtet, in meinem eigenen Hause, und so vollkommen und mit so starkem Strome, daß mich mancher Professor in der Hauptstadt darum beneiden würde."

„Das ist mir in hohem Grade interessant. Ich bin zwei Jahre von den Stätten der Bildung fern gewesen und habe von der epochemachenden Verwendung der Röntgenstrahlen nur durch flüchtige und ungenügende Zeitungsnotizen etwas erfahren. Würden Sie die große Liebenswürdigkeit haben, mir einen Blick in Ihr Kabinet zu gestatten?"

„Aber mit dem größten Vergnügen. Besuchen Sie mich heut Nachmittag."

„Um welche Stunde?"

Der Arzt überlegte.

„Warten Sie einmal. Ich habe noch verschiedene Krankenbesuche zu

machen. Bis drei Uhr werde ich aber fertig sein. Sagen wir für alle Fälle: um halb vier . . . dann bin ich sicher zu Hause."

„Abgemacht," stimmte Wildenthal bei. „Um halb vier Uhr werde ich in Ihrer Hütte mit den korinthischen Säulen sein. Bis dahin werde ich versuchen, die Zeit auf's Angenehmste todtzuschlagen."

„Was werden Sie beginnen? Wollen Sie einen Spazierritt am Strande machen? Zu diesem Zwecke giebt es hier ganz anständige Miethspferde . . ."

Wildenthal schüttelte sich in komischer Abwehr.

„Unsere pommerschen Miethsgäule — nein, ich danke. Ich habe meinen Wagen im Kurhause, ich könnte ja fahren, aber ich ziehe vor, zu Fuß zu gehen und zu sehen, ob ich nicht alten Bekannten begegne. Um drei Uhr werde ich ein Seebad nehmen und mich hinterher sofort bei Ihnen einstellen."

„Dann auf Wiedersehen. Ich danke Ihnen für die angenehme Frühstücksstunde."

Der Arzt erhob sich und verließ grüßend den „Seehund".

Auch Wildenthal brach bald auf.

Er schlenderte wieder am Strande entlang, der jetzt um die Mittagsstunde stark bevölkert war.

Der steife Nord hatte abgeflaut; die Sommersonne that ihre volle Wirkung, und es war recht warm geworden. Aber noch immer rollte die See in rauschenden, schaumgekrönten Wogen gegen den Strand, und um dieses Schauspiel in aller Behaglichkeit zu genießen, hockten Herren und Damen in ihren Strandkörben, das Antlitz der See zugewendet, gegen die Strahlen der Sonne geschützt durch die schattenden Wölbungen ihrer Sitze.

Wildenthal ging unmittelbar am Wasser entlang, sodaß er in die Körbe hineinblicken konnte. Er sah nicht viel Erfreuliches. Es gab da viel alte und gebrechliche Personen, einige geschmacklos gekleidete jüngere Damen und residenzliche Stutzer, die mit ihren weißen Flanellanzügen, rothen Kravatten und aufgekrempelten Beinkleidern gigerlhaft paradirten. Dort die üppige Frau in der himmelblauen Seidenbluse, deren goldblondes Haar von einem koketten Hütchen bedeckt war, kannte er die denn nicht? Richtig! Das war ja die Gattin des Rothwein-Importeurs in der Festung. Wie oft hatte er in der gemüthlichen Probirstube des Wein-Kaufmanns beim Glase gesessen! Aber damals hatte die hübsche Frau dunkles kastanienbraunes Haar gehabt, und jetzt strotzte ihr ein goldblonder, mit einem feinen Stich in's Röthliche überhauchter Haarknoten am schön geformten Hinterhaupte? Es war jetzt also Mode, das Haar röthlich-blond zu färben? Verwundert schaute er wieder nach der also gewandelten Frau. Sie warf ihm einen gefallsüchtigen, leicht herausfordernden Blick zu . . . Ob sie ihn auch erkannt hatte? Angewidert wandte er sich ab . . . diese gefärbten Weiber waren ihm ein Greuel. Er schlenderte weiter und dachte an Anna von Kroska.

Auch diese hatte goldblondes Haar; aber diese Farbe war wurzelecht und das Haar duftete — er hatte es einmal erfahren, als er sich gleichzeitig mit ihr nach einem Bernsteinstückchen bückte und seine Nase dabei unmittelbar mit ihrem Kopfe zusammenstieß — ja, wonach duftete es denn? Nach einem jungen, schönen, gesunden deutschen Mädchen, dessen herbe, keusche Atmosphäre ihn immer berauscht hatte.

War er mit seinen Gedanken schon wieder bei Anna? Merkwürdig! Noch nie in diesen letzten Jahren war ihm die Erinnerung an jene Jugendfreundin so hartnäckig und aufdringlich aufgetaucht, wie heute. Würde er ihr vielleicht doch noch begegnen, und warf dies Ereigniß etwa schon seinen Schatten voraus? Er prüfte mit weit schweifendem Blicke den Strand bis zur fernen Mole, aber nirgends konnte er eine Dame erblicken, die auch nur flüchtig an die Ersehnte erinnert hätte.

Wiederum guckte er im Vorübergehen in die Strandkörbe. Nirgends war Anke zu entdecken. „Sie ist nicht hier," murmelte er unzufrieden vor sich hin, „wahrscheinlich ist sie dort (er schaute in die Richtung der Festung) und schaltet im Hause des Herrn Papa."

Aber was war das? Aus dem vorletzten der in langer Reihe aufgestellten Strandkörbe war ein junges Mädchen herausgetreten, das ihn unwillkürlich an Anna gemahnte. Dieselbe Höhe der Gestalt, derselbe leichte schwebende Gang, dasselbe einfache nur mit rothem Bande geschmückte niedere Strohhütchen, das Anna im Gegensatze zu den hohen und überladenen Hutungeheuern der Modenärrinnen immer zu tragen geliebt hatte. Er schritt schneller aus, um die sich nach der Mole zu Entfernende einzuholen. Doch nein, das konnte nimmermehr Anna sein! Als er näher gekommen war, entdeckte er die wahrhaft zerbrechliche Wespentaille der vor ihm Schreitenden. Entweder war dieses insektenähnliche Geschöpf ein fleischloses Gerippe, oder es hatte sich so unvernünftig und geschmacklos zusammengeschnürt, daß allen seinen inneren Organen der Schwund drohen mußte. Das waren ja kaum noch 40 Centimeter Taillenumfang. Du lieber Gott, wie konnte ein so widernatürlich geformtes Mädchen noch darauf rechnen, je einem gesunden jungen Manne zu gefallen! Eine solche Figur war ja der Gipfel des Unverstandes und abstoßender Krüppelhaftigkeit. Wo blieben da die entzückend schwellenden Formen eines normalen jungfräulichen Körpers? Wildenthal hatte feiste Orientalinnen, zierliche Japanerinnen, aalglatte geschmeidige Negerinnen gesehen; aber keine dieser Rassen suchte durch eine unnatürliche Einkerbung des Wuchses über den Hüften das Gefallen der Männerwelt zu erregen; es blieb nur einigen von allen Grazien verlassenen modetollen Europäerinnen vorbehalten, ihren Körper so widerlich zu verkrüppeln und mit solcher Verkrüppelung noch Staat machen zu wollen. Das war nicht Anke, das wußte er im Voraus. Aber um die Richtigkeit seiner Schlußfolgerung auch noch durch den Augenschein zu bestätigen, ging er bei der jungen Dame vorbei und wendete sich dann unauffällig ein

wenig nach ihr um. Gott sei Dank! er hatte Recht gehabt: ein ihm gänzlich unbekanntes aber ganz hübsches Gesicht schaute nach ihm hin mit freundlichen, beinahe auffordernden Blicken. Ein leiser Schauer überlief ihn. Er war von heftiger Abneigung gegen alles Unnatürliche beseelt und beschleunigte seinen Schritt, um aus dem Bereiche des armseligen Opfers einer wahnsinnigen Mode zu kommen.

Bis zur Mole war er so gelangt. Die Sonne hatte ihre Mittagshöhe überschritten; der ganze Strand war von einem flimmernden Glanze überzittert. Der Wind hatte sich völlig gelegt: nur die Unruhe der See war geblieben, schäumende Wogen rauschten noch immer gegen das Gestade. Ein weiß leuchtender Dampfer glitt majestätisch zwischen den beiden Wellenbrechern der freien See zu. Eine Weile lang verfolgte der stehen gebliebene Doktor den Lauf des Schiffes. Er sah die auf dem Verdeck unter dem Sonnensegel versammelten Fahrgäste, die theilweise über die Reeling hinauslugten, um noch einen letzten Blick nach dem Festlande zu werfen, bevor sie in die Unsicherheit des tückischen Meeres hinausglitten. So gab es überall im Menschenleben die Unruhe der Erwartung, das Zagen und Bangen vor möglichen Gefahren, das Wünschen und Sehnen nach dem ewig unerreichbaren Glücke. War es wirklich unerreichbar? Wenn er, Otto Wildenthal, jetzt vor das blonde Kommandanten-Töchterlein hinträte und beseligt ausriefe: „Da bin ich wieder, Anke! Auf zweijähriger Reise um die Erde habe ich allezeit Dein Bild im Herzen getragen, unter der Tropensonne und in den verderbendrohenden Wirbeln der Taifune. Da bin ich wieder! Freust Du Dich, Deinen einstigen Spielgefährten wiederzuhaben? Gestattest Du ihm, daß er Dich an seine Brust zieht und Dir nur drei Worte in Dein kleines, reizend modellirtes Oehrchen flüstert — die drei Worte: ich liebe Dich!" Würde sie ihm dann willenlos nachgeben und in seiner Umarmung selig erschauern?

War er denn heute förmlich behert, daß er von dem Gedanken an jenes Mädchen nicht mehr loskam? Wahrscheinlich hatte sie ihn längst vergessen. Ein Mann, der, wie er, so echt holländischen Abschied genommen und zwei Jahre lang nichts mehr von sich hatte hören lassen, konnte doch unmöglich voraussetzen, daß ihm das bewegliche Herz eines jungen Mädchens die Erinnerung bewahren und bei seinem plötzlichen Wiederauftauchen entzückt aufjubeln würde. Er zog seine Taschenuhr. Halb eins! Also noch drei Stunden bis zum verabredeten Besuche des Badearztes. Er machte Kehrt, um sich in das Lesezimmer des Seesteges zu begeben und bei einer Cigarre und beim Durchblättern der Journale die Zeit des Harrens abzukürzen.

Er schlenderte den Weg am Strande zurück. Die Strandkörbe waren jetzt verlassen, die Fahnen auf dem Herren- und dem Damenbade eingezogen. Die meisten Badegäste hatten wohl schon nach kleinbürgerlicher Art die Mittagstische aufgesucht. Er selbst hatte sich auf seiner Weltreise

eine andere Tageseintheilung angewöhnt; nach dem opulenten Frühstück, das er mit dem Arzte eingenommen, konnte er so wie so nicht vor 6 Uhr an ein Mittagsmahl denken; vielleicht würde ihm Dr. Saren auch bei dieser Mahlzeit Gesellschaft leisten.

Um halb zwei Uhr saß er im Lesezimmer und nahm eine der vielen ausgelegten Tageszeitungen in die Hand. Du lieber Gott! Diese Art Lektüre befriedigte ihn nicht mehr. Er hatte allen Geschmack an irgend welcher Fraktionspolitik verloren. Diese kämpfenden Parteiführer und ihre leitartikelnden Gesinnungsgenossen kamen ihm so unendlich spießbürgerlich und kleinlich, oft nur wie bezahlte Klopffechter vor. Wenn man so ein paar Jahre draußen in fremden Erdtheilen gewesen war und den Kampf der wimmelnden Menschheit im Großen und Ganzen, gewissermaßen aus der Vogelperspektive, überschaut hatte, dann fühlte man so recht, wie alle diese lokalen Aufregungen, diese Stürme im Glase Wasser, diese Nörgeleien der sich als Volkstribunen geberdenden Phrasendrescher doch ohne jede ernstere Bedeutung waren: für ein Volk, das in den Welthändeln mitreden und sich eine einflußreiche und achtunggebietende Stellung erringen wollte, gab es ja zuletzt doch nur ein einziges Ziel: Machtentfaltung zur See. Ein die Erdkugel umfassender Handel und eine diesen Handel kräftig beschützende Flotte — das mußte der Deutsche erstreben. Der Engländer hatte es längst erstrebt und auch voll erreicht — daher seine unvergleichlich sturmfreie Stellung, sein Reichthum, sein Uebergewicht. Aber der Engländer, so wie ihn Wildenthal draußen kennen gelernt hatte, war ein einseitiger, in Selbstsucht und Selbstanbetung verrannter und brutaler Gesell, allezeit bereit zur Nichtachtung und Unterdrückung fremder Rechte, Alles für sich begehrend, raub- und ländergierig, ein neidischer, mißgünstiger, ränkesüchtiger und treuloser Konkurrent. Wie anders, wenn einmal der Deutsche mit seinem unausrottbaren Rechtsgefühl, mit seiner Achtung vor den Geboten des Sittengesetzes, mit seiner Treue und Zuverlässigkeit, diejenige Macht zur See hinter sich haben würde, deren er bedarf, um allen Rechtsbrüchen und dem anmaßenden verletzenden Gebaren Albions ein „Wahre Dich!“ zuzurufen! Er legte das Zeitungsblatt aus der Hand, zündete sich eine Cigarette an und griff nach einem der illustrirten Witzblätter.

Der Zufall hatte ihn eine gute Wahl treffen lassen. Ein behagliches Lächeln verschönte sein männliches Antlitz. Er erfreute und erfrischte sich an dem wohlthuenden Humor, der in diesem Blatte waltete, und an den fein empfundenen und genial hingeworfenen Zeichnungen. Der Humor war noch nicht ausgestorben in Deutschland, und so lange ein Volk noch Humor zu erzeugen vermag, so lange es noch nicht gänzlich durch politische Begriffsspaltereien und die Verhetzungen der Fraktionstyrannis in Anspruch genommen und verbittert ist, so lange darf es noch die Hoffnung im Busen tragen, daß es ein entscheidendes Wort in Allem mitsprechen wird, was

die Menschheit auf der Bahn einer tüchtigen und sittlichen Entwicklung vorwärts treibt.

Es war schon in der dritten Stunde. Wildenthal hatte auch das durchblätterte Witzblatt zur Seite gelegt. Seine Cigarette war längst in Asche verwandelt. Ermüdet hatte er sich auf seinen Sessel zurückgelehnt, und mit leicht geschlossenen Augen befand er sich in jenem erquicklichen Dämmerungszustand, der den Uebergang vom Wachen zum Schlummer bildet. —

Der lebhafte Eintritt mehrerer Damen und Herren machte ihn auffahren. Er setzte sich wieder aufrecht, nahm ein Blatt in die Hand und vertiefte sich scheinbar wieder in dessen Lesung.

„Haben Sie vorhin die Frau Dr. Saren gesehen?" fragte einer der eingetretenen Herren seine Nachbarin, eine dicke Matrone.

„Wie werde ich sie nicht gesehen haben," versetzte dieser mit spöttischer Stimme.

„Nun . . . und . .?"

„Nun . . . und . . .?" wiederholte die Dame. „Soll ich etwa das Loblied singen, das Sie von mir erwarten? Ich weiß ja doch, daß Sie für vierundzwanzig Stunden unzurechnungsfähig sind, sobald Sie dieser Frau einmal begegnet sind."

„Sie treffen den Nagel auf den Kopf," bemerkte gutgelaunt der Herr. „Ja, meine gnädige Frau, man wird völlig unzurechnungsfähig, man delirirt vor Entzücken, wenn man dieses Meisterwerk aus dem Atelier des großen Menschenbildners wieder einmal angestaunt hat. Schade, daß man diese Rose vom Ostseestrande nur so selten zu sehen bekommt. Entweder ist ihr Gatte eifersüchtig und hütet sie ängstlich vor fremden Blicken, oder sie ist so vernarrt in den Gatten, daß ihr nie die Lust kommt, sich einmal nach anderen Männern umzusehen."

Unwillkürlich war Wildenthal aufmerksam geworden. Also der Badearzt, den er vorhin kennen und schätzen gelernt hatte, war verheirathet? Und seine Frau war eine anerkannte Schönheit? Davon hatte ihm Saren ja kein Sterbenswörtchen gesagt. Nun, er, Wildenthal, würde ja bald das Haus des Arztes betreten, vielleicht würde er die gepriesene Schönheit zu sehen bekommen, und dann konnte er ja beurtheilen, ob der Enthusiasmus dieses lauten Badegastes begründet war oder nicht. Ein spöttisches Lächeln zuckte aber fast unmerklich um seine Mundwinkel. Wie störend benahmen sich doch diese Kleinstädter in einem öffentlichen Lesezimmer. Sie plauderten so laut und zwanglos, als ob sie ganz unter sich im eigenen Hause wären.

„Sie hätte auch ein Recht, in einen solchen Gatten vernarrt zu sein," hob ein anderer Herr jenes Kreises an. Er hatte blauschwarzes Haar, tiefdunkle Augen, eine lange, gekrümmte, gurkenähnliche Nase, breite wulstige Lippen, wiegte beim Gange den Oberkörper und verrieth einige Schwierigkeiten bei der Aussprache des Konsonanten S.

„Wäre ich ein Frauenzimmer, wahrhaftig, ich wäre auch vernarrt in diesen Herrn Saren."

„Um Gotteswillen, Herr Abendduft," fiel ihm eine der jüngeren Damen in's Wort, „fangen Sie nicht wieder Ihre Preishymne auf Dr. Saren an. Wir schätzen ihn Alle, gewiß; er ist ein liebenswürdiger Mann und mag auch ein trefflicher Arzt sein; aber es giebt doch auch noch andere Aerzte hier, die sicher ebenfalls ihre Meriten haben."

„Sie meinen den Cohn? oder den Sanitätsrath Löwenstein? Mag sein. Auch diese Herren mögen ihre Kunst verstehen. Aber wissen Sie, warum mir der Saren von Allen der Liebste ist? Er ist kein Jüd'."

Die letzten Worte hatte der Sprecher, der eben erst die Mitanwesenheit Wildenthals bemerkt haben mochte, mit erhobener Stimme nach diesem hin ertönen lassen, wie um ihm unwiderleglich zu beweisen, daß er selbst kein Jude sei. Gegen diese Beweisführung schien aber sein ganzes Aeußeres, sein merkwürdiger Name und seine eigenthümliche Sprechweise den entschiedensten Widerspruch einzulegen.

Das Zucken um Wildenthals Mundwinkel verstärkte sich. Also auch hier in diesem Neste an der Ostsee dieselbe Erscheinung, die ihm schon an den Wirthstafeln fremder Erdtheile und an den Mittagtischen der schaukelnden Passagierdampfer so viel Spaß gemacht hatte. Kein noch so erhitzter Antisemit griff je die Juden so leidenschaftlich und so hartnäckig an, wie es gerade getaufte oder auch freireligiöse ungetaufte Juden zu thun pflegen. Auch Herr Abendduft glaubte seine Rassenmerkmale unkenntlich zu machen, wenn er eine starke Abneigung gegen den Stamm, dem er selbst entsprossen war, recht geflissentlich zur Schau trug. Wildenthal dachte an das Wort von der Schwalbe, die ihr eigenes Nest nicht beschmutzt; war in einem Schwalbenhirn denn mehr Klugheit und Besonnenheit, als in dem Schädel dieses gewiß scharf rechnenden und fein spekulirenden Herrn Abendduft?

Der blonde Gutsbesitzer stand auf und verließ das ihm unleidlich gewordene Lesezimmer. Er schritt über den Seesteg, unter dem noch immer die erregten Wogen rauschten, nach dem Gestade und stieg von dort zur Düne empor. Die Zeit zum Besuche des Saren'schen Hauses war noch immer nicht gekommen. Wildenthal spazierte oben an den Verkaufsständen entlang und erwarb einige Kleinigkeiten für seine Leute. Er hatte eine ausgezeichnete Ernte gehabt; seine Speicher waren bis zum Dachfirst gefüllt, und der Rest des Erntesegens, den er nicht mehr hatte bergen können, stand in hochgethürmten Diemen auf den Feldern. Die Verhältnisse auf seinem Gute waren von ihm schnell und unschwer geordnet worden; er sah einem sorgenfreien Winter entgegen und wollte, von Dankbarkeit gegen das gütige Geschick erfüllt, nun auch seinem Hausgesinde eine kleine Freude bereiten. Das junge Mädchen, das ihm in einer der Buden eine kurze Tabakspfeife für seinen Kutscher verkaufte, nannte ihn artig „Herr Doktor".

„Sie kennen mich, mein Fräulein?"

„Nu freilich . . . ich habe doch die Ehre, Herrn Doktor Wildenthal aus Riesfeld zu bedienen?“

„Allerdings, der bin ich. Sie sind aus der nahen Stadt?“

„Ja, Herr Doktor. Wir haben ja unseren Laden in der Kirchstraße. Der Herr Doktor haben als Student gar manchmal etwas bei uns eingekauft.“

„Ah, jetzt entsinne ich mich . . . ganz richtig. Sie waren damals noch eine „lütte Dirn“ und sind nun eine so stattliche junge Dame geworden.“

Die Verkäuferin erröthete bis unter ihr glänzendes flachsgelbes Stirnhaar.

Wildenthal sah sie freundlich an. Sie war ein hübsches, frisches Geschöpf.

Die Lust kam ihm, sich hier nach dem Kommandanten und dessen Tochter zu erkundigen. Die Verkäuferin mußte Fräulein Anna von Kroska unbedingt vom Ansehen kennen, das schöne junge Oberstentöchterlein war ja damals der Stolz der ganzen Festung gewesen. Schon schwebte ihm eine bezügliche Frage auf der Zunge — aber er unterdrückte sie. Er scheute sich, an dies Thema zu rühren und in seinen Mienen am Ende den Antheil zu verrathen, den er an Anna nahm. Er zahlte und bat, den Einkauf nach dem Kurhause zu senden und dort für ihn beim Pförtner abgeben zu lassen; dann nickte er der noch immer rosig erglühenden Verkäuferin freundlich zu und wandte sich weiter.

Eine Uhr in einem der offen stehenden Verkaufsgewölbe schlug zwei Schläge. Er stutzte und zog seine Taschenuhr. Richtig! Es war nun doch halb vier geworden, und er durfte dem Arzte seinen Besuch machen.

Merkwürdig! Wie er sich dem stattlichen Villenbau Sarens näherte, wurde er von einer Art Beklemmung befallen. Was war das für ein ihm sonst gänzlich unbekanntes Gefühl? Gab es denn Ahnungen, die sich körperlich so eigenthümlich bemerkbar machten? Stand ihm im Hause des Arztes irgend eine Unannehmlichkeit bevor? Wie er auf den Knopf der elektrischen Glocke neben dem Portal drückte, zuckte es ihm förmlich durch den Arm. Sollte er umkehren und den Besuch aufgeben? Welche tolle Frage! Was würde der liebenswürdige Arzt von seiner Unpünktlichkeit dann denken müssen? Er klingelte herzhaft noch einmal und schritt dann tapfer durch das sich sofort aufthuende Portal des Hauses.

Von einem sauber gekleideten Dienstmädchen, das auf sein Kommen schon vorbereitet zu sein schien, wurde er in einen Salon des Erdgeschosses geführt.

„Der gnädige Herr möchten hier eintreten, der Herr Doktor wird gleich erscheinen.“

Das Mädchen hatte es artig gesagt und verschwand wieder nach dem Vorflur.

Wildenthal befand sich in einem lichten, dreifenstrigen, reizvoll dekorirten

Gemach, das einen leichten Veilchenduft athmete. Die heitere Pracht des Rokoko umfing ihn. In die in hellen gebrochenen Tönen gehaltenen Wandflächen waren goldig umrankte Spiegel eingelassen; Porzellane aller Stilarten paradirten auf Konsolen und in einer ganz eigenartig verschnörkelten Servante. Ein chinesischer, mit leuchtender Seide bestickter dreitheiliger Schirm, der in den Märchenzauber des Rokoko vortrefflich hineinpaßte, maskirte einen Kamin, dessen muschelförmig ausladender, mit Pendüle und vielarmigen Bronzeleuchtern geschmückter Sims noch gerade über den Rand des Schirmes emporragte. Zwischen den Spiegeln befanden sich vergoldete, mit Wachskerzen besteckte Wandleuchter, hinter denen muschelartig geschweifte metallene Becken als Reflektoren schimmerten. Ein koketter Kronleuchter, mit den Glasbirnen einer elektrischen Beleuchtung versehen, schwebte von der mit Amoretten bemalten Zimmerdecke hernieder. Schwere resedafarbene Brokatvorhänge mit erhaben eingewirkten goldenen Blumen umrahmten die Fenster, und duftige, mit bunten Vögeln gemusterte Spitzenstores dämpften das grelle Licht des Tages.

Wildenthal spähte vergebens nach einem Porträt der ihm unbekannten, aber als Märchenschönheit gepriesenen Hausfrau. Nur ein paar alte Kupferstiche, die von holzgeschnitzten, vergoldeten, in zierliche Rosenknospen aufblühenden Rahmen eingefaßt waren, stellten den einzigen Bilderschmuck dar.

Er hatte sich auf den Zehen erhoben und studirte gerade einen dieser Stiche, als sich die Thür zu einem Nebenzimmer öffnete und Dr. Saren eilfertig hereintrat.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ich Sie ein paar Minuten lang warten ließ. Ich habe in meinem Zauberkabinet erst Ordnung schaffen müssen — es darf mir in meiner Abwesenheit dort grundsätzlich nie ein dienstbarer Geist hineinkommen — jetzt ist Alles zum Empfange bereit, und wenn es Ihnen recht ist, so geleite ich Sie."

Er schob seinen Arm vertraulich unter den seines Gastes und führte diesen durch mehrere ebenfalls als Gesellschaftsräume eingerichtete Zimmer, dann durch eine kleine anheimelnde Bibliothek und durch ein an diese anstoßendes Arbeitszimmer. Hinter diesem befand sich nach dem Hofe zu gelegen ein zweifenstriges Gemach. Als sie dieses erreicht hatten, sagte Saren:

„Da wären wir. Bitte, hängen Sie Ihren Hut dort an den Nagel und machen Sie es sich bequem, soweit dies der etwas enge Raum gestattet."

Wildenthal legte ab und sah sich wißbegierig in dem Zimmer um. In der Mitte stand ein oblonger Tisch, dessen Platte einen Einschnitt zeigte, so daß es schien, als ob man den Tisch im Bedarfsfalle auseinanderziehen könnte. Ueber dem Tisch glitzerte ein Glaskörper, der einer kleinen Wasserkaraffe nicht unähnlich sah, von einem Holzgestell getragen und durch Drahtleitungen mit einem an der Wand auf einer Konsole ruhenden Apparat

verbunden war. Unter diesem Apparate befand sich ebenfalls an der Wand ein Brett mit verschiedenen Knöpfen und Griffen zur Regulirung und Ein- oder Ausschaltung des elektrischen Stromes. Eine schmale Thür, die geschlossen war, führte, wie der Arzt erklärte, zu einem dunklen Nebenraume, in dem die durch Röntgenstrahlen bewirkten photographischen Aufnahmen sachgemäß hervorgerufen und fixirt werden konnten.

„Die Natur der Röntgenstrahlen ist Ihnen bekannt?“ hob der Arzt wieder an. Und da der Andere lebhaft nickte, fuhr Saren fort: „So habe ich Ihnen nur die Apparate zu erklären. Dieser Glaskörper hier ist die bekannte Geißler'sche Röhre in einer für unseren Zweck besonders geeigneten Form. Die an den Enden eingeschmolzenen Drähte, die Elektroden, sind mit den Polen des dort befindlichen“ — er deutete nach der Wand — „Ruhmkorff'schen Funkeninduktors verbunden.“

„Wozu ist dieser Ruhmkorff erforderlich?“ fragte Wildenthal. „Es giebt doch hier schon eine elektrische Straßenbeleuchtung.“

„Und ich hätte den Strom von unserem Elektricitätswerke beziehen können,“ ergänzte der Arzt. „Ganz richtig . . . aber wie ich Ihnen heute schon einmal sagte, ich habe Freude am Basteln und Experimentiren; ich wollte mich von unserem Elektricitätswerk unabhängig machen und mir den erforderlichen Strom selbst erzeugen. Betrachten Sie einmal den Induktor. Er ist ein gar kräftiger Gesell. Sie wissen von der Schule her, daß die Stärke des Induktionsstromes mit der Windungszahl des Drahtes wächst. Nun, ich habe mir da einen Apparat mit 45 Kilometer Drahtlänge fertigen lassen, um auch die stärksten Spannungserscheinungen hervorzubringen; ich kann Ihnen, wenn Sie es wünschen, ein kleines Gewitter mit ganz respektablen Blitzschlägen vorführen.“

„Davon bin ich bei so riesiger Drahtlänge vollkommen überzeugt. Was ist das für ein Stückchen Metall in der Geißler'schen Röhre?“

„Das ist der Spiegel, mit dem wir die Röntgenstrahlen auf den zu durchleuchtenden Gegenstand zu werfen vermögen. Diese Geißler'sche Röhre ist, wie Sie sehen, in ihrem Gestell beweglich.“ Er ergriff den Glaskörper und drehte ihn hin und her: in jeder ihm gegebenen Stellung blieb das Glas ruhig stehen. „Wir können also beginnen. Ich beabsichtige, eine radiographische Aufnahme Ihrer Hand zu machen, mir fehlt aber noch ein Gehilfe. Ich mußte meinen Diener, den ich auf das Geschäft eines Assistenten eingefuchst habe, mit einem Fieberthermometer zu einem meiner Patienten schicken. Ich werde daher meine Frau bitten, uns Dienste zu leisten; sie hat das ebenfalls bei mir gelernt.“

Er ging an das Haustelephon und rief in den Apparat:

„Anna . . . bist Du da? . . . Schön. Bitte, komme zu mir in's Röntgenkabinet. Ich habe Besuch und bedarf Deiner Unterstützung.“

Er hing den Hörer wieder an den Haken, wandte sich zu Wildenthal zurück und sagte:

„Meine Frau wird gleich erscheinen.“

Wieder empfand der kerngesunde und sonst keinerlei Nervenschwäche kennende Hüne jene eigenartige Beklemmung. Er begriff sich nicht. Was ging ihn Frau Dr. Saren an? Und wenn sie wirklich so schön war, wie vorhin von einem ihrer Bewunderer behauptet worden war — fürchtete er sich denn vor einem schönen Weibe?

Der Arzt hantirte noch an seinen Apparaten, und Wildenthal schaute ihm scheinbar zu, während er mit seinen Gedanken ganz wo anders war, als sich die Thür, durch die die beiden Herren gekommen waren, geräuschlos öffnete und eine majestätische Frauengestalt über die Schwelle trat. Ein tadelloser Wuchs, junonische Körperformen und ein ovales, klassisch geschnittenes Gesicht von bezaubernder Holdseligkeit. Ein orangefarbenes Kleid aus leichter Seide, mit gelblichen Spitzen geschmückt, hüllte die vornehme Erscheinung ein; ein paar frisch erblühte Theerosen steckten ihr im Gürtel.

„Liebe Anna,“ sagte der Arzt, „gestatte, daß ich Dir Herrn Doktor Wildenthal aus Riesfeld vorstelle.“

Der Vorgestellte stand wie eine Bildsäule. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er die schöne Frau an. War sie ein Trugbild seiner Sinne? Oder war da plötzlich die den ganzen Tag lang Gesuchte, die Tochter des Kommandanten, seine heimliche Jugendflamme, strahlend und bezaubernd vor ihm aufgetaucht?

„Ich glaube . . . gnädige Frau . . . wir kennen uns schon,“ stammelte er verwirrt. „Wenn Sie sich — meiner noch erinnern . . .“

„Aber freilich erinnere ich mich Ihrer, Sie viel Gereister und endlich Heimgekehrter,“ fiel ihm Anna gänzlich unbefangen und mit freundlichem Lächeln, bei dem sie ihre weißschimmernden Zähne zeigte, in's Wort. „Der Herr Doktor hat uns nämlich vor Jahren manchmal mit seinem Besuch beehrt,“ wandte sie sich erklärend an ihren überrascht dreinschauenden Gemahl, „er war ein besonderer Günstling meines Papas.“

„Und wo ist Ihr Herr Vater jetzt?“ fragte Wildenthal, nur um etwas zu sagen und so seine Verwirrung zu verbergen.

„Er hat im vorigen Jahre seinen Abschied genommen und sich in Berlin zur Ruhe gesetzt.“

Diese Antwort hatte Wildenthal nur mit dem äußeren Ohr vernommen. Zwei einander gänzlich widerstrebende Empfindungen stritten sich in seinem Innern. Einerseits hätte er aufjubeln mögen, daß er Anna wiedergefunden, und daß sie noch viel, viel herrlicher erblüht war, als er es sich in seinen verzücktesten Träumen ausgemalt hatte, und andererseits fühlte er sich um alle seine Hoffnungen betrogen, denn der unendlich reiche Schatz, den er vor Jahren vielleicht spielend hätte heben können, war nun von einem Anderen gehoben, und er selbst hatte nichts als das leere Nachsehen, als die unfruchtbare Reue über seine damalige, unbegreifliche Zurückhaltung und Schwerfälligkeit. Und jetzt, gerade jetzt, wo das entzückende Geschöpf

als das Eheweib eines Anderen unerreichbar vor ihm stand, ging ihm erst das volle Verständniß für das auf, was ihm Anna damals gewesen und was sie ihm für immer hätte werden können; jetzt begriff er die Unermeßlichkeit seines Verlustes, und ein haßerfüllter, blutiger Neid gegen Saren, den bevorzugten Mitbewerber um diese königliche Schönheit, wollte in seinem Herzen Platz greifen. Doch was konnte Saren dafür, daß er, Otto Wildenthal, ein so einfältiger und schülerhaft verlegener Bursch gewesen war, der die Hand nicht ausgestreckt hatte nach dem höchsten und herrlichsten Preise, den dieses armselige Leben überhaupt zu ertheilen vermochte? —

Blitzartig zuckten diese Gedanken durch sein Hirn und spiegelten sich in jähem Wechsel auf seinem männlich schönen Antlitz wieder, das bald in einer Art Verklärung, bald finster und todestraurig auf den Gegenstand seiner allergeheimsten und heißesten Wünsche gerichtet war.

Dieser wechselnde Ausdruck seiner Mienen konnte dem Ehepaar, dem er so unmittelbar gegenüberstand, unmöglich entgehen. Anna begann durch sein Verhalten beunruhigt zu werden. Mit der Feinfühligkeit und treffsicheren Intuition des Weibes ahnte sie, was in ihm vorging. Ohne eitel und gefallsüchtig zu sein, wußte sie, daß sie schön und begehrenswerth war; sie erinnerte sich auch sofort an das einstige Verhalten Wildenthals, der ihr auf seine stumme und ungewandte Weise ein wenig den Hof gemacht haben mochte, und ein gewisses Mitleid mit dem scheinbar so bitter Enttäuschten meldete sich in ihrem guten und menschenfreundlichen Herzen. Sie bemühte sich daher auch, so weit sie ihrerseits dazu beitragen konnte, ihm über das Peinliche — das nur für ihn Peinliche — dieser Wiederbegegnung möglichst glatt hinwegzuhelfen, und ihm noch einmal, wie zum Dank, die Hand bietend, sagte sie freundlich:

„Ich werde es meinem Papa schreiben, daß Sie seiner sofort gedacht haben, und werde, wenn Sie dies wünschen, ihm Ihre Grüße bestellen.“

„Ich bitte darum, gnädige Frau,“ brachte Wildenthal mit nur mühsam gewonnener Fassung hervor. Die Berührung ihrer Hand hatte ihn wieder elektrisirt; am liebsten hätte er sie an sein Herz gerissen und ihr in's Ohr geraunt: Anke, warum spielen wir denn diese Komödie und stellen uns so fremd und förmlich zu einander? — Aber hätte er denn dies sagen dürfen? war sie nicht das Weib, das anscheinend glückliche Weib eines Anderen? Hatte er etwa das Recht, sich auf irgend ein Versprechen, auf nur einen einzigen verheißungsvollen Blick des Fräulein von Kroska berufen zu dürfen?

Er ließ ihre Hand los, trat einen Schritt zurück und wandte sich, jetzt wieder völlig Herr seiner selbst, in erzwungen munterem Ton an Annas Gatten:

„Sie sehen, mein lieber Herr Doktor, wie klein die Welt ist: überall trifft man alte Bekannte. Ich bedaure nur, wenn Sie meinetwegen Ihre Frau Gemahlin bemüht haben.“

Sarens ſonſt immer heiteres Angeſicht war doch um einen Grad ernſter geworden. Die Beſtürzung Wildenthals, die beſondere Wärme, mit der er Anna begrüßt hatte, ſein Ringen nach einer möglichſt unbefangenen Haltung, ſein jetzt ſo erzwungen leichter Ton, befremdeten ihn. Er war der hochbeglückte Gatte ſeines von ihm heiß und leidenſchaftlich geliebten Weibes; Anna hatte ihm noch nie Grund zu irgend welcher Eiferſucht gegeben; ſie war ſo durch und durch vornehm, ein ſo reines und ſittenſtrenges Weib, daß er ſie auch nur durch den leiſeſten Zweifel an der Vorwurfsfreiheit ihres früheren Lebens geradezu beleidigt hätte. Aber heute, zum erſten Mal in ſeiner erſt einjährigen Ehe, fühlte er, wie auch ſein Herz doch nicht gegen alle Eiferſucht gewappnet war. Wildenthal hatte ſich gar zu ſonderbar benommen. Hatten zwiſchen dieſem blonden Recken und Anna früher Beziehungen beſtanden, die ihm vielleicht unbekannt geblieben waren? und wollten dieſe Beziehungen jetzt, da der Weltreiſende wieder heimgekehrt war, etwa wieder aufleben? Warum hatte Anna dem ſich ſo merkwürdig geberdenden Manne nicht einfach den Rücken gekehrt? warum bemühte ſie ſich ſo unverkennbar, ihm bei der Wiedergewinnung ſeiner Selbſtbeherrſchung behilflich zu ſein? War es nicht eine Art Brauſepulver, das ſie dem Erregten vorſorglich eingab, als ſie ihm ganz ohne zwingenden Grund noch ein zweites Mal die Hand bot? Wollte ſie ihn durch den leiſen Druck ihrer Hand beſänftigen und etwa zur Vorſicht mahnen?

Pfui! ein häßlicher Verdacht, für den er im Stillen ſein edles Weib um Verzeihung bat. Er fühlte, daß er ſich mit ſeinen Vermuthungen in's Bodenloſe verirrte. Das, was er geſehen oder geſehen zu haben glaübte, wollte er auslöſchen von der lichtempfindlichen Platte ſeines Gedächtniſſes; in möglichſter Unbefangenheit wollte er ſeine Zuſage erfüllen und den Gaſt an einer radiographiſchen Aufnahme theilnehmen laſſen . . . wenn ſich nichts Befremdliches mehr ereignete, dann hatte er ſich eben geirrt und ganz unnöthig beunruhigt; ſollte aber ein neues Moment ſeinen Verdacht beſtätigen, dann wehe dem Judas, der die Gaſtfreundſchaft täuſchte und unter der Maske des Harmloſen in den Frieden einer jungen Ehe eingebrochen war!

„Wollen wir beginnen?“ fragte er mit ruhiger Stimme und ſcheinbar ausſchließlich mit ſeiner Aufgabe beſchäftigt. „Anna, Du haſt wohl die Güte, das Weitere zu beſorgen. Ich will nur ſchnell die Kaſſette zur Aufnahme holen.“

Er eilte in das dunkle Nebengemach, aus dem er ſofort wieder mit dem geſuchten Gegenſtand, einem größeren flachen Holzkaſten, zurückkehrte. Er legte ihn auf den Tiſch und erſuchte Wildenthal, am Tiſch Platz zu nehmen und ſeine Rechte auf den Kaſten zu legen.

Anna hatte ſich inzwiſchen an dem Brette unter dem Funkeninduktor zu ſchaffen gemacht.

Ein eigenthümliches Geräuſch ließ ſich vernehmen, und ſofort ſprühte

ein intensiver Lichtschein in der Geißler'schen Röhre auf. Saren stellte die Röhre richtig ein, so daß der Spiegel in ihr den Strahlenkegel direkt auf Wildenthals Hand warf.

„So. In wenigen Minuten wird die Aufnahme beendet sein. Halt! da fällt mir etwas ein. Anna, Du könntest die Güte haben, Deine Hand ebenfalls auf die Kassette zu legen — es ist Raum genug vorhanden — ich habe das größte Format meiner Platten gewählt.

Er rückte einen zweiten Stuhl an den Tisch und nöthigte seine Gattin, darauf Platz zu nehmen und ihre Rechte dicht neben die Wildenthals zu legen. Wäre er befragt worden, was er eigentlich damit bezweckte, so hätte er die Antwort schuldig bleiben müssen; der Gedanke war ihm unvermittelt aus der Nacht des Unbewußten aufgestiegen. Vielleicht wollte er dem Doktor nur die Marter bereiten, still und unbeweglich neben Anna sitzen und dabei die Nähe ihrer Hand fühlen zu müssen. Er selbst stand aufrecht am Tisch und beobachtete mit Argusblicken sein Weib und den Gast, der sich ihm so verdächtig gemacht hatte. Unverwandt sah er auf die beiden Hände hin; sie lagen so, daß sich die beiderseitigen Daumen leise berührten.

Wenn irgend eine lichtscheue Beziehung zwischen dem hier sitzenden Paar besteht, dachte er, so muß jetzt zwischen den sich berührenden Fingern ein Strom hin und her gehen, der die Festgebannten vielleicht mit geheimer Wollust, sicher aber auch mit lähmendem Schreck und Entsetzen erfüllt. Denn der berufene Rächer der verletzten Ehre steht neben ihnen und beobachtet auch das leiseste Zittern ihrer Gliedmaßen.

Was war das? Sah er recht oder täuschte ihn sein bis zum Schmerz gespannter Sehnerv? Zitterte denn nicht die Hand Wildenthals? Bebte nicht auch Annas Rechte? Er schloß die Augen, um sie nach einer Weile wieder zu öffnen und nun noch einmal schärfer hinzusehen. Er mußte sich vorhin getäuscht haben: die beiden Hände lagen unverändert ruhig neben einander.

„Es ist genug."

Mit etwas rauh gewordener Stimme hatte er es gesagt.

Die beiden Sitzenden erhoben sich.

Alle Drei sahen einander mit erheucheltem Gleichmuth an, der nur schlecht das Mißtrauen verbarg, das in ihren Blicken lag. Denn nicht nur Wildenthal, sondern auch Anna befürchtete, der Hausherr könnte durch das Benehmen des Gastes aufmerksam geworden sein und einen ganz unbegründeten Verdacht geschöpft haben. Eine schwüle, gewitterhafte Spannung lag in der Luft; jeder von den Dreien glaubte die schleichenden Schritte zu hören, mit denen sich ein furchtbares Verhängniß nähern wollte.

„Ich will nur schnell die Platte entwickeln," sagte Saren zu Wildenthal, „Sie können bei dieser Gelegenheit meine Dunkelkammer kennen lernen."

Er war vorangeschritten in das benachbarte fensterlose Gemach. Er drehte dort am Griff der elektrischen Beleuchtungsanlage: ein feines Fädchen

glühte in einer an der Decke befindlichen rothen Glasbirne auf und verbreitete so viel Dämmerlicht, wie etwa eine hell brennende Nachtlampe.

Wildenthal und Anna waren dem Hausherrn gefolgt. Der oblonge Raum war außerordentlich eng; der Tisch, der an der Längswand stand und mit allerlei Geräthen zur Entwicklung der Aufnahmen bedeckt war, ließ nur gerade noch so viel Platz übrig, daß sich die drei Personen knapp bewegen konnten.

Saren hantirte an den Behältern auf dem Tisch, von denen ein säuerlicher, leicht stechender Geruch ausging. Dann drehte er das Glühlicht aus und ergriff jenen eigenthümlichen Rahmen, dessen mit einer gelblichen Masse überzogene Papierfüllung die Eigenschaft besitzt, unter der Einwirkung unsichtbarer Röntgenstrahlen auch im Dunklen aufzuflimmern und jeden dahinter befindlichen Gegenstand durchleuchtet zur Anschauung zu bringen.

Er wollte eben die Natur dieses mit Bariumplatincyanür getränkten Fluorescenzschirmes erklären und den beiden Anderen durch den Augenschein den Beweis erbringen, daß die im Nebenzimmer erzeugten Röntgenstrahlen auch durch die geschlossene Thür, ja selbst durch die massive Ziegelsteinwand hindurch wirkten. Er hatte den Schirm in Augenhöhe erhoben, und im Begriff, seinen erklärenden Vortrag zu beginnen, bemerkte er zufällig ein Etwas in dem Schirm, dessen Anblick ihn mit der Gewalt eines Keulenschlages traf und ihm die Kehle derart würgte, daß er vorerst kein Wort hervorzubringen vermochte.

Wildenthal hatte nämlich so dicht neben Anna Aufstellung nehmen müssen, daß er den feinen Veilchenduft ihrer Toilette und die berauschende Atmosphäre ihres Körpers schauernd empfand. Die, an die er Jahre lang als an das Süßeste und Begehrenswertheste, was ihm in der Heimat lebte, zurückgedacht hatte; die, mit deren Bilde er sich heute unausgesetzt beschäftigt, die er sehnend gesucht hatte auf allen Wegen, auf denen er einst mit ihr gewandelt war, die stand nun neben ihm in der Stille und Heimlichkeit dieses dunklen Raumes. Er hörte ihre Athemzüge, er sog den Duft ihres Blondhaares ein, er fühlte jede Bewegung ihres junonischen Körpers. Ein Taumel stieg ihm zu Häupten; er vergaß, daß sie das Eheweib eines Anderen war. Nur ein einziges Mal wollte er seine Lippen auf diese köstliche, an den Flaum einer reifen Pfirsich gemahnende Haut drücken, nur einen einzigen Kuß trinken von diesem wonnig geformten Nacken, dessen fein geschwungene Linie und dessen entzückendes Härchengekräusel er vorhin im Glanze des Tageslichtes wie ein Tantalus betrachtet hatte. Er wußte nicht mehr, was er that; alle Ueberlegung, alle Selbstbeherrschung war in ihm ausgelöscht; dem elementaren Zwange des Naturtriebes willenlos folgend, beugte er sich nieder und traf mit seinen Lippen in einem leisen Kusse den Hals der ahnungslosen Nachbarin.

Wie von einer Tarantel gestochen schreckte diese zusammen, fast hätte sie laut aufgeschrieen. Ein Glück, daß sie den Schrei noch unterdrückt

hatte, denn ihr Gatte, der zwar meist ein besonnener Mann war, aber gereizt auch zu wildester Leidenschaftlichkeit aufflammen konnte, würde sonst Aufklärung gefordert haben, und dann vielleicht zu einer raschen und nie mehr wieder gut zu machenden That der Rache hingerissen worden sein. Nur einen kurzen, abwehrenden Stoß mit ihrer kleinen, aber kräftigen und durch die Empörung noch stärker gewordenen Hand hatte sie unwillkürlich nach dem Verwegenen ausgeführt, der seine Pflicht als Gastfreund so schnöde verletzte; dann stand sie unbeweglich, aber in banger, schaudernder Erwartung, ob der Unglückselige etwa sein verbrecherisches Thun zu wiederholen sich erdreisten würde.

(Schluß folgt.)

# Der Apostel.*)

Von

## Alexander Petöfi.

Deutsch von **Josef Steinbach**, Franzensbad.

I.

Die Stadt ist finster, tief in Nacht gehüllt,
Der Mond irrt abenteuernd in der Ferne,
Die goldnen Sterne schlossen schlummersanft
Die lichten Augen.
Schwarz ist die Welt,
So schwarz wie ein gedungenes Gewissen.

Nur noch dort oben blinkt ein winzger Schein,
Matt und ersterbend,
So wie der Blick des traumverlornen Siechen,
So wie der letzte, letzte Hoffnungsstrahl.

Den matten Schein wirft ein Mansardenlämpchen.
Wer wacht so spät bei fahlem Lampenlicht?
Wer wacht dort oben in verlassner Höhe?
Ach, Not und Tugend: ein Geschwisterpaar!
Groß, unermeßlich groß ist hier das Elend,
Kaum, daß es Raum hat in der kleinen Stube.
Ein winzig Stübchen, wie ein Schwalbennest
Und schmucklos auch, so wie das Nest der Schwalbe.
Vier öde Wände, unheimlich und kahl,
Was sag' ich kahl? — vom wuchernden Gespinste
Der Schimmelfäden schnörkelhaft verbrämt,
Und buntgescheckt
Vom Regen, der durchs Dach herniederträufelt . . . . .
Er schlängelt sich
In dicken Strichen an der Wand herab,
Wie Glockenschnüre im Gemach der Reichen.
Die Zimmerluft,
Von Seufzern und von Schimmeldunst getränkt,
Sie ist erdrückend schwül und atemwürgend.
Fürwahr, die bessre Unterkunft gewohnt,
Die edlen Köter hoher Herren gingen
An diesem Ort erbarmungslos zu Grund.

---

*) Wir veröffentlichen diese in Deutschland noch wenig bekannte Dichtung Petöfis zugleich als Uebersetzungsprobe aus der demnächst im Verlage dieser Zeitschrift erscheinenden ersten vollständigen deutschen Ausgabe von Petöfis lyrischen und epischen Dichtungen, denen erst die vortreffliche Verdeutschung Josef Steinbachs in vollem Maße gerecht und zur gebührenden Werthschätzung bei uns verhelfen wird. D. R.

Ein Bett, ein Tisch,
Auf Trödelmärkten kaum mehr feilzubieten,
Ein alter Strohsack an des Bettes Fuß,
Rings um den Tisch paar strohumflochtne Stühle,
Zu Betteshäupten mottenangenagt
Der Rest von einer Truhe:
Der ganze Möbelreichtum dieser Stube.

Wer mag hier wohnen?
Beim müden Zucken dieses Lampenlichts
Kämpft Hell und Dunkel;
Die Gestalten sind,
Im Zwielichtscheine geisterhaft umrissen,
Verschwommen, wie die Bilder eines Traums.

Ist es die Lampe, die das Auge täuscht?
Wie, oder sind die Siedler dieser Zelle
In Wirklichkeit so bleich und geisterhaft?
O arme, unglückselige Familie!
Die Mutter liegt, den Säugling auf dem Arm,
Dem Bett zu Häupten, auf der morschen Truhe.
Der arme Säugling!
Er saugt und saugt mit heiserem Gestöhn
An seiner Mutter dürrer, welker Brust
Und saugt vergeblich.
Die Mutter sinnt, verloren in Gedanken.
Ach, die Gedanken müssen schmerzlich sein,
Denn wie geschmolzner Schnee vom First des Daches
So rinnen ihr die Thränen aus dem Aug',
Aufs Säuglingsantlitz stromweis niedertriefend . . . .
Vielleicht, vielleicht auch denkt die Arme nichts
Und ihre Thränen stürzen aus dem Auge
Nur unbewußt, gewohnheitsmäßig nur,
Wie Quellen aus dem Felsen.

Das ältere Kind, es schlummert, Gott sei Dank,
(Wie oder scheint es bloß, als ob es schliefe?)
Dort auf der morschen, wandgelehnten Truhe,
Aus deren grobem Leintuchüberwurf
Das nackte Stroh mit kecker Neugier blinzelt.
Schlaf, kleiner Junge, schlafe immerzu,
Und träume trocknes Brot Dir in die Händchen,
Damit Dein Traum ein königlicher sei!

Ein junger Mann, der Vater der Familie
Sitzt mit umwölkter Stirne an dem Tisch . . . .
Ergießt vielleicht von dieser trüben Stirne
Sich all das Dunkel, das die Stube füllt?
Ach, diese Stirne ist ein ganzes Buch,
Worin die Sorgen einer Welt geschrieben;
Ein Bild, auf dem mit farbenreichem Stift
Die Qualen von Millionen aufgestapelt.

Doch unter dieser düstern Stirne glänzt
Ein Augenpaar,
Wie zwei am Himmel flammende Kometen,
Die niemand' fürchten auf dem Erdenrund,
Vor denen aber eine Welt erzittert . . . . .
Sein lichter Blick
Strebt immer weiter, immer mehr empor,
Bis er sich im Unendlichen verlor,
So wie der Adler in den luftgen Wolken!

## II.

Friede herrscht auf weiter Erde,
Friede herrscht im engen Raume,
Nur der Herbstwind wimmert draußen,
Und die Mutter drin, im Traume.

An die Wand die schwachen Glieder stemmend,
Hebt das Knäblein sich am Lager sachte,
Und sein kläglich Flüstern tönt als käme
Eine Stimme aus dem Friedhofraume:
„Ach, mich hungert, Vater!
Wie ich mich auch quäle, immer quäle,
Ich vermag vor Hunger nicht zu schlafen;
Gieb mir Brot, der Hunger thut so wehe,
Oder zeig mirs blos, um mich zu laben!"

„Wart' mein Söhnlein, warte nur bis morgen,
Morgen sollst Du weißen Kuchen haben,
Weiß und weich, mit Himmelstau gebacken!"
„Lieber heute schwarze, trockne Rinde,
Als erst morgen weißen, weichen Kuchen,
Denn bis morgen kann ich sterben, Vater,
Und ich weiß auch, weiß auch, daß ich sterbe . . . . .
O wie schwer, wie langsam naht das „morgen";
Morgen, morgen sagst Du schon so lange,
Stets ists heute und mich hungerts ewig.
Wenn wir einst gestorben, lieber Vater,
Hungerts uns auch noch im Grabe unten?!"

„Nein, mein Söhnlein, wenn wir einst gestorben,
Dort im Grabe giebt es keinen Hunger!"

„O dann möcht ich lieber sterben, Vater!
Laß mir eine Totentruhe zimmern,
Eine kleine, weiße Totentruhe,
Weiß, wie meiner Mutter bleiches Antlitz;
Laß mich auf den Gottesacker tragen,
Und mich in die kleine Grube senken . . . . .

O, wie glücklich sind doch nur die Toten,
Wenn sie keinen Hunger mehr verspüren!"

Wer vermöchte noch den Mund des Kindes
Unschuldsvoll zu nennen?
Dolch und Schwert,
Könnt' es jemals tiefre Wunden schlagen,
Als die bleichen, zarten Kinderlippen
Dem gequälten Vaterherzen schlugen?
Armer Vater!
Wie er auch gekämpft, sich zu bemeistern,
Plötzlich sprang die Thräne ihm ins Auge
Und die Hand fuhr ängstlich an die Wange,
Um sie abzuwischen;
Denn ihm wars, als wäre ihm ein Tropfen
Frischen Bluts aus dem geborstnen Herzen
Siedendheiß ins Angesicht gespritzt . . . . .
Dem die Klage immer fremd geblieben,
Jetzt entströmte sie ihm unaufhaltsam:
„Herr der Welt, was hast Du mich erschaffen?
Was entriss'st Du mich dem ewgen Nichts,
Dessen Nacht ich mir so heiß ersehne.
Oder auch, was schufst Du mich zum Menschen,
Dem Du Weib und Kind ans Herz gedrückt,
Wenn ich sie nicht gleich dem Pelikane
Mit dem eignen Herzblut nähren kann? . . .
Doch verstumme Wort an meinem Mund!
Gott, der Herr, kennt seines Handelns Ziele;
Wir, nur wir stehn blind vor seinem Plan,
Wer auch wollt' ihn vor die Schranken fordern?
Er hat mich aufs weite Meer entsendet,
Mir den Kompaß in die Seele legend:
Und ich geh, wohin mich dieser lenkt . . . . .
Hier, mein Söhnlein, nimm dies Stückchen Brot,
Nimms und iß es;
Sei vergnügt, es ist der letzte Bissen,
Erst für morgen galt er — ißt Du ihn,
Weiß der Himmel, was Dich morgen sättigt!"

Froh und hastig griff der kleine Junge
Nach dem Brot;
Kauerte zurück aufs harte Bettchen
Und verschlang das trockne Mahl so fröhlich,
Daß ihm beide Aeuglein aufgeleuchtet,
Wie verliebte zwei Johanniskäfer.
Als die letzte Krume Brots zu Ende,
Sank der Traum, wie weicher Abendnebel
Auf das Thal, ihm auf die Augenlider,
Und das Köpfchen leis aufs Kissen neigend
Schlief er ein und lächelte im Traume . . . . ;
Was ihm träumen mochte?!
Wars ein Särgchen? wars ein Stückchen Brot? —

Auch die Mutter schluchzte sich hinüber
In den Schlaf —
Ihren Säugling zu dem Knäblein lagernd,
Schlang sie sanft die Arme um die beiden
Und entschlief am harten Truhenrand.

Da erhob der Vater sich vom Tische,
Trat auf leisen Sohlen an das Bett
Und verschlungnen Armes innehaltend
Sann er still:
„Endlich seid Ihr glücklich, meine Lieben
Und verspürt des Lebens Last nicht mehr!
Abgehoben hat sie Euch der Traum
Von den Schultern,
Die sie Tag und Nacht getragen haben.
Herr des Himmels, liebt also der Traum
Meine Teuern mehr, als ich sie liebe,
Daß er jene glücklich machen konnte,
Die ich selbst nicht glücklich machen kann?
Doch gleichviel, wenn sie nur glücklich sind . . . . .
Schlaft, o schlaft, Ihr Teuren, gute Nacht!“

Und nun küßte er die drei Entschlafnen,
Diese heilge Dreifalt seines Hauses.
Segnend hub er über ihren Häuptern
Seine Hand (die Hand, die ihnen eben
Nichts als bloß den Segen bieten konnt!)
Und begab sich wieder an den Tisch.
Nach der vollbeladnen Truhe aber
Sandte er noch einen sanften Blick,
Einen sanften, seelenwarmen Blick,
Der beglückend in den Traum der Schläfer
Rosen spann und Engel schweben ließ.
Dann versenkte er den Blick durchs Fenster
In die finstre, kohlenschwarze Nacht;
Starr und unverwandt sah er ins Dunkel,
Als ob er mit seines Flammenaugs
Nordlichtschein die Nacht entzünden wollte.

## III.

Wo mag des Mannes wache Seele schweifen?
Wen sucht ihr Hochflug und auf welcher Bahn?
Sie irrt in jenen luftgen Wolkenstreifen,
In die ein Halbgott oder nur ein Wahn
Die Kraft und Kühnheit hat emporzugreifen!

Er schüttelte die Erdensorgen ab,
So wie der Vogel die geborstne Schale,
Eh er entfliegt;
Der Mensch erstarb und nur der Bürger lebt;

Der eben der Familie angehörte,
Gehört der Welt;
Der eben drei Geschöpfe nur umarmt,
Umarmt jetzt eine Welt von Millionen:
Dort oben rauschen seiner Seele Flügel,
Von wo der Erdball winziger erscheint,
Als auf verkohlten Stößen von Papieren
Ein Fünkchen Glut . . . . .
Als er im scharfen Flug vorbeigesaust,
Erzitterten die Sterne in der Höhe,
Wie Kerzenflammen, atemangeweht.

Er flog und flog.
Millionen und Millionen Meilen steht
Ein Himmelskörper ferne von dem andern,
Allein, sie wichen hinter ihm im Flug
So rasch zurück,
Wie Baum um Baum
Am flüchtgen Reiter, der den Forst durchschneidet.

Und als er sich schon über Milliarden
Von goldnen Sternen hoch hinaufgeschwungen
Gelangte er . . . . .
Ans Ende dieses Weltenalls vielleicht?
Nein, in des Weltalls lichterfüllte Mitte!

Und vor ihm saß,
Der mit dem leisen Zucken seines Augs
Die Welten lenkt.
Des Wesen Glanz,
Aus dessen Auge jeder Funke Lichts
Ein Sonnenball,
Um den sich Erde, Mond und Sterne drehn.
Und, wie der Schwan in der krystallnen Flut,
Die Fittiche im Urgeist=Glanze badend,
Nahm die verklärte Seele jetzt das Wort:

„Sei mir gegrüßt, o Herr, und angebetet!
Ein Staubkorn, flog ich auf zu Deinem Thron,
Um mich vor Dir zu neigen,
Dir kündend: Herr, ich bin Dein treuer Sohn!
Auf harte Bahnen hast Du mich gelenkt,
Doch murr' ich nicht;
Nein, nein, ich segne Dich, denn Du bezeugst,
Daß Du mich liebst, daß ich Dein Auserwählter.
Entartet sind die Erdensiedler, Herr,
Sie fielen ab von Dir und wurden Sklaven . . . .
Die Knechtschaft aber ist die Muttersünde,
Die andern all nur ihre junge Brut;
Vor einem Menschen beugt der Mensch das Haupt!
Doch wer das Haupt vor einem Menschen beugt,
Höhnt Dich, o Gott!

Und auf der Erde, Herr, bist Du verhöhnt!
Für immer kann und darf es nicht so bleiben,
Dein Ruhmesglanz, er soll aufs neu erstehn.
Du schenktest mir ein Leben, ewger Vater,
Ich weihe dieses Leben Deinem Dienst.
Was einst mein Lohn, und ob mir einer wird,
Ich frage nicht;
Der niedrigste der Sklaven ist bereit
Sich abzumühn, wenn ihm ein Entgelt lächelt.
Ich mühte mich und müh' mich fürderhin
Von Wunsch und Hoffnung jedes Lohnes ferne.
Allein mir wird ein schöner, großer Lohn,
Seh ich dereinst, wie meine Erdenbrüder
Aus feigen Sklaven wieder Menschen werden;
Denn ob auch sündhaft, sündhaft bis ins Mark,
Ich liebe sie inmitten ihrer Sünden.
O gieb mir Kraft, gieb mir Erleuchtung, Herr,
Daß ich für meine Menschenbrüder wirke!"
So sprach die Seele;
Dann schwebte sie vom hohen Himmelsraum
Zur Erde nieder, in die kleine Stube,
Wo ihrer der erstarrte Leib geharrt.

Der Mann schrak auf,
Ein kalter Schauer fuhr ihm durch die Glieder
Und von der Stirne tropfte ihm der Schweiß.
Hat er gewacht? geträumt? er wußt es nicht . . . . .
Nur der sich bleiern auf die Lider senkte,
Der Schlaf gemahnte ihn, daß er gewacht.
Er raffte die erlahmten Glieder auf
Und trug sie taumelnd
Auf einen nahen Strohsack auf dem Boden.

Der eben trunken Gott zu Füßen saß,
Auf rauhem Strohsack wälzt er jetzt die Glieder!
Indes die Henker dieser irdschen Welt
Auf Seidenkissen weicher Ruhe fröhnen,
Wirft er sich, dieser Wohlthäter der Menschheit
Auf hartem Lager kläglich hin und her.

Doch sieh, die Lampe zuckt zum letztenmal,
Ihr mattes, fahles Leben auszuhauchen;
Allmählich löst und lichtet sich die Nacht,
Wie ein Geheimnis, weiter fortgeflüstert;
Das Frührot streut gleich einer Blumenmaid
Mit lichten Fingern Rosen auf die Fenster
Und auf des Stübchens nackte, kahle Wand,
Und an des Schläfers marmorbleicher Stirne
Erglüht des Ostens erster Purpurstrahl,
So wie der Strahlenglanz der Gloriole,
So wie ein lichter, warmer Gotteskuß!

## IV.

Wer bist Du, wunderlich Geschöpf,
Wer bist Du, Mann?
Um Deine Seele fließt ein Strahlenkleid
Aus Sternenglanz,
Und Deinen Leib
Bedecken alte Fetzen.
Die Deinen hungern und Du hungerst mit;
Ein Sonntag ists,
Wenn auf den ungedeckten Tisch
Von ungefähr sich weiches Brot verirrt;
Und was Du für die Deinen nicht vermagst
Und nicht für Dich:
Die große Welt,
Sie suchst Du zu beglücken;
Ins Himmelreich steht Dir der Eintritt frei,
Und pochtest Du ans Thor des Herrenhauses,
Vor Deinen Augen schlügen sie es zu;
Du sprichst mit Gott,
Und sprächst Du einen hohen Herren an,
Er weigerte Dir jede Wechselrede.

Ein Teil der Menschen
Nennt Dich in Ehrfurcht: heiligen Apostel,
Der andre Teil: ruchlosen Missethäter.
Wer bist Du, wer, und wem entstammst Du, sprich!
Nennt Vater, Mutter stolzerfüllt Dich Sohn,
Wie oder lodert ihr Gesicht vor Scham
Wenn man Dich nennt?
Wardst Du auf Spreu, wardst Du auf Samt geboren?

Soll ich sie Euch erzählen, die Geschichte,
Den Lebenslauf des rätselhaften Manns?
Wohlan es sei . . . . . wenn ich ihn malen wollte,
Ich malte einen unscheinbaren Bach,
Der unbekanntem Felsengrund entquollen,
Durch eine enge, dunkle Thalschlucht braust,
Die Rabenschwärme krächzend überhorsten
Und dessen Fluten, sich auf Schritt und Tritt
An Steinen stoßend, schmerzzerrissen schäumen.

## V.

Der Glocke Zunge tönte: Mitternacht.
Ein grimmig kalter Winter lag auf Erden.
Der Winternächte rauh Despotenpaar
Saß auf dem Throne: Finsternis und Kälte.
Das Licht verbarg sich gerne unterm Dach;

Wer wollte Gott auch unter freiem Himmel
Zu solchen Zeiten in Versuchung führen?

Die Straßen, wo sich helle Menschenscharen
Noch kurz zuvor wirr durcheinandgedrängt,
Sie waren leer,
So wie das Strombett, dessen Flut vertrocknet.
Im Winkelwerk der öden Straßen flog
Nur ein Verrückter hin und her: der Sturm.
Er jagte atemlos die Kreuz und Quer,
Als säße ihm der Teufel auf dem Rücken
Und stieße ihm den Sporn ins blutge Fleisch.
In toller Wut sprang er die Dächer an
Und heulte pfeifend durch die Schornsteinhöhlen.
Dann flog er weiter, um aus vollem Hals
Hineinzubrüllen in das taube Ohr
Der blinden Nacht.
Jetzt griff er in die Wolken hoch hinauf
Und riß sie krallenscharf in tausend Fetzen;
Ein Zittern ging durch die erschreckten Sterne.
Und zwischen Wolkenstücken hin und her
Warf sich der Mond,
So wie ein Toter auf den Wellen treibend.
Dann blies er die zerrissnen Wolkenfetzen
Mit starkem Atem wieder knäueldicht,
Und schoß aus seiner Höhe auf die Erde,
So wie der Geier auf die Beute schießt;
Ergriff gewaltig einen Fensterflügel
Und hub ihn rüttelnd aus dem Angelwerk;
Als die Bewohner, aufgeschreckt vom Traume,
Emporgeschrien,
Floh er, gespenstisch lachend, in die Ferne.
Die Stadt ist leer . . . . . wen gäb's zu solcher Zeit
Auch unterwegs? . . . . . und doch, und doch . . . . .
Ein leibhaft Wesen? . . . . . oder ein Gespenst?
Der Gang fürwahr ist geisterhaft genug.
Es schleicht heran — dem Scheine nach ein Weib,
Nur ists der tiefen Finsternis Geheimnis
Obs eine Dame, obs ein Bettelweib;
Blickt lauernd um,
Ihr Blick erspäht ein nahes Mietgefährte,
Sie nähert sich mit leisem Diebesschritt.
Der Kutscher war am Bocke eingeschlafen.
Geräuschlos öffnet sie den Wagenschlag
Und stiehlt vielleicht? — Bei Leibe nein, sie schiebt
Ein Bündel ein und schließt die Wagenthüre,
Um flugs, wie der Gedanke, zu enteilen. —
Am nahen Hause klirrt das Schloß am Thor
Und Herr und Dame treten auf die Straße;
Sie steigen in den Wagen;
Der Kutscher muntert seine Rosse an,
Der Wagen fliegt;

Vorerst Gewimmer, — hinterdrein ein Schrei!
Der Aufschrei war ein Schreckensruf der Dame,
Denn ihr zu Füßen wimmerte ein Kind.

Die Kutsche hielt;
Die Herrenleute stiegen aus dem Wagen;
Die Dame sprach mit liebenswürdgem Hohn:
„Hier ist Dein Lohn,
Das Trinkgeld klingelt Dir im Wagenraume,
Ein hübsches Kind,
Gieb acht darauf, es ist ja Gottes Gabe!“
So höhnte sie und dann verschwand das Paar.

Du armes Würmchen dort im Wagenraume!
Viel besser wärs, Du wärst als Hund geboren!
Am Schoße dieser Dame wär der Ort,
Wo Du erzogen würdest;
Dort würdest Du voll Zärtlichkeit gepflegt;
Da Du zum Menschen, nicht zum Hunde wardst,
Weiß Gott, zu welchem Schicksal Du erkoren!
Der Kutscher kraute sich an Kopf und Ohr.
Und, ob zum Fluche oder zum Gebete,
Das weiß nur Gott — gebrummt hat er vollauf.
Der Gottessegen wollt ihm nicht gefallen.
Er grübelte, was mit dem Balg zu thun?
Nach Hause bringen?
Der Fuhrherr schleudert ihm den Fund zum Kopf,
Und setzt sie beide vor die Thüre!
Er peitscht den eigenen Ingrimm in die Gäule
Und jagt wie toll.

In einer rußgeschwärzten Vorstadtkneipe
Wird noch gezecht.
Das Wirtshausfenster glüht in heller Röte,
So wie die Nase eines Trunkenbolds.
Mehr war dem schlauen Kutscher nicht vonnöten;
Er legt den Segen an die Wirtshausschwelle
Und taucht beflügelt in die Nacht zurück.

Kaum war er fort,
Da lallt ein Süffling dem Kumpanentisch
Sein „gute Nacht“, um sich nach Haus zu schaukeln.

Er wankt hinaus,
Doch an der Schwelle fliegt er nasenüber,
So, daß er in dem hartgefrorenen Schnee
Mit dem Gesicht die kühnsten Furchen ackert.
Der Ehrenmann hub ein Gezeter an,
Daß seine Würde solchen Stoß erlitten.
„Verdammtes Zeug, die Schwelle ist gewachsen“
Ruft er, „denn gestern war sie nicht so hoch;
Wär sie's gewesen,

So hätt ich doch auch gestern straucheln müssen!
Gestrauchelt aber bin ich gestern nicht.
Und dennoch trank ich gestern just wie heute,
Denn eines weiß ich: ich bin haargenau
Und weiche keinen Tag von meiner Quote."

So brummte er, sich auf die Beine krabbelnd,
Und setzte taumelnd sein Gebrumme fort:
„Die Schwelle ist, ihr schwatzt mir da vergebens,
Um vieles höher, als sie gestern war,
Ich bleib' dabei, daran wird nicht gerüttelt.
Wie hoch, zum Teufel, hub ich nicht den Fuß
Und doch gings so erbärmlich . . . Schmach und Schande!
Die Schwelle ist, die Schwelle ist gewachsen . . .
Wie, oder sollte jemand einen Stein . . . ?
Sein könnt' es schon, die Welt ist teuflisch schlecht
Und liebt es eben, Hänselei'n zu treiben.
Die bösen Menschen, diese böse Brut —
Sie kollern einem Steine vor die Füße,
Dann büßts die Nase, daß die Sohle blind.
Mich tröstet nur, daß beim Nachhausewandern
Die andern auch kein bessres Los ereilt.
Fast hätt ich Lust den Kerlen aufzulauern,
Um Purzelbaum auf Purzelbaum zu sehn,
Wenn sie zur Thür heraus sind, ha, ha, ha! . . . .

Doch alter Mann, was sprichst Du da für Zeug?
Geziemt sich das?
Schickt sich für Dich unedle Schadenfreude?
Nein, nein, wahrhaftig, das geziemt sich nicht!
Und, um mich augenblicklich zu verbessern,
Kehr ich jetzt um, und rolle von der Thür
Den Stein hinweg.
Ich bin ein Dieb und, wenns die Not erheischt,
Ein Räuber auch,
Ja, gilt es mehr,
So schlag ich auch ein Menschenhaupt in Scherben,
Doch daß sich jemand so die Nase bricht,
Das mag ich nicht auf mein Gewissen nehmen."

Der fromme Alte wandelte zurück,
Den bösen Stein vom Fleck hinwegzurücken.
Er greift danach und schwenkt ihn in der Luft . .
Ha, welch Gequietsch!
Der Alte steht betroffen vor dem Fund
Und murmelt leise:
„Potzelement, ein solcher Wunderstein
Ist mir noch niemals in die Hand gekommen.
So weich und jammerselig!
Ein Stein, der quietscht, fürwahr ein seltsam Ding!
Sehn wir ihn uns beim Fenster an . . . . . Hoho,
Ein Kind, bei Gott, das ist ja doch ein Kind!

Grüß Gott, mein Sohn,
Wie, oder sag ich besser meine Tochter!
Ich hab ja keine Ahnung, was Du bist.
Zum Teufel, wie gerietst Du denn hierher?
Nicht wahr, Du bist dem Elternhaus entlaufen,
Du kleiner Wicht?
Doch was zum Geier schwatz ich da schon wieder
Für tolles Zeug?

Steckt doch der arme Wurm noch in den Windeln
Und kam vielleicht erst heute auf die Welt!
Wer nur die Eltern sind?
Ja, wüßt ich das, ich brächt' es schon nach Haus.
Doch niederträchtig bleibt es immerhin,
Ein Kind so wegzuschleudern,
Wie abgetragne Stiefel — niederträchtig!
Das thun auch Räuber, thun auch Säue nicht . . . .
Die Windel ein zerschlissner, morscher Fetzen,
Ergo, das Kind — das eines armen Weibs;
Hm! hm! und wenn's doch eines reichen wäre?
Wenn es die Mutter nur so karg umhüllt,
Damit man nicht den Herrenursprung ahne!
Wer weiß, wer weiß?
Das ist und bleibt wohl ewig ein Geheimnis.
Du armer Wurm, wer wird Dir Vater sein?
Was? Wer? Ich selbst!
Bei Gott, ich will Dir selber Vater sein!
Warum auch nicht? Ich zieh Dich redlich auf.
Ich stehl' für Dich, so lang ich es imstande,
Und altr' ich aus der Arbeit einst heraus,
Stiehlst Du für mich. Das ist so Weltenlauf,
Im Leben wäscht die eine Hand die andre.
Es wird schon gehn. Mein Diebstahl wird legaler,
Da ich in Zukunft für uns beide stehl'.
Ich fühls, von nun ab sticht mich das Gewissen
Noch weniger.
Doch ei, der Teufel, Kind Du brauchst ja Milch,
Du willst ja trinken . . . ha, das schickt sich gut,
Die Nachbarin hat gestern erst ihr Kind
Ins Grab gelegt,
Sie wird uns schon das Säugen übernehmen,
Gewiß, gewiß; für Geld und gute Worte
Legt die den Teufel selber an die Brust."

So sann der Alte im Nachhauseschlendern.
Gewundne, abgelegne Gäßchen führten
Zu seiner Wohnung,
Dem engen Loch im dumpfen Kellerraum.
Mit derben Fäusten an die Thüre polternd,
Die knarrend in den Angeln aufgeächzt,
Riß er die Nachbarsfrau aus tiefem Schlafe.

„Frau Nachbarin, he, Kerze oder Lampe!“
So rief der Alte, „Kerze her im Nu,
Sonst setz ich Euch den roten Hahn aufs Dach!
Wozu? Wozu? Was soll das ewge Fragen?
Licht, wenn ich sage, augenblicklich Licht!
So.
Jetzt aber säugt mir dieses durstge Würmchen!
Woher ichs nahm? Ei, nun ich habs gefunden,
Der liebe Gott hat mich damit beschenkt.
Sagt' ichs doch immer, daß der Herr mich liebe,
Und, in der That, er ist mir mehr gewogen,
Als Pfaffenbosheit es mir glauben will.
Hm, welch ein Schatz! Nur Euch, Frau Nachbarin,
Vertrau ich ihn; Ihr werdet ihn mir hüten;
Doch besser, merkt Euchs, als den eignen Sohn!
Erzieht mir ihn, die Kosten der Erziehung
Nehm ich auf mich.
Eins wird man schon, wenn man sich nur versteht;
Wohl ist es wahr: zur heutgen Zeit gedeiht
Das Geld nur karg, denn weiß der liebe Satan,
Die Menschen haben alle hundert Augen;
Doch was verschlägts? Ich will Euchs fürstlich lohnen,
Gott hilft mir schon.
Das aber sag ich Euch, gebt acht auf ihn,
Gebt acht, als wärens Eure Augensterne,
Denn meines Alters Hoffnung ist dies Kind.“

Sie wurden eins.
Der halberfrorne Säugling taute auf
An ihrer Brust, aus der er, festgeklammert,
Des bittern Lebens süße Tropfen sog.
Eintägig kaum, schon hin und her geworfen,
Und wieviel mehr wird ers noch später sein!

## VI.

Des andern Tags in aller Gottesfrühe
Stand schon der Alte vor der Nachbarthür
Und blinzelte hinein: „Frau Nachbarin!
Was macht der Gast? Ich hoff', es geht ihm gut.
Doch Nachbarin, hier ists ein wenig kühl,
Zu allen Hexen, hört Ihr, heizt doch ein . . . . .
Wie vielmal soll ich Euchs denn wiederholen,
Daß ichs bezahl'? . . . doch he, was ists denn auch?
Mann oder Weib? Ich hab ja keine Ahnung.“

„Ein Bub', Herr Nachbar, freilich ists ein Bub',
Und was für einer! Wie der Fink am Aste.“

„Nun um so besser. Kurze sechs, acht Jahre,
Und Christus ist ein Stümper gegen ihn;
Das soll ein Dieb, ein glorioser werden!
Ein Mann, ein Wort; und ich versteh mich drauf,
Ein solches Bürschchen richtig zu erziehen,
Ja, das versteh ich, wie kein zweiter mehr.
Den blinden Thomas hab ich auch erzogen,
Den sie vor kurzem eben aufgeknüpft . . . . .
Das war ein Dieb!
Einäugig zwar, hat er den lieben Gott
Mit seinen tausend Augen doch bestohlen. —

Auch Du, mein Kleiner, sei nur unbesorgt,
Ich schwör es Dir, Du sollst kein Stümper werden.
Doch Nachbarin, mich dünkt, es thäte not,
Daß man ihm doch auch einen Namen gäbe,
Den er mit Ruhm und Glanz bedecken soll!
Was denkt Ihr, Täubchen?
Wie sollen wir ihn nennen? . . . Laßt doch sehn,
Was wars nur gestern?
Sylvestertag! Nun gut,
So sei's Sylvester! Pfaffe bin ich selbst,
Ihr Nachbarin, Ihr werdet Patin sein.
Laßt ihn uns taufen, daß er seinen Namen
Gesetzlich trägt;
Daß er ein Christ sei und kein Heidenbalg,
Den einst St. Petrus von der Himmelspforte
Unwirsch verjagt.
Ist Wasser in dem Topfe? . . . Ja, wohlan,
Hebt mir den kleinen Jungen in die Höhe
Und bringt ihn her . . . doch halt, ich bin ja Pfaff
Und ohne Kutte darf ich nichts beginnen . . .
Dort liegt ein Sack, ich nehm ihn um den Hals."

Der Alte warf die Kutte um den Hals;
Nahm salbungsvoll den Wassertopf entgegen
Und taufte mit besondrem Glanz und Pomp
Das junge Kind.
So hieß es denn für alle Zeit Sylvester.

## VII.

Vier Jahre zogen hin,
Der Säugling ward zum Knaben;
Dort in der dunkeln, unterirdschen Höhle
Im Bund mit Sünde und mit Ungeziefer
Wuchs er empor.
Des Himmels reinern Aether sog er nie,
Der Erde Reize blieben ihm verborgen,
Er lebte wohl, allein er glich dem Tod.

Der alte Herr fand seine Lust am Kind;
Geschick und Geist entsprühten seinem Wesen,

So wie dem Zündstein Funken;
Der Alte aber dachte stillvergnügt:
Wo Funken sind, da kann es Flammen geben.

Vierjährig kaum, begann der Bub zu stehlen;
Dem Hökerweib stahl er das Obst vom Korb,
Dem blinden Bettler aus dem Hut den Kreuzer.
Für jeden Streich bot ihm der gute Lehrer
Ein gutes Wort und auch ein Stückchen Brot;
Doch auch an Prügeln gab es keinen Mangel,
Wenn ihm der Diebstahl unversehns mißlang.

Der Unfall bot sich freilich selten dar,
Und sichtlich wuchsen
Die Hoffnungen des guten, alten Herrn,
Und rastlos baute er ins Blau der Zukunft
Ein Luftschloß nach dem andern,
Und baute hoch und baute immer höher
Bis er, der gute, sorgsame Erzieher
Einst in den Lüften selber hangen blieb!
Der Arme mußte auf den Galgen klettern
Und hätte doch fürwahr vielmehr verdient.

Frau Nachbarin war selber Augenzeuge
Der Kreuzerhöhung;
Sie sah, wie ihm der Meister mit der Schlinge
Den Hals umschnürt;
Sah ihn die Zunge aus dem Halse recken,
Der Welt zum Hohn,
Die ihn so unverantwortlich entehrte.
Und als sie nach der würd'gen Zeremonie
Nach Hause kam,
Sprach sie, voll Sanftmut, mild zum kleinen Knaben:

„Und jetzt mein Sohn kann Dich der Teufel holen;
Troll' Dich hinweg, geh, trolle Dich mit Gott.
Die Zahlung hat ein traurig End' genommen,
Und daß ich Dich auf eigne Kosten nähre
Wie Gans und Huhn, verlangst Du selber kaum.
Komm, den Gefallen will ich Dir erweisen,
Daß ich Dich noch zum Thor hinausgeleit.
Doch kehrst Du heim, werf ich Dich in die Pfütze."

Der Kleine konnt' die Sache nicht begreifen
Und folgte stumm.
Als hinter ihm die Thür ins Schloß gefallen,
Wandt' er sich aufs Geklirr' noch einmal um,
Dann machte er sich schlendernd auf die Wander:
Er ging und ging;
Aus einer Straße bog er in die andre.
So lange Wege machte er noch nie.
Was er erblickte, alles war ihm neu:

Die bunten Läden und die bunten Menschen;
Er staunte, staunte, wo er ging und stand.
Verließ er eine Straße, kam die andre,
Dann eine nächste und so fort und fort:
Des Weichbilds Ende konnte er nicht finden.

Vom vielen Staunen und vom vielen Gehn
Ermattete der arme kleine Knabe;
Er kauerte an einer Straßenecke,
Das Haupt an einen Eckstein lehnend, nieder.
Ihm gegenüber trieben muntre Kinder
Mit buntem Spielzeug holde Tändelei;
Er blickte hin und lächelte, als nähme
Er selber teil an ihrem frohen Spiel.
Er schwelgte lange, lange in dem Anblick;
Allmählich kam der Schlummer über ihn.
Er schlief und schlief;
Da träumte ihm, als näherten sich leise
Zwei glühnde Zangen seinem Angesicht,
Die leise, leise immer näher rückten,
Um ihm die Augen aus dem Kopf zu brennen ....
Er wimmerte vor Angst und Schreck im Schlafe
Und fuhr verzweifelt aus dem Traum empor ....
Nacht wars und spät —
Am Himmel glänzten tausend lichte Sterne,
Die Straßen aber waren menschenleer,
Nur vor ihm stand
Ein altes Weib mit glotzendstarren Augen,
Vor denen es dem Kinde mehr gegraut,
Als vor den glühnden Zangen aus dem Traume ....
Scheu zog er an den Eckstein sich zurück
Und drückte sich das Köpfchen fast in Scherben;
Kaum wagte er es, auf das alte Weib,
Und doch auch kaum von ihm hinwegzublicken.

Die Alte strich ihm schmeichelnd das Gesicht
Und lispelte
Mit allem Aufwand ihres sanften Wesens:
„Wie heißt Du, Kind?
Wer ist Dein Vater oder Deine Mutter?
Wo wohnt Ihr denn? Ich führ Dich schon nach Haus,
Komm nur mein Sohn, komm, gieb mir Deine Hand.“

„Ich heiß' Sylvester; Eltern hab' ich keine,
Und hatt' sie nie; ich wurde so gefunden;
Nach Hause aber darf ich nicht mehr gehn.
Die Nachbarin daheim hat mir versprochen,
Sie wirft mich in die Pfütze, wenn ich komm'“.

„So komm mit mir,
Komm nur mein Sohn, ich bin Dir gerne Mutter,
Und eine gute, sanfte Mutter ... komm.“

Die Alte nahm den Knaben an der Hand;
Der Kleine folgte ihr mit bangem Zittern,
Wie sinnverwirrt,
Er wußte nicht, was mit ihm werden sollte.

„Siehst Du, mein Söhnchen, das ist unser Heim"
Sprach, angelangt, die Hexe zu dem Knaben.
„Hier, diese Stube ist mein Wohngemach,
Du aber, Kind, wirst in der Küche hausen.
Du wirst nicht einsam wohnen . . . Hunderl, he,
He, Hunderl! schau . . . ist das kein schönes Tierchen?
Mit ihm also wirst Du das Obdach teilen.
Auf diesem Kotzen habt Ihr beide Raum,
Ein bessres Lager ließe sich kaum wünschen,
Und Hunderl hält Dich wie ein Ofen warm.
Sei unbesorgt, es thut Dir nichts zuleide;
Sieh nur, wie sanft es Dir ins Auge schaut
Und freudig wedelt!
Ich zweifle nicht,
Ihr werdet Euch wie zwei Geschwister lieben;
Leg Dich zu ihm und schlaf mein liebes Kind.
Es hungert Dich? Ich möcht' Dich gerne füttern,
Doch ists zu spät; ich seh, es schläfert Dich.
Und knapp vorm Schlafe thut das Essen Kindern
Bekanntlich schlecht;
Sie träumen gern von Teufel und Gespenstern.
Leg Dich also und schlafe nur, mein Sohn!"

Die Alte ging und ließ das Kind allein;
Der kleine Knabe trippelte in Aengsten
Ans Kotzenbett, auf dem das Hündchen lag,
Und lagerte sich scheu am Deckenrande;
Er wagte dem Genossen nicht zu nahn.
Das Hündchen aber schmiegte sich an ihn
Gleich einem Freund;
Sein helles Aug'
Durchschimmerte die Finsternis der Nacht
So sanft und mild und so geschwisterlich,
Daß es ins Herz des kleinen Knaben
Vertrauen goß.
Sie rückten nah und näher aneinand
Und immer näher;
Der kleine Junge streichelte den Hund,
Das Hündchen leckte ihm vertraut die Wangen;
Zuweilen sprach der Knabe auch mit ihm,
Und dann begann ein leises Antwortswinseln.
So wurden beide wahre Busenfreunde.

Des andern Morgens aber sprach die Hexe
Wie folgt zum Kind:

„Mein lieber Sohn, jetzt horche auf mein Wort:
Daß ich Dich ohne Entgelt nicht erhalte,
Begreifst Du leicht,
Auch Christi Sarg wird nicht umsonst gehütet.
Du arbeitest, wie es die Schrift verlangt:
Wer da nichts thut, der braucht auch nichts zu essen.
Doch Deine Arbeit ist ein Kinderspiel,
Ein wahres Fürstenleben!
Du thust nichts andres, als blos betteln gehn.
Ich bin der Arbeit nun schon überdrüssig,
Ich bin zu feist,
Und bettle ich, so jagt man mich von dannen,
Die harten Menschen jagen mich davon;
Du also wirst an meiner Stelle betteln.
Dir kommt die Welt erbarmungsvoll entgegen
Und schenkt Dir was.
Du stammelst leise, daß Du eine Waise,
Dein Vater starb,
Und Deine Mutter hungert krank zu Hause.
Ich laure in der Ferne, Dich zu schützen,
Doch, rat' ich Dir, nimm Dich auch selbst in acht,
Sonst wirst Du keine guten Tage haben,
Mein Ehrenwort!
Ich bin die Güte selbst, solang ich gut,
Doch wenn ich bös' bin, bin ich gründlich böse:
Das schreibe Dir nur tief in Herz und Hirn,
Mein lieber Sohn.
Anbetteln aber wirst Du jedermann,
Der nur ein bessres Kleid trägt als Du selber,
Und solche findst Du schon, sei unbesorgt.
Du streckst die Hand aus
Und neigst das Köpfchen leise auf die Seite,
Ziehst runzelnd Deine Brauen in die Höh'
Und läßt die Lippe traurig niederhangen;
Befeuchtest Dir das trockne Augenlid
Und wimmerst dann
In Gottes und der kranken Mutter Namen.
Hast Du mich auch verstanden, lieber Sohn?
Wo nicht, will ich Dirs noch einmal erklären;
Begreifst Du aber diese Wissenschaft
In Worten nicht,
So bläu' ich Dir sie mit dem Stocke ein."

Der Knabe meinte, daß er alles wisse,
Und auch kein Wort davon vergessen werde.
Die Alte hielt nun Szenenprobe ab,
Und staunte baß ob dieser unverhofften
Und meisterhaften Auffassung des Kinds.

„Ein Goldschacht ists, den ich in Dir gefunden,
Mein Sohn, ein wahrer Goldschacht, hi, hi, hi!"
So rief die Alte freudig grinsend aus.

„Das wird ein wahres Grafenleben werden,
Ein Grafenleben, wie's kein zweites giebt;
Gehn wir nun unverzüglich an die Ernte!
Dich hungert Kind? Nun, wenn wir heimgekommen,
Ißt Du Dich satt.
Allein zu viel, mein Sohn, darfst Du nicht essen,
Du wirst zu fett, zu wohlbeleibt, wie ich;
Dann aber springt der Hase aus dem Strauch
Und mit dem Stock triffst Du nur seinen Schatten:
Dem fetten Bettler winkt nur magre Kost!

Sie wanderten in eine laute Straße.
Hier stellte sie den Knaben auf den Stand
Und schlug sich in die nahgelegne Schenke,
Um auszuspähn;
Und wenn dem Knaben irgend ein Almosen
Ins Händchen klang,
Hub sie das volle Schnapsglas in die Höh'
Und gluckste eins und grinste vor Behagen.

## VIII.

Ein Tag verging genau so wie der andre:
Der Knabe mußte darbend betteln gehn.
Die alte Hexe wußte fein zu sorgen,
Daß ihr der Arme nicht zu fett gedieh.
Er bettelte und darbte: nichts vom Leben,
Nur die zwei Künste waren ihm bekannt.
Oft sah er zu,
Wie seine kleinen Kameraden spielten;
Er starrte hin und dachte still für sich
Wie Spiel und Freude doch so süß sein mögen!
So reifte ihm allmählich der Verstand
Und er empfand
Wie er so unglückselig . . . . .
Zwei Jahre waren bettelnd hingefristet;
Es that nicht not,
Sich auch noch jetzt die Augen zu befeuchten,
Sie füllten sich mit Thränen schon von selbst.
Nur einen einzgen Freund hat er gefunden,
Der milden Augs und gerne an ihm hing,
Den er geliebt und der ihn wieder liebte,
Mit dem er gern, die er daheim erhielt,
Und die er bettelnd in der Stadt erworben,
Die magern Bissen brüderlich geteilt:
Und dieser Freund, das war der kleine Hund,
Sein Schlafgenoß.

Wie sehnte er sich, wenn er frühen Morgens
Von hinnen ging — und wenn er abends kam,

Was gab es da für wechselseitge Freude!
Schon ward die Freundschaft, welche beide schlossen,
Dem alten Drachen Gegenstand des Neids;
Mit scheelem Auge sah sie, daß der Hund
Dem kleinen Jungen mehr als ihr gewogen,
Und schlug das Tier.
Der Knabe aber schluchzte laut empor
So oft der Hund in bittrem Schmerze heulte.
Da nahm das alte Weib das fromme Tier
Und jagte es erbarmungslos vom Hause;
Und mehr als einmal jagte sie es fort.
Das Hündchen aber kehrte immer wieder
Und schloß sich immer treuer an das Kind.

So floß die Zeit. Sechs Jahre war er alt,
Doch wars der Jammer von sechshundert Jahren,
Den er durchlebt; die Freuden aber karg.
Da stand er einst an einer Straßenecke
Und fröstelte; spätkühle Herbstnacht wars.
Die Straße war ein Kotmeer; überm Kot
Lag schwerer Nebel; barfuß im Morast,
Entblößten Hauptes mitten drin im Nebel,
So streckte er die kleine, gelbe Hand
Mit leisem Wimmern, wer da ging, entgegen.
Das Stimmchen bohrte, wie ein glühnder Schmerz,
Sich tief ins Herz,
Und klang so, wie in stiller Sterbestunde
Des Zügenglöckleins schauerlicher Ton.

Ein alter Herr, ein wahrer Murrkopf, blieb
Hart bei ihm stehn, ihn näher zu betrachten;
Durchbohrend scharf sah er ihm ins Gesicht,
So, daß der Knabe scheu entlaufen wollte.
„Halt!" brummte ihm der alte Murrkopf nach.
Der Knabe hielt und wagte kaum zu atmen;
„Hast Du auch Eltern?" frug der alte Herr.

Ich habe welche . . . wollt' das Kind erwidern,
Die Mutter läge hungerskrank daheim,
Der Vater sei ihm eben abgestorben;
Allein vor diesem mürrischen Gesicht
Konnt' er nicht lügen,
Die Lüge starb ihm tief im Kehlengrund.
Ihm wars, als ob der Alte alles wüßte,
Und sprach: „Nein, nein, ich habe keine Eltern,
Es wäre denn, daß ich es selbst nicht wüßte,
Denn, wie man sagt, bin ich ein Findelkind."

„So folge mir," sprach der vergrämte Herr,
Und trippelnd folgte ihm der kleine Knabe.
Da fuhr das alte Weib aus dem Versteck
Und schrie ihn an: „Du bleibst auf Deinem Fleck

Du Lügenbalg!
Herr, dieser Knabe hier, er ist mein eigen!"

„Nein, Euer Gnaden," wimmerte der Knabe,
„Nein, Euer Gnaden, ich bin nicht ihr Sohn.
Erretten Sie mich, nehmen Sie mich mit,
Ich fleh Sie an, in Gottes heilgem Namen!
Das Bettelngehn, ich habs gerade satt.
Ich mußte ihr den Unterhalt erbetteln,
Mich aber ließ sie, daß mein Angesicht
Nur fahl genug, Erbarmen zu erregen,
In Hungersqualen darben und vergehn.
Du lieber Gott, wie ich auch jetzt so hungre!"
So sprach das Kind, den Blick zum strengen Herrn
Emporgewandt — und aus dem flehnden Auge
Kam Thrän' auf Thräne, wie ein Regenguß.

„Du elend Aas, Du Gottesleugner Du,
Du wurmzernagte Frucht am Höllenbaume!"
So prasselte der Hexe Zorn aufs Kind.
„Du räudig Antlitz, schlecht zu Sohlenleder,
Du Lügenhalm,
Du bös Geschwür, Du Raupenfraß des Guten! . . . . .
Und noch für mich will er gebettelt haben!
Für mich, die ich mich in die Seele schäme,
Ihn betteln sehn — und diesem Laster fröhnt er,
Sobald ich nur das Auge abgewandt.
Und wie viel mal hab ich ihn schon gezüchtigt,
Daß er mein Haupt mit dieser Schmach bedeckt!
Wohl bin ich arm, allein nicht betteldürftig,
Da ich mich ehrlich von der Arbeit nähr' . . . . .
Und auch noch darben hätt ich ihn gelassen!
Ich! Die ich mir die besten Bissen gern
Vom Munde spar', um sie in ihn zu pfropfen!
Doch all das sei . . . . . allein mich zu verleugnen!
Thuts Dir nicht weh, Du Lotterseele Du,
Du Mißgeburt, die Mutter zu verleugnen?
Das eigne Fleisch?
Daß Dir, in hellem Aufruhr, mit dem Wort
Nicht Herz und Lunge aus dem Leibe platzten!
Wo gäb es eine Großmutter auf Erden
Die besser wär'? Und er ein solcher Enkel!
Nun ist wohl auch das Weltgericht nicht fern.
Den fleischlich eignen Leib der armen Mutter,
Der sie gebar,
Auch ihn verleugnen schon die heutgen Kinder!"

In einem Atem klapperte und mahlte
Das alte Mühlrad all das durcheinand.
Nun aber nahm der strenge Herr das Wort
Und sprach wie folgt:

„Genug von dieser widerlichen Szene,
Sonst schließ ich Dir mit diesem Stock den Mund,
Du ekle Kröte!
Du bist ja vollgesoffen, wie ein Faß;
Ernüchterst Du Dich,
Komm mit dem Taufschein in der Hand zu mir,
(Ich wohne dort in jenem großen Hause).
Und nimm den Knaben wieder mit Dir heim.
Doch anders nicht — den Taufschein in den Händen!
Jetzt aber troll' Dich, trolle Dich hinweg,
Und Du, mein Junge, folg mir auf dem Fuße.“

Der Knabe folgte.
Zuweilen freilich wandte er sich um,
In banger Furcht, der alte Drache könnte
Ihn doch erhaschen und am Kragen fassen.
Die Hexe aber wagte nicht zu nahn;
Wie festgewurzelt blieb sie an der Stelle,
Doch schwang sie drohend die geballte Faust
Und rollte wild die glutentflammten Augen,
So wie der Schmied ein glühend Eisenstück.

## IX.

Des Knaben Los war freundlicher geworden.
Er mußte nicht mehr auf den Diebstahl lauern,
Und auch das Betteln hatte nun ein End'.
Ach, welche Wohlthat, welch unendlich Glück!
Nur senkte sich von Zeit zu Zeit der Geier
Der Furcht auf ihn: und wenn die alte Hexe
Doch mit dem Taufschein irgendwie erschien',
Was sollte da, was sollte aus ihm werden? . . . . .

Ein andermal umflatterte die Taube
Des Grams sein Haupt: wenn er des treuen Hunds,
Des Schlafgenossen und des Freunds gedachte.
Oft war es ihm, als sollt er ihm zu Lieb'
Ins Haus des alten Scheusals wiederkehren,
Und betteln gehn, um nur bei ihm zu sein.
Oft schlich er sich dem Kinde in den Traum,
Das ihn mit aller Zärtlichkeit umhalste,
Indes der Hund ihm Hals und Aug' geleckt.
Und wenn es dann, erwacht, den Freund vermißte,
Begann's zu weinen, ach, und weinte lang . . . . .

Als Seine Gnaden mit dem kleinen Knaben
Nach Haus gelangte, übergab er ihn
Dem Hausgesind. Das wusch den alten Schmutz,
Der ihm wie Krusten an den Leib gewachsen,
Allmählich ab; und statt der alten Flicken

Erhielt er reine, nagelneue Kleider.
Wie wohl das that!
Ihm war's, als hätt er kaum noch recht gelebt,
Ihm wars, als ob er neugeboren wäre!
Da ließ der Herr das Kind zu sich bescheiden
Und sprach gestreng:

„Den Du hier siehst, der Knabe, ist mein Sohn,
Du wirst ihn Deinen gnädgen Junker nennen;
Von heute ab stehst Du in seinem Dienst,
Thu Deine Pflicht;
Er ist der Herr, Du aber bist der Knecht.
Du hast kein andres Amt, als zu gehorchen,
Dem aber suche pünktlich vorzustehn.
Der Wink des Auges ist für Dich Befehl:
Erfüllst Du ihn, wirst Du Dein Schicksal segnen,
An Nahrung, Kleidung kennst Du keine Not.
Wo nicht, so häng ich Dir die alten Fetzen,
Die Du getragen, wieder um den Hals,
Dann kannst Du wandern,
Und wieder betteln, betteln nach wie vor.

So diente denn der arme Waisenknabe
Dem Junker Herrn.
Er ging und stand, als wäre er sein Schatten
Stets hinter ihm;
Er lauschte jedem Zucken seines Munds
Und der Befehl, zur Hälfte ausgesprochen,
War schon erfüllt.
Und doch, und doch,
Was hat der arme Junge nicht gelitten!
Denn Junker Herrchen war ein solcher Wicht,
Wie Junker Herrchen in der Regel eben,
Und ließ es ihn zu jeder Stunde fühlen,
Daß er der Herr.
Wenn er an Suppe sich den Mund verbrühte,
Schlug er dem kleinen Diener ins Gesicht;
Wenn irgend jemand ihm den Gruß verweigert,
Schlug er den Hut dem Dienerchen vom Haupt;
Und seinen Diener faßte er am Schopf,
Wenn ihm der Kamm im Haare stecken blieben;
Kein Bubenstreich und keine Niedertracht,
Die er am armen Diener nicht verübte,
Sobald es ihm nur durch den Schädel fuhr.
Geflissentlich trat er ihm auf den Fuß,
Und stieß ihn fort, weshalb er ihm im Wege?
Besudelte ihn erst mit Schmutz und Kot
Und schlug ihn dann, daß er so schweinisch wäre.
Hohnlachend goß er ihn mit Wasser an,
Und überkam den Armen schmerzlich Weinen,
Hieß er ihn einen Weichling von Bastard.

Der arme Junge hatte viel zu leiden,
Und Tag um Tag wuchs seiner Leiden Zahl.
Er litt und schwieg,
Er duldete entschlossen, wie ein Mann,
In dem sich eine große Seele kündet.

Warum er litt, warum er nicht den Ort
So vieler Qual, wie er oft wollt', verlassen?
Ach, wenn ihrs wüßtet!
Die guten Bissen und das gute Kleid,
Sie warens nicht, die, wenn er aufgebrochen,
Um fortzuwandern, ihn zurückgelockt.
Fürwahr, sein Vorbild war nicht Gans und Huhn,
Die, fernhinschwärmend, wieder heimwärtskehren,
Sobald der Hunger mahnend sie beschleicht,
Indes zum Beispiel Nachtigall und Lerche,
Wenn sich der Riegel ihrer Haft erschloß,
Das beste Futter unberührt verschmähend,
Auf immer fliehn, zufrieden und beglückt
Mit dem geringen, das die Freiheit bietet.

Wie diese Vögel glühte auch der Knabe
Von Freiheitsdurst;
Und doch, und doch, er blieb wie Huhn und Gans,
Und zog er fort, er kehrte immer wieder.
Was lockte ihn?
Die Lust am Lernen war's, die ihn gefesselt.

Er teilte seines Junkers Unterricht.
Ganz unbemerkt stand er ihm dicht im Rücken
Und schielte ihm ins Buch,
Unabgewandt des Lehrers Worten lauschend.
Und was er einmal in sich aufgenommen,
Vergaß er nie.
So konnte er auch früher lesen, schreiben
Als Junker Herr.

Allmählich wuchs, wie auf dem Haupt des Hirschen
Der Jahrestrieb des ästigen Geweihs,
Auch Wissenszweig um Wissenszweig des Knaben,
Und er begann sie stolz zu überzählen.
Und wenn der Junker,
Wie ers gewohnt war, dummes Zeug geschwatzt,
Da schmunzelte der Knabe überlegen
Und besserte für sich das Falsche aus.
Die hohe Ueberlegenheit des Dieners
Entging dem Scharfblick des Erziehers nicht;
Und wenn der Schüler keine Antwort wußte,
Trieb er ihm gern die Röte ins Gesicht
Und ließ sich den Bescheid vom Diener geben,
Der die Lektion nach dem Gehör gewußt.
Gereichte dies dem Diener auch zur Ehre,

Zur Freude nicht;
Der Hochmut ließ ihn's allzuhart empfinden,
Daß ers gewagt,
Den eigenen Gebieter zu beschämen.
Tagtäglich kam Verfolgung auf Verfolgung,
An Roheit steigend, ausgesucht an Art,
So daß der arme Junge Schmach und Schande
Mit jedem Tag sich mehr zu Herzen nahm;
Und schlug der Junker wieder auf ihn los,
Empfands nicht mehr der Leib, empfands die Seele;
Die Röte, die sein Antlitz überflog,
Galt nicht den Körper-, nein, den Seelenqualen.

Bei sechzehn Jahren war er angelangt.
Ein jeder Tag warf einen neuen Strahl
In den verwehnden Nebel seines Geistes,
Und jeder Strahl glich einer goldnen Letter,
Die Lettern aber fügten sich zur Schrift:
„Mit welchem Rechte werd' ich hier geschlagen?
Mit welchem Recht thut Mensch dem Menschen Leids?
Schuf Gott den einen höher als den andern?
Sie preisen Gottes Allgerechtigkeit:
Ist er gerecht, war das sein Wille nicht,
Er liebt uns alle mit der gleichen Wärme.
Mag künftighin was immer aus mir werden,
Mißhandlungen erduld' ich keine mehr.
Wenn sie mir Nahrung, Kleidung, Obdach bieten,
Biet' ich dafür des Dieners harten Dienst,
Und jede Wohlthat ist damit getilgt.
Es ist ihr Recht, mir Arbeit aufzubürden,
Doch mich zu schlagen haben sie kein Recht.
Nur einmal noch, daß sie die Hand erhüben,
Ein zweitesmal, ich schwörs bei Gott, nicht mehr!“

So kam es auch. Beim nächsten Launenausbruch,
(Fürwahr, er ließ nicht lange auf sich warten)
Als Junker Herr zum Schlage ausgeholt,
Rief jener aus:
„Gemach mein Herr!
Die Hand hinweg, sonst schlage ich zurück,
Daß Sie es all Ihr Lebetag bereuen.
Des Hundeloses bin ich endlich satt;
Nur Hunde lassen sich mit Füßen treten,
Von heute ab verlangts mich, Mensch zu sein.
Ja wohl, ja wohl, und Mensch ist auch der Knecht!
Ich leugne nicht, daß eine Hand im Hause
Wohlthat um Wohlthat mir aufs Haupt gehäuft,
Doch schlug sie mir der andern Stock herunter;
Betrachten wirs somit bei rechtem Licht,
Sind wir einander keinen Heller schuldig.“

Der junge Herr erblaßte vor Entsetzen
Als ihm der fremde Ton zu Ohren schlug;
Schaumüberquollnen Munds rief er im Zorne:
„Ha, Knechtenpack, Du schurkischer Rebell!“

Der Knabe aber sprach gelassnen Mutes,
Verachtung in Gebärde und in Ton:
„Hm, Knechtenpack? Gilt es schon die Geburt,
So war vielleicht mein Vater höhern Standes
Als alle Ahnen Deines eignen Stamms.
Daß er mich elend in die Welt gestoßen,
Ist seine Schuld, die meine ist es nicht.
Doch sind die Junker alle so verworfen,
Wie Du es bist,
Wars mir zum Heil, daß er mich weggeschleudert,
Denn wenn ich einst zum Ehrenmanne ward,
Hab ichs nur seiner Missethat zu danken.
Nun und Rebell! . . . . . Wenn das Rebellion,
Daß es der Mensch empfindet und verkündet,
Er selber sei, wie irgend einer, Mensch,
Dann ruf ichs stolz, dann bin ich ein Rebell!
Und könnt' ich allem, allem, was ich fühle,
So wie ichs fühle, rechten Ausdruck leihn,
Empörten sich vereint mit mir Millionen,
Und zittern sollte dieses Erdenrund,
Wie Rom vor Spartakus,
Als, die zerrissnen Ketten in den Fäusten,
Die Gladiatoren
Die ewgen Mauern zornentflammt gepeitscht! . . . . .
Nun aber, gnädger Junker, Gott befohlen,
Uns duldets nimmer unter einem Dach!
Ich habe wie ein freier Mensch gesprochen,
Und hat der Knecht
Sich nur zum Menschen erst emporgerungen,
Dann stirbt er Hungers oder am Schafott,
Zum Knechte aber kann er nicht mehr werden!“

Nach diesen Worten wandt' er sich und ging,
Für ewge Zeiten aus dem Hause scheidend,
Wo ihm die Kindheit, wie die frische Blume
Auf schlammgen Fluten, träg dahingeschwommen.
Er ging, wo ihn das Auge hingeführt,
Um ziellos in die weite Welt zu wandern.
Ihm war die Jugend in der Brust entbrannt,
Und loderte, wie eine Stadt in Flammen,
Auf die des Sturmes Riesenlungenkraft
Den Atem blies;
Und welch phantastisch fabelhafte Bilder
Entstiegen wirbelnd diesem Flammenmeer!
Doch härteten die Flammen ihm die Seele,
Wie Essenglut den weichen Eisenkern . . . . .
Am fernen Stadtend' holte ihn des Junkers
Erzieher ein.

Der gute Mann vermochte kaum zu schnaufen
Er lief gewaltig, um ihn zu erreichen.
Das Antlitz triefte ihm von schwerem Schweiß,
Und während er es, trocknend, wischte, wischte,
Sprach er, in losem Durcheinand, wie folgt
Zum jungen Mann:
„Hier, und verwahre Dir das Geld, mein Sohn,
Es ist die Frucht der Arbeit eines Jahres;
Es dient Dir lang,
Weißt Du damit nur redlich hauszuhalten.

Aus Dir, mein Sohn, wird, das verkünd ich Dir,
Ein großer Mann:
Ich sah noch keinen glänzenderen Jungen!
Was Du empfindest, fühl' ich Wort für Wort,
Doch fand ich nie den Mut, es auszusprechen.
Furcht und Bewundrung faßten mich vor Dir
Als Du so sprachst.
Gott segne Dich für jedes Deiner Worte.
Ich rate Dir — nein, ich befehle Dir,
Ja, ich befehl' es Dir, mein lieber Junge,
Geh hin und lerne, mach' die Schulen durch;
Thust Du es nicht,
Folgt Dir mein Fluch, folgt Dir des Himmels Strafe.
Du wurdest nicht für Dich allein geboren,
Nein, Du gehörst dem Vaterland, der Welt!
Ich wiederhol Dirs, gehe hin und lerne,
Was Dir im Grund
Erst einzuschärfen nicht vonnöten ist,
Da Dich ja glühnder Wissensdrang durchlodert.
Und nun, mein Junge, nun behüt' Dich Gott,
Leb wohl, leb wohl,
Und denke meiner manchmal in der Ferne!
Streust Du jedoch mein Mahnwort in den Wind
Dann thust Du besser, meiner zu vergessen."

Der Knabe neigte sich,
Dem braven Mann die biedre Hand zu küssen;
Der Lehrer aber fiel ihm um den Hals
Und küßte seinen Liebling auf die Wange,
Dann wandte er sich thränend um und ging.
Ach, wie dem armen Knaben all die Güte,
So wunderbar, so wohl ums Herz gethan!
Das war die erste Liebe auf der Welt,
Der er begegnet;
Fast sechzehn Jahre mußte er durchleben
In Qual und Leid,
Bis er doch endlich einen Menschen fand,
Der ihn nicht hart und schroff von sich gestoßen,
Der ihn umarmt!

## X.

Der Jüngling war zur Stadt hinausgelangt.
Als Stadt und Mauern ihm im Rücken schwanden,
Wars ihm, als wär' er dumpfer Haft entflohn,
Und hastig schlürfte er den reinen Aether,
Dies köstliche Geschenk aus Gottes Hand,
Wovon dem Fuß belebend frische Kräfte,
Der Seele aber goldne Schwingen wachsen.
Dann wandt' er sich und blickte lang zurück:
Ein tüchtger Weg! Die Stadt lag in der Ferne,
Die dunklen Häuser schmolzen ineinand,
Die braunen Türme
Verdämmerten im Dunst des blauen Nebels
Und Bienensummen glich der Lärm der Stadt.
Der Jüngling aber spornte sich geheim:
„Nur weiter, weiter!
Ich mag nichts sehn und hören von dem Ort,
Wo ich bisher gelebt,
Wenn man das anders leben nennen kann"
Und ging, als ob er Geißelspitzen fühlte.

Erst als die Stadt den Blicken ganz entschwunden,
Und er allein stand in dem weiten Raum,
Erst da empfand er voll das Glück der Freiheit.
„Jetzt bin ich frei!" rief er begeistert aus,
„Jetzt bin ich frei!" mehr konnte er nicht sagen.
Beredter war der helle Thränenstrom
Und kündete die innersten Gefühle
Viel klarer, als die Zunge es vermocht.
Ach, welch ein Fluten, Wogen in der Seele,
Fühlt sich der Mensch zum erstenmale frei!
Und vorwärts ging es, wie beschwingten Fußes;
Er ging und ging,
Wohin der Landschaft Reize ihn gelockt.
Gebirg und Ebne sah er staunend an,
Die flache Flur, des Berges dunkle Wälder
Und alles, alles, was das Auge traf,
Denn alles war ihm neu und fremd erschienen:
Natur und Welt sah er das erstemal,
Das erstemal die Schönheit dieser Erde.
Und dort in der geheimnisvollen Wildnis,
Inmitten Felsen,
Die sich titanisch an die Wolken heben,
Wo Stromgebraus zu dumpfem Donner wird,
Der Donner selbst zur Weltgerichtsposaune . . . . .
Und wieder auch auf weitem Pußtenplan,
Wo sich das Bächlein unvernehmlich schlängelt,
Und Käfersummen schon ein lauter Lärm . . . . .
Da hielt der Jüngling gerne ein im Wandern,
Um andachtsvoll im Kreis umherzuschaun;

Und wenn er Aug und Seele an den Wundern
Des Horizontes trunken sich gesehn,
Da faßte ihn tiefheiliges Empfinden
Und niederkniend hub er zu beten an:

„Preis Dir o Herr! Jetzt weiß ich, wer Du bist.
Ich hab ihn oft genannt und oft vernommen,
Verstanden hab ich Deinen Namen nie.
Erst die Natur erläutert meinem Herzen
Die Größe Deiner Güte, Deiner Macht . . . . .
Gelobt seist Du in alle Ewigkeiten!
Preis Dir o Herr! Jetzt weiß ich, wer Du bist!"
Auf Schritt und Tritt, wohin er sich gewendet,
Fiel ihm die Schönheit der Natur ins Aug',
Doch sah er auch inmitten all der Schönheit,
Wie unglücklich und elend ach, der Mensch,
Den überall nur Not und Roheit martern.
Ihn überkams,
Als sei er selbst der Unglücklichste nicht;
Und daß es noch Erbarmenswertre giebt,
Das that ihm weh . . . . .
Das eigne Leid schien ihm mit jedem Tage
Mehr einzuschrumpfen,
Bis er es endlich ganz und gar vergaß,
Und sein nicht achtend,
Stets nur den Schmerz der andern vor sich sah.
Und auf den kalten Stein die Stirn gesenkt,
Vergoß er, schluchzend, bittre, heiße Thränen.

## XI.

Tief eingegraben trug er im Gedächtnis,
Was der Erzieher ihm ins Herz geprägt,
Da er beim Abschied
Ihm väterlich das Zehrgeld eingehändigt;
Tief eingegraben trug ers im Gedächtnis
Und ließ es auch fürwahr nicht unerfüllt.
Zur Schule gings,
Wo er dem Lernen emsig obgelegen.
Er war inmitten seiner Schulgenossen,
Was so der Mond im weiten Sternenkreis.
Er ward bewundert, aber nicht geliebt;
Die überlegne Hoheit seiner Seele,
Sie drückte wie ein Felsenblock auf sie,
Und Neid und Hohn erhob sich wider ihn,
Um Pfeil um Pfeil,
Verwundend, gegen seine Brust zu schleudern.
„Was that ich Euch, daß Ihr mich immer quält?"
Sprach er zuweilen
Gutmütig zu den andern Kameraden;

„Was that ich Euch, daß Ihr mich immer quält?
Ich lerne nicht zu meinem eignen Wohle,
Ich lern' für Euch;
Mein Wissen, glaubt mirs, andern kommts dereinst
Zu Gute,
Wem immer auch — mir selber sicher nicht.
O könntet Ihr in meine Seele schauen,
Ihr guten Jungen, hinget Ihr an mir
Und liebtet mich, wie Ihr mich jetzt nicht liebt,
Wie ich Euch liebe.
O könntet Ihr in meine Seele schauen,
Ihr würdet Eurer Schwäche Euch bewußt
Und schnittet nicht des Baumes Aeste an,
Der Frucht und Schatten
Dereinstens doch nur Euch gewähren wird,
Ihr kurzsichtigen Jungen!
Doch kommt die Zeit, wo Ihr mich einst noch liebt,
Bei Gott, sie kommt, wo Ihr mich lieben werdet."
Ein Hohngelächter folgte solchen Reden,
Die auf des Spottes straffer Bogensehne
Zu Pfeilen wurden,
Um an sein eigen Herz zurückzufliegen.

So ward er scheu, verwildert, weltentfremdet
Und kehrte immer tiefer in sich ein;
Er mied die Menschen . . . . . was ihm hold geblieben,
War nur die stille, traute Einsamkeit.

Er lebte gern inmitten jener Bilder,
Die diese Welt für leere Träume hält,
Ihm aber lebensvolle Wesen waren,
Lebendige Gestalten jener Zukunft,
Die dämmerklar
Ihm aus der Ferne in die Seele winkte.

In ungestörter, stiller Einsamkeit
Las er, wie gläubge Moslemin den Koran,
Wie fromme Juden ihren Bibelschatz,
Mit bienenhaftem, unablässgem Fleiß
Die Weltgeschichte.
Ja Weltgeschichte, wundersames Buch!
Aus dem ein jeder etwas andres liest:
Der eine Heil, der andere Verdammnis,
Der eine Leben und der andre Tod.
Den gürtet sie mit blankem Schwert und spricht:
„Geh hin und kämpf'! Du kämpfest nicht vergebens,
Der ganzen Menschheit wird geholfen sein!"
Den andern mahnt sie: „Leg die Rüstung ab,
Du kämpfst vergeblich,
Die Welt wird ewig unglückselig sein,
Wie sie es seit Jahrhunderten gewesen."

Nun und der Jüngling?
Was hatte er aus jenem Buch gelesen?
Was dachte er,
Als ers, an Händen zitternd, zugelehnt?
Er dachte so:
„Die Traubenbeere, welche winzge Frucht!
Und braucht doch einen Sommer, um zu reifen.
Auch unser Erdball ist nur eine Frucht,
Ob größer auch;
Braucht nun die kleine Beere einen Sommer,
Welch' Ewigkeit
Bedarf die große Frucht, um reif zu werden?
Jahrtausende, vielleicht Jahrmillionen.
Reif aber wird sie zuversichtlich einst,
Und dann vermag die Menschheit sich an ihr
Getrost bis an das Weltenend' zu laben.
Die Traube reift am goldnen Sonnenstrahl;
Doch bis sie süß, wie viele Sonnenstrahlen
Durchwärmen sie mit ihrer Lebensglut,
Wie viele Tausend, Millionen Strahlen? ....
Auch unsre Erde reift an Strahlenglut,
Doch diese Strahlen
Leiht nicht die Sonne, nein, die Menschenseele.
Ein solcher Strahl ist jede große Seele,
Doch nur die große, die so selten ist.
Wie könnten wir es also auch begehren,
Daß unsre Erde rasch zur Reife kommt? .....
Ich selber, fühl' ich, bin ein solcher Strahl,
Der unsrer Erde Reifung mitbefördert.
Dem Strahl ist nur ein flüchtger Tag beschieden:
Ich weiß daher, daß wenn die große Lese,
Dereinstens naht,
Ich längst erblichen,
Und meines Wirkens schwache, blasse Spur
Inmitten all des Riesenwerks erloschen.
Doch 'giebt es meinem Leben höhre Kraft
Und meinem Tode tröstlicheren Frieden
Zu wissen, daß ich selbst ein solcher Strahl!
Auf, auf zur Arbeit,
Wohlan denn, meine Seele, auf zur That!
Kein Tag, kein Augenblick geh uns verloren.
Groß ist das Ziel und rasch verrauscht die Zeit,
Und kurz und flüchtig ist das Menschenleben.
Was ist der Endzweck dieser Erdenwelt?
Glückseligkeit!
Und welches Mittel hilft sie uns erreichen?
Die Freiheit!
Auch ich also muß für die Freiheit kämpfen,
Wie viele andre schon für sie gekämpft!
Und muß, wenns not thut, auch für sie verbluten,
Wie viele andre schon verblutet sind!
So nehmt mich auf, Ihr großen Freiheitshelden,

O nehmt mich auf in Eure heilgen Reih'n!
Ich schwöre Eurer Fahne ewge Treue,
Und rollt ein Tropfen abtrünnigen Bluts
In meinen Adern,
Schlitz ich sie auf, um ihn hinauszuspritzen
Und säß er mir im tiefsten Herzensgrund!"

Das war sein Schwur . . . kein Mensch hat ihn gehört,
Nur Gott im Himmel, er hat ihn vernommen;
Er hub das Buch, das heilge in die Höh',
Worin die Namen der Märtyrer glänzen,
Und zeichnete Sylvesters Namen ein.

## XII.

Der Knabe ward zum Jüngling,
Der Jüngling ward zum Mann.
Ein Jahr ums andre kam,
Der Erde aufzuwarten
Und abschiedlos sich wieder zu entfernen.
Auch ihm war keins der Jahre ausgewichen,
Getreulich kehrte jedes bei ihm ein
Und ließ an Herz und Antlitz seine Spuren.

Er hatte längst die Schulbank hinter sich,
Die Kinderschuhe waren ausgetreten
Und mitten inne stand er in der Welt,
Im Kampf des Lebens, im Gewühl der Menschen,
Wo man auf Schritt und Tritt gestoßen wird;
Wo jeder Stoß vom Schmelze unsrer Seele
Und von der Farbe unsres Angesichts
Ein Stück verwischt.

Wie anders, anders sah er jetzt die Welt
Als einst zuvor!
Ihm schiens, als ob sie täglich kleiner würde;
Der Mensch, den Gott nach seinem Bilde schuf,
Schien ihm gesunken,
Der Mensch, der mit erhobnem, freiem Blick
Die Sonne suchen müßte
Und mit gesenktem Aug den Boden streift,
Als suchte er im Staube nach Gewürme,
Um ihm das feige Kriechen abzulernen! . . . .
Und je geringer ihm der Mensch erschien,
Um so gewaltger däuchte ihm die Arbeit,
Die er zu leisten den Beruf gefühlt.
Doch er erlahmte nicht.
Und wars auch winzig, wie Ameisenwerk,
Was er vollbringt,
So glich er doch der rastlosen Ameise.

Sein Kreis war eng,
Doch diesen engen Kreis
Erfüllte er mit seiner lichten Seele.
Schon in den Schulen
Errang sein Wissen, seine Tugend Ruhm.
Und als er seine Studienbahn beschlossen,
Erging an ihn der Ruf so manches Herrn
Zu reichdotiertem, einflußreichem Amte
Mit folgender Verlockung:
„Nimm Dienst bei mir; gewiß, Du wirst ein Knecht,
Doch einem Herrn, wie ich es bin, zu dienen,
Ist eitel Ruhm,
Und mußt Du schon den Rücken vor mir beugen,
So beugen ihn doch Tausende vor Dir.
Dein ganzes Amt, Dein ganzes Walten ist
Nichts andres, als die Tausende zu schinden,
Und diese leichte Arbeit macht Dich reich."

Sylvester dankte für die leichte Arbeit
Und sprach wie folgt:
„Damit ich selber meine Knechte habe,
Um diesen Preis
Werd' ich auf Erden keines Menschen Knecht.
Ich fordre nicht, daß meine Nebenmenschen
Vor mir sich bücken,
Doch auch von mir soll es kein Mensch begehren,
Daß ich den Rücken vor ihm beugen soll.
Ich kenne keinen Kleinern auf der Erde,
Allein auch keinen Größern, als ich selbst.
Und endlich, was den Reichtum anbelangt,
So würd' er mich, vielleicht, geschenkt kaum freuen,
Geschweige denn um solchen hohen Preis,
Daß ich dafür noch andre schinden solle."
So sprach er öfter
Mit abgehobnem Hut, doch mit erhobnem Haupt.

Das hohe Amt, er hat es ausgeschlagen;
Als sich ihm aber armes Volk genaht,
Ihn als Notar ins Dörfchen zu berufen,
Da ging der Jüngling,
Von Herzen gerne ging er und beglückt.
Als er, bestallt, im Dorfe angekommen
Und die Bewohner ihn im Kreis umringt,
Sprach er zu ihnen mit entflammten Augen:
„Sei mir gegrüßt, Du schwerbedrücktes Volk!
Wie Du mich ansiehst, brenn' ich vor Verlangen
In Einem Vater, Lehrer Dir zu sein.
Von Kindheit an, was ward Dir eingebläut?
Nur Deine Pflichten;
Ich aber will Dich Deine Rechte lehren!"

Und er erfüllte sein gegebnes Wort.
Der Bauersmann ging nach des Tages Mühen
Nicht in die Schenke,
Wie ers seit allem Urbeginn gethan;
Im Halbkreis scharten sich die alten Männer
Um den Notar vor dem Gemeindehaus
Und lauschten ihm gespannter als dem Pfarrer,
Denn besser als des Pfarrers klang sein Wort.
Und was sie lernten, trugen sie nach Haus,
Um es daheim den Söhnen zu erzählen,
Und der Notar ward hochgeehrt im Volk.
Zwei Häuser aber gab es doch im Ort,
Die auf das Haupt des jungen Volksapostels
Statt Segenswünsche Flüche niederflehten;
Das eine, wo der Diener Gottes wohnte,
Das andre, wo der Grundherr sich gebläht:
Burg und Pfarrei.
In beiden Häusern ward von Tag zu Tag
Des Dorfnotars Gebaren nur verhaßter,
Gefürchteter;
Sie schmiedeten denn auch Vernichtungspläne,
Da sie sich eben, hielt sich der Notar,
Selbst der Vernichtung preisgegeben sahen.
Allein im Burgschloß lebte ein Geschöpf,
Das gleich dem Volk
Dem Volkstribunen hohe Ehren zollte.
Dem's wohlgethan, wenn es sein Lob vernahm,
Dem's weh gethan, wenn es ihn tadeln hörte.
Wer war das Wesen,
Das auch im Zwielicht fälschlicher Beleuchtung
Mit scharfem Blick den Wert des Bilds erkannt
Und sich des richtgen Urteils nicht begeben,
Wer war es wohl?
Wer anders, als des Schlosses Edelfräulein!
Das Herz der Frauen ist ein hehrer Ort,
Sein Thor dem schnöden Eigennutz verschlossen;
Und dringt er ein:
Ists nur verstohlen oder mit Gewalt.
Doch offen allem Schönen, allem Guten,
Und die verfolgte Wahrheit findet drin,
Von überall erbarmungslos verbannt,
Die letzte Zufluchtsstätte.
O Frauenherz, Du hehrer, hehrer Ort!
Daß ihm im stolzen Herrenhause oben
Ein warmer Freund und wahrer Gönner wohnt,
Das konnte der Notar wohl nimmer ahnen.
Und welch ein schöner, holder Gönner das!
Von Zeit zu Zeit erblickte er das Mädchen,
Wenn es lustwandelnd sich im Dorf erging,
Zuweilen auch, wenn es am Fenster träumte.
Und sah er es, beschlich ihn Träumerei.
In solchen Stunden

Erfaßte ihn ein wundersam Gefühl,
Das leise sprach:
„Nicht Bürger blos — es ist der Mensch auch Mensch;
Soll er nur immer, immer andern leben,
Und nie sich selbst?
Du armer Junge, dämmert einst die Zeit,
Wo Du Dir selber, Dir allein wirst leben?
Du teilst die eigne Seele andern aus:
Wird Dir einst jemand auch die seine schenken,
Ein Bruchteil seiner Seele, einen Blick,
Der ahnen ließ', was Seligkeit bedeute? . . . . .
Mein Herz ist durstig,
Daß es den Wolkenbruch verschlingen könnte.
Und, ach, vielleicht,
Vielleicht ist ihm kein Tropfen Tau's beschieden!
Bescheide Dich, mein Freund, mit Deinem Los,
Ertrage still des Lebens öde Bürde,
Beglücke andre, wenn es Dir gelingt
Und bleibe selber, selber unglückselig!
Sei wie die Erde, die Getreide reift,
Damit es andre ernten;
Sei wie die Lampe, die den andern leuchtend,
Das eigne Leben bis zum Grund verzehrt."
Ein glücklich oder unglücklich Geschick
Vermittelte ein unverhofft Begegnen,
Und Wechselrede hielt das junge Paar.
Wie die Begegnung selber kurz und flüchtig,
War auch die Zwiesprach karg und inhaltlos.
Von nun ab aber sahen sie sich öfter;
Ob es ein Zufall, ob es Absicht war,
Das wußte weder junger Mann noch Mädchen.
Auch wurde die Begegnung immer länger,
Vertraulicher,
Doch von sich selbst sprach keines von den beiden.

Einmal jedoch (ob von ihr aufgefordert,
Ob freiwillig sein Herz sich ihr erschloß,
War ihm nicht klar) erzählte ihr der Jüngling
Sein ganzes Leben;
Wie einsam er auf dieser weiten Welt,
Und wie ihn niemand auf der weiten Erde
Freund oder Bruder oder Kind genannt.
Und er erzählte der Erinnrung nach,
Wie ihn ein Dieb am Straßenweg gefunden,
Ein Bettelweib in ihre Dienste nahm,
Und wie er schließlich zum Bedienten wurde.
Kurz, wie er stahl und bettelte und diente.
So strich die Kindheit und die Jugend hin.
Er schilderte die ungeheure Not,
Die felsenschwer auf seiner Kindheit lag,
Er schilderte die herben Seelenqualen,

Die seine Jugend namenlos gedrückt,
Die weit entsetzlicher als alles Elend;
Und wie er so hinabsah in sein Leben,
In diesen Abgrund,
Aus dem er sich mühselig aufgerungen,
Aus dessen Tiefen seiner Qualen Flut,
So wie ein schwarzer See zur Höhe starrte,
Da taumelte ihm schmerzbetäubt die Seele,
Und aus den Augen stürzten ihm die Thränen
Wie ein versprengtes Heer vom Schlachtgefild . . . . .
Und auch das Mädchen schluchzte tieferschüttert.

## XIII.

Am selben Tage gab es mit dem Vater
Des Mädchens eine andre Art Begegnung.
Der stolze Grundherr hatte ihn beschieden,
Um ihn in hartem Tone abzukanzeln,
Daß er ihm seine Hörigen bethört,
Zum Abfall lockt und zu Rebellen macht,
Und schloß gestreng:
Wenn er die Wühlerarbeit weitertreibe
Wird er verjagt.

Der junge Mann erwiderte mit Würde:
„Herr, das Verweisen möcht ich mir verbitten,
Ich hab' die Schule glücklich hinter mir,
Allein auch dort war ich das nicht gewöhnt.
Hab' ich gefehlt, — bin ich ein Aufruhrstifter,
Dort das Gesetz — es richte über mich!
Doch wenn ich schuldlos,
Mit welchem Rechte tadeln Sie mich so?
Nun und die Drohung:
Mit dem Verjagen schrecken Sie mich nicht;
Ich will mir immer noch so viel erwerben,
Daß ich damit mein Leben fristen kann.
Allein ich werde nicht von hinnen weichen,
Weil ich es fühl', daß ich hier nützlich bin;
Sie aber werden mich zum eigenen Besten
Wohl kaum verjagen,
Sonst folgt entweder mir das ganze Dorf,
Wo nicht, so wären Sie's, der weichen müßte.
Ich sage das entfernt nicht, um zu drohen,
Ich sag's vielmehr als wohlgemeinten Rat;
Ich kenn' die Dorfbewohner,
Ich weiß genau wie mich die Leute lieben
Und weiß, was sie für mich zu thun bereit."
So sprach er und verneigte sich und ging.

Am nächsten Sonntag
Bot der Notar den Stoff zur Kirchenpredigt.
Der Pfarrer that den Gläubgen schaudernd kund,
Welch Gotteslästrer, welch Empörungsstifter
Der junge Mann;
Er warnte sie, daß sie in beiden Welten
Verloren sind, wenn sie ihn weiter dulden;
Der König ließe sie als Helfershelfer
Des Umsturzmannes alle niedermetzeln,
Der Himmel aber nimmt des Ketzers Freunde
Nach ihrem Tode nicht in Gnaden auf.
Er mahnte, bat in flehentlichem Tone
Den Sinn zu bessern,
Eh sich noch Unheil und Gericht erfüllt:
Mit Thränen in den Augen bat er sie,
Ihr irdisch und ihr himmlisch Glück zu hüten,
Und statt des Lebens und des künftgen Heils
Nicht ruchlos Tod und Höllenqual zu wählen.
Empört verließ das aufgewühlte Volk
Die Kirche
(Die heilgen Hallen Gottes und des Friedens)
Und raste wie besessen zum Notar,
Um ihm, den es noch gestern Vater nannte,
Entmenscht zu drohn:
Wenn er sich nächsten Tags zu gleicher Stunde
Noch blicken läßt, erschlägt es ihn sofort.

Der Jüngling sprach mit allem Rednerglanze,
Er sprach begeistert, schwungvoll wie noch nie.
Es war umsonst. Wo die Soutane sprach,
Da wird die Wahrheit, Christus gleich, gekreuzigt,
Da stirbt die Wahrheit eines jähen Tods.
Bei jedem Wort aus schlauem Pfaffenmunde
Taucht Satan auf,
Und ob er auch nicht mächtiger als Gott,
Weiß Beelzebub doch glänzender zu reden,
Und wo er durch die That nicht siegen kann,
Verführt er eben. —
Mit fluchbegleitet drohenden Gebärden
Verließ das Volk den jungen Dorfnotar.

Im ersten Nu war er vom Schmerz gebrochen;
Verzweifelnde Gedanken
Umflatterten sein schwergebeugtes Haupt,
Wie Rabenschwärme den verlassnen Leichnam.
„Das wär' das Volk,“ rief er entsetzt empor,
„Das wär das Volk, das ich so innig liebe,
Für das ich leben oder sterben will!
So wars vor tausend Jahren . . . . .
Doch einerlei! Nach tausend Jahren wird's
Ganz anders sein; heut ist es noch ein Kind
Und läßt sich eben leicht den Kopf berücken;

Allmählich aber reifts und wird zum Mann!
Doch grade weil's noch Kind, bedarfs der Stütze.
Was Wunder auch, vom Ursprung aller Zeiten
War Pfaff und König — diese Erdengötter —
Stets nur daran,
Das Volk in ewger Blindheit zu erhalten;
Sie wollen herrschen,
Und herrschen kann man über Blinde nur.
Das arme, arme Volk! Wie ichs beklage;
Doch hab' ich für sein Wohl bis nun gekämpft,
Will ich dafür in Hinkunft doppelt ringen."

Der Abend kam, es kam die stille Nacht,
An diesem Ort die letzte Nacht des Jünglings.
Verhüllt vom dunklen Schatten der Allee
Blickt er hinauf zum Fenster des Kastells,
Aus dem das Mädchen oft herniederschaute.
Allein das Fenster ist verwaist und leer,
Das Mädchen fehlt, des Fensters Schmuck und Blume.
Und dennoch blickt der Jüngling starr empor,
Wie ein versteinert überirdscher Geist:
Auf seinem Antlitz einen bleichen Schleier
Aus Mondenschein und wehmutsvollem Gram.

Da fühlte er sich an der Hand gefaßt.
Im Augenblick ward er sich der Berührung,
In Träumerei versunken, kaum bewußt;
Erst umgewandt, erkannte er zur Seite,
Die er am Fenster des Kastells gesucht.
„Ach, Euer harrt' ich," hub der Jüngling an,
„Ach Euer harrt' ich in der stillen Hoffnung,
Euch einmal noch am Fenster zu erschaun,
Um Euch den letzten Abschied zuzuwinken,
Und dann für immer, immer fortzuziehn.
Das Schicksal ist mir unerwartet gnädig;
Jetzt kann die Lippe statt der Augen reden,
Die Hand beglückt erfassen diese Hand.
Behüt' Dich Gott, Du teures, holdes Wesen,
Du einzig Eines auf der weiten Welt,
Das kein Bedenken trug mich Freund zu nennen,
Und das ich wohl auch Freundin nennen darf.
Mir mangelt es an teuern Angedenken:
In meinem Herzen wirst Du einsam stehn,
Wie ein Marienbild in der armen Hütte,
Vor dem der fromme Siedler abendlich
Die Kniee beugt und sein Gebet verrichtet;
Doch wär mein Herz von Kostbarkeiten voll,
Von Kostbarkeiten an Erinnrungsschätzen,
Ich streute sie in diesem Nu hinaus
Und ließe Dich allein von allen drinnen.
Behüt Dich Gott! . . . . . Fliegt Dir einst Kunde zu,
Um Dir von mir Erhebendes zu melden,

Dann, glaube mir, ist es nur Dein Verdienst.
Ich will versuchen gut und groß zu werden,
Damit nur Du es nicht bereust, beklagst,
Im Gegenteil, den höchsten Stolz empfindest,
Daß Du mich einst zu Deinem Freund erkorst.
Behüt Dich Gott, Schutzengel meiner Seele!"

Der Jüngling hatte sich zum Gehn gewendet,
Allein das Mädchen
Hielt ihm die Hand mit krampfhafter Gewalt.
Sie wollte reden, doch der Ton versagte,
Und bange Stille herrschte eine Zeit
Bis sie zum Stammeln endlich Kraft gefunden:

„Behüt Dich Gott! Zieh hin und lebe wohl,
Du edelster der Jünglinge auf Erden!
Zieh hin, zieh hin! O daß ich mit Dir könnt'
Wie ging ich gerne, ach von Herzen gerne!
Und dürfen wir uns niemals wiedersehn?
Sinkst Du von meinem Himmel, lichter Stern,
Den ich so liebe!
Denn endlich, endlich muß ich es gestehn,
Sonst schleuderts mir die Seele aus dem Leibe,
So wie der Vesuv einen glühnden Stein:
Ich liebe Dich, doch kann ich Dein nicht sein!
Allein bei Gott!
Wenn schon nicht Dein, auch die nicht eines andern!
Hier, nimm den Ring, nimm den Verlobungsring . . . . .
Und eher bricht der Demantstein entzwei
Als meine Treue.
Du, meines Lebens schönster Traum, leb wohl!"

Ein ganzer Himmel voller Seligkeiten
Brach auf das Haupt des jungen Manns hernieder;
Und hingeschmolzen zu des Mädchens Füßen
Umklammerte er, küssend, ihr das Knie.

Des andern Tags, als er das Dorf verließ,
Nahm er das Ringlein hundertmal vors Auge,
Denn nur wenn er es leibhaft vor sich sah
Verschwand der Zweifel,
Daß das Begebnis der verwichnen Nacht
Auch Wirklichkeit,
Und nicht der Irrwahn seiner kranken Seele.

Er nahm den Weg (warum, warum auch nicht,
Was wußte er?) schnurgrad zur Metropole,
Wo er als Kind
Gestohlen und gebettelt und gedient.
Fern in der Vorstadt
Bezog er eine kleine Oberstube.
Was nun beginnen, war ihm noch nicht klar:

Da pocht es eines Tages an die Thüre
Und tiefverschleiert tritt ein Weib herein . . . . .
Mit raschem Griffe lüftet es den Schleier
Und steht dann stumm und unbeweglich da;
Der Jüngling schwankte wie gelähmten Geistes:
Die Fremde war die Freundin aus dem Dorf.

„Ich folgte Dir,“ so hub das Mädchen an,
„Ich folgte Dir. Doch bin ich Dir zur Last,
Kannst Du mich ruhig aus der Stube weisen;
Sei unbesorgt, daß ich es Dir verarg'.
Ich lasse mich an Deiner Schwelle nieder
Und harre draußen, bis das Herz mir bricht.
Ich folgte Dir, ich konnte nimmer bleiben.
Auf Schritt und Tritt war ich Dir auf der Spur,
Auf Schritt und Tritt, bis ich Dich aufgefunden;
Hier bin ich! Sprich, was thust Du nun mit mir?“
Der Jüngling fiel ihr weinend an die Brust
Und die Beglückten schluchzten lange, lange.
„Du jagst mich also nicht von Deiner Thür?“
Begann das Mädchen, „kann ich bei Dir bleiben?
Ich bleib und teile jeden Schmerz mit Dir,
Ich bleib und schenk Dir alle meine Freuden!
Ja Gram und Not,
Ich will sie im Verein mit Dir erdulden,
Und murre ich auch nur ein einzigmal,
Dann glaube mir nicht mehr, daß ich Dich liebe,
Dann glaube nicht, daß ich Dich je geliebt.“

## XIV.

So blieben sie als Mann und Frau beisammen.
Gott und die Liebe,
Nicht Priestersegen knüpfte ihren Bund.
Kein wechselseitger Schwur der ewgen Treue!
Nie hat ihr Mund das heilge Wort entweiht,
Sie ließen es
Ganz unberührt im tiefsten Herzensgrunde,
Wohin's gehört;
So blieb es rein, rein wie der Glanz der Sterne,
Den keines Atems dunstger Hauch erreicht.

In Seligkeit verrauschte Tag um Tag
Und Mond um Mond . . . den Menschen bliebs verborgen,
Ob sie am Leben; ihnen bliebs geheim,
Obs Menschen giebt.

Doch endlich regte sich des Jünglings Seele
Und rief ihm in gestrengem Tone zu:
„Auf, auf! Du wurdest nicht für Dich allein,
Um andrer willen wurdest Du geboren;

Vergißt Du Deinen heiligen Beruf?
Auf, auf, mein Sohn, und mache Dich ans Werk!"
Noch strenger aber weckte ihn der Ruf
Der düstern Sorge um die Not des Lebens:
„Ans Werk, ans Werk! Die Zeit des Darbens naht,
Und heute, morgen darbet Ihr zu dreien!"

Er raffte sich zur Arbeit auf und — schrieb.
Er schrieb, wie's ihm die Seele zugeflüstert,
Mannhaft und frei und würdig seiner selbst.
Die Arbeit gab er einem Redakteur.
Der las sie und erwiderte dem Autor:
„Mein Herr, gewiß, Sie sind ein großer Denker,
Doch, mit Verlaub, auch ein gewaltger Thor!
Ein großer Denker, denn Ihr Werk ist klassisch,
Und Klassischeres schrieb auch kein Rousseau;
Doch ein gewaltger Thor, sich einzubilden,
Daß man das Werk zum Abdruck bringen kann.
Kam Ihnen nie im Leben dunkle Kunde
Von der Zensur? . . . . . Wenn das nun möglich wär',
So will ich Ihnen, was Zensur ist, sagen:
Zensur ist jener wuchtge Höllendengel,
Dem wir die Garben unterhalten müssen;
Wenn er das Korn der Wahrheit ausgedroschen,
Dann wirft er uns das leere Stroh zurück:
An diesem Strohrest nagt das Publikum.
Mißtraun Sie mir, wohlan, versuchen Sie's,
Ich will für jedes Körnchen goldner Wahrheit,
Das in den Garben Ihrer Schrift verbleibt,
Zur Sühne ein Stück Kugelblei verschlingen.
Verlangt es Sie nun, diesem Höllendengel
Nicht zu verfallen: säen Sie nicht Weizen,
Nur Unkraut, das vergiftet und betäubt.
Das können Sie getrost umherkredenzen,
Und ernten schließlich auch noch guten Lohn."

Der Jüngling taumelte verstört nach Hause,
Als wär er häuptlings an die Wand gerannt.
Er griff zur Feder und gelobte sich
Von nun ab sanft und zahm und glatt zu schreiben,
So glatt, daß auch des Zensors rauhe Hand
Wie über Samt, darüber gleiten müßte.
Als er das Werk vollendet,
Gewahrte er, daß es um vieles freier
Und bittrer klänge, als das erste klang.
So schrieb ers zehnmal, hundertmal aufs neu,
Um das Geschriebne wieder zu vernichten,
Denn er empfand,
Daß er doch nimmer ins Geleise käme.
Auch schlug in ihm die Lehre tiefre Wurzel,
Daß man aus dem, was in den Druck gelangt
Nichts lernen kann,

Und eben das, woraus man lernen könnte,
Doch nie und nie das Tageslicht erblickt.

„Entsetzlich!“ rief er;
„Also kein Mittel, um gehört zu werden?
Muß ich das Feuer meiner glühnden Seele,
Das diese Welt in Flammen setzen könnt,
In mir erwürgen,
Damit es sich, unwirksam, selbst verzehrt?
Und leben muß ich doch . . . . . wovon, wovon?
Wie oder sollt' ich meinen heilgen Grundsatz
Treulos verleugnen
Und meine Feder Schurkendiensten leihn,
Und den Verblendern dieser Welt verdingen?
Nein, nein bei Gott!
Nein, lieber sterb' ich Hungers auf dem Dünger,
Nein, lieber end' ich, so wie ich begann,
Ja wohl, ich stehle, bettle, diene lieber
Als daß ich nur ein einzig Wörtchen schrieb',
Das nicht aus tiefstem Seelengrund entquollen,
Als daß ich auf den winzigsten Gedanken
Ein falsches Siegel drück!
So lebt denn wohl, Ihr wogenden Gedanken,
Ihr stummen, eingemauerten Gefangnen,
Mein Haupt sei Euer Kerker, Euer Sarg! . . . . .
Und doch nein, nein, Ihr sollt und dürft nicht sterben:
Es kommt der Tag, weil er einst kommen muß,
Wo sich die Thüren Eures Kerkers öffnen,
Und Ihr das weite Erdenrund umkreist,
Und Glanz und Wärme im Gefolge führet,
So wie des Sommers warme Sonnenstrahlen!“

Der Jüngling ließ die eigenen Gedanken
In Frieden ruhn;
Doch um des Brots nicht völlig zu ermangeln,
Kopierte er, von andern die Gedanken:
Ein bittres Brot,
Ein bittreres vielleicht als Holz zu spalten.
Er schrieb und schrieb vom Morgen bis zum Abend,
Und mehr als einmal sah das Lampenlicht
Auch seine Nächte still vorübergleiten,
Wenn es nicht grade vor ihm schlafen ging;
Und doch bei aller Mühsal, aller Arbeit
Stand oft genug der Tisch des Hauses leer;
Und nur zu häufig malte ihm der Winter
Eisblumen an die starren Fensterscheiben,
Und ließ die Thränen in den feuchten Augen
Des Weibs gefrieren. Nur die ewgen Gluten
Der Frauenliebe trotzten diesem Frost.

So kamen Jahre und so gingen Jahre.
Der kleine Hausstand hatte sich vermehrt;

Aus zweien drei, aus dreien wurden vier
Und vierfach, vierfach wurde auch das Elend
Dort oben in dem winzgen Bodenraum,
Wo Wand um Wand
Vom Regenträufeln scheckig ward gemalt,
Von Schimmelnestern schnörklig ward verbrämt,
Wo jetzt in einem Bette dreie schlafen,
Die Mutter mit dem bleichen Kinderpaar,
Zu deren Füßen
Auf rauhem Strohsack sich der Vater wälzt .....
An seiner Stirne glüht der erste Strahl
Des Dämmerrots
So wie der Strahlenglanz der Gloriole
So wie ein lichter, warmer Gotteskuß.

## XV.

Allmählich wachte die Familie auf:
Zuerst der Vater, der zuletzt entschlief,
Die Mutter dann und dann das kleine Söhnchen.
Nun und der Säugling?
Der schläft zu tief, o der erwacht noch nicht .....
Sie schleichen sachte, sachte auf den Zehen
Und dämpfen das Gespräch zu leisem Flüstern,
Nur um des Säuglings Schlummer nicht zu stören.
O gute Eltern, gutes Brüderlein,
Wozu der leise Tritt, das zage Flüstern?
Pocht, hämmert, tobt! .....
Seid unbesorgt,
Der arme Säugling, er wird nicht erwachen,
Denn ach, die Toten hören keinen Lärm.
Das Kind ist tot — der Hunger hats getötet.

Was mag das Herz, das Elternherz empfinden,
Wenn ihm der Tod ein teures Kind entreißt?
Was aber erst das Herz der armen Eltern,
Die unabwendbar das geliebte Kind,
Vom Hungertod erwürgt, erbleichen sehn!?

Und göſſe Gott die Kraft der eignen Rechten
Mir in die Hand,
Wär' ich imstand die Riesenqual zu schildern,
Die mit Millionen messerscharfen Krallen
Das Herz des armen, armen Weibs zerriß?

O laßt sie, hingebeugt auf ihren Toten,
Ein Meer von Thränen weinen, weinen, weinen,
Wehrt ihrem Schluchzen, ihrem Klagen nicht.
O laßt sie aus dem Abgrund ihres Schmerzes
Zum Himmel schrein,
Und Gottes Antlitz mit dem Schmutz der Seele,

Mit Fluch und Lästrung ungestraft bewerfen,
O laßt sie, laßt sie,
Stört nicht des Schmerzes heilge Raserei!

Der Vater stand, gebannt, in stummem Schmerz
Vorm toten Kind;
Wer weiß, vielleicht mit freudigem Gefühl,
Daß das gequälte Würmchen ausgelitten;
Das kleine Söhnchen aber blickte starr
Aufs Brüderchen und grübelte im Stillen,
Ob es wohl auch so bleich und regungslos,
Wenn es einst stirbt,
Und dann auch selber nicht mehr hungern muß.
So flossen, ob auch langsam nur, die Stunden;
Der brennend heiße Schmerz der armen Frau
Schmolz, selbst ersterbend, in gelinden Tropfen
Aufs tote Kind,
Und leicht und leichter wurde ihr ums Herz.
Die aufgepeitschten Wogen ihrer Seele,
Sie schlugen nicht mehr hoch ans Himmelszelt,
Sie zitterten nur noch in leisem Schwanken
Wie volle Aehren, die der Wind gestreift.
Sie nahm den kleinen Toten auf den Schoß
Und flüsterte, so wie am Spätherbstabend,
Das winddurchhauchte Laub des fahlen Walds
Ein leises Lied:

„Schlummerst Du
Mein süßes Kind:
Sag' mir, was Deine
Träume sind?
Nicht wahr, Du schwelgst
Im schönsten Traum?
Birgt Dich ja noch
Kein Grabesraum,
Wiegt Dich ja noch
Der Mutter Schoß;
Schlummre sanft
Mein süßer Sproß,
Du reiner Strahl,
Du Blüte, still,
Die mir die Erde
Rauben will.
Der Himmel glüht
Vom Sonnenkuß
Der Dämmerung;
Dir glühn sie nicht,
Küß ich Dir auch
Die Wangen, jung.
Warum denn nicht?
O lächle doch
Dem Muttergram
Nur einmal blos,

Mein Herzenskind
Mein süßer Sproß!
An grünem Grab
Ein Kreuzchen falb,
Darunter Du,
Ich oberhalb:
Was rieselt drauf?
Der Regen nicht —
Mein Thränenstrom,
Der niederbricht.
Akazienlaub
Im Friedhofraum,
O schweig, o schweig,
Ich flüstre leis
Mit meinem Kind
Viel schönes Zeug:
O schweig, o schweig!
Thut Dir der Kopf,
Das Herz nicht weh?
Drückt Dich nicht, Kind
Der Schollen Höh'?
Liegst Du im Sarg,
Wie mir im Arm,
So weich, so lind?
O schlaf, o schlaf
Mein Herzenssproß,
Gut Nacht, mein Kind!
Doch, bitt' ich, träum',
Von mir, daß wir
Beisammen sind!"

Und während sie das tote Kind so lullte,
Befiel der Schlummer ihre Augenlider.
Inzwischen sann der Mann betrübten Herzens
Den Mitteln nach, woher den Sarg beschaffen,
Womit das Grab des Kleinen schaufeln lassen?
Ihm mangelte der letzte Heller Gelds.
Umflorten Blicks durchforschte er die Stube
Ob er vielleicht nicht doch etwas erspäht,
Was Wert besitzt?
Was doch etwa verkäuflich: nichts und nichts!

Was war ihm plötzlich durch den Sinn geflogen,
Daß er, erbleichend, jäh zusammenfuhr?
Sein Auge streifte den Verlobungsring
An seiner Hand — das teure Angedenken . . . .
Das will also ihm das Geschick entreißen,
Damit sein Kind nicht nackt zu Grabe geh'?
Von diesem teuren Kleinod soll er scheiden,
Das er gehütet, wie sein Augenlicht;
Das ihm so vieler Jahre Not und Drangsal
Nicht rauben konnt',
Nun muß also auch das geopfert werden?

Das Haar ergraute ihm vor Gram und Sorge —
Zur Rettung gab es keinen andern Weg!

Als er den goldnen Reif vom Finger löste,
Da war es ihm, als würde ihm das Herz
Mit allen Wurzeln aus der Brust gerissen;
Entzweigeschnitten waren Einst und Jetzt;
Die Lenz und Winter miteinand verbunden,
Die Brücke fiel;
Die Treppe brach, auf der er von der Erde
Zum Himmel stieg!
Es mußte sein,
Damit sein Kind nicht nackt zu Grabe gehe.

Sie brachten ihren Säugling schön zu Grabe.
Das kleine Särgchen war aus hartem Holz,
Das Bahrtuch war aus weicher, feiner Seide
Und auch ein Merkstein schmückte ihm das Grab,
Denn hoch im Preise ward der Ring veräußert
Und jeder Pfennig auf den Schmerz gewandt.
Aus dem Erlöse des Verlobungsringes
Auf Brot nur einen Heller aufzusparen,
Wie dringend er des Bissens auch bedurft,
Das nahm der arme Mann nicht aufs Gewissen.
Ihm wär' das Brot im Leib zu Gift geworden
Und hätt' ihn hingemordet,
Er aber muß noch lange, lange leben!

XVI.

Sagt ers ja doch, es können die Gedanken
Für immerdar in seinem Kopf nicht sterben,
Es kommt der Tag, da sie aus ihrer Kerkerhaft entflohn,
Die ganze Welt im Flug durchwandern würden.

So kam es auch.
Was jahrelanges Ringen nicht vermochte,
Was Kampf und Mühsal nicht zustand gebracht,
Der Zufall eines Augenblicks beschied es.
An weltverborgner, unterirdscher Stätte
Lag im Geheimen eine Druckerei;
Hier ließ er heimlich seine Werke drucken.
Was war in diesen Werken nun zu lesen?
Die Pfaffen, hieß es, seien keine Menschen,
Sie seien Teufel,
Die Könige, sie seien keine Götter,
Sie seien Menschen,
Die Menschen aber seien alle gleich.
Es sei daher nicht blos das Recht des Menschen,

Nein, seine heilge gottentstammte Pflicht
Sei's frei zu sein.
Und wer des Schöpfers kostbarstes Geschenk
Mit Füßen tritt,
Der achtet eben Gott im Himmel auch nicht.

Das Buch erschien und flog in alle Welten
Zu Tausenden — als hätte es der Blitz
Auf seinen Flügeln rasch dahingetragen.
Die durstge Welt verschlang den klaren Trunk
Mit heißer Gier
Und fühlte sich erfrischt an Leib und Seele;
Allein die Macht erbleichte — blutger Grimm
Ließ ihrer Stirne Zornesadern schwellen,
Und donnernd rief sie in die Welt hinaus:
„Rebellenbuch!
Verrat, Verrat am Glauben und am Herrscher!
Und der Verräter büße nach Gesetz!“
Und das erschreckte Volk sprach wiederholend:
„Fürwahr, das Buch ist ein Rebellenbuch
Und übt Verrat am Glauben und am Herrscher!
Der Autor büße streng nach dem Gesetz,
Denn das Gesetz muß unverletzlich sein!“

Und der Verfasser büßte ganz entsetzlich.
Auf offner Straße ward er aufgegriffen
Und fortgeschleppt.
„Gemach, gemach!“ rief er im flehnden Tone,
„Laßt Gnade walten, Gnade, haltet ein!
Ich will nicht fliehn,
Ich folge Euch, wohin Ihr mich auch führt,
Nur einen kurzen Augenblick, Geduld!
Seht, jenes Fenster:
Das Fenster meiner kleinen Stube ists
Und Weib und Kind hab ich dort oben wohnen.
Führt mich zu ihnen
Und seis auch nur für einen Augenblick!
Ich will sie nur ein einzigmal umarmen,
Ein flüchtig Lebewohl den Armen sagen,
Dann, meinetwegen, schleppt mich, schleppt mich fort,
Doch ohne Abschied kann ich nimmer gehn.
Ich gehe nach dem Abschied in die Hölle
Viel lieber,
Als ohne Abschied in das Himmelreich.
Seid Ihr nicht Gatten und Familienväter?
Was sagtet Ihr und was empfändet Ihr,
Behandelten Euch andre, wie Ihr mich?
Ich habe niemand' auf dem Erdenrunde
Als Weib und Kind,
Auch sie besitzen niemand' auf der Erde
Als mich allein:
O laßt mich, laßt mich doch, Ihr braven Leute,

O laßt uns doch noch einmal wiedersehn.
Ein einzigmal, vielleicht zum letztenmale.
Erbarmet Euch, nicht meinet-, ihretwegen,
Die schuldlos sind,
Die weder Euch noch das Gesetz beleidigt;
Bringt sie nicht um!
O Gott, o Gott,
Wenn Euch schon meine Worte nicht erweichen,
Doch meine Thränen; diese Thränen sind
Die blutgen Tropfen meines wunden Herzens,
Der Todesschweiß an meiner Seele Stirn!"
Er schluchzte krampfhaft auf und kniete nieder;
Und wie in schönen Tagen einst der Liebsten,
Umklammerte er jetzt der Häscher Knie.
Sie aber huben ihn mit Hohngelächter
Vom Boden auf und schleppten ihn entmenscht
An das Gespann, das ihn zu holen, harrte.
Als er nun sah, wie fruchtlos schöne Worte,
Da packte ihn verzweiflungsvolle Wut
Und, alle Sehnenkraft zusammenraffend,
Wollt er gewaltsam siegen und entfliehn.
Er kämpfte mit dem Mute eines Löwen
Und mit der Kraft der blinden Raserei;
Vergeblich wars; sie hatten ihn geknebelt,
Und warfen ihn gefesselt aufs Gefährt.
Dort brüllte er gleich einem wilden Tiere
Und stieß im Rasen Fluch auf Fluch hervor:
„Fluch Euch und Euren Kind- und Kindeskindern,
Satanerfüllte wilde Bestien
In Menschenhaut.
Die Ihr im Busen statt des warmen Herzens
Den kalten Giftleib ekler Unken tragt.
So wie die Niedertracht an Eurer Seele,
Mag Schwär und Aussatz Euch am Leibe haften,
Der auf dem Mist, von Würmern unterwühlt,
Verfaulen mag!
Fluch Euch und Eurem Oberhaupt, dem König,
In dessen Namen Ihr die arme Tugend
Zur Schlachtbank führt!
Fluch Dir, Du Wüt'rich, auf dem stolzen Throne,
Der sich für Gott hält und ein Teufel ist,
Der Lüge Teufel! . . . . .
Wer hat Dir die Millionen anvertraut?
Dem Wolf die Herde?
Rot wie Dein Purpur ist auch Deine Hand,
Fahlgelb Dein Antlitz, so wie Deine Krone,
Und schwarz Dein Herz, schwarz wie die ewge Trauer,
Die Deinen Thaten auf dem Fuße folgt,
So wie dem Tag des Abends finstre Schatten.
Wie lange noch ruht die geraubte Macht
Und das geraubte Recht in Deinen Händen?
O daß Dein Volk sich wie der Ozean,

Im wilden Sturme wider Dich empöre!
Und setzt Du Dich mit Deiner Söldnerschar
Erbost zur Wehr,
Verhüt' es Gott, daß Du auf blutgem Felde
Wie's Männern ziemt, als Held im Kampfe fällst.
Der erste Feigling, der die Flucht ergreift,
Seist Du —
Flieh' und verkriech' Dich hinter Deinem Throne,
Wie der erschreckte Köter hinterm Bett!
Aus dem Verstecke aber stöbre Dich
Ein Schwarm von Kindern und von alten Weibern,
Die höhnend Dir ins flehnde Auge spein.
Und die Dir schmachvoll einst den Fuß geküßt,
In tiefrer Schmach sollst Du nun ihren küssen;
Sie aber mögen Dir mit derbem Tritt
Die vorgeblökten Zähne aus dem Munde,
Dein ruchlos Leben aus dem Leibe stoßen.
Verend' so elend, wie Du mich gemacht! . . . . .
Mein Weib, mein Kind!"

XVII.

War es ein Traum, aus dem er jetzt erwachte?
War er von Sinnen und verschwand der Wahn?
War er nur Stunden, Wochen oder Monde
Besinnungslos? Sylvester wußt' es nicht.
Er sann und sann,
Was war geschehn und was geschieht mit ihm?
Er spähte in die Runde, doch vergebens,
Rings um ihn her stockfinstre, dichte Nacht.

„Kein Zweifel" sprach er, „es ist tiefe Nacht,
Ich schlief und träumte."
Wohl kann ich mich des Traums nur halb entsinnen,
Doch wars ein wüster, fürchterlicher Traum;
Ich mag ihn meiner Gattin nicht erzählen,
Er schreckte sie nur zwecklos aus dem Schlaf.
O, daß es doch nur endlich tagen wollte,
So drückend schwer war mir noch keine Nacht.
„Schläfst Du mein Lieb? Schläfst Du mein Herzensweib?
. . . Kein Laut . . . sie schläft.

O schlaft, o schlaft,
Schlaft sanft und süß, Ihr meine teuern Lieben!
Und noch kein Frührot! Will es noch nicht tagen?
Die dichte Nacht erwürgt mich!
Erheb' Dein leuchtend Antlitz, holder Morgen
Und laß mirs strahlen, oder zeig mir doch
Die Purpurspitze Deines Rosenfingers!

Mir brennt die Stirn,
Als wär mein Haupt ein glühender Vulkan,
Und mein Gehirn droht auseinandzustieben."

Und, um den Schweiß sich von der Stirn zu wischen,
Hub er die Hand . . . . . ha, welch ein dumpf Geklirr!
Die schweren Ketten fingen an zu rasseln.
Da fiel ihm plötzlich alles, alles ein:
Und durchs Gebein fuhr ihm ein kalter Schauer,
So wie ein Windstoß durch Ruinen fährt.

Nun fiels ihm ein:
Auf offner Straße meuchlings aufgegriffen,
Ward er im Flug gewaltsam fortgeschleppt.
Sie wehrten ihm, sich Weib und Kind zu nahn,
Um den Verlassnen Lebewohl zu sagen;
Er durfte nimmer in die Augen schaun,
Die all sein Glück und seinen Reichtum bargen!
Nun ist er hier, umringt von Kerkermauern,
Im Schoß der Erde, und wer weiß, wie tief,
Vielleicht noch tiefer, als verweste Leichen
Im Friedhofgrund!
Wann sieht er wieder helles Sonnenlicht?
Wann darf er seine Teuern wiedersehen?
Vielleicht auch nie!
Und weshalb hier am Orte der Verdammnis?
Weil er, was ihm ein Gott ins Herz gelegt,
Den Menschen offenbarte:
Daß es auf Erden ein gemeinsam Gut,
An dem wir alle gleichen Anteil haben,
Und daß die Freiheit dies Gemeingut sei!
Wer andern dran nur ein Atom verkümmert,
Begeht die schwerste aller Todessünden
Und darf und muß vertilgt, vernichtet werden!

„Für Dich, o heilge Freiheit, dulde ich!"
Sprach er im Ueberquellen seines Schmerzes;
„Und stünde ich allein auf dieser Welt,
So wie ich einsam und allein gestanden,
Ich säße hier auf diesem kalten Stein
Stolz, wie ein Usurpator auf dem Throne;
Ich trüge diese Ketten so beglückt,
Wie ich einst den Verlobungsring getragen;
Allein ich habe heute Weib und Kind . . . .
Was wird aus ihnen ohne mich, ach, werden?
Wer wird sie, wer, mit Brot und Liebe nähren?
Und ohne sie, was wird, was wird, aus mir?
O Herz, vermagst Du nicht zu Stein zu werden?
Was brichst Du nicht?

Er weinte, klagte, tobte;
Das ewge Dunkel aber sah voll Gleichmut
Auf ihn herab;
Allmählich war er ruhiger geworden,
Die müde Seele hatte sich ergeben;
Er saß nun stumm und unbeweglich da,
Gefühllos, wie der Stein, wo er gesessen,
Und wie das Dunkel, das ihn rings umschloß.

Empfindungslos spann er nur noch Gedanken.
Allein auch die Gedanken strichen tief
Am Boden hin, wie schußgelähmte Vögel:
„O Kerker, Kerker, Bruder Du des Sargs,
Wer baute Dich, wer wird Dich niederreißen?
Wie lange schon, wie lange stehst Du noch?
Wer saß vor mir auf diesem öden Steine?
Wars ein Märtyrer, so wie ich es bin,
Ach, oder wars am End' ein Raubgeselle!
Ist sein Gebein an diesem Ort vermodert?
Erblickte er noch Gottes schöne Welt?
Die Welt ist schön, die Wälder und die Fluren,
Die hohen Felsen und das flache Land,
Die Blumen und die leuchtenden Gestirne!
Ich werde sie vielleicht nicht wiedersehn;
Wenn aber doch, oh, dann vielleicht so spät,
Daß ich auch ihre Namen längst vergessen!
Wenn ich vielleicht ein Jahr hier schmachten muß,
Wo die Minute eine Ewigkeit,
Hier, wo die Zeit sich wie ein alter Bettler
Auf morschen Krücken humpelnd fortbewegt!
Ein Jahr, ein Jahr! Und wenn es zehne werden,
Zehn oder zwanzig oder auch noch mehr?
O steigt empor, die Ihr einst hier gelitten,
Steigt auf, Ihr Toten, aus dem Schattenreich
Und laßt uns plaudern!
Lehrt mich, wie man an diesem Schreckensort
Die Zeit verbringt!
O steigt empor, die Ihr einst hier gelitten,
Vielleicht am Ende bin ich selbst schon tot,
Und träum' im Grab, — ein wüster, böser Traum —
Worin sie mich lebendgen Leibs verscharrten;
Ja, ich bin tot, es pocht mein Herz nicht mehr . . . . .
Das Zittern, das ich noch im Busen fühle,
Ist meiner Seele Todeszucken bloß.“

Zuletzt versiegten ihm auch die Gedanken
Und Kopf und Herz
War leer und öde, wie die tote Heide.
Er saß versteinert, wie ein Marmorblock,
Das Auge starrte ohne Wimperzucken
Ins ewge Dunkel seiner Kerkernacht.

Da wurden ihm die Glieder schwer und fühllos
Und die umflorten Sinne schwanden ihm;
Mit vorgeneigtem Haupt glitt er zu Boden.
Wars Ohnmacht oder Schlaf, was ihn umfing?
So lag er lange, lange unbeweglich
Und ohne einen Atemzug zu thun.
Mit einemmale fuhr er, wie durch Pulver
Emporgeschleudert, jählings in die Höh,
Und schrie so herzzerreißend,
Daß ihm die kalten Mauern nachvibrierten:
„Halt ein, halt ein!"
Und hielt die Arme weithin ausgebreitet.

So stand er lange stumm und regungslos;
Dann ließ er die erlahmten Arme sinken
Und brach entkräftet nieder auf den Sitz.
Das Haupt vornüber auf die Brust geneigt,
Im Auge eine große, lichte Thräne,
Und leisen Tons, als hauche er die Seele
In Seufzern aus, hub er zu stöhnen an:
„Sie blieb nicht stehn, sie ging und ließ mich hier;
Vorbei ist alles, alles ist vorbei!"

Was focht ihn an? Wer wars, der ihn verlassen?
Was ist vorbei? . . . . . hat ihn ein Traum geneckt?
Das war kein Traum, kein leerer, hohler Traum:
Unmöglich wohl, um Wirklichkeit zu sein,
Und dennoch wahr!
Als er aus tiefer Ohnmacht aufgedämmert,
Erschien ihm eine weibliche Gestalt
Mit all den holden Zügen seines Weibes;
Sie neigte sich ihm dicht ans Ohr herab
Und lispelte in leisem Flüstertone:
„Ich habs vollbracht, ich habe ausgelitten,
Behüt' Dich Gott!"
Und küßte ihm die kalten, bleichen Wangen;
Da sprang er auf . . . . .
Als er die schweren Lider aufgeschlagen
Sah er sie noch,
Dann war sie ihm im Augenblick entschwunden;
Im lichten Kerker ward es wieder Nacht,
Als hätt' ihn nur ein flüchtger Blitz durchleuchtet.

„Behüt' Dich Gott, ich habe ausgelitten!"
Sprach er, die Worte leise wiederholend,
„So klang die süße Stimme ihres Munds,
Die mir das Ohr zum letztenmal berauschte:
„Behüt' Dich Gott, ich habe ausgelitten!"
So leb denn wohl, Du Laubgrün meiner Seele,
Das mir der Sturm vom Lebensbaume riß.
Dich trug er fort und mich, mich ließ er stehen;
Was gilt der Stamm, wenn er des Laubschmucks bar?

Und ach, wohin hat Dich der Sturm gewirbelt?
Wo find ich Dich und wärs auch nur verdorrt,
Um meines Lebens letzte Atemzüge
Bei Deinen heilgen Trümmern auszuhauchen!
Mir ist das Leben nur noch eine Last,
Da mir sein hehrer, stolzer Zweck verloren:
Der Zweck warst Du,
Nur durch Dich, für Dich habe ich gelebt
Madonna meiner Liebe!
Nur Du allein, nur Du warst Wirklichkeit;
Das andre all, ob Menschheit oder Freiheit
Ist leerer Schall, ist eitel Phantasie,
Um die nur Thoren kämpfen.
Nur Du allein, nur Du warst Wirklichkeit,
Madonna meiner Liebe,
Und Dich hab ich für immerdar verloren!
Durchwühlte ich das weite Erdenrund
Nach Maulwurfsart, ich könnte Dich nicht finden.
Du wirst zu Staub, wie alles andre auch,
An Deinem Staube wird kein Merkmal haften,
Und spurlos mengt Dein Staub sich mit dem andern
Als wärst Du Farren oder Wurm gewesen . . . . .
Doch ach, ich trüge klaglos den Verlust,
Die Riesenlast, ich trüge sie geduldig
Bis ich, erdrückt, zusammenbrechen muß,
Wenn ich nur Abschied hätte nehmen können,
Um ihr ein einzges Liebeswort zu sagen,
Ein flüchtges Wort. Nun ists vorbei, vorbei,
Auch diesen Trost hat Gott mir vorenthalten.

Wie unerbittlich grausam ist doch Gott!
Und diesem Gotte beugt der Mensch das Knie,
Um ihn als seinen Vater anzubeten!
Nein, Gott! Du bist ein furchtbarer Tyrann,
Du sitz't dort oben auf dem Himmelsthrone
In kalter Hoheit und empfindungslos,
Nicht anders als die irdischen Despoten,
Und herrschest stolz — und färbst Dir Tag um Tag
Den abgeblaßten Purpur Deines Thrones
Mit jungem Frührot und dem frischen Blut
Gebrochner Herzen immer wieder neu!
Ich fluche Dir, Du größter der Tyrannen!
So wie Du mich, verleugne ich auch Dich;
Um einen Sklaven wirst Du wen'ger haben.
Nimm dieses Leben, nimm es Dir zurück,
Das Du mir als Almosen hingeworfen,
Nimm Dirs zurück und schenks aufs neue fort,
Von nun ab mags ein andrer weiter fristen.
Ich hab genug von dem Almosendasein
Und werf' Dirs hin, daß es in Stücke bricht
Wie schwaches Glas!“

Der Häftling brüllte, daß die Finsternis
Zusammenschrak und vor Getöse bebte.
Er schrie und schlug das Haupt in wilder Wut
So an die Wand, daß er zusammmenstürzte.
Vom fürchterlichen Schlag erklang die Wand,
Als hätte sie die Schmerzen mitempfunden.

Im Blutgerinsel der zerquetschten Stirn
Liegt er, dahingesunken, auf den Steinen.
Er liegt und lebt, der Tod will ihm nicht nahn!
Das bittre Leben ist mit ihm verwachsen
Und haftet ihm untrennbar an dem Leib,
So wie die ewge Qual an seiner Seele,
Die ewge Nacht an seinem Kerkerraum.

XVIII.

Zehn Jahre schon, daß er im Kerker schmachtet!
Zehn Jahre, ach, sind auch in Freiheit viel,
Um wie viel mehr in dieser Schreckenshöhle!
Zu wirren Strähnen wuchs ihm Bart und Haar;
Oft forschte er, ob sie nicht grau geworden,
Doch schiens ihm stets, daß sie noch immer schwarz;
Sie schimmerten schon längst ins Taubengraue,
Allein das Dunkel hats ihm nicht enthüllt.

Zehn Jahre schon und doch, ihm waren sie
Nur eine einzge, endlos lange Nacht,
In der er immer auf das Frührot harrte.
Oft war es ihm, daß er an diesem Ort
Jahrhunderte, Jahrtausende verbrachte,
Daß auch der jüngste Tag schon längst vorbei,
Daß diese Welt vom Erdenrund verschwunden
Und nur sein Kerker, nur sein Kerker blieb,
In dessen Mauern er vergessen worden.
Die Leidenschaft in seiner Brust war tot;
Er sandte keine Flüche mehr zum Himmel,
Auch dacht' er Gottes und der Menschen nie.
Der Kummer selbst lag tot in seinem Herzen.
Zuweilen nur, wenn er vom Schlaf erwacht,
Pflegt' er zu weinen,
Denn immer wieder war ihm jene Fee,
Der Geist der angebeteten Geliebten,
Die ihm auch übers Grab die Treue hielt,
Im Traum erschienen!
Doch kaum erwacht, verschwand die Huldgestalt —
Und er begann zu schluchzen und zu weinen.
Allein warum erschien ihm nie der Sohn?
Er nannte doch auch einen Sohn sein eigen;
Warum besuchte er den Vater nie?

So frug er sich und gab sich selbst zur Antwort:
„Mein Sohn muß leben, denn an diesen Ort
Verirrt sich kein Lebendger, nur die Toten,
Mein Engelslieb, hier kannst nur Du mir nahn!
Gewiß er lebt; wie groß muß er schon sein!
Er hatte Zeit zum Jüngling auszureifen.
Was wohl aus Dir, mein armes Waisenkind
Geworden ist?
Wer weiß wozu ihn Not und Elend trieben!
Vielleicht fiel er als Räuber durch den Henker.
Und wenn er seines Vaters Spur gefolgt?
Und gleich dem Vater jetzt im Erdschoß haust,
Und ach, vielleicht hier in demselben Kerker
Des eignen Vaters stiller Nachbar ist?
Mein Sohn, mein Sohn, gedenkst Du auch des Vaters,
Gedenkst Du sein und liebst Du ihn, mein Kind?"

Doch horch, welch fremde, ungewohnte Töne?
Der Häftling lauscht und folgt dem seltnen Klang.
Dem Bann des Lauschens völlig hingegeben,
Wagt er kaum einen Atemzug zu thun.
Und wie der Blumenkelch vom Sonnenstrahle,
Ging ihm die Seele von den Tönen auf,
Er lächelt sanft,
Das erstemal nach endlos langen Jahren!

Ein Vöglein ließ sich in des Fensters Nähe
Auf das Gesims der Kerkerwand herab;
Da sitzt es nun und pfeift und singt und trillert,
Ach, wie bezaubernd und wie süß es singt!
Und der Gefangne sprach — nein, nein er dachte,
Denn laut zu sprechen hat er nicht gewagt,
Um seinen lieben Gast nicht fortzuscheuchen:
„O Gott, o Gott wie wundersam das thut!
Zum erstenmale hör ich diese Töne,
Seitdem ich hier — und das ist lange her;
O singe, singe, Du mein kleiner Zwitschrer.
Mich mahnt Dein Lied,
Daß ich einst lebte und noch immer lebe;
Mich mahnt Dein Lied an meine Jugendzeit,
An die entflohne, längst entflohne Jugend
An diesen Frühling und an seine Blüte:
Die holde Liebe.
Dein Lied ruft meine alten Leiden wach,
Doch bringts auch Trost,
Und trostgestillter Schmerz kann süßer sein
Als Freude selbst.
O singe, singe, Du mein kleiner Zwitschrer!
Wer sandte Dich in meine Einsamkeit?
Wer hieß Dich hier an dieser Mauer nisten,
Auf die sich doch nur Fluch zu senken pflegt?
O heilger Himmel, diese innre Ahnung,

Sie tötet mich,
Sie tötet mich mit ihrer Seligkeit!
Mir flüsterts eine Ahnung in die Seele,
Ich werde frei,
Ich sterbe nicht im Pestraum dieser Höhle,
Ich sterbe frei, von Gottes Hauch umweht.
Du kleiner Vogel an der Kerkermauer,
Du freier Wandrer einer freien Welt,
Du bist der Freiheit holder Sendlingsbote!
Ich zweifle nicht, es ist und wird so sein.
Sei stark, mein Herz! Von Kummer ungebrochen,
Bleib ungebrochen auch von Freud und Lust!
Ja, so wirds sein. Die Welt wirds endlich müde,
Und schüttelt sich vom Nacken Joch und Schmach
Und sprengt im Flug die Pforten dieser Gräber,
Um ihrer Thränen ersten Freudenstrom
Aufs Antlitz jener Kämpfer zu vergießen,
Die für die Freiheit in den Kerkern litten . . . . . .
Du kleiner Vogel an der Kerkermauer,
Du freier Wandrer einer freien Welt,
Du bist der Freiheit holder Sendlingsbote!"

Der Schlüssel knarrt im Schloß der Kerkerthür —
Der kleine Vogel flog erschreckt von dannen;
Die Thüre geht, der Kerkerwart erscheint
Und kündet dem Gefangnen die Befreiung!
Der Häftling schluchzt in süßer Wonne auf,
Und greift ans Haupt,
Als wollt er den Verstand mit Händen fassen,
Der ihm im Sturme zu entfliehn gedroht.

„Ich halte ihn!" rief er mit kindscher Freude,
„Ich halte ihn, ich ließ ihn nicht entfliehn;
Ich bin bei klaren, ungetrübten Sinnen
Und weiß, was sich begeben: ich bin frei!
Mein Volk also, mein Vaterland ist frei?"
Der Kerkerwart erwiderte verdrossen:
„Was scherst Du Dich ums Vaterland, Du Lump?
Sei dankbar, daß Du selber frei geworden!"
Der Häftling aber nahm den Schimpf nicht wahr,
Denn all sein Sinnen flog schon in der Ferne
Und hatte längst die halbe Welt durchirrt,
Das Grab zu suchen,
Worin sein treues Weib gebettet lag.
„Mein erster Gang, Du Tote meiner Seele"
Sprach er für sich, „mein erster Gang gilt Dir,
Ich komm', ich komm'; wie Du bei mir erschienen,
So such ich nun auch Deine Spuren auf,
Um jene Scholle, die Dir Frieden bietet,
Mit Küssen zu bedecken . . . .

O welche Ewigkeit, bis mir die Kette,
Von Hand und Fuß gelöst, herunterfällt.
Die paar Minuten, ach, sie währen länger,
Als die durchbangten Jahre schwerer Pein.

XIX.

So wie das Kind die Milch der Mutterbrust,
Sog er voll Hast
Den würzgen, süßen, freien Gottesäther.
Ein jeder Atemzug hub ihm ein Jahr
Durchlebter Qualen von der müden Seele,
Bis sie sich wieder leicht genug gefühlt,
Um auf den jungen Fluren der Natur
Und den Erinnrungsblüten seines Herzens
Einherzuflattern, wie ein Schmetterling.
Die frische Luft verjüngte ihm die Seele
Und goß ihm neue Kräfte in den Geist;
Doch alt und bresthaft blieb der schlaffe Körper.
Er ging nur schlotternd auf den Stab gestützt.
Den langen Bart, die langen Silberhaare,
Bewegten leise Lüfte melancholisch.
Zehn Jahre blos — er ward um hundert älter.

So langte er bei jenem Hause an,
In dessen Oberstübchen er einst wohnte.
Er starrte jedem Menschen ins Gesicht,
Bekannte fand er keine unter ihnen.
Vielleicht, daß sie das Haus nach ihm bezogen,
Vielleicht, vielleicht, daß er sie ganz vergessen.
Er frug und frug, ob sie der armen Leute,
Die hier im Hause unterm Dach gewohnt,
Sich nicht erinnern? — freilich seis schon lange! —
Und nannte alle Glieder der Familie.
„Ob ichs noch denk', ach Gott, ob ichs noch denke",
Sprach eine fromme, schwatzhafte Matrone,
„Das arme Weibchen war ein liebes Wesen
Und herzensgut; allein der Herr Gemahl
Gottlos genug, ein rechter Missethäter.
Er hat auch weidlich all sein Thun gebüßt,
Sie fingen ihn, um ihn ins Loch zu stecken,
Und starb er nicht, so lebt er heut noch dort.
Das arme Weibchen aber, als die Kunde,
Er sei in Haft, zu ihr gedrungen war,
Starb augenblicklich an gebrochnem Herzen.
Ich kanns mit dem Verstande nicht erfassen,
Wie man ein solches Unkraut nur so liebt,
Und für den Lumpen auch noch sterben konnte."

Sylvester horchte so empfindungslos
Dem Redefluß,
Als wärs nicht er, von dem gesprochen wurde;
Er fragte: wo das Grab der jungen Frau,
Und schließlich: was aus ihrem Sohn geworden?
„Was aus dem Sohn geworden, weiß ich nicht“
Erwiderte die gute, alte Muhme,
Nach dem Begräbnis sah ich ihn nicht mehr;
Und wo die junge Frau begraben wurde,
Entging mir auch;
Ich wäre gern zum Leichenzug gegangen,
Doch war ich just bei einer Taufe Gast.“

„Ich find' sie schon“, so murmelte der Gatte,
„Dort auf dem Friedhof find ich sie gewiß.
Ich untersuche sorglich Grab um Grab
Bis ich auf ihre Ruhestätte stoße.“
Und lenkte nach dem Friedhof seinen Schritt.
Er ging von einem Hügel zu dem andern,
Und als er alle Reihen abgesucht,
Fing er von neuem an, allein vergeblich;
Das Grab der Liebsten fand er, fand er nicht.
Von ihr also ist keine Spur geblieben!
Das himmlische Geschöpf, es ist verschwunden,
Verschwunden, spurlos, wie ein Sonnenstrahl.
Das Kreuz hat ihr der Sturm vom Haupt gewirbelt,
Den Hügel hat der Regen fortgeschwemmt.
In Gottes Namen!

Dem armen Alten schnitt es tief ins Herz,
Daß er, die er gesucht, nicht aufgefunden.
Daß er, was ihm nach jahrelanger Qual
An warmen Thränen noch im Aug geblieben,
Nicht auf den Staub der Teuren träufeln konnt;
Doch bots ihm Trost,
Daß dies der letzte Schmerz in seinem Leben,
Daß er mit Leid und Freud an diesem Ort
Für alle, alle Zeiten quitt geworden,
Und künftig nur als körperloser Schatten,
Nur als entseelter Leib die Welt durchstreift.

Er täuschte sich.
Auch das war nicht sein letzter Schmerz geblieben.
Als er die Kerkerschwelle überschritten,
Da fragte er:
„Mein Volk also, mein Vaterland ist frei?“
Und achtete der Antwort gar nicht weiter,
Denn ihm galts heilig, daß es wirklich frei!

Und was gewahrte er?
Daß die Nation, ja, daß die ganze Welt
Noch mehr gebeugt, geknechtet und geknebelt,

Als dazumal, da er das Wort erhob;
Die Menschenwürde täglich mehr verkrüppelt,
Die Tyrannei ins Riesenhafte wächst.

So war denn alle Marterqual vergeblich,
Vergeblich alle Opfer dieser Welt,
Die große Seelen
Dem Heil der Menschheit selbstlos dargebracht?
Vergeblich alles Streben, alles Ringen?
Unmöglich, nein und hundertmal nein, nein!

Bei dem Gedanken schwoll sein Kraftgefühl,
Die tote Glut entglomm ihm neu im Herzen,
Er reckte das gebeugte Haupt empor
Und umgezaubert ward der Greis zum Jüngling;
An seiner Stirn saß ein geheimer Plan,
Ein großes, kühnes, ein gewaltges Wagnis,
An dem das Schicksal eines ganzen Volks,
Vielleicht das Schicksal einer Welt gehangen.
Neu war der Plan nicht,
Er kostete schon Tausenden das Leben;
Allein, wenn er dem einen doch gelingt,
Und nun zum Beispiel er der eine wäre?
Er barg die Absicht sorglich in der Brust,
Selbst schlafen ging er nicht in andrer Nähe,
Damit er sie im Traume nicht verrät,
Damit sie, ruchbar, nicht vereitelt werde.
Genossen warb er keine:
Nicht, um aus Ehrgeiz diese Riesenarbeit
Allein zu thun;
Nur, um von andern die Gefahr zu bannen,
Wenn sie mißlingt.

In Glanz und Schimmer schwimmt die ganze Stadt;
Die Menschen drängen sich in hellen Scharen,
Des „Hochrufs" Brausen wälzt sich wie die Flut
Des uferlosen Stromes, durch die Straßen.
Gesichter, Kleider tragen Festgepräge.

Welch froher Anlaß, welch erlesnes Fest?
Stieg Gott in seiner Herrlichkeit hernieder,
Mit eigner Hand
Den Menschen, die in Sklaverei versunken,
Die goldne Freiheit wieder zu erobern?
Daß Glanz und Freude solche Wogen wirft.

Nein, nein, nicht Gott, ein anderer wandelt dort,
Der kleiner ist,
Sich aber gern für größer hält: der König.
Verächtlich blickt er auf die Menschenschar,
Wie Seidenmöpse auf die mindern Köter,
Und wo er hinsieht, beugt sich Haupt und Knie,
So wie im Sturm die Halme eines Röhrichts,

Und kehlensprengend ruft die Sklavenherde:
Der König hoch!"

Wer wagte in den Ruf nicht einzustimmen?
Wer gar vermäß sich eines anderen Rufs
Inmitten tausend, abertausend Menschen?
Wer's wagte, wer? ein einziger von allen,
Und dieser eine ruft in einem Ton,
Der alle andern Kehlen niederdonnert:
„Nein, nieder mit dem König!"
Und feuert dröhnend seine Waffe ab;
Der stolze König taumelt jäh zu Boden . . . . .
„Erhebe Dich, Du Feigling von Tyrann,
Der Schuß ging fehl,
Die Kugel hat ja nur Dein Kleid durchlöchert
Und nicht Dein Herz.
Dem Dus verkauft, der Teufel hat Dein Leben
Beschützt, beschirmt.
Erhebe Dich, Du Feigling von Tyrann
Und wische Dir den Staub vom Angesichte."

Wer ist der Mörder, scholl es, wer und wo?
Dort steht er; doch er steht nicht mehr, er liegt,
Er liegt halbtot, sie schlugen ihn zu Boden;
Und glücklich jeder, wenn es ihm gelingt,
Ins alte, falt'ge Angesicht zu speien,
Dem weißen Haupte einen Tritt zu geben . . . . . .

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Auf freiem Platze stand ein Blutgerüst,
Ein Silbergreis stand auf dem Blutgerüste.
Als sich der Henker mit dem lichten Beil
Des finstern Tods dem alten Manne nahte,
Da ließ der Greis den wehmutvollen Blick
Durchs schadenfrohe Volksgewimmel gleiten,
Und Mitleidsthränen bebten ihm im Aug.
Die ihn getreten und an seinem Tode
Sich weiden kamen, sie erbarmten ihn . . . . .
Nun fiel das Richtbeil sausend durch die Luft,
Und rollend flog Sylvesters Haupt zu Boden.
Die Menge jauchzte: „Hoch der König, hoch!" . . .
Dann aber scharrten stumme Henkersknechte
Die Leiche ein am Fuß des Blutgerüsts.

## XX.

Die Sklavenseelen alterten und schwanden,
An ihre Stelle trat ein neu Geschlecht,
Das seine Väter mit Erröten nannte,
Das besser, mutger, edler werden wollte
Und es auch ward;
Denn ach, es kommt nur auf den Willen an! . . . . .
Empörung ging durchs junge Heldenvolk,
Und, die sie von den Vätern überkamen,
Sie schüttelten die Sklavenketten ab
Und schleuderten sie denen auf das Grab,
Die sie erworben,
Damit sie aufgeschreckt von dem Geklirr,
Noch tief im Grabe schamrot werden sollten!
Dann aber drängte sie ihr Herzenstrieb
Im Sieg der Großen, Heilgen zu gedenken,
Die in der Knechtschaft frei zu sein gewußt,
Und Gottes Wort verkündeten,
Und zur Belohnung Schmach und Tod erlitten . . . . .
An jene Helden mahnte es die Sieger
Und mit dem Kranze ihrer heilgen Namen
Durchflochten sie die Freude des Triumphs,
Und wollten sie ins Pantheon des Ruhms
Zur Ruhe tragen;
Doch wo sie suchen, wo die Edlen finden? . .
Sie waren unterm Galgen längst verwest! *)

---

*) In der Fußnote auf S. 23 haben wir die vorstehende Petöfi'sche Dichtung als „in Deutschland noch wenig bekannt" bezeichnet. Einer uns von dem Herrn Uebersetzer zugegangenen Korrektur gemäß, die leider nur für einen kleinen Theil der Auflage noch an der entsprechenden Stelle berücksichtigt werden konnte, machen wir hier darauf aufmerksam, daß es sich um die erste Publikation in deutscher Sprache handelt. D. R.

# Herman Grimm.

Von

## Alfred Zemerau.

— Charlottenburg. —

Der Letzte von denen, die um Goethe waren, ist mit Herman Grimm dahingegangen. Nicht als hätte er noch Goethe gekannt, war er doch, als der Dichter im hohen Greisenalter starb, erst ein Vierjähriger; aber er hatte seine Jugend in einer ganz von Goethe=schem Wesen erfüllten Atmosphäre verlebt und seine Gattin aus einem Hause sich erwählt, das intimerer Beziehungen zu dem Dichter des Faust sich rühmen durfte. Zeit seines Lebens blieb er gewissermaßen in geistigem Konnex mit Goethe, dessen Studium ihn eigentlich unaufhörlich bis zum Tode beschäftigte. Weil Herman Grimm völlig gemäß der Goethe'schen Welt= und Kunstbetrachtung lebte, die er sich als etwas ganz individuell Erworbenes zu eigen gemacht hatte, gehört er zu denen, die um Goethe waren, in dessen Zeit ja auch seine Wiege stand.

Obschon Alle, die Grimm kannten, wußten, daß auch ihn die Beschwerden des Alters nicht verschont, daß auch ihn körperliches Ungemach oft in seiner geistigen Thätigkeit hinderte, kam die Nachricht von dem Tode Grimms ihnen doch unerwartet. Nach kurzem Krankenlager verschied er in der Sonntagsfrühe des sechzehnten Juni. Wer ihn wenige Wochen vorher noch gesehen, wie er den hohen schlanken Körper fast ungebeugt unter der Bürde der Jahre trug, wie die gütigen Augen noch jugendlich frisch blickten, wie er bedächtig und sicher einherschritt und lebendig von Allem, woran er Antheil nahm, plauderte, der hätte ihm unbeschadet der weißen schlicht aus der Stirn zurückgestrichenen Haare und des weißen

Bartes, der das durchgeistigte Gesicht umrahmte, ein Jahrzehnt weniger gegeben und nie gedacht, daß dieses anscheinend so feste Leben in kurzer Frist vergehen würde.

Ein hohes Alter nach menschlichen Begriffen hat Grimm erreicht, im vierundsiebzigsten Jahre schied er. Im Grunde seines Herzens aber war er jung geblieben. Er hätte noch gern eine Weile der stille, halbverborgene Zuschauer der Dinge dieser Welt sein mögen; eine fast jugendliche Aufnahmefähigkeit Allem gegenüber, was die Zeit noch an Neuem und Bemerkenswerthem hervorbrachte, hatte er sich bewahrt. Nichts von dem, was der Aufmerksamkeit werth schien, übersah er und sprach von ihm gern und eingehend. Unbefangen und vorurtheilslos trat er an alle Dinge heran, prüfte sie langsam und bedächtig auf ihre Berechtigung und ihren Werth und beurtheilte sie fest und klar und scharf. Er war ein alter Mann geworden, der viele Menschen und Dinge erlebt und große Erfahrungen gesammelt hatte, der also vorsichtig in Anerkennung und Aburtheilung war.

An seinem Urtheil, das er sich nach reiflicher Ueberlegung gebildet, hielt er aber fest als an etwas Unumstößlichem. Ihm kam nie der Gedanke, er könne geirrt haben. In ihm war der fröhliche Kinderglauben lebendig, der sich auch nicht beirren läßt. In unwichtigen Nebensächlichkeiten gab er leicht einen Irrthum seinerseits zu, aber kam es denn darauf an? „Die Leute sprechen so abfällig von Curtius' griechischer Geschichte," sagte er einmal, „werfen ihm Fabeleien und Phantastereien vor, aber Curtius macht sich nichts draus. Für ihn ist es nun doch einmal so, wie er's geschrieben hat." Auch Herman Grimm machte sich nichts draus, wenn Einer kam und ihm bewies, daß er wohl da oder dort gefehlt. An den Kern einer Sache rührten diese Kleinigkeiten ja doch nie, und um ihn allein war es ihm zu thun. Die großen Linien, in denen er gewissermaßen als Kreidezeichnung eine Persönlichkeit festgehalten, verschoben sie nicht um eines Haares Breite.

Langsam und vorsichtig urtheilte Grimm, hatte er aber einen Menschen oder eine Sache gefunden, die nach seiner Ansicht nicht genügend geschätzt und gefördert schien, dann trat er ein mit der Macht und dem Einfluß seiner Persönlichkeit, um sich ihrer mit allen Kräften anzunehmen. Wieder und wieder erhob er seine Stimme, bis er sich Gehör verschafft und die Theilnahmslosen geweckt hatte. Wie hat er, um nur ein Beispiel zu geben, von Peter von Cornelius gesprochen, als der Meister noch lebte, und nach dessen Tode, um wenigstens den Schöpfungen des großen Künstlers eine würdige Unterkunft zu sichern!

Mit lebendiger Theilnahme betrachtete Hermann Grimm das Neue, das die Jahre brachten, suchte es zu verstehen und sich zu eigen zu machen. Wohin er seine Augen auch richtete, überall sah er auch Gewinn; er wußte nicht, weshalb Andere den Mangel an innerem Frieden, den

Verlust an äußerer Ruhe betrauerten und für unersetzlich hielten. Er theilte auch die Besorgniß nicht, daß geistige Güter verloren gehen könnten. Die Freiheit, die wir sicher hätten und die immer noch anwüchse, meinte er, trüge jede Art von Selbstkorrektur in sich. Ihm standen Entwicklungen der Menschheit vor Augen, die mitzumachen, wie er wußte, ihm versagt sein würde, die ihm aber als so glänzend schön erschienen, daß er ihretwegen das menschliche Dasein wohl noch einmal hätte beginnen mögen.

Früh schon lernte er im Hause seines Vaters Wilhelm, des Märchenerzählers, und seines Onkels Jakob, des Sprachforschers, alle Männer und Frauen kennen, die geistig irgend etwas in der preußischen Hauptstadt bedeuteten, alle Großen der Kunst und Wissenschaft. Als er herangewachsen war, verbrachte er einige Jahre in Berlin und Bonn mit dem Studium der Rechtswissenschaften, ohne freilich in ihm die genügende Befriedigung zu finden und zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Beschäftigung mit juristischen Dingen jemals den Inhalt seines Lebens ausmachen könnte. Er glaubte, in ihm sei eine dichterische Kraft verborgen, die, nachdem er sie eine Zeit lang nicht beachtet und zurückgedrängt, jetzt energisch nach Bethätigung strebe. Während zweier Jahrzehnte beinahe suchte er seine poetischen Fähigkeiten zu pflegen und entwickeln.

Als die Früchte dieser Zeit erwuchsen ihm zwei Dramen „Armin" und „Demetrius", eine lyrisch-epische Dichtung „Traum und Erwachen", ein Novellenband und ein großer Roman. Seit dem Jahre 1867, wo der letztere veröffentlicht wurde, hat Hermann Grimm nichts Poetisches mehr geschrieben oder wenigstens herausgegeben.

Alle diese Werke werden heute kaum mehr gelesen bis auf die Novellen, deren eine, „Das Kind", in den deutschen Novellenschatz aufzunehmen Paul Heyse für werth gefunden hat. In den Novellen giebt Grimm das Beste, was er als Dichter zu geben hatte, zarte Stimmungsmalerei und feine Charakterzeichnungen: seine Menschen erscheinen uns in den leisen Umrissen, welche der Silberstift zieht. Ein origineller Poet, dessen Stärke und Eigenart ohne Weiteres in die Augen springt und unser Interesse sofort zu fesseln weiß, ist Hermann Grimm nicht gewesen, sondern nur ein liebenswürdiges Talent ohne scharfes Profil.

Es ist ihm auch nicht gelungen, sich als Dichter eine Stellung zu gewinnen; bald kam er auch selbst zur Einsicht, daß auf poetischem Gebiet sein Lorbeer nicht blühe. Bereits in den letzten Jahren seiner dichterischen Bethätigung hatte er sich der Kunstbetrachtung zuzuwenden begonnen, der Betrachtung und Erforschung der Kunst im umfassendsten Sinn. Er sucht sich klar zu werden über Kunst und Kunstschöpfungen. Damals begann er seine Essays zu schreiben, die ersten, denen später noch so viele andere folgten, die seinen Namen weithin trugen und berühmt machten.

Später einmal hat er erzählt, wie wohl sein Interesse für die Kunst entstanden oder geweckt worden sei. Raphael begann früh in ihm das Gefühl für die Größe und Schönheit der bildenden Kunst wachzurufen. Der italienische Meister trat ihm zuerst in vier Madonnen vor Augen, die er von Kind an stets vor sich hatte. Im Zimmer seines Vaters hing die Sistina, bei seiner Mutter „Die schöne Gärtnerin", die Jungfrau im Grünen, die Madonna della Sedia in Stichen von Müller, Agricola und Desnoyers.

Er sah diese Bilder an als etwas, ohne das die Welt nicht zu denken sei, und sie prägten sich ihm so tief ein, daß, wurde eines derselben genannt, ihm nicht das Original, sondern der Stich zuerst vor die Seele trat. Er erinnerte sich der Verwirrung, in die ihn der erste Anblick der wirklichen Madonna Raphaels in Dresden versetzte; etwas ihm durchaus Vertrautes stand plötzlich in ganz anderer Gestalt vor ihm, und er hätte, wäre er um ein Urtheil gefragt worden, dem Stich den Vorzug gegeben; denn er kannte jede Schraffirung darauf und hielt die sich kreuzenden Linien für eine nothwendige Eigenschaft des Werkes.

Wenn er zusammenrechnete, was in der Wohnung seiner Familie und denen ihrer Freunde an Werken Raphaels in Stichen vorhanden war, so konnte er behaupten, im Anblick der gesammten Thätigkeit des italienischen Meisters aufgewachsen zu sein. Bei Homeyers, die neben Grimms wohnten, hingen die vatikanischen Fresken in Volpatos Stichen, bei Gerhards Angelo Doni und seine Frau, die Farnesina und viele Madonnen.

Alle diese Stücke kannte er genau, so wenig lag aber damals die herrschende chronologische Anschauung in der Luft, daß ihm nicht einfiel, diese Werke als Resultate einer Lebensentwicklung anzusehn, deren fehlende Theile gesucht werden mußten. Auch hörte er nirgend von Raphael sprechen; es war ihm nur eingepflanzt, diese Darstellungen als das Vornehmste im Bereiche der bildenden Kunst anzusehn. Die Raphael zugeschriebenen Gemälde des Berliner Museums, auch die Teppiche erweckten seine Theilnahme nicht. Erst Guhls Künstlerbriefe gaben ihm den Anstoß zu einer anderen Betrachtung der Dinge.

Diese Briefe riefen plötzlich in Berlin das Interesse des Publikums für neuere Kunstgeschichte wach; in ihnen erst wurde persönlicher Zusammenhang der Künstler und ihrer Werke sichtbar, hier las man, wie die großen Künstler gedacht hatten, wie das Leben sie erzog und formte, wie ihre Schöpfungen sich als Produkte ihrer Existenz erklären ließen; hier wurden Raphael und Michelangelo zu Persönlichkeiten. Zugleich aber zeigte Guhl auch, wie man selbstständig weiter diesen Dingen nachforschen könne.

Die von ihm citirten wenig zahlreichen Bücher standen im letzten obersten Winkel der königlichen Bibliothek, wo sich nun Herman Grimm in

vollkommener Einsamkeit installirte und nicht eher ruhte, als bis er in der dort aufgestellten Litteratur völlig zu Hause war, um die sich sonst fast Niemand kümmerte. Dazu bot das königliche Kupferstichkabinet, in dessen stillen Räumen nur selten Schritte oder gar Gespräche widerhallten, die nöthige Ergänzung.

Nachdem er sich so für das Kunststudium ohne Anleitung vorbereitet hatte, kam er Ende Mai 1857 zum ersten Mal nach dem von den Franzosen besetzten Rom Pio Nonos, das, damals noch von keiner Eisenbahn berührt, völlig in sich versunken lag. Die heißen, erst Abends sich belebenden Straßen lagen verlassen, wenn er Morgen für Morgen sich im schmalen Schatten der Häuser haltend, zum Vatikan pilgerte, wo er die unendlichen Treppen hinaufstieg und die mauerkühlen Gänge durchwanderte, zu denen ein leiser Duft von den im päpstlichen Garten blühenden Orangen drang.

An manchen Tagen begegnete er keiner Seele auf diesem Wege durch den ganzen Palast; an der Thür, zu der er wollte, wurde der Kustode durch langsam verhallendes Geläute herbeigelockt, er ließ ihn ein und ging wieder. So brachte Herman Grimm dort und in der Farnesina, die ebenso verlassen lag, lange, ungestörte Stunden zu; hier lebte er sich ein in Raphaels Werke, allmählich, um endlich zu wissen, was er sähe. Nicht so schnell, sagte er als reifer Mann, wird dieses Wissen erlangt. Abends, wenn er wieder in seiner Stube auf dem Kapitol saß, schrieb er nieder, was er tagsüber gesehen; aus der Erinnerung beschrieb er die Gemälde. Jeden Umriß, jede Farbennuance glaubte er sich eingeprägt zu haben und mußte dann staunen über den geringen Rest dieser Eindrücke, wenn er schreiben wollte. Von Raphael kam er zu Michelangelo, von diesem zu den antiken Skulpturen.

Da es in der Zeit, wo Herman Grimm sich der Kunstbetrachtung zu widmen begann, weder Lehrer gab, die von Staatswegen über Kunst und Kunstschöpfungen zu sprechen hatten, noch viele Bücher, die sich mit kunsthistorischen Dingen befaßten, hat er sich autodidaktisch zum Kunststudium herangebildet. Doch gerade dadurch, daß ihn keine fremde Hand leitete, daß er seinen eigenen Weg zu gehen gezwungen war, hat sich Herman Grimm gerade seine Eigenart, die Schöpfungen der Kunst zu betrachten, völlig gewahrt. In seiner Auffassung der künstlerischen Dinge steht er allein, sie ist nur ihm eigen.

In seinem Roman „Unüberwindliche Mächte“ spielt ein alter Herr eine kleine Rolle, mit dem mir Herman Grimm viel Aehnlichkeit zu haben scheint. Durch eine kurze Charakteristik jenes alten Herrn springt die Aehnlichkeit klar hervor, und deshalb gebe ich sie mit wenigen Sätzen. Es wird von ihm erzählt, daß er Student gewesen, im Jahre 1815 mitgekämpft habe, dann als Offizier bei der Zurückführung der geraubten

Kunstschätze mitgewirkt, wobei ihm zuerst die Kunst sich aufgeschlossen habe. Er wollte Maler werden, übernahm jedoch nach seines Vaters Tode dessen Buchladen, wobei er seine Liebhaberei fortsetzte, und gab sich, nachdem ihm n seinem Sohne ein Geschäftsnachfolger herangewachsen war, ihr ganz und ar hin. Als Aufgabe hatte er sich gestellt, Alles persönlich zu untersuchen, vas Europa an Kunstwerken beherbergte. Durch den Ernst, mit dem er iese Beschäftigung auffaßte, nahm er seiner umherfahrenden unstäten Existenz den Schein des Launenhaften, Unnöthigen, den sie, oberflächlich ufgefaßt, hätte annehmen können. Er hatte sich ein Amt erwählt in einer Thätigkeit, das er gewissenhaft verwaltete; er betrachtete die bildende Kunst als eines der wichtigsten Weltmomente und hielt die wenigen Leute, ie gleich ihm eine eigennutzlose Beaufsichtigung der vorhandenen Werke zu hrer Lebensaufgabe gemacht, für Staatsdiener der höchsten Art, deren Verdienste, je unscheinbarer und verborgener sie wirkten, um so weniger je ach Würden und Gebühr anerkannt oder gar belohnt werden könnten.

Mit diesem alten Herrn scheint Herman Grimm Aehnlichkeit zu aben, fast dieselbe Charakteristik paßt auf ihn, nur eine Erweiterung nüßte sie erfahren, sollte sie auch auf ihn zutreffen. Er hielt nicht nur, vie jener alte Herr, die bildende Kunst für eines der wichtigsten Welt=nomente, sondern er sah vielmehr in der Kunst im umfassendsten Sinne die Krone des Lebens.

Er gehörte zu den universalen Naturen, die überall, in Kunst und Litteratur aller Völker und aller Zeiten Bescheid wissen. Er suchte, wie er einmal gesagt hat, alle die Menschen zu erforschen, die für ihre Zeit die Pegelhöhe des geistigen Zustandes bezeichnen, die wenigen, ber unverwüstlichen, deren Namen ein Jahrhundert dem andern übergiebt; die ewigen Apfelbäume, welche der ewig nachwachsenden Jugend, soviel Früchte auch von ihnen geschüttelt werden, jeden Morgen in vollen Früchten getreu wieder entgegenlachen. Die Erforschung der Geschichte dieser Männer nußte nach seiner Ansicht unsere vornehmste naturhistorische Arbeit sein.

Der Beschäftigung mit den Größten dieser Erde, dem Ergründen ihrer Schöpfungen und ihrer Persönlichkeit weihte er sein Leben. Die großen Persönlichkeiten standen ihm über den Zeiten, in denen sie lebten; sie hatten die Zeiten, nicht die Zeiten sie gemacht; sie sind ihm die geistigen Höhen der Menschheit, zu denen man emporstreben muß. Zwei sehr bezeichnende Worte von ihm fallen mir bei, die seine Art zu denken scharf in's Licht tellen. „Homer, Goethe und Dante, deren Werke von Männern, Frauen und der Jugend gelesen werden, stehen auf Höhen über ihren Völkern, zu denen guter Wille nichts hinzuthun und von denen böser nichts hinweg=nehmen kann, während Könige, Staatsmänner und Feldherren ihren Nach=ruhm vom Belieben der Geschichtsschreiber zu empfangen haben, die einst llein ihre Depeschen in den Archiven lesen," und das andere Wort, das

den „Michelangelo" beschließt: „Alle Italiener fühlen, daß neben Dan
und Raphael er die dritte Stelle einnimmt (nämlich Michelangelo) un
mit ihnen die Dreizahl der größten Männer bildet, die ihr Vaterlan
hervorgebracht. Ein Dichter, ein Maler und einer, der groß in alle
Künsten war. Wer wollte, wo diese stehen, einen Feldherrn oder Staats
mann ebenbürtig an ihre Seite stellen? Die Kunst allein ist es, die di
Blüthe der Völker bezeichnet". Nach Hermann Grimm wird immer da
richtende Urtheil der Geschichte Homer und Phidias höher als Alexande
und Perikles stellen.

Nur die Großen liebt und verehrt Herman Grimm, über den Ve
kehr mit ihnen hat er fast der Kleinen vergessen, und diese Großen sin
ihm mehr als Menschen, die einer bestimmten Zeit angehören, der Gla
ihrer Namen erhält sich fort in alle Ewigkeit, ihr Ruhm verblaßt nich
im Wandel der Jahrhunderte. Und die Lebensarbeit Grimms galt nu
den Großen, deren vier er ein Denkmal gleichsam in ganzer Figur errichte
und mit feinster Künstlerhand ausgeführt hat: Homer, Michelangelo
Raphael und Goethe. Diese Vier hat er auf ein hohes Piedestal alle
Augen sichtbar hingestellt. Neben diesen Denkmälern aber hat er noch viel
Büsten gebildet, die in den weiten Hallen seiner Essays stehen, die de
Gedächtniß anderer Unsterblichen geweiht sind: Da steht Dante nebe
Milton und Voltaire; Dürer neben Rembrandt und Cornelius und di
Andern alle, deren Namen Jeder kennt.

Grimm sah nicht nach Philologenart nur die eine oder andere Seit
einer Erscheinung, sondern immer das Ganze, Große. Fast scheint es, al
gebe es keine historische Entwicklung der Dinge für ihn; er legte wenigsten
niemals das Hauptgewicht auf die zeitlichen Umstände und Bedingungen
die das Erscheinen einer großen Persönlichkeit möglich gemacht hatten.

Nicht was einen kleinen Kreis von Fachgelehrten interessirte, nöthigt
ihm seine Theilnahme ab; die sogenannte exakte Forschung war ihm nich
das Höchste. Er war kein Freund der Philologen, und eine gewisse Ab
neigung gegen sie kam manchmal bei ihm deutlich zum Ausdruck. Vo
Holbeins Bild des Erasmus von Rotterdam sagte er auf die gekniffene
Lippen des Humanisten deutend: „Das richtige Philologengesicht," und hal
scherzend fügte er hinzu: „Mit dem Menschen möchte ich nichts zu thu
haben." Sehr scharf unterschied er die „wissenschaftlichen Beamten", die sic
mit Einsammeln und Anhäufen von Thatsachen Zeit ihres Lebens zufriede
geben und die er natürlich auch für existenzberechtigt hielt, von denen, di
Gedanken producirten.

Herman Grimm ist niemals ein Fachgelehrter gewesen im gewöhn
lichen Sinne des Wortes. Natürlich hat er so gut und gründlich wie nu
je ein Fachgelehrter seinen Studien obgelegen, aber niemals aus ihren Er
gebnissen dicke Bücher zusammengestellt und für sie eine besondere Auf

erksamkeit beansprucht. Er wandte sich auch niemals an eine beschränkte
ahl von Menschen, um sie um ihr Urtheil zu bitten und ihres Beifalls
eilhaftig zu werden; er sprach zu Allen und wollte von Allen gehört
erden. Es machte ihm Freude, mitzutheilen von dem, was er sich geistig
worben hatte. Allen wünschte er die Großen der Erde menschlich so
ihe zu bringen, daß man in ihnen nicht Halbgötter, die unerreichbar
dischen Augen thronten, sah, sondern die wahren Schöpfer aller Schönheit
s Lebens, denen man zu ewigem Dank und Liebe verpflichtet war.

# Kundgebungen im Theater.

Von

## Tony Kellen.

— Essen a./Ruhr. —

### I.

Das Leben auf der Bühne bringt es mit sich, daß sowohl auf den Brettern, die die Welt bedeuten, als auch im Zuschauerraum mancherlei unerwartete Zwischenfälle eintreten, die zumeist in heiterer Weise erledigt werden. Es kam aber auch schon öfter zu stürmischen Ereignissen, zu Faustkämpfen und anderen aufregenden Szenen, die ursprünglich nicht im Spielplan vorgesehen waren. Besonders die französische Theatergeschichte ist reich an Vorfällen dieser Art.

In den ersten Zeiten der stehenden Bühne gehörte es gerade nicht zum guten Ton, das Theater zu besuchen. Es waren meist unfreundliche, schlecht beleuchtete Räume, in denen das Publikum den Vorgängen auf der Bühne folgte. Damals gab es zwar auch schon eine scharfe Scheidung zwischen Bühne und Zuschauerraum, denn die Scene des Theaters im Hôtel de Bourgogne in Paris war sogar durch ein ziemlich hohes Gitter vom Zuschauerraum getrennt, aber es wurden auf beiden Seiten der Bühne Bänke aufgestellt, auf denen bevorzugte Gäste Platz nehmen durften. Es waren vornehme junge Leute, reiche Theaterfreunde und Gönner, die sich viel erlauben durften, oft in das Spiel hineinredeten und recht störend werden konnten. Auf jeder Seite der Bühne befanden sich neun Reihen Sitze, die durch eine Balustrade von den Schauspielern getrennt waren. Aber die übermüthigen Herren, denen diese Vorzugsplätze eingeräumt waren, versperrten oft die Zugänge zu der Bühne. Darüber wäre z. B. die Tragödie „Childéric“ von Moraud beinahe gefallen (1736). In einer besonders pathetischen Scene sollte ein Bote mit einem Brief kommen, konnte aber durch die auf der Bühne stehenden Zuschauer nicht hindurch. Da rief

Jemand im Parterre: „Place au facteur!“ und die ernste Stimmung des Publikums wich einer allgemeinen Heiterkeit.

Erst Voltaire befreite die Bühne von den Zuschauern, die bis dahin ringsumher an den Koulissen ihre Sitze gehabt hatten. Der Dichter Collé, der über alle Vorgänge im Theater ein Tagebuch führte, berichtet darüber am 30. April 1759: „Ich sah heute den Saal der Comédie française, auf deren Bühne man Niemand mehr dulden will. Wollte Gott, daß dem so bliebe! Es macht den besten Eindruck von der Welt; ich meine selbst zu bemerken, daß man die Stimmen der Schauspieler ungleich besser versteht. Die theatralische Illusion ist nun vollkommen; man sieht keinen Cäsar mehr in Gefahr, einem Gecken in der vordersten Reihe den Puder abzustreifen, keinen Mithridates mehr, der inmitten unserer Bekannten verscheidet, keinen Schatten des Ninus mehr, der einem Generalpächter auf die Hühneraugen tritt!“

Lange Zeit war es nicht das bessere Publikum, das das Theater gewöhnlich mit seinem Besuch beehrte, und es war den Damen ganz unmöglich, dorthin zu gehen. Noch zur Zeit Racines und Molières kam es oft zu Schlägereien unter dem Theaterpublikum. Dies waren aber nur Raufereien, wie sie auf Jahrmärkten unter dem Pöbel vorzukommen pflegen. Von litterarischen Kämpfen keine Spur.

Mit der Zeit wurden Zwischenrufe und Zischen im Theater verboten, aber zuweilen kam auch Beides vor, obschon eine Anzahl Gardisten für die Ruhe des Publikums zu sorgen hatte. Ein eigenthümlicher Fall ereignete sich 1750 in Paris.

Jacques Vaucanson, der Begründer der Seidenweberei, hatte einen automatischen Flötenspieler konstruirt, der von seinen Zeitgenossen viel bewundert wurde. Als Seitenstücke hierzu fertigte er ein anderes mechanisches Kunstwerk an, nämlich für Marmontels Theaterstück „Kleopatra“ die Natter, die sich die Egypterin ansetzt, um durch deren Biß den Tod zu finden. Diese Natter machte getreu alle ringelnden Bewegungen einer lebendigen und schnellte schließlich zischend an den Busen der unglücklichen Königin empor. Am Abend der ersten Vorstellung, als die Natter zum ersten Male ihre Rolle spielte, schrie eine Stimme aus dem Parterre:

„Ein Bravo dieser Natter!“

Es war der Dichter Piron, der damit seine Bosheit gegen Marmontel ausließ. Das Publikum zischte das Stück aus.

Die berühmte Tragödin Fräulein Dumesnil war einmal in einer der Hauptszenen pathetischer denn je aufgetreten, als ein leidenschaftlich erregter Zuhörer ihr grobe Worte zurief. Fräulein Dumesnil betrachtete die Schmähung aber als ein Kompliment, da nur ihr naturgetreues Spiel sie hervorgerufen hatte.

Mit Beaumarchais beginnen die Kundgebungen politischer Natur im Theater. Als im Frühjahr 1784 die erste Vorstellung seines Lustspiels

„Die Hochzeit des Figaro" angekündigt wurde, drängten sich die Pariser mit einem Ungestüm, wie es selbst bei ihnen selten war, vor den Thüren der Comédie française, die damals seit Kurzem in dem aristokratischen Stadtviertel Saint=Germain eine Stätte gefunden hatte. Man erwartete einen heiteren, etwas skandalösen Abend voll Anspielungen gegen die Aristokratie, die sich deshalb selbst um so eifriger in den Logen einfand. Die vornehmen Damen erschienen schon Stunden vorher in ihren Logen, um sich ihre Plätze zu sichern. Sie zogen vor, ihr Mittagessen in dem dämmerigen Theatersaal einzunehmen, nur um dem pikanten Angriff gegen sie selbst, gegen die eigene vornehme Welt, beiwohnen zu können. Die leichtsinnige Menge ahnte aber nicht, daß der Beifall, den sie an diesem Abend dem Stücke zollte, das Vorspiel der Revolution bedeutete, die sich bereits drohend am Horizont ankündigte.

Aus den ersten Vorstellungen der „Hochzeit des Figaro" sehen wir, wie die öffentliche Meinung sich zu regen begann. Beaumarchais hatte sich an die Spitze der sozialen Bewegung gestellt. Die Satiren, die sein Stück enthielt, entgingen Niemand, und der Hof spaltete sich bald in zwei Parteien, von denen die eine dem Verfasser geneigt war, während die andere sein Stück unterdrückt zu sehen wünschte. Ein Pamphlet, das einem Herrn de Longeac zugeschrieben wurde, hatte einen großen Erfolg. Die Begeisterung des Publikums für Beaumarchais und sein Stück wurde darin verspottet. Es heißt darin, jede Person des Stückes stelle ein besonderes Laster dar, und es schließt mit den Worten:

Um die Laster vereint zu sehen,
Rief das Publikum im Chor,
Eh' es wollt' nach Hause gehen,
Schließlich noch den Autor hervor.

Der Lärm, den man um sein Stück machte, mißfiel Beaumarchais keineswegs. Am 6. April 1784, als die Aufführung beginnen sollte, wurde vom hohen Olymp herab eine Masse bedruckter Zettel herunter geworfen, die das Publikum natürlich begierig las. Es war das erwähnte Spottgedicht, in dem noch einige gröbere Ausdrücke eingefügt waren. Weit entfernt, sich durch dieses Pamphlet beeinflussen zu lassen, zollte das Publikum dem Stücke nur noch lebhafteren Beifall, weil es an einen hämischen Streich der Gegner glaubte. Die Zettel aber hatte nicht etwa der Verfasser des Pamphlets, sondern Beaumarchais selbst in's Publikum werfen lassen, weil er die Wirkung derselben wohl beurtheilte. Er schrieb sogar einige Tage später dem Herausgeber des „Journal de Paris" einen Brief, in dem er ihm vorwarf, daß er einen so wichtigen Vorfall in seiner Zeitung nicht erwähnt hatte. Beaumarchais verstand sich eben recht gut auf litterarische Reklame.

Während der Revolution ging es in den Theatern stürmisch her. Die Zuschauer gewöhnten sich daran, jedes Wort, das auf der Bühne fiel und

auf die Gegenwart bezogen werden konnte, durch Beifall oder Zischen zu begrüßen. Anfänglich überwog allerdings der Beifall, als man die Zukunft noch in rosigem Lichte sah. Wenn in einem alten Lustspiel des Destouches von Don Philipp, dem braven Rathgeber seines Königs, gesagt wurde, daß er nichts kenne, als das Interesse seines Herrn und daß dieser zu einsichtig sei, um einen solchen Diener zu entlassen, so erhob sich das gesammte Publikum, um den Minister Necker zu feiern, an dessen Sturz die Hofpartei fortwährend arbeitete. Auch Ludwig XVI. erhielt zu jener Zeit noch seinen Antheil an der Huldigung, und in demselben Stück wurde ihm zugejubelt, als es darin von dem spanischen König hieß, er sei vom Himmel dazu geschaffen, über die Herzen zu regieren.

Auf das Vertrauen folgte bald eine Zeit gegenseitigen Hasses. Den Anlaß gab ein junger Schauspieler, der später so berühmte Talma. Für Mittwoch, den 4. November 1789 war von der Comédie française ein neues Stück von Joseph Chénier „Karl IX. oder die Schule der Könige" angekündigt, und die Erwartungen der Theaterbesucher waren auf's Höchste gespannt, weil das Stück die Bartholomäusnacht behandelte. In seinen Erinnerungen aus der Schreckenszeit berichtet G. Duval: „Es war erst zwei Uhr. Schon war der Platz mit Menschen bedeckt, und zahlreiche Gruppen belebten den Garten des Luxembourg. In den benachbarten Kaffee-häusern fand man keinen Sitzplatz mehr. Ueberall zeigte sich große Bewegung, und man sah viel düstere und drohende Gestalten auftauchen. Es schien, als ob man sich gegenseitig rekognoscirte, wie vor einer Schlacht. Die erste Vorstellung von Karl IX. war eben mehr als ein theatralisches, sie war ein politisches Ereigniß. Ich will nicht von dem Eindruck der einzelnen Szenen reden; bekanntlich war der Erfolg der Aufführung ungeheuer. Das Stück wurde unter rauschendem Beifall, Gestampf, Bravo und ohne das leiseste Murren bis zum Ende gespielt. Ich glaube, daß wer sich erlaubt hätte zu pfeifen, halbtodt hinausgekommen wäre. Mirabeau und einige andere Abgeordnete seiner Partei befanden sich in einer Balkonloge und gaben das Zeichen zum Beifall."

Mehrere Personen, die den Hut auf dem Kopfe behalten wollten, wurden durchgeprügelt, und nur dem Einschreiten der bewaffneten Macht hatten sie es zu verdanken, daß sie mit dem Leben davonkamen. Unter den Männern, die verhaftet wurden, befand sich auch Danton.

Das antiroyalistische Stück, in dem Talma die Rolle des Königs Karl meisterhaft spielte, hatte bereits mehr als 30 Aufführungen erlebt, als der König die weitere Aufführung verbot. Als aber am Jahrestag der Eroberung der Bastille ein großes Verbrüderungsfest gefeiert wurde und Deputationen aus allen Theilen des Landes sich dazu einfanden, forderte das Parterre stürmisch die Wiederaufnahme des Stückes. Der Regisseur erklärte, diese sei wegen der Erkrankung einzelner Künstler nicht möglich, aber Talma, der seine dankbare Rolle gern wieder aufnehmen mochte,

stürmte plötzlich auf die Bühne und sagte, die Aufführung des Stückes wäre bei gutem Willen wohl möglich. Man war nun gezwungen, das Stück zu geben, aber Talmas Kollegen rächten sich an ihm, indem sie ihn auf mehrere Monate suspendirten.

Das Publikum wollte sich dies nicht gefallen lassen. An den folgenden Tagen drang es in den Saal ein, um die Vorstellung zu stören. Am 17. September, als sich der Tumult wiederholt hatte, wagte Fleury, der an der Spitze der Gegner Talmas stand, auf der Bühne zu erscheinen, um zu erklären, er und seine Kollegen hätten keine Beziehungen mehr zu Talma, weil er die öffentliche Ruhe gestört habe. Die Antwort war ein heilloser Lärm. Ein anderer Schauspieler stürzte aus den Koulissen und protestirte gegen die von Fleury erhobene Beschuldigung. Das Publikum riß nun die Bänke los, wobei sich besonders einige Journalisten hervorthaten, erstürmte die Bühne und schlug dort Alles in Stücke.

Infolge dieser Zwischenfälle trennte sich das Ensemble der Comédie française. Talma gründete mit einem Theil der Künstler das Theater der Rue Richelieu, in dem er hauptsächlich Stücke revolutionären Charakters gab. Die anderen Mitglieder gründeten das „Theater der Nation“, in dem es oft zu antirevolutionären Kundgebungen kam. Hieß es in Laharpes „Oedipus“, daß der König größer sei als sein Geschick, so jubelten die zur königlichen Partei gehörigen Zuhörer in den Logen, und ihr Beifall wollte nicht enden, wenn sie Verse hörten, in denen, wie in der „Dido“ von Lefranc de Pompignan gesagt wurde, daß die Könige gleich den Göttern über den Gesetzen ständen. Das Publikum verlangte in seiner Begeisterung sogar vom Orchester den Vortrag aristokratischer Parteilieder, wobei es selbst mit sang. So wurden die Strophen an die „reizende Gabrielle“, die Arie aus Grétrys Richard Löwenherz „O Richard, o mein Fürst, es verläßt dich die Welt“ zu wahren Königsliedern.

Es war deshalb begreiflich, daß man in andern Theatern Gegenkundgebungen veranstaltete. Eines Abends wohnte die Königin der Aufführung einer Operette in der komischen Oper bei, als die berühmte Sängerin Frau Dugazon in einem Duett ihr eine kleine Huldigung darbrachte. Auf die Worte eines vertrauten Dieners „Von Herzen lieb' ich meinen Herrn“ mußte sie als Kammermädchen antworten: „O, wie lieb' ich meine Herrin!“ Bei diesen Worten wandte sie sich nach der königlichen Loge, um sich vor Marie Antoinette zu verbeugen. Aber da entstand ein Sturm des Unwillens. Von allen Seiten rief man, es gebe keine Herrin mehr, man brachte Hochrufe auf die Freiheit aus und machte einen solchen Tumult, daß die Königin voll Schrecken eiligst das Theater verließ.

Bald wurden die Theater zum alltäglichen Kampfplatz. Das künstlerische Interesse war geschwunden, man dachte nur mehr an politische Kämpfe. Das Publikum fühlte sich am wohlsten, wenn es lärmen und toben konnte, und selbst blutige Köpfe waren nichts Seltenes. Eine Zeitung

schlug sogar vor, die Zuschauer möchten sich doch mit Flinten, Pistolen und Säbeln bewaffnen, um sich gründlich auseinandersetzen zu können. In dem eben erst eröffneten Vaudeville zwang das Publikum den Direktor eines Tages, auf der Bühne ein Stück von Léger zu verbrennen, in dem Chénier angegriffen wurde.

Oft genug kam es vor, daß die Zuschauer den Schauspielern vorschrieben, welches Stück sie spielen sollten. Und wenn die Künstler diesen Forderungen nicht nachkamen, so sang und tanzte das Publikum im Theater die Carmagnole, bis die Zeit da war, wo das Theater geschlossen werden mußte.

Unter dem Konsulat und dem Kaiserreich kehrte die Ruhe wieder in die Theater ein. Nur die Vorstellung von „Pierre le Grand“ von de Carrion Nisas, der mit Napoleon die Militärschule zu Brienne besucht hatte, rief einen fürchterlichen Tumult hervor, so daß zwanzig junge Leute verhaftet werden mußten.

Als die Bourbonen wiederkehrten, änderte sich auch die Tendenz der Theaterstücke. Eines Abends wollte man Fräulein Mars, die als eifrige Anhängerin Napoleons bekannt war, zwingen „Vive le roi“ zu rufen. Die große Künstlerin aber trotzte dem Sturm, den ihre Weigerung im Saale entfesselte.

Später trat wieder eine Reaktion ein, und Béranger feierte die Heldenthaten aus der Zeit des ersten Kaiserreichs. Damals kam es zu dem berühmten „Krieg der Calicots“, der durch die Erstaufführung des Scribe'schen Stückes „Combat des montagnes“ im Variété-Theater hervorgerufen wurde. Das Napoleonfieber war damals so stark, daß sogar die Pariser Handlungsgehülfen in ihrer Haltung und Kleidung die Soldaten des Kaiserreichs nachahmten. Scribe machte sich in seinem Stücke hierüber lustig, indem er Calicot, die Hauptperson des Stückes, spöttische Verse singen ließ. Schon bei der ersten Vorstellung entstand ein fürchterlicher Lärm im Saale. Bei den folgenden Aufführungen stellten sich alle Calicots*) von Paris ein, und die, welche keinen Platz im Saal fanden, blieben vor dem Theater, um das Volk aufzuwiegeln. Die Unruhen dauerten mehrere Wochen. Die Gensdarmen mußten mehrmals einschreiten und die ärgsten Ruhestörer verhaften.

In demselben Jahre gab die Aufführung des „Germanicus“ im Théâtre français Anlaß zu einer großartigen Keilerei. Man bearbeitete sich mit Stöcken (daher der Name „Bataille de Cannes“), und man sah sogar Säbel blitzen. Es floß jedoch kein Blut. Der Verfasser des Stückes war d'Arnault, der später Mitglied der französischen Akademie wurde.

Im Theater der Porte Saint-Martin gab am 31. Juli 1822 eine englische Schauspieler-Truppe eine Vorstellung von „Othello“.

*) Seither wurden nämlich die Handlungsgehilfen so genannt.

Sie scheint aber den Besuchern mißfallen zu haben, denn diese warfen Gegenstände aller Art auf die Bühne. Es kam zu einem solchen Tumult, daß die Frauen ohnmächtig wurden. In der Geschichte des französischen Theaters sind solche Fälle aber selten, wo das Publikum sich an den Schauspielern vergriff.

Stürmische Zeiten kamen für die Pariser Bühnen, als der berühmte Streit der Klassiker und Romantiker ausbrach. Bei der ersten Aufführung von „Hernani" kam es zu einem Skandal, der in der Litteraturgeschichte einzig dasteht. Es war am 25. Februar 1830, wo auf der Bühne und im Zuschauerraum des Théâtre français jener große ästhetische Kampf ausgefochten wurde, der die gebildeten Franzosen jener Zeit kaum weniger erregt hat, als die Revolution, die im selben Jahre ausbrach.

Es herrschte damals übrigens in allen Theatern eine große Aufregung. In der Oper fand Nourrit in Rossinis „Wilhelm Tell" stürmischen Beifall, und das berühmte Duett der „Stummen von Portici": „Heilige Liebe des Vaterlandes" mußte bei jeder Aufführung wiederholt werden. Die Revolution lag gewissermaßen in der Luft.

Am 7. Oktober wurde im Odeon eine Tragödie von Ancelot „Le Roi fainéant" aufgeführt. Der Dichter hatte dem Romantismus viele Konzessionen gemacht, aber man lachte darüber. Schon im ersten Akt gab sich die Unzufriedenheit des Publikums kund. Bald wurde der Lärm größer, und während die Schauspieler ihre Rollen weiter deklamirten, stand ein Zuschauer auf dem Balkon auf und hielt mit donnernder Stimme eine Rede über — die Achtung, die man der Nationalgarde schulde. Das Publikum wurde nun ruhig und hörte wenigstens ihm zu.

Unter der zweiten Republik war es im Parterre im Allgemeinen ruhig. Nur die Claqueure, die „Ritter des Kronleuchters", machten hie und da eine lärmende Kundgebung entweder für oder gegen einen Künstler, je nachdem sie bezahlt waren oder nicht. Nur bei der Aufführung von „Rome" in der Porte-Saint-Martin kam es zu einem Tumult, als der Graf Mastaï Feretti (Papst Pius IX.) auf der Bühne erschien.

Eine große Kundgebung erfolgte am 18. Dezember 1888, als im Odeontheater „Germinie Lacerteux", das erste naturalistische Theaterstück, nach dem bekannten Goncourt'schen Roman bearbeitet, aufgeführt wurde. Es war „eine Niederlage mit allen jenen blutigen Schrecken und mit den Greueln des Falls eines Großen".

Auch in den letzten Jahren kam es noch hie und da in Pariser Theatern zu Kundgebungen, so 1894 bei der Vorstellung des „Volksfeind" in den Bouffes du Nord, bei der Konferenz L. Tailhades in dem Renaissance-Theater, bei der zweiten Aufführung des „Voile" im Théâtre français und sodann bei der Aufführung von „La Gardienne" von Henri de Régnier. Francisque Sarcey mußte sich mehr als einmal gefallen lassen, verhöhnt zu werden (die Franzosen haben dafür das schöne Wort conspuer), aber diese

litterarischen und politischen Kundgebungen hatten keinerlei gefährlichen Charakter. Das Zeitalter der Heldenkämpfe im Parterre scheint eben definitiv vorüber zu sein.

Aus der Geschichte des deutschen Theaters werden uns weniger stürmische Scenen berichtet. Es kam wohl manchmal zu heiteren Zwischenfällen, aber nicht zu großen Kundgebungen.

Einen eigenartigen Theaterskandal erlebte Berlin am 23. Januar 1749. Während die berühmte Barbarini, der Liebling des Berliner Publikums zur Zeit Friedrichs des Großen, auftrat, die sich bekanntlich auch der besonderen Gunst des Königs erfreute, und die eine für jene Tage unerhört hohe Gage von 12 000 Thalern bezog, kam es im Theater zu einer seltsamen Szene. In einer Proszeniumsloge hatte der junge Legationsrath von Cocceji, ein Sohn des Königlichen Kanzlers, Verehrer der Barbarini, Platz genommen. Er beobachtete jede Bewegung der schönen Tänzerin, der er mit leidenschaftlicher Liebe zugethan war, mit bewunderndem Entzücken. Plötzlich bemerkte der Eifersüchtige in seiner nächsten Nähe einen jungen Mann, der gleich ihm kein Auge von der reizenden Italienerin abwandte. Kurz entschlossen ergriff der Legationsrath, ein Riese von Gestalt, den schmächtigen Jüngling und warf ihn über die Logenbrüstung hinweg auf die Bühne, gerade vor die Füße der Barbarini. Die That gab Anlaß zu einem allgemeinen Skandal. Glücklicher Weise hatte jedoch der Held des unfreiwilligen Fußfalls keine erheblichen Verletzungen erlitten. Er erhob sich und verneigte sich vor dem im Theater anwesenden König mit den Worten: „Majestät, es ist nicht meine Schuld, daß ich hier bin, der Legationsrath von Cocceji hat mich hergeschleudert, ehe ich mir's versah.“ Lautes Gelächter folgte dieser Aufklärung. Der Kanzler Cocceji begab sich am nächsten Tage zu Friedrich, um sich für seinen Sohn in's Mittel zu legen. Lachend erklärte der König, „der Eifersüchtige müßte auf eine Festung geschickt und da kurirt werden.“ Der Legationsrath von Cocceji wurde dann auch nach der Festung Glogau gesandt, aber nicht als Gefangener, sondern als Geheimer Justizrath. Gegen Ende des Jahres kehrte er nach Berlin zurück und feierte seine Vermählung mit der Barbarini.

Aus dem Leben der Wilhelmine Schröder-Devrient wird uns berichtet, daß, als die Russen 1813 in Hamburg eingezogen waren, sie in einem Stück die russische Kokarde angesteckt hatte. Die Russen aber mußten die Stadt vor den Franzosen räumen, und nun forderte Marschall Davoust, daß Frau Schröder mit der französischen Kokarde auf der Bühne erscheine. Sie folgte zwar dem Befehl, aber sie trat mit einer tellergroßen Kokarde auf. Dies verursachte einen so großen Skandal, daß man sie sogar vor's Kriegsgericht stellen wollte. Sie rettete sich aber durch die Flucht.

Eine unbändige Heiterkeit im Publikum erregte einmal der Schauspieler Theodor Döring von der Berliner Hofbühne. Bei einem Gastspiel in Köln (1861) hieb in Shakespeares „Heinrich IV.“ der Prinz den Percy

so derb auf den Helm, daß das Visir herunterfiel und er eine erhebliche Verletzung davon trug. Er mußte von der Bühne getragen werden, und nun war Döring, der den Falstaff darstellte, in Verlegenheit. Er sollte nämlich den Leichnam fassen und sagen: „Da habt Ihr den Percy." Döring wußte sich zu helfen, und indem er Percys Schwert ergriff, rief er den Kommenden zu: „Da habt Ihr Percys Schwert, das ist so gut, als wenn Ihr ihn selbst hättet." Ob dieses gelungenen Einfalls brach das Publikum in lautes Gelächter aus.

Aus dem Leben der Auguste Crelinger, die den Hofschauspieler Stich geheirathet hatte, wird über einen unangenehmen Vorfall berichtet, der dieser Künstlerin zustieß. Sie war 1822 die gefeiertste deutsche Schauspielerin, bis es bekannt wurde, daß sie ihrem Gemahl die Treue gebrochen haben sollte. Da die Intendantur des königlichen Schauspielhauses wußte, wie streng moralisch ihr Publikum sei, hielt sie die Künstlerin Monate lang von den Brettern fern. Als sie aber am 8. Mai 1823 wieder auftrat, äußerte das Publikum in so unzweideutiger Weise sein Mißfallen, daß die Dame für Jahre auf der Bühne unmöglich war.

In August Lewalds Zeitschrift „Europa" vom Jahre 1836 finden sich zwei Berichte über Theater-Skandale, die hier wiedergegeben seien:

„Berlin, den 23. Februar 1836. Wieder einmal ein stürmischer Theaterabend! „Hermann und Dorothea" und das neue Lustspiel von Raupach: „Der Narr seiner Freiheit" waren gestern Abend im Königl. Schauspielhause angesetzt. Die Rolle der „Dorothea", in letzter Zeit von Fräulein Charlotte v. Hagn gespielt, befand sich in den Händen der Dem. Clara Stich. Fräulein v. Hagn, welche diesmal nur im letzten Stück zu thun hatte und erst gestern nachmittag von ihrer Kunstreise von Magdeburg zurückgekehrt war, reklamirt gleich darauf die „Dorothea" und besteht fest darauf, sie zu spielen. Die darüber entstandenen Differenzen dauern selbst nach dem Anfang des Stückes fort, bis bei der ersten Szene der „Dorothea" Dem. Stich heraustritt, die Rolle spielt, Frl. v. Hagn aber das Haus verläßt. Das Stück geht zu Ende. Herr Lemm erscheint auf dem Proscenium und zeigt an, daß die Aufführung des zweiten Stückes wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Fräulein v. Hagn nicht stattfinden könne, und dafür das Lustspiel: „Vielliebchen" gegeben würde. Das Publikum, durch eine unvorsichtige Plauderei von dem Vorgefallenen bereits in Kenntniß gesetzt, bezeigt sich unzufrieden und verlangt das neue Stück zu sehen. Herr Regisseur Weiß erklärt die Unmöglichkeit dem Verlangen zu genügen. Fortwährend Unruhe und Geschrei nach Fräulein v. Hagn, dazwischen Verlangen nach der Operette „Der reisende Student" und dem Ballet „Der gestiefelte Kater". Indessen ist die Aufführung des „Vielliebchen" vorbereitet. Kaum aber geht der Vorhang in die Höhe, so wird der Tumult so arg, daß Dem. Erck und Herr Krüger, welche die erste Scene haben, wieder abtreten müssen. Vorhang herunter. Während das Pfeifen, Zischen und Trommeln,

trotz mehrerer Arrettirungen, fortdauert, tritt Herr Regisseur Stawinsky vor, bezeugt ebenfalls die Unpäßlichkeit des Fräulein v. Hagn, entschuldigt damit die Nichtaufführung des neuen Lustspiels, erklärt auch die Unthunlichkeit der sofortigen Darstellung der beiden anderen verlangten Stücke, und fragt nun, was das Publikum zu sehen wünscht. „Adele!" schreien die meisten Stimmen, worauf Herr Stawinsky sich eine Viertelstunde Zeit erbittet. Endlich geht die Gardine wieder auf, Dem. Clara Stich, auch Dem. Erck werden bei ihrem Auftreten rauschend empfangen. Das Lustspiel wird, vom Jubel der Zuschauer begleitet, ohne weitere Störung bis zu Ende gespielt, und Dem. Stich am Schlusse mit tausend Stimmen gerufen. Sie erschien dankend an der Hand Stawinskys. Das Publikum verließ das Haus in Ruhe."

Der andere Bericht lautet: „Fridolin for ever! Die treffliche Dichtung des Herrn Holbein in Hannover hatte das Schicksal auch neulich in Berlin, gleich wie hier, ausgelacht zu werden. Dort wollte es das zweite Theater (gemeint ist das Königsstädtische) einmal wieder damit versuchen. Die „Berliner Zeitung" meldet darüber: „Wenn man ein doppeltes Schauspiel haben will, hatten die Inhaber des sehr gefüllten Hauses einen glücklichen Treffer. Das Publikum der Höhen, ja selbst ein Theil des Parterres gab sich ein Fest mit mancherlei Aeußerungen, die besonders gegen den Charakter des „Burgvoigt Robert" sich richteten. Der Haß erhob sich gleich anfangs über die Unredlichkeit und Unmoralität dieser schwarz in schwarz gemalten Person, der vom Verfasser auch nicht der leiseste Schimmer von Menschlichkeit gelassen ist. Jedes schnöde Wort, das „Robert" vernehmen mußte, wurde mit Jubel aufgenommen, bei einer Thätlichkeit gegen ihn verdoppelte sich das Jauchzen. Können Dichter und Darsteller mehr wünschen?"

In London sind zu allen Zeiten tumultreiche Szenen im Theater vorgekommen. Einer der größten Skandale ereignete sich am 6. Juni 1727. Die italienische Sängerin Francesca Cuzzoni und die berühmte Primadonna Faustina Hasse-Bordini, ebenfalls eine Italienerin, waren beide an der Londoner Oper engagirt, aber sie vertrugen sich herzlich schlecht. Unter den Theaterbesuchern bildeten sich zwei Parteien, die Cuzzonietten und die Faustianer, die sich auf's Bitterste befehdeten. Die frivole Londoner Gesellschaft that Alles, um durch die Verhetzung der beiden Nebenbuhlerinnen einen öffentlichen Skandal herbeizuführen. Das gelang ihr denn auch an dem erwähnten Tage. Die beiden Sängerinnen geriethen bei offener Szene einander in die Haare und prügelten sich gegenseitig durch, während ihre Anhänger klatschten, zischten und tobten. Mit der Vorstellung war es natürlich zu Ende, und beide Künstlerinnen schieden bald darauf aus England. Der unerhörte Skandal aber beschäftigte noch lange die öffentliche Meinung, und er wurde sogar noch von einer Anzahl Pamphlets breitgetreten.

Ein anderer Skandal ist nicht weniger bezeichnend für englische Ver-

hältnisse. In London pflegten nämlich früher die Theater ein großes Stück in fünf Akten aufzuführen, dem ein kleines von einem Akt folgte. Man hatte die Gewohnheit, beim dritten Akt die Zuschauer, die noch kamen, für die Hälfte des Preises zuzulassen. So kam es, daß in der zweiten Hälfte der Vorstellung die Zuschauer meist zahlreicher waren als in der ersten. Die Impresarii machten dabei natürlich schlechte Geschäfte. Als nun Garrick, der größte englische Schauspieler (1716—1779), dessen Ruhm nicht einmal von Talma und Frédérique Lemaître überstrahlt wurde, auch die Geschäfte des Drury-Lane-Theaters leitete, suchte er jenen Gebrauch, der sich sonst nirgends vorfand, abzuschaffen. Das wollten sich die Engländer aber nicht gefallen lassen. Sein Entschluß, den er durch ein Plakat bekannt machte, erregte in London „ein Aufsehen wie das Erscheinen einer feindlichen Armee" (so berichtet der Chronist). Selbst die, die nicht die Gewohnheit hatten, das Theater zu besuchen, schlossen sich dem Widerstand an. Am ersten Abend, wo die neue Verordnung in Kraft trat, war das Drury-Lane-Theater schon gleich bei Beginn so gefüllt, wie noch nie zuvor. Es herrschte die größte Stille, bis die Vorstellung begonnen hatte. Es entstand nun eine laute Unterhaltung, und als die friedlichen Theaterbesucher die unruhigen Gäste um Ruhe ersuchten, kam es zu lebhaften Wortgefechten, die alsbald in Faustkämpfe ausarteten. Die Anhänger der „halben Preise" behielten die Oberhand; sie rissen die Bänke in dem Parterre und dem Amphitheater los, zertrümmerten die Logen, und mit den losgerissenen Hölzern jagten sie die Gegner in die Flucht und trieben die Schauspieler von der Bühne. Sogar die königliche Loge zertrümmerten sie und zogen dann im Triumphzug aus dem Theater hinaus.

Garrick ließ nun den Saal wieder herstellen, und als das Theater wieder eröffnet wurde, kamen auch die Anhänger der „halben Preise" wieder. Da sie drohten, wieder so zu hausen wie früher, erschien Garrick auf der Bühne, aber man ließ ihn nicht sprechen, sondern verlangte, daß er kniefällig das Publikum um Verzeihung bäte, widrigenfaalls man wieder Alles zerschlagen würde. Garrick ließ sich zu dem demüthigenden Schritt herbei, aber das war auch sein Abschied von der Bühne, denn trotz aller Bitten des Adels und selbst des Königs ist er nie wieder auf der Bühne aufgetreten.

Die Italiener sind bekanntlich heißblütiger als alle andern Nationen. Bei ihnen kommt es denn auch häufig vor, daß die Schauspieler durch Zurufe unterbrochen werden.

In Polen erstach im 17. Jahrhundert ein Edelmann den Schauspieler, der die Rolle eines Verräthers gespielt hatte. Dieser Fall steht wohl einzig in der Kulturgeschichte da.

Am Ende des 18. Jahrhunderts machte sich das Nationalgefühl der Amerikaner auch im Theater geltend. Wenn sich auf einer Bühne in Boston oder Philadelphia eine englische Uniform zeigte, erhoben sich von

allen Seiten wüthende Stimmen. Der Schauspieler mußte die amerikanische Uniform anziehen und dann auf die Bühne zurückkehren. Auch in unserer Zeit kommen in Amerika noch häufig Kundgebungen vor. So großartige Huldigungen, wie sie dort z. B. Sarah Bernhardt zu Theil wurden, sind in unserm nüchternen Europa ganz undenkbar.

Diese Mittheilungen könnten noch bedeutend vermehrt werden, aber man sieht schon aus den angegebenen Vorfällen, daß auch die Kundgebungen im Theater einen Beitrag zur Kulturgeschichte bilden, der des Interesses nicht entbehrt und der sogar den Charakter einzelner Völker trefflich illustrirt.

# Zwei Jugenderzählungen von Willibald Alexis.

Eingeleitet und herausgegeben

von

## Max Ewert.

— Hannover. —

In der kleinen Skizze über Willibald Alexis, die ich im Septemberheft 1898 dieser Zeitschrift veröffentlichte, erwähnte ich auf Seite 377 vier kleine Erzählungen aus den Jahren 1813 und 14, die bis dahin in litterarischen Kreisen unbekannt waren. Eine von ihnen, „Der Kynast. Ein Gemälde aus dem frühen Mittelalter", habe ich im ersten Heft (Oktober 1898) der Monatsschrift „Der Kynast" (Oppeln und Leipzig, Georg Maske) herausgegeben. Eine zweite, „Abu", wahrscheinlich die älteste von allen vier, dürfte kaum der Veröffentlichung würdig sein. Einiges Interesse bietet sie nur durch den darin gemachten Versuch, Phantasien über das, was der Knabe in der Schule von der Größe und dem Zusammenhang der Gestirne und von der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes gelernt hat, mit einer etwas ausgeführten Anekdote zu verknüpfen.

Von erheblich größerer Bedeutung sind die beiden folgenden Erzählungen. Wie „Der Kynast", sind sie seinem Schulfreunde Eduard Ludolff*), mit dem ihn auch später noch dauernde Freundschaft verband, „ehrfurchtsvoll gewidmet". Nach dessen Tode kamen sie, zu einem Oktavheft zusammengebunden, wieder in den Besitz des Dichters, der sie bis zu seinem Ende sorgfältig aufbewahrte. Jetzt gehören sie seiner einstigen Nichte und Pflegetochter, der Frau Hauptmann von Petersdorff in Kolberg. Das kleine, unscheinbare Heftchen, mit den sauber eingerahmten Seiten, den kleinen, zier-

*) Gestorben als Oberlandesgerichtsrath in Berlin.

lichen, aber doch ausgeschriebenen, oft schwer lesbaren Schriftzügen, den Titelblättern mit den verschnörkelten Buchstaben und hübschen bunten, auf den Inhalt der Erzählungen bezüglichen Tuschzeichnungen ist für uns von unschätzbarem Werthe, zumal da wir über die Jugendjahre des Dichters so wenig unterrichtet sind. Es läßt uns einen tiefen Blick in die Gedanken- und Phantasiewelt des sechzehnjährigen Knaben thun, der bald darauf die Schulbank verlassen und als freiwilliger Jäger in den Kampf für's Vaterland ziehen sollte. Sind die beiden Novellen auch keine hervorragenden Kunstwerke, so wird ihre Veröffentlichung doch hoffentlich allen Freunden des Dichters willkommen sein. Ich gebe den Text genau nach der Handschrift wieder; nur einige offenbare Versehen habe ich berichtigt, sowie Orthographie und Interpunktion nach heutigem Gebrauch geändert.

Auf die biographische und litterarische Bedeutung der beiden Erzählungen näher einzugehen, kann ich mir hier, wo sie im Wortlaut vorliegen, versagen. Das für einen Sechzehnjährigen hervorragende Erzählertalent, die für den späteren Schöpfer der vaterländischen Romane bemerkenswerthe Verknüpfung der geschichtlichen Grundlage mit einer Liebesgeschichte, die Ansätze zur Charakteristik der Personen und zu eindrucksvollen Naturschilderungen, alles das wird jedem Leser ebenso auffallen, wie die Schwächen in der Führung der Handlung. Auch das in der Einleitung zum „Glaubenskampf" besonders betonte, dem Geiste der Zeit entsprechende Bemühen, Fremdwörter möglichst zu vermeiden, und die auf den späteren Kritiker hindeutende Verurtheilung seines eigenen Werkes werden jedem der Beachtung werth erscheinen. Besonders aber möchte ich auf einen Punkt hinweisen, der diesen beiden Erzählungen geradezu eine litterarhistorische Bedeutung verleiht, nämlich die Richtung, die in ihnen die Phantasie des jungen Verfassers nimmt. In dem „Glaubenskampf" sind es die unheimlichen Spukgestalten, die Abenteuer des Helden in der finsteren, nur von Dämonen belebten Nacht, bei deren Schilderung der Knabe mit besonderem Behagen verweilt, in „Vergeltung" die gräßlichen, ekelhaften Strafen des Verbrecherpaares, die er mit fast unnatürlicher Wollust ausmalt. Hier liegt der Keim zu dem, was man in seinen späteren Erzählungen immer als Nachahmung E. T. A. Hoffmanns bezeichnet. Gewiß ist der Verfasser der „Elixiere des Teufels" nicht ohne Einfluß auf Alexis gewesen, aber die Neigung zum Bizarren, Spukhaften, Dämonischen war, wie wir an diesen beiden Erzählungen sehen, schon dem fünfzehnjährigen Knaben eigen. Die Frage freilich, woher diese Neigung rührte, ist schwerer zu beantworten. Sicherlich nicht von der ruhigen, sanften, immer freundlichen Mutter; ob vom Vater, wissen wir nicht, da uns über dessen Charakter nichts überliefert ist — der Charakter Florchens, seiner Stiefschwester, scheint nicht darauf hinzudeuten. So müssen wir uns damit begnügen, die äußeren Ereignisse, die die Phantasie des Knaben so ungünstig beeinflußt haben können, zusammenzustellen. In seinen Aufzeichnungen über die von ihm durchgemachten

Breslauer Belagerungstage sagt er einmal*), wenn man ihm Vorliebe für Nachtstücke beimesse, so rühre das vielleicht von der lebendigen Erinnerung an eine schaurige Nacht her, die er in jener Zeit erlebte. Auch die Nachrichten von den auf dieses Jahr folgenden Kriegsgreueln und seine eigenen Erlebnisse während der Jahre 1812/13**) haben auf das empfängliche Gemüth des Knaben sicher großen Eindruck gemacht. Dazu kamen dann noch die Folgen einer unbewachten und regellosen Lektüre. Daß er mit großem Vergnügen Ritterromane und Ritterdramen las, wissen wir aus seinen eigenen Theatererinnerungen; das dort erwähnte, etwa in sein vierzehntes Jahr fallende Ritterdrama „Herzog Othelrich von Böhmen" ***) ist ja aus der Lektüre solcher Werke hervorgegangen. Noch wichtiger aber sind einige gelegentliche Bemerkungen, die sich in kritischen Arbeiten Härings verstreut finden. So macht er am 25. Februar 1834 in dem von ihm geleiteten „Freimüthigen" zu einem Aufsatz über Erziehung und Jugendlektüre die Anmerkung: „Die Natur streute Giftpflanzen neben den Heilpflanzen und hing keine Warnungstafel hin, wie der botanische Gärtner. Sie ließ das Menschengeschlecht, das sie erziehen wollte, durch Instinkt und Erfahrung klug werden. Ich hatte als Knabe meine Phantasie mit den schauderhaftesten Ritterromanen vergiftet, und woher? — weil sie mir verboten waren. Nachher, als mir Alles erlaubt war, habe ich sie nicht mehr angerührt . . ." Und in demselben Jahre sagt er in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" (Nr. 44, 13. Febr.) bei Gelegenheit der Besprechung von Emerentius Scävolas Novelle „Adolar, der Weiberverächter": „Hat mich alten Leser, der mit dem Rinaldo geboren und mit den zwölf schlagenden Jungfrauen erzogen ist, der noch mit Rudolf von Werdenberg und den Löwenrittern Thränen vergoß und mit Spieß, Cramer, Kratter, Kruse, Hildebrand groß wurde, der aber nun auch meinte, Alles zu wissen, was in der Welt, nämlich der Romanwelt passiren kann . . . . . hat mich doch selbst, sage ich, dieser „Adolar" so gefaßt, daß ich eine Nacht nicht schlief und, was noch mehr sagen will, auch an einem schwülen Hundstage das Nachmittagsschläfchen vergaß!"

Wie sehr seine Phantasie durch solche grobe, rohe und oft lüsterne Litteratur vergiftet wurde, davon legt besonders die zweite der vorliegenden Erzählungen Zeugniß ab.

---

*) S. 6 der im vorigen Jahre von mir neu herausgegebenen „Lebenserinnerungen" des Dichters.

**) „Erinnerungen" S. 29—53.

***) „Erinnerungen" S. 324—326.

# Glaubenskampf.

## Eine Erzählung aus den neueren Zeiten.

## Von Wilhelm Haering.

Ehrfurchtsvoll gewidmet meinem Freunde Eduard Ludolff.

Berlin. Michaelis. 1814.

### Vorwort.

Ich beschloß diesen Herbst, der mir seiner Rauheit wegen dazu so einladend schien, einmal wieder zu schreiben und zu versuchen, ob ich es nicht verlernt hätte. So entstand diese kleine Erzählung, die ich Dir mit dem Wunsche, daß sie Dir nicht ganz mißfallen möge, widme. Sie ist aber garnicht nach meiner Erwartung ausgefallen. Sie sollte in gedrängter Kürze geschrieben sein und ist beim Schreiben weitschweifig und lang geworden. — Ich weiß nicht, woran es liegt, sie ist nicht nach meinem Wunsche ausgefallen. —

Soviel es mir möglich war, habe ich mir Mühe gegeben, fremde Wörter zu vermeiden. Ganz, um manches nicht gar zu holperig zu machen, habe ich sie nicht vertilgen können; da ich wegen der Länge der Erzählung und dem Wunsche, sie Dir bald zu übergeben, sie nicht genau mehr habe durchlesen können, mögen manche Fehler beim Abschreiben sich eingeschlichen haben, die ich bei der Durchlesung auszurotten bitte. — Ich fing die Geschichte mit Anfang Septembers an und beendete sie den 3. Oktober. Von da an bis jetzt schrieb ich sie ab.

Der Verfasser.

Berlin, am 12. des Oktobers 1814.

## Glaubenskampf.

### I.

Der stürmische Herbst tobte draußen. Auf den Dächern sauste der Wind, rollte Steine herab, und das welkende Blatt der Bäume fiel vom heftigen Drange zur Erde. Der Himmel war mit stetem Finster bedeckt, und kein Sonnenblick erhellte den Platz.

Da saß wohlehrbar in festlichem Sonntagskleide, wohlgesteiftem Spitzenkragen und glatt gekämmten Haaren Meister Bernhard, der Rathsschreiber von Gemünden, und las gar eifrig in alten Heiligensagen, wie er denn immer frommen Gemüthes war; vor ihm stand ein Kruzifix, und an der Wand hing das Bild der heiligen Mutter Maria. Zu der that er denn oft mit gefalteten Händen ein Stoßgebet, daß sie doch ja seinen Sinn, so viel wie's möglich, von den irdischen Dingen abwenden möge und ihn in der verderbten Zeit von ketzerischem Irrglauben rein erhalte; denn er war eifrig der alten Lehre zugethan und grämte sich tief im Herzen, daß so viele der Bürger von Gemünden Luthers Ketzerthume gefolgt. Darum betete er jeden Abend zu allen Heiligen, sie möchten doch die verirrten Schafe zur alten Kirche wiederführen, die die Verlorenen mit aller Freude empfinge. Sein fromm und einfältig Gemüth konnte garnicht begreifen, wie irgend einer je sich von den lieben Heiligen abgewendet haben könne, die doch so freundlich wären, und zu denen jeglich bedrängtes Herz um Hilfe flehen könne. — Er suchte auch durch seine frommen Reden seine abgefallenen Bekannten zur Rückkehr zu ermuntern; doch da sie ihn verhöhnten und vielmehr auf ihre Seite zu ziehen strebten, härmte er sich sehr und blieb jeglicher Zeit, wenn er vom Rathe kam und seine Arbeiten beendet, in seiner Zelle bei den Büchern einsam verschlossen, statt daß andre nach wohlvollbrachtem Tagewerk im Raths=

keller traulich bei fröhlichen Gesprächen der Wein- und Bierkanne zusprachen. Er hatte sonst auch wohl die Gelage besucht, doch fürchtete er jetzt immer in seinem stillen Sinn der Genossen Uebermuth und der Frevler Verspottung seines heiligen Gottesglaubens. — Da saß er denn in seiner Zelle vor dem grün behangenen Tische und las eifrig in den Legenden, blickte auch wohl verstohlen zuweilen durch die bunten runden Fensterscheiben hinaus nach dem Fenster gradüber und lugte, ob dort nicht ein Mägdlein säße, die er ganz herzlich liebte.

Katharina war des wohlehrsamen Bürgers und Büchsenmeisters von Gemünden einzig Töchterlein, fein sittig auferzogen vom echt lutherischen Vater, der mit ebensolcher Strenge auf seinen Glauben hielt als Bernhard der Rathsschreiber. Er war ein angesehener Mann der Stadt Gemünden und das Haupt seiner Glaubenspartei. Oft hatte er im Rathe die Sache der Seinen gegen die Römisch-Katholischen wacker vertheidigt, und als es gar einmal durch der Priester Aufreden im friedlichen Städtlein zum blutigen Kampfe der beiden Parteien gekommen, hatte er so mit dem Schwerte in der Hand seinen Luther und seine Meinung verfochten, daß die Katholiken immer den Kürzeren gezogen und selten mehr den Streit begannen, ob doch gleich des Rathes Oberster und die meisten Rathsmänner ihres Glaubens waren. Zwar hatte seine Partei viel gelitten und manche Freiheiten durch die siegenden Kaiserlichen verloren; ja, wären ihrer nicht zu viel gewesen, wäre sie wohl einst ganz unterdrückt worden; doch als der kühne Gustav aus dem rauhen Norden kam, da erhob er sein Haupt wieder und frohlockte über den Sieg der Gerechten; da mußten die katholischen Städter weichen, und Gemünden war als echt lutherische Stadt anzusehen. Seinen Sohn Gottschalk, einen kriegsrüstigen Kämpen, hatte er voll hoher Freude zu der Schweden Heer geschickt, wo der als geübter Büchsenschütze wohl angesehen war.

Des alten Martin Töchterlein nun war Katharina, nach des frommen Luthers Eheweibe also benannt. Die liebte der Rathsschreiber von Gemünden, Meister Bernhard, fast seinen Heiligen gleich, denn sie war gar schön und sittig auferwachsen, und wohl mancher Jüngling von Gemünden sehnte sich nach ihrem Besitz. Doch ach! unübersteigliche Hindernisse standen dem guten Schreiber im Wege. Des Vaters Ansehn, des Vaters Verbot wäre zu überwältigen gewesen; die Zeit hätte ihm den Weg gebahnt. Aber ein unübersteiglicherer Fels hemmte jeglich Fortschreiten. Sein Mägdlein, seine Herzensgeliebte war eine Ketzerin, wie ihr Vater. Ja, in ihr war noch viel ärger der Irrglauben eingegraben: sie verachtete seine Heiligen, sie betete nicht zu seiner geliebten Mutter Maria, sie verschmähte sie. Ihr mußten ewig des Himmels Pforten verschlossen bleiben. Er, der fromme, gläubige Christ, hätte lieber sein eigen Blut vergossen, denn ein Weib zur Lebensgefährtin genommen, der er fluchen mußte, die tief unter ihm stand, die nicht in jenes Leben ihn begleiten konnte. Darüber härmte er sich sehr, und manche Zähre entfloß seinen Wangen, wenn er einsam in seiner Zelle saß.

Es war ein rauher Tag des Herbstes, ein Sonntag, als er lesend am altväterlichen Tische saß. Ein wichtiger Tag für die Bürger von Gemünden: Heut war die Nachricht des Sieges der Schweden bei Lützen gekommen! Die Evangelischen frohlockten — denn unbekannt noch war des Sieges großer Preis — und in dem schnell berufenen Rathe hatten die Katholischen kaum den Mund öffnen dürfen. Die Lutheraner rotteten sich zusammen, um am Abende, vereint in den Gelagen, ihr frohes Herz auszuschütten.

Eine Schaar froher Zechbrüder zog bei Bernhards Fenster vorbei und höhnte den Traurigen durch spottende Zeichen und wieherndes Lachen. Sie kannten ihn Alle, waren einst seine Genossen, aber der Ketzerglaube hatte sie von ihm gerissen — das betrübte ihn sehr! Er dachte: „O ihr Gottlosen, habt ihr an eurem eigenen Verderben nicht genug? Wollt ihr auch den Frommen noch verführen? Heilige Hedwig, wie ändern sich die Zeiten! Als die Unchristen, die Tartaren in's Land fielen, griff Alles zu den Waffen und ließ sich für seinen Glauben schlachten; jetzt aber sind sie freudig über der Unchristen Sieg, verspotten die Gläubigen!“ — Er wandte sich wieder zum Buch und schlug die Sage

von der heiligen Hedwig auf. Helle Thränen flossen. Er dachte: „Wenn Deine Katharina eine Hedwig wäre; wenn sie, statt im Unglauben ertrunken zu sein, ihr Leben für den Glauben ließe!“ Dann blickte er wieder zum Fenster hinaus, sehnsüchtig, ob die Geliebte sich nicht zeige. Da er aber lange fruchtlos hingesehen, schämte er sich und kehrte reuig zu den Schriften zurück, Vergebung von der Mutter Maria flehend, daß wieder sein Trachten nach irdischen Dingen gehe. Aber das half nichts — bald sah er wieder hinaus, und erblickte er Katharinen, war er so leicht nicht vom Schauen zurückzubringen. Es entstand ein Kampf in seinem Innern. Seine Gefühle theilten sich zwischen Demuth, Glaube und Liebe. Dann flehte er mit gefalteten Händen, die Heiligen möchten sein Gebet erhören, möchten aus Katharinen den bösen Geist vertreiben, möchten Sitz in ihrem Herzen fassen und sie bekehren. Ach, wenn er das dachte, freute er sich herzinniglich! —

Da saß er wohl eine Stunde und träumte so. Es schwebten vor seinem Gesichte Martins Tochter und der Glaube. Bald rief es ihn von der einen, bald von der andern Seite. Er hätte so gerne Beides vereint, aber es gelang ihm nicht. — Während er noch so sinnend dasaß, tönte und weckte ihn ein Geräusch auf der Gasse. Ein Zug berauschter Protestanten zog unter Fackelschein bei seinem Fenster vorbei und sang Schmählieder auf seine Allerheiligste, auf seine gesegnete Mutter Gottes — Ha! Das war für den frommen Bernhard zu viel! Er konnte sich nicht mehr halten, er riß das Fenster auf und schrie den Buben zu: „Ihr Gotteslästerer! Des Himmels Fluch möge über euch kommen, über eure verdammten Häupter und möge bis in's zehnte Glied gegen euch wüthen, ihr —“

Die benebelten Zechbrüder ließen ihn nicht ausreden; ein Steinhagel aus ihren Händen flog gegen des Redners Kopf. Blutend, betäubt sank er zu Boden. — Ein Diener trug den Sinnlosen auf sein Lager, und der rauschende Zug entfernte sich, zufrieden mit der Strafe des Predigers. —

## II.

Die Thurmglocke verkündete die zwölfte Stunde. Aller Lärm im Städtchen war beendet. Jeglich Auge genoß des Schlafs, ermüdet von der Feier des Tages. Auch Bernhard lag schlummernd im dunklen Gemache, noch nicht erwacht von der Betäubung. Verworrene Bilder umgaukelten sein Auge im Traume. Da erhoben sich plötzlich sanfte, melodische Töne in weiter Ferne und näherten sich. Der Schläfer erwachte und horchte. Mit den Tönen zugleich verbreitete sich ein milder Glanz über das Zimmer und erleuchtete, je stärker die Töne drangen, je heller die Zelle. Es tönte lieblich in seinen Ohren. Alle Gefühle waren gespannt. Da klang's, als ob an drei silberne Glocken zugleich geschlagen würde, und mit des Klanges Tönen stand, von himmlischem Lichtglanz übergossen, mit holdem Lächeln die Mutter Gottes, angethan mit aller ihrer Herrlichkeit vor ihm. — Der Fromme staunte, seine Lebensgeister waren erweckt, seine Seele aufgeregt; doch konnte er sich nicht rühren, konnte seine Lippen nicht bewegen. Er war vom Zauber gefesselt. Die Himmlische schaute ihn lange an; endlich begann sie also zu sprechen: (Ad quem sic roseo — — ⌣ ⌣ ore locuta est. Virg. Aen. IX,5.) „Bernhard, es nahet Deiner Wünsche Ziel. Dein ewig Beten hätte Dir nicht den thätigen Beistand der Heiligen verschafft, aber Du hast auch fromm und gläubig in der That an Deiner Heiligen gehalten, hast sie vertheidigt, bist im Glauben ein Märtyrer geworden. Das soll belohnt werden, darum bin ich herabgeeilt, habe den himmlischen Wohnsitz verlassen, Dir den Weg zu Deinem Glück zu verkünden. Horch an! Folge der Weisung! Dein Mädchen, das Du liebst, wird wie Jeder, der dem Unglauben folgt, von einem bösen Geiste beherrscht. So lange der im Menschen herrscht, kann er nicht bekehrt werden; drum ringe mit ihm, und besiegst Du ihn, steht ihre Seele in Deiner Macht; Du kannst sie wenden, wohin Du willst. Aber schwer ist der Kampf, Viele sind schon darin erlegen. — Vernimm jetzt jedes meiner Worte, wie Du zum Geiste gelangst, wie Du ringen mußt, was Du zu fürchten. Schreitest Du den rieselnden Bach, der auf der Berghöhe entspringt, nordwärts entlang

und gelangst Du durch grüne Fluren zum Felsen, wo das Wasser sich bricht und im gewaltigen Falle herabstürzt, so siehst Du rechts einen schmalen Fußpfad, bald durch dicke Tangerwälder, bald durch jähe Felssprünge sich windend. Wenn Du den zwei Stunden verfolgst, erhebt sich eine schroffe Felswand vor Deinen Augen, Wenigen bekannt, und ein schlängelnder Weg führet zur Höh'. Dort auf der Spitze ist ein alt Gemäuer, einst böser Ritter Sitz. In ihm, dem längst verruchten, haust der Geist, den Du zu überwinden suchen mußt, doch wehe dem Sterblichen, der ohne himmlischen Beistand mit ihm zu ringen wagte — er wäre verloren! Kein Gebet, keine Macht könnte ihn erlösen. Doch dem mit magischem und geweihtem Tranke Gesalbten muß er weichen. Den bereite Dir mit der kundigen Hilfe, und bewahre Dich mit andern gläubigen Mitteln; dann sei getrost; laß Dich nicht schrecken des Feindes Trugbilder! Hüte Dich, daß kein Kreis der vom Unglauben Besessenen Dich umringe, das bringt unabwendbar Verderben! Heil Dir und Deinem Werke!" —

So sprach die Heilige und entschwand den Augen des staunenden Sterblichen. Der Lichtglanz erlosch, die Töne verhallten. —

III.

Schon erleuchteten die Strahlen der Sonne die Thürme und Giebel der Häuser von Gemünden. In den Gewerken arbeitete der frohe Bürger, auf dem Markte sammelten sich die Landleute mit der feilen Waare, und Käufer sah man von allen Seiten zuströmen. Auch die rüstige Hausfrau hatte sich eben erhoben und schaltete nach der Weise im Hause, den Mägden gebietend, alles anordnend. Doch im Hause gradüber des alten Martin Viertinger, des Büchsenmeisters, Wohnung war's ganz still, da doch sonst der Bewohner mit der lieben Sonne zugleich aus dem Bette zu steigen pflegte. Drob wunderte sich der alte Martin und konnt' es nicht fassen, warum denn grad heute der sonst so genaue, rüstige Rathsschreiber wider seine Gewohnheit so lange der Ruhe pflege. Endlich nach langem Sinnen schob er's dem gestrigen Aerger zu, den Jener erfahren, und begab sich ruhig zur Arbeit. Nicht so die Tochter; die wußte sich lange am Fenster geschäftig zu machen und lief nach einer Sache, die sie dem Vater bringen sollte, hin und her und konnte sie nicht finden, ob sie doch gleich dicht vor ihr lag. Endlich, als drüben in des Rathsschreibers Wohnung das Fenster sich öffnete, sah sie das Verlangte und konnte sich nicht genug verwundern, warum sie es nicht schon früher gefunden.

Bernhard erwachte erst spät am Morgen. Die liebe Sonne schien freundlich durch die bunten Scheiben und beleuchtete sein Bett, es war ihm recht wohl zu Muthe. Seine Gefühle konnte er selbst nicht beschreiben. Am Körper fühlte er sich gestärkt, aufzustehen, indem seine Kopfwunde, wie ganz geheilt, nicht im Geringsten mehr schmerzte. Des gestrigen Tages Begebenheit, die Erscheinung der Nacht, Alles stand klar vor seiner Seele, und er entbrannte vor innigem Danke gegen die Trostgeberin. Er kniete vor seinem Altar nieder, über welchem ihr Bildniß hing, und noch nie war ein solch herzlich Gebet von seinen Lippen geflossen, als das jetzige. Freudetrunken überdachte er nun, was er zu thun, und erwog der Heiligen Worte. Da öffnete er das Fenster und wollte die frische Morgenluft genießen; doch ein herrlicherer Genuß ward ihm zu Theil: drüben sah er die, deren Bild ewig seiner Seele vorschwebte. Zwar verschwand sie bald wieder, doch ward er dadurch von Neuem aufgeregt, die Ausführung seines liebsten Planes zu überdenken. —

Unfern der Stadt, in einem einsam schaurigen Thale, wohnte seit vielen Jahren ein Mann, von dessen Weisheit und Kunde in geheimen Künsten jeglicher Bewohner der Stadt zu erzählen wußte. Jedem, der von ihm Rath verlangte, gab er ihn willig. Durch seine geheimnißvollen Mittel und dunklen Sprüche hatte er schon manchen Kranken genesen, manchen Hinwelkenden vom Tode gerettet — ja, Einige sagten, er habe noch mehr gethan. In das Innerste seiner Hütte war noch Niemand eingedrungen. Nur außerhalb empfing er die zu ihm Wallenden. Die fanden ihn aber auch selten daheim, er war gewöhnlich aus und suchte Kräuter, Wurzeln, Moos und ander magisch Zeug, das in der

Hand des Kundigen gewaltige Dinge hervorbringt. Zur Nachtzeit traute sich Niemand, zu ihm zu kommen; da war es Allen zu schaurig. Ja, Einige, die im Abenddunkel bei der Gegend vorbeigekommen, erzählten gar schaurige Dinge, die sie gesehen. Schwarze Gestalten, bald groß, bald klein, scheußliche Thiere hätten sich ihnen in den Weg gestellt und wären erst langsam nach dreimal gemachtem Kreuze gewichen. Widrig schallendes Gelächter hätte mit tönendem Wehklagen gewechselt. Irrlichter hätten sie vom Wege abgeführt und in Sümpfe und grundlosen Boden geleitet. Falsches Glockengetön hätte sie in Ort und Stunde getäuscht, ja, sie hätten Gott gedankt, wenn sie gesund und wohl dem Teufelsneste entkommen. — Zu diesem nun, den Jeder ehrte, den Jeder scheute, den die Leute gewöhnlich nur den weisen Kläusner nannten, beschloß Bernhard, der Rathsschreiber, zu gehen. Ihm, der schon oft ihm gerathen, ihm wollte er sein Herz öffnen, seine himmlische Erscheinung entdecken und Rath, Trost und Hilfe zum Beginnen einholen — der Keinen rathlos von sich ließ, der konnt' auch ihn nicht rathlos heimschicken. So dachte Bernhard und wollte, wenn er den Nachmittag vom Rathe gekommen, seinen Weg zum weisen Mann antreten. Er scheute nicht das Dunkel der Nacht, er war freudig begeistert. Seine Sache war ja auch die Sache der Heiligen, wie konnte ihm da ein Uebel geschehn? Freudig, thätig begann er des Tages Geschäfte, sodaß seine Genossen sich nicht genug wundern konnten, wie er, der ewig Trauernde, der ewig Stille, nach der gestern erfahrnen Beleidigung heute so froh bei der Arbeit sei. —

## IV.

Kein Sternchen leuchtete am Himmel, Wolken verbargen den einzigen Erheller der Nacht, den silbernen Mond, als Bernhard auf der Mitte des Weges zum Kläusner auf schmalem Pfade zwischen gähnenden Abgründen und jähen Felsen, an denen kaum kümmerlich dürres Gestrüpp aufwuchs, einherschritt. Fühlbar schlug ihm sein Herz. Wohin wollt' er? Ein Fehltritt stürzt ihn in die Tiefe hinab, er ist unwiederbringlich verloren, und doch kann er nur tappen, nicht sehen seinen Weg! Eine schreckliche Lage, doch Glaubensmuth siegt. Glücklich erreicht er eine ihm wohlbekannte Stelle des Weges, wo in Stein, von frommer Hand gehauen, das Bild der Mutter Gottes steht. Vor dem wirft er gläubig sich nieder, betet lange und ergießet sein Herz. Die gnädige Mutter erhörte ihn und begabte ihn von Neuem mit Muth und Stärke. Frisch gerüstet setzte er den Weg fort und besiegte alle Hindernisse. — Schon führte der Pfad ihn bergab in's Thal, da blickte plötzlich der Mond hellglänzend durch die Wolken und erleuchtete magisch die ganze Gegend. Bernhard schaute umher, aus dem Dunkel des Waldes schritt langsam eine schwarze Gestalt auf das helle Feld. Dem Jünglinge ward unheimlich. Noch zögerte er, was er thun, ob er vorschreiten oder bleiben solle, als der Mond wiederum verschwand und das vorige Dunkel eintrat. Er starrte und wußte nicht, ob ihm der Wechsel erwünscht oder unlieb sei. Dann aber faßte er wieder Muth, schlug dreimal vor der Brust ein Kreuz und schritt zum Orte, wo des Kläusners Strohdach stand. Doch da er kaum einige Schritte weiter gegangen, brach zum zweiten Male der Mond hervor, und Bernhard sah dicht vor sich die Schreckgestalt stehend. Er blickte sie an und erkannte in ihr den Gesuchten. Die Worte starrten ihm auf der Zunge. Er konnte keinen Laut hervorbringen, ob er doch schon Alles vorher bedacht, wie er den Kläusner anreden wolle, aber das grause Feierliche des Orts, der Zeit schreckte ihn. Auch hatte er noch nie so, in von Fellen wunderlich bereitetem Kleide, mit weißen Gürteln und geheimnißvollen Zeichen, barfuß den weisen Mann gesehen. Auch wäre er noch lange nicht zu Worten gekommen, hätte dieser ihn nicht mit dumpfer Stimme angeredet:

„Woher so spät noch in der Nacht? Kein Sterblicher wagt um diese Zeit sich zu mir. Du mußt ein groß Anliegen haben, Bernhard!“

Diesen weckte die Anrede wieder aus seinem Schrecken. Er antwortete: „Ja wohl, ein groß Anliegen, weiser Mann, treibt mich zu Dir, und sobald wohl wird Keiner in der Sache zu Dir kommen, in der ich Dich um Rath befragen will.“

„Du setzest mich in Erstaunen! Sprich! Wo ich Dir helfen kann, da sei es gern gethan; denn Du bist frommen Gemüthes und hassest den Unglauben, gegen den auch ich, nur anders, kämpfe.“

Bernhard erzählte jetzt seine Liebe zu Katharinen, seine Hindernisse, sein ewig Beten, die Erscheinung der Mutter Maria und ihre Rede. Dann wandte er sich zum Kläusner, der während der Erzählung mit gefalteten Händen fortdauernd auf den Boden gesehen, und bat ihn, daß er ihm bei seinem großen, gottgefälligen Unternehmen helfe, ihm die Mittel zeige und so mitwirke am erhabenen Werke. Der Kläusner schwieg eine Weile; dann begann er mit Feuer also zum Jüngling:

„O Du Gesegneter, Du Himmelsgeliebter, dem die Heiligen wohlwollen! Wer wollte nicht all seine Kräfte geben, Dein fromm Werk zu unterstützen! Das ist die Pflicht jedwedes Rechtgläubigen, vielmehr aber die meine. Du kennst nicht mein geheimes Treiben, mein stilles Wirken, sonst hättest Du mich nicht gebeten; denn mein ganzes Leben ist ja das, was Du jetzt thun willst, ein ewig Ringen mit dem Bösen. Die Natur dient mir zur Hilfe nebst ihren verborgenen Kräften; dies ist meine einzige Stütze. Ach, zu oft aber nur gewinnt der Feind die Oberhand, und erst jetzt ist es ihm gelungen, den Unglauben unter den Menschen auszusäen, und ich habe einen schweren Stand. Da ist mir jegliche Hilfe willkommen, Jeglicher, der das heilige Werk unternehmen will, der sich rüstet, den Geisteskampf zu beginnen. Ach, aber Wenige sind noch so fromm. Sie sind Alle bestrickt, Alle verführt. Drum sei, o Du Beglückter, dem die große Heilige des Himmels selber hilft, sei vielfach mir willkommen! Laß uns vereint streiten, und laß Dich nicht der Arbeit Größe schrecken!“

Bernhard stand jetzt deutlich der große Beruf des Weisen vor der Seele; jetzt konnte er sich erklären all die grausen Erscheinungen, die die Vorübergehenden gesehen. Es waren die Geister und Unholde, mit denen jener kämpfte. — Drauf reichte er dem Mächtigen die Hand zur Vereinung, und Beide knieten nieder, zum Höchsten zu beten. Da flog rauschend über ihren Häuptern eine Schaar Nachtvögel, mit widrigem Geheul und Flügelschlage. Bernhard fuhr auf, doch der Alte ermunterte ihn wieder und sprach:

„Laß Dich nicht schrecken des Teufels Anfechtungen. Es ist nur eitel Augentrug, gefahrlos dem Erprüften. Ach, glücklich ist der, den nur Erscheinungen von außen schrecken, die alle treibt des Kreuzes Bild hinweg. In denen aber der Teufel von innen genistet, da ist er schwer auszutreiben.“

Nachdem sie sich durch Gebet gestärkt, setzten sie sich im Mondeslicht nieder, und der Kläusner unterrichtete den Jüngling, wie er den Geist hervorlocken sollte aus seiner Behausung, wie er mit dem Kreuze gegen ihn kämpfen, welche Worte er aussprechen, welche Stellung er einnehmen müsse. Dann hieß er ihm nach neun Tagen wieder zu ihm zurückzukehren, in welcher Zeit er ihm den Salbungstrank und andere kräftige Mittel bereiten wolle, damit er dann gestärkt durch der Natur gewaltige Kräfte, durch seine Lehren und Priesterweihe, zum heiligsten Streite gerüstet, von ihm ziehen solle. So trennten sie sich. Bernhard kehrte freudig zur Stadt zurück. —

## V.

Bernhard kam eines Sonntags aus der Kirche. Noch schallten in seinem Ohre die Gesänge der frommen Christen. Sein Herz, ach! dachte jetzt nicht an Gesänge, es war gar sehr mit irdischen Gedanken beschäftigt; es mischten sich zwar zuweilen auch geistge drein, doch jene behielten heut immer die Oberhand. Da ging er, fast ganz ohne zu wissen, wo, in seinen Händen mit dem Gesangbuche spielend, durch die Gasse einher. Plötzlich hörte er eine wohlbekannte Stimme. Er blickte um sich und sah, daß er vor dem Garten Meister Viertingers, des Büchsenmeisters, war. Er schaute hoch auf und konnte nicht begreifen, wie er sich so verirret, denn dessen Garten war weit von seiner Wohnung entlegen; doch war's ihm garnicht ungenehm, er konnte sich vielmehr nicht erwehren, stehn zu bleiben und durch den Zaun zu schauen. Da sah er denn seine liebe

Katharina mit ihrem Vater und etlichen Bekannten in einem lebhaften Gespräche begriffen.

„Ja, ja," sprach der alte Martin. „Jetzt, so Gott will, müssen wir bald Deinen Bruder wiedersehen, denn er schreibt: ‚Nach der nächsten gewonnenen Schlacht kann nichts uns widerstehen. Auf unserm Wege bis Gemünden sind keine Kaiserlichen mehr, und dann wollen wir alle Katholischen ausrotten, der lutherische Glaube allein soll herrschen. Ich werde auch einen schönen protestantischen Bräutigam meinem Schwesterlein mitbringen; 's ist mein Freund, der möcht's Mädel nach der Beschreibung, die ich ihm von ihr gemacht, gern haben. Ein wackrer Bursch, tapfer im Kampfe, fromm daheim, recht für die Katharine geschaffen'. Ja, Mädel, solch 'nem geb ich Dich den Augenblick, je eher, je lieber, solch 'nem rüstigen Glaubenskämpen. Bald muß er nun hier sein, denn eine Schlacht ist gewonnen, und kein kaiserlich Heer steht im Wege nach Gemünden."

Bernhard zitterte, für den Glauben, für die Liebe.

Katharina aber schwieg, trennte sich niedergeschlagenen Blickes von der Gesellschaft und kam dicht vor dem Horcher vorbei. Alle seine Hör- und Sehkräfte waren gespannt — er hielt seinen Athem an, um nicht verrathen zu werden — jetzt kam sie vorbei. Er sah seine Inniggeliebte von Nahem, sah in ihren Augen — Thränen und hörte von ihrem schönen Munde den Namen — Bernhard nennen. Das entzückte ihn so — er konnte sich kaum mehr halten, daß er nicht laut aufgeschrieen hätte: „Du liebst mich also, Katharina!" Ganz außer sich vor Freuden lief er nach Hause. Jetzt wär' ihm nichts zu schwer gewesen, Alles hätt' er gewagt, jegliche Beschwerde ertragen, um näher dem Besitze seiner Geliebten zu kommen.

## VI.

Der verhängnißvolle neunte Tag war herangerückt. Bernhards Herz klopfte fühlbar diesen Tag hindurch; heftiger am Abende. Noch einmal grüßte er am Fenster die liebliche Gestalt drüben, dann machte er sich auf zum harten Gange. Er konnte das Zittern nicht unterdrücken, als er zum Hause hinaustrat. Düster schweigend ging er die Straßen entlang. Recht mit seiner Schwermuth harmonirte*) eine Trauermusik, die er von ferne hörte. Er wachte aus seinen Träumen auf. Ein schwarzer Leichenzug kam ihm entgegen, ein Bürger von Gemünden ward zu Grabe getragen. Die langen schwarzen Reihen der Leidtragenden schienen ihm rechte Begleiter zu seinem großen Werke. Er schloß sich an sie an und gelangte so zu den Thoren hinaus. — Auf der Brücke, die über den breiten Stadtgraben führte, trennte er sich wiederum und setzte sich auf eine steinerne Bank nieder. Seine Blicke waren gegen die Stadt zu gerichtet, welche die untergehende Sonne mit ihrem sanften Feuer mild erleuchtete. Die alten Mauern und Schutzthürme der Stadt, von den Wellen des Grabens bespült, erglänzten von strahlendem Purpur und färbten wiederum das Wasser dadurch. Es war ein schöner Anblick. Es schien Bernharden, als habe er seine alte Vaterstadt noch nie in so schönem Lichte gesehen. In seinen Augen standen Thränen. Waren es Thränen der Wehmuth, waren es Thränen der Freude? Er konnte es selber nicht sagen. — Endlich stand er auf und wollte eben den Weg zur Höh' zum Kläusner einschlagen. Doch sieh! Da kam ein Wanderer auf demselben, selten sonst betretnen Pfade ihm entgegen. Er kam näher und Bernhard sah vor sich — den Kläusner vom Thale.

„Ei, frommer Mann," rief er, „Ihr, der Weise, kommt mir, dem von Euch Hilfe Flehenden, entgegen! Ihr scheut in Eurem Alter nicht des Weges Müh', die mir, dem Jüngeren, gebührt!"

„Wer auf guten Wegen wandelt, den drücket keine Arbeit, mein Sohn!"

„Jawohl, ehrwürdiger Vater — laßt mit diesem Namen mich Euch nennen, seht mich als Euren Sohn an — ja wohl, gutes Bewußtsein kürzet sauren Weg; doch Ihr,

*) So von Haering verbessert statt des ursprünglichen „seelenstimmte"!

dünkt mich, habt schon genug des Guten mit Euren grauen Haaren gethan, jetzt laßt die Jugend Euch folgen!"

„Nie kann man des Guten zu viel gethan haben."

„Doch hier in diesem Falle war es ja ganz deutlich, daß ich zu Euch gehen mußte, da es ja nur meine eigenen Angelegenheiten galt!"

„Sage das nicht, Jüngling! Was Du beginnst, soll nicht allein Dir frommen; es gilt das Wohl einer Seele, es gilt die Verringerung der Teufelsmacht, und darob sollen alle Rechtgläubigen sich freuen!"

Während dieses Gesprächs hatte der Kläusner Bernharden einen anderen Weg geführt, denn den, von welchem er gekommen, und indem sie die Rede immer fortsetzten, gelangten sie zu einem im Walde verborgenen Kloster, an dessen Pforte der Führer mit dem eisernen Klöpfel anschlug. Bernhard fragte, wohin er ihn führen wolle, und die kurze Antwort war: „Zur Vorbereitung Deines Berufs." — Da öffnete sich die Thür, und Beide schritten in die große gewölbte Vorhalle. Der Alte sprach zum Pförtner: „Melde dem Pater Cölestin, wir seien hier. Jener ging und kam bald darauf wieder, die Fremdlinge in des Mönches Zelle zu führen. Sie folgten ihm und fanden den Pater betend vor seinem Altar; auch sie knieten nieder und beteten — sie Alle baten wohl von dem Himmlischen dasselbe.

„Hier," sprach der Kläusner, nachdem sie aufgestanden, „hier, ehrwürdiger Vater, stelle ich Euch den frommen Jüngling vor, der, mit Glauben und Muth gerüstet, den schweren, gottwohlgefälligen Kampf zur Errettung einer Seele vom Teufel beginnen will. Die heilige Mutter Maria begnadigte ihn mit ihrer Erscheinung und offenbarte ihm die Mittel. Laßt auch uns ihn mit allen Kräften unterstützen! Das ist ja unser Aller heilige Pflicht. Ihr mögt ihn weihen mit Eurem Segen, ich will mit der Natur gewaltigen Kräften ihm helfen."

Der Pater entgegnete: „Gott und die Heiligen sind mit Deinem Beginnen, wie sollte der schwache Mensch da widerstreben?"

Drauf zog der Kläusner aus dem Busen ein Büchslein und sprach: „Sieh, das ist die Frucht der Arbeit von neun langen Nächten, aus allen Theilen der Natur gezogene Kraft; mit der salbe Dich, und keines Geistes Macht kann Dich verletzen."

Bernhard that sogleich das Geheiß. Drauf hing Jener ihm noch an einer Schnur von neugeborner Kinder Haar eine selten gefundene Wurzel in Gestalt eines Kreuzes um den Hals. Cölestin aber führte den Kämpfer in die Kapelle. Während dieser nun hier vor dem gekreuzigten Heiland kniete und ein brünstig Gebet that, tauchte jener ein kleines Jesuskreuz in geweihet Wasser und reichte es dem Betenden. Dann segnete er ihn und entließ ihn aus dem heiligen Gemache. Jetzt nahm der Kläusner ihn noch vor, gab ihm Kräuter, Knochen und Wurzeln, mit denen er den Geist hervorlocken solle, wies ihm ihren Gebrauch und zeigte ihm, wie er den Geist erst durch Worte, dann durch das heilige Kreuz und endlich, nachdem er ihm durch dieses Kraft einen Körper gegeben, durch Kämpfen zu bezwingen suchen solle.

Zugleich sprach er zu ihm: „Hüte Dich aber, daß nicht des Teufels Trugbilder Dich abschrecken, wenn sie auch so schrecklich wären, daß die Hölle, ihre Mutter, sich vor ihnen entsetzte. Vor einem Ave Maria und dem geweihten Kreuze müssen sie alle weichen, und fliehen sie nicht, so ist es der wilde Jäger; der thut Dir nichts, er zieht ruhig vorbei, jaget sein Wild und läßt die Menschen in Ruh. — Nun ziehe hin, Gott und die Heiligen seien mit Dir! Ich werde die ganze Nacht hindurch auf den Knieen in der Kapelle mit dem Pater für Dein Heil flehen. —

## VII.

Im Dunkel der Nacht, den rieselnden Bach gen Morgen entlang, zog Bernhard begeistert mit raschem Schritt. Jetzt hatt' er den Felsen, wo das Wasser sich bricht, erreicht, und rechts wollte er eben seinen Fuß wenden, als eine dumpfe Stimme ihm zurief:

„Wohin so spät!“ -- Doch ohne sich umzuwenden, setzte er den Weg fort und hob nur sein Kreuz mit den Worten: „Hebe Dich weg von mir, Satan!“ in die Höh'. Kaum hatte er die Stimme gebannt, als eine Schaar Nachteulen mit fürchterlichem Geheule um seinen Kopf sich drängt. Auch diese vertreibt er ohne Müh'; aber plötzlich sieht er sich in einem Kreise von Todtenköpfen, die matt leuchtend ihn schrecklich angrinsen. Zuerst entsetzt er sich zwar, doch hebt er sein Kreuz gegen sie auf, und sie verschwinden. Aber mit jedem Schritt werden die Erscheinungen gräulicher. Todtenköpfe wälzen sich vor seine Füße und versperren ihm den Weg. Scheußliche Gestalten dränen ihm und empfangen ihn mit ihren Armen, und sind es gleich nur luftige Gewebe, weichend dem Kreuzeszeichen, schrecken sie doch auch den Beherzten und schwächen seinen Muth. Kein Sternchen flimmerte am Himmel und beleuchtete den rechten Weg; so wälzten Irrlichter sich aus der Tiefe und führten den Wanderer in Ungründe. Ach, die konnt' er wohl bannen, wenn er sie trügerisch glaubte, doch den rechten Weg zu finden, hatte er keine Macht. — Wie sind doch des Bösen Mittel so viel, so mächtig, den Guten vom Pfade des Rechts in seine Tiefen zu leiten! — Da Bernhard nicht wußte, wie er den rechten Weg finden sollte, auch die Geisterstunde immer näher heranrückte, warf er sich auf die Erde und flehte zur Mutter Maria:

„Königin des Himmels, Mutter Gottes, sei dem Sünder gnädig, verleih' ihm Deinen heiligen Beistand fernerhin, wie Du begonnen! Zeige mir, Himmlische, den wahren Weg zum Ziele, daß nicht all meine Kräfte durch thöricht Suchen und Umherirren dem großen Werke entzogen werden!“

Die Heilige erhörte ihn. Als er sich aufrichtet, erblickt er ein bläulich Flämmlein vor sich und hört den Ruf vom Himmel: „Das ist Dein wahrer Führer!“

Dem folgt er auch gleich. Jetzt täuscht ihn nicht mehr des Teufels Flamme, des Himmels Licht leuchtet ihm. Alle Versuchungen, alle Erscheinungen, seien's liebliche, seien's grause, überwindet er mit dem Kreuze und dem Ave Maria. Schon nähert er sich dem verhängnißvollen Hügel, als von Osten her wildes Getön, Hörnerklang, Peitschenknall, Pferdegewieher, Hundebellen schallt. Es kommt näher. Sein Haar sträubt sich. Plötzlich sieht er ein Wild, angstvoll gejagt, durch die Lüfte fliehn; ihm folgen mehrere. Hunde stürzen mit fürchterlichem Geklaff hinter sie her. Dann folgt mit Hörnerton und Roßstampfen der wilden Jäger Schaar. Es dröhnt in Bernhards Ohren. Die Erscheinung ist ihm zu gräßlich; er hat nicht das Herz, sein Kreuz zu erheben, sein Ave Maria zu sprechen. Jetzt hört er auch Waffengeklirr — Schüsse fallen — alles durcheinander — Hundegebell, wiehernd Lachen, Angstgeschrei. Da gedenkt er denn endlich der Worte des Kläusners: „Der wilde Jäger thut Dir nichts, er läßt die Menschen in Ruh',“ und wiederum sammelt er Muth, spricht ein Gebet und schreitet den Hügel, auf dessen Gipfel das Gemäuer steht, hinan. Nun schreckt ihn nicht mehr das Feuer, mit dem der Berg umgossen zu sein scheint — es ist eitel Trug —, nicht das ewige Waffengeräusch und Knallen der Schüsse — er erreicht glücklich den Gipfel.

Hier legt er nach der gelernten Weise die mitgebrachten Knochen zum magischen Kreise zusammen und entzündet in ihrer Mitte die heiligen Kräuter, die plötzlich zur prasselnden Flamme emporlodern. Der dicke zum Himmel steigende Dampf wölbt sich, und aus ihm schreitet der Geist des Unglaubens, der in Katharinens Seele genistet, hervor. Bernhard fuhr zwar zuerst zurück; doch faßte er sich bald wieder, und eingedenk, daß er zuerst durch Worte den Geist zu bekämpfen suchen solle, entgegnete er jene Frage: „Was willst Du von mir?“ mit der Antwort: „Steh, Geist, Du sollst —“ Doch seine übrige Rede ward durch ein schallendes Gelächter und verstärkten Waffenklang übertönt. Als er fruchtlos versucht, das Geräusch zu überschreien, schritt er zum Kampfe mit dem heiligen Kreuze — doch wieder umsonst. Der wilde Jäger jagte heulend zum zweiten Male über seinem Haupte und zwischen ihm und dem Geiste vorbei. Mit seinem ewigen, durch das Kreuz nicht zu bannenden Zuge hinderte er ihn, an den Geist zu schreiten, und als der Zug vorüber war, hörte er eine ferne Dorfglocke schlagen. Fürchtend

daß die Geisterzeit nicht ungenutzt verfließe — denn der Kampf durch das Kreuz war langwierig — gab er dem Unholde durch die Berührung des Heiligsten einen Körper und wollte so schneller den Kampf beenden — das Waffengeklirr tönte stärker — Bernhard rang mit dem Geiste — er stöhnte, er ächzte — er unterlag! —

Schweden waren in die Gegend Gemündens gedrungen. Im Waldesdunkel hatten sie sich mit einigen Kaiserlichen geschlagen. Siegend drangen sie näher. Sie umringten einen Hügel, auf dem sie ein lodernd Feuer gewahrten, und erstiegen ihn. Der Anführer der Streitschaar trat aus den Reihen auf einen Menschen zu, der am Boden sich krümmte, und sah Bernharden röchelnd, mit verbranntem Gesichte, in seinem Blute sich wälzen. Er fuhr zurück und schrie: „Was? Bernhard, Du? — hier, so?" — Der Sterbende wandte sich um und erkannte in dem Schwedenführer Gottschalken, seiner Katharina Bruder, rief mit aller Anstrengung seiner Kräfte: „Mörder Deiner Schwesterseele — Katharina!" — und verschied. —

VIII.

Wohl kein Morgen in Gemünden war so lärmend, als der heutige herbeigekommen. Schon in der Nacht hatte das ewige Schießen jeden Bürger geweckt. Des Tages Anbruch war des Aufruhrs Losungszeichen. Wilde Parteisucht herrschte. Die Bürger rotteten sich zusammen und waren bereit, im Bürgerkriege gegeneinander ihr Blut zu vergießen, während die Schweden über die von Wenigen vertheidigte Brücke gegen das Thor stürmten. Der katholische Rath hatte die wenigen der alten Kirche Getreuen am Rathshause versammelt und sie durch einige flüchtige Kaiserliche verstärkt. Eben sprach der Bürgermeister ihnen Muth ein und ermahnte sie zur Treue gegen ihren Kaiser, stellte ihnen die Gefahr, in der ihr Glauben schwebte, vor und wollte sie schon auf die Mauer führen, als die Schweden plötzlich, durch innere Hilfe unterstützt, zum Thore hineindrangen und stürmend durch alle Gassen sich verbreiteten. Der alte Martin Viertinger stand mit einem Haufen bewaffneter Protestanten vor seinem Hause und wollte auf die Kaiserlichen losgehen. Katharina, seine Tochter, fürchtete sich im öden Hause; sie war ihm gefolgt und hatte sich unter die Streiter gemischt. Siehe, statt der Kaiserlichen kamen ihnen die siegenden Schweden entgegen; doch diese hielten sie für katholische Bürger, feuerten in den Haufen — und Katharina fiel, von ihres Bruders Kugel getroffen. Bald erkannte man den Irrthum. Gottschalk sah, was er gethan. Er raufte sein Haar aus, zerriß seine Kleider vor Verzweiflung und rief in ewigem Schmerze: „Ich Schwestermörder, Schwestermörder!" —

Katharina lebte noch einige Augenblicke. Nachdem sie von ihren Lieben Abschied genommen, ihrem Bruder vergeben, trug sie diesem seufzend einen Gruß an Bernhard auf. Als sie aber dessen Ende von ihm gehört, starb sie seufzend ohne Klage. —

Gottschalk suchte im nächsten Treffen den freiwilligen Tod und fand ihn. —

---

## Die Vergeltung.

### Eine Sage der Vorzeit.

### Von Wilhelm Haering.

Ehrfurchtsvoll gewidmet meinem Freunde Eduard Ludolff.

Berlin. Michaelis. 1814.

#### Vorwort.

Eines Abends, als ich am „Glaubenskampfe" schrieb, fiel mir ein, es wäre doch hübsch, wenn das Büchelchen dicker als das vorige, der „Kynast", würde. Die schon so sehr in die Länge gezogene Erzählung „Der Glaubenskampf" noch mehr zu verlängern, schien mir nicht gut; ich dachte daher: Es kann ja nichts schaden, wenn ich zwei Erzählungen verfertige. — „Der Gedanke war gut," sagte ich zu mir

selber, und den Augenblick ließ ich meine Feder ruhen und dachte nach, was das wohl für eine Erzählung sein könne. Kurz mußte sie, weil sie nur ein Anhang ist, sein. Ich sann hin und her und erlog mir die kurze Begebenheit, der ich den Namen „Sage der Vorzeit“ gegeben habe.

Als ich den „Glaubenskampf“ beendet hatte, machte ich mich an die Ausführung meines Gedankens, begann also den 3. Oktober. Da ich aber gern früh enden wollte, arbeitete ich sehr schnell, und die Sprache ist daher keineswegs nach meinem Behagen ausgefallen. Die Erzählung ist nur die flüchtige Ausführung eines reifen Gedankens.

Auch abgeschrieben habe ich „Die Vergeltung“, wie ich die Sage benannt, sehr schnell, und manche Fehler mögen der Verbesserung harren. — Soviel halte ich genug als Vorwort. —

Der Verfasser.

Berlin, am 16. des Oktobers 1814.

## Die Vergeltung.

„Welch sonderbar gestalteter Stein liegt dort, abgesondert von allen übrigen?“ rief der junge W . . . . zu seinem Führer, als er durch das steinichte, öde, menschenleere Gebirge, welches hinter dem Dorfe Wangerode sich erhebt, zu Fuße reiste, um an den Naturschönheiten sich zu ergötzen.

„Eine schaurige Begebenheit der grauen Vorzeit,“ entgegnete der gebildete Führer, der Sohn des Amtmanns zu Wangerode, „beurkundet den Stein und die Gegend. Fast sollte man glauben, es sei nur eine bloße Sage, eine Erdichtung, im Munde des Volkes durch der Jahre Reihe entstanden; aber neulich erst im Archive des Schlosses Stettenberg vorgefundene Pergamente bestätigen die Wahrheit der Erzählung.“

„O Freund, erzählen Sie mir diese! Sie wissen, wie ich alle Sagen der Vorzeit des Mittelalters liebe, wie ich forsche, um einige zu erhalten. Lassen Sie uns auf diesem Rasen, einer schönen grünen Stelle zwischen dem rauhen Gestein, niedersetzen und, im Anschaun des Denkmals mit unsern Augen verloren, unsern Geist in der Vorzeit schaurige Gefilde tragen!“

„Ja wohl, schaurige, lieber W . . . ., denn was ich Ihnen erzählen soll, gehört wahrlich in keine anderen als schaurige Gefilde. — Gern erfüll’ ich Ihren Wunsch, doch lassen Sie uns lieber auf jener Moosbank niedersetzen. Von dort aus können wir außer dem wunderlichen Fels noch ein steinern Kreuz gewahren.“

Beide setzten sich dorthin, und der Führer begann also:

„Kaum drei Tagereisen von hier liegen auf einer Anhöhe die Ruinen des einst herrlichen Schlosses Bornenau — elende Ueberbleibsel ehemaliger Macht und Größe. Hier hauste vor ungefähr sechs Jahrhunderten der grausame Ulrich von Bornen, das Schrecken seiner Untersassen und Vasallen. Doch wie er ein Wütherich gegen seine Unterthanen war, so war er es auch gegen seine Tochter Adelheid. Durch seine ewige, nie von Güte unterbrochene Härte hatte er sich mehr ihren pünktlichen Gehorsam als ihre kindliche Liebe erworben. Da sie schon ihr sechzehntes Jahr erreicht, fürchtete sie ihn noch immer mehr wie einen Zuchtmeister, als daß sie ihn liebte, wie einen Vater.

Die Natur hatte schon früh das Mägdlein mit allen Reizen begabt und nichts an ihrem Körper versäumt; aber auch den Geist mußte sie leiten, denn der Vater sorgte nicht für der Tochter Erziehung. Er hatte sie aus einer Grille, die durch der früh verstorbenen Mutter, anderer Verwandten und des Mädels Widerreden zum unbiegsamen Entschlusse gewachsen, für das Kloster bestimmt, und so sehr auch der wilden Adelheid, die Berge und Bäume viel lieber erstieg, als ruhig im Zimmer saß, vor dem zwangvollen, stillen Leben graute, so änderte doch dies des starren Vaters Willen nicht; vielmehr ward er dadurch immer mehr in demselben bestätigt; denn Widerspruch duldete Ulrich von Bornen weder von seinen Unterthanen, noch von seiner Tochter, und Beider Strafen waren in

diesem Falle dieselben. Oft mußte das schöne Fräulein eine gleiche Züchtigung mit der gemeinsten leibeignen Bauerdirne aushalten.

So wuchs Adelheid in freier und doch harter Jugend auf. Sie hatte wenig Spielgenossen ihres Standes; daher mußte sie, nur im ewigen Umgange mit ihres Vaters Unterthanen, auch mit diesen ganz vertraut werden. — Veit Rüdinger, ein Waffenknecht Ulrichs, ein schöner Jüngling, war bald der Gegenstand ihrer vorzüglichsten Aufmerksamkeit. Augenscheinlich zog sie ihn allen Uebrigen vor. Auch er war dafür nicht unempfindlich. Ihm gefiel von Tage zu Tage sein schönes gnädiges Fräulein besser. Er war ein junges, feuriges Blut, dachte wenig an den Unterschied der Stände — denn Adelheid lebte ja ganz unter ihm und seinesgleichen — und so wurde seine Liebe immer größer. Er setzte ihr keine Grenzen, und endlich war er so verwegen, sie ihr zu entdecken. Sie fuhr zwar erst, gewaltig sich verwundernd, zurück; doch bald fand sie sich drein, sie vergaß ihren Stand, ihre Klosterbestimmung, die Wildheit ihres Vaters, und bald machte sie mit ihrem Geliebten einen Plan, wie sie entfliehen und sich heirathen wollten. Ob sie den Vater dann um Verzeihung flehen oder erst nach dessen Tode wiederkommen sollten, alles dies überdachten sie mit jugendlichem Feuer und Unüberlegtheit.

Keinen feststehenden Gedanken konnten sie in den vielen Unterredungen fassen. Doch — o Unglück! Bei einem dieser Gespräche überraschte sie der Vater. Er hörte das Geständniß der Liebe seiner Tochter zum Jüngling, er erbleichte. Wer kann sich die Wuth des stolzen Ulrich von Bornen, des ersten, mächtigsten Ritters des Gaues, denken, als er vernahm, seine einzige Tochter liebe seinen Knecht. Wie ein wüthender Tiger flog er mit zwei Dienern auf die Unglücklichen los und befahl, sie zu fesseln. Doch Veit entfloh der schrecklichen Strafe. So konnte er sich nur an Adelheiden rächen. Auf dem Schloßhofe an den Schandpfahl gebunden, ließ er sie fürchterlich geißeln, und sein Auge ergötzte sich beim Anblicke des vom Rücken herabströmenden Blutes. Während noch die scharfe Geißel in des Fräuleins zartem Rücken Wunden schlug, sah der Wütherich den alten Vater des entflohenen Knechtes. Neue Wuth belebte ihn. Er ließ die durch Schmerz und Blutverlust ohnmächtig Gewordene abbinden und in ihr Gemach tragen, den unschuldigen Greis mit den silberweißen Haaren aber entkleiden und an die Säule befestigen. „Du sollst mir büßen für des Sohnes Frevelthat," sprach er, „und solange gegeißelt werden, bis Du ihn mir wiederschaffst!" Kein Flehen, kein Bitten half. Der Büttel vollzog des Herrn Befehl und geißelte, ohne zu ruhen, den Alten. Doch kaum eine halbe Stunde trafen seine Schläge einen Lebenden. Bald mußte man den entseelten Körper abbinden, und er ward auf Ulrichs Befehl auf einem nahen Hügel den Raben zur Beute hingeworfen.

Veit, der sich in den ungangbaren Klüften des nahen Steingebirges versteckt, entsetzte sich, als er den Tod des Vaters erfuhr, und Rache war sein erster Gedanke. Er hatte auch von den Landleuten, die ihm die erste schreckliche Nachricht gebracht, gehört, daß Ulrich seine Tochter, um sie noch mehr zu strafen, schon Freitag in's nahe Nonnenkloster bringen wolle. Dem wollt' er zuvorkommen und sie entführen. Es war Donnerstag, also die höchste Zeit. Mit angehender Dämmerung schlich er sich auf unbekannten Fußsteigen zur Burg. Als die Nacht anbrach, und kein Licht in der Burg mehr zu sehen war, näherte er sich der Mauer unter dem Fenster von Adelheids Schlafgemach. Er klimmt sie hinan. Oft muß er ruhen; doch Rache und Liebe geben ihm wieder neue Kraft. Er tritt in die Fugen der großen Quadersteine, hält sich an die herausgearbeiteten gotischen Verzierungen und gelangt so mit ungeheurer Anstrengung zum Fenster. Er stößt es auf, und glücklich ist er im Zimmer. Er schreitet zum Bette, wo er die ruhig Schlafende erweckt, sich auf seine Kniee wirft und die schöne Adelheid bei Allem, was ihr lieb ist, beschwört, ihren wüthenden Vater zu verlassen und ihm, wie sie schon früher beschlossen, zu folgen. Er stellt ihr das Schrecken des Klosters, das morgen ihrer harre, vor.

Doch brauchte er nicht alle Ueberredungskünste; die Willige sprang bald aus dem Bette und eilte mit dem Geliebten zum Fenster. Aber allzugroß war für das schwache Mädchen die Höhe; sie konnte nicht wie der rüstige Jüngling am Gesims hinabsteigen.

Doch Liebe machte sie erfinderisch: Sie banden das lange starke Betttuch an das Fenster, und mit dessen Hilfe konnte Adelheid bis an einen Absatz kommen, von welchem aus leichter am Gestein hinabzuspringen war. Es gelang. Das Mädchen schwang sich leicht zum Fenster hinaus, ließ sich am Tuche hinab und gelangte glücklich zur Erde. Veit folgte ihr, und glücklich erreichten sie mit eilendem Schritte den nahen Gebirgswald. Die Nacht war kalt und windig, und fast erstarrte Adelheid vor Kälte. Jetzt erst sah sie, in welchem Zustande sie geflohen: sie war nur mit dem Hemd bekleidet; so hatte die Eile sie getrieben. Doch was war zu thun? Zurückeilen konnte sie nicht mehr, und unnütz Verweilen am Orte konnte Verfolger erwecken. Sie beschleunigten daher ihre Schritte, rannten durch Moräste, Dornen, Dickicht und Waldbäche, sprangen von jähen Klippen, um durch Suchen des Weges die Zeit nicht zu verlieren, hinab und rissen sich so ihre Füße auf. Sie machten keine Rast, und bald konnte Adelheid, am ganzen unbekleideten Körper fürchterlich verwundet, nicht mehr weiter. Veit nahm sie in seine Arme und trug sie bis zum dämmernden Morgen; dann aber, kaum des Weiterschreitens mehr fähig, legte er sie in einen verborgenen Felsspalt, stillte seinen brennenden Durst in einer Quelle und warf sich erschöpft in's Gras.

Hier blieben sie den Tag über, wuschen, so gut sie konnten, ihre Wunden und befriedigten kümmerlich ihren Hunger durch Waldbeeren und wilde Früchte. Bei anbrechendem Dunkel setzten sie ihren Weg fort. Wiederum wanden sie sich durch die dichtverschlungenen Zweige und den Boden übergossen habende Dornen. Denn damals war dieser Wald, obgleich noch jetzt schaurig, öde und ohne ordentliche Wege, doch noch viel unbetretener und wilder. Jeder, den nicht die höchste Nothwendigkeit zwang, ihn zu durchgehen, machte lieber, ihn zu vermeiden, meilenweite Umwege. Er war der Sitz der Wölfe und Bären, und auf den Gipfeln der hohen, steilen Felsen nistete der Adler. — Mit ungeheuren Beschwerden setzten auch diese Nacht Veit und Adelheid ihren Weg fort. In der Irre umhergewandert, ohne zu wissen, wohin, lagerten sie sich bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne in einer Erdhöhle, die von verworrenem Gesträuch und Stachelwerk bedeckt ward. Nach einiger Ruhe kroch Veit hinaus, um für sich und seine Geliebte wilde Nahrung zu holen und zu forschen, ob er irgendwo Verfolger gewahrte. Er suchte seine Taschen voll Erdbeeren und schüttelte von einem Baume viel wilde Birnen; dann stieg er einen Berg hinauf und kletterte auf eine hohe Tanne, wo er aus zwei Vogelnestern die Eier nahm. Schon war er im Hinabsteigen begriffen, als er von der andern Seite Reiter, die er für Verfolger erkannte, gelagert sah. Schnell rannte er hinab durch das Gebüsch und barg sich in seine Grube, wo er Adelheiden seine Nachricht und die Früchte mittheilte. Beide beschlossen, den Tag noch hier zu bleiben und erst bei anbrechender Nacht in einer anderen Richtung weiterzugehen. Sie vollführten auch ihren Plan; doch als sie ungefähr zweihundert Schritte von ihrem Lager entfernt waren, hörten sie hinter sich Pferdegestampfe. Die Reiter waren erst jetzt aufgebrochen, und der Mond leuchtete so hell, daß sie ganz gut die beiden Flüchtlinge sehen konnten. Doch zum Glück war an ihrer Seite ein schilfichter Sumpf. Ihn ereilten sie und bargen sich im hohen Schilfe, bis an den Hals im Moraste versinkend. Die Reiter und an ihrer Spitze Ulrich zogen, ohne die Liebenden zu erblicken, vorbei. Als diese wieder frei athmen konnten, wateten sie mit Mühe durch den schlüpfrigen Boden an's Land und gingen, indem sie mehr Erdgeistern als Menschen glichen, auf der dem Wege der Reiter entgegengesetzten Seite weiter. Ohne besondere Unfälle gelangten sie endlich nach drei Tagen zu jener Höhle, die Sie dort im Felsen mit kleinem Eingange sehen; damals war sie wild verwachsen, wie überhaupt die ganze Gegend hier, und nur dem Tode Entfliehenden findbar. Hier beschlossen sie, kaum fähig, des Weges Beschwerden weiter fortzusetzen, zu bleiben, um entweder nur einige Tage sich zu erholen oder ihr übrig Leben, bis eine günstigere Zeit sich zeige, hier zuzubringen.

Sie richteten die Höhle, so gut sie konnten, ein und sammelten sich Wurzeln, Beeren Aepfel, Birnen und Eier; doch bald war diese Quelle versiegt, und der Winter nahte

heran. Beide, fast nackend, mußten gegen die Kälte sich kleiden; daher beschlossen sie, auf wilde Thiere Jagd zu machen. Sie bewaffneten sich mit großen Keulen, gingen aus, und ihr Unternehmen gelang. Eine Bärin und ihre Jungen tödteten und schleppten sie in ihre Höhle.

Von den Fellen verfertigten sie sich Kleider, und das Fleisch — denn nagender Hunger trieb sie — wurde in Ermanglung des Feuers roh gegessen. Der gute Erfolg ihrer ersten Jagd machte sie kühner, und sie durchstreiften die ganze Gegend um ihre Höhle. Bald fielen nebst anderm kleinen Wilde auch noch zwei Bären in ihre Hände. Sie hatten das Schicksal der vorigen, und ihr Fleisch ward für den späteren Winter aufbewahrt. Die Oeffnung ihrer Höhle machten sie jetzt durch vorgeworfne, mit Lehm verbundene und mit Rasen bedeckte Steine kleiner, theils damit die Kälte nicht so stark eindränge, theils damit sie vor den Verfolgungen sicherer wären.

Auf diese Weise lebten sie wohl ein halb Jahr. Durch die rauhe, wilde Lebensart wurden sie immer kühner, tapferer und roher. Adelheid hatte durch das rohe Fleisch und die ewige Uebung schon ganz Veitens Stärke erlangt, und Beide schweiften, keine Verfolgung mehr fürchtend, nach Wild durch den Wald. Ihre einzige Beschäftigung, der Mord, war zuerst dringende Noth und wurde zuletzt ihr Vergnügen. So arteten sie immer mehr aus. Ihre Sitten wurden mit jedem Tage roher. Adelheid verlor alles Weibliche des Sinnes. Sie konnte sich endlich entschließen, mit Veiten, als einst ein Wanderer sich in der Gegend verirrt hatte, diesen zu überfallen, zu tödten, zu plündern. So wurden sie Räuber und Mörder. Bald nachher hatte auch ein Ritter, der durch den Wald zog, des Wanderers Schicksal. Ihm folgten mehrere, und Adelheid und Veit jagten bald nicht mehr blos nach Baren, sondern lauerten auch den Menschen auf. So wurden durch des Vaters Härte die Tochter und ihr Geliebter gezwungen, elende Mörder zu werden. —

Von jetzt an fehlt 12 Jahr hindurch die Nachricht von Beiden in der Schrift; auch die Sage hat nichts von ihrem Leben während dieser Zeit aufbehalten, als daß sie ihre Räubereien fortsetzten.

Einst aber zog ein Ritter mit drei Knechten, um eiliger nach seinem Bestimmungsort zu gelangen, durch den Wald. Als er zu der Stelle, wo jetzt der große Stein liegt, gekommen, stürzten plötzlich aus dem Gebüsche drei fürchterliche Gestalten: ein Mann, Weib und Knabe, alle gräßlich anzuschauen, halb nackt, halb mit Fellen bekleidet, mit ungeheuren Keulen bewaffnet. Der Ritter und seine Gefährten setzten sich zur Wehr, doch sie vermochten nichts gegen die Wüthenden. Der eine Knappe entflieht eilends, den Angriff des Knaben nicht aushaltend. Die beiden anderen werden vom Manne überwältigt, der nun vom Knaben unterstützt ward. Von den Pferden herabgerissen, fallen sie unter den Schlägen der ungeheuren Keulen. Das Weib aber kämpfte unterdessen mit dem Ritter. Vergebens suchte sie ihm einen Schlag auf das Haupt beizubringen; er wehrte mit dem Schwerte alle Angriffe ab und schlug ihr endlich geschickt die Keule aus der Hand. Doch das war sein Unglück. Sie sprang jetzt mit Riesenkräften auf ihn zu, umfaßte mit ihren Armen seinen Hals und riß ihn vom Pferde. Dann warf sie sich auf ihn und erdrosselte ihn mit ihren Händen, ihm die Gurgel zudrückend. Jetzt riß sie dem Todten den Helm vom Kopfe und erkannte in dem Gemordeten — ihren Vater Ulrich von Bornen! Ihr Sohn, ihr Gatte stürzte hinzu, und dieser rief: „Mein Vater ist gerächt!" —

Der entflohene Knecht traf, als er zur Landstraße kam, einen Zug Ritter und erzählte ihnen die Begebenheit. Diese machten sich sogleich auf, die Räuber zu fangen. Sie umringten die Gegend und griffen die Mörder an. Kein Widerstand half. Zwar tödtete Adelheid einen jungen Ritter, der zu kühn sich vordrängte, doch half ihr dies nichts, sie bereitete sich dadurch nur schwerere Strafe. Die Ritter und Knappen machten eine Lanzenmauer und zwangen so die sich verzweifelt Wehrenden, sich zu ergeben. Man band sie an Händen und Füßen und fand in der Höhle noch ein Mädchen, Adelheids

Kind, das jünger als der Knabe war. Auch die hatte das gleiche Schicksal der Eltern und des Bruders. Man warf alle Vier mit starker Wache bis zur Entscheidung ihrer Strafe in die Höhle. Eilig wurden nach allen Rittern des Gaues Boten gesendet, augenblicklich zum Steinwald zum Gericht zu kommen. Binnen vier Tagen waren alle versammelt. Jeder der Mörder ward einzeln verhört, und jetzt erfuhr man zum Schrecken Aller, daß das Weib Adelheid von Bornen, des getödteten Ulrich Tochter und Mörderin sei. Nachdem die Ritter Alles, was Folter und Ueberredung aus dem Menschen hervorbringen kann, erfahren, hielten sie, im Kreise sitzend, ein feierlich Gericht, an dessen Spitze der ehrwürdige Konrad von Stettenberg war. Das schreckliche Urthel ward augenblicklich vollzogen. Es ward ein Scheiterhaufen errichtet und der ungeheure Stein, den Sie dort sehen, an die Stelle, wo Ulrich von Bornen blutete, hingewälzt. An Veit Rüdinger ward zuerst das Urtheil vollzogen. Er wurde als Entführer der Tochter seines Herrn, als Straßenräuber und Mörder, nachdem er mit glühenden Zangen gezwickt worden war, lebendig verbrannt. Sein Sohn ward ebenfalls lebendig auf den Scheiterhaufen geworfen. Seine Tochter aber, obgleich sie noch nichts verbrochen, wurde dennoch, nachdem ihr Hände und Füße abgehauen, an einem Baum aufgehängt und der Leichnam den Raubthieren preisgegeben.

Die schrecklichste Strafe aber ward an Adelheid von Bornen, als an einer Vatermörderin, vollzogen. Sie wurde, nachdem sie die Qualen ihres Gatten und ihrer Kinder mit angesehen, entkleidet; drauf brannte man ihre langen Haare ab, kniff sie, solange und schmerzhaft es nur anging, mit glühenden Zangen, und an ihren Fußsohlen befestigte man glühende Eisenplatten. Nachdem sie sich wieder etwas von ihrem Schmerze erholt, schmiedete man sie nackend mit ausgespreizten Armen und Beinen an den Stein, der auf der Mordstelle liegt, und hier stach man ihr die Augen aus. — Dies war die letzte Strafe, die sie von Menschenhänden empfing; aber noch schrecklichere warteten ihrer. Hier an diesem Felsen mußte sie, ohne sich zu regen, Alles aushalten. Nicht die kleinsten Thiere konnte sie verscheuchen; denn sie war so festgeschmiedet, daß sie nicht einmal ihre Kniee bewegen konnte. —

Die Ritter verließen nach vollstrecktem Urtheil, und nachdem jenes Kreuz von Stein zum Gedächtniß der Schauerthat errichtet, die Gegend, stellten aber Wachen in gehöriger Entfernung auf, damit Niemand der Gefesselten Hilfe bringen oder wenigstens die Raubvögel verscheuchen könne.

So wurde Adelheid denn von allen Menschen verlassen. Es fanden sich aber dafür die Thiere ein. Unzählige Schwärme von Fliegen bedeckten ihren Körper. Bald verdrängte sie aber ander Ungeziefer und stach und biß sie, und endlich fanden sich auch, durch den Geruch des Aases angelockt, Raubvögel ein. Schreckliche Qualen harrten der Armen. Ein Geier pickte ihr Fleisch aus den ausgestochenen Augen. Ein Adler haute in ihren Leib mit seinem Schnabel ein und riß mit seinen Klauen ein Stück Fleisch aus, das er seinen Jungen brachte. Schrecklicher Durst quälte die Unglückliche, statt des Wassers erfüllten ihren Mund die Maden und nagten fürchterlich. Fliegen, Bienen, Wespen krochen durch das vom Adler gepickte Loch in ihren Leib. Des Nachts kamen die Raben und Eulen und verzehrten das, was die Tagvögel übrig gelassen. So erlebte Adelheid den dritten Tag, mit wüthenden Schmerzen gepeinigt. Da aber ließen zwei Adler von ungeheurer Größe sich auf sie nieder, zerfleischten mit Krallen und Schnabel ihren Hals und tödteten, nachdem sie bis zum Herzen gedrungen, die Vatermörderin.

---

# Wilhelm von Polenz.

Von

## August Friedrich Krause.

— Breslau. —

Es ist wahr, das Leben ist brutal; am brutalsten vielleicht jetzt in der Zeit der Maschinen, des wachsenden Industrialismus und Sozialismus. Der Daseinskampf ist noch nie so grausam gewesen. Er peitscht den Menschen aus einer Schlacht in die andere, stachelt alle seine thierischen Instinkte auf und lehrt ihn eine Brutalität, die unerhört ist in einer Epoche hoher geistiger Kultur. Das hat die Seele müde gemacht. Die steten höchsten Anspannungen haben den Nerven eine Sensibilität gegeben, die sich oft bis in's Krankhafte steigert. Die tausend Aufdringlichkeiten des Lebens, die oft eben so viel Banalitäten sind, jagen die moderne Seele in die Flucht, denn sie ist leicht verletzlich und nicht mehr tapfer. Schneckengleich zieht sie sich ganz in sich selbst zurück und lebt ihrem eigenen Kult.

So hat die moderne Zeit eine geistige Aristokratie heranwachsen lassen, die eben so stolz, hochfahrend, eingebildet, exklusiv und egoistisch ist wie die Welt der Junker und Geldbarone. Nur, daß sie sich noch um ein gut Theil blasirter giebt. Denn wenigen dieser Geistesaristokraten nur ist es Ernst mit ihrem Kulturschmerz und ihrem Widerwillen vor den Aufdringlichkeiten des Lebens. Ihre kokett zur Schau getragene Kulturmüdigkeit ist nur ein neues Raffinement, das die überreichen Genüsse des modernen Lebens gezeitigt haben.

Und die wirklich Kulturreifen, die alle Heerdeninstinkte in sich überwunden und sich selbst als Individuum gefunden haben, die leben nur dem Schmerz ihrer sensitiven Seele und suchen ihn mit grausam wollüstigem Verlangen, wie die Menge die Freuden des Lebens sucht. Ihre Verachtung des Lebens ist echt; darum verlernen sie das Leben. Sie kennen nur eine

Sehnsucht: die Sehnsucht nach den unter Schauern erahnten Welten hinter den Realitäten der sinnenfälligen Welt. So werden sie welt- und lebensfremd und lebensuntüchtig.

Das ist auch die Kunst geworden: überschlank, überzart, und auf der Suche nach dem Niegesagten, Unfaßbaren, nur Erahnten, übersinnlich und unirdisch. Sie hat Natürlichkeit, Frische und Impulsivität verloren und Manierirtheit, Kleingeistigkeit und Dünkelhaftigkeit dafür eingetauscht. Der intensive Glanz ihrer Augen ist geschwunden, jener helle, heitere Glanz, den lachende Teiche, blanke Himmel, bunte, leuchtende Farben der Wälder, Wiesen und Felder gaben. Sie ist Boudoir- und Kaffeehauskunst geworden.

Auf dem tiefsten Grunde unserer nervösen Zeitseele lebt eine geheime, kaum eingestandene Sehnsucht nach ungeberdiger Lebenskraft, ungebrochenem Lebensmuth und unverlierbarer Lebensfreude, die Sehnsucht nach der Erlösung vom Ueberschwang romantischer Gefühle, nach dem gewaltigen, vollen ursprünglichen und naturfrischen Leben selbst mit seiner Größe und mit seinem Glück.

Nur bei wenigen Auserwählten ist diese Sehnsucht schon Erfüllung geworden. Sie haben gelernt, das Leben in der Vielfältigkeit seiner Erscheinungen ehrfürchtig zu lieben, sich vor ihm in Demuth zu beugen; aber nicht von ihm sich zertreten zu lassen. Denn sie lieben das Leben auch in sich selbst, in der eigenen Persönlichkeit mit ihrem Theil von Gott. Das hat ihrem Wesen Kraft und Gesundheit, ihrem Leben Zweck und Inhalt und ihrem Werke Klarheit und Größe gegeben.

Dieser wenigen Auserwählten einer ist Wilhelm von Polenz.

Wie eines jeden echten Dichters Werke sind auch die Polenz'schen aus innerem Erleben heraus geboren. Er gesteht selbst, daß sie durchweg Selbstbekenntnisse sind. Darum kann man auch in ihnen die allgemeine charakteristische Linie seiner inneren Entwicklung erkennen. Nur macht er das schwerer als andere Künstler. Er ist einer von denen, die nur ein Spiegel der Welt und des Lebens zu sein scheinen, die kaum ein bischen eigenen Glanz noch zu dem zurückgeworfenen Bilde dazu thun. Auch ist Polenz, zum Unterschiede von vielen unserer modernen Litteraten, verhältnißmäßig spät mit einem Werke an die Oeffentlichkeit getreten; sein Erstling erschien in seinem neunundzwanzigsten Jahre. Da war der Wachsthumsprozeß seiner Seele schon weit vorgeschritten, so daß man die früheren Entwicklungen kaum noch ahnen, geschweige denn erkennen kann.

Polenz erklärt selbst einmal irgendwo und irgendwann: „Ich bekenne mit Stolz, daß ich mich als Produkt meiner ländlichen Umgebung fühle, daß ich ein Kind meiner Zeit, Kind meines Volkes und meiner Rasse, in letzter Linie Sohn meiner Familie bin, auch als Künstler." Aus seinem ganzen Milieu heraus ist also das Wesen der Kunst des Dichters zu erklären, dort liegen, bei den Wurzeln seines Seins und seiner Kraft auch die Wurzeln seiner Kunst. Darum müssen wir — bei Polenz mehr, als

bei einem anderen Dichter — sein Leben und seinen Entwicklungsgang, die Verhältnisse und Umstände kennen lernen, die ihn gebildet haben. Vergangenheit und Tradition, Geburt, Erziehung, Umgebung und das Leben der Ereignisse, alle formen sie am Wesen des Menschen. In der Schilderung des Polenz'schen Entwicklungsganges folge ich zum Theil autobiographischen Aufzeichnungen, die der Dichter in freimüthiger Weise gemacht und freundlichst mir zur Verfügung gestellt hat. —

Wilhelm von Polenz ist als Sohn des Kammerherrn Julius von Polenz auf dem Stammgute dieses sächsischen Adelgeschlechtes in Ober-Cunewalde am 14. Januar 1861 geboren. Sein Heimatsort ist ein großes Weberdorf mit einigen Tausend Einwohnern, Fabriken, Eisenbahn und Postamt. Es liegt in der sächsischen Oberlausitz, nahe der schlesischen und böhmischen Grenze, in landschaftlich schöner, gebirgiger Gegend, die reich an sozialen und Rassen-Gegensätzen ist: Industrie und Landwirthschaft werden von Deutschen, Böhmen und Wenden betrieben. Schloß Ober-Cunewalde ist ursprünglich eine Art Wasserburg gewesen, die bei der Germanisirung des sorbischen Landes in das waldreiche Cunewalder Thal als Zufluchtsstätte gebaut worden ist.

Von den landwirthschaftlichen Reizen seiner Heimat, den historischen Reminiscenzen des Ortes und Gutssitzes und den bunten Gegensätzen in der Bewohnerschaft dieser Gegend ist die Phantasie des Knaben früh ergriffen worden. Frühe schon suchte er rege Fühlung mit der Dorfbevölkerung; dadurch wurde in dem scharf Beobachtenden der Sinn für das Volksleben und die typischen Gestalten der dörflichen Bevölkerung zeitig geweckt. Die Atmosphäre des Vaterhauses war eine streng lutherisch-christliche. Der Verkehr der Familie beschränkte sich auf die adlige Nachbarschaft und die große Verwandtschaft in Sachsen und Schlesien. Einen großen und nachhaltigen Eindruck machte auf den empfänglichen Knaben der deutsch-französische Krieg und weckte in ihm eine starke nationale Begeisterung, die im Enthusiasmus für Preußen, Bismarck und Moltke gipfelte und im Gegensatz zur Gesinnung des Vaters stand, der mehr sächsisch-partikularistisch empfand. Nach der Vorbildung durch einen theologischen Hauslehrer kam der Knabe zu seiner Weiterbildung in ein evangelisches Land-Pfarrhaus, in dem er vier Jahre blieb, und später auf das Vitzthum'sche Gymnasium in Dresden. Der Kreis der Kameraden, in dem Polenz dort aufwuchs, wird von ihm selbst als ein feudalaristokratischer bezeichnet, in dem ein leichtlebiger, übermüthiger, zum Theil oberflächlicher Ton herrschte. Das Interesse für Kunst und Wissenschaft wurde stark in ihm angeregt durch den ausgezeichneten Litteratur- und Geschichtsunterricht des Professors Diestel. Der religiöse Sinn dagegen, den das Vaterhaus in seiner Seele großgezogen hatte, ging ihm nach und nach verloren. Sein Freiwilligenjahr diente Polenz, nachdem er einige Semester in Breslau studirt hatte, bei dem Sächsischen Gardereiterregiment und zwar in der Eskadron des

damaligen Rittmeisters Moritz von Egidy ab, der auf den Charakter des jungen Mannes großen Einfluß gewann. In Berlin, wo er weiter studirte, wurde der Dichter stark in die nationale antisemitische Bewegung hineingerissen. Aber allmählich gewann doch eine andere Richtung in ihm die Oberhand. Neben seinen Fachstudien beschäftigte er sich stark mit der modernen Forschung auf philosophischem, theologischem und naturwissenschaftlichem Gebiet. Schopenhauer und Darwin, aber auch Büchner, Häckel und Strauß zogen ihn in ihren Bannkreis. Eine pessimistische, beinahe nihilistische Weltanschauung war der Erfolg. Auch sein äußeres Leben blieb nicht unbeeinflußt davon. Nach eigenem freimüthigem und darum um so werthvollerem Geständniß war es voller Ausschweifungen. Das war die Zeit des Ringens mit ererbten und anerzogenen Anschauungen, des Suchens nach neuen, eigenen, subjektiven Wahrheiten, des Gährens und Brodelns in Kopf und Herz. Unter Irrungen, Verzweiflungen und Kämpfen wird in solcher Zeit der Charakter geboren. Die zerrissene Stimmung dieser Entwicklungsepoche, in die an äußeren Ereignissen das juristische Staatsexamen, die Verlobung, der Abschied von der Juristerei und geschichtliche wie national-ökonomische Studien in Berlin fallen, und das Suchen nach einer festen, selbsterrungenen Weltanschauung fanden Gestaltung in dem ersten Roman*) des Dichters, der in jener Zeit entstand: „Sühne."

Das Problem der Dichtung ist nicht gerade neu und originell. Doch darauf kam es Polenz nicht an. Er wollte von der Schuld und Sühne zweier Menschen erzählen, die sich gegen die ungeschriebenen Sittengesetze der Weltordnung vergangen und ihr Verbrechen mit Jammer, Elend, Noth und Tod haben büßen müssen. Er wollte „darthun, wohin im Allgemeinen das Abweichen von der Sitte führt, wohin der Mensch gelangt, wenn er sich gegen urewige Satzungen auflehnt".

Doch gerade diese Aufgabe, an die der junge Dichter mit hohem sittlichem Ernst, dem es nicht um Pikanterien und Sensationen zu thun ist, mit tiefem und warmem Empfinden und einer ungewöhnlichen Gestaltungskraft herangegangen, hat er nicht zu erfüllen vermocht. Denn der Untergang der beiden Liebenden resultirt nicht mit eherner Nothwendigkeit aus ihrer Schuld, sondern aus ihrem Charakter. Nicht weil sie die Ehe gebrochen, weil sie einen alten, ehrwürdigen, gütigen Mann, der die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit selbst ist, betrogen, weil sie aller göttlichen und menschlichen Ordnung in das Gesicht geschlagen haben, gehen sie elend zu Grunde, sondern weil ihre Charaktere nicht zusammen passen. Ein junger, in der Atmosphäre eines sittenstrengen Hauses aufgewachsener, von der Nothwendigkeit einer sittlichen Weltordnung überzeugter, ernst denkender und ernst strebender Mann und ein leichtlebiges, leichtsinniges, nach der

*) Dresden und Leipzig, Heinrich Minden 1890.

Befriedigung ihrer Sinne lechzendes egoistisches junges Weib, dem Liebe nur Sinnenrausch, die Ehe nur Fessel ist, und bei dem im Affekt alle thierischen Instinkte durch das bischen Bildungsflitter hindurchbrechen und allen Herzenstakt verleugnen, werden nie in der reinen Harmonie innigsten edelsten Liebesglückes zusammenstimmen, ob eine schwere Schuld den Konflikt noch verschärft oder nicht. Sie können sich immer nur im Liebesrausche finden und flüchtig angehören.

Schuld und Sühne stehen also nicht in ursächlichem Zusammenhang, das Problem ist nicht gelöst, das ist der Fehler des Romans, der sonst viele Vorzüge aufweist. Noch rankt sich freilich um die Haupthandlung zu viel episodisches Beiwerk, stört die Klarheit der Komposition und hemmt den fortschreitenden Gang der Handlung. Der Stil ist schon klar und lebendig, hat aber noch nicht die köstliche Einfachheit und markante Prägnanz der späteren und die vornehme Eleganz der jüngsten Werke. Manche Personen kennt man schon, sie haben noch etwas Konventionelles und Schablonenhaftes, andere aber wieder zeugen von bedeutender Kraft realistisch-plastischer Gestaltung, scharfer Beobachtung und einem feinen Instinkt für das Natürliche und Typische. Der mit liebevollster Sorgfalt modellirte originelle, in's Große gereckte Charakter des Burt läßt in seinem Schöpfer schon den späteren kraftvollen Gestalter plastischer Menschentypen ahnen. —

Mit diesem Roman hatte sich Polenz noch nicht ganz von der zerrissenen Stimmung seiner inneren Entwicklung befreien können. Mit seiner jungen Frau abwechselnd in Berlin, Ober-Cunewalde und England lebend, schrieb er in rascher Folge Novellen und Dramen, die auf den pessimistischen Grundton seiner Weltanschauung gestimmt sind und einen stark satirischen und skeptischen Beigeschmack haben. In seiner Studie „Versuchung" persiflirt er mit feinem, trockenem Humor die landläufige Dutzendmoral unserer „Frommen", denen der Schein Alles ist. Mit sachlicher Natürlichkeit, die ihm eine starke Ueberlegenheit seinen Konflikten und Charakteren gegenüber giebt, erzählt der Dichter die Versuchung, den Sündenfall und die Seelenkämpfe eines naiven, fast zu trottelhaft gezeichneten Studenten der Theologie, der, an der eigenen Kraft und den bisher geglaubten Autoritäten verzweifelnd, allen Kampf wider die natürlichen Triebe aufgiebt und genießt. Es ist ein Stückchen Desillusionirungsprozeß, dem wir hierbei zusehen. Die Arbeit zeigt die Technik des Dichters in fortschreitender Entwicklung. Er hat die Souveränität des Künstlers über den spröden Stoff gewonnen. Daraus quellen alle Vorzüge der mehr technisch als inhaltlich werthvollen Studie.

Innerlich verwandt mit der eben besprochenen Studie ist die Titelnovelle des Skizzenbandes: „Unschuld und andere Federzeichnungen"*). Die psychologische Entwicklung und Motivirung des am Schlusse ausbrechenden

*) Dresden und Leipzig, E. Pierson 1892.

Irrsinns der kleinen sechzehnjährigen Heldin, der in einer krankhaften, durch den Unverstand der Umgebung gesteigerten Sinnlichkeit begründet liegt, ist lückenlos und mit technischer Routine dargestellt. Der Stil ist von einer durch den Stoff bedingten, sonst dem Künstler Polenz fremden, leise vibrirenden Nervosität. Aber es fehlt der Novelle die stille, unausgesprochene hinter den Dingen und allem Geschehen stehende, Alles durchwärmende Antheilnahme des Dichters an seinen Personen und ihren Geschicken. Es klappt Alles mit mathematischer Sicherheit und Genauigkeit. Dieses Mitgefühl des Schaffenden läßt die beste Skizze dieses Bandes, „Dr. Pflaume" nicht vermissen. Es geht ein Strom heißen, rothen Herzblutes durch die Gestalt dieses wackeren Gymnasiallehrers, der seinen Jungen nicht als Lehrer, aber im Tode für seinen schlimmsten und boshaftesten Schüler als Mensch zu imponiren weiß. Das Mitleid, das diese Dichtung in uns weckt, quillt nicht aus den Worten des Dichters, sondern aus dem von ihm gestalteten Geschehen. Das sind die echtesten Wirkungen eines Kunstwerkes.

Wohl nicht blos einer zufälligen Beschäftigung mit dem historischen Stoff, sondern der damaligen nervösen, romantisch-pessimistischen Seelenstimmung des Dichters verdankte das vieraktige Trauerspiel „Heinrich von Kleist", das damals entstand, seine Konzeption*). Es pulsirt eigenes, schmerzliches Erleben in dieser Dichtung, und das giebt ihr künstlerischen Werth. Auch verräth es Geschicklichkeit und Bühnenfertigkeit in der Benützung mancher äußerlichen Theaterwirkungen. Trotzdem ist das Stück erst an drei Theatern zur Aufführung gekommen. Es fehlt ihm die für die Bühne nothwendige starke Steigerung des Konfliktes bis zur Katastrophe; denn es ist nur der letzte Akt der großen Kleisttragödie. Kleist ist schon im ersten Aufzuge der Dichtung mit sich selbst zerfallen, innerlich gebrochen und lebensunfähig. Die Krankheit seiner überzarten und überempfindlichen Seele, die, vom harten Leben brutal mißhandelt, in der sie ganz fascinirenden Todessehnsucht „höchste Vernunft, Gesundheit, Schönheit, Harmonie, Ideal" sieht, könnte schon am Anfang des Stückes zur letzten Katastrophe führen; eine starke Steigerung ist nicht mehr möglich. Der Inhalt der Dichtung ist nur das Wegziehen der letzten Stützen, nur die Zerstörung des letzten kraftlosen Hängens seiner Seele am süßen Leben, der letzte Versuch einer Heilung, dessen Fehlschlagen die schon längst unvermeidliche Vernichtung bringt. Wer an der naiven Lebensfreude nicht mehr gesunden kann, der trägt den Tod im Herzen. Dessen schwere, dunkle, entnervende Stimmung hängt darum schon wie dichte Nacht über dem Anfang der Dichtung und läßt keine Hoffnung für das Ende mehr aufkommen. Das Stück giebt den letzten Abschluß einer Krankengeschichte und deckt uns nicht die ersten Ursachen und die allmähliche Entwickelung der Krankheit auf. Darum glauben wir nicht an die Nothwendigkeit der furchtbaren Lebenstragik und fühlen

*) Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1891.

ihre Wucht nicht mit. Es lasten nur Enge, Dumpfheit und Monotonie auf dem Drama, das doch Weite des Ausblicks in Vergangenheit und Zukunft, buntes Leben und Geschehen bringen soll.

Aber gerade diese Dichtung erlaubt uns, wie kaum eine andere, tiefe Einblicke in die psychische Entwicklung Polenz'. Wir sehen, daß auch er seine romantische Periode zu überwinden gehabt hat. Der von der Qual des Denkens und Ringens Zermürbte und den tiefen Sinn aller Weltdinge erschauernd Ahnende ist auch gepackt worden von der gewaltigen Sehnsucht nach dem Tode, dem endlichen Künder aller letzten Geheimnisse. Seine Todessehnsucht freilich ist nicht die des Kranken, der keine Hoffnung mehr hat, sie ist die des Gesunden, in dessen Adern die Fülle der Lebenssäfte überschäumen will, der wollüstig mit dem Tode spielt, weil er ihn noch fern weiß.

Wie schnell Polenz' bodenständige Kraft diese gefährliche Epoche innerlichen Wachsthums zu überwinden im Stande gewesen ist, zeigt uns der weitere Verlauf seiner Entwickelung.

Zwei Ereignisse waren es, die damals Polenz stark beeinflußten, das eine den Menschen, das andere den Dichter. Am Anfang der neunziger Jahre trat des Dichters ehemaliger Vorgesetzter, Moritz von Egidy, mit seinen „Ernsten Gedanken" an die Oeffentlichkeit. Polenz theilte nicht, wie aus dem Roman: „Der Pfarrer von Breitendorf" und dessen Zueignung an den früheren Rittmeister des Dichters gefolgert worden ist, die an der Oberfläche bleibenden religiösen Anschauungen Egydis; aber dem persönlichen starken Zauber, den diese reine kraftvolle Persönlichkeit ausübte, konnte er sich nicht entziehen. Polenz hat treu in Freundschaft zu Egydi gehalten, ohne sein Jünger zu sein, bis zum Tode dieses Volksfreundes im Jahre 1899. Dem Gedächtniß des Todten widmete er einen poetischen Nachruf, der in edlen Linien und warmen Farben, wie nur das Herz sie geben kann, die vornehme, lichte Gestalt des Verstorbenen nachzeichnet und sein die Noth des Volkes schmerzlich mitfühlendes hoffnungsgläubiges Herz. Mit der Familie dieses edlen Mannes verbinden ihn noch jetzt die stärksten Freundschaftsbande.

Das zweite epochemachende Ereigniß war für Polenz das Emporkommen des jüngsten Deutschland in der Litteratur. Mitten im damaligen litterarischen Leben und Treiben Berlins stehend, blieb er mehrere Jahre hindurch in Fühlung mit der jungen, kraftvoll, muthig und erfolgreich aufwärtsstrebenden jungen Bewegung; er war befreundet mit ihren Hauptvertretern wie Bruno Wille, Max Halbe, Otto Erich Hartleben, den Gebrüdern Hart, Paul Göhre u. A. und ein Mitbegründer der „Freien Volksbühne" und des „Pan". Sein Novellenband „Karline*)" ist dem „Grünen

---

*) Berlin W., F. Fontane u. Co. 1894. Ebenda erschienen die übrigen Prosawerke des Dichters.

Deutschland" zugeeignet und die einzelnen Stücke außer den oben genannten Freunden Hauptmann, Otto Ernst, Liliencron, Bierbaum, Falke, Conrad, Schlaf, Holz, Dehmel u. A. gewidmet.

Die Novellen dieses Bandes sind am besten als Studien zu bezeichnen. Sie verrathen schon die intime Kenntniß des dörflichen Lebens und Treibens, Denkens und Empfindens der Landbevölkerung, das ohne Schminke und Karikatur eine einfache, schlichte und kraftvolle Gestaltung findet. Die prächtigsten Stücke sind die Titelnovelle, eine psychologisch feine Charakterstudie, und „Eine Partie Skat".

Tiefes und warmes Empfinden schlägt oft in den kraftvollen, markigen, ganz unlyrischen Gedichten durch; so besonders in „Eine Königin" und „Vor einem Christusbilde". Seine Gedichte sind meist kleine Novellen in Versen. Auch in ihnen schon offenbart sich das starke epische Talent Polenz', das sich von nun an in großzügigen Romanen voll Kraft, Wucht und Plastik ausleben durfte.

Beeinflußt von der Egidybewegung und dem modernen Naturalismus, dem er sein vollkommenes technisches Rüstzeug verdankt, schuf Polenz seinen zweiten großen Roman, den „Pfarrer von Breitendorf".

Das Werk schildert die Erlebnisse, Erfahrungen und die Entwicklung eines evangelischen Landgeistlichen, der mit lebensfremdem Idealismus in sein Amt tritt und nach und nach alle seine Illusionen muß zerfließen sehen. Das brutale Leben reißt ihm alle Ideale wie bunte Fetzen herunter, arm und nackt steht seine Seele mitten in einer Welt voll rauher, unbarmherziger Wirklichkeiten. Es ist ergreifend, das heiße, unablässige Ringen dieses ehrlichen Charakters mit Mächten zu sehen, denen seine Kräfte nicht gewachsen sind: mit dem Unglauben, Aberglauben, der Indolenz, Bornirtheit und Verthiertheit der ländlichen Bevölkerung, mit der Verständnißlosigkeit, Intoleranz, Rückgratlosigkeit, erbärmlichen Scheinheiligkeit und unlauteren Weltklugheit der kirchlichen Vorgesetzten und Amtsgenossen, mit dem ehrlichen, überzeugten Atheismus und dem ironisch-satirischen Materialismus außerkirchlicher Kreise. Er muß ja diesen Mächten als Einzelner unterliegen. Aber in seiner Niederlage findet er den Sieg: seine von allem anerzogenen und darum unlebendigen Glauben, angelerntem Phrasenthum und aller schwächlichen Kompromißlerei freie Weltanschauung, die aus dem Diener der Kirche einen Menschheitspriester macht. Und er findet in seinen Kämpfen vor Allem sich selbst als freie, starke und eigenartige Persönlichkeit.

Der Roman stellt nicht die Lösung eines Problems dar. Er ist der künstlerische Ausdruck jener durch seine eigenen Glaubenskämpfe und die ein Zeitphänomen darstellende Egidybewegung in dem Dichter ausgelösten Stimmungen, die eine kräftige Verstärkung fanden durch den allgemeinen religiösen Zersetzungsprozeß in den Schichten der Gebildeten, der besonders aus dem Aufleben der Naturwissenschaften im modernen Geistesleben resultirt. Darum ist der Roman keine Tendenzdichtung, sondern ein Kunst-

werk geworden, in dem das eigene, gewaltige Ringen des Dichters um eine feste, klare und individuelle Weltanschauung seine prägnante, lebensvolle Gestaltung gefunden hat.

Mit dem „Pfarrer von Breitendorf" begann Polenz die Reihe seiner großen Kulturromane.

Auf der Scholle, die ihn geboren, die ihn mit allen in ihr schlummernden Säften und Kräften genährt und großgezogen hat, steht, wie der Mensch, so auch der Dichter Polenz. Tausend unsichtbare Fäden verbinden ihn mit ihr, Fäden, die eine lange, lange Vergangenheit seines erbgesessenen Adelsgeschlechtes, eine mitten unter ländlichen Verhältnissen und dörflichen Bewohnern auf heimatlicher Scholle gelebte Jugend, und ein Beruf, der Tag für Tag ihn mit der Erde in Berührung bringt und ihm Erdduft in seine Seele wehen läßt, gesponnen haben. Tief in den heimatlichen Boden hat er seine Wurzeln geschlagen und ist mit ihm verwachsen, in Liebe und in Leid. Polenz ist Landwirth mit ganzer Seele, er liebt diesen Beruf, wie er den Boden liebt, der ihn nährt. Seine Seele kann darum wie selten eine die furchtbare Tragik eines Geschickes empfinden, das den in seinem Boden Festgewurzelten aus der Scholle reißt.

Man hat den Agrarroman „Der Büttnerbauer" immer nur als großen socialen Kulturroman gewerthet. Vollständig gerecht wird man dieser Dichtung erst werden können, wenn man in ihr ein Persönlichkeitsdokument sieht von eigenartiger Sprödigkeit und Kälte. Scheinbar wie in Stein gemeißelt, marmorn und kalt ist dieses Künstlerwerk, hart, gefühllos und grausam in der vollen Wucht seiner Tragik bis zur Brutalität. Und doch kann man den zuckenden Nerv fühlen, der diese Dichtung durchbebt: die heiße Liebe des Dichters zu seiner Scholle, in der er wurzelt; man kann in ihr die schmerzlich pochende Seele weinen — nein, nicht weinen, stumm und thränenlos schluchzen hören, die in ihr lebt. Der Dichter tritt ungewöhnlich weit hinter seinem Werke zurück; daher die scheinbare, kühle, antheillose Objektivität.

Im „Büttnerbauer" erzählt Polenz die Geschichte des Verfalls eines Bauerngutes und damit — des Bauernstandes. Es beherrscht den Roman die furchtbare Nothwendigkeit des Schicksals, die der Hauptwesenszug aller echten Tragik ist. Schritt um Schritt wird der Büttnerbauer seinem Untergange entgegengedrängt, er mag sich sperren und sträuben, so viel er will. Er leidet nicht an eigener, höchst persönlicher und darum den Unbetheiligten wenig interessirenden Schuld, sondern an der Schuld eines ganzen Volkes. Nicht ein selbstgezimmertes Schicksal bricht über ihn herein, es sind die grausamen Tendenzen einer ehernen Zeit, die ihm seine Vernichtung bereiten. Darum ist dem alten Bauer, der von diesen Tendenzen nichts weiß, das Alles so unbegreiflich, so unfaßbar und unglaublich. Sich selbst weiß er frei von Schuld am Untergange seines Besitzthums. Er hat seinen Acker gehegt und gepflegt mit seinen Händen, „er war ihm vertraut wie ein

Freund. Er kannte alle seine Eigenarten, seine Schwächen wie Vorzüge bis in's Kleinste hinein. Er stand zu diesem Boden, dessen Sohn er war, doch wieder wie die Mutter zum Kinde; er hatte ihm von dem Seinen gegeben: seine Sorge, seine Liebe, seinen Schweiß". Und zwischen ihn und diesen Boden schob sich nun ein furchtbares Etwas, das er nicht fassen, nicht zwingen konnte, dem er preisgegeben war. „Irgendwo da draußen, unfaßlich für seinen ungelehrten Verstand, gab es ungeschriebene Gesetze, die mit eherner Nothwendigkeit auf ihm und seinesgleichen lasteten, ihn in unsichtbaren Ketten hielten, unter deren Druck er sich wand und zu Tode quälte." Er kannte diese Mächte nicht, die ihn von seinem Boden wegrissen und vernichteten. „Traugott Büttner hatte nur ein dumpfes Gefühl, eine dunkle Ahnung, daß ihm großes Unrecht widerfahre. Aber, wer wußte denn zu sagen: wie und von wem! Wen sollte er anklagen? Das war ja gerade das Unheimliche, daß es eine Erklärung nicht gab. Das Verderben war gekommen über Nacht, er wußte nicht, von wannen. Menschen hatten Rechte über ihn und sein Eigenthum gewonnen, Fremde, die ihm vor zwei Jahren noch nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Er hatte diesen Leuten nichts Böses angethan, nur ihre Hilfe, die sie ihm aufgenöthigt hatten, in Anspruch genommen. Und daraus waren, durch Vorgänge und Wendungen, die er nicht verstand, Rechte erwachsen, durch die er diesen Menschen hilflos in die Hände gegeben war. Er mochte sich den Kopf zermartern, er konnte das Ganze nicht begreifen. Eines blieb als Untergrund aller seiner Gedanken und Gefühle: ein dumpfer, schwellender Ingrimm. Ihm war unsagbares Unrecht geschehen. Sein Mund verstummte, hätte er ihn aufgethan, es wäre eine Klage erschollen, die kein Richter dieser Welt angenommen hätte."

Und so geht er denn auch zu Grunde, kopfschüttelnd über eine Welt, die er nicht versteht.

In dem tragischen Geschick dieses ostelbischen Kleinbauern vollzieht sich das Ringen der alten mit der neuen Zeit. Es ist ein großes Stück Welt, welches in den Rahmen dieser Dichtung gespannt ist. Das bestimmt die Größe ihres Werthes. —

Polenz entstammt einem altadeligen Geschlecht. Er trägt Vergangenheit in seinem Blute und Ueberlieferungen. Wie Kind seiner Zeit, so ist er auch Kind seines Geschlechtes. Die Vergangenheit giebt seiner allgemeinen menschlichen Wesenheit ein lebhafteres und bestimmt gefärbtes Kolorit. Aus der Liebe zu seinem Stande, dem deutschen Adel, die aus einem innigen Zusammenhange mit der Vergangenheit resultirt, ist sein Roman „Der Grabenhäger" geboren. Die Gegenwart ist aber in der Persönlichkeit des Dichters mächtiger als die Vergangenheit. Er stellt für seinen Stand das erste, bewußte Loslösen von Traditionen dar, die keinen Lebenswerth mehr in sich tragen: Er ist erst Mensch und dann Junker, im Gegensatz zu seinen Standesgenossen, von denen er dasselbe verlangt.

Ohne, daß aber der Junker Polenz es merkt oder merken will, giebt der Mensch und Dichter Polenz so das Junkerthum auf. Was er im Junker retten will, ist neben dem Menschen der Bauer. Nicht der Junker hat den Boden kultivirt, sondern der Bauer, ob er ein „von" vor seinem Namen trägt oder nicht, ist gleich.

Das Kulturbild, das Polenz in diesem Roman giebt, ist vielleicht ein farbigeres, bewegteres und lebendigeres, aber kein so großes und bedeutendes wie im „Büttnerbauer". Die Nöthe des Adels, seine Schwächen, Fehler und Vorzüge sind der modernen Zeit und Kultur weit weniger wichtig und interessant wie die Nöthe der Groß- und Kleinbauern.

Aber auch als Kunstwerk an sich, steht der Roman hinter dem vorigen zurück. Am Faden einer schwach bewegten Handlung werden prächtige und bunte Bilder lose aufgereiht. Aber sie werden nicht organisch mit einander verbunden; es fehlt der Handlung und ihrer Entwicklung an zwingender Nothwendigkeit und machtvoller Steigerung. Wir erleben nicht wie im „Büttnerbauer" ein tragisches Geschick, das uns erschüttert, sondern nur wie aus dem Leutnant Erich von Kriebow auf Grabenhagen ein tüchtiger, der modernen Zeit und ihren Forderungen sich anpassender Großgrundbesitzer wird, oder richtiger, zu werden sich entschließt.

Die gleiche Vorliebe des Dichters für ländliche Verhältnisse und dörfliche Bewohner, die er mit knappen Strichen zu zeichnen versteht, wie in den beiden eben besprochenen Romanen, verrathen die unter dem Titel „Luginsland" gesammelten Dorfgeschichten. Sie zeigen die gleiche Eigenart der objektiven, unintereſſirten Schilderung. Die sechs Skizzen dieses Bandes wirken nicht, wie der „Büttnerbauer", durch Wucht der Ereignisse, sondern mehr durch die kräftige Plastik der Gestalten und dem ihnen innewohnenden ungebrochenen, kräftigen Empfinden. Die werthvollste der kleinen Erzählungen ist „Der arme Grule". Mit den einfachsten, prägnantesten Strichen und geschickter, durch die Schmerzlichkeit der Ereignisse wirkender Steigerung schildert der Dichter das schlichte, ergreifende Geschick eines armen, durch einen Streik brotlos gewordenen Handwerkers. —

Einem persönlichen Erlebniß des Dichters entsprang das Drama „Andreas Bockholdt"*). Das Stück zeigt aber nicht die blutende Frische der Empfindung, die solchen Dichtungen meist eigen ist. Auch hier fehlt wieder kraftvolle, leidenschaftlich erregte Steigerung, die unaufhaltsam der Katastrophe entgegentreibt und daraus resultirende bunte Fülle und Beweglichkeit der Handlung. Andreas Bockhold ist keine tragische Gestalt, die an dem Mißverhältniß zwischen Kraft und Wollen scheitert, sondern nur ein närrischer Idealist, der an einem seelischen Defekt, dem Mangel an Wirklichkeitssinn, zu Grunde geht.

In Polenz' künstlerischem Schaffen sind deutlich zwei Hauptperioden

*) Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

zu erkennen. Die erste erreicht ihren künstlerischen Höhepunkt im „Büttnerbauer“ und schließt mit dem „Grabenhäger“. Auch einige Novellen des weniger bedeutenden Bandes „Reinheit“ und zum Theil die Dorfgeschichten „Luginsland“ gehören dieser Periode noch mit an. Die zweite beginnt mit der 1898 erschienenen Novelle „Wald“.

In die kühle, objektivistische Art Polenz'scher Weltbetrachtung ist eine tiefe, warme Innerlichkeit gekommen. Er findet für die Gefühlswerthe der Erscheinungen stimmungsvolleren Ausdruck. Es ist, als hätte er nun erst die ganze Seele der Dinge entdeckt. Seine Antheilnahme an der eigen geschaffenen Welt äußert sich nicht mehr blos in den Ereignissen, sondern auch in seinen Schilderungen. Das ist nicht eine Aenderung im Wesen seines künstlerischen Schaffens, wohl aber eine Aenderung der Distanz zwischen dem Dichter und den Dingen der Welt. Er sieht die Welt nicht mehr außer sich, er fühlt sie in sich. Das giebt ihm einen feinen Sinn für die innigen Zusammenhänge und Wechselbeziehungen, die zwischen Mensch und Welt bestehen. Er spürt die Lebensströme, die von dem Menschen auf seine todte und lebende Umgebung übergehen, und fühlt nun erst ganz, wie auch die Umwelt den Menschen beeinflußt und gestaltet. Diese Betrachtung der Dinge ist eine tiefere und freiere. Sie resultirt aus des Dichters Bodenständigkeit und dem bewußten Zusammenhang mit der Scholle, auf der er lebt, und mit den Dingen, die diese Scholle trägt, sowie aus einer intensiveren Betrachtungsweise.

Wie den Dingen, so kommt er auch den Seelen der Menschen näher. Seine Dichtungen werden dadurch intimer, psychologisch tiefer und weicher in Linie und Form.

In seiner Novelle „Wald“ erzählt Polenz die Seelengeschichte eines jungen, in dumpfer Weltabgeschiedenheit an der Seite eines älteren, aller innigen Gefühle baren Gatten dahinlebenden Weibes. Mit spürfeinem Instinkt findet der Dichter alle Wechselbeziehungen auf zwischen der individuellen Wesenheit seiner Menschen und dem Wald, in dem sie leben. Sein Verhältniß zur Natur ist ein lebendigeres, innerlicheres, seelenvolleres geworden. Er hat die Seele des Waldes erkannt. Der Oberförster Seltmann, der trockene harte Berufsmensch freilich spürt sie nicht. Der Wald, der hölzerne Wald, den man schlagen, berechnen, wieder aufforsten kann, hat ihm die Seele aus dem Leibe gesogen, daß auch nicht eine Spur von tieferem Gefühl für Weib und Kind übrig geblieben ist. Frau Anna dagegen hat in dieser dumpfen, engumschlossenen Einsamkeit ihre Seele noch nicht finden können. Die schläft noch, seit sie als junges unreifes Mädchen dem bereits alternden Wittwer in seine Einöde gefolgt ist. In dieser Zeit sagte ihr auch der Wald nichts. Erst als die Liebe über sie kommt und ihre Seele weckt, entdeckt sie auch des Waldes Seele. „Nun hatte auch Anna den Weg gefunden zur Natur. Mit einem Male war ihr der Zauber des Waldes aufgegangen, in dem sie zehn Jahre gelebt mit verschlossenen

Augen. Jetzt war das Märchen entzaubert. Sie sah die Pracht der mächtigen von tausend Säulen gebildeten Hallen, das luftig gewölbte Dach darüber, die schillernden Fliesen des Bodens, die leuchtenden Fenster, durch welche die Lichtwellen ungehindert aus- und einflossen. Der Sinn für die Schönheit des Kleinen und Kleinsten erwachte in ihr, wie liebte sie auf einmal all die harmlosen Lebewesen um sich her in Luft und Erdreich, deren Dasein sie vorher kaum beachtet hatte. Mit kindlicher Freude beobachtete sie das Wibbeln und Kribbeln zu ihren Füßen, das Schießen und Sprießen an Baum und Strauch. Entzückt lauschte sie dem Jubiliren der Vögel unter dem Blätterwerk. Der Wald wurde der liebste Freund der Beiden. Er schien sie zu verstehen, wie sie ihn verstanden; er war verschwiegen, sah alles und sagte nichts. Er rauschte ihrer Liebe eine hunderttausend Jahre alte, einfache ewig schöne Melodie." Bald mit orchestralen Tönen, bald mit weichen, leisen Registern spielte der Wald nicht blos ihrer Liebe die Begleitung, sondern auch dem erst süßen, dann immer dunkler und schwerer werdenden Schicksalsliede dieser armen Frauenseele.

Die Novelle „Wald" ist wie ein lyrisches Gedicht, voll wunderbarer Schönheit. Das tiefe Naturempfinden des Dichters kommt in ihr in allen Tonnüancen zum Ausdruck. Polenz liebt die Natur. Allen ihren vielfältigen Erscheinungen geht er mit sorgfältig beobachtender Liebe nach. Und in seiner Künstlerseele erwachte sie zu reichem Leben, das die Eigenart und Wärme seiner Empfindung athmet. So stolz und groß und beherrschend hat der Dichter zur Natur noch nirgend in seinen Dichtungen gestanden. Und noch nie so nahe.

Zum ersten Mal gestaltet Polenz in dieser Novelle ein Frauenschicksal. Nicht in allen Phasen seines Lebens hat der Dichter den Frauen in gleicher Weise gegenüber gestanden. Im Leben des jungen Studenten in Berlin spielten schnell angeknüpfte Verhältnisse mit Frauen eine große Rolle, und seine innerliche Stellung zur Frauenwelt war eine ziemlich oberflächliche, zum Theil sogar frivole. Das änderte sich aber, als er in einem reichen, ihn ganz beglückenden Frauenherzen, das sich mit allem Fühlen ihm ganz zu eigen gab, die ganze Frauenwelt erkannte. Polenz' Familienleben — seine Gattin hat ihm vier Kinder geschenkt — ist ein selten glückliches. Es bedeutet für ihn eine Quelle der Kraft und Verjüngung. Seine Erfahrungen im Familienleben und manche intimen Erlebnisse haben ihn zu einem ernsten Verehrer der Frau gemacht.

In Berlin kam Polenz auch mit der modernen Frauenbewegung in Berührung und lernte deren Hauptführerinnen persönlich kennen. Das mag eine äußere Veranlassung mehr gewesen sein, daß er sich mit dem Problem „Weib" innerlich beschäftigte. Wie andere sociale Fragen bisher, trat nun auch die Frauenfrage in den Kreis seines Denkens und interessirte gar bald den Kopf und das Herz des Dichters. Vorsichtig und mit den zartesten Organen seiner sensibler gewordenen Seele tastete er sich hinein

in die Seele der Frau; er lebte sich in sie hinein, bis er das Weib erlebte und ganz in ihm unter- und aufging.

In Thekla von Lüdekind hat Polenz das Idealweib gestaltet, wie es seiner Seele sich gezeigt hatte. In dieser Frau lebt „die angeborene, und unausrottbare Güte der Weibnatur, welche die Fehler des Mannes, und wären sie blutroth, in schneeweiß verwandelt“. Diese Güte der Frauenseele wird von den Frauenrechtlerinnen, die für alle möglichen und unmöglichen Rechte des Weibes kämpfen, stets verkannt, weil sie nicht wissen, „daß im Verzeihen der Schwache zum Starken wird“. Güte und Liebe sind darum die Seele dieser Frau, ihr selbst unbewußt, denn erst zuletzt erkennt sie ihr tiefstes Wesen. So geht sie die Wege, die das Herz ihr weist, das Herz, das immer ihrem Kopfe voraus ist, „ihr unkluges, ewig unbewehrtes Herz“. Tausendfältig irrt sie, eine Liebe stößt sie zurück, die nur ihr Herz begehrt, eine andere erhört sie, die ihr Geld gemeint hat. Und doch hat sie so thun müssen, wie sie gethan, so lieben müssen, wie sie geliebt. Ihr Herz war der Verführer.

Mit feinem Verständniß rührt hier Polenz an die Instinktnatur des Weibes, das, einem dunklen Drange folgend, unbeirrbar von Gesetzen, Regeln und Meinungen, durch Schuld und Schicksal zum endlichen, guten Ziele schreitet. Damit deckt Polenz die tiefsten Quellen des weiblichen Wesens auf, aus denen alle Gedanken, Worte und Handlungen der Frau in ewig ununterbrochenem Strome steigen.

Der Roman „Thekla Lüdekind“ ist die Geschichte eines Herzens und darum eines Schicksals.

Die Liebe ist des Weibes Wesen; erst in der Liebe und nur in der Liebe findet die Frau sich selbst. In seinem zweiten Frauenroman, „Liebe ist ewig“, giebt Polenz die Entwicklungsgeschichte eines Weibes, das sich durch tausendfältige Irrungen, die ihr Wunden um Wunden schlagen, Sprödigkeit und herben Stolz überwindend, zur Liebe und damit zum Bewußtsein ihrer Weibnatur hindurchringen muß. Die ganze Erzählung ist ein einziges Wachsen, Werden und Reifen, ein sicheres Hindurchfinden des Instinktes zur Wesenheit des Weibes.

In beiden Romanen zeigt Polenz, wie er, wenig freilich wohl im Sinne moderner Frauenrechtlerinnen, das Weib erlebt hat. Mit dem tiefen Verständniß der weiblichen Natur hat der Dichter die Höhe seiner Kunst erreicht. Denn im Weibe erst erlebt der Mann die ganze Welt. Nicht jene äußere, die sich tagtäglich ihm in's Auge drängt, jene innere Welt vielmehr, die nur die feinsten Organe der Seele fühlen können, die erst die äußere bewegt und belebt.

Polenz' Kunst ist bisher in beständiger Entwicklung gewesen. Nun sie ihre Höhe und Reife erreicht hat, sind Ueberschau und Abwägung wohl möglich.

Polenz ist ein Kind seiner Heimat. Mit all' ihrer Kraft und Eigen-

art lebt sie ungebrochen in seiner Seele. Von ihr hat sein innerliches Wesen Frische und Färbung erhalten. Ihr dankt er seine bodenständige Kraft, seine Ursprünglichkeit und seine Gesundheit. Der Realismus des Künstlers Polenz ist nichts äußerlich Angeflogenes, Angelerntes, ist keine Modesache. Er resultirt aus des Dichters Zugehörigkeit und seiner Liebe zur Heimat. Die Welt der Erscheinungen drängt sich mit aller Fülle und Farbe seinem Auge und seiner künstlerisch arbeitenden Seele entgegen. Seine Liebe lehrt ihn, die Fülle dieser Erscheinungen zu fassen und treu wiederzuspiegeln. Jede Einzelheit seiner Heimat, seiner Welt, seiner Scholle, seiner Leute ist ihm wichtig und werth. Liebevoll zeichnet er Alles nach, die Vorzüge wie die Schwächen und Fehler. Denn seine Liebe ist keine moderne Affenliebe, die fälscht und betrügt. Diese Liebe zum Leben in allen seinen Erscheinungsformen und zur Heimat giebt, weil ihm Alles des Gestaltens werth erscheint, seinen Dichtungen die oft behagliche, ausruhende Breite, die dem schlesischen Theil seines Wesens vielleicht entstammt. Seine Schilderung jedoch ist knapp und prägnant; er hat eine sehr starke Gestaltungskraft, die nicht malt, sondern plastisch formt. Starklinig springen seine Figuren aus dem Stein. Dazu hilft ihm eine scharfe Beobachtungsgabe, die sofort das Wesentliche einer Erscheinung erfaßt. Die ist ein Erbtheil seines ackerbauenden Geschlechts. Auf seiner Scholle, umgeben von einer Fülle der Erscheinungen, die täglich und täglich wiederkehren, lernt der Bauer ihre Wesenheit erkennen. Alles Uncharakteristische verliert sich auf dem Wege zu seinem Auge, und nur das Charakteristische malt in seinem Auge das Bild.

Polenz hat, bestimmt durch Abstammung, Heimat und Beruf, seinem innersten Wesen und seiner Entwicklung nach zum Realismus gelangen müssen. Der Adel seiner Seele, der aus seiner vornehmen Vergangenheit auf ihn gekommen sein mag, der zarte, feine Takt, den eine liebend erziehende Mutter in ihm groß gepflegt hat, haben ihn aber vor dem rohen, brutalen Realismus der äußerlichen Erscheinung bewahrt. Worte aus seinem ersten Roman gehören ihm auch ihrem Sinn und ihrer Meinung nach: „Ich gehöre nicht zu denen, die in einer möglichst getreuen, gleichsam photographischen Widergabe der Natur den Zweck der Kunst erblicken, ich strebe zwar nach Realismus, aber nach einem idealisirten, geadelten. Wozu hätten wir denn sonst eine Kunst, wenn sie uns nichts Veredelteres, Abgeklärteres zu bieten vermöchte, als das häßliche, nüchterne Leben."

Weil Polenz das Leben in allen seinen Erscheinungsformen liebt, weil er helle Augen hat und über den Dingen steht, fühlt er sich dem Leben überlegen. Daher kommt der Humor, der seine Dichtungen manchmal überleuchtet, der gemüthvolle, trockene Humor der Situation, nicht jener bissige, verletzende des Wortes, der mehr ein schlecht verhehlter Aerger ist. Er quillt ihm aus der oft originellen und komischen Gruppirung der Dinge, die das Leben so oft liebt.

In dem Polenz'schen Charakter lebt ein gutes Stück norddeutscher Gewissenhaftigkeit; diese läßt ihn jede Erscheinung überlegend abwägen und ihrem Werth entsprechend einschätzen. Er liebt sie alle und gestaltet sie alle, aber in der Betonung macht er, der Wichtigkeit entsprechend, gerechte Unterschiede. So behält das Weltbild auch in der von ihm geschaffenen Gruppirung seine innere Wahrhaftigkeit. Keine Tendenz, keine Anklage, kein leidenschaftliches Urtheil stört die aus dem Innersten quellende Harmonie. Polenz ist wahr bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein. Dadurch erzielt er seine Wirkungen. Durch die Wahrheit der Ereignisse werden wir machtvoller erschüttert als durch tendenziöse Verschiebungen im Weltbilde.

Diese Bewahrung der inneren Wahrhaftigkeit wird ihm um so leichter möglich, als keine Leidenschaftlichkeit sein Urtheil beeinflußt und trübt. Diese Leidenschaftslosigkeit stammt auch aus seinem norddeutschen Wesen. Er rückt oft so weit von seinen Gestalten ab, daß seine unparteiische Objektivität als Kälte, Gleichgiltigkeit und Unintereſſirtheit erscheint. Mit der in seiner zweiten Schaffensperiode gewonnenen Innerlichkeit ist auch sein subjectives, warmes Mitempfinden mehr zum Ausdruck gekommen. Trotzdem handeln seine Personen noch immer aus einem ruhigen Impulse heraus. Sie kennen keine Affekte. Und wo der Dichter doch einmal Handlungen schildern muß, die aus solchen resultiren — wie in „Thekla Lüdekind" das Verbrechen Gabriel Bartuschs — thut er es auf indirekte Weise, er läßt davon erzählen. So erreicht er gewisse Abstände, die eine kühlere und ruhigere Darstellung möglich machen. Weil ihm die starke Impulsivität fehlt, kennt er auch keine leidenschaftlich bewegte Handlung, die mit fortreißt wie ein sich überstürzender Bergstrom. Eines folgt bei ihm aus dem Andern in ruhigem Fluß und ruhiger Steigerung. Hierin liegt wohl auch der Hauptgrund, daß Polenz auf der Bühne wenig Erfolge hat. Die Bühne will leidenschaftlich bewegte Handlung, fixirt in bedeutenden Momenten, stetige, unaufhaltsame Steigerung; keine ruhige, in jedem ihrer Glieder liebevoll dargestellte Entwicklung.

Der Künstler Polenz hat eine eigenthümliche Art, das Typische in der Welt der Erscheinungen aufzufassen und wiederzuspiegeln. So sehr seine Menschen auch Menschen sind und ihr charakteristisches Individualleben haben, zunächst sind sie doch Typen ihres Standes, ihrer Klasse, ihrer Heimat und ihrer Rasse. Das giebt den Polenz'schen Dichtungen ihre Großzügigkeit und ihre Bedeutung als Kulturbilder. Denn wie der Dichter im Einzelmenschen immer erst das Individuum sieht, so sieht er auch im Einzelschicksal das Gesammtschicksal eines Standes, einer Klasse, eines Berufes. Im Einzelmenschen und seinem Schicksal verkörpert er die Freuden, Leiden, Hoffnungen, Erwartungen, Wünsche, Sehnsüchte, Ideen und Thatsachen einer Gesammtheit. So schafft er wie einst Gutzkow, Spielhagen und Gustav Freytag große Ausschnitte aus dem Kulturbilde der Gegenwart.

Polenz ist bei den äußeren Erscheinungsformen der Welt und des

Lebens nicht stehen geblieben. Er hat tiefer gegraben und in die Zusammenhänge der Dinge untereinander, der Menschen und der Dinge hineingesehen. Er hat die ewigen Beziehungen zwischen allem Seienden erschauernd ahnen gelernt. Wie fein weiß er nicht die tausendfältigen Zusammenhänge und bestimmenden Wechselwirkungen zwischen Mensch und Natur, zwischen Heimat und Charakter aufzuspüren und darzustellen. So verankert er seine Menschen in einem ewigen Grunde. Er weiß aber auch, daß es geheimnißvolle Verbindungen giebt zwischen dem Charakter der Menschen und ihren Erlebnissen. Er empfindet die Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit jedes Schicksals. Und wieder auch weiß er, daß das Schicksal doch schließlich nur eine Folge des individuellen Wesens ist. Aber restlos enthüllt sich auch ihm nicht die Welt. Ihr tiefstes Wesen bleibt auch seinen hellseherischen Augen verborgen. Ueber allen mechanischen Zusammenhängen der Weltdinge ahnt er geheimnißvoll wirkende Kräfte, die unserem Verstehen sich entziehen.

So vollzieht sich vor seinen Augen das Leben, beherrscht von Willkür und Gebundenheit.

„Vorbei an Abgründen, die man kaum erkannt, durch sonnbeglänzte Gefilde, wie durch nebelverhangene Landschaft, innerhalb stets wechselnder Ufer war man geführt worden vom Strome der Zeit, unbekannten Schmerzen und unbekannten Freuden zu. Das war schließlich das Beste am Leben, daß man nicht im Voraus wußte, wo es einen landen würde. Unbewußt wachsen wir wie die Pflanzen, entwickeln uns, gedeihen und vergehen nach den dunklen Gesetzen unserer Art, aber eine Hand ist doch da, eine unsichtbare, die uns erzieht. Manchmal gelingt es uns, ihr Eingreifen zu verspüren, in begnadeten Augenblicken ihre Winke zu ahnen. Aber es ist nicht alle Tage Feiertag. Sechs Werktage hat die Woche, sechs lange graue Tage der Arbeit und Sorge. Aus tausend nüchternen Kleinigkeiten setzt sich das Alltägliche zusammen. Während wir am Stuhle sitzen und weben, erkennen wir nicht das Bild, welches unsere Hände bereiten. Die großen und wichtigen Dinge gehen in den Tiefen fern unserm Bewußtsein vor sich. Nicht mit dem Kopfe bauen wir unser Leben, sondern mit dem Herzen."

Im letzten Grunde ist es doch das Gefühl, das Alles entscheidet. Die Weltanschauung, die sich in Polenz unter Irren und Kämpfen aus Pessimismus und Determinismus herausgebildet hat, ist ein gläubiger Idealismus, der an die ewige Wandlungsfähigkeit des Menschen, an die unverlierbare Güte seines Herzens und die Ewigkeit der Liebe in der menschlichen Brust glaubt. Sie ist eine tief religiöse und giebt darum einen festen, unverlierbaren Grund, auf dem seine Persönlichkeit steht, sicher und frei in ihrer freudigen Lebensbejahung und aus dem seine Dichtungen wachsen.

Polenz ist ein echter Heimatsdichter, denn die Heimat lebt in seiner

Seele. Die heimatliche Scholle giebt ihm sein Bestes: Kraft, Gesundheit, Frische und Natürlichkeit. Er ist eine eigenartige und reiche Persönlichkeit, die die raffinirte Ueberkultur der modernen Zeit in sich überwunden und das Leben in Liebe wiedergefunden hat. Darum ist er ein Wegweiser in das Land der Zukunft. Die Grenzen seiner Heimat umklammern ihn nicht und engen ihn nicht ein. Mit seinem innigen, glaubensfrohen Idealismus verklärt er Heimat und Welt, weist er die gebundene Menschennatur mit ihrer heiligen Himmelssehnsucht über sich selbst hinaus, wo alles ewige Geschehen sich vollzieht.

Wilhelm von Polenz ist keiner der wenigen größten Künstler, die ihre Werke einer Welt gaben, weil die ganze große Welt mit allen ihren Höhen und Abgründen sich darin spiegelt. Dafür sind seine Menschen zu klein, seine Verhältnisse zu eng, seine Schicksale zu gebunden. Es sind Durchschnittsmenschen, die in nichts über den Alltag hinausragen, keine in's Große gereckten Charaktere, die Himmel und Hölle zusammenwerfen. Aber er ist ein großer Epiker, der die Geschicke von Gesammtheiten zu gestalten weiß, der bedeutendste deutsche Kulturdichter der Gegenwart.

# Die Welt als Wille.

Von

## Franz Herwig.

— Danzig. —

Gegen Abend kam der Sturm. Eine blauschwarze Riesenwolke flog vor ihm her. Von ihren Fittichen schlug Tod und Verderben. Angstvoll brüllte die See auf und warf sich donnernd über den Strand der Insel, daß der junge Fischer bis an den Leib umtost war von wirbelndem Gischt. Hastig sprang er zurück, wie das Ungeheure zurückschwoll. Höher empor. Die Möven taumelten wie bezechte Tänzer in der Luft, schrecklich sich abhebend gegen den todtschwarzen Grund. Aus dem Fischer stieg es auf, wie wohlig das Leben wäre denen, die es so leicht nähmen, so über ihm tanzten wie die dort über dem Meere. Gleich aber kehrten seine Gedanken zur Sehnsucht nach der Geliebten zurück. Seine Blicke gingen hinüber an das jenseitige Ufer, und er meinte aus der Finsterniß der Hölle ein Licht zu sehen. Zitternd kehrte er um und faßte das Boot, legte den Mast um und packte es an, es in die donnernde Fluth zu ziehen. Vom Strand herab eilte sein Weib, das Jüngste geborgen eng an der keuchenden Brust. Ein blasses, verweintes, verwildertes Gesicht starrte ihn an. Sie sprach nicht, nur das Kind wimmerte leise unter den eiskalten Stößen des Sturms. Der Fischer preßte die Fäuste auf die Brust und stöhnte.

„Was willst Du? Du?! Mich holen? Geh'! Ich muß hinüber. — Muß! Das ist nichts Menschliches.“

Das Letzte murmelte er. Klagend flehte sein Weib.

„Geh' zu ihr. Nur jetzt nicht. Nicht in dem Sturm. Ich will
icht Dich, will nicht Deine Liebe. Ich will nur Dein Leben, nur Dein
acktes Dasein, daß ich einen Halt habe im Leben."

Sie stand und lag gebeugt gegen den Sturm. Sie wollte ihn um-
chlingen, aber sie trug das Kind. Wie sie eine Hand von ihm löste,
ackte es der Orkan und drohte es zu entreißen. So kämpfte sie und sah
hn an. Plötzlich fuhr er aus seinen Gedanken auf:

„Heute noch! Und morgen ist sie fort!"

Die Wogen rollten höher und höher. Ueber die Wasser fuhr eine
umpfe schneidende Klage wie der Todesruf tausender Menschen. Ein Schuß
rachte dumpf durch die Nacht. Dann noch einer. Da jauchzte die Frau.
Den Hügel hinab mußten die Andern kommen, zur Rettung der da draußen
Ringenden. Sie würden auch ihn zwingen. Aber wie sie hinblickte, war
ein Boot schon hinaus in die Nacht. Da fiel sie um. —

Der Fischer rang gegen das Meer. Finsterniß umgab ihn. In das
Donnern befreiter Elemente tönte das Krachen des Schiffes, das an den
Klippen scheiterte. Er hörte das Gekreisch der Menschen und sah zur Seite
unkel das Wrack. Er arbeitete vorwärts. Begehren in jedem Nerv.
Wollen in jeder Faser. Lichter zuckten durch die Nacht. Raketen schossen
uf. Ihre Strahlen waren unsicher in dem brauenden Chaos. Die Welle
arf seinem Boot einen ertrinkenden Körper nach. Ein junges Weib.
uf dem Abhang der gebäumten, schwarzgrünen Woge, woran die weißen
Schaumbäche niederrieselten, tauchte ihr weißes Antlitz auf. Sie sah das
Boot. Ein herzzerreißender Schrei gellte ihm in die Ohren, das Donnern
mher überwindend. Zwei Arme griffen nach dem Bootsrand. Da warf
sich rückwärts mit Macht in die Ruder, und das Weib versank. —

Dumpfer und wilder brauste das Meer. Sturmschwalben klatschten in
in Gesicht. Aus der Tiefe umher grinste es in Millionen Titanen-
sichtern und Fratzen des Abgrunds. Er schloß die Augen und keuchte.

„Heute noch, und morgen ist sie fort." — Sein Leben war verkauft, er
htete es nicht mehr als seins. Lange kämpfte er weiter. Wolken in Fetzen
rissen wehten über den Himmel. Einmal fiel der heitere Trost des Monds
rein. Da sah er sich um und erblickte das Leuchtfeuer. Aber gewaltiger
ie die offene See packte ihn die Brandung, welche zwischen Klippen
auste. Ein mächtiger Ruck riß ihm ein Ruder aus der gekrampften
and. Er stürzte hinterrücks in das Boot und schrie auf. Wirbelnd
ehte das sich um sich selbst und stürzte zersplitternd von der Höhe der
Woge auf den Felsen. Der Fischer wollte sich erheben, im Dämmer des
rschwindenden Bewußtseins trachtete er hinauf. Aber er vermochte es
cht. Erst die nachdonnernde, schwächere Woge warf ihn höher in den
ssen Sand. Da lag er lange. Starren Auges emporsehend, ohne Leben
nd doch zum Leben erwachend. Stumm richtete er sich auf und wollte
hen. Mehrmals brachen die Knie. Aber er schleppte sich weiter. Er

stand auf der Düne und blickte voraus. Weit im Land war ein Licht. Ihr Licht. Ihn durchfuhr's. Eine heiße Welle schoß in der Brust empor. Vom Tode verschmäht, brauste das Leben wilder in ihm. Es trieb ihn über den trügerischen Schwebeboden des Moores dem Scheine zu. Ein Schatten kam an ihn heran, ein Hund heulte heiser zu ihm empor und sprang nach seinem Hals. Er packte das Thier und warf es erwürgt zur Seite. Seine Füße versanken beim Weiterstürmen bis an die Knöchel im Sumpf. Er riß sich mit jedem Schritt kräftiger empor. Eine ungeheure Lebensthätigkeit kreiste in ihm. Aus den ungeahntesten Tiefen der menschlichen Natur quollen neue Kräfte, und alle drängten auf das einsame Licht zu, das röther und größer wurde. Geistergleich zogen die weißen Birken vorüber und wehrten mit den flatternden Armen. Ein paar morsche Weiden vor ihm zersplitterten krachend vor'm Sturm, und ein Haufen elektrisch funkelnden Holzmehls fiel heraus. Neben ihm zog der klagende Ruf einer aufgescheuchten Eule. Ihn überlief's. Eine kalte Faust saß ihm im Nacken. Er blickte nicht zurück. Nur vorwärts, wo die Erfüllung des gewaltigsten Verlangens ihn erwartete. Mitten in der Hölle seiner Umgebung stieg das Bild in ihm empor und machte ihn wilder. Das enge, teppichbehängte Gemach der fremden Frau, der brennende Kamin. Auf dem weißen Ruhebette das herrlichste der Welt, von der matt brennenden Ampel mit ruhigen Schauern übergossen, — da schrak er zusammen. Er stieß mit dem Kopf an einen Zaun. Er stolperte an ihm entlang und blickte hinüber. Im Schauerlichte flatternden Mondscheins sah er Gräber. Weiße Steine und ein paar hängende Bäume. Ein Etwas richtete sich langsam vor ihm auf. Er blickte erstarrt hin. Es war nur der fahle Schein eines Lichts aus dem Todtengräberhaus. Er eilte vorüber und blickte in ein Fenster. Da mußte er still stehen und sich den Angstschweiß wischen. Er sah einen erbrochenen Sarg im Flur und den grauen Alten, der einer Kindesleiche die goldenen Ringe aus den Ohren riß.

Schaudernd raffte sich der Fischer auf. Nahm einen schweren Stein und schleuderte ihn durch das Fenster nach dem Alten. Aber der Wurf traf die Wand und fiel zerschmetternd auf das Antlitz der Todten. Da lief er vorwärts. Aber er sah nichts mehr. Mit jedem Sprunge stolperte er. Das grausige Bild war ihm im Hirn und verwirrte ihn. Er hörte schon fern die Thüre des Todtengräberhauses in's Schloß fallen und keuchte weiter. Näher kam er dem verheißenden Licht. Härter und trockener wurde der Boden. Der Sturm ließ nach. Athemlos hetzte er vorwärts, bis er vor der Pforte stand, die den Garten verschloß. Die gedrängten Tannen darin hielten das Mondlicht zurück. Er trat gegen die Thür. Sie ging auf. Der Hund schlug nicht an. Es erstaunte ihn. Die Ampel oben schimmerte voll durch die Vorhänge des Fensters. Aber es bewegte ihn nicht mehr. Sein Fuß trat gegen etwas Weiches; er faßte danach und fühlte das zottige Fell des Hundes, der sich nicht rührte. Wie er sei

Hand emporhob und der blasse Lichtstrahl darauf fiel, sah er Blut. Ein namenloses Entsetzen packte ihn. Die Schwere von Welten hing an seinen Füßen. Er athmete pfeifend. Messerscharf fuhr ein Windstoß durch das nasse Zeug. Er kam in den Hausflur und tastete nach der Treppe. Aus einem Spalt der Thür oben fiel Licht herab. Er stand still und horchte. Grauendurchwühlt. Nichts regte sich. Mit schweren Schritten nahm er Stufe für Stufe. Auf der einen blinkte etwas. Er bückte sich schwerfällig und nahm es auf. Es war ein Armband. Er kannte es. Gedankenlos stieg er die letzten Stufen hinan und stieß mit der Faust die Thür auf. Erst sah er nicht. Es tanzten Funken in dem Dunkel, das um seine Augen lag. Endlich bezwang der milde Glanz der Ampel das Furchtbare. Er sah auf dem Erdboden einen erbrochenen Kasten und sah weiter. Vom Ruhebett herab hängend lag die Geliebte. Die fremde Schöne. Den nackten Busen verunstaltete der dunkle, dreieckige Punkt nicht, und das rothe Gerinsel von da herab über die hängende Schulter war grauenhaft schön. Der feine, edle Kopf hing herab und bedeckte mit schwarzem Haar den Fußboden. Ihr Mund stand offen. Der Fischer wurzelte regungslos an der Thür. Seine Lider blieben starr und zuckten nicht. Aus den Tiefen seiner Brust, langsam, drohend kam ein Krampf. Und da stürzte der Fischer ohne Laut, todt vorn über die Schwelle hin. —

LIBER

# Illustrirte Bibliographie.

**Der Roman von Tristan und Isolde.** Von Joseph Bédier. In's Deutsche übertragen von Julius Zeitler. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig. Illustrirte Prachtausgabe: Mit ca. 150 Vollbildern, Textillustrationen und Zierleisten geschmückt von Robert Engels. Textausgabe: Mit Geleitwort von Gaston Paris.

Zu jenen poetischen Stoffen, die unsterblich durch die Jahrhunderte, zu immer höheren Formen sich läuternd, wandeln, gleichsam als ob die unbezwingliche Sehnsucht nach ihrer schlechthin vollendeten Verkörperung, von Anbeginn ihnen mitgegeben, sie nicht ruhen ließe, und deren Gestalten uns von jenem Ewigkeitsgehalte, von so tiefst menschlicher Wesenheit erfüllt scheinen, daß wir sie nicht mehr wegzudenken vermögen, daß wir uns nicht vorzustellen im Stande sind, sie wären einmal nicht gewesen, gehört auch die Dichtung von Tristan und Isolde. Nachdem sie durch Wagners Genius ihre gewaltigste und reinste Form erhalten, sind ihre Gestalten in die Nähe jener ewigen Inkarnationen des Menschenthums gerückt, die als Prometheus, Faust, Don Juan, Don Quixote allen Wandel der Zeit und des Geschmackes überdauern. Unter den großen Liebestragödien der Weltlitteratur steht die von Tristan und Isolde obenan; sie ist die Liebestragödie. Und wunderbar ist es, wie tief schon die alten Fassungen in den reichen Schacht dieses Stoffes geschürft haben; — Tristan und Isolde haben auf dem weiten Wege von ihrer keltischen Urheimat bis zu dem großen deutschen Meister sich weniger gewandelt, als der weit jüngere Faust bis zu seiner poetischen Erlösung durch den göttlichen Wolfgang. Wer dessen inne werden will, der greife zu dem schönen Buche, das wir dem Franzosen Joseph Bédier verdanken und das in trefflicher deutscher Uebertragung von Julius Zeitler im Verlage von Hermann Seemann Nachf. in Leipzig in zwei Ausgaben erschienen ist; einer von dem Münchner Künstler Robert Engels illustrirten Prachtausgabe und einer einfachen Textausgabe, welcher der bekannte hervorragende Romanist Gaston Paris ein „Geleitwort" beigegeben hat, in welchem er uns über die philologischen Grundlagen des Romans und seinen Kulturzusammenhang belehrt und auch über die ästhetische und ethische Bedeutung der Dichtung manches feine und anregende Wort sagt. Joseph Bédier hat sich die Aufgabe gestellt, für unsere Zeitgenossen die Tristansage in der ältesten Form wieder zu erwecken, die sie in Frankreich angenommen hat, oder die wir wenigstens erreichen können. Diese Aufgabe befriedigend zu lösen, konnte nur einer Persönlichkeit gelingen, die als Gelehrter und Dichter den in so vielen variirenden fragmentarischen Gestaltungen vorhandenen Stoff zu meistern vermochte. Bédier war diese Persönlichkeit. Ihm standen, wie Gaston Paris bemerkt, da die Dichtungen von Chrestien von Troyes und von La Chèvre vollständig untergegangen sind, zwei Wege offen: der Anschluß an

Béroul oder der an Thomas von Bretagne, von deren Dichtungen etwa je 3000 Verse erhalten sind. Für den Anschluß an Thomas sprach der Umstand, daß dank den

Aus: Der Roman von Tristan und Isolde. Von Joseph Bédier. Illustrirt von Robert Engels. Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig.

fremden Untersetzungen die Wiederherstellung einer vollständigen und einheitlichen Erzählung gesichert erschien; dagegen sprach, daß damit die am wenigsten ursprüngliche der Tristan-dichtungen, jene nämlich, „in der das alte barbarische Element am vollständigsten vom

Geist und den Sitten der anglofranzösischen Ritterschaft assimilirt worden ist," erneuert worden wäre. Da das der oben angeführten Absicht Bédiers nicht entsprach, lehnte er sich an Béroul an, dessen Fragment er so getreu wie möglich übersetzte, und dessen Geist und Erzählertechnik er sich völlig zu eigen zu machen suchte. Das Béroul'sche Bruchstück

Aus: Der Roman von Tristan und Isolde. Von Joseph Bédier. Illustrirt von Robert Engels.
Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig.

mußte ihm den Rumpf für seine Nachschöpfung geben, dessen Kopf und Glieder die verschiedenen anderen Tristandichtungen liefern mußten; nämlich die des Thomas, resp. deren fremde Umarbeitungen, Eilharts von Oberge, Gottfrieds von Straßburg u. s. w. — Aus so mannigfachen Theilen ein lebendiges organisches Ganze zu schaffen, das den Geist einer alten langverflossenen Kulturepoche unverfälscht wiedergiebt und doch warm und ergreifend

zum Herzen der Gegenwart spricht, das stellte an die wissenschaftliche, sichtende, kombinirende und poetisch nachschaffende Kraft des wagemuthigen Unternehmers Anforderungen, die erfüllt zu sehen unsere volle Bewunderung hervorruft. Was will es bei der so vollkommenen Zusammenschweißung so vieler, verschiedenartiger Bruchstücke besagen, wenn hie und da

Aus: Der Roman von Tristan und Isolde. Von Joseph Bédier. Illustrirt von Robert Engels.
Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig.

eine unbedeutende Spur, die diese Schweißungsarbeit verräth, bemerkbar ist, so, wenn der wunderbare Hund Petit Creu, den Isolde im Cap. XIV. bereits in's Meer geworfen hat, im XVII. Cap. wieder auftaucht und sich der zärtlichen Liebkosung seiner Herrin erfreut. —

Der Nachdichter hat sich ganz in die Rolle eines alten Troubadours des 12. Jahrhunderts eingelebt; im Tone und Geist eines solchen, mit den Eigenheiten der Technik des vortragenden Erzählers spricht er zu uns wie zu einem Publikum vergangener Jahrhunderte, in die er selbst sich zurückversetzt. Er hat sich wohl gehütet, durch Vermengung des Alten mit Modernem die Dichtung dem heutigen Leser mundgerechter zu machen; er vertraute auf den durch alle fremdartigen Hüllen des Kostümes, der Kultur, allen befremdenden Eigenheiten zum Trotz siegreich durchbrechenden ewig menschlichen Gehalt der Dichtung, die in dem Wesentlichen, in der Schilderung der erotischen Leidenschaft, die sich über jede Schranke, jedes Gesetz hinwegsetzt, die wie ein unabwendbares Verhängniß die Menschen überfällt und mit elementarer Gewalt fortreißt, so überraschend modern wirkt. Das bekannte Wort eines neueren Dichters: „Für Herzen, welche lieben, giebt es Sünde nicht, noch Schuld" kann keine gewaltigere Illustration finden, als in dem Verhältniß Tristans und Isoldens, das, alle physischen und moralischen Hindernisse besiegend, dem Haß der Menschen wie der Elemente trotzend, bis zum Tode, ja über den Tod hinaus dauernd, — was so schön durch die über den Gräbern sich vereinigenden Brombeersträuche symbolisirt wird — der gewöhnlichen Vergänglichkeit der Herzensneigungen gegenüber ein höchstes Ideal aufstellt. Freilich hat dieses Ideal, wie Gaston Paris mit Recht bemerkt, etwas gefährlich Verführerisches und „hat gewiß auch in mehr als eine Seele ein feines Gift gegossen" — „und heute noch hat der Liebestrank unter der modernen Magie, die ihm auch noch die Macht der musikalischen Zauberformel hinzugefügt hat, sicherlich mehr als ein Herz verstört, vielleicht sogar in die Irre geführt." — Aber — wie Gaston Paris ferner sagt — „es giebt kein Ideal, dessen Reiz nicht seine Gefahr hätte, und dennoch würde man das Leben des Ideals nicht berauben, ohne es zur Plattheit oder zur trüben Verzweiflung zu verurtheilen." — In dem vorliegenden Falle wird die mit dem Reize verknüpfte Gefahr durch die Ferne, in welche Gestalten und Vorgänge gerückt sind, durch die fremdartigen Züge, die unser Interesse auf sich ziehen, durch gewisse Naivetäten des Ausdrucks oder der sittlichen Anschauung, die ein leises Lächeln hervorzurufen geeignet sind, sehr gemildert. Der Leser, der historischen Sinn mit poetischem Empfinden vereint, wird aber nicht nur durch den großen Zug der Leidenschaft, der durch das Ganze geht, durch die Feinheit der Psychologie, namentlich des Frauenherzens, durch den poetischen Duft einiger Naturschilderungen; durch das Gemisch von „keltischer Melancholie und französischer Grazie" gefesselt, entzückt und gerührt werden, er wird auch unter den steifen archaischen Formen das lebendig Menschliche erkennen; und er wird auch dort den Schlag eines Dichterherzens fühlen, wo den Anderen die Ungelenkheit und die Naivetät des alten Erzählers nur erheitert. —

Unzweifelhaft wird es Viele geben, die, begeistert durch Wagners Tonschöpfung, freudig die Gelegenheit begrüßen werden, das alte Urbild kennen zu lernen. Und diejenigen, welche mit dem litterarischen und poetischen Genuß einen künstlerischen verbinden wollen, werden bei der Illustrirten Prachtausgabe voll auf ihre Rechnung kommen. Die von dem bekannten Münchener Robert Engels gezeichneten Gestalten mit der Umgebung, in die sie gestellt sind, mit dem Hintergrunde des gewaltigen Meeres athmen jene heroische Größe, die dem Charakter des Werkes entspricht. Randleisten, Zierstücke und Umrahmungen sind mit vollendetem Stilgefühl erfunden und verwerthet. So ist ein Werk entstanden, das dem Litteraturfreunde, dem Kunstliebhaber, dem Bibliophilen eine Quelle reinsten und erhebendsten Genusses sein wird. Es sei bemerkt, daß neben der Prachtausgabe, deren Preis 18,00 Mk. beträgt, eine Liebhaberausgabe in hochfeinem Lederbande zum Preise von 50 Mark in 50 nummerirten Exemplaren hergestellt worden ist. —

O. W.

---

**Gustav Theodor Fechner.** Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages gehalten von Wilhelm Wundt. Leipzig, Engelmann, 1901.

Die Königl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften hat am 11. Mai d. J. in der Aula der Universität Leipzig zur Nachfeier des hundertjährigen Geburtstags Fechners eine öffentliche Sitzung abgehalten, in welcher Wilhelm Wundt die Festrede hielt. Diese ist nunmehr mit einigen werthvollen Beilagen bereichert im Drucke erschienen.

Es braucht hier kein Wort über die Bedeutung Fechners und Wundts verloren zu werden, Fechner wie Wundt wohnen bereits Beide, obwohl die Gestalt des Ersteren noch in greifbarer Nähe zu stehen scheint und die des Anderen die heutige Wissenschaftswelt als ein

lebender Geistesfürst beherrscht, in jenen aller Tages- und Monatskritik für immer entrückten Sphären, in denen wir die großen Führer aller Zeiten ehrfurchtsvoll erblicken.

Ungemein anziehend ist es natürlich, Wundt einmal über Fechner ausführlich reden zu hören. Diese Festrede aus so bedeutungsschwerem Munde kann als eine der interessantesten Erscheinungen im Universitätsleben der letzten Jahre bezeichnet werden. Sie ist, abgesehen von ihrem inhaltlichen Werthe, ein wundervolles Kunstwerk jener in der heutigen Gelehrtenwelt in Aufnahme gekommenen geschmackvoll schmucklosen Rhetorik, welche all ihr Pathos aus der unmittelbaren Behandlung des Gegenstandes gewinnt, ohne aus Gefühlen persönlicher Voreingenommenheit für oder wider die Sache zu schöpfen.

In anspruchsloser Schlichtheit ziehen die Bilder eines mit fruchtbarer Arbeit überreich gesegneten, nach außen vollständig abgeschlossenen Gelehrtenlebens an unserem Auge vorüber. Die unendlich respektable, liebenswürdige, bescheidene Erscheinung des edlen Denkers wird uns von Wilhelm Wundt unnachahmlich schön vor die Seele gezaubert. Wir erblicken den inneren Werdegang seines Geistes und erfahren zugleich, beinahe ohne daß wir selber des Verfahrens gewahr werden, wo die feine und zurückhaltende Kritik des Redners Sterbliches auszuscheiden findet.

Wohl hätte Niemand heute eine ähnliche Rede über Fechner halten können. Ein begeisterter Anhänger hätte möglicher Weise einen schwärmerischeren Ton angeschlagen, einen tiefer würdigen als den hier gewählten wird man sich schwer vorzustellen vermögen. Den Leser Wundt'scher Arbeiten berührt es vielleicht eigenthümlich, daß er den sonst in einem unermeßlichen Thatsachengebiet souverän schaltenden Geist hier einmal gleichsam so freundschaftlich einen persönlichen Bezirk beschreiten sieht, eine Empfindung, die etwa derjenigen gleichen mag, die wir fühlen, wenn uns in der Iliade Homers der gewaltige, männermordende Hektor in milder Rast, bei seinem Knäblein und Weibe begegnet.

H. L.

---

# Philosophische Litteratur.

**Einleitung in die Philosophie.** Von Prof. Wilhelm Jerusalem. Wien, Leipzig, 1899, Wilhelm Braumüller. Preis 3 Mk.

Der Hauptvorzug des vorliegenden Buches besteht in der knappen und meist präcisen Ausdrucksweise und in der Uebersichtlichkeit, in der der große Stoff — Psychologie, Logik, Erkenntnißtheorie, Metaphysik, Aesthetik, Ethik, Soziologie — seinen Hauptpunkten nach geordnet ist. Der Standpunkt des Verfassers ist der empirische. Mit besonderem Nachdruck macht er auf die Anwendung der genetischen Methode, der biologischen sowie der socialen Betrachtungsweise auf philosophische Gegenstände aufmerksam, ohne daß eigentlich die Ergebnisse — etwa abgesehen von den ästhetischen und den ethischen Erörterungen — eine wirkliche Beeinflussung durch jene Gesichtspunkte aufweisen. Im Einzelnen bietet das Werk der Kritik viele Angriffspunkte. Als Hauptmangel des Ganzen ist zu bezeichnen, daß diese Darstellung — neben erheblicher Nüchternheit — an einer Klarheit im üblen Sinne, einer irreführenden Klarheit leidet. Die Philosophie fängt überall da an, wo die Selbstverständlichkeit aufhört. Dies Werk verwischt das Problemhafte der Welt, es läßt nicht ahnen, welche Fülle irrationaler, d. h. unserem Verstehen nicht zugänglicher Faktoren ihr innewohnen. Es wird den Leser, besonders den Anfänger, für den doch eine Einleitung in erster Linie bestimmt ist, im Unklaren über die Grenzen der menschlichen Vernunft lassen, über die auch die fortschreitende Erfahrung mit allen Forschungen und Experimenten nicht hinausgelangen kann.

**Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft** von G. S. A. Mellin. Neuherausgegeben und mit einer Begleitschrift: Zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft versehen von Dr. Ludwig Goldschmidt. Gotha, 1900. E. F. Thienemann. Preis 6 M.

Der Magdeburger Prediger Mellin, einer der gewissenhaftesten und fleißigsten Schüler Kants, ließ 1794 eine Erläuterungsschrift zur Kritik der reinen Vernunft erscheinen. Er gab darin kurz zusammenfassend den hauptsächlichsten Inhalt jedes einzelnen Paragraphen wieder und fügte ein genaues Register über alle wichtigen Begriffe mit Hinweis auf die betreffenden Stellen hinzu. Die Neuherausgabe dieses

sorgsamen Werkes, das für's Studium der berühmten Kritik ein vortreffliches Hilfsmittel bietet und dem Leser manche Mühe im klaren Erfassen der Einzelheiten, wie im Ueberblick über den organischen Zusammenhang des Ganzen ersparen wird, darf als sehr verdienstvoll bezeichnet werden. Goldschmidt hat der Mellin'schen Schrift eine längere Abhandlung zur Würdigung des Kantischen Werkes vorausgeschickt, in der er sich als überzeugten eifrigen Anhänger des Königsberger Philosophen zeigt. Er befindet sich dabei im Widerspruch mit der Mehrzahl — wie man wohl sagen darf — der gegenwärtigen Philosophen, die bei aller Anerkennung von Kants Riesenarbeit doch die Leistungen des auf ihn folgenden Jahrhunderts nicht für bedeutungslos, sondern für einen Fortschritt erachten, die sich noch immer an Kant orientiren, aber nicht mehr orthodoxe Kantianer sind.

**Die moderne Seele.** Von Max Messer. Leipzig, 1899, Hermann Haacke.

Dem Buche als Motto vorangestellt ist ein Ausspruch von Novalis: „Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachtheil Beider." Der Verfasser mag dies Wort als Rechtfertigung für sich selbst ansehen, denn was er bietet, ist nicht wissenschaftlich, auch nicht eigentlich logisch begründete Philosophie, sondern die dichterisch schwungvolle Aussprache eines phantastischen, nach neuen, höheren geistigen Zielen sehnsüchtig verlangenden Herzens. Er drückt weder klar aus, was er bekämpfen will, noch was er als Ideal der Zukunft erstrebt. Gegen den Skeptizismus und Pessimismus unserer Zeit fallen kräftige Worte, gegen die ganze lebensunfähige Vergangenheit erhebt er Protest, ohne das Lebensunfähige anders als andeutungsweise zu bezeichnen. Ebenso läßt er über seine Ziele im Unklaren. Wenn man sich an die Namen der am meisten von ihm als immer „modern", als Führer der Menschheit gepriesenen Männer hält, so sind es etwa neben Jesus von Nazareth: Plato, Luther, Swedenborg, Wagner, aus der Gegenwart: Burne-Jones, Ibsen, Tolstoi, Nietzsche, Maeterlinck, Peter Altenberg. Er bemerkt dabei nicht, daß gleich bedeutende Männer im Inhalt dessen, was sie uns geben, grundverschieden sein können, daß beispielsweise Wagner, Ibsen, Tolstoi inhaltlich drei gänzlich verschiedene Wege gehen, die sich nicht vereinigen lassen. Denn es handelt sich hier nicht um ihre Künstlerschaft, sondern um den Ideengehalt ihrer Werke. Vorwiegend Wagner spielt in diesem Buche eine hervorragende Rolle. Er steht für Messer „als Künstler so hoch über allen Künstlern wie Christus über den Menschen". Gleichnisse aus seinen Schöpfungen reihen sich an Deutungen oder richtiger wohl Umdeutungen der Ideen in Tristan und Isolde, im Nibelungenring und im Parsifal. Der wesentliche Inhalt der beiden letztgenannten Werke soll die Darstellung der Erlösung des jüdischen Geistes durch's Christenthum sein! Was in dieser kurzen Konstatirung übrigens wunderlicher als im Buche selbst klingen mag. Das Buch als Ganzes ist mehr mystisch als logisch, mehr widerspruchsvoll als konsequent. Dies hindert nicht, daß sich im Einzelnen sehr anregende, künstlerisch ausgesprochene Gedanken finden — besonders in den Bemerkungen über die Kunst.

**System der Werththeorie.** Von Prof. Dr. Christian v. Ehrenfels. 2 Bde. Leipzig, 1897 u. 98, O. R. Reisland.

Seit Lotze findet man in der Philosophie wiederholt das Gebiet des menschlichen Geisteslebens in drei große Bezirke eingetheilt: Prinzipien, Thatsachen, Werthe. Es ist eine interessante und neue Aufgabe, die durch die Werthe gebildete Gruppe nicht nur, wie es sonst üblich ist, allein in der Ethik zu betrachten, sondern eine Theorie des Werthens überhaupt aufzustellen und zu begründen. Der Verfasser unterzieht sich dieser Aufgabe, indem er im ersten Bande den Werthbegriff und die Werthveränderungen entwickelt . . . deren Gesetze nachzuweisen sucht, sowie eine Psychologie des Begehrens giebt, im zweiten die Grundzüge einer Ethik erörtert. In einem dritten Bande soll die Bearbeitung der ökonomischen Werthprobleme folgen. Besonders die psychologischen Abschnitte sind von allgemeinstem Interesse. Die Tendenzen der Werthbewegung werden auf ihre biologischen Grundmotive zurückgeführt. Darwins Lehre vom Kampf um's Dasein und von der Auslese der Tauglichsten findet ihre Anwendung auf das Gebiet der Werthdispositionen. Als biologische Tauglichkeit einer Werthdisposition erscheint nicht ihre Zweckmäßigkeit für's Individuum, sondern für den Entwicklungsgang der Gesammtheit. Der Verfasser verfährt durchweg nach induktiver Methode, indem er von der Prüfung der sprachüblichen Begriffe ausgeht. Er vermeidet apriorische und dogmatisirende Auseinandersetzungen; er bestreitet — gegen Kant — die Existenz der für absolute Imperative nöthigen Voraussetzungen in der Konstitution des mensch-

ichen Gefühlslebens, ohne damit in Skepticismus zu verfallen. Den Mittelpunkt seiner Ausführungen bildet der Nachweis und die Darstellung des Anpassungsprozesses, der auch in ethischen Dingen, wie in den Werthungen der Menschen überhaupt obwaltet. Das sorgsam, wenn auch etwas umständlich geschriebene Werk ist ein bemerkenswerthes Zeugniß deutscher Gelehrtenarbeit.

**Zur Analysis der Wirklichkeit.** Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. Von Otto Liebmann. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg, 1900, Verlag von Karl J. Trübner.

Otto Liebmann, Universitätsprofessor in Jena, ist nicht nur ein wissenschaftlicher, gründlicher Philosoph, sondern auch ein geschmackvoller Darsteller. Sein Werk, das in den bisherigen Auflagen Beifall gefunden hat, darf in der jetzigen Gestalt umsomehr neuen Erfolges sicher sein, als der Verfasser zwar manche Kapitel, wie auch die in dem Buche niedergelegte Weltanschauung, unverändert beibehalten, dagegen den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend seine Ausführungen durch zahlreiche Ergänzungen und Zusätze bereichert hat. Liebmanns temperamentvoller, zuweilen etwas in's Rhetorische schlagender Stil macht die Lektüre höchst genußreich. Die wichtigsten Probleme der Erkenntnißtheorie, der Naturphilosophie und Psychologie, der Aesthetik und Ethik werden klar aufgestellt, historisch und logisch entwickelt, auf die letzten großen Gegensätze zurückgeführt und — nicht immer — zu einer abschließenden Entscheidung gebracht. Letztere erscheint oft selbst problematisch, — so in den Abschnitten von der Zeit, von der Kausalität, überhaupt überall da, wo das empirische Naturgeschehen auf logische Verhältnisse in der transcendenten Wirklichkeit zurückgeführt wird. Indessen es kommt auf die Lösung selbst nicht so sehr an wie auf den Weg, den der Verfasser die Leser führt, um sie über das Wesen des betr. Problems und über die bestehenden Lösungsmöglichkeiten aufzuklären. Und hier ist er ein vortrefflicher Wegführer, der umsichtig und vorsichtig den Pfad bahnt und zu weiten und hellen Ausblicken führt. Als wichtigste Kapitel nennen wir, um zugleich eine Uebersicht über die in erster Linie behandelten Fragen zu geben: „Ueber die Phänomenalität des Raumes", „Zur Theorie des Sehens", „Die Logik der Thatsachen", „Platonismus und Darwinismus", „Die Association der Vorstellungen", „Gehirn und Geist", „Das ästhetische Ideal", „Das ethische Ideal".

**Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie.** Von Dr. Richard Wahle. Wien und Leipzig, 1899, Wilhelm Braumüller.

Das Buch, hinter dem eine philosophisch durchgebildete und kampfbereite Persönlichkeit steht — namentlich Kuno Fischer wird bekämpft — wird durch die in derartigen Interpretationsschriften nicht eben ungebräuchliche Bemerkung eingeleitet, daß das behandelte Werk bisher unverstanden sei. Gegenüber den kursirenden unrichtigen Auffassungen von Spinozas Ethik will Wahle den Interessenten der Philosophie den Schlüssel zum Verständniß dieses Werkes darreichen, indem er den nackten Naturalismus, Positivismus und Atheismus Spinozas nachzuweisen sucht. Abgesehen davon, daß dieser Erklärungsversuch keineswegs etwas durchaus Neues bietet, muß dem Verfasser zugestanden werden, daß seine Entwicklung der Spinozistischen Ideen klar, übersichtlich und gründlich ist und auf Zustimmung in weiten Kreisen der Fachgenossen und des philosophisch interessirten Publikums rechnen darf. Jedenfalls ist das Werk an Richtigkeit und Tiefe dem Buche Kuno Fischers überlegen. Nicht das gleiche Lob kann dem zweiten Theile des Wahle'schen Buches ertheilt werden, der eine Darstellung der „definitiven" Philosophie, d. h. der Weltanschauung Wahles geben will. Der Positivismus oder richtiger Phänomenalismus, den er lehrt, erblickt in dem Konstatiren von Vorkommnissen und Vorkommnißgruppen das höchst Erreichbare, schließt die vermeintliche metaphysische Kategorie „Wissen" aus, leugnet die Richtigkeit der Unterscheidung von Subjekt und Objekt und behält als Ergebniß „die unendliche Unwissenheit und nur die unerschütterliche Wahrheit, daß wir das Wissen nicht als Bethätigung eines eigenthümlichen Subjekt-Faktors, der anderen gegenüberstände, annehmen dürfen; nichts bleibt uns als die Sicherheit, daß das sogenannte Wissen, die Bilder, die Vorkommnisse Produkte von Urfaktoren sind." Irgend etwas über die Art und Wirksamkeit dieser Urfaktoren auszusagen sind wir nicht im Stande. Es ist wahrscheinlich, daß diese Philosophie doch noch nicht die definitive sein wird. Die Menschheit wird es sich nie nehmen lassen, über das Gebiet der Phänomene hinaus vorzudringen. Wenn es aber verboten sein soll, so ist es auch

unmöglich, die empiristischen Thatsachen als „Produkte“ von Urfaktoren zu erklären, da damit für diese die Kategorie der Kausalität in Anspruch genommen wird. Ein Vorwurf, der in gleicher Form schon längst gegen Kant erhoben wurde; denn die „Urfaktoren“ sind im Grunde nichts Anderes als das aus der „Kritik der reinen Vernunft“ bekannte „Ding an sich“ in neuer Einkleidung. Br.

---

# Bibliographische Notizen.

**Arbeit und Rhythmus.** Von Dr. Karl Bücher, ord. Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig, 1899. B. G. Teubner.

Alle Arbeitsverrichtungen, die sich gleichmäßig wiederholen, haben die Tendenz zu rhythmischer Bewegung. Durch den Rhythmus erhält die Arbeit automatischen Charakter, was zugleich Kraftersparniß bedeutet. Ueber die ganze Erde, bei allen Völkern, in fast allen Gewerben läßt sich das beobachten, der Schmied, der Schlosser, der Klempner lassen den Hammer in gleichem Takte auf das Metall niederfallen; in rhythmischer Anordnung schallt das Geräusch der Flachsbreche, des Weberschiffchens, der Zimmermannsaxt, der Pflasterramme, des Steinmetzmeißels. Außer dem Taktschall der Werkzeuge dient zu der rhythmenbildenden Regulirung der Arbeit unter den künstlichen Mitteln in erster Linie die menschliche Stimme: Arbeitsgesänge begleiten das Rudern, Mahlen, Spinnen, Weben, das Tragen von Lasten und viele andere Verrichtungen in allen Erdtheilen. Sie verstummen erst im Lärm der Fabrik, in der die Menschen fast zu Theilen des Mechanismus werden; sie sind um so verbreiteter bei den Völkern, die wir Naturvölker nennen. Mit großer Sorgfalt und Umsicht hat der Verfasser das Problem der Beziehungen zwischen Arbeit und Rhythmus zu ergründen und nach allen Seiten zu beleuchten verstanden. Besonderen Werth hat er seinem Buche durch die Zusammenstellung eines überaus großen Materials von Arbeitsgesängen aus allen Zeiten und Zonen verliehen. Welche Perspektiven sein Werk nicht nur auf nationalökonomischem, sondern auf kulturgeschichtlichem Gebiete überhaupt eröffnet, geht besonders aus dem siebenten Abschnitt hervor, in dem er ausführlich über den Ursprung der Poesie und Musik spricht und die durch eine lange Kette empirischer Forschungen wahrscheinlich gemachte Theorie aufstellt, daß dieser Ursprung in der energischen rhythmischen Körperbewegung, insbesondere derjenigen, die wir Arbeit nennen, zu suchen sei. Das Buch ist eine jener Schöpfungen, die auf dem Grenzgebiete mehrerer Wissenschaften entstanden sind und daher mannigfachen Interessen entgegenkommen. Für Nationalökonomen wird die Lektüre nicht minder anregend sein, als für litterarisch, kulturhistorisch und philosophisch interessirte Leser. Br.

**Neues Leben.** Dichtungen (1899—1900) von Karl Henckell. Bildschmuck von Fidus. Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henckell u. Co.

Das Buch trägt die Widmung: Meinen wahren Freunden. Freundschaft weckt bekanntlich Vertrauen. Wir finden es daher natürlich, daß sich der Dichter in den Stanzen, welche die Einleitung und zugleich die Hälfte der vorliegenden Dichtungen bilden, über manchen und manches weniger poetisch als offen ausspricht, und rufen lächelnd ihm nur die Worte zu, die er selbst an sein Herz richtet: „Erschreckt hast Du mich oft, Kumpan da drinnen, mit manchem jähen Hast Du nicht gesehn! Fährst Kreuz und Quer durch's wackerste Beginnen und ließest Weg und Ziel zum Teufel gehn. — — Das war nicht schön, die Wahrheit Dir zu sagen, doch denk' ich nicht daran, Dir's nachzutragen.“ Hier zittert zu stark jene Saite, von der er so treffend und treuherzig berichtet in dem Gedicht: Grundton. In meiner Seele zittert eine Saite, Tief mit der Wurzel meines Seins verknüpft; Wenn mit dem Bogen ich darüber gleite, Geschieht's, daß Psyche selbst dem Laut entschlüpft. Soll ich der Sprache grobem Ohr verrathen, Was in der feinen Seelenstimme singt?: „Du liebst zumeist die jungfräulichen Thaten, Die Erstlingsopfer, die Dein Fühlen bringt. Ob's glückt — mißlingt? . . Die That schon ist Erfüllen, Was d'raus erfolgt, steht nicht in Deiner Hand. Das Weltgeheimniß müßte sich enthüllen, Wär' Dir der Ausgang Deines Thuns bekannt. So geh' im Einklang mit dem Gang des Blutes, Und gieb Dich liebend hin mit Ja und Nein!

Kommt's auch einmal verkehrt heraus, was thut es? Ergebniß nicht, Erlebniß nur ist Dein . . ." Für solche Erstlingsopfer seines Fühlens, welche als litterarische und politische Abschweifungen die einheitliche Stimmung des ersten Theiles zuweilen stören, entschädigt uns reich die ausgereifte, echte Poesie der Abtheilungen „Intermezzo" und „Fluth und Wind". Wir empfinden, was der Dichter am Schluß seiner Beschwörung sagt: „Alles Sonnige — Gesunde, was verschwistert meinem Wesen, sucht Genesen bei dem reinen Hauch der Stunde". Gedichte wie: Verlust, Trost, Beschwörung, Sommermorgen am See, Unbekümmert, Birnblüthe, Selige Nächte, Maigesicht, Geständniß, Die Tanne, Farbige Fluthen, Am Wasserfall, Künstlers Selbstgenuß, Erfolg, Dauersinn, Auf der Höhe, — verdienen nicht nur Anerkennung, sondern den wärmsten Dank.

N.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft.

**Alexis, Willibald, Zwei Jugenderzählungen von.** Herausgegeben von Max Ewert. N. u. S. 1901. Oktober.
**Bayreuth, Jubiläums-Festspiele in.** Von M. Krause. B. u. W. III. 22.
**Bedeutung der Nahrung in gesunden und kranken Tagen, Die.** Von H. Eichhorst. D. Re. 1901. August.
**Berliner Kunstausstellungen, Die.** Von W. Gensel. D. Ru. 1901 August.
**Berliner Secession.** Von K. Scheffler. Z. IX. 47.
**Bierbaum. „Irrgarten d. Liebe."** Von H. F. Frey. I. L. VIII. 17.
**Bismarcks Künstlernatur.** Von L. Aegidi. D. Re. 1901. August.
**Crispi.** Von O. Olberg. Z. IX. 48.
**Crispi, Francesco.** Von Th. Barth. N. 1901. 46.
**Dialekt auf der Bühne.** Von L. Bräutigam. B. u. W. III. 21.
**Dichtungen in den Wissenschaften.** Von B. Weinstein. D. Re. 1901. August.
**Döllinger. Zum Leben D.** Von Th. Ziegler. N. 1901. 44.
**Drama, Das moderne.** Von M. Maeterlinck. Z. IX. 44.
**Ebner, Marie, Neues von.** Von J. Minor. L. E. III. 22.
**Ebner-Biographien, Zwei.** Von O. F. Walzel. L. E. III. 22.
**Emminghaus.** Von A. Mayer. N. 1901. 46.
**Exlibris, Die,** Von F. v. Zobeltitz. L. E. III. 22.
**Faust.** Zur Erklärung von Goethes F. Eine Entgegnung von Herm. Türck. B. u. W. III. 21.
**Fische als Chirurgen.** Von W. Marshall. R. U. 1901. 49.
**France, Anatole,** Von A. Brunemann. L. E. III. 21.
**George, Henry.** Von P. Bigelow. N. 1901. 47.
**Geschichtsunterricht, Die Neugestaltung des G.** Von O. Wendlandt. Kr. 203.
**Gibraltar.** Von R. von Bieberstein. Z. IX. 41.
**Giers, Gertrud.** Von W. Kropp. B. u. W. III. 21.
**Grillparzer, Franz.** Von M. Necker. B. u. W. III. 22.
**Grimm, Herman.** Von A. Semerau. N. u. S. 1901. Oktober.
**Hausagrarier.** Von C. Becker. N. 1901. 46.
**Jahrhundert. Das achtzehnte und die geschichtliche Welt.** Von W. Dilthey. D. Ru. 1901. August.
**Idealismus, transcendentaler oder transcendentaler Realismus.** Von A. Korwan. Kr. 203.
**Khayyam, Omar.** Von M. Schenck. Z. IX. 45.
**Kloos, Wilhelm, als Dichter und Aesthetiker.** Von O. Hauser. N. 1901. 46.
**Kulturgeschichte, Neues zur.** Von G. Steinhausen. L. E. III. 22.
**Land der Kunst, Das.** Von G. Göhler. Z. IX. 46.
**Lemaître, Jules, als Dramatiker.** Von E. Tissot. D. Re. 1901. August.
**Luise, Königin und der Geheime Kabinetsrath Lombard.** Von R. Krieger. D. Ru. 1901. August.
**Lyrik, Einst und Jetzt in der deutschen L.** Von Th. von Sosnosky. N. 1901. 47.
**Munkacsy, Aus dem Nachlass M.** Von F. W. Ilges. D. Re. 1901. August.
**„Musikverständniss", Zum Kapitel.** Von H. Stehr. Kr. 203.
**Neugriechische Lehrweisheit.** Von J. Eysenhardt. Z. IX. 46.
**Nietzsche, Friedrich, und Hippolyte Taine. (Briefwechsel.)** Von E. Förster-Nietzsche. D. Re. 1901. August.
**Nietzsche-Unterschriften.** Von L. Berg. L. E. III. 22.
**Nordenskiöld, Adolf Erik von.** Von S. Günther. N. 1901. 47.
**Polenz, Wilhelm von.** Von A. F. Krause. N. u. S. 1901. Oktober.
**Prinzregententheater in München, Das.** B. u. W. III. 23.
**Ranke, Leopold von, und Varnhagen v. Ense nach der Heimkehr aus Italien.** Von Th. Wiedemann. D. Re. 1901. August.
**Raphael als Weltmacht.** Von H. Grimm. D. Ru. 1901. August.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Amateur-Photograph, Der,** Monatsschrift für Liebhaber der Photographie. Band XV. Heft IX. September 1901. Düsseldorf, Verlag des Amateur-Photograph.

**Aus fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang 1901. Heft 15, 16. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Below, Helene von,** Fussreise durch Oberbayern und Tyrol. 4 Briefe an meine Tochter. München, August Schupp.

**Brausewetter, Ernst,** Finnländische Rundschau. Vierteljahresschrift für das geistige, soziale und politische Leben Finnlands. 1901. Heft 3. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Breitenbach, Dr. Wilhelm,** Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 1. Die Abstammungslehre. Von Prof. Dr. L. Plate, Berlin. Heft 2. Die Biologie im 19. Jahrhundert. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. Edenkirchen, Dr. W. Breitenbach.

**Busse, Hans H.,** Der Tod des Sonnen-Suchers. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachf.)

**Dähnhardt, Oskar,** Heimatklänge aus deutschen Gauen. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner.

**Die wissenschaftliche Lösung der sozialen Frage.** Jedem Bürger ein jährliches Minimal-Einkommen von einer Million Mark. 2. Auflage. 1901. Wiesbaden, Buchdruckerei S. Schabel.

**Engel, Dr. Th.,** Die wichtigsten Gesteinarten der Erde nebst vorausgeschickter Einführung in die Geologie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Erste Lieferung. Ravensburg, Otto Maier.

**Gugitz, Gustav, Leben!** Eine Wiener Geschichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**Hilm, Carl,** Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Erstes Tausend. Wien, Wilhelm Braumüller.

**Lessings Werke.** Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildniss des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Lee, Heinrich,** Rosen-Rosel. Ein Roman aus der Reichshauptstadt. Berlin. Carl Dunckers Verlag.

**Lu-Rewall,** Aus dem Leben. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Mombert, Alfred,** Der Denker. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**Poths-Wegner,** Kreuz- und Querfahrten. I. Korsika. — II. Capri-Venedig. — III. Dalmatien-Montenegro-Albanien. Berlin, Paul Schellers Buchhandlung.

**Quintieri, Riccardo,** La Rassegna Internationale della letteratura e dell' arte contemporanea pubblicazione quindicinale. 1 Agosto 1901. Anno II — Vol. VI. — Fasc. III. Firenze, Direzione ed ammistrazione, via Tornabuoni, 6.

**Saenger, Carl,** Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. 1. Jahrgang. 1901. Nr. 10. 11. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

**Schlaf, Johannes,** Jesus und Mirjam. Der Tod des Antichrist. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**Thula,** Im Zaubergarten. Skizzen und Stimmungen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Tolstoi, Leo,** Die Kreuzersonate. Deutsch von Th. v. Galetzki. Illustr., von Hans Volkert. München, Aug. Schupp.

**Volkmann, F.,** Null und Unendlich. Berlin, Fritz Rühe, Friedrichstr. 52/53.

**Wachler, Ernst,** Deutsche Zeitschrift. XIV. Jahrgang des deutschen Wochenblattes. Nationale Rundschau für Politik und Volkswirthschaft, Litteratur und Kunst. XIV. Jahrgang. 1901. Heft 21. 22. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Werneck, Otto,** Die Geschlechter. Frau Elly. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 45. Jahrg. September 1901. Heft 540. Braunschweig, George Westermann.

**Wohnlich, Hubert von,** Menschen, Menschen sind sie Alle. Illustrationen von Hans Volkert. München. Aug. Schupp.

**Woerl, Leo,** Führer durch die Residenzstadt Darmstadt nebst Umgebung und die Ausstellung 1901. VIII. Aufl. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

# Röntgenstrahlen.

Novelle.

Von

## Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

(Schluß.)

Saren hatte das Gefühl gehabt, als ob er sich auf Wildenthal stürzen und ihn mit rächender Faust erwürgen sollte. Aber sofort auch rang er mit der Kraft seines eisernen Willens seine Empörung nieder. Was hatte er denn eigentlich gesehen? Zwei Schädel, deren durchleuchtete Muskeltheile verschwommen das dunkle Knochengerüst umgaben, und die sich im Bilde so in einander schoben, daß aus beiden Köpfen einen Moment lang nur eine einzige dunkle Masse geworden war. Es konnte ein heimlicher Kuß gewesen sein, der dieses theilweise Zusammenfließen der beiden Schattenbilder veranlaßt hatte, es konnte aber eben so gut durch eine zufällige und unverfängliche Bewegung der beiden Köpfe ein Bild entstanden sein, das ihn nur teuflisch narrte und dessen Deutung nur das Erzeugniß seines schon wachgerufenen Mißtrauens war. Würde sich denn Anna heimlich von einem fremden Manne küssen lassen? War das möglich? war das überhaupt nur denkbar? Und besaß er, Saren, denn so geringe Menschenkenntniß, daß er sich von einem gewissenlosen Abenteurer und Don Juan hätte können täuschen lassen? War ihm Wildenthal nicht als ein anständiger, ehrenfester und durchaus vertrauenswürdiger Mann erschienen? Hatte er, Saren, sich nicht sofort zu dem fremden Manne hingezogen gefühlt, so daß er mit ihm gefrühstückt und ihn unbedenklich in sein Haus geladen hatte? Nein, der Fluorescenzschirm mußte ihn angeführt haben! Die Deutung des darin erschienenen Bildes war offenbar eine falsche gewesen. Ein Glück, daß er, Saren, sich so sicher in der Gewalt hatte, daß kein unbedachtes Wort seinem Munde entflohen war. Er räusperte sich, um seine Stimme klar zu machen, und sagte im erzwungen ruhigen Ton des Erklärens:

„Ich habe hier einen Fluorescenzschirm. Wenn Sie, Herr Doktor, ihn einmal vor meine Brust halten wollen, so werden Sie meine Rippen als schwarze Linien erkennen, während die dahinter gelegenen Lungen als hellere, gewissermaßen nur leicht schraffirte Theile des Bildes erscheinen werden."

Wildenthal hielt den Schirm mit bebender Hand. Er war zur Selbstbesinnung zurückgekehrt, und Scham und Reue folterten ihn, daß er sich in so unbegreiflicher Weise hatte vergessen können. — Wie verächtlich mußte er jetzt Anna erscheinen! Und was müßte der Arzt von ihm denken, wenn er Augenzeuge jenes verbrecherischen Kusses gewesen wäre? Allmächtiger Gott! und wenn nun Saren vermöge dieses Zauberschirmes den Vorgang wirklich erspäht hatte? Dieser Teufelsapparat verrieth ja selbst im Dunkeln, selbst in der schwarzen Finsterniß dieser Höhle, nicht nur die Umrisse der menschlichen Gestalt, sondern auch deren sonst unerforschliches Inneres!

Mit der zitternden Rechten hielt er den ihm aufgedrungenen Schirm, er starrte verwundert auf das flimmernde Bild, aus dem das Brustbein und die Rippen des vor ihm stehenden Arztes deutlich hervortraten und in dem ein anatomisch geschultes Auge auch die feinsten Verästelungen der Lungen hätte erkennen können.

„Das ist ja wie ein Wunder!" rief er unwillkürlich aus. „Im finstern Raum dies überraschende Aufleuchten des Schirmes und die Sichtbarwerdung von Dingen, die sonst ewig unsern Blicken verschlossen bleiben."

„Wie ich Ihnen schon sagte," stimmte Saren bei, „diese Röntgenstrahlen durchbohren unsichtbar auch die stärksten Steinmauern und bringen das Verborgenste an's Licht. Es fehlte nur noch, daß man auch die Gedanken im Herzen eines Andern lesen könnte. Sie sehen doch mein Herz? den eigenartigen, fast dreieckigen Schatten?"

„Ja, ich sehe es . . . aber Ihre Gedanken vermag ich freilich nicht zu lesen." Der Ton klang scherzhaft, aber heimlich erbebte der Sprecher, denn er wußte in der That nicht mehr, ob der Andere den Kuß bemerkt hatte oder nicht.

„Ich denke, Fritz, nun haben wir genug," sagte Anna zu ihrem Gatten. „Dieses nach Säuren duftende Gemach ist nicht allzu einladend . . . ich sehne mich nach Licht und Luft."

Sie öffnete die Thür und trat in das Nebengemach hinaus.

Die beiden Herren waren ihr unmittelbar gefolgt. Sie begab sich an eines der Fenster und öffnete es.

„Meinen verbindlichsten Dank," sagte Wildenthal zum Arzte, „Sie haben mir einen großen Genuß bereitet."

Er erschrak über den Doppelsinn, den dieses Wort für Annas Ohren haben mußte. Unsicher wandte er sich an die Dame des Hauses und fügte in einem Tone, der sie gewissermaßen um Verzeihung bitten sollte, hinzu:

„Vergeben Sie mir, gnädige Frau, wenn ich die Ursache gewesen bin, daß Sie inkommodirt wurden."

Da Anna nichts erwiderte und nur durch eine leichte Kopfbewegung den Empfang dieser höflichen Redensart zu bestätigen schien, kehrte er sich wieder dem Arzte zu:

„Es war eigentlich meine Absicht, Sie um die Ehre zu bitten, mit mir zu speisen; ich sehe aber ein, ich darf Sie Ihrer Frau Gemahlin nicht länger entziehen. So gestatten Sie mir, daß ich, nochmals dankend, Ihnen Lebewohl sage. Das fertige Bild senden Sie mir wohl freundlichst zu.“

Er hatte seine Rechte zum Gruße schon halb ausgestreckt, aber es erschien ihm wie eine feige Unehrlichkeit, dem Manne, den er soeben erst heimlich beleidigt hatte, nun in erheuchelter Biederkeit die Hand zu drücken. So zog er unauffällig seine Hand zurück, um vor Anna eine tiefe achtungsvolle Verbeugung zu machen, und trat dann, geleitet von dem Arzte, über die Schwelle. Sie durchschritten wieder das Herrenzimmer und die Bücherei, traten aber aus dieser durch eine andere Thür unmittelbar auf den Korridor hinaus, der nach dem Vorflur des Hauses führte.

Dort noch eine stumme Verbeugung, und Wildenthal eilte aufathmend hinaus in's Freie.

Die beiderseitige Verabschiedung war doch ein wenig steif und wortkarg gewesen; es hatte etwas in der Luft gelegen, was die frühere Herzlichkeit und Zwanglosigkeit nicht mehr hatte aufkommen lassen.

Auch Saren empfand dies. Er hatte dem Hinauseilenden nachgeblickt; dann knirschte er leise durch die Zähne:

„Und er hat doch ein schlechtes Gewissen! Ich habe mich nicht getäuscht.“

Seine Hände ballten sich; die Muskeln seiner Arme wurden straff und hart.

„Welche Rolle hat Anna bei jenem Tête-a-Tête gespielt?“ fragte er sich im Stillen, „eine aktive oder nur passive? Das muß ich erst erforschen . . . wenn ich die Wahrheit weiß, dann wahre Dich, Doktor Wildenthal . . . die Rache soll Dich ereilen!“

Festen Schrittes kehrte er nach seinem Kabinet für Röntgenstrahlen zurück.

Anna war nicht mehr da.

Suchend durchschritt er die Salons im Erdgeschosse. Die Gattin war nirgends zu finden. Wo konnte sie hingegangen sein?

Er stieg die Treppe zum ersten Stockwerk empor, wo sich das gemeinschaftliche Schlafzimmer befand. An dessen Thür klopfte er an. Keine Antwort. Vorsichtig öffnete er und steckte den Kopf durch die Spalte.

„Anna?“

Alles blieb stumm; das Zimmer war leer.

Kopfschüttelnd ging er den Korridor dieses Stockwerkes entlang und lauschte an den Thüren, die hier zu ein paar Fremdenzimmern und verschiedenen Aufbewahrungsräumen führten. Nirgends ein Laut zu vernehmen.

Am Ende des Korridors war noch ein Zimmer, dessen beide Fenster den Ausblick nach der See gewährten. Anna hatte es sich als ein reizen-

des und anheimelndes Versteck eingerichtet, in dem ein mit persischem Teppich bedeckter Divan zur Ruhe einlud; sie nannte es immer ihr buen-retiro. Dort blieb Saren stehen und klopfte wieder an die Thür.

„Wer ist da?" ertönte Annas Stimme. Sie klang etwas erschrocken.

„Ich bin es . . . Fritz. Darf ich eintreten?"

„Sofort. Ich werde gleich öffnen.

Sie hatte sich also eingeschlossen? Unwillkürlich spannte sich der Hörnerv des Einlaß Begehrenden. Er vernahm ein Geräusch, wie wenn Jemand einen Schub bewegte; dann tönte das leise Klirren eines Schlüssels.

Hatte Anna geschrieben? und versteckte sie schnell das Geschriebene, indem sie es einschloß?

Jetzt bewegten sich Schritte auf die Thür zu, ein Riegel wurde zurückgezogen, und der Thürflügel drehte sich um seine Angeln.

Im Rahmen der geöffneten Thür stand die junge Frau mit geröthetem Antlitz. Sie begrüßte sehr freundlich, aber ein wenig befangen, den eintretenden Gatten.

„Du hast Dich eingeschlossen? Hast Du geschrieben?"

„Nein, Fritz . . . nur ein wenig geruht. Ich habe einen Anflug von Kopfschmerzen bekommen."

Saren erschrak. Warum täuschte ihn Anna? Er hätte darauf schwören mögen, daß sie nicht geruht, sondern geschrieben hatte.

„Du siehst erhitzt aus, mein Schatz. Laß doch einmal fühlen."

Er hatte ihr Handgelenk umfaßt und prüfte ihren Puls.

„Ein wenig aufgeregt," brummte er vor sich hin.

„Nun setz Dich nur wieder und ruhe Dich, ich will Dich davon nicht abhalten."

Er geleitete sie zum Divan, ließ sie dort niedersitzen und nahm neben ihr Platz.

„Ich muß noch nach der Dunkelkammer zurückkehren," hob er unbefangen, aber die Gattin unausgesetzt scharf beobachtend, an, „um die Fertigstellung unserer Aufnahme zu beschleunigen, die ich dem Doktor Wildenthal zu senden versprochen habe."

„Bitte, sende sie ihm nicht!" fuhr Anna jäh und leidenschaftlich heraus.

„Warum denn nicht?" fragte er überrascht und immer schärfer aufmerkend.

„Weil meine Hand mit auf dem Bilde ist. Ich will nicht, daß sie dieser — Mensch besitze."

„Dieser Mensch? was hast Du gegen ihn? Ich denke, Ihr seid alte Bekannte?"

„Allerdings . . . ich habe ihn früher ja manchmal gesehen . . . aber er ist mir unsympathisch, ich möchte nicht, daß er wieder in unser Haus kommt."

„Ich begreife diese plötzliche Abneigung nicht. Hat er Dir etwas gethan?"

„Das sollte er wagen!" versetzte sie heftig, fast herausfordernd. „Nein, Fritz, gethan hat er mir nichts," fügte sie weniger leidenschaftlich hinzu, denn sie bereute, daß sie so unbedacht herausgeplatzt war, „aber ich mag ihn nicht leiden. Versprich mir, daß Du ihm das Bild nicht schicken wirst, und wenn es sich nicht vermeiden läßt, so schneide wenigstens vorher das Abbild meiner Hand ab."

„Nun, nun . . . beruhige Dich nur . . . ich will sehen, wie es sich einrichten läßt. Ich verstehe Dich aber gar nicht . . . ich finde Wildenthal sehr nett" — (er betonte das „sehr") — „er scheint mir ein äußerst anständiger und zuverlässiger Mann zu sein . . . es überrascht mich, daß unser Urtheil über ihn so diametral auseinander geht."

Die junge Frau wurde immer verlegener; sie saß wie auf Kohlen.

„Sei mir nicht böse, Fritz," bat sie mit schmeichelnder Stimme, „es ist gewiß recht albern von mir . . . aber lade ihn nicht wieder in unser Haus."

Saren nickte nur mit dem Kopfe. Er war aufgestanden, um sich zum Gehen zu wenden.

„Ruhe Dich bis zum Mittagessen . . . Du hast noch eine halbe Stunde bis Sechs . . . Adieu, Schatz."

Falschheit, Dein Name ist Weib! knirschte er zwischen den Zähnen, als er sich draußen im Korridor befand und den mühsam behaupteten Anschein innerer Ruhe fahren ließ. Das war ja Alles Lug und Trug von ihr! Es muß zwischen Beiden etwas vorgefallen sein —, auch hat sie geschrieben und nicht geruht. Ob sie sich schon so weit vergißt, daß sie heimlich mit ihm korrespondirt? Und ihr zur Schau getragener Widerwille gegen ihn? will sie mich damit in Sorglosigkeit einlullen und verhindern, daß mein Mißtrauen wach werde? Aber ich werde auf dem Posten sein und die Augen aufthun! man soll mich nicht hintergehen! Wenn sie an ihn geschrieben hat, so wird sie den Brief baldmöglichst bestellen lassen; wir wollen sehen, wer schlauer ist, ich oder sie?

Er schritt mit geräuschvollen Schritten die Treppe hinab, nahm Hut und Stock im Korridor und verließ das Haus, indem er die Hausthür absichtlich mit lautem Krach zufallen ließ.

Zur Linken von ihm lag das Kurhaus. Er schlug aber die entgegengesetzte Richtung ein, um die ihn etwa heimlich beobachtende Gattin zu täuschen. Als er aber die erste vom Strande wegführende Straße erreicht hatte, bog er schnell in diese ein und ging nun beschleunigten Schrittes auf einem Umwege doch nach dem Kurhause, an dessen Eingang er sich unauffällig aufstellte.

Was er erwartet hatte, sollte bald eintreffen; eines seiner Hausmädchen kam eilig auf das Kurhaus zu.

Er ging dem Mädchen entgegen und fragte freundlich und ohne das geringste Mißtrauen zu verrathen:

„Nun, Marie? wo wollen Sie denn noch hin?“

Die Gefragte schien hinsichtlich ihrer Antwort etwas unsicher zu sein:

„Ich soll . . . ich will zum . . . Herrn Doktor Wildenthal.“

„Und was wollen Sie von ihm?“

„Ich soll ihm einen Brief der gnädigen Frau überbringen.“

Sie hielt ein Briefchen in resedafarbenem Umschlag in der Hand.

„Geben Sie nur her, Marie. Das werde ich besorgen. Ich treffe mich noch mit dem Herrn Doktor.“

Das Mädchen zögerte.

„Ich weiß nicht, Herr Doktor . . . die gnädige Frau hat mir eingeschärft, den Brief persönlich zu übergeben . . .“

„Dummes Zeug!“ Saren lachte gemüthlich und scheinbar in hohem Grade belustigt. „Was Sie besorgen sollen, das kann ich doch selbstverständlich eben so gut thun. Geben Sie nur her. Wenn Sie übrigens einen Tadel der gnädigen Frau befürchten, so sagen Sie dreist, Sie hätten den Brief persönlich abgegeben; ich bürge Ihnen, daß der Ihnen gewordene Auftrag pünktlich von mir ausgeführt wird.“

Marie gab den Brief. Die Worte ihres Brotherrn hatten sie völlig beruhigt.

„Darf ich der gnädigen Frau melden, daß Herr Doktor Wildenthal den Brief aus meiner Hand empfangen hat?“

Saren lachte.

„Aber natürlich . . . wenn Sie diese kleine Nothlüge für geboten halten, so sagen Sie es nur . . . ich werde Sie nicht der Unwahrheit zeihen.“

Das Mädchen huschte befriedigt davon, und Saren hielt den Brief in der bebenden Hand.

„Sie ist in die Falle gegangen,“ triumphirte er, obgleich er vor innerem Weh laut hätte aufschreien mögen, wir werden gleich sehen, wie weit die Sache gediehen ist.“

Er schritt über den hölzernen Steg nach dem Strande hinab, wandte sich dort links und strebte beim Damenbade vorbei dem einsameren Theile des Gestades zu.

Der Wind hatte sich völlig gelegt. Ein blauer, nur von feinen silbernen Dunstschleiern umrandeter Himmel leuchtete über der See, deren erregtes Gewoge aber noch fortdauerte und bis in die äußerste Ferne hinaus weiße „Katzenpfötchen“ erzeugte. Nur im Westen, da wo das sanft geschwungene Ufer weit in's Meer vorsprang, waren die Dunstschleier zu grauem Gewölk verdichtet; es schien, als ob nach dem scharfen Nordwinde von heute früh Regen einsetzen würde. Noch stand die Sonne über dem Horizonte und verklärte mit ihrem Glanze Land und Wasser. Wie un-

usſprechlich herrlich und erhaben war die Natur! und wie kleinlich und rbärmlich waren die Sorgen und Aengſte des kurzlebenden, ſich in den hörichtſten Kämpfen verzehrenden Menſchen! Saren nahm den Hut ab ınd wiſchte ſich die feinen Perlen von der Stirn. Dann ſtülpte er den ɔut wieder auf, warf einen ſcheu prüfenden Blick in die Runde, und ıachdem er ſich überzeugt hatte, daß kein läſtiger Beobachter in der Nähe var, hob er das erbeutete Briefchen in Sehweite vor die Augen.

Das war ihre Handſchrift! ihre feinen, ſteilen, klugen, beinahe etwas nännlichen Schriftzüge! Barmherziger Gott! war es denn möglich, daß ein Weib, ſeine goldreine Anna, für deren Tugend er die Hand in's Feuer gelegt hätte, hinter ſeinem Rücken mit einem anderen Manne Briefe vechſelte? Seine Mienen nahmen einen harten, faſt grauſamen Ausdruck an; ſein Blick trübte ſich, ſo daß ihm die ſchwarzblauen Buchſtaben auf dem lichtgrünen Papier undeutlich verſchwammen; aber mit feſter, rückſichts-loſer Hand öffnete er den noch feuchten Verſchluß des eben erſt verklebten Briefes und zog das darin enthaltene Zettelchen hervor.

Er war ſo erregt, daß ihm gar kein Zweifel an der Berechtigung ſeines Thuns aufſtieg, und wenn ihn wirklich ſein Gewiſſen gemahnt und ihm die Bedenklichkeit einer Verletzung des Briefgeheimniſſes vorgehalten hätte, er würde ſolche Mahnung völlig überfühlt haben. Sein Blick ſuchte den Inhalt des Zettels zu verſchlingen, während ihm das Herz in verlang-ſamten, aber ſchmerzlich verſtärkten Pulſen bis an den Hals ſchlug.

Mählich glätteten ſich aber ſeine Züge, und wie ein Seufzer der Er-löſung quoll es befreiend aus ſeiner Bruſt. Das war kein zärtliches Liebesſtammeln, was er da geleſen hatte; das war vielmehr ein Interdikt, das die empörte Schreiberin gegen Wildenthal ſchleuderte.

„Betreten Sie nie wieder mein Haus!“ ſo begann, ohne jede Anrede, die kleine flammende Epiſtel, „nur um einen Eklat zu vermeiden, nur aus Sorge um meinen Gatten habe ich geſchwiegen, . . . wenn Sie mich aber noch einmal zu beleidigen wagen ſollten, ſo werde ich mich unter den Schutz Deſſen ſtellen, den ich von Herzen lieb habe und der mein berufener Vertheidiger iſt.

A. S.“

Haſtig, mit fliegender Hand waren dieſe wenigen Zeilen auf's Papier geworfen; für Saren aber enthielten ſie ein Evangelium von der uner-ſchütterlichen Liebe und Reinheit ſeines Weibes, und er hätte das Blatt dankbar an ſeine Lippen preſſen mögen. Sie war alſo ſchuldlos, aber Wildenthal, der Verwegene, hatte ſie beleidigt, er war ihr im Schutze der Dunkelheit zu nahe getreten. Der Fluorescenzſchirm hatte nicht getäuſcht: Der Frevler hatte ſie zu küſſen gewagt! Ha, welch' eine Schmach! welch' unerhörter Verrath! Anna hatte die Liebkoſung aus Angſt und Sorge um ihn, den Gatten, ſchweigend erduldet; nun würde Wildenthal ſich für be-

rechtigt halten, seine Verführungskünste weiter spielen zu lassen und des verrathenen Gatten Glück und Ehre schnöde in den Staub zu treten.

Ein wilder Haß gegen den blonden Hünen kochte in Sarens Herzen auf. Der heuchlerische, nur die Maske der Ehrbarkeit tragende Verführer war schuld daran, daß Saren heute Qualen und Zweifel erduldet hatte, die er nie wieder aus seiner Erinnerung würde auslöschen können. Und je tiefer ihm der bohrende Schmerz dieser Eifersuchtsqualen und dieser Zweifel an der Treue seines Weibes gedrungen war, um so heftiger packte ihn nun der Groll gegen Wildenthal, der den heiteren Sonnentag seines ehelichen Glückes so schmählich getrübt hatte.

Er sann und sann, wie er den Verwegenen zur Verantwortung ziehen, auf welche empfindliche Weise er ihn bestrafen sollte. Aber über dem Dunkel und Graus dieser rachebrütenden Gedanken lachte doch immer wieder der Sonnenschein der Freude, daß alle seine Aengste unbegründet gewesen waren, daß Anna, seine Anna, frei von Schuld und Fehle war, daß ein dreister Friedensstörer wohl einmal an seine Pforte gepocht, aber die Schwelle zum Allerheiligsten seines Hauses nicht hatte überschreiten können.

Er zog die Uhr: schon sechs vorbei. Er mußte eilen, wenn er nicht zu spät zu seinem Mittagsmahle kommen wollte.

Aber der Brief?

Er versuchte, den Umschlag wieder zusammenzukleben. Das gelang nicht mehr ordentlich; die Spuren, daß er schon einmal geöffnet worden war, ließen sich nicht ganz beseitigen. So sollte der Brief auch nicht mehr an seinen Adressaten gelangen. Saren steckte ihn in die Tasche und schlug in scharfes Nachsinnen versunken, den Heimweg an.

Anna empfing ihn im Speisezimmer. Die tiefe Röthe ihrer Wangen hatte der gewöhnlichen Gesichtsfarbe Platz gemacht. Freundlich begrüßte sie den Gemahl und setzte sich mit ihm an die Tafel.

„Nun, Schatz," fragte Saren, „was machen die Kopfschmerzen?"

„Die sind weg, Fritz . . . ich glaube, ich hatte sie nur von dem Geruch in der Dunkelkammer . . . ich kann diese Säuren nicht vertragen."

Der Gatte schmunzelte. Er wußte ganz genau, woher jene Kopfschmerzen gekommen waren, sagte aber nichts.

Anna sah befremdet sein ungläubiges Lächeln.

„Warum lachst Du, Fritz? Glaubst Du mir nicht?"

„Nein, ich glaube Dir nicht, Geliebte. Du bist so schlicht und aufrichtig, daß ich Dir auch die kleinste Oekonomie der Wahrheit vom Gesicht ablese."

„Aber Fritz, — ich muß doch bitten — wieso zeihst Du mich einer Oekonomie der Wahrheit?"

Bis unter's Stirnhaar war sie bei dieser Frage erröthet.

„Die Kopfschmerzen hat Dir ja Wildenthal bereitet," sagte er gemütlich und jeden Umschweif vermeidend.

„Du . . . weißt . . .?“ kam es fast tonlos von ihren Lippen. Sie sah ihn erschrocken mit ängstlich gespanntem Blick an.

„Freilich, ich weiß Alles. Wozu hatte ich denn meinen Fluorescenzschirm? Ich habe nur nicht genau ermitteln können, ob er Dich auf den Mund oder nur auf die Stirn geküßt hat?“

„Nur auf den Hals, Fritz,“ fuhr sie rückhaltlos heraus, „nur auf den Hals! aber auch das war schon gräßlich genug. Mein Gott, Fritz, Du siehst so merkwürdig aus . . . habt Ihr Euch geschlagen? hast Du ihn verwundet?“ Sie hatte ihre Hand auf seinen Unterarm gelegt und preßte ihn krampfhaft, als könnte sie so ein offenes Geständniß erzwingen.

„Bangst Du um den Missethäter?“

„Nur um Dich, Fritz . . . ich möchte Dich in keiner Gefahr wissen.“

Sie war aufgesprungen und stand nun neben ihm, ihren Arm um seinen Nacken schlingend.

Er sah glücklich zu ihr empor.

„Sorge Dich nicht! aber der . . . Mensch ist nicht werth, daß er in den Besitz Deiner Handschrift kommt, wenn sie ihm auch weiter keine Süßigkeiten zu kosten giebt. Hier hast Du Deinen Brief wieder. Den Inhalt werde ich dem Patron mündlich mittheilen.“

Er hatte in seine Tasche gegriffen und überreichte ihr das geöffnete Schreiben.

„Du . . . hast . . . ihn gelesen?“

„Verzeihe mir, Schatz . . . aber es ging nicht anders. Ich mußte doch erfahren, was meine Frau für Heimlichkeiten mit diesem etwas allzu kühnen Ritter hatte.“

„So hast Du an mir gezweifelt?“

„Nicht einen Augenblick. Der Teufel wollte mir zwar allerlei Beunruhigendes in's Ohr raunen, aber in Erinnerung an meine stolze, tapfere Frau habe ich seine Anfälle siegreich abgeschlagen. Aber auch eine nur von der Angst diktirte heimliche Korrespondenz mit Wildenthal wollte ich nicht dulden, es giebt bessere Mittel, ihn von Deiner Gesinnung gegen ihn zu unterrichten.“

„Du willst Dich mit ihm schlagen!“ rief sie entsetzt und schlang beide Arme um seinen Nacken, wie um ihn schützen zu wollen. „Du willst Dich mit ihm schlagen!“ wiederholte sie außer sich, „Fritz! thu' das um Gotteswillen nicht! ich beschwöre Dich! ich überlebe es nicht, Dich um dieses Menschen willen in Gefahr zu wissen.“

Das Herz des so leidenschaftlich Bestürmten hüpfte heimlich vor Freude. Sie hatte ihn also doch lieb! sie bangte um ihn und sein Leben! nur um sein Leben! Das Schicksal des Anderen war ihr völlig gleichgiltig.

Er zog sie nieder auf seinen Schooß und strich ihr besänftigend über das Antlitz.

„Beruhige Dich, liebes Kind! Ueberlaß Alles getrost mir und gieb Dich keiner unnöthigen Sorge hin.“

Das waren leere Redensarten, er fühlte es deutlich genug; denn im Geheimen dachte er allerdings an eine Herausforderung des Verwegenen, den er züchtigen wollte, züchtigen mußte.

„Sei vernünftig, mein Lieb,“ er küßte sie auf die schön geformte Stirn, „und geh' und setz' Dich wieder und laß das gebratene Hähnchen nicht kalt werden. Was soll der Diener denken, wenn er hereinkommt und findet, daß Du gar nichts gegessen hast?“

Sie gehorchte und nahm wieder ihren Platz ein.

„Willst Du mir versprechen, Fritz, daß Du Dich in keine Gefahr begeben wirst?“

„Aber so laß dies Thema doch jetzt wenigstens ruhen,“ bat er ausweichend, indem er die Weinflasche ergriff und der Gattin ein Glas Mosel einschenkte. „Nach Tisch können wir ja weiter darüber reden, jetzt wollen wir fröhlich sein und auf ferneres gutes Glück mit einander anstoßen.“

Er sagte es so heiter und froh gelaunt . . . er mußte doch wohl keine blutdürstigen Gedanken in seiner Brust hegen. Sie beruhigte sich, ergriff ihr Glas und ließ es mit dem Glase des Gatten zusammenklingen.

„Das ist recht,“ belobte er sie, „und nun trink aus! Es lebe der Wein und die Liebe!“

Um sieben Uhr befand sich das junge Paar im Arbeitszimmer des Hausherrn und nahm dort den Kaffee. Saren hatte sich eine Cigarre angezündet — die erste, die ihm heut sein Beruf erlaubte — und schritt behaglich im Zimmer auf und ab, während Anna am Tisch saß und ihres Amtes an der Kaffeemaschine waltete.

Sie wollte gerade wieder auf den beim Mahle verhandelten und dann verlassenen Gesprächsgegenstand zurückkommen und den Gatten fragen, auf welche Weise er denn ohne Gefahr für sein Leben die peinliche Angelegenheit zu erledigen gedächte, als der Diener hereinkam und eine Besuchskarte seinem Herrn überreichte.

„Dr. Otto Wildenthal?“ las dieser halblaut und starrte befremdet auf die Karte.

Anna hatte es gehört.

Sie sprang auf und trat dicht an den Gemahl heran.

„Empfange ihn nicht . . . jetzt nicht!“ bat sie eindringlich, aber aus Rücksicht auf den anwesenden Diener mit gedämpfter Stimme.

Saren zuckte die Achseln.

„Kind, das geht nicht . . . ich muß doch erfahren, was er will. Lassen Sie den Herrn hereinkommen,“ befahl er dem Diener.

Während dieser hinausging, faßte Saren Anna bei der Hand und führte sie mit leisem Zwange nach der anstoßenden Bücherei.

„Geh hier hindurch nach den Vorderzimmern, damit Ihr Euch nicht

egegnet. Sei doch nur ruhig, mein Lieb; ich verspreche Dir, ich werde ich zu beherrschen wissen."

Er küßte sie schnell noch auf die Stirn.

Kaum hatte sie die Thür nach dem nächsten Salon hinter sich geschlossen, als Wildenthal vom Korridor her in die Bücherei eintrat.

Stumm verbeugten sich Beide vor einander.

Sarens dunkle Augen sandten lauernde Blicke durch die Brillengläser.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor," sagte Wildenthal gemessen und in ewissermaßen feierlichem Tone, „wenn ich noch einmal Ihre Zeit in Anpruch nehme. Es ist der Arzt, zu dem ich in erster Linie komme; später abe ich Ihnen noch eine Mittheilung zu machen."

Saren blieb stumm. Er deutete mit der Hand nach dem benachbarten lrbeitszimmer, wohin sich nun Beide begaben.

Der Gang zu Saren war Wildenthal nicht leicht geworden, wenn er m schließlich auch nach langem Sinnen und Grübeln als sittliche Nothvendigkeit erkannt zu haben glaubte.

Als Wildenthal nach dem ersten Besuche des ärztlichen Hauses in's Freie getreten war, hatte er sich nicht nach dem Kurhause begeben, sondern ar von Reue und Unruhe gefoltert, immer am Strande entlang nach Besten zu weiter gewandert. Zu seiner Linken hatte ihn die bewaldete Düne gelockt, und so hatte er das offene Gestade verlassen und war immer efer in das pfadlose und auf zerklüftetem Boden üppig gediehene Waldickicht eingedrungen.

Nach dem ganzen Gebaren, das Saren ihm gegenüber bekundet hatte, veifelte er keinen Augenblick mehr, daß dieser entweder den Raub des ußes gesehen, oder doch mindestens einen scharfen Verdacht gegen seinen ast gefaßt haben mußte. In beiden Fällen mußte es früh oder spät ur Aussprache zwischen dem Ehepaar kommen, die sehr leicht bedenkliche Folgen für das Glück der jungen Ehe haben konnte, und selbst wenn Anna en Hergang genau so schilderte, wie er stattgefunden hatte, und wenn der rzt seiner Gattin auch vollen Glauben schenkte und ihr keinerlei Vorwurf achte, so blieb dann doch immer noch das Eine bestehen, daß er, Wildenhal, im ungünstigsten Lichte eines leichtfertigen Friedensstörers erscheinen ußte, der sich in schlimmster Absicht einer tugendhaften Frau genähert nd, nachdem er unzweideutig von ihr abgewiesen worden war, feige und eschämt den Rückzug angetreten hatte.

Das Blut schoß ihm bei dieser Vorstellung zu Häupten. Nein, eine jämmerliche Rolle wollte er doch in den Augen der schönen Frau nicht pielen. Viel lieber wäre es ihm dann noch, wenn Saren Alles erfuhr nd ihn vielleicht mit der Waffe in der Hand zur Verantwortung zog. Dann erschien er wenigstens nicht als Feigling. Aber würde denn ein Zweikampf eine befriedigende Lösung bieten? Wenn er den Arzt niederschoß, dann häufte er ja nur ein neues Verbrechen auf das alte, und wenn

er selbst sich widerstandslos niederschießen ließ, dann blieb besten Falles immer die Gattin des Siegers bloßgestellt, und die geschäftige Fama würde schon für allerlei schändliche Entstellungen des wahren Sachverhalts zu Ungunsten einer wehrlosen Ehefrau sorgen. Und würde es denn nicht albern, nicht geradezu kindisch sein, wenn er sein junges und zukunftsreiches Leben wegen eines Kusses, den er einer schönen Frau geraubt hatte, wegwürfe? Das wäre ja die That eines unreifen Studenten, die nur ein mitleidiges Lächeln verdiente und in den Augen eines reifen Mannes nimmermehr als eine vernünftige Lösung gelten konnte.

Er hatte hin und her gesonnen und war doch zu keinem einwandsfreien Ergebniß gekommen.

Es war mittlerweile Abend geworden. Im Westen hatte sich das Gewölk purpurroth entzündet und sandte flammende Strahlengarben bis in das tiefe Blau des wolkenfreien Zeniths hinauf. Eine leuchtende Farbensymphonie stand am Himmel und entzückte den Blick des Vielgereisten, der unter allen Breitengraden so manchen Sonnenuntergang beobachtet und aber noch keinen herrlicheren und glorreicheren gesehen hatte. Wollte ihm die Natur so ad oculos demonstriren, wie wunderbar schön sie war und wie lächerlich es wäre, der geheimnißvollen Schöne dieser Erde Valet zu sagen, um eines Weibes willen, das einem Anderen gehörte und für einen selbst nicht mehr erreichbar war?

Aber er wies solche entnervende Gedanken weit von sich. Er hatte gefehlt, und es galt zu handeln und diesen Fehl wett zu machen.

Er konnte ja nach Hause fahren, dort seine Koffer packen, — nichts hielt ihn in der Heimat — und sich wieder auf ferne Weltreisen begeben. Dann blieb das Ehepaar hier zurück und konnte zusehen, wie der Sturm im Glase Wasser, den er, Wildenthal, durch seine Keckheit aufgeregt hatte, austoben wollte. Aber dann war er der Flüchtling, der sich der Vertretung seiner Sache feige entzogen hatte. Tod und Teufel! er war ein deutscher tapferer Mann! eine solche Fahnenflucht sollte ihm Keiner vorwerfen dürfen! Das Einfachste war, er ging noch einmal zu Saren und sagte diesem in's Gesicht: Hier bin ich, Das und Das habe ich gethan, nun thu' Du, was Du zu thun für angemessen hältst, ich bin mit Allem einverstanden. Ja, das war es! das war eine Lösung! dann hatte er sich nichts mehr vorzuwerfen, und wie nun die weitere Erledigung des Falles zu bewirken war, darüber mochte sich dann der Andere und nicht er, Wildenthal, den Kopf zerbrechen.

Es war ihm plötzlich leichter geworden. Befreit von der Qual eines unerquicklichen Grübelns machte er Kehrt, schrägte aus dem Walddickicht wieder nach dem Strande zu und hielt die Richtung nach dem Saren'schen Hause inne.

Auf der Terrasse des Kurhauses, bei der er schnell vorüberging, hatte eben das tägliche Abendkonzert begonnen.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus . . .“ tönte es
thin durch die Stille des Abends.

Wildenthal lächelte trübselig. Dazu konnte Rath werden; auch er
rde bald dieses Abschiedsliedlein singen. Wenn ihm das Leben blieb,
n wollte er den Staub der Heimath von seinen Schuhen klopfen und
der hinausziehen in die das Herz stillenden Einsamkeiten der Wüsten
in die farbenprächtigen Wunder der Tropenwelt. Was sollte er hier,
das einzige Augenpaar, das ihn etwa noch entzückt hätte, nur noch
einen Anderen strahlte?

Noch immer glühte der Abendhimmel in der Farbe der Blutorange,
er die Glocke am Portale der ärztlichen Villa ertönen ließ. Er hatte
ne volle Ruhe wiedergewonnen und sah den Ereignissen, die da kommen
rden, mit kaltem Blute entgegen.

Als er nun mit Saren in dessen Arbeitszimmer eingetreten war,
ute er ihm fest in's Auge und sagte ruhig, fast geschäftsmäßig:

„Ich habe eine Frage an den Arzt zu richten.“

„Bitte,“ erwiderte Saren, nachdem er sich leicht geräuspert hatte,
ehmen Sie gefälligst Platz.“

Die Ruhe und Sicherheit Wildenthals machte ihn selbst unsicher. Er
ıte, daß Wildenthal nicht nur als Patient gekommen war, und ver-
chte sich doch nicht zu erklären, warum dieser überhaupt die Initiative
einer Sache ergriff, zu deren Inangriffnahme er, Saren, ganz allein
ufen war.

Wildenthal setzte sich dem Arzte gegenüber und hob an:

„Ich möchte von Ihnen erfahren, ob es möglich ist, daß ein Mensch
t fünf gesunden Sinnen, der sich immer korrekt benommen und streng
isch gedacht und gehandelt hat, plötzlich einmal unzurechnungsfähig wird
sich zu irgend etwas Unbedachtem hinreißen läßt, das mit seinen
stigen Grundsätzen im schärfsten Widerspruche steht.“

Saren wußte erst gar nicht, wo diese Frage hinaus wollte.
ndelte es sich um den Frager selbst oder um einen seiner Freunde oder
ner Dienstleute? Auch ging es ihm wider den Strich, mit einem
anne, der erst vor wenigen Stunden seiner Frau einen Kuß geraubt
te, so ruhig und sachlich eine vielleicht nur akademische Frage verhandeln
sollen. War es nicht richtiger, wenn er aufstand und diese ihm wider-
bende Unterhaltung mit den Worten abschnitt: Lassen Sie mich mit
chem Geschwätz in Frieden! geben Sie mir erst Rechenschaft über Ihr
rhalten am heutigen Nachmittage! Sie haben meine Frau, Sie haben
h auf's Schnödeste beleidigt und Sie sollen ungezüchtigt dieses Zimmer
ht verlassen! Aber der Andere sah ihn so fest und offen an, er verrieth
gar nicht den Ausdruck eines scheuen, schuldbeladenen Genüßlings, eines
wissenlosen Weiberjägers, daß Saren widerwillig an sich hielt und in
nso sachlichem Tone erwiderte:

„Solche Fälle kommen vor; sie sind sogar gar nicht so selten. Es giebt psychische Elementarstörungen, die plötzlich und scheinbar unvermittelt bei sonst ganz normalen Menschen auftreten können; eine Sinnestäuschung, eine Wahnvorstellung kann Handlungen auslösen, die sich nur aus einer krankhaften, wenn auch vorübergehenden Unfreiheit der Willensbestimmung erklären lassen.“

„Sie würden also einen von einer psychischen Elementarstörung Befallenen für das Absonderliche, das er etwa während solcher Störung begeht, sittlich nicht verantwortlich machen?“

Saren stutzte. Das sah ja wie ein Netz von Schlüssen aus, das ihm der Andere über den Kopf werfen wollte. Sollte er sich darin fangen und mundtodt machen lassen?

Eifrig versetzte er:

„Das kommt doch sehr darauf an. Wer z. B. einen Mord beginge und sich mit einer augenblicklichen Unzurechnungsfähigkeit entschuldigen wollte, der würde bei mir nicht gerade viel Gegenliebe finden.“

„Aber der Strafrichter darf sich solchen Begleitumständen doch niemals verschließen. Und ich denke, was dem Juristen ziemt, das ziemt auch dem Mediciner, ja, jedem fühlenden Menschen. Ich will aufrichtig gegen Sie sein und als Mensch zum Menschen reden. Ich habe mich heut Nachmittag schwer gegen Sie vergangen, ohne jede schlimme Absicht, völlig unbewußt wohl im Zwange einer solchen psychischen Elementarstörung. Bitte, hören Sie mich ganz ruhig an; Ihrer Beurtheilung des Falles will ich in keiner Weise vorgreifen; Sie mögen hinterher thun, was Sie thun zu müssen glauben. Als ich neben Ihrer Frau Gemahlin in der Dunkelkammer stand, wo ich nichts fühlte, als die unmittelbare Nähe der Frau, für di[e] ich vor Jahren im Stillen geschwärmt habe, da versank plötzlich für mi[ch] die ganze Welt mit allen ihren Beziehungen und sittlichen Verpflichtungen. Nur sie und ich waren allein im Raume übrig geblieben, und wie der An[-] dächtige, der vor einem Götterbilde in frommen Schauern sein Kni[e] beugt, so beugte ich mich zu ihr nieder, die das Idol meiner Jugend ge[-] wesen war, und streifte mit einem in völliger Geistesabwesenheit gehauchte[n] Kusse ihren Nacken. Ich weiß nicht, ob Ihre Frau Gemahlin mich fü[r] einen Verbrecher oder für einen Verrückten gehalten haben mag; noch fühl[e] ich den Stoß ihrer Hand, mit dem sie mich wie einen Pestkranken ab[-] wehrte. Herr Doktor! ich theile Ihnen dies mit, damit Sie Richter i[n] einer Sache sein mögen, die Sie ja selbst angeht. Wenn ich Ihnen mei[n] Ehrenwort darauf gebe, daß ich nur in einem Anfall plötzlicher Geistes[-] umnachtung gehandelt habe, so will ich mich damit durchaus nicht etw[a] entschuldigen und in keiner Weise den rächenden Arm des beleidigten Ehe[-] gatten aufhalten. Verlangen Sie von mir jede Genugthuung — ich werd[e] sie Ihnen nicht verweigern. Ich fühlte mich nur im Gewissen gedrungen

[I]hnen rückhaltlos zu beichten, bevor ich, falls mir das Leben bleibt, diesem [E]rdtheil wieder den Rücken kehre.“

Wildenthal hatte dies ruhig vorgebracht, ohne jede schärfere Betonung, [o]hne allen rhetorischen Schwung. Ja, er wunderte sich über sich selbst, [d]aß ihm diese Beichte, zu der er sich erst mit einer gewissen Anstrengung [h]atte überwinden müssen, nun nicht viel schwerer geworden war. Er hatte [d]en Fall erzählt, als ob es einen Andern beträfe, und behielt dabei so [v]iel Besonnenheit, daß ihm die Wahrnehmung nicht entging, daß hier ge=[r]aucht worden war und daß außer dem Tabaksdampfe noch ein feiner [a]romatischer Kaffeeduft das Zimmer erfüllte.

Saren hatte erst ingrimmig die Zähne aufeinander gebissen und in [se]inen Armen ein kampfgieriges Zucken verspürt; aber je länger der [A]ndere sprach, desto ruhiger wurde auch er, der Zuhörer. Er fing an, [se]in Gegenüber mit einem gewissen ärztlichen Interesse zu beobachten. Das [w]ar unmöglich eine Komödie, ein fein berechnetes Spiel, das der Mann [d]a vor ihm aufführte. Nach Furcht vor einem Waffengange sah der blonde [R]ecke nicht aus; wenn er trotzdem sein ganzes Herz so rückhaltlos aus=[sc]hüttete, so mußte er andere Beweggründe haben. Und diese hatte er ja [se]lbst genannt: er wollte sein Gewissen entlasten und nicht als ein Feig=[li]ng erscheinen, der sich nach verübter Missethat schnell und heimlich davon=[m]acht. Er war also doch kein gewöhnlicher Don Juan, kein leichtfertiger [V]erführer, der die Ehre und das Glück eines Mitmenschen für nichts [ac]htete. Diese Erkenntniß schmeichelte dem Arzte, der sich heute früh also [si]ch nicht getäuscht und mit keinem Unwürdigen so schnelle Bekanntschaft [ge]macht hatte.

„Warum erzählen Sie mir dies Alles?“ hob er nach kurzer Pause [m]it etwas rauher Stimme an. Zu seiner eigenen Ueberraschung hatte er [di]ese Frage verhältnißmäßig ruhig gestellt.

„Weil ich der Stimme meines Gewissens folgen mußte. Jetzt, da [S]ie erfahren haben, worin ich gefehlt habe . . .“

„Ich wußte dies längst,“ unterbrach ihn der Andere.

„Sie wußten es? und haben mich doch noch einmal empfangen?“

„Weil Sie mich gewissermaßen überrumpelt haben. Wären Sie [ni]cht wiedergekommen, so würden Sie morgen früh den Besuch meines [Z]eugen erhalten haben.“

Wildenthal verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

„Das begreife ich vollkommen. Aber . . . nun?“

Saren stand auf.

„Nun will ich einen anderen Zeugen holen, in dessen Hände ich die [En]tscheidung des Falles legen werde.“

Er ging zur Bibliothekthür und öffnete sie, um seine Frau zu suchen. [U]eberraścht stutzte er, als er Anna unmittelbar gegenüber stand.

„Wie? Du bist hier?“

„Ja, ich bin hier," — sie trat über die Schwelle und richtete nun das Wort an beide Herren — „und ich habe gehorcht. Ich denke, dieses Horchen war gerechtfertigt, da der Fall, der verhandelt wurde, doch hauptsächlich mich betraf."

„Allerdings," versetzte Saren, dem das prompte Erscheinen seiner Gattin gar nicht unerwünscht war. „Und da Du nun weißt, worum es sich handelt, frage ich Dich: kannst Du dem Herrn Doktor Wildenthal sein Benehmen von heut Nachmittag, für das er eine momentane Unzurechnungsfähigkeit in Anspruch nimmt, verzeihen? Er will wieder in die weite Welt hinaus und will nicht von hier gehen, ehe nicht in dieser Sache das letzte Wort gesprochen ist."

Im Herzen der Gefragten wallte es auf von innerer Dankbarkeit gegen den besänftigten, vertrauensvollen Gatten. Ein so unerschütterliches Vertrauen zur Reinheit seines Weibes konnte ihm nur die wahre, echte und heilige Gattenliebe eingeben.

„Ja," erklärte sie mit heller klangreicher Stimme, „ich verzeihe ihm," und mit einem leuchtenden Aufblick zu ihrem sie so reich beglückenden Gatten fügte sie hinzu, „weil Du ihm schon verziehen hast."

„Wann reisen Sie, Herr Doktor?" fragte Saren den tief beschämten Gast.

„Ich reise morgen nach Hamburg," versetzte dieser, „und sobald ich einem dort lebenden Vetter die Verwaltung meines Gutes übergeben haben werde, besteige ich das erste fällige Schiff nach Süd-Amerika."

„So geben Sie meiner Frau einen — Abschiedskuß zum Zeichen, daß wir ohne Groll von einander scheiden."

Durch den Wuchs des stattlichen Mannes ging ein Zittern. Zögernd nahte er der Dame des Hauses, ergriff ihre schlanke Hand und führte sie tief bewegt an seine Lippen.

„Warum so steif und förmlich?" sagte der Arzt nicht ohne Humor. „Anna, gieb dem Herrn Doktor zum Abschiede den Kuß von heut Nachmittag zurück."

Die junge Frau lächelte. Sie strahlte vor Glück, daß ihr edler Gatte diesen erlösenden und jede Bitterniß beseitigenden Ausweg gefunden hatte. Dicht trat sie vor Wildenthal hin, ergriff sein Haupt mit beiden Händen und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Stirn.

„So, Herr Doktor, mein schwesterlicher Abschiedskuß. Vergeben und vergessen! Gott behüte Sie auf allen Ihren Wegen! Ich habe Sie früher immer als meinen Freund betrachtet; erhalten Sie mir und meinem Manne auch fernerhin Ihre Freundschaft."

Sie hatte das Wort „Freund" so nachdrücklich betont, daß Wildenthal vollkommen ihre Absicht verstand: sie hatte ihm zu verstehen geben wollen, daß sie ihn nie geliebt hatte und daß nur er so thöricht gewesen war, sich mit unbegründeten Hoffnungen zu schmeicheln.

Wie betäubt wankte Wildenthal hinaus.

Als er gegangen war, flog die junge Frau an die Brust ihres Gatten, und beide Arme um seinen Nacken schlingend, jauchzte sie:

„Ach Du lieber, lieber Mann! wie danke ich Dir, daß Du mich von aller Angst und Sorge um Dich befreit hast! Sage mir nur das Eine: wie vermochtest Du es nur — Du, der Du sonst so leicht ein Kribbelkopf wirst — Deinen Zorn so völlig niederzuzwingen?“

Er küßte das schwellende Lippenpaar der Fragerin, dann sagte er in Beantwortung ihrer Frage:

„Weißt Du, Schatz, auch das menschliche Auge hat gelegentlich seine Röntgenstrahlen, mit denen es tief in das fast unerforschliche Dunkel eines fremden Herzens eindringen kann. Dieser Wildenthal ist trotz alledem ein Gentleman; das glaube ich, sicher erkannt zu haben, und deshalb ist es mir auch gar nicht schwer geworden, mit ihm Frieden zu schließen. Hätte Dich ein moralischer Lump zu küssen gewagt, ich würde ihn niedergeschlagen haben wie einen tollen Hund; aber so . . . verstehe mich um Gottes Willen nicht falsch! . . . ich kann aber beim besten Willen in dem Streiche, zu dem sich der arme Kerl hinreißen ließ, gerade kein Kapitalverbrechen erblicken.“

Anna nickte zustimmend mit dem Kopf, dessen blonde Haarfülle sie sich an der Brust des geliebten Mannes arg zerzaust hatte.

„Du hast Recht, wie immer, Du bist so klug, wie Du lieb und gut bist.“

„Ich bin glückselig, Geliebte, und das verdanke ich Dir. Weißt Du, wer nach unserm Schiller glückselig ist?“

„Nun?“

„Jeder, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, Unrecht zu thun, und um Recht zu thun, nicht nöthig hat, zu entbehren. Ich konnte Wildenthal gegenüber Recht thun, ohne daß ich Deine und seine Achtung dabei auf's Spiel setzte . . . im Gegentheil, wir haben wohl Beide feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt.“ —

„Vorwärts! anspannen!“ so rief wenige Minuten später der Doktor Wildenthal in den Stall des Kurhauses hinein.

Es war Abend geworden, und die elektrischen Bogenlichter erhellten den Strand und die Dünenstraße.

Bald darauf rollte ein Wagen mit flotten braunen Trabern vor das Portal des Kurhauses.

Wildenthal stieg in das offene Gefährt, kommandirte „Los!“ und die feurigen Thiere setzten sich in Bewegung.

Dem Insassen des Wagens war ganz eigenthümlich zu Muthe. Er hätte freudig und dankbar aufathmen mögen, und dennoch hatte er zugleich die Empfindung eines großen, unersetzlichen Verlustes. Er war um eine holde Täuschung, um einen süß-schmeichelnden Wahn ärmer geworden.

Anke hatte ihn nie geliebt, das hatte er heute unzweideutig erfahren. Um so neidloser konnte er sie ja nun dem Arzt gönnen; für ihn selbst wäre sie ja doch nimmermehr zu haben gewesen. Er machte einen dicken Strich unter die Träumereien seiner Jugend — oder sollte er sie Eseleien nennen? — einen dicken schwarzen Strich.

Mit dem heutigen Tage begann ein neues Kapitel seines Lebens, das der reifen, vollbewußten Männlichkeit. Er wollte morgen die Heimat wieder verlassen; er hatte es versprochen, und ein deutscher Mann hält Wort. Es war vielleicht recht gut, wenn sich weite Fernen zwischen ihn und Anke legten — das Vergessen würde ihm so noch leichter werden, zumal er sie ja glücklich wußte am Herzen eines Anderen. Und dieser Andere war ein ehrenfester, ganzer Mann, der ihn zwar tief beschämt hatte, dem er aber doch nicht böse sein konnte. Konnte er überhaupt Jemandem böse sein? Hatte sich nicht auch Anke großmüthig und als echte, hoheitvolle Frau benommen? Eigentlich mußte er sich ja Glück wünschen, daß er heut zwei so edlen und liebenswerthen Menschen begegnet war. Und er hatte sie gefunden, um sie gewiß nicht wieder für immer zu verlieren, denn wenn er auch morgen zurück in die weite Welt wollte, er würde, das fühlte er, wenn ihm das Schicksal eine glückliche Heimkehr gönnte, im Hause des Doktor Saren vielleicht noch einmal ein gern gesehener Gast, ein hochgeschätzter Freund werden. So legte sich über die Wunde, die er sich thörichter Weise selbst geschlagen hatte, ein wohlthuendes, schmerzstillendes Heilpflaster, und in sein aufgewühltes und zermartertes Herz zog ein stiller Friede ein, der Friede weiser Entsagung, die wohl das Scheitern einer Hoffnung ergeben hinnimmt, aber trotzdem den Glauben an den Aufgang neuer Lebenssonnen und neuer Beseligungen vertrauenskräftig zu bewahren weiß.

Der Wagen hatte die Höhe der Düne erreicht, und Wildenthal erhob sich und warf noch einen Scheideblick hinter sich auf die ihm nun bald versinkende See. Zahllose Gestirne flimmerten vom wolkenreinen Nachthimmel hernieder, und die Wogen rauschten ihr geheimnißvolles, träumerisches, seit Aeonen unausgesungenes Nachtlied.

Ade, ade, Du wunderbare, deutsche See! Ade, ade, Du schöne, blonde Frau, deren keusche Lippe meine Stirn berührt und gesegnet hat! Der Traum, den ich hier geträumt habe, war ein deutscher Traum; ein wälscher Mann würde ihn vielleicht belächeln und bespötteln; meinem deutschen Herzen aber hat er wohl gethan, und wenn ich Anke auch vergessen muß, ein Segen dieses Traumes wird mir dennoch bleiben und mich hinausbegleiten in ferne Lande und Meere.

Er sank wieder auf das Polster seines Sitzes und hüllte sich in seinen Mantel, denn kühl wehte es herüber von der sich in Schlummer wiegenden deutschen See.

---

# Zur Geschichte des Gottesbegriffes.

Von

## Hans Lindau.

— Konstantinopel. —

> In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
> Enträthselnd sich den ewig Ungenannten . . .
>
> Goethe, „Elegie".

Der Werthaccent des Themas trifft den Autor nicht. Ohne alle moralische Unruhe kann auch der Schwache über das Höchste sprechen. Er ist für die Richtigkeit oder Schönheit seiner Aussagen nicht weiter verantwortlich, als seine Kräfte reichen.

Dies ist mir recht klar, wenn ich hier zur Geschichte des Gottesbegriffs Einiges sagen möchte. Mit dem Werthgehalte des Stoffes kann sich der Sprechende weder schmücken, noch beschweren. Gott bleibt Gott, ob wir ihn preisen oder leugnen, und wenn kein Gott in der Wirklichkeit existirt, so liegt es auch wieder außerhalb unserer Kunst, einen zu schaffen.

Nicht darum kann es sich handeln, für Gott zu streiten. Ein Gott, für den gestritten werden muß, der in Schutz zu nehmen ist gegen fremde Angriffe, ein solcher Gott ist der Existenz nicht werth. Wohl hat heiliger Herzenseifer für die Sache des Höchsten einige wunderbar tiefsinnige Menschenwerke zum Leben erweckt; aber so lieb und gut gemeint sie sein mag, eine Theodicee bleibt immer ein unsinnig vermessenes Unternehmen. Leibniz hat in dieser Beziehung Unrecht, und Voltaire hat Recht. Das verhindert freilich nicht, daß wir Leibniz um seiner schönen Regung willen lieben und verehren können.

So möchte ich mich bei Behandlung der Gottesfrage gleich für einen vollständig zurückhaltenden Standpunkt entscheiden. Nicht darüber will ich

entscheiden, ob es einen Gott giebt oder nicht, ja, nicht einmal über die Natur der Gottheit möchte ich etwas zu äußern wagen.. Es sind nur der Reflex der großen Idee, welcher übereinstimmend ein höchster Werth bei- gelegt wird, und die Veranlassungen des Glaubens, denen ich meine Auf- merksamkeit zuwende.

Da ist mir nun zu Muthe, als vernehme ich einen machtvoll tönen- den Choral die Geistesgeschichte der ganzen Menschheit ohne Unterlaß durch- klingen. Es klingt bezaubernd süß und sehnsuchtsvoll, und dann wieder fugenhaft, voll schmerzlicher Hast und Liebe, schließlich auch noch beruhigend, lindernd, leidenstillend und geheimnißvoll erhaben. Die ganze Skala mensch- licher Herzensregungen wird durchmessen. Und immer heißt es Gott, — Gott in allen Sprachen, die die bunte Erde hat erstehen lassen.

Wie unhistorisch, wie bodenlos unpoetisch ist ein abstraktes Ueberbord- werfen all' dieser irdischen Schönheit! Als wenn das Wort „Atheismus" bereits auch schon Poesie im Busen hätte, dieser freche Emporkömmling ohne Ahnen und Stammbaum!

Einem so nüchternen Wicht wird daher denn auch von Allen, die das unbeschreiblich Ehrwürdige der alten Dinge lieben und würdigen, der Laufpaß gegeben.

Vischer und Nietzsche — kluge Köpfe, aber schlechte Musikanten wenn man einige ihrer Noten herausgreift, um damit Disharmonie anzu- richten, — waren gewiß ästhetisch fein gebildete Naturen. In der Be- handlung frommer Gefühle ist aber doch wohl ein anderer Aesthetiker Wilhelm von Humboldt, glücklicher als sie gewesen. Liest man desse[n] Briefe an seine Freundin, so kann man sich immer von Neuem an de[r] tiefen Reinheit, Hoheit und Schönheit seiner Ideen erquicken. Auch Ranke[s] Gottesglaube ist ein Born lieblicher und erfreulicher Gefühle. Und [so] könnte man noch manche modernen Männer nennen, die schlicht und innig oder auch wohl mit einem Anfluge zarter Wehmuth wie Heine, da[s] Göttliche berührt und sich und Anderen daraus einen labenden Trank ge- schöpft haben. Bei Keinem indessen, so weit mein Auge reicht, habe i[ch] eine erschütterndere Wirkung dieser Art empfunden, als bei dem große[n] Denker, der in seiner Kritik der reinen Vernunft so tapfer gegen de[n] Gottesglauben streitet, — so tapfer, daß es scheint, als habe ihm d[ie] Gottheit dabei lächelnd die Stirn geküßt und dem Königsberger Philosophe[n] Zauberworte in den Mund gegeben, aus der zerschlagenen Welt eine ne[ue] zu gestalten.

Man ist auch über Kant zur Tagesordnung übergegangen. Wilhel[m] Wundt, von Geringeren zu schweigen, hat sich mit ihm in, wie ich glaub[e] unübertroffen allgemeingiltiger Weise auseinandergesetzt.

* * *

## I. Allgemeine Gesichtspunkte.

### a. Religiöses Gefühl.

Als Goethe zum letzten Mal in seinem Leben von einer unglücklichen Liebe ergriffen wurde und nach seiner Weise in der Dichtung Ruhe und Linderung suchte, hat er die wunderbare „Elegie" geschrieben, in der er seinen Zustand der Zerrissenheit ergreifend ausspricht. Dies Gedicht ist merkwürdig in doppelter Hinsicht.

Nie sehen wir die moralisch so starkknochige, unbeugsame Gestalt unseres größten Dichters, des Götterlieblings, in einer derartig haltlosen Weichheit. Man möchte beinahe an die Tage des jungen Werther denken, oder an die Zeiten, wo die erste Enttäuschung den Knaben so schmerzlich verwundete. Er ist ganz gebrochen. Und er weiß sich vor Schmerz nicht zu fassen.

Aber mitten hinein in die wehe Aufgewühltheit seines Innern fallen Balsamtropfen höchsten Trostes, wie sie so wohl auch kaum schon vorher gekommen waren. Der männlich zusammengehaltene Geist, dessen prachtvolle Folgerichtigkeit und Ruhe auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Wissenschaft Tüchtiges und Bedeutendes leistete, wird hier nun von einer seltenen Stimmung befallen. Ihre Schilderung in der Elegie ist vielleicht eine der schönsten beschreibenden Definitionen des religiösen Gefühls, die es giebt.

Goethes Frömmigkeit erwächst aus dem Anblick der Geliebten. Die holde Kindlichkeit ihres Wesens erfüllt auch sein Herz mit einem seligen Streben, sich einem unbekannten Höheren schrankenlos anzuvertrauen. Sorglos, wie die Lilien und Vögel unter dem Himmel, bescheidet er sich, nur das Glück und den Frieden des Augenblicks dankbar zu empfinden.

Er legt der jungen Ulrike einige hoheitsvolle, schöne Lehren in den Mund, die sich auf das Verhältniß des Menschen zum Heute und zum Gestern und Morgen beziehen. Anders klingen sie freilich als die vielleicht bekanntere Goetheformel vom klar und offen liegenden Gestern und dem Morgen, auf das man hoffen kann, wenn man frei und tüchtig heute wirke. Was dort gleichsam in C-dur erklingt, tönt hier in B-moll oder Es-moll. Vom Gestern behalten wir wenig, und das Morgen können wir nicht wissen, und doch, Stund' um Stunde, müssen wir das Leben als eine freundliche Gabe empfangen.

Eine lyrische Zartheit beherrscht die ganze Stimmung, eine Sehnsucht nach Thränen, in denen sich der Druck von der Seele lösen soll. Und diese durften denn auch fließen, als sich die unausdrückbaren Gefühle in musikalischer Schönheit einen beseligenden Ausdruck suchten und fanden. Aufgelöstheit des Jammers, kindlicher Glaube und am Ende die Musik als Retterin — in diesem Kreise bewegen wir uns sonst selten bei dem Verfasser der Farbenlehre!

Und doch: Es konnte ihm nicht fremd sein, sich aus dem liebevollen Betrachten der unergründlichen Mächte in der Natur frommen Friedenstrost zu schöpfen. Und der Gedankenaufschlag auf die stets vorstellbare Thatsache des Unerforschlichen ist es ja, in dem alle seine religiösen Regungen ihre Nahrung finden. — In ruhiger Verehrung ließ er es weise für gewöhnlich damit sein Bewenden haben. Er verzichtete auf transscendente Grübeleien. Er war, wie er wohl selber deutlich fühlte, über dergleichen längst beruhigt. Ohne moralische Unruhe dachte er an Gott, wie ein besonnener Handwerksmeister an den fernen Kaiser denken mag. Fest auf seinen Füßen, hielt er's mit der nahen Erde.

Nicht minder tief und fest im Irdischen wurzelnd und den Kopf frei in den Lüften, steht neben ihm Schiller, der ewig jünglinghafte Mann. Daß Schiller die edelsten Vorstellungen von der Gottheit haben mußte, die überhaupt in seiner Zeit gedacht wurden, war bei diesem eminent philosophisch veranlagten Kopf nicht anders zu erwarten. Aber während Goethe am liebsten von dem Geheimnißvollen schweigt und nur den Stimmungsduft gewahrt wissen möchte, kennt Schiller nicht so zarte Bedenken. Er ist überhaupt rascher mit dem Worte heraus als Goethe. Und sein himmlischer Muth, die jugendfrische Unbedenklichkeit mochten oft auf den stilleren Freund erfreulich und begeisternd wirken. Schiller thürmt Gefühle auf Gefühle gewaltig auf und reißt sich so empor in jubelndem Aufschwung zu dem höchsten Wesen. Er ergreift die volksthümlichen Wendungen mit behender Hand und benützt sie zu seinen Zwecken. Dabei wirkt er selbst mächtig ein auf die sprachbildende Volksleistung, und seine Gedanken empfangen zugleich wieder mehr vom Volke aus ihr Gepräge, als bei dem behutsamer, ja peinlicher wählenden Genossen. Die geläufigen Vorstellungen anthropomorphistischer Art nimmt er ohne Voreingenommenheit an, um sie in der künstlerischen Form seiner herrlichen Gedichte unter den eignen Willenshammer zu zwingen und der Richtung seiner schäumend dahinrauschenden Gedankenströme gefügig zu machen.

Denkt man sich hüben und drüben eine gewisse typische Seite verstärkt, so kann man vielleicht mit Schiller und Goethe zwei Richtungen der Spekulation allgemein kennzeichnen. Die charakteristische Klangfarbe der einen und der anderen Seele wird durch die verschieden erregten Obertöne gebildet.

Für Schiller scheint mir da, ähnlich wie für seinen Geistesverwandten Fichte, zunächst Kantischer Einfluß stark in Frage zu kommen. Rousseau und andere Franzosen mögen sich dazu gesellen. Das moralische Pathos, wie es der Monotheismus, soweit man eben davon reden kann, eines Seneka besitzt, der sich Gott als einen Zuschauer des Ringkampfes vorstellt, dem man durch heldenhafte Bravour etwa ein beifälliges Lächeln abgewinnen könne, scheint mir nicht ganz fern zu liegen. Die Gottesidee wird dabei nicht blos zur leeren rhetorischen Figur. Sie dient thatsächlich zur Belebung und Anspornung des Sittlichen.

Von hier bis zu Spinoza ist allerdings ein weiter Schritt. Die verwegene Schönheit der Gottesliebe, ohne Anspruch auf Gegenliebe, die Goethen in's Herz drang, ist von der Römertugend schon durch den Wegfall des prunkvollen, moralischen Pathos bemerkenswerth unterschieden. Eine Gottesliebe, deren Wesen darin gesucht wird, daß sie sich selbst genügt, ist das Ideal eines von selbstischen Regungen bis in die geheimsten Fasern des Herzens gereinigten Lebens.

In dem köstlichen Reichthumsgefühl des Schenkenden hat auch Friedrich Nietzsche zu Zeiten geschwelgt. Gottfried Keller hat in seinem Grünen Heinrich einer anderen Anschauung aus dem spinozischen Gedankenkreise, dem Determinismus einen schönen, durch mannigfache Gleichnisse anmuthig belebten Ausdruck gegeben. Doch nicht nur Kellers bedeutender Roman spiegelt in unserer belletristischen Litteratur so religiös gehaltene Gedankengänge. Heyses „Kinder der Welt“ und Roseggers „Ewiges Licht“, Wilbrandts „Franz“ streifen oder ergreifen das Gottesproblem, Harts „Neuer Gott“ können wir vielleicht auch hierher rechnen, während im Ausland Ibsen (Brand), Björnson (Ueber unsere Kraft), Zola (Les trois villes) und Tolstoi*) sich machtvoll äußern.

Und da ist es denn nicht zu verwundern, daß in der wissenschaftlichen Welt bei denen, die, sozusagen, als gelernte Sachverständige für derartige Fragen angestellt sind, auch außerhalb der berufsmäßigen Theologie und Religionsphilosophie Theologie getrieben wird.

Wie eifrig hat sich Max Müller diesem Problem gewidmet. Und wie wunderbar tief beruhigend muthen die Töne an, die der bedeutendste unter den modernen englischen Philosophen, Herbert Spencer, anschlägt, wo er, wie in den „First Principles“, über das Unerkennbare handelt. Diese schönen Ausführungen athmen einen Frieden, wie wir ihn in dem weihevollen Innern einer hochgewölbten Kirche empfinden.

Auch unser größter lebender Philosoph, Wilhelm Wundt, hat an einigen Stellen seiner zahlreichen Arbeiten zu den theologischen Ideen bedeutsam Stellung genommen. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, dieselbe des Nähern zu bezeichnen. Nur das möchte ich sagen, daß mir der Inhalt des Religiösen nirgends klarer und deutlicher entgegentrat, als in diesen Erörterungen, während mir die treffendste Schilderung des psychologischen Verlaufs religiöser Gemüthsbewegungen in der erwähnten Goethe'schen Dichtung begegnet ist.

So scheint denn auf der einen Seite ein tiefes Ordnungsbedürfniß, das eine widerspruchslose Verknüpfung aller Erfahrungen herzustellen sucht, wenn es die Grenzen unseres Wissens erreicht, alle Elemente

---

*) S. besonders das zuletzt erschienene Werk: Der Sinn des Lebens, übers. von Wladimir Czumikow, bei Albert Langen, München, 1901. Schöne und edle Gedanken über den Gottesbegriff enthalten die Grundzüge der Philosophie und der Theosophie von Dr. Bernard Fischer, M. Schäfer, Leipzig 1899.

der Transscendenz im Lichte der besonnensten Weltbetrachtung aneinander-zureihen, während auf der anderen Seite der Schmerz dem Künstler die seelenmalende Wiedergabe aller der Gefühle und Regungen, die dem Un-endlichen gegenüber in einem rein gestimmten Gemüthe erwachen, abringt.

## b. Historische Behandlungsweise.

Wie sich die Gottesidee bei den unkultivirten Völkern Asiens, Australiens, Afrikas und Amerikas spiegelt, ist von verschiedenen Gelehrten der Neuzeit darzustellen versucht worden. Derartige Untersuchungen dürfen natürlich mit Begriffen, die einer hohen Kulturstufe angehören, nicht wirthschaften. Es kommt darauf an, sich in ein primitiveres Bewußtsein hineinzudenken. Dies ist nun freilich eine so schwere Aufgabe, daß man an ihrer erwünschten glücklichen Lösung von vorn herein verzweifeln möchte. Dennoch bringt jedes Bemühen in der angedeuteten Richtung wahrscheinlich immerhin Gewinn mit sich, und auch wo vielleicht dem Einzelnen selbst der Fortschritt im objektiven Erfassen kaum erkennbar wird, da mag er noch Nützliches für seine Mitarbeiter und Nachfolger auf diesem Gebiete geleistet haben.

Durch das neunzehnte Jahrhundert geht entschieden ein historischer Zug. Die absurde Ungeschichtlichkeit, welche den in ihrer Weise so ungemein bedeutenden philosophischen Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts anhaftet, forderte eine Korrektur der folgenden Generationen unabweisbar heraus. Sie ist denn auch nicht ausgeblieben. In allen Regionen des Geisteslebens begann man historisch zu werden, und getragen von dem poetischen Zauber-mantel der Romantik, dem gefühlvollen Versenken in die Vergangenheit, wagte mancher Meister der Darstellung einen Belebungsversuch entschlafener Zustände. In Wissenschaft und Kunst äußerte sich ein verwandtes Streben und selten trat die bisweilen leicht zu übersehende Thatsache, daß der Gelehrte auch oft ein Künstler sein müsse, klarer hervor als in jenen Tagen, da sich so viele bedeutend künstlerisch veranlagte Persönlichkeiten wissen-schaftlich bethätigten, während umgekehrt auch Künstler von Beruf bei der Wissenschaft in die Schule gingen und gelehrten Gelüsten fröhnten. Den umfassenden naturwissenschaftlichen Eroberungszügen gingen somit kaum minder wichtige Bestrebungen im Umkreis der Geisteswissenschaften parallel. Die Kritik richtete sich sowohl gegen die mangelhafte Einsicht, welche die früheren naturwissenschaftlichen Hypothesen verriethen, wie andererseits gegen das fehlende psychologische Verständniß für zurückliegende Thatsachen der Geschichte, das dem rationalistischen Zeitalter eigen war.

Mit diesen leitenden Ideen war ohne Fleiß und Geduld selbst-verständlich noch nichts erreicht. In abstracto ausgesprochen, können sie hohl und nichtig scheinen. Erst die Fülle der sammelnden und sichtenden Arbeit, die in ihnen ihre Ueberschrift findet, verleiht dem Stichwort reellen Werth. Die Philosophen der Systemzeit, die es an geistreichen Wendungen nicht fehlen lassen, haben gewiß schon Forderungen ähnlichen Inhalts

hoben, und doch ging ihnen der eigentliche Sinn für die Sache ab. Sie wußten klug zu sagen, was sie zu thun unterließen.

Und wohl Jeder, der mit den beschränkten Kräften eines Menschen an solche Riesenunternehmen herantritt, wie die Schöpfer philosophischer Systeme, muß es büßen, daß er am frühen Morgen des Menschheits-Arbeitstages die Uhr für sich auf Zwölf gestellt hat und statt Erfahrungen zu sammeln, in gewisser Weise den Erfahrungen ihren Abschluß diktirt. Die widerspenstigen, in ein System gesperrten Dinge durchbrechen ihre Umhüllung, und der gewaltsame Denker sieht, wie die so schön geschlossenen Ringe allerorten platzen. Als ein leuchtendes Vorbild abwartender Vorsorglichkeit ist dagegen beispielsweise Charles Darwin zu nennen.

Während aber um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts die Systemkünstler der Philosophie mehr oder weniger sicher das Ende aller Dinge in ihrer Tasche trugen, zeigen einige neuere Systematisirungsversuche in Geschichte und Naturwissenschaft ein anderes Gesicht. Die Fertigstellung provisorischer Kategorieentafeln dürfte für die empirischen Arbeiten ein verdienstvolles, ja unentbehrliches Unternehmen sein. Langt hie und da auch nicht die Kenntniß, so regen solche muthigen Ausblicke doch die Untersuchung in wünschenswerther Weise an. Auch die Klagen der vorsichtigeren Forscher, daß hier den Thatsachen gelegentlich Gewalt angethan werde, verkümmern, wie ich meine, nicht den Werth dieser Leistungen. Aus dem Streit der Meinungen geht die Wahrheit hervor, und nichts scheint wirksamer, Licht auf ein Thema fallen zu lassen, als wenn es zunächst falsch oder parador berührt wurde und sich eine Richtigstellung der Ansichten allmählich, gleichsam vor unsern Augen, entwickelt. In diesem Sinne sind auch die weitgehenden Gruppirungsversuche eines Haeckel oder Lamprecht dankbar zu begrüßen.

Die Behandlung der Gottesidee in der Geschichte hat zwei Fehlern zu entgehen. Der eine geht auf die Form, der andere auf den Inhalt. Den der Form habe ich eben berührt. Man muß die primitive oder historisch irgendwie bedingte Denkweise psychologisch zu begründen suchen. Daß man dies wünscht und unternimmt, entspricht vollkommen dem Geiste unseres letzten Jahrhunderts. — Aber noch eine weitere Gefahr wohnt gerade dem Gottesbegriffe inne. Auf diese möchte ich nun hinweisen.

### c. Unendlichkeit.

Wer über die Gottesidee schreibt, dem schwebt seine eigene Vorstellung vom göttlichen Wesen bei der Arbeit immer vor Augen. Er muß doch stets mit dem oft erwähnten Worte einen für ihn selbst gültigen Sinn verbinden, und obwohl sich dieser Sinn in der historischen Behandlung fortwährend verändert, hat er auch einen beharrenden Kern.

Schwerer als bei anderen Begriffen ist dieser Kern allgemein zu bezeichnen. Ich will es garnicht erst versuchen und nur auf dies psychologische Moment hingewiesen haben. Der Fehler, der sich, vom Sachlichen ausgehend,

in der Behandlungsweise des Themas so leicht aufdrängt, hat in unserer subjektiven Gottesanschauung seine Wurzel. Hier käme es nun darauf an, den Fehler ohne die Wurzel zu entfernen.

Was oben als eine verfrühte Arbeit gerügt wurde, die Einfassung unseres Wissens in ein geschlossenes System, ist im Grunde genommen niemals verfrüht, weil es niemals zur rechten Zeit kommen kann, denn fertig mit dem Sammeln von Bausteinen werden wir ja nie. Ein Nothdach ohne Prätension des endgültigen Abschlusses darf daher auch nicht getadelt werden.

Ein solches Nothdach ist nun, wie mir scheint, allemal auch die Zusammenfassung der unendlichen Wirklichkeit in den Begriff einer Totalität, in der, außer der oder vor der nun noch das Gefühl ein höchstes Wesen postulirt. Die Benennung der höchst unerfaßlichen Mannigfaltigkeit als Welt macht mit der Betrachtung ein schnelles Ende. Jedes Mal, wenn der Name Gottes ausgesprochen wird, sind im Grunde unerschöpfliche Forderungen an das Denken gestellt worden. Jedes Mal, wenn wir das Wort „Weltganzes" aussprechen, geben wir dem Verstande ein unvollziehbares Problem auf.

Wie es nun statthaft, sogar verdienstvoll sein kann, das Gebäude unserer hypothetischen Welterklärung durch eine vorläufige Systematisirung zu krönen, wenn dabei nicht vergessen wird, daß wir uns doch im Unendlichen befinden und überall der regressus in infinitum seinen gähnenden Schlund öffnet, so kann es auch wohl erlaubt und rathsam bleiben, von Gott und der Welt zu reden. Nur soll man bedenken, daß wir von so unergründlichen Begriffen nichts behaupten dürfen ohne Vergegenwärtigung der Thatsache ihrer Unergründlichkeit.

## II. Die Gottesidee in verschiedener Gestaltung.

### a. Die Gottesidee als Vielheit.

Wohl niemals ist die Gottesidee in einer bunteren, schöneren Fülle gefeiert worden, als bei den Hellenen. Ihr Polytheismus, wie ihn der kunstsinnige Volksgeist ohne eigentliche Theologenarbeit gezeitigt hat, ist in seiner reichen, üppigen Entfaltung die Freude und Bewunderung zweier Jahrtausende gewesen.

Nichts ist im weiten Reiche der geistigen Erzeugnisse an holder Schönheit und goldiger Einfalt der Homerischen Götterwelt vergleichbar. Das spätere Griechenthum erreicht sie nicht mehr, in der Jetztzeit sinkt sie zur Parodie herab, aber noch die humoristisch verzerrte Gestalt, in der wir sie so gelegentlich erblicken, stimmt frei und heiter, nicht nur des modernen Witzgewandes wegen, sondern wohl mehr noch, weil wir wieder mit dem alten, echten Born der größten Dichterkraft eine Art von Fühlung erhalten. Aus ihm haben sich durstige Kehlen oft genug einen verjüngenden Trank

:schöpft. Renaissance durfte man's nennen, wenn die Antike dem
lenschen wieder neues Leben spendete, Humanismus, wenn sie ihn so
iner Menschlichkeit froh werden ließ. Aber nicht nur damals, als unter
uthers machtvoller Führung in Deutschland die Geister erwachten, als
ans Sachs in formlosem Ungeschick so liebliche Weisen dem edlen
ichterherzen entlockte, als Dürers Nürnberg blühte, — hatte der Wind
n Hellas her mit wohligem Aroma die Atmosphäre geschwängert, auch
der stillen Zeit des kleinstädtischen Lindenduftes, da das Weimaraner
reundespaar die Gartenalleen durchwandelte, Schiller und Goethe, da
rachen sie fleißig vom Heidenthum, und Beide liebten sich, weil sie Beide
nden, daß es damals sehr schön gewesen sein müsse.

Das haben dann auch noch Andere geglaubt, bis ein hinterlistiger
lehrter der Freude ein schnelles Ende bereitete. Ausgerüstet mit den
heimlichsten Werkzeugen der Schwarzkunst Philologie, hat er uns schwarz
f weiß bewiesen, daß es mit dem sonnig schönen Traume auch nicht
it her sei, daß man auch damals geklagt habe, ja sogar recht herzlich.
er Mann, der dem schönen Traum ein Ende machte, war Jakob Burck=
rdt, — Burckhardts Name wirkt aber beruhigend. Hier muß man die
affen strecken. Der Mann pflegt Recht zu haben!

Eines hat aber Jakob Burckhardt doch nicht zu verhindern vermocht,
ß uns nämlich aus seinen eigenen Werken ein Hauch von Antike anweht,
nicht betrübt. Die üppige Blüthenpracht der hellenischen Phantasien,
dies selige unselige Götterwesen spiegelt sich in berauschender Farben=
le in Burckhardts Kulturgeschichten. Wie die Völker hellenischer Nation
Erdkreis mit ihrem Polytheismus überzogen, ist, um selbst ein mytho-
isches Bild zu gebrauchen, der strahlenden Fahrt des Helios über Land
Meere zu vergleichen.

Darum, Recht hatten sie doch, die Weimaraner, als sie den Poly=
smus besangen und seiner Herrlichkeit nachseufzten. Mochte uns der
issenhafte Forscher in größerer Nähe auch ein Antlitz erblicken lassen,
das sich Falten des Kummers und der Sorge eingegraben haben, schön
bt es doch, unsterblich schön — schöner als die fruchtbare Erde je eines
haffen.

## b. Die Gottesidee als Einheit.

Gegenüber der lichtvollen polytheistischen Vorstellung von den himm=
sen Dingen muthen die monotheistischen Gedankensysteme zunächst un=
diger an. Eine ernste Abkehr von der heitern Sinnenwelt begleitet
it alle kühne und starke Abstraktionskraft.

Wohl kann davon bei Plato selbst noch nicht die Rede sein. Zu leb=
r sinnlich empfand seine griechische Seele, um Güte und Schönheit
ernd getrennt zu halten. Anders aber steht es bereits im jüdischen
notheismus, dessen Wirkungen weit über das auserwählte Volk hinaus
Christenthum und Mohamedanismus sichtbar wurden.

An und für sich scheinen Einheit wie Vielheit Beide ein gleiches Recht zur Symbolisirung des Göttlichen zu besitzen. Die Vielheit der Erscheinungen läßt auf mannigfache treibende Kräfte schließen, und ihrem Bewegungs- spiele entnehmen wir mühelos das Bild miteinander hadernder, oder sich zur Eintracht verständigender höherer Wesen. Wo nun der Verstand nicht gerade darauf verfällt, in irgend einer zwiespältigen Form dauerndes Genüge zu finden und den Kampf zweier Prinzipien als tiefste Formel für den Weltverlauf hinzustellen, da beruhigen wir uns eben gern mit einfacher Konstatirung einer unbeschränkten Vielheit ordnender Mächte. Das sind die Götter. Sie regieren die Dinge. Nun werden menschliche Verhält- nisse bald da hinübergespiegelt. So erblüht die liebliche Poesie des Jonier- thums, so aber auch die nordische Götterwelt in ihrer grauen Größe.

Allein monotheistische Regungen bleiben nicht aus. Theils wird di Schaar der Götter, wie ein Ganzes als Einheit zusammengefaßt, behandelt theils melden sich abstrakte Gedankengänge, die auf eine Reducirung de Vielheit hinzielen, denn der Mensch findet auch in sich eine Einheit un in ihr die Wurzel seiner Willensstärke. So will er auch das bunte Welt bild von einem Willen durchleuchtet wissen.

Mit finsterer Einseitigkeit ist der Prophet des Islam wieder un wieder auf den Gedanken gekommen: Gott ist Einer. Es ist nur ei Gott. Diesen einen Gott muß man verehren. Einen anderen Gott gieb es nicht als Ihn, den Alleinigen.

Er richtet all sein Sehnen und Sinnen auf den einen Punkt. M ungeheurem Kraftgefühl stellt er sich dem Einen gegenüber. So hat er fi sich einen bedeutenden Schritt der Abstraktion gethan, gleichviel ob er ih vorgemacht wurde oder nicht. Er begleitete diesen gedanklichen Vorga mit unaussprechlichen Gefühlen, und diese, so meinte er, sollten Al theilen.

Es ist eigenthümlich bezeichnend, mit welch wüster Unduldsamkeit die — man kann kaum sagen, geläuterte — monistische Richtung verbund auftrat. Der Andersgläubige erscheint sogleich bekämpfenswerth. Der dem harten Daseinskampf gestählte Heldenmuth des Mannes wird in d feinfasrigen Gespinnste der religiösen Spekulation übertragen und Religi mit dem Schwerte gepflanzt.

Nicht lange sollte es dauern. Dann regten sich auch auf dem Bod des islamischen Glaubensbekenntnisses unterscheidende geistige Bedürfni und ein zarteres Leben und Regen in den Ideen ward wach. So lan das währt, blüht die Religion.

### c. Pantheismus.

Wo hört der Monotheismus auf, und wo beginnt der Pantheismu Diese Entscheidung ist schwer zu treffen. Als eine reife Form der Gott verehrung treten die pantheistischen Strömungen im Gedankenleben a

dem Zurückgebliebenen erscheint oft gottlos, was dem noch weiter Vorgedrungenen fromm befangen und kindlich dünkt. Der Name beweist auch nicht viel. Hier spielen oft äußerliche Rücksichten ihre berechtigte Rolle. Um Kränkungen zu vermeiden, bleibt ein altes Wort hängen über einer neuen Ansicht. Man ist sehr zartfühlend in religiösen Dingen. Ueberdies darf hier nie von zureichenden Bezeichnungen gesprochen werden. Alles ist in fließender Entwicklung.

In der Vorstellung des Pantheismus liegt bereits die Voraussetzung der Einheit Gottes eingeschlossen. Das All wird als eine Einheit betrachtet. Da nun im Weltganzen die Wege allenthalben ins Unendliche führen, nirgends aber aus dem Ganzen heraus, solange wir nicht den Unendlichkeitsgedanken überspringen, so lag es sehr nahe, Gott im All zu erblicken. Einen Geist außerhalb des All zu suchen, wird vom pantheistischen Standpunkte aus deshalb verworfen, weil geleugnet wird, daß das All überschreitbar ist. Im All ist Alles. Ein All ohne Gott wäre kein All, denn Gott befände sich ja nicht in ihm eingeschlossen. Ein Gott ohne All ist aber auch nicht vorstellbar und nicht denkbar, da im All sämmtliche Anleitungen, die zur Bildung des Gottesbegriffs führen, gegeben sind. So ist denn Gott im All oder das All in Gott. Beides sind identische Begriffe, Beides ist die unüberblickbar weite, gesetzmäßige, unendliche Wirklichkeit, ein Ganzes, das durch nichts überflügelt werden kann, weil es der letzte Ausdruck bleibt für alle Dinge des unbekannten Zusammenhanges, in dem wir leben und sterben.

Pantheistische Gedanken durchziehen wohl in mehr oder weniger deutlicher Ausprägung die Religionssysteme aller Kulturzeiten. Man wird in der Bibel auf sie geführt und im Koran nicht minder. Die Dichter der Antike wie des Mittelalters bringen pantheistische Erwägungen in poetischer Gleichnißrede zur Sprache. Ja, man kann sagen, seit sich der Begriff „Natur“ zu seiner heutigen umfassenden Fülle entwickelte, ist in Wechselwirkung mit der Bildung einer theistischen Gottesidee pantheistisches Denken lebendig gewesen. Zeugniß legt davon ab die Sprache in ihren Bildungen der abstrakten Totalitätsbegriffe, deren Umfangserweiterung Hand in Hand ging mit den philosophischen Sonderungen der über die Welt und die Gottheit gewonnenen Anschauungen.

Wo sich in der Gegenwart religiöse Bedürfnisse in naturwissenschaftlich arbeitenden und geschulten Geistern regen, da pflegt sich die Phantasie zu ihrer Befriedigung schließlich in ein pantheistisches Gespinnst zu flüchten. Die Beseelung des Universums wird entweder offen proklamirt oder in feinerer Weise als wahrscheinlich zu bedenken gegeben. Die sichtbare Welt ist dann wohl ein Ausschnitt aus einem für uns unsichtbaren größeren Ganzen, das unterhalb der Schwelle unseres erkennenden Verstandes gelegen ist. Wir sind Theile des Ganzen. Ihm gehören wir an, und in dieser Ueberzeugung gilt es, den Egoismus der Sonderexistenz abzulegen. Wir

müssen fühlen, nicht nur, daß etwas größer ist als wir, nein, auch daß dieses Größere uns umfaßt und durchdringt. Wir leben in einer Welt, die unsere menschlichen Begriffe derartig übersteigt, daß es keinen Grund giebt, anzunehmen, die Macht, die uns zu einem so theilweisen Ueberblick über uns und sie heraufgeführt hat, werde in Zukunft ermangeln, uns zu ihren Zwecken, von denen wir keine Ahnung besitzen, weiterhin zu tragen. Vernunft ist in der Welt möglich geworden. Eine Natur, in der Vernunft hat möglich werden können, muß doch wohl irgendwie mit der Vernunft zusammenhängen. Man braucht sich das ja nicht so vorzustellen, als ob die menschliche Idee das Göttliche begreife. Lediglich ein heiliges Fragezeichen wird stehen gelassen. Woher Leben, wenn nicht die Triebkraft des Lebens in der Natur irgendwie selber ein, ich möchte sagen, gesteigertes, sicherlich für uns unbekanntes, Leben ist?

Zu mancherlei verhängnißvollen Mißverständnissen und zum Theil sogar lebensgefährlichen Folgen für die unvorsichtigen Redner haben Aeußerungen tiefsinniger Art in einer allzu thatkräftig philosophirenden Umgebung hie und da geführt. Gerade den edelsten Denkern ist es nicht selten geschehen, daß ihnen die Aussprache des Höchsten und Reinsten, dessen sie fähig waren, den bittern Tod gekostet hat. Ergreifend muthet es an, wie so feine Geister, denen doch auch das Herz für ihre damalige Umwelt schlug, verkannt und gemartert ihr Haupt sinken lassen mußten. Sie standen gewiß in tiefer Fühlung zu ihrem geglaubten Gotte, und wollen wir uns trösten, so müssen wir uns sagen, daß der Friede des Himmels ihnen gehört hat.

Spinoza wurde aus der Synagoge ausgestoßen, wie die orthodoxe Kirche heute den Grafen Tolstoi ausschied. Giordano Bruno mußte den Scheiterhaufen besteigen. Groß ist die Zahl derer, die für ihr Heiligstes zur Zeit der Christenverfolgungen gelitten haben. Auch die Geschichte des Islam ist nicht frei von solchem Jammer.

Nicht unähnlich dem Dornenwege, den der Stifter der christlichen Religion zurückgelegt hat, erscheint der Lebenswandel eines der ersten, bedeutenden Pantheisten des Mohammedanismus, des Wollkrämplers Hallag. Es wird berichtet, daß er behauptet habe, er sei Gott. Wahrscheinlich hat er mit dieser Aeußerung einen Sinn verbunden, der seinen Freunden geläufig war, denn er hatte eifrige Anhänger. Die Orthodoxen des Islam aber trachteten ihm nach dem Leben. Die Regierung wurde von ihnen veranlaßt, gegen Hallag einzuschreiten. Er starb den Tod eines Märtyrers. Die große Heldenhaftigkeit seiner Haltung wird dabei rühmend anerkannt, und nach seinem Hinscheiden ereigneten sich nun auch Vorgänge, die mit den uns so wohl vertrauten einer anderen Leidensgeschichte unleugbar eine gewisse Verwandtschaft zeigen. Die Jünger Hallags konnten sich nicht darein finden, daß sie ihren geliebten Meister nun für immer verloren haben sollten. Da geschah denn das Wunderbare. Auf dem Wege nach Nahrawan

ahen sie ihn auf einem Esel reitend, wie es seine Gewohnheit sein mochte,
nd er sagte ihnen, sie sollten nicht glauben, daß man ihn gegeißelt und
ingerichtet habe.

Die Erregung der Gemüther läßt dieses poetische Traumgesicht voll-
mmen begreiflich und der rührende Hintergrund der Verhältnisse den
sychologischen Zusammenhang in einem freundlichen, trostreichen Lichte er-
heinen. — Es hat die Rose sich beklagt, daß sie so kurze Zeit nur blühe,
utet ein orientalisches Liedchen (Franz hat es wundervoll komponirt). Und
ır Tröstung wird ihr erzählt, daß sie unsterblich im Gesang leben soll. — So
ben auch diese Geisteshelden in einer dichterischen Unsterblichkeit fort.

Den eigenartigen pantheistischen Vorstellungen vieler Dichter und Denker
nd wundervolle Erzeugnisse entsprossen. Die geheimnißvollen Schätze theo-
phischer Spekulation enthalten zuweilen Gedanken von gewaltiger Kraft
nd Schönheit. Wie es reizvoll und interessant für den Reisenden ist,
enn er sich nicht nur auf der allgemeinen Heerstraße bewegt, sondern
legentlich auch Seitenwege einschlägt, um das Innere der von ihm be-
isten Länder kennen und schätzen zu lernen, so ist es auch in hohem
rade anziehend, beim Studium der Kirchengeschichte die Pfade des dog-
atischen Lehrplanes manchmal zu verlassen und sich sonst bei den Einzelnen
nzuschauen, wo das religiöse Bedürfniß in origineller Weise sich regt und
ersönliches auftaucht. So erfreuen wir uns heute an den stimmungs-
llen Versen eines Angelus Silesius, wie er in kühner Folgerichtigkeit
m innern Drange gehorcht und Dinge zum Vorschein bringt, die der
nbefangene zunächst für nahezu secessionistisch modern halten möchte.

Für die bildenden Künste scheint ja geradezu aller Reiz des Indi-
duellen, Besonderen außerhalb der Schulen zu liegen. Nicht im Konven-
onellen beruht auch auf religiösem Gebiete der höchste menschliche Werth.
tarke Geister möchten wohl zumeist Alles ringsum in die eine Daseinsform
ingen, die ihnen natürlich und nothwendig vorkommt. Sie stiften Schulen
er Sekten oder erneuern machtvoll einen überkommenen Zwang. Wohl-
uender erscheint mir das Wirken der milden Seelen, die der fremden
igenart mühelos ihre Rechte gönnen und für sich nur eine kleine Freiheit,
omm zu sein, wie es ihnen selbst geboten scheint, erbitten. Mit tiefer
einheit hat Herman Grimm in seinem Leben Michelangelos das Charak-
ristische solcher typischen Unterscheidung anläßlich Savonarolas und
iesoles erläutert.

## d. Theismus überhaupt.

Polytheismus, Monotheismus und Pantheismus können auch in be-
mmten Mischungsverhältnissen auftreten und die Geister mit successiv
echselndem Hauptgepräge beherrschen. In neuerer Zeit wird nun aller-
ngs die erstgenannte Form der Gottesidee wohl nur in bewußter künst-
rischer Tendenz gebraucht; Richard Wagner glaubt nicht an die

nordischen Götter und Schiller eben so wenig an die olympischen, die er anruft. Anders mochte es damals, als der Polytheismus die herrschende Religion war, gewesen sein. Wo hier monotheistische Gedanken auftauchen, wo die Götterversammlung zur Einheit verschmilzt oder dem Apollo in stiller Geheimweisheit zunächst eine Hegemonie, dann vielleicht auch die alleinige Wahrheit zugeschrieben wird, da mußten sich wahrscheinlich mit solchen Anschauungen hohe Werthgefühle verbinden. Es war den Menschen heiliger Ernst.

Die Uebergänge aus dem Polytheismus zum Pantheismus brauchen nicht immer den Monotheismus zu passiren. An und für sich liegt allem Pantheismus eine einheitliche Zusammenfassung zu Grunde, aber wo auf den monistischen Begriff kein scharfer Accent fällt, verschwindet das Götterwesen sogleich im gottbelebten All, ohne vorherige Konzentrirung zur betonten Alleinheit der Gottperson. Alles ist voller Götter, Alles ist göttlich. Die Gefühle der Andacht und Verehrung, die man den hohen Ordnern der irdischen Dinge zu zollen gewohnt war, wandern von der Vorstellung der Ordnenden in die Gesetzmäßigkeit des Weltzusammenhanges herüber. Wo aber ein Monotheismus erblüht war und gegen Pantheismus eingetauscht wird, da begleiten die religiösen Gefühle ebenfalls den eintretenden Wechsel, und nur wer bereits der Gottheit gegenüber kalt gestimmt erschien, wird es nun auch dem göttlichen All gegenüber erscheinen. Schwerer ist der umgekehrte Vorgang vorstellbar, daß ein Pantheist die weihevolle Betrachtung des Naturganzen für eine Verherrlichung der Gotteinheit aufgiebt, denn im Naturganzen liegt ihm schon die davon unlösbare Göttlichkeit, und ein Gott außerhalb der Natur müßte ihm befremdlich dünken. Dennoch werden wir einer derartigen Gesinnung in einer hoch entwickelten Kulturzeit begegnen, nachdem bereits die mannigfachen theistischen Gedankengänge durchlaufen waren und zur Verfügung standen, obwohl freilich nicht jedem Spätgeborenen sich der ganze Reichthum der zurückgelegten Entwicklung in gleicher Weise anbietet, und man niemals den geistigen Besitz einfach ergreifen kann, sondern ihn erwerben muß.

Der Schreiber dieser Zeilen ist weit entfernt von dem Glauben, daß er den großen Gegenstand weit genug überschaue, um sämmtliche vorhandenen Schattirungen des religiösen Gefühls irgendwie auch nur annähernd bezeichnen und würdigen zu können. Zum Glück braucht das auch nicht nothwendig zu sein. Jeder Leser, der selbst einen höheren Standpunkt einnimmt, als ich ihm zu bieten vermag, kann ergänzend eingreifen. Ihm wird meine Unzulänglichkeit nicht schaden; und Niemandem kann überhaupt fremder Bericht die eigne Prüfung endgiltig ersetzen.

Walthoffens neuestes Werk über die Gottesidee*), die gedankenreiche

*) Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung. Gemeinverständliche Darstellung von Dr. Hyppolyt Walter von Walthoffen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1901.

Arbeit eines Menschenlebens, mußte mir bei den eignen Bemühungen um dasselbe Thema als eine willkommene Hilfe erscheinen. Ich habe oft Zweifel gehegt, ob eine derartige Leistung überhaupt möglich sei. Die Geschichte des Gottesbegriffs bildet einen wichtigen Bestandtheil der Geistesgeschichte der Menschheit. Die verschiedenen Formen, in denen das religiöse Bedürfniß Ausdruck gesucht und gefunden hat, zu untersuchen, würde vielleicht die Kräfte eines Einzelnen übersteigen, und er würde sich vor eine unerschöpfliche Aufgabe gestellt sehen. Jeder Versuch einer Systematisirung dürfte an der schönen Mannigfaltigkeit des Problems scheitern, und doch sieht sich die ordnende Darstellung auf eine solche gewiesen. Daß hierbei Verschiedenartiges nicht hinreichend gesondert und manches Bedeutsame wohl überhaupt den zugreifenden Händen entschlüpfen wird, scheint unvermeidlich. Um dieser Bedenken willen sollte man jedoch nicht gänzlich von dem reizvollen Versuche einer solchen Arbeit abstehen. Die Walthoffen'sche Arbeit ist daher als ein werthvoller Beitrag für ähnliche Bestrebungen anderer Mitarbeiter auf diesem unermeßlichen Gebiete dankbar zu begrüßen.

So schön und verlockend es wäre, sich der Führung eines tüchtigen Meisters vertrauensvoll und sorglos unterstellen zu können, erlaubt möchte das doch nur sein auf die Gefahr hin, sich selbst der unmittelbaren Anschauung zu entfremden. Bei einer Behandlung des Gottesproblems in unserem Sinn kann es sich nun freilich nicht um die Pflege und Fortpflanzung erbaulicher Stimmungen in erster Linie handeln. Gottesliebe zu erwecken, ist die Betrachtung einer wiedergespiegelten religiösen Gesinnung wohl schwerlich im Stande. Wenn wir nun aber auch die frische Beziehung zum Ewigen selbst zunächst ausschalten und dem Reflex des Phänomens allein Beachtung schenken, Menschenliebe läßt sich bei der Vertiefung in menschliche Seelenzustände schlechterdings nicht ausschließen. Nur ein eignes Nahetreten an die Persönlichkeit kann darum hier das liebevolle Verständniß für die mancherlei abweichenden Gestaltungen der Gottesidee erschließen, und jede Darstellung, die mit dem Begriff der Steigerung zu Höhepunkten hantirt, begeht den vielleicht überhaupt unvermeidlichen Fehler, dem Einzelnen in seiner vollen Tiefe auf allen Punkten der aufsteigend erblickten Linie nicht hinreichend gerecht zu werden. Darum ist es wünschenswerth, zusammenfassende historische Arbeiten nicht lediglich als Quellen zu benützen, sondern ihrer Lektüre ein Studium des behandelten Gegenstandes beizugesellen.

Bei dieser Beschäftigung kann den Arbeitenden wohl allmählich ein schönes Gefühl ruhiger Freundschaft mit den verschiedensten Phasen der theologischen Ideenentwicklung überkommen. Er sieht nicht mehr von einem voreingenommenen Zielpunkte herab auf die gewundenen Wege, die herauf zu seiner Höhe führen. Er weiß, die Straße hat weder Ziel noch Ende, und er könne einschlafen auf einer jeden Bank, die ihn zur Rast einladet. Andere werden weiter dringen, sagt er sich. Aber auch hier ist gut sein.

### e. Deismus.

Neben dem Theismus hat man in letzter Zeit einen besonderen Deismus genannt und diesen von dem lateinischen Wort Deus abgeleiteten Namen von jenem andern, der die griechische Bezeichung θεος birgt, unterschieden. Der Deismus ist historisch betrachtet eine Frucht der englischen Aufklärung. Philosophisch angesehen ist sein Wesen jedoch bedeutend älter und kann schon in fernen Kulturzeiten aufgefunden werden. *) Man stellte sich Gott außerhalb und sozusagen getrennt von der Welt vor als den ihr unendlich überlegenen Herrn und Meister. Gott hat diese Welt, in der wir leben, geschaffen. Er selbst ist entrückt in ein ewiges Jenseits, ausgeschieden aus der anthropomorphistischen Denkweise. Seine Erhabenheit gilt es mit keiner determinirenden Bestimmung anzutasten. Gott ist fern und groß, die Welt wird als klein und nahe, im Gegensatz zu ihm, empfunden. Aber diese Welt ist doch sein Werk, und die moralische Ordnung der Dinge findet in seiner Größe ihren letzten Ursprung.

Der deistischen Gottesauffassung läßt sich Würde und Hoheit gegenüber sonstigen Formen dieser Problemstellung nicht absprechen. Es ist die psychologische Analogie mit einem Werkmeister, der im Großen schaltet und waltet, der nicht jeden Tag abrechnet, unausgesprochen im Hintergrunde zu vermuthen. Nicht um jeden irdischen Quark geziemt es sich für einen hohen Herrn sich zu bekümmern. Also auch nicht für die Gottheit. Mit dieser Analogie giebt man wahrscheinlich das Motiv der Anschauung ziemlich richtig wieder, freilich nicht die Anschauung selbst. Alles Menschliche ist hier bewußt abgestreift worden. In reiner Hoheit ist das Göttliche dem Weltlichen schlechterdings gegenübergestellt. Gott ist nicht in der Welt, sondern über ihr. Sein Geist wohnt ihr nicht inne, er ist ihr ewiger Schöpfer und Erhalter. Unendlich ist seine Macht und Schönheit. Der Gedanke an seine Vollkommenheit mag uns im Staube beseligen und zu muthigem Streben nach dem Edelsten entfachen. Sein Dasein ist der tiefe Trost im Unglück. Man darf vertrauen, daß das göttliche Sein in unzerstörbarer Herrlichkeit bleibt und währt und alles Geschaffene mächtig überdauert.

Keine Wunder geschehen in der Natur. Es giebt keine Durchbrechungen der Naturgesetzmäßigkeit. Dies würde der Hoheit Gottes widerstreiten. Die ganze Natur ist ein einziges Wunder ohne Ende. Wer das erkannt hat, wie der von Kipling so fein geschilderte indische Heilige Purun Baghat, für den haben die kleinen sogenannten Wunder aufgehört. Interesse kann

---

*) Walthoffen (a. a. O. S. 332 f.) bringt Judenthum und Islam mit dem Deismus in Verbindung. In seinen geistvollen Erörterungen, die viel Treffendes enthalten, mißfällt es mir, daß er den außenweltlichen Gott vielleicht doch ein wenig allzu persönlich (als spröde oder stolz) schildert. Ich glaube diese Anthropomorphismen liegen den Deisten im Grunde fern.

der Theosoph für die einzelnen Phänomene nur indirekt besitzen. Die Idee der Gottheit steht ihm unmittelbar vor der Seele. Die Gottheit aber ist auch ein ewiges Schweigen, wie *Angelus Silesius* gesungen hat.

### f. Atheismus.

Mit dem Ausdruck „ewiges Schweigen", mit dem Gott außerhalb des Weltganzen, haben wir uns bereits einem Verfahren genähert, das in der völligen Elimination des Gottbegriffes endigt. Zunächst scheint in dieser Beseitigung der uralt ehrwürdigen Idee eine gewisse melancholische Schönheit zu liegen. Das haben einige Dichter herausgefühlt und, ich möchte beinahe sagen, damit kokettirt. Die kindlich poetische Weise, in der *Heine* mit der Vorstellung des lieben Gottes umspringt, möchte man sich noch gefallen lassen, aber der mangelnde Ernst atheistischer Weltschmerzler ist schwer erträglich. Es macht da öfters den Eindruck, als werfe man Gott vor, daß er nicht da ist. Rein menschliche Empfindungen werden in das postulirte Nichts inkonsequenter Weise hinübergespiegelt. Man bedauert, daß die Natur nicht helfen könne, und legt es ihr zugleich als eine Grausamkeit aus. Man schmollt mit Gott, indem man ihm im Stillen mit Aberkennung droht, oder man trotzt grundlos in's finstere Nichts hinaus, von dem man sich, ebenfalls grundlos, so viele Liebe versprochen hatte. —

So albern diese Gedankengänge in ihrer Nacktheit erscheinen, so schön und glaubwürdig muthen sie an, wenn sich ein echter Dichter ihrer annimmt. Es ist dann das tiefe religiöse Gefühl in einer tragischen Selbstauflösung ersichtlich. — Christi Leiden werden geschildert und am Ende dem erbarmungslosen Himmel die Faust entgegengestreckt. Wehe Dir, wenn es wahr ist, daß Du dem nicht geholfen hast, dann sollte Dir doch wahrlich der Gerechte für immer kalt den Rücken kehren! — *Alfred de Vignys* Muse besitzt diesen hehren Atheismus. Auch *Friedrich Theodor Vischer* nähert sich ihm gelegentlich.

Die sinnlose Apostrophirung des Nichts würde unsere Lachlust erregen, wenn nicht zugleich eine Kühnheitswirkung durch das geheime Grauen vor dem Frevelhaften der Sache wachgerufen würde. Auch *Friedrich Nietzsche* hat sich an dieser poetischen Keckheit erfreut, und es ist schwer zu entscheiden, inwieweit bei ihm nicht bereits krankhafte Gelüste als Symptome des hereinbrechenden Uebels zu konstatiren sind. Das Imponiren-wollen an und für sich ist ja bei ihm nicht gerade vorauszusetzen. Er liebte jedoch heroischen Selbstzwang aller Art als ein moralisch verdienstliches Thun. Heftig begehrte er, sich tapfer und rein zu bewähren.

Allen den hier genannten Denkern und Dichtern: Vigny, Nietzsche und Vischer ist noch gemeinsam, daß sie das sittliche Gefühl zu hoher Zartheit in sich ausgebildet und das Schöne geliebt und geschmackvoll gepflegt haben. Dies läßt vielleicht darauf schließen, daß gelegentlich die dem

sittlich Guten oder ästhetisch Schönen zustrebenden Werthgefühle eine Art Verdrängung der eigentlichen religiösen Bedürfnisse zu vollziehen scheinen. Will man die letzteren in ihrer eigenthümlichen Sonderstellnng gewahrt wissen, also der philosophischen Spekulation ihre ewig provisorische Krönung im Gottesgedanken sichern, so mag dies Geschäft nur nicht verfrüht mit dem Sittlichen oder Erfreulichen in Eins geworfen werden.

Es kann wohl unter Umständen, wie das Beispiel Vignys zeigt, stilistisch edel klingen, unter Benützung der vorhandenen religiösen Gefühle dieser Stimmung einen tragischen Abschied zu geben. Oder es mag in begrenztem Umkreis als sittlich vornehm erscheinen, wie Nietzsche es that, Bravour an den Tag legen und nicht Ueberkommenes ungeprüft acceptiren zu wollen. In weiterer Perspektive dünkt mich jedoch ein Atheismus, wie er sich etwa in dem Gedichte Vischers über den fehlenden Vater im Himmel ausspricht, weder zureichend schön noch lauter, um die bleibende Berechtigung ewigen Lebens zu verdienen; denn was ist der Welt mit der Nichtigkeitserklärung einer vielleicht zu kindlich verwegen geäußerten Hoffnung gedient?

In der Gesellschaft von Atheisten mag man sich vielleicht zu Zeiten wohler fühlen als in der unduldsamer Gottgläubiger, aber diese sociale Wirthlichkeit ihres Wesens spricht noch nicht für die Wahrheit ihrer Meinung; kann auch mit der Bezeichnung vielfach nicht die Sache gedeckt werden, soviel ist gewiß, daß mit der zunächst erkennbaren Negation des Theismus der Inhalt werthvoller Bestrebungen, ohne Gegenleistung, entfernt wird. Ja, oft genug kann man nicht nur von Atheismus, sondern einem etwas gereizten Anti-theismus sprechen.

Das Grundübel der atheistischen Denkweise scheint mir in dem Umstande zu liegen, daß etwas negirt wird, dessen Definition a priori absolut nicht feststeht. Gott wird geleugnet. Gut, aber was ist das für ein Gott, der geleugnet wird? Ist es die Gottesidee in ihrer polytheistischen Vielheit, gegen die wir Front machen, oder der außerweltliche Gott der Deisten oder der Naturgott des Phantheismus? Je nachdem handelt es sich ja stets um einen partiellen Atheismus.

Die pantheistischen Denker Spinoza, Fichte wurden seinerzeit als Atheisten verschrieen. Es war nicht ihr Verschulden. — Heute ist man, Gott sei Dank, freier geworden und meint den lieben Gott nicht allzu ängstlich beschützen zu müssen. Da treten nun aber Atheisten auf, die schlechthin Atheisten sein wollen, ohne zu bedenken, wie lächerlich es ist, gegen einen Namen als edler Don Quichotte zu Feld zu ziehen und keine Ahnung von dem, was hinter dem Namen steckt, zu haben. Der Name Gott kann zur Noth fallen gelassen werden, obwohl dazu eigentlich kein Anlaß vorliegt, wie die innere Kontinuiät der Ideenentwicklung lehrt. Die Sache bleibt. Wer die ewige Welt in ihrer unergründlichen Heiligkeit leugnet, der weiß eben nicht, was er spricht. Er leugnet sich selbst.

Immerhin möchte ich den Atheismus nicht beklagen. Im Gegentheil.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der gesteigerten Geistesfreiheit. Wackre und gute Männer haben ihm zum Dasein verholfen, und wenn man vielleicht auch über ihren Scharfsinn Zweifel hegen mag, an ihrer tüchtigen Menschenfreundlichkeit soll garnicht gerührt werden. Nicht der melancholische Atheismus jedoch kann auf die Dauer befriedigen und der umstürzlerisch geniale Atheismus in seiner Unbesonnenheit noch weniger. Nur als kritische Regung gegen unduldsamen Dogmatismus hat er seine moralische Bedeutung.

## III. Veranlassungen des Glaubens.

### a. Draußen.

Dem Andenken Pascals.

Die Vergegenwärtigung zweier Dinge hat Immanuel Kant als unversiegbare Quelle seines Gottesglaubens bezeichnet. Der Sternhimmel um ihn läßt ihn in seiner Unermeßlichkeit an Gottes Unendlichkeit denken, und das Gewissen in ihm, das Gefühl, der moralischen Weltordnung anzugehören, erfüllt sein Gemüth mit Gottesglauben. Auch lange vor diesem schönen Ausspruch unseres großen Philosophen haben in der Geistesgeschichte der Menschheit wohl die genannten Faktoren wieder und wieder ihre stille Stimme zum Rufe nach der Gottheit erhoben, und ich möchte am Schlusse meiner Skizzirung einiger Formen der Gottesidee denn auch noch diese Veranlassungen des Glaubens zu beleuchten versuchen.

#### 1. Raum.

Um uns dehnt sich der unendliche Raum aus. Und nicht nur umringt er uns, nein er durchdringt uns auch völlig, wenn wir unser körperliches Sein berücksichtigen. Dennoch erklären wir ihn als etwas zum Draußen Gehöriges, weil wir ein tieferes geistiges Sein von ihm unterscheiden und ihm gegenüberstellen. Diese Gegenüberstellung ist freilich keine anschaulich vollziehbare Thatsache, denn alle Anschauung ist unvermeidlich räumlicher Art. Wir sehen nur das eine Mal die Erfahrung unter Abstraktion ihres transscendentalen Zustandekommens an. Das andere Mal aber gedenken wir ihrer unmittelbaren Nähe und verstehen, daß aller Raum sich in unserem Bewußtsein bildet. Dann haben wir unser geistiges Leben berührt. Davon nehmen wir jedoch hier vorläufig Abstand.

Die Unendlichkeit des Raumes ist eine zweifache. Sie ist extensiv und intensiv. Wir können überall in's Weite hinaus, ohne daß jemals die Raumanschauung durch eine Begrenzung aufgehalten würde. Das Weltall erscheint somit schrankenlos ausgedehnt. Hinter dem Milchstraßensystem werden Nebelflecke, die sich auch als Sternsysteme auflösen lassen, vermuthet. Damit erreicht unser astronomischer Kosmos sein Ende. Die philosophische Betrachtung aber übersteigt ihn. Nirgends kann der Raum aufhören. Allenthalben muß er sich ins Grenzenlose erstrecken. Soweit unsere Ge-

danken ihren Weg ins ungemessen Weite verfolgen, nirgends verläßt sie der Raum. Unendlich ist seine Ausdehnung.

Diese extensive Unbegrenztheit ist jedoch nicht die alleinige. Ihr tritt zur Seite eine nicht minder unabweisbare intensive Unergründlichkeit des Raumes. Denken wir uns irgend einen klein gewählten Abschnitt im Raume. Er soll so klein sein, daß unser Auge ihn kaum wahrnimmt. Nichts desto weniger ist selbst dieser kleine begrenzte Raumabschnitt innerhalb seiner Grenzen intensiv unendlich. Wir können ihn theilen und die Hälfte wieder theilen. Mit dieser Theilung können wir endlos fortfahren. Immer kleiner werden die gewonnenen Raumtheilchen, aber kleinste Theile, Theile, die sich nicht weiter theilen lassen, erhalten wir niemals. Atome giebt es nur durch einen willkürlichen Machtspruch unseres Denkens, der in unstatthafter Weise der intensiv unendlich vordringenden Anschauung Stillstand gebietet. In Wirklichkeit ist kein absolut kleinster Raumtheil vorstellbar. Stets kann sich auf's Neue die Forderung nach weiterer Verkleinerung erheben. Nie und nimmer wird somit auch in der engsten Enge und Tiefe ein räumliches Ende erreicht. Der Raum ist sowohl extensiv, nach allen Seiten, wie intensiv, in jedem Punkte unendlich. Die Anschauung giebt sich bei keinem Superlativ zufrieden. Groß und klein sind relative Begriffe. Etwas absolut Großes giebt es ebenso wenig, wie etwas absolut Kleines. Immer ist ein beliebig gewählter Raumtheil sowohl unendlich groß wie unendlich klein im Verhältniß zu der unübersehbaren Totalität des Raumes, welche als Vorstellung unvollziehbar ist.

Wenn daher Kant den Sternhimmel als einen Appell an die unergründliche Gottesidee auffaßt, so läßt sich dem mit einem gewissen Rechte auch wohl der Hegel'sche Appell an die Seite stellen. Auch beim Anblick eines Thierfelles beispielsweise können wir uns das Unendliche vergegenwärtigen und das Herz zur Gottesidee erhoben fühlen.

## 2. Zeit.

Nicht anders als mit dem Raume steht es mit dem anderen unserer Anschauung untrennbar innewohnenden Faktor, der Zeit. Die Zeit, welche neben dem Raume, als eine nothwendige Form unseres anschaulichen Denkens bezeichnet werden darf, ist ebenfalls sowohl extensiv wie intensiv unendlich.

Ohne Ende dehnt sich gleich einer niemals beginnenden und niemals aufhörenden Linie die Zeit aus. Wir können uns weder ihren Anfang vorstellen noch ihren Abschluß. In ihrem Wesen liegt die unbegrenzte Ausdehnung eingeschlossen. Es ist logisch unmöglich ein Vorhersein vor der Zeit zu postuliren, denn im Vorhersein wird bereits Zeit vorausgesetzt. Ebenso unmöglich ist ein Nachhersein nach der Zeit, denn auch dem Nachhersein wohnt noch das Zeitelement inne. So dehnt sie sich denn endlos vor uns oder in uns aus. Auf welchem Punkte immer wir uns ihrer

Lauf vergegenwärtigen, rastlos eilt sie fort. Der Augenblick ihres Erfassens liegt selbst in der Zeit. Aus ihr heraustreten können wir nach keiner Richtung. Sie ist extensiv unendlich wie der Raum, aus dem wir uns auch nirgends erheben können.

Aber auch die intensive Unendlichkeit läßt sich dem Zeitverlaufe keineswegs absprechen. Auch sie ist nicht nur unendlich in ihrer Ausdehnung, sondern nicht minder unergründlich in ihrer Tiefe an jeder Stelle. Jeder noch so klein gewählte Zeitabschnitt ist groß im Verhältniß zu einem kleineren, und ein absolut kleinster Zeitabschnitt ist ein ebenso unmögliches Ding, wie ein absolut kleinster Raumtheil. Auch die Theile der Zeit können wir fortgesetzt verkleinern und gelangen niemals an ein Ende. Wohl wird es unserem sinnlichen Zeitbewußtsein bald versagt sein, den Forderungen der Theilung und Verengerung der Theilchen zu folgen. Es entsteht eine Schwelle, unterhalb deren wir die eilig kleinen Momente nicht mehr im Fluge erhaschen, und hier ist auch kein Mikroskop denkbar, das uns weiter blicken läßt, als unser Zeitsinn trägt. Für ein anders beschaffenes appercipirendes Bewußtsein, als wir es besitzen, würde aber das, was an uns unendlich schnell vorüberhuscht, noch zeitlich ergreifbar zu denken sein. Unsere Auffassung von der Zeit braucht doch nicht die allgemeingültige Tempobestimmung des Universums zu bilden. Es kann etwa zeitliche Anschauungsformen in der Wirklichkeit geben, für die unsere Sekunden sehr lange Zeitstrecken darstellen, ebensogut, wie es andere geben mag, für die unsere Jahrtausende kaum erfaßbar schnell vorübereilen. Auch schnell und langsam sind relative Begriffe. Auch hier giebt es keinen Superlativ. Jedes noch so schnelle Tempo kann langsam sein für ein noch schnelleres und ein noch so langsames wiederum schnell für ein noch langsameres.

Dies ist keine müßige Spielerei mit Begriffen. Wer die Folgerichtigkeit des Gedankenganges anerkennt, der wird sich daraus denselben Trost, wie aus dem Gewahrwerden des unendlichen Raumes schöpfen können. Die erhabene Unbegreiflichkeit von Raum und Zeit erhebt das Gemüth zu Gott. Wir lassen uns durch nichts in der Welt mehr bange machen. Nichts kann von ihm uns trennen. Mit ihm sind wir unlösbar verbunden. Menschliche Autorität hat ihre Grenzen, hier aber liegen die tiefen Wurzeln unserer Freiheit in der Erkenntniß der allgemeinen Bedingtheit. Nicht auf Menschenwerthe, wie: hoch und niedrig, klein und groß, schnell und langsam dürfen wir uns verlassen. All das kann durch neue Werthe umgestoßen werden, aber das Ewige nicht.

Im Gottesglauben liegt die unverlierbare Würde auch des geringsten Menschen. Angesichts des Unermeßlichen ist nichts klein und nichts groß, Gnade durchdringt die Verdienste. Es ist keine Möglichkeit, ihm zu imponiren, oder ihn zu täuschen. Aller Hinterhalt muß fallen, alle Eitelkeit zu Schanden werden. Wir wissen nicht, woher wir kommen und wohin wir gehen. Aber wir wissen, daß wir im Unendlichen wohnen.

Das Unendliche ist uns jederzeit, so oft wir wollen, vor den Augen. Wir schweben über unerkannten Tiefen. Immer blickt uns der ewige Himmel an mit Augen, in denen kein Menschenzorn und keine Menschenfreude funkelt, sondern die grenzenlos das All durchschauen. Wir schauen in die Welt mit unseren Blicken und sehen die Dinge im Lichte unserer durch eine lange Entwickelung gereiften Auffassung. Hüten wir uns vor der vermessenen Meinung, daß die so erblickte Scheinwelt das Wesen erschöpfe. Hüten wir uns aber auch vor der Tollheit, dem geglaubten höheren Wesen in allem Ernste Prädikate, die der eigenen Werthschätzung entspringen, zuzuschreiben. Schweigen geziemt uns, aber die Gefühle ahnungsvoller Beseligung beim Bedenken der ungeschlossenen Weltenfülle lassen sich nicht verbieten.

Beim Anblick des Sternhimmels tauchen diese Gedankengänge leichter auf als in dem zerstreuenden Treiben unserer alltäglichen Mühen um das liebe Brot. Da können wir uns sammeln und recht im Himmelsdome den unbegreiflich schönen Harmonien lauschen, die aus all den goldenen Verhältnissen der erschauten Schönheit unsern auffassenden Sinnen ertönen und aus den Sinnen eindringen in die Tiefe unseres schlagenden Herzens.

### b. Drinnen.

Gegenüber Zeit und Raum, wie sie uns die objektive Wirklichkeit bietet, stellt der Mensch sein Inneres als ein geistiges Sein hin, ein innerliches Leben, in dem sich das äußere als Spiegelbild bewegt. Ich will mich hier garnicht in die subtilen Unterscheidungen einlassen, welche der transscendentalen Erkenntnißtheorie angehören. Nur soviel möge gesagt werden, daß die lebendige Erfahrung in ihrer unmittelbaren Innerlichkeit das Subjekt auch sich selbst als ein geheimnißvoll unergründliches Wesen in der unendlichen Welt erscheinen läßt.

Da gedenken wir denn nun des zweiten Theils jenes tiefsinnigen Ausspruches von Immanuel Kant, der das Gewissen im Menschen als eine innere Glaubensveranlassung dem Anblick der unermeßlichen Außenwelt an die Seite stellt.

Was das Gewissen sei, soll hier nun ebenso wenig erörtert werden wie die Frage, ob Jedermann es kenne und besitze. Auf Definitionen und Benennungen kommt bisweilen wenig an. Der Hauptwerth scheint mir in der angeregten Gedankenrichtung zu liegen.

Bedenken wir noch einmal recht deutlich die Thatsache unseres Schwebens im Unendlichen, daß unsere Augen fort und fort einen allenthalben unendlichen Raum durcheilen, und daß unser Bewußtsein eine überall unendliche Zeit überfliegt, so wird uns angesichts dieser dem Gedanken vernehmlichen Wahrheit eine andere Wahrheit, wie ich meine, um so klarer vor die Seele treten. Dies ist die folgende.

In der solchergestalt unbegreiflichen Welt nehmen wir eine gewisse

uns wohl vertraute Stellung inmitten uns wohl vertrauter Verhältnisse ein. Wir haben wohl vertraute Beziehungen zu bekannten Dingen angesponnen und leben in ihrem Netze mit einer sozusagen philisterhaften Selbstverständlichkeit dahin. Nicht das Unendliche und Unergründliche werden wir gewahr, sondern das Ergründliche und Begrenzte. Wir sehen uns vor lösbare Aufgaben der praktischen Existenz allerorts gestellt, und hierin beruht unser Wohl und Wehe. Gegenüber der erkannten geographisch-historischen Erdenwelt fühlen wir uns auf unserem Posten, dienen einer Gemeinschaft, der wir angehören, finden Pflichten und Freuden. Die Liebe zu den Mitmenschen, die gemeinsame Arbeit im Dienste der Menschheit wird somit unser sittliches Anliegen, und außerhalb dieses uns angewiesenen Wirkungskreises geht uns das Unendliche moralisch garnichts an. Es ist im Gegentheil so, als ob wir nach einer Vergegenwärtigung der uns fremden Regionen die heimische Atmosphäre der bekannten Verhältnisse doppelt werthvoll empfinden, als seien wir in menschenöder Wildniß auf Gletscherhöhen gewesen und stiegen nun wieder zu Thal, wo wir die Ansiedelungen der gleichorganisirten Wesen voller Behagen erblicken und uns in unserem Elemente fühlen.

Das Unendliche steht mithin in keiner sittlichen Relation zu uns. Es gleicht einem ewigen Jenseits, und hier im Diesseits wurzeln alle unsere Pflichten. Aus der Besinnung auf unsere moralische Weltstellung entsteht jedoch ein nicht minder erhabener Hinweis auf die Gottesidee, als das durch die räumlich-zeitlichen Unendlichkeitserwägungen der Fall war. Die Thatsache nämlich, daß wir Vernunft besitzen, daß es uns vergönnt ist, aus dem Getriebe der Welten für uns giltige Regeln oder Ideen der Wahrheit, Güte oder Schönheit zu vernehmen, läßt den Schluß zu, daß dies Getriebe nicht schlechterdings blind und zufällig genannt werden darf, sondern die Ideale, die wir in uns subjektiv ausbilden, als irgendwie im Keime vorhandene Anlagen in sich bergen muß, ja mindestens die Anlagen zu unseren Idealen, wahrscheinlich aber weit, weit mehr, wovon wir uns nichts träumen lassen. Falsch ist es jedenfalls, dem Urgrunde aller Dinge menschliche Attribute beizulegen; denn der Mensch ist nicht das letzte Ende oder die letzte Höhe der Weltentwicklung, sondern nur ein Produkt der Weltverhältnisse wie alles Andere, das wir wahrnehmen.

Die Bildung der Gottesidee in der Geistesgeschichte ist nicht allein deshalb ein bedeutsames Problem, weil sich hier eine wundervolle Poesie der Völker ausdrückt. Uns geht die Frage noch tiefer zu Herzen als andere Kulturgeburten der Menschheit, denn wir müssen anerkennen, daß es sich hier um eine immer aktuelle Stellungnahme zum Unergründlichen handelt. Es ist ein ewiges Problem und eine unerschöpfliche Geistesarbeit. Nie wird sie eingestellt werden, wenn sie sich auch wohl noch in mancherlei neuen Formen wird bewegen können. Weiter reicht diese Schönheit als alles Sonstige auf der Erde.

Der Einzelne, der sich solcher Ueberlegung hingiebt, läßt das müde Haupt bald sinken. Er erhebt keinen Anspruch auf ein ewiges Leben. Als ein Wohlthäter kommt der Tod zu ihm herangeritten und mäht ihn nieder, wie er die Millionen seiner Väter dahingerafft hat. Von Weitem sieht ihn der Lebende oft schon heraneilen. Am Horizonte taucht er auf, er reitet ohne Rast und kommt in jeder Minute näher. Wie bald er sein Ziel erreicht, vermögen wir nicht zu sagen, denn wir wissen nicht, wie schnell oder wie langsam er den Raum, der ihn noch von uns trennt, durchmessen wird. Aber er kommt und erlöst uns von all' den Sorgen und Mühen des Lebens, auch von manchem Schönen nimmt er uns fort, dessen Gedeihen wir gern noch gesehen hätten. Ohne allen Schmerz kann es nun einmal nicht abgehen. Aber die Macht, der wir Leben und Verstand verdanken, sie hat uns auch diesen Reiter gesendet, und so düfen wir wohl vertrauen, daß es so und nicht anders gut ist und seine Richtigkeit habe, besser als wir es hätten einrichten können.

Solange wir leben, ist Liebe zu den Nächsten unser Loos und unsere Bestimmung. Das lehrt uns die Erkennbarkeit unserer kleinen erfüllbaren Aufgaben und Pflichten in der unerkannten Unendlichkeit. Daß wir im Stande sind, Pflichten zu tragen, läßt uns auf eine Ordnung in der scheinbaren Zufälligkeit des Weltgetriebes schließen. Aus der Natur sind uns nicht nur Nase, Mund und Augen, sondern auch die Gedanken, die dem Ewigen nachhängen, entstanden. Unserer Vernunft entspricht etwas außer uns, das mehr ist als Vernunft, das wir verehren. Der Gedanke an dies Verehrungswürdige durchzieht die Geistesgeschichte der Menschheit und endigt nicht mit unserem Leben. Wir werden müde und schwach, und uns naht einmal der ersehnte Abend, aber die Erdenarbeit blüht fort und wird neue Gestaltungen erfahren. Der Einzelne jedoch findet für Alles, was ihm sterbenswerth erscheinen muß, einmal das erhoffte Ende; denn die Natur, die Müdigkeit erschuf, wird auch den Schlummer uns nicht versagen.

* * *

Ich habe im Anfang an die schöne Schilderung des religiösen Gefühls in Goethes Elegie erinnert. Nun, da ich zur Geschichte des Gottesbegriffs einige Bemerkungen niedergeschrieben habe, kann die resultirende Stimmung abermals an die dort beschriebene anklingen.

Wenn es dem Menschen erlaubt wäre, irgend einen Wunsch zu äußern, welcher es sei, und der Wunsch sollte in Erfüllung gehen, ich glaube, der Wählende würde sich in der stärksten Verlegenheit befinden. Angesichts der unendlichen Natur wird er vielleicht am liebsten schweigen und es ihr überlassen, die Dinge zu regieren.

Auf eine reine Herzensfassung dem Ewigen gegenüber kommt es an. Sie wird durch das Gebet erreicht, eine Handlung, durch die der Mensch

n ein Bündniß mit seinem Gott zu treten glaubt und sich hier Kraft holt, as Gute zu thun, und die Weisheit findet, es zu erkennen. Doch die stimmung der Erhebung zum Göttlichen ist an keinen formalen Prozeß ebunden.

Nichts ist klein und nichts ist groß. Alles ist im Lichte der Ewigkeit trachtet gleich werthvoll oder gleich nichtig. Es ist schließlich gleich, omit wir uns beschäftigt, aber die Art und Weise, wie wir es thaten, nterläßt Wirkungen in unserer seelischen Organisation, die sich fortpflanzen eiter, als wir bestimmen können.

So kommt denn, heut und immerdar, Alles auf die innere Fühlung it dem Reinen und Guten in der Welt an. Sie zu gewinnen, ist niemals nmöglich, und Aberglaube ist aller Wahn, daß man auf andere Weise lück finden könne. Glück an sich ist überhaupt ein verächtlicher Begriff. r widerstrebt der Würde des Menschen. In Verbindung mit Eudämonis- us wird auch die Gottesidee verzerrt, dagegen sie in den edlen ethischen edankengängen bei Wilhelm Wundt uns hoheitsvoll anblickt.

# Der letzte Ausflug.

(La dernière escapade.)

Von

## Guy de Maupassant.

Deutsch von Max Hoffmann.

— Berlin. —

I.

Ein großes, altes Schloß mit hohen Wänden,
Die Stufen wackeln, Gras und grünes Moos
Wächst dicht und lang hervor an allen Enden
Und deckt die Risse, wenn sie noch so groß.
Zwei Thürme hat es, einer trägt die Spitze,
Jedoch des andern Haupt scheint abgeschlagen.
Der Sturm hat's eines Abends weggetragen,
Doch Epheu klimmt hinauf durch jede Ritze
Und hängt wie die Perrücke eines Alten.
Das Wasser, das herabrinnt an dem Thurm,
Hat langsam dort gegraben wie ein Wurm
Und ihn der Länge nach breit aufgespalten.
Ein Baum, dicht an der aufgeriss'nen Mauer,
Birgt alte, dunkle Zimmer dem Beschauer.
Die Fenster sehen aus wie müde Augen,
Zur Wohnung scheint der Bau kaum noch zu taugen;
In diesem Riß, gleich einer breiten Narbe,
In dieser häßlichen Salpeterfarbe,
In diesem Dach mit halbzerbrochnen Ziegeln
Scheint gänzlicher Verfall sich abzuspiegeln.

Ringsum dehnt sich ein großer, dunkler Park.
Er schläft am Tage selbst; bald leis, bald stark
Die Blätter dort geheime Zwiesprach tauschen
Wie an der Küste sanftes Wogenrauschen,

Wenn unter'm blauen Himmel glänzt das Meer.
Unzähl'ge Zweige tragen alle Bäume,
Und wie die Sonne sich auch müht, nie mehr
Bescheint sie der Alleen finstre Räume.
Hoch wölben sich die Wipfel wie ein Dom,
Die Sträucher unter ihnen sind verdorrt,
Und stets ergießt sich modriges Arom,
So wie am menschenleeren Grabesort.

Auf der Terrasse dort, von welcher man
Den baumumsäumten Grasplatz sehen kann,
Erscheinen Diener jetzt und führen leise
Zwei mühsam trippelnde, gebeugte Greise.
Sie kommen langsam mit unsichren Tritten
Die morschen Stufen still herabgeschritten
Und tasten mit den Stöcken vor sich hin.
Sie sind so alt, es wackelt schon ihr Kinn,
Mit welker Haut ist's eine Frau, ein Mann,
Und man begreift nicht, daß sich noch das Leben
In diesen trocknen Knochen halten kann.
In große Lehnstühl' läßt man sie dann nieder,
Ganz krumm gebückt, und Kopf und Hände beben.
Sie heben kaum die welken Augenlider
Und blicken auf den Boden hin und schweigen.
Sie denken nichts. Ein ew'ges Zittern will
Allein in diesem schwachen Leib sich zeigen.
Wenn sie noch leben, ist's nur, weil sie still
Gewöhnt sind, so zu zwei'n zu leben fort;
Doch schon seit Langem sprachen sie kein Wort.

## II.

Da weht ein warmer Hauch mit milder Kraft.
Im Leib der Bäume regt sich frisch der Saft,
Denn ihre Häupter streichelt sanft die Sonne.
Die Wärme steigt empor wie Meereswogen,
Und auf der Wiese kommen angeflogen
Die goldnen Schmetterlinge voller Wonne.
Es zirpt bis in das ferne Feld und klingt,
Ein Lärm erfüllt den weiten Horizont,
Und endlos seine muntern Weisen singt
Das Volk der Heimchen, das im Gras sich sonnt.
Die Lebenslust ist überall entflammt,
Und neu belebt durch warmer Winde Fächeln,
Zeigt auch das alte Schloß ein steinern Lächeln,
Das aus den längst verflossnen Zeiten stammt.

Die Alten blicken auf, zwar schwach und matt,
Doch nicht mehr regungslos, das Sonnenbad

Bringt in die dürren Glieder etwas Leben.
Die kalten Lungen trinken Sonnenglut;
Ihr Geist, der dumpf schon wie im Schlaf geruht,
Lauscht auf die Stimmen, die sie rings umschweben.
Auf ihren Stock gestützt sehn sie sich an.
Zur alten Freundin wendet sich der Mann
Und sagt: „Schön ist es heut!" mit müdem Blick.
Sie giebt den müden Blick mühsam zurück,
Schaut in die Ferne, dann zur Erde nieder
Und spricht: „Die schönen Tage kehren wieder."
Die Stimmen klingen dünn wie die von Ziegen! —
Sie fühlen Lenzluft um die Stirn sich wiegen
Und sind verwirrt; der Duft vom frischen Wald,
Der manchmal stromgleich kommt, berauscht sie so,
Wie alter Wein zum Kopf steigt mit Gewalt.
Sie wiegen ihre Häupter leicht und froh,
Ein frührer Zauberhauch weht aus der Luft.
Und er, mit leichtem Schluchzen plötzlich ruft:
„Wie heute war's voll Duft und Sonnenschein
Im Wald bei unsrem ersten Stelldichein!"
Sie schweigen wieder. Melancholisch denken
Sie an die weit entfernte Jugendzeit,
So wie zwei Schiffe stets zum Hafen lenken,
Durchfuhren sie das Meer auch noch so weit.
Er drauf: „Wie lang' ist's her! Das kehrt nicht wieder . . .
Und unsre Steinbank, drauf wir saßen nieder?"
Da ist's, als ob die Frau vor Freude bebt,
„Wir wollen hingehn!" spricht sie, und belebt
Stehn Beide auf und wackeln mit den Köpfen.

Ein sonderbares Paar, so dünn und fahl!
Im alten Jagdwams er mit goldnen Knöpfen,
Sie im verschossnen, buntgeblümten Shawl!

III.

Sie späh'n, ob nicht die Diener sie erblicken,
Und sind mit ihrem krummgebognen Rücken
Beschämt, so alt zu sein, wo Alles heiter.
Sie fassen sich wie Kinder an der Hand
Und schreiten auf dem breiten Weg im Sand.
Sie schwanken wie zwei Trunk'ne langsam weiter
Und stoßen oft sich mit den Schultern an;
Unsicher und im Zickzack geht ihr Schritt,
Die Stöcke, die die Hand noch halten kann,
Sie stampfen wie zwei Stelzen seitwärts mit.

Kurzathmig kommen sacht sie in die Näh'
Des Parks und auf die große Hauptallee.

Vor ihnen wandelt die Vergangenheit:
Als ob sie auf dem feuchten Weg erblickten
Die Spuren noch, die ihre Füße drückten,
Wenn sie in ihrer Liebe Frühlingszeit
Sich Tag für Tag daselbst getroffen hatten.
Die breiten Ulmen und die ries'gen Eichen,
An denen winzig sie vorüberschleichen,
Umhüllen sie mit ihrem ew'gen Schatten.

Und wie man blättert eines Buches Seiten:
„Hier war es," spricht er, und sie sagt: „Ja da!"
„Küßt' ich Dir nicht die Hände dort?" — „O ja!"
„Und dort den Mund?" — „Ja dort!" — Und so begleiten
Sie Küsse ohne Zahl auf ihrem Gang,
Wie Kreuze einen Pilgerweg entlang.
Sie rufen sich die schöne Zeit zurück,
Den Zauber, der die Herzen hielt gefangen,
Als sie, berauscht vom süßen Liebesglück,
Sich Aug' in Auge lächelnd fest umschlangen
Und stumm, im Busen wunderbares Klingen,
Auf diesem selben Wege einstens gingen!

IV.

Sie seh'n die Moosbank jetzt, wie sie so alt.
„Da ist sie!" rufen sie und setzen sich.
Und durch Erinnerung erhellt sich bald
Die Finsterniß, die schwärzlich sie umschlich.
Und siehe da! Durch das feuchte Gras heran,
Wohl hundertjährig eine Kröte schleicht,
Mit ihrem ungeschickten Kriechen gleicht
Sie einem Kind, das noch nicht gehen kann.
Ein heft'ges Schluchzen da erschüttert Beide:
Sie ist's! Die erste Zeugin ihrer Eide,
Die sie sich schwuren, die sie treu gehalten!
Und sie kennt auch gar wohl die beiden Alten;
Sie hält still an, als wollte sie sie grüßen,
Bläht ihren Leib, schaut sie großäugig an,
Und an der welken Liebesleute Füßen
Reibt sie gemächlich ihren Körper dann.
Sie weinen. Plötzlich tönt ein Vogelsang
Im tiefen Wald. Ist das derselbe nicht,
Der einst, vor achtzig Jahren hier erklang?
Ein wilder Rausch zu ihnen Bahn sich bricht,
Aus fernsten Tagen kommt's herangeschwommen,
So wie die Wellen eines Stromes kommen:
Ihr ganzes Leben, all ihr Glück, die Lust,
Die Nächte, wo sie ruhten Brust an Brust,

Das liebliche Erwachen dann am Morgen,
Und abends der Spaziergang in dem Schatten,
Wo Wohlgerüche alle Bäume hatten,
Wo sie sich küßten endlos, ohne Sorgen! . . .

Da weht in ihre holden Träume lind
Durch die Allee ein zarter Frühlingswind
Voll Duft und trifft die Herzen mit Gewalt,
Er bringt die Jugendkraft heran vom Wald,
Und todte Blüthen treiben ihre Herzen.

Sie fühlen fast der Liebe heiße Schmerzen,
Und wenn auch Händ' und Körper zittern müssen,
Sie schau'n sich an, als wollten sie sich küssen!
Doch statt der klaren Stirn, dem Schmelz der Jugend,
Die sie, mit geist'gem Auge rückwärts lugend,
Soeben sahn, die ihre Wünsche weckten,
Seh'n sie zwei alte, scheußliche Grimassen,
Als sie sich lächelnd bei den Händen fassen!
Da schließen sie, weil sie sich jäh erschreckten,
Die Augen, und es überkommt sie dann
Die Todesfurcht! . . .

— „Komm weg!" sagt da der Mann.

Doch können sie sich nicht erheben, fest
Sind sie dort auf die kalte Bank gepreßt;
Sie fürchten sich, so alt, so schwach, allein.
Die Körper regungslos, sind wie von Stein,
Und als sie endlich aufgestanden sind,
Da treibt es sie von diesem Ort geschwind.

Sie ächzen ängstlich, ihre krummen Rücken
Will Frost von oben langsam niederdrücken,
Sie sticken fast in dieser eis'gen Luft,
Mit der die Hauche der Verwesung ziehen
Seit hundert Jahren, wie aus einer Gruft.
Und all' die längst gestorbnen Poesieen,
Sie müssen lastend auf das Herz sich legen,
So daß sie taumelnd vorwärts sich bewegen.

V.

Die Frau sinkt hin wie ein geknicktes Rohr.
Er glaubt, daß sie nur etwas müde sei,
Und hofft, daß sie sich wieder hebt empor.
Doch zittert sie beständig. Und dabei
Erfaßt ganz plötzlich ihn ein jäher Schreck;
Er neigt sich mühsam, um sie aufzuheben,
Er quält sich ab, und seine Hände beben.
Ihr welker Körper rührt sich nicht vom Fleck.

Er sieht, sie liegt im Sterben, sie erstickt,
Nach Hilfe sucht er, als er das erblickt,
Und trippelt weiter ängstlich und verwirrt.
Und ganz allein, sein Stock tappt nebenher,
Geht er hierhin und dorthin, kreuz und quer,
Als hätt' er auf dem Wege sich verirrt.
Er hustet rasselnd, athmet schwer und dumpf,
Und wackelnd schwankt er auf den dünnen Beinen,
Daß seine Füße fast zu tanzen scheinen.
Er stößt sich auch an manchem alten Stumpf;
Die Bäume scheinen lustig sich zu machen
Und werfen ihn sich zu mit leisem Lachen
Und freu'n sich über diesen Todeskrampf.
Und er versteht: Das ist der letzte Kampf!
Wie beim Ertrinkenden so leis entringt
Sich seiner Brust ein Schrei, der gleich verklingt,
Und seufzend fällt er nieder auf's Gesicht.
Er hört noch irgendwo, schon sieht er nicht,
Das unheilvolle Krächzen eines Raben
Und eine Glocke, die schrill tönend ruft,
Und dann ist's still, die dichten Schatten haben
Auf Beide sich gesenkt wie eine Gruft.

VI.

Sie bleiben dort. Der Tag erlischt. Die Schauer
Der Nacht umhüllen sie mit ihrer Trauer.
Sie bleiben dort, geschüttelt noch vom Fieber,
So winzig wie zwei dürre Blätterhaufen,
Daß Mancher achtlos würd' vorüberlaufen.
Die Thiere gehen staunend d'ran vorüber,
Und manchmal kommt ihr ruh'ger Gang in's Stocken,
Wenn sie dort hinseh'n furchtsam und erschrocken;
Doch And're eilen über sie hinweg,
Und schleim'ge Schnecken wählen sie als Steg,
Insekten kommen an, die sie befühlen,
In todten Körpern glauben sie zu wühlen.

Ein Rauschen aber läuft durch die Alleen,
Ein Regenstrom will durch die Blätter gehen
Und muß zur Erde prasselnd niedersausen,
Und auf die beiden Greise, die noch zittern,
Strömt es die ganze Nacht mit wildem Brausen.

Und als dann hinter ros'gen Wolkengittern
Der Tag kam, fand man unterm nassen Laub,
In ihre feuchten Kleider eingeballt,
Zwei kleine Körper, leblos, starr und kalt,
Wie zwei Ertrunkne, die des Meeres Raub.

---

# Neues von Gustav Kühne.

Von

## Eugen Isolani.

— Berlin. —

Am 22. April 1888 starb in Dresden Gustav Kühne, der letzte jener Dichtergruppe, welche unsere Großeltern einst das „Junge Deutschland“ nannten. Als ich den liebenswürdigen Dichtergreis ein paar Jahre vorher kennen lernte, — es war auf seinem anmuthigen Sommersitz Hosterwitz an der Elbe, dort wo auch einst Weber an der volksthümlichsten deutschen Oper, dem „Freischütz“, gearbeitet, — war Kühne bereits durch einen leichten Schlaganfall, der den Dichter in seinem 77. Lebensjahre getroffen hatte, zur geistigen Unthätigkeit gezwungen. Körperlich war der Greis noch vollkommen rüstig, aber der Schlag hatte sein Gehirn theilweise berührt. Sein Geist konnte nichts mehr verausgaben, die einst so scharfe Denkkraft war völlig abgenutzt. Die geistige Aufnahmefähigkeit hatte nicht vollkommen gelitten. Er kannte nicht nur seine ständige Umgebung, sondern auch die weitere Bekanntschaft des gastfreien Hauses blieb ihm vertraut. Bei den musikalisch-ästhetischen Thees, durch welche des Dichters an Geist ihm so nahe stehende Gattin die geistige und künstlerische Elite Dresdens in ihrem Hause zu vereinen wußte, beherrschte der liebenswürdige alte Herr so vollkommen das Schlachtfeld des Salons, begrüßte jeden Gast mit freundlicher Aufmerksamkeit, die Damen zumal mit jugendlicher Ritterlichkeit, dankte mit herzlicher Höflichkeit denen, die durch ihre künstlerische Wirksamkeit den Abend verschönten, und bewegte sich so vollkommen sicher in diesem ihm freilich durch langjährige Gewohnheit sehr vertraut gewordenen Rahmen, daß dem Fremden auch nicht im Entferntesten der Gedanke aufkommen konnte, daß er einem Geistesschwachen gegenüberstehe.

Freilich war dies nur möglich, weil der greiſe Dichter an Fäden ge-
leitet wurde, die dem Fremden unſichtbar blieben, Fäden, welche die Gattin
des Dichters in den Händen hielt und mit dem ganzen Zart- und Takt-
gefühl einer feinſinnigen Frau ſo ſicher führte, daß der — ſagen wir —
„Kranke“ nicht aus der Rolle fallen konnte, die ihm von ſeiner Gattin
auferlegt war, damit er auch weiter noch ſcheine, was er vordem wirklich
war, ja in beſonderem Maße geweſen ſein muß, der Pfleger einer vor-
nehmen geiſtigen Geſelligkeit, der anregende Mittelpunkt eines ſich für alles
Schöne begeiſternden Kreiſes.

Die ganze vornehme Anmuth ſeiner Perſönlichkeit ward einem er-
klärlich durch den breiten Raum, den in Kühnes Leben die ſo lehrreiche
„Schule der Frauen“ einnahm. Mit vielen edlen Frauen ſeiner Zeit
ſtand Kühne im innigen perſönlichen wie ſchriftlichen Verkehr, und von
vielen wurde er wohl geliebt und angeſchwärmt, er, den Amalie Bölte einſt
ſehr treffend einen „paſſiven Don Juan“ nannte.

Den Höhepunkt ſeines litterariſchen Wirkens bildete die Zeit ſeines
Leipziger Aufenthaltes, die Zeit, da er die „Zeitung für die elegante Welt“
redigirte, die nächſt dem Cottaiſchen Morgenblatte das wichtigſte belle-
triſtiſche Journal der dreißiger Jahre war und ſich im Gegenſatz zu dieſem
durch eine vorurtheilsfreie Kritik viele Freunde machte. Was dieſes Blatt
beſonders auszeichnete und ihm in der Litteraturgeſchichte eine dauernde
Bedeutung verleiht, iſt der Umſtand, daß Kühne durch die „Zeitung für
die elegante Welt“ zum litterariſchen Herbergsvater jener hervorragenden
Talente wurde, die, wie Karl Beck, durch das Metternich'ſche Syſtem aus
Oeſterreich und Ungarn vertrieben wurden.

In Leipzig bildete damals, in den dreißiger und vierziger Jahren, das
Haus der Frau Harkort-Aders den glänzenden geſelligen Mittelpunkt des
litterariſchen Lebens, und in der anmuthigen Nichte dieſer geiſtreichen Frau,
die dem jungen Dichter eine aufrichtige mütterliche Freundin und geiſtige
Beratherin wurde, in Henriette Harkort fand Guſtav Kühne die Gefährtin
für das Leben, eine wahrhafte, wirkliche Gefährtin des Dichters, eine Mit-
arbeiterin bis in's hohe Alter hinein, die ihm nicht nur in früheren Jahren,
wenn die Verleger drängten, eine unermüdliche, fleißige Abſchreiberin war,
ſondern ſpäter dann zur geiſtigen Mitarbeiterin des Dichters heranreifte
und ſelbſt ſchriftſtelleriſch thätig wurde, auch auf dem Gebiete der praktiſchen
Frauenvereinsthätigkeit in Dresden eine ſegensreiche und weithin bemerk-
bare Wirkſamkeit entwickelte, ohne dabei nur im Geringſten die Pflichten
zu vernachläſſigen, welche das durch ihre Gaſtfreiheit recht komplizirte Haus-
weſen ihr auferlegten.

Frau Henriette Kühne-Harkort ſtammte aus dem bekannten weſtfäli-
ſchen Geſchlecht, deſſen einzelne Glieder ſich in ihrer Heimat, wie in Leipzig
und Berlin durch ihre induſtrielle, wie auch parlamentariſche Thätigkeit
bekannt gemacht haben. Ihr Vater, Eduard Harkort, war einer der

jüngeren dieser verdienstvollen Brüder Harkort. Er war als Geometer im Auftrag einer englischen Gesellschaft, welche Erzarten mischen ließ, nach Mexico gegangen, und hier wurde der junge deutsche Techniker, der noch jung in der Heimat sich verheirathet hatte, in die politischen Kämpfe hineingezogen. Als Oberst kämpfte er für die Unabhängigkeit Mexikos von Spanien, schmachtete sogar eine Zeit lang für diese Ideale in mexikanischen Gefängnissen und starb frühzeitig als ein Opfer seiner Anstrengungen und des Klimas. Seine Tochter aber hatte bei der Tante in Leipzig eine Heimstätte gefunden, und hier führte sie Gustav Kühne als Gattin heim.

Als ich Frau Kühne kennen lernte, stand sie in der Mitte der sechziger Jahre und war in der Erscheinung eine behäbige Dame mit wunderbar anmuthigen Gesichtszügen, die mehr die Herzensgüte der vortrefflichen Frau widerspiegelten, als ihre außerordentlichen geistigen Fähigkeiten, die sie in vielseitiger Weise, doch in echt weiblicher, zurückhaltender Art bekundete. Sie dilettirte in allen Künsten, doch nicht, um nach der gewöhnlichen Art der Dilettanten mit ihren vielfachen Gaben zu prunken, sondern nur zur Pflege der Geselligkeit, zur Verschönerung des eigenen Heims, das sie mit Porträts en relief und in Oel ausschmückte. Noch als Siebzigerin sah ich die geistig bewegliche Dame bei einem ihrer geselligen Abende darstellerisch mitwirken.

Ich habe das Wesen dieser seltenen Frau hier ausführlich geschildert, weil ein paar der Gedichte Kühnes, die ich hier mittheilen will, an die Gattin gerichtet sind. Alle die hier folgenden ihrem Inhalt und ihrer Entstehung nach sehr verschiedenen Poesien Kühnes, die sämmtlich bisher ungedruckt geblieben sind, sind mir von der Tochter des Dichters, Frau Edgar Pierson in Dresden, freundlichst mit der Erlaubniß der Veröffentlichung zur Verfügung gestellt worden. Daß diese bisher unterblieben war, dafür mögen die Gründe ebenfalls verschieden sein. Der Hauptgrund bei den meisten dieser Dichtungen war wohl der liebenswürdig vermittelnde, friedfertig, versöhnliche Charakterzug Kühnes, der sich naturgemäß im höheren Alter mehr und mehr ausbildete. Er mochte wohl seiner inneren Ueberzeugung in kräftigen Worten oder in feiner humorvoller Satire für sich Ausdruck geben, ohne aber durch Veröffentlichung solcher Aeußerungen verletzen zu wollen. Dies ist sicher die Ursache, daß die Epigramme auf Gutzkow und Laube ungedruckt blieben. Nachdem mehr als ein Jahrzehnt nach seinem Tode verflossen, wird man kaum zu irgendwelchen Rücksichten in dieser Beziehung verpflichtet sein. Andere dieser Gedichte trugen wieder einen zu intimen oder aktuellen Charakter, um sie später in einer Sammlung aufzunehmen; das eine oder andere mochte wohl auch noch der letzten Feile vom Dichter für würdig gehalten werden, der nicht peinlich genug immer wieder an seinen Dichtungen verbessern konnte.

Interessante Beiträge zur Charakteristik des Dichters der „Klosternovellen" und der „Quarantaine im Irrenhause" bietet aber jedes dieser

Gedichte, und man wird bei keinem die Veröffentlichung bereuen, da gerade die Vielseitigkeit dieser kleinen Auslese, welche Liebeslied, Epigramme, Ballade, Satire ꝛc. vereinigt, in kleinem Rahmen die ganze Bedeutung des Lyrikers Kühne darthut, der, obwohl viele seiner Gedichte von namhaften Komponisten vertont wurden, als solcher viel zu wenig bekannt geworden ist.

Die einzelnen Gedichte bieten wenig Anlaß zu Anmerkungen. Ich beginne mit Versen, die der Gattin gewidmet sind:

Gleich und Gleich.

Wir haben uns so unsäglich lieb,
Weil wir so unsäglich verschieden,
Denn wären wir gleich, Du mein Herzensdieb,
Wir hätten uns ewig gemieden.

Sie sagen, daß Gleich und Gleich sich gesellt
Im Leben, so wie im Lieben.
Wie eitel! Wer sich selbst gefällt,
Der fischt gewiß im Trüben.

Wärst Du wie ich und ich wie Du,
Nie hätt' ich um Liebe geworben.
Ich wär' schon längst, gieb Dich zur Ruh,
Vor Langerweile gestorben.

Auch die folgenden Verse, die auf einer italienischen Reise 1868 entstanden sind, sind augenscheinlich an die Gattin gerichtet, da sie das Datum ihres Geburtstages tragen:

Braun und blond.
Zum 18. Nov. 1868.
In Rom.

I.

Der Fornarina dunkle Gluthgestalt,
Sie könnte tief mein tiefstes Herz verzehren.
Der Widerstand erlahmt, da hilft kein Wehren,
Selbst Raffael erlag vor der Gewalt.
Ihr Blick ist ruhig, doch sie scheint nur kalt.
Der Aetna schweigt, und doch, wie lang wird's währen?
Wir fühlen schon sein Kochen und sein Gähren,
Und wenn er ausbricht, fehlt uns aller Halt.
Die schwarzgelockte Venus glüht in Flammen,
Die einen Weltenbrand in uns entzünden,
Wir lodern auf und sinken rasch in Staub;
Des Erdballs Säulen brechen jäh zusammen:
Wer will vor dieser Lava Rettung finden!
Dein ganzes Sein wird eines Dämons Raub.

II.

An Gluth, an Umsturz und an dunklen Qualen
Hast Du genug schon in der eignen Brust.
Drum such' ein Etwas, das Dir still're Lust
Und Balsam spendet Deinen Wundenmahlen!

Wer Gluth fühlt, suche kühle Mondesstrahlen,
Die sanft beglückend, friedlich unbewußt,
Nur neckisch spielend, halb in Kinderlust,
Sich Nachts im Spiegelbild des Seees malen.
Zur blonden Venus muß ich reuig kehren,
Selbst wenn sie Miene macht, mich abzuwehren,
Und spröde oft genug Dianen gleicht.
Vulcan sucht eine Göttin, die verschwiegen
Dem frischen Schaum der Meeresfluth entstiegen,
Die Gluthen kühlend ihm die Palme reicht.

Die nachfolgenden scherzhaften Reime erhalten Werth durch den, an den sie gerichtet wurden. Sie galten dem bedeutenden Naturforscher Schleiden, der, nachdem er in Jena und Dorpat als Professor der Botanik und Anthropologie gewirkt, sich 1866 in Dresden zur Ruhe setzte, später aber nach Wiesbaden verzog und dort 1881 verstarb. In Dresden hielt er innige Freundschaft mit dem Kühne'schen Ehepaare, und zu dem ersten Geburtstage, den Schleiden kurz vor Beginn des deutsch-österreichischen Krieges in Dresden feierte, sandte ihm Kühne die folgenden launigen Verse, wohl mit selbst in seinem Landhause Hosterwitz erzeugtem Weine:

An Schleiden zum 5. April 1866.

Ein Lied zu singen in bedrängter kriegerischer Zeit.

Laßt uns greifen zu den Waffen,
Nach dem Zieher, nach dem Glas!
Blut soll fließen? Ja, wir schaffen
Blut im Hosterwitzer Naß.

Rebenblut im neuen Becher
Weih'n wir ein zum alten Bund:
Lebe hoch, Geburtstagszecher,
Schleiden Hoch mit Herz und Mund!

Deutscher Bund, ein Bund von Brüdern,
Rebensaft das einz'ge Blut!
Feiern wir's in frischen Liedern,
Trinken drauf mit frischem Muth.

Fort das Droh'n der Bajonette:
Friedensarbeit ist das Loos.
Denn was brau'n uns Cabinette?
Cabinettswein: das wär' groß!

Doch uns füllt den neuen Becher
Naß, aus Armuth selbst erzeugt:
Lebe drum der gute Zecher,
Der frisch, fröhlich, ungebeugt.

Einen gewissen litterarischen Werth wird man den nachfolgenden beiden Epigrammen nicht absprechen können, welche die Stellung illustriren, die Kühne zu seinen Genossen vom „Jungen Deutschland" einnahm:

Laube.

Ich hielt es erst mit der antiken Liebe,
Zog ich den Jahn'schen Rock auch an.
Jetzt halt' ich steif und fest am lockern Scribe,
Die „deutsche Mode“ häng' ich drum und dran.

Gutzkow.

Die freie Presse, ei, die laß' ich gelten,
Ich unterschreibe willig Eu'r Gesuch.
Doch meine Stücke laß' ich drum nicht schelten,
Sonst Fluch der freien Presse, Fluch!

Allgemeineren Inhalts sind die folgenden Gedichte:

Was Liebe sei?

Wie mannigfaltig ist der Liebe Walten,
Oft still begnügt, oft heiß und wild,
Wandelnd in vielerlei Gestalten,
Wechselnd ihr Antlitz ernst und mild.

Oft ist's als wenn die Abendwolken kräuseln
In letzter Sonnenstrahlen Gold,
Oft wie bei lauer Winde Säuseln
Der Regen träufelt still und hold.

Doch oft als wenn sich Thiere wild bezwingen,
Als wenn sich Haß in Liebe mischt,
Wie Wogen keck gen Himmel dringen
Und zornig werfen Schaum und Gischt.

Bald ist's wie wenn Zephyr' um Rosen gaukeln,
Bald wie die Wolke rauscht und gießt,
Wie Käfer sich im Kelche schaukeln,
Bald wie wenn Sturmwind Felsen küßt.

Sturmvogels Fittich — taubenzart Gefieder —
Und wie Dein Athem steigt und fällt,
Gleich Fluth und Ebbe auf und nieder —
Lieb' ist der Pulsschlag dieser Welt.

Lachen und Weinen.

Du lachst? O denke, wie zu Eitelkeiten
Jedwedes Ding in nichts versinkt!
Bedenk, wie in der Schöpfung Weiten
Der Schmerz die Kreatur bezwingt.
Der Kinderspiele muntern Reigen
Löst ab der Tod, der Rest ist Schweigen.
Gieß in Dein lachend Herz den Wermuthstrank,
Der neben Dir den Trauernden durchdrang!

Du weinst! Und weißt nicht, daß im Todesschmerz
Gen Himmel steigt Dein gutes Herz?
Hüllst Dich, betäubt von Gram und Leid,
Tief in ein dunkles Trauerkleid?

Sieh! Auch der Himmel weint, doch hoch gezogen
Wölbt sich der Freude Regenbogen.
So steigt aus tiefstem Herzensleid
Auch Dir die Hoffnung hoch und weit.
Das ist die Siegespalme, die Dich krönt:
Du lachst in Thränen, — dann ist Gott versöhnt.

In der Urschrift dieses am 10. Februar 1865 entstandenen Gedichtes befindet sich noch für die dritte Zeile desselben eine Variante, die Kühne in Klammern beigefügt hat, ohne die obige Fassung zu verwerfen. In dieser anderen Fassung lautet der Vers:

„Und wie in aller Schöpfung Weiten.“

### Nur Muth.

(Im kalten Frühling.)

Die Winterstürme ruh'n noch nicht,
Doch läßt die Lerche sich nicht stören,
Sie denkt, da sei es doppelt Pflicht,
Sie muß den Lenz heraufbeschwören.

Viel besser so, als wenn sie schweigt!
Will mit Gesang sich aufwärts schwingen
Und trillert jetzt vor Frost vielleicht,
Sich doch den Himmel zu erzwingen.

### Komm, stille Nacht!

Komm, Trost der Welt, Du stille Nacht,
Die uns am End' doch glücklich macht!
Sie löst den Hader und den Streit
Von nun an bis in Ewigkeit.

### Weiter Sinn und enges Leben.

Eng und sparsam eingeschlossen
Windet sich das Leben hin,
Erde wird kaum halb genossen,
Halb und Halb ist schon Gewinn.

Armer Geist mit Deinen Flügeln
Schlägst Du an die enge Wand,
Strebst hinauf zu Sonnenhügeln
In des Weltalls weites Land.

Schweifst vom Norden bis zum Süden,
Jede Flur durchmissest Du,
Ja, die Welt ist Dir beschieden
Ewig, Wandrer, wandre zu.

Aber in des Daseins Schranke
Kehre froh und willig ein,
Ewig weit ist der Gedanke,
Und Dein Lieben eng und klein.

Missest Du Dein armes Dasein
Mit des Geistes Weltrevier,
Wehe! Soll Dir Wahnsinn nah sein!
Fliehe Mensch: hier liegt er, hier."

Die Auswahl an Romanzen, Balladen, Satiren und anderen erzählenden Gedichten aus den ungedruckten Schätzen Kühnes war am reichhaltigsten. Ich theile sie ohne Randbemerkung in bunter Folge mit, ist doch dort, wo die Satire auf Zeit-Ereignisse und Stimmungen anspielt, diese Anspielung leicht zu finden.

### Der Zimmergesell.

Nach einem alten Volksliede.

Es war einmal ein Zimmergesell,
Ein jung frisch prächtig Herz;
Der baut' dem alten Markgrafen ein Haus,
Das bracht' ihm Harm und Schmerz.

Sowie das Haus zu Stande war,
Viel hundert Klafter tief,
Da ward er müd' und legt sich hin,
Der Zimmergesell und schlief.

Die Frau Markgräfin kam und schaut'
Den Zimmerg'selln zur Stund';
Sie bückt sich über ihn hin und sprach:
„Hier küß mich auf den Mund!

„Ach nein, ach nein, Frau Markgräfin,
Das brächt' uns Beiden Schand'! —
Er wehrte sich, er sträubte sich
Und küßt ihr g'scheid die Hand.

Doch wie sie nun beisammen war'n;
Sie meinten, sie wär'n allein, —
Der Zimmerg'sell faßt sich ein Herz
Und küßt ihr die Lippen fein.

„Ach, mein Herr Markgraf!" schreit der Bub';
Der heimlich das geschaut:
„Das Donnerwetter soll ihn hol'n!
Rasch einen Galgen gebaut!"

Der Galgen stund. Der Markgraf rief
Zu seinen Mannen all'n:
„Und hat er nicht den Tod verdient?"
Sprach er zu sein'n Vasall'n.

Doch wie sie nun die Frau Gräfin sah'n,
So schneeweiß, jung und fein,
Da sprachen sie, da riefen sie:
„Herr Markgraf, haltet ein!

Der Zimmerg'sell, der büßt den Tod,
Weil er ihr küßt' den Mund.
Herr Markgraf, schaut die Lippen roth:
Wir thäten's All zur Stund'!"

Da stutzt der Markgraf sehr und sprach:
„Wir woll'n ihn leben lan,
Weil Keiner unter uns Allen hier,
Der das nit auch gethan!"

### Praktisches Christenthum.

Ein Dieb, der gab nicht wieder heraus,
Was er die Nacht gestohlen.
Drob ward der Pater wild und kraus
Und rief: „Na wart! Sei Gott befohlen!

Er hob das Kruzifix empor,
Beschwor ihn auf Leben und Sterben:
„Sonst will ich Dir, Du arger Thor,
Mit dem Prügel das Fell durchgerben!

Ich fordere Dich vor Gottes Gericht:
Gesteh' es im Guten und Treuen!"
„Einen Prügel, Herr Pater, den habt Ihr ja nicht,
Womit Ihr mich könntet durchbläuen!"

Da hieb der Pfarrer mit dem Fixus darein
Und schlug ihm mürbe die Knochen.
Auch dafür muß Christus gut genug sein?
Wird so die Wahrheit gerochen?

„Erbarmen, Herr Pater," der Bube spricht.
„Wollt Euren Zorn doch zügeln!
Gern will ich's gesteh'n, denn das wußt' ich nicht,
Daß der Herrgott auch gut zum Prügeln!"

### Santa Anominata.

In dem Kreis verbuhlter Weiber,
Oeldurchtränkt und salbenduftend,
Sitzt erschlafft der Kaiser Roms,
Aufgedunsf'nen Angesichtes,
Uebersatt von all den Lüsten,
Die ihm liefern beide Welten,
Orient und Occident.

Palmen weh'n ihm hoch zu Häupten,
Fächer kühlen ihm die Schläfe;
Nur das Auge brennt noch lüstern
Nach ihm ungekanntem Reiz.

Auf des Gartens Rosenbüsche
Blickt der Mond beschämt hernieder,
Mitleidsvoll in Gram gebleicht.

„Zündet rasch das Pech der Fackeln!
Auf den Holzstoß mit den Christen!
Blutroth sei die Nacht erhellt!
Nur der Schrei, die Angst, das Röcheln
Der herbeigeschleppten Opfer
Ist's noch, was den Kaiser freut!"

In der Hand der Henkersknechte
Bricht ein schwacher Greis zusammen,
Der für sich schon reif zum Tode.
„Halt, Ihr Henker!" Aus dem Winkel
Springt hervor ein Christenmädchen:
„Laßt den Greis in Frieden sterben!
Seht doch, wie er kaum noch athmet.
Führt statt seiner mich zum Holzstoß;
Ich geh' freudig in den Tod!"

Lachend reißen sie die Kleider
Ihr vom Leibe; doch sie wehrt sich,
Bäumt sich auf in heller Glorie,
Eine Lilie, schamdurchglüht.

„Eigen, seltsam!" ruft der Kaiser,
„Unerhört! Her mit der Dirne!"
Und sie steht vor ihm, sich neigend,
Und verhüllt des Busens Schnee.

War so schön sie? Nein, ihn faßte
Ungeahnt ein neuer Zauber,
Eine Macht, noch unbekannt ihm,
Süße Keuschheit, holde Scham.

„Bleibe leben, mir zu Liebe!" —
„Dir zum Spielzeug?" ruft sie zornig,
Und er senkt vor ihr den Blick.
Händeringend kniet sie nieder,
Drängt sich flüsternd ihm zur Seite:
„Cäsar," fleht sie, „laß mich sterben!"
„Wie? Freiwillig? Liebst den Tod Du?"
„Unser Gott, er starb am Kreuze
Willig, frei, der Welt zum Heil!"
„Deine Väter, Deine Brüder
Haben Rom mir angezündet,
Und Du wirfst mir selbst den Funken —"
„Dir in's Herz? — Herr Jesus Christus,
Rette Du mir meine Seele!"

Also ruft sie laut und gellend.
Sie durchbricht den Kreis der Henker,
Springt hinauf zum Scheiterhaufen
Und stürzt in ihr Flammengrab.

Nero weint. Zum letzten Male
Zittert ihm das welke Herz.

## Der Klostereſel.

(Zum heidniſchen Chriſtenthum.)

Ein gutes, treues Ehepaar
Blieb kinderlos ſchon manches Jahr.
Da fiel den Beiden ſchließlich ein,
Dem Herrn zu bau'n ein Klöſterlein,
Denn Sündenſchuld vor allen Dingen
Hat Himmels Gnade zu erringen.
Sie waren des Gelübdes froh,
Nur blieb die Frage noch: Wo, wo?
Soll hier, ſoll dort das Kloſter ſteh'n,
Ob tief im Thal, ob auf den Höh'n?
Sie ſtritten ſich, ſie zankten ſich
Und wurden nimmer einiglich.
Er ſprach: im Thal, am ſtillen Bach!
Sie ſchrie: Nein, nein, ich geb' nicht nach!
Sie wollte ſtets gern oben 'naus,
Will auf dem Berg nur bau'n das Haus.
Wer ſoll im Streite Richter ſein?

Da fiel der Frau was Kluges ein.
„Der Pater geb' uns den Entſcheid!"
Sprach er; ſie rief: „Gefehlt weit, weit!
Der Pater, ſchlau, der nimmt Partei,
Ich will nicht, daß der Richter ſei.
Weit lieber noch in dieſem Falle
Wär' mir das dümmſte Thier im Stalle!"
„Der Eſel? Ei das wäre ſchön!"
Lacht er, doch läßt er es geſcheh'n;
Er wünſcht nur endlich Ruh' im Haus,
Sonſt geht ihm die Geduld noch aus.
Sie aber zäumt das dumme Thier
Und zieht es ſtracks am Ohr herfür,
Hinauf zur ſteilſten von den Höh'n
Und fragt: „Soll hier das Kloſter ſteh'n?"
Dem Eſel zittern ſchier die Glieder,
Er wirft ſich auf die Platte nieder.
Das Langohr gähnt: „I ah, i ah!"
Die Frau ruft: „Hört! er ſprach: Ja, ja!"

Doch ob der Kinderſegen kam,
Drob ſchweigt die Chronik wunderſam.

## Civilehe.

Das Mädchen ſingt:

Hör', bis es ſchneit rothe Roſen
Und regnet ſüßen, kühlen Wein,
Und wir uns weiter nicht erboſen,
Sollſt Du allein mein Liebſter ſein.
Wir ſind ja ſelig, heida ho!
Friſch, fromm und alleweil höchlich froh.

Was willst Du sonst noch, liebes Herz,
Hast doch wohl weiter keinen Schmerz?
Horch, in der Lind' die Nachtigall,
Zu süßem Duft kommt süßer Schall.

Der Bursche bläst:

Ich sag' es nimmer, blas' es nur,
Hold Lieb, Du bist auf falscher Spur,
Der Lindenbaum wird bald verblüh'n,
Die Nachtigall wird abwärts zieh'n,
Dann steh'n wir mutterseelallein,
Fehlt nur ein schimmernd Kämmerlein.

Das Mädchen spricht:

Das Mütterchen sitzt auf und wacht
Und spricht zu mir: Kind, habe Acht!
Wohl hat Euch Amor auserwählt,
Doch schlimm, wenn Gottes Segen fehlt.
Amor führt Euch zur Kammerthür,
Erst wenn der Priester tritt herfür.
Er segnet Euch erst am Hochaltar!
So spricht mein Altchen klug und wahr.
Der Knabe hört das kluge Wort
Und bläst auf seiner Flöte fort:
Was Kirchenthür, was Kammerthür!
Oft knarren beide für und für.
Die Kirche läßt uns keine Ruh',
Mama schließt uns die Kammer zu.
Läßt uns die Himmelsthüre ein,
Wird Kammer uns schon Kirche sein.
Wer Gott im Herzen immerdar,
Hat in sich selbst den Hochaltar.

## Der heilige hohle Zahn.

Die frommen Brüder im Kreise,
Sie klagten bald laut, bald leise:
„Hört, was uns angethan!
Es stahlen uns freche Banditen
Von Ignaz, dem Loyoliten
Den heiligen hohlen Zahn!

Hohl war er, ach, schon lange;
Drum dachten wir ohne Bange:
An den rührt keine Katz'!" —
„Er war unsre beste Reliquie!"
So schrie eine Stimm', eine quiekige, —
„Unser sakrosanktester Schatz!"

„Er hat schon manch Jahrhundert —
Wer hätt' sich drob verwundert! —
Der Wunder viele gethan.
Es zogen von Osten und Westen
Heran zu ihm die Gebresten,
Zum heiligen hohlen Zahn!"

Der Prior sprach: „Seid stille!
Auch das scheint Gottes Wille;
Doch liegt nicht viel am Zahn.
Um die Kapsel von Elfenbeine,
Geschmückt mit edlem Steine,
Hat es mir leid gethan.

Drum laßt die Gocken läuten,
Die Gläubigen zu bedeuten,
Daß wir um Hilfe fleh'n.
Bei Gottes heiligen Wunden
Laßt uns der Welt bekunden,
Ein Frevel sei gescheh'n.

Auf, auf drum, fromme Brüder,
Singt gottgefällige Lieder,
Den Bettelsack zur Hand!
Bei den Propheten und Mosen,
Geht sammeln frisch Almosen,
Geht fechten durch's ganze Land!

Nur um der Kapsel willen —
Gesteh'n wir's ein im Stillen! —
Ist unser Herz bedrängt.
Die Schachtel, die hochkostbare,
Sie, Freunde, sie ist das Wahre,
Woran unser Glaube hängt.

Der Zahn läßt sich ersetzen.
Den Schaden auszuwetzen:
Das ist gar bald gethan.
Ich liefr' Euch gleich zur Stunde
Aus meinem eigenen Munde
Meinen besten hohlen Zahn!"

### Keine Hexerei.

Der Bloxberg will beritten sein!
So sprach des Dorfs Schulmeisterlein.
Ein Besenstiel wird's auch wohl thun;
Paßt auf! Wir dürfen heut' nicht ruh'n.
Walpurgistag! Um Mitternacht
Da wird die Hexenfahrt gemacht.
Hier woll'n sie sich versammeln;
Laßt uns den Platz verrammeln!
Doch weh, ei weh, das hilft uns nicht,
Sie halten in der Luft Gericht.
So laßt uns Alle, Groß und Klein,
Hübsch tapfer hier beisammen sein.
Dreschflegel habt Ihr doch bereit?
Hört, hört, es kommt, 's ist hohe Zeit

Sie lauschen hin, sie lauschen her,
Die Luft blieb still, der Platz blieb leer,
Vom Thurme schlug die Mitternacht:
Jetzt, Buben, jetzt vielleicht, habt Acht!

Das ganze Dorf fiel zitternd nieder,
Kein Bube regte seine Glieder,
Sie sahen nichts, sie hörten nichts. —
Posaunenton des Weltgerichts,
Bleibst Du auch aus zu jener Stunde,
Wenn Alle steh'n mit off'nem Munde? —
Schulmeister, ach, wie wundersam,
Daß keine Hexe zu uns kam!

Schulmeister lächelt fein und spricht:
„Das wundert mich noch lange nicht,
Die Hexen, ei, wer hätt's gedacht!
Sie ha'n sich unsichtbar gemacht.
Und das war just die Hexerei;
Der Gottseibeiuns half dabei;
Denn Alle müssen wir gestehen:
Es hat sie Keiner ja gesehen." —

Der Handwerksbursch, der krempelt sich
Die Taschen um und um und spricht:
Gott geh' mit mir nicht in's Gericht,
Es leidet keinen Zweifel,
Das Nichts, das ist der Teufel!

# Rede- und Preßfreiheit am Kap und in Irland und der Krieg.

Von

**Karl Blind.**

— London. —

Wenn ich an's Kap zurückkehre, wird mir vielleicht kriegsgerichtlich Behandlung zu Theil!" So sagte mir vor Monaten Her Merriman, der frühere Staatsminister der Kap-Ansiedelung in London.

Er ist Engländer von Geburt und reichstreu, wie nur Einer. E vertritt keineswegs den Standpunkt der vollen Unabhängigkeit der süd afrikanischen Republiken und unterschied sich durch seine äußerste Mäßigun von seinem mit ihm nach London gekommenen Amtsgenossen Sauer, d ebenfalls früher Minister der Kap-Ansiedelung war und mir während seine längeren Anwesenheit und Thätigkeit in England näher getreten ist. He Merriman ist ein hochgebildeter Mann, der sich stets gern in den Schrift des klassischen Alterthums ergeht. Sein erster Brief an mich enthielt glei eine betreffende Stelle. Die Angabe, er sei Führer des „Afrikander-Bundes ist unrichtig. Er, gleichwie Herr Sauer, stimmten noch vor zwei Jahren f Ausrüstung eines Kriegsschiffes als Geschenk an England. Das Unh aber, das den englischen Besitzungen in Süd-Afrika zugefügt, die Ungerechti keit, die an den dortigen Freistaaten verübt worden ist, empfindet He Merriman allerdings tief.

Kaum war er in seine zweite Heimat zurückgekehrt, als er zuerst Gefangener auf seinem Gute gehalten wurde! Nunmehr ist ihm vorläu die Erlaubniß zum Aufenthalte in Kapstadt gewährt worden. Hält m dazu, daß Herr Merriman in Sachen Irlands reichsfreundlich, unionisti gesinnt ist, so gestaltet sich das Verfahren gegen ihn noch ungeheuerlich Verstehe das, wer es kann!

Mittlerweile genießen die Führer der irischen National-Liga eine beträchtliche Rede- und Preßfreiheit. An sie wagt man sich in Irland nicht heran. Das ist einer der vielen sonderbaren Gegensätze einer Regierungspolitik, die sich unter Anderem darin gefällt, in Malta, wo doch Jedermann bisher gut England-freundlich gesinnt war, die italienische Sprache, die Sprache der dortigen Gebildeten, zu Gunsten der englischen amtlich zu boykottiren, während bei der neulichen all-keltischen Versammlung in Dublin die sogenannten „Fünf Nationen" dieses Stammes sich als Aufgabe vorsetzten, ganze Landestheile des Vereinigten Königreiches sprachlich wieder umzukeltisiren.

Was in Irland vorgeht, wird in der Londoner Presse vielfach unterdrückt, oder man ist nur schlecht darüber unterrichtet. Die Masse der Engländer weiß und hört nichts davon, ausgenommen, wenn einmal irgend ein krasses Ereigniß eintritt. Gleichgiltig nimmt man die Nachricht hin, wenn man sie überhaupt bemerkt, daß die Führer der irischen Parlamentsgruppe, mit Herrn John Redmond an der Spitze, im Herbst eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten von Amerika antreten werden, während für dieselbe Zeit zahlreiche Volksversammlungen in Irland geplant sind, auf denen es gewiß recht hoch hergehen wird. Gar nichts aber erfährt das verehrliche Publikum in England über die Sprache, die jetzt in der Presse jener Parlamentsgruppe in Dublin geführt wird. Ein paar Andeutungen mögen daher von Nutzen sein.

Da ist das Wochenblatt „The Irish People", der Sprechsaal der genannten Partei. Es ist geleitet von Herrn William O'Brien, einem ihrer hervorragendsten Unterhaus-Mitglieder. In früheren Jahren gab er das „United Ireland" heraus, das an Haß gegen England und an Ultramontanismus das Stärkste leistete; so zum Beispiel durch Bezeichnung der Stifter der italienischen Einheit als „Räuber und Mörder". Mit einem anderen, eigentlich fenischen Dubliner Blatte, dem „Irishman", steht das „Irish People" auf schlechtem Fuße. Dem „Irishman", in welchem übrigens die klerikale Ader gelegentlich auch durchschlägt, gilt das „Irish People" nämlich nicht als scharf genug. Und doch, wie um seine eigene Gesinnung auch bildlich zu beweisen, setzt das „Irish People" zwischen alle seine redaktionellen Noten kreuzweis eine Pike (wie sie in dem Aufstande von 1798, wo die Franzosen als Verbündete in's Land kamen, getragen wurde), und eine Art Donnerbüchse, den früher viel beliebten irischen Schießprügel beim agrarischen Heckenkrieg.

Daß das „Irish People" von dem „kindsköpfigen Balfour" und dem „blutrünstigen Chamberlain" spricht und den „Sachsen", das heißt: den Engländer, dichterisch als „mit den Flammen der Hölle gekrönt" darstellt, sei nur im Vorübergehen erwähnt. Bemerkenswerther ist schon eine Reihe Ausführungen über die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich und über den unlängst erfolgten plötzlichen Abbruch der Flotten-Manöver, der

aus einer eingetretenen Beunruhigung wegen des Zustandes des englischen Geschwaders erklärt wird.

Genau wird da im „Irish People" auseinandergesetzt, an welchen Zufällen es gehangen, daß die im December 1796 beabsichtigte Landung Hoches, der 13,975 Mann, prachtvolles Geschütz und Waffen für vierzigtausend Iren an Bord gehabt, mißglückt sei. Nur durch die Gewalt der Elemente sei damals Englands Macht in Irland gerettet worden. Heuer aber sei es „durch die See-Manöver klar zu Tage gekommen, daß die hochgepriesene britische Flotte unzuverlässig, lächerlich geführt und in jeder Beziehung eben so verrottet sei, wie das englische Heer, als es seine Probe gegen blos ein Zehntel seiner Zahl, nämlich im Kampfe mit bewaffneten Bauern, auf zwanzig Schlachtfeldern Süd-Afrikas zu bestehen hatte".

„Sodann," heißt es weiter, „haben die Franzosen angefangen, vortreffliche unterseeische Fahrzeuge zu bauen. Eines dieser Zerstörungsmittel scheint fähig, einen großen „Magnificent" oder „Invincible" in den Grund zu bohren, und zwar mit derselben guten Sicherheit, wie hundert Buren in gedeckter Stellung tausend Tommies über ein Blachfeld hin haben Fersengeld geben machen . . . Bei solchen Zuständen ist es bedeutsam und nicht unbefriedigend, daß unsere Dränger nervös werden; daß sie von der Furcht verfolgt sind, eine andere, wohlausgerüstete Flotte könnte, mit wildem Jubel von Bauern in West-Cork begrüßt, zehn oder zwanzigtausend Mann und hunderttausend Gewehre landen."

Zwar glaubt das „Irish People", bei der Selbstsucht, von der jetzt alle Mächte geleitet seien, auf solche Hilfe gegenwärtig nicht zählen zu können. Immerhin aber sei es ermuthigend, sich daran zu erinnern, daß England bei dem Gedanken zittert, die Sean Bhan Bhocht' (in gewöhnlicher Schreibung: Shan Van Voght, d. i. die „arme alte Frau" des bekannten Rebellenliedes) könnte wieder einmal singen: „Die Franzosen sind auf der See!"

Das sind so die frommen Wünsche der irischen Nationalisten-Partei. Nun vergleiche man damit die Behandlung eines so gemäßigten Mannes, wie Merriman, eines früheren Kabinetsministers und langjährigen Parlaments-Mitgliedes, des ältesten am Kap, der dazu noch ein der irischen Sonderbündelei abholder Engländer von Geburt ist!

* * *

Ein anderes Bild.

Eben jetzt hat man in Winchester, der alten Hauptstadt Alfreds, des Königs der West-Sachsen, die tausendjährige Erinnerung an diesen Fürsten gefeiert, der die eingedrungenen Dänen zu Land und zur See schlug und damit den Grund zum Wiederaufbau eines unabhängigen Englands legte. Man ehrt es an ihm, daß er an der Sache seines Volkes nicht verzweifelte, obwohl er sich eine Zeit lang mit einer kleinen Schaar von Getreuen nur

mühsam in einer Ecke des Landes zu halten vermochte. Die Rede bei der Enthüllung des für ihn errichteten Standbildes wurde Lord Rosebery übertragen.

Merkwürdiger Weise hat Rosebery, zwar als geheimer, aber eigentlich doch bekannter Geber, auch eine Bildsäule Cromwells für das Londoner Unterhaus gestiftet.

Wie steht es nun aber mit des edlen Lords Gebahren gegenüber den Kämpfern der südafrikanischen Freistaaten, die doch auch, gleich den Sachsen Alfreds, für Landesunabhängigkeit ihr Leben einsetzen, holländisch bleiben, nicht englisch werden wollen?

Ja, Bur, das ist ganz was Anders! Du bist jetzt Brigant, Bandit, Räuber und Mörder. Du hast kein Recht zur Kriegführung für die Sache Deines Volkes, Deines Vaterlandes!

Da ist wohl eine Erinnerung an das am Platz, was England einst im Kampfe gegen Napoleon I. und für Spaniens und Portugals Unabhängigkeit that. In Spanien bildeten sich damals „Guerilla“-Schaaren; in Portugal die sogenannte „Ordenanza“, eine Art Volkswehr. Von den Franzosen wurden diese Vaterlandsvertheidiger für „Banditen“ erklärt, und betreffende Gefangene wurden erschossen. Wir kennen das ja auch von Seiten des korsischen Eroberers in unserer eigenen Geschichte.

Da schrieb nun Wellington an den Marschall Massena Folgendes:

„Was Sie ‚Bauern ohne Wehrtracht (Uniform)‘ und ‚Mörder und Straßenräuber‘ nennen, das ist die Volkswehr dieses Landes. Wie es scheint, verlangen Sie, daß diejenigen, die kriegführende Rechte beanspruchen, in Uniform gekleidet sein müssen. Aber Sie sollten sich erinnern, daß Sie selbst einst zum Ruhme des französischen Heeres beigetragen haben, als Sie Soldaten befehligten, die keine Wehrtracht besaßen. Die einfache Frage entsteht hier: ob ein Land, in das ein übermächtiger Feind eingefallen ist, das Recht besitzt, sich desselben mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erwehren. Ist dies Recht vorhanden, so ist Portugal gerechtfertigt, die ‚Ordenanza‘ in's Feld zu stellen, eine von den Bundesgesetzen anerkannte und ihnen gemäß eingerichtete Streitkraft.“

Das ist ganz der Fall der Buren. Vergessen sei übrigens nicht, daß, als die Franzosen schändlicher Weise die Niederschießung der Gefangenen durchführten, die spanischen und portugiesischen Volkswehren ihnen ebenso heimzahlten. Bis jetzt aber haben die beiden südafrikanischen Freistaaten ihre englischen Gefangenen (deren es etwa 20,000 waren) immer freigelassen. Nach Völkerrecht wäre die Regierung zu Pretoria 1881 vollkommen befugt gewesen, Jameson als Freibeuter zu richten. Statt dessen lieferte sie ihn an England aus. Der Dank dafür ist der jetzige Freibeuter-Zug Nummer Zwei.

Würden wohl die Engländer, wenn etwa Franzosen oder Russen eindrängen, das ganze englische Heer nahezu aufgerieben wäre, und nur noch

eine Anzahl Volkswehr-Schaaren, Guerillas, das Land vertheidigten, diese ihre muthigen Landsleute als „Banditen", als „Räuber und Mörder" betrachten?

Man nehme einmal an: England, das einst von *Schiller* als die „Tyrannenwehre" besungen wurde, das sich aber heute schmachvoll an der Freiheit eines kleinen, tapferen Volkes versündigt, sei seinerseits durch kriegerische Uebermacht bedrängt. Im Jahre 1066, als gleichzeitig Dänen von Osten und Normannen von Süden her das Reich der uns stammverwandten Angel-Sachsen angriffen, wurde es durch *Wilhelm* den Bastard, wie er selbst sich rühmend nannte, das Opfer der Eroberung und verlor seine alte Freiheit. Ja, noch bis in's siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert herein hatte England an gelegentlichen Landungsversuchen der Franzosen zu leiden, zum Beispiel nach einer 1690 vor Beachy Head verlorenen großen Seeschlacht, obwohl die Holländer damals mit den Engländern gegen die Franzosen zusammen kämpften. Ebenso drang 1798 eine Schaar von nur 1100 Franzosen unter General Humbert, dem einige tausend Iren zuliefen, bis in die Mitte Irlands ein. Er trieb 3000 Mann unter General Hutchinson, der in der Eile sein Geschütz zurückließ, in die Flucht und konnte erst nach einiger Zeit umringt und mit seinem Häuflein irischer Bundesgenossen gefangen genommen werden.

Bei solchen Anlässen fanden auch vorübergehende Landungen der Franzosen an der Westküste des eigentlichen Englands statt.

Wie nun aber, wenn England, mit einem aufrührerisch gesinnten Irland an der Seite, und gleichzeitig in Süd-Afrika — selbst die erfolgte Niederwerfung der Republiken vorausgesetzt — dauernd in Anspruch genommen, von starken Großmächten angegriffen würde?

Englands regelmäßiges Landheer besteht aus nur 250,000 Mann. Die schweren Verluste, die es bis jetzt schon erlitten, sind bekannt. Man hat, unter Bietung von hohem Sold, eine neue „Yeomanry" und Mannschaft aus dem Freiwilligen-Heere angeworben; aber welche Sorte kam da zusammen! Herzkranke, Schwachfüßige, halb Gelähmte, nur mit einem Aug Sehende und andere Krüppelgestalten, die überdies weder reiten noch schießen konnten, mußten von General *Kitchener* massenhaft wieder nach England zurückgeschickt werden. Es schien, als ob die Leute, die in de Eile gar keiner gebührenden Untersuchung oder Prüfung unterworfen worde waren, es lediglich darauf abgesehen hätten, eine Fahrt nach Süd-Afrik zu machen und dann mit dem Anrecht auf Ruhegehalt, vielleicht auch noc mit einer Ehren-Denkmünze, wieder eingeschifft zu werden. Der Skanda war unsagbar. Mit den jetzigen weiteren Werbungen hat man auch nic besonders Glück. Von der alten „Yeomanry" haben sich nur 40, sag vierzig, Mann im Laufe mehrerer Wochen gestellt! Für das regelmäßig Heer nimmt man, dem Gesetze zuwider, junge Burschen an, die nicht da

nöthige Alter erlangt haben. Ueberall hapert es mit den Rekrutirungen. Von allgemeiner Wehrpflicht will aber Niemand etwas hören.

* * *

An Streitmacht zu Land, alle kunterbunten, schlecht zusammenpassenden Truppenkörper gerechnet, kann England 870,000 Mann auf die Beine bringen, um seine auf die fünf Welttheile verstreuten, ungeheueren Gebiete zu decken. Diese Zahl schließt jedoch die farbigen Truppen ein, von denen sehr Viele aus Gründen des Himmelstrichs, dem sie entstammen, nicht außerhalb ihres Landes verwendet werden können, während auf einen anderen Theil dieser Farbigen in einem Kriege, der England schwer in Anspruch nähme, wenig Verlaß wäre. Schon die Sipoy-Empörung von 1857, die glücklicher Weise erst nach Schluß des Krim-Krieges ausbrach, giebt eine Andeutung für solche Möglichkeiten.

Die Schweizer Eidgenossenschaft, mit einer Bevölkerung von nur 3,000,000, besitzt kraft allgemeiner Wehrpflicht eine Landwehr von 209,000 Mann, und für den äußersten Fall noch einen Landsturm von 276,000 Mann. Das kleine Rumänien kann für den Krieg 200,000 Mann stellen; Serbien 337,000.

Deutschland hat in Friedenszeiten 580,000 und kann im Kriegsfalle deren 5,000,000 auf die Beine bringen. Oesterreich-Ungarn beziehungsweise 354,000 und 1,872,000 Mann. Italien: 260,000 und 1,509,000 Mann.

Frankreich, ein möglicher Feind Englands, hält in Friedenszeit 572,290 Mann und kann im Kriegsfalle 4,053,000 stellen. Rußland, ein anderer möglicher Feind, beziehungsweise 887,000 und 4,556,000 Mann.

Wie steht nun England, das mit seiner Flotte längst nicht mehr die ausschließlich gebietende frühere Stellung einnimmt, gegenüber solchen Ziffern da? In seine Kauffahrtei-Flotte werden von den Rhedern seit vielen Jahren immer mehr Fremde aufgenommen. Seine Orlogs-Geschwader sind jedenfalls, wenn auch sonst tüchtig, untermannt. Bei derlei Zuständen ist es ein doppelt freventliches Spiel, sich in Süd-Afrika ein „zweites Irland“ zu schaffen.

Gesetzt den Fall, es sei starken Feinden, etwa Frankreich und Rußland, gelungen, mit großer Flotten- und Heeresmacht über das in Truppen zu Hause schwach versehene England so weit Herr zu werden, daß etwa London und ein paar Eisenbahnlinien, jedoch kaum mehr, im Besitz dieses Feindes wären, während die Landesvertheidigung zuletzt nur noch von einer Anzahl muthiger Freischaaren betrieben werden könnte, die in Todesverachtung noch nach zwei Jahren den Krieg fortsetzen und selbst die Eisenbahn-Verbindung oft unterbrechen. Was würden die Engländer wohl sagen,

wenn ein fremder Feldherr den Namen des „Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland" für erloschen erklärte, und an die Stelle desselben den Namen: „die Themse-, Tweed- und Liffey-Ansiedelung" setzte und das ganze Reich kurzweg an Frankreich anschließen wollte?

Ließen die Engländer es sich gefallen, ihre Landesvertheidiger als „Briganten" bezeichnet zu hören? Was würden sie zu der Einsperrung von Frauen und Kindern in Gefangenen-Lager, zu Aushungerungs-Versuchen gegen diese Schuld- und Schutzlosen, zur massenhaften Niederbrennung von Wohnstätten der Landesvertheidiger, zur Wegführung von Tausenden von Gefangenen in ferne Welttheile, zur Androhung von Strafen, wie sie durch Kitcheners neuesten Erlaß in Aussicht gestellt sind, kurz, zu all' den Scheußlichkeiten sagen, von denen wir täglich hören? Was würden sie von einem französischen oder russischen Heerführer denken, der die Todten unter seinen Gegnern und die von ihm gemachten Gefangenen als seine Jagdbeute (bag) im Schlacht- oder vielmehr Schlächter-Berichte aufführt?

Wahrlich, ein Land, in dem Solches möglich ist, fordert sein Schicksal heraus. Wir, die wir so lange in ihm gelebt, empfinden darüber ebenso tiefe Entrüstung und Trauer, wie stets steigende neue Besorgniß.

# Die Deutschen Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts*).

Von

**Eugen Wolff.**

— Kiel. —

Im neugeeinten Deutschen Reiche erfreuen wir uns heute eines gesicherten Besitzes an nationaler Kultur. So viele Wünsche und Hoffnungen noch rege bleiben, so viele Kämpfe auch noch evorstehen: der deutschen Sprache ist im neuen Reiche ein fester Körper eschaffen, dessen Adern sie lebendig durchfluthet; die deutsche Dichtung ver=gt über einen klassischen Schatz, aus dem unser Gemüthsleben immer ue Anregung schöpft; die deutsche Wissenschaft hat sich die Welt erobert, ildung und geistige Aufklärung gelten allen Ständen als Ideal. Kaum rmögen wir uns ein deutsches Volk, ein deutsches Leben ohne fest=gründeten Bestand dieser nationalen Güter vorzustellen. Und doch — t nicht die deutsche Sprache vom Ende des sechzehnten bis in die veite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im eigenen Hause einen Kampf m's Dasein gekämpft? hat nicht erst die klassische Litteraturperiode die utsche Sprache und Dichtung im In= und Ausland dauernd zu Ehren bracht? hat schließlich der wissenschaftliche Geist nicht Schritt für Schritt m Aberglauben und dem bloßen Dogmenglauben Boden abringen müssen?

Eine frühere, ungeschichtliche Auffassung wähnte, unsere großen Genien s der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hätten die Erneuerung

*) Die Abhandlung ist zum großen Theil nach handschriftlichen Quellen gearbeitet. rgl. des Verfassers Schrift: „Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben", Band und II (Kiel, 1895 und 1897).

unseres Geisteslebens mit einem Schlage, mit einem kühnen Griff bewirkt. Aber wo sind die Quellen, aus denen sie sich speisten? wo die Volkskreise, welche für die neue geistige Kost empfänglich sein konnten? So setzen die Ursachen wie die Wirkungen unserer klassischen Litteratur und Philosophie eine Bewegung voraus, die bereits ganze Schichten des deutschen Volkes ergriffen hatte. Hier ist weniger an einzelne Vorläufer, als an breite Strömungen zu denken, die durch das geistige Leben des Mittelstandes flutheten. Nicht auf Erhebung des Einzelnen über den Bildungsstand der Masse war es abgesehen, sondern auf Hebung dieser Masse oder doch weiter Kreise ging das allgemeine Streben. Nicht litterarische Genies, sondern litterarische Gesellschaften suchte man deshalb zu züchten: ein Netz von deutschen Gesellschaften spannte sich im vorigen Jahrhundert über das ganze deutsche Sprachgebiet.

Schon der Name ist ein Programm: Deutsche Gesellschaften schlechtweg — konnten das bloße Organe zum Betrieb irgend einer beliebigen Einzelkunst oder Einzelwissenschaft sein? Wollen wir uns andererseits vor vagen Verallgemeinerungen hüten, so werden wir genöthigt sein, die gesammte Geschichte der Deutschen Gesellschaften zu überblicken, ehe wir dem Begriff einen bestimmten Inhalt geben.

Zunächst kann die Entstehung der ersten Vereinigung dieser Art unmöglich belanglos für Erkenntniß ihrer Ziele sein. Nicht sogleich unter den erwähnten, typisch gewordenen Namen trat die berühmte Leipziger Stammmutter dieser gesellschaftlichen Organisationen in's Leben: 1697 bei ihrer Stiftung hieß sie ja nicht Deutsche, sondern — Görlitzische, und nicht Gesellschaft schlechtweg, sondern Poetische Gesellschaft. Es wird also schon äußerlich klar, daß sie anfangs weder an Umfang, noch an Inhalt irgend umfassend sein mochte. Die Mitglieder stammen aus Görlitz und finden sich an der Universität Leipzig als Zuhörer des Polyhistors Burkhard Mencke zusammen, um unter seiner Anleitung poetische Uebungen anzustellen. Seit 1722 wird auch für die ungebundene Rede wöchentlich eine Uebungsstunde angesetzt, doch nicht immer benutzt; ferner soll künftig die Mitgliedschaft Angehörigen aller deutschen Provinzen offenstehen. Der Name wird zunächst in Deutschübende Poetische Gesellschaft umgewandelt — wohl unter Einfluß der inzwischen 1715 in Hamburg zusammengetretenen Teutschübenden Gesellschaft.

Nun setzen unter Einfluß des Dresdener Hofdichters Johann Ulrich König höchst charakteristische Bestrebungen ein. Am 28. März 1724 schreibt dieser hierüber dem Züricher Kunstrichter Johann Jakob Bodmer: „Wir haben in Leipzig einige so aufgeweckte Köpfe und zugleich grundgelehrte Leute, daß ich dadurch aufgemuntert worden, Ihro Majestät, meinem allergnädigsten Könige, einen öfters wiederholten Vorschlag zu thun, um eine Akademie für die Teutsche Sprache daselbst aufzurichten, worin ich auch schon gnädigst Gehör gefunden, weil Ihro Majestät ein ungemein

enner und Liebhaber Ihrer Muttersprache sind, und in Ihren Ländern ie beste Teutsche Mundart zu finden. Da sich's dann die Akademie für ne Ehre schätzen würde, auch auswärtige Teutsche Gelehrte von gutem eschmack in ihre Gesellschaft zu ziehen." — Johann Christoph Gottsched, der soeben von Königsberg nach Leipzig gekommen, nimmt diesen nerhalb der „Deutschübenden poetischen Gesellschaft" somit schon in Fluß efindlichen Plan auf. Um sich zu einer staatlich privilegirten Akademie uszuwachsen, legt sie sich 1727 den bedeutsamen Namen Deutsche Gesellschaft bei und verändert ihre Satzungen von Grund aus.

„Nur lauter geschickte Leute" sollen aufgenommen werden, „die entweder von Adel oder graduirt sind, oder in Bedienungen (Aemtern) stehen der sonst von besonderer Geschicklichkeit sind." Der Zusammenschluß von elehrtenthum und Adel ist bereits für die Sprachgesellschaften des ebzehnten Jahrhunderts charakteristisch. Wie aber die Gesellschaft aufhört, inen Studentenverein zu bilden, so tritt sie auch aus dem Charakter eines okalvereins heraus, indem sie auswärtige Mitglieder zuläßt, ja, um sich hon ein wenig als angehende Akademie aufzuspielen, „Leute von bekannter eschicklichkeit" durch die Ernennung zu Mitgliedern ehren und — für die nteressen der Gesellschaft gewinnen will.

Um außerhalb die Aufmerksamkeit auf die Gesellschaft zu lenken, giebt ottsched, allzeit ein gewiegter Agitator, eine Nachricht über ihre neue inrichtung in Druck. Wie man auf den neuen Namen verfallen, gelangt ier zu offener Aussprache: er ist „nach dem berühmten Exempel" der ranzösischen Akademie gewählt. „Nun verlangen wir uns zwar weder nserer Fähigkeit, noch unseres Ansehens halber, einer so großen Akademie n die Seite zu setzen. Wir kennen unsere Schwäche gar zu wohl. lnsere Absichten aber sind zum wenigsten mit den ihrigen inerlei. Denn alle unsere Bemühungen sind auf unsere Muttersprache erichtet."

Schon diese grundlegenden Bestrebungen treten indeß mit einer über as rein philologische Interesse hinausgehenden Tendenz hervor. Mit ationalem Pathos betont Gottsched bereits in der Nachricht von der esellschaft: die Mitglieder „machen sich vielleicht noch mehr, als andere, ine Ehre daraus, daß sie geborene Deutsche sind". Und noch eine der päteften Nachahmungen der Leipziger Gesellschaft, die Deutsche Gesellschaft u Altdorf, erkennt 1762 in ihrer „Altdorfischen Bibliothek" gleicher Weise n, die Deutschen Gesellschaften seien „außer Zweifel eine Nachahmung er französischen Akademien", um begründend fortzufahren: „Die Deutschen nd ehrsüchtig genug, daß sie sich endlich noch beibringen ließen, es sei die rößte Schande, wenn sie ihre Sprache ungebildet und unverbessert liegen ießen. Schnell entstund ein Eifer in allen Ecken Deutschlandes, auch den ußersten, Deutsche Gesellschaften anzurichten. Einige wurden ausgelachet, aß sie sich mit der schlechten deutschen Sprache abgeben wollten; einige

suchte man zu unterdrücken, weil sie was neues waren und für den Staat und die Religion gefährlich sein könnten; einige machten riesenmäßige Versprechungen von ihren zur Ehre der deutschen Sprache gereichenden Bemühungen."

Die nationale Auffassung der sprachlichen Wirksamkeit äußerte sich — wie die Dinge in Deutschland lagen — vor Allem polemisch. Nicht wie die Französische Akademie durften sich die Deutschen Gesellschaften darauf beschränken, positiv an der Feststellung und Vervollkommnung der Muttersprache zu arbeiten. Voraussetzung blieb bei uns zunächst, für Anwendung des Deutschen in der Heimat selbst zu wirken. Besonders die höheren Stände blickten mit Geringschätzung auf ihre — man darf nicht mehr sagen: Muttersprache — auf ihre Volkssprache; französisch allein galt als weltmännisch. Um unsere Wahrnehmungen möglichst immer direkt aus dem Kreis der Deutschen Gesellschaften zu schöpfen, vergegenwärtigen wir uns eine Auslassung von Sonnenfels, dem Haupt der Wiener Zweig-Gesellschaft, über die deutsche Sprache: „Noch hat es ihr nicht gelungen, sich den Eintritt in die Gesellschaften des hohen Adels zu öffnen. Sie ist, habe ich oft hören müssen, nicht reich, nicht geschmeidig genug, die Sprache des Umgangs der feinern Welt zu sein." In scharfer Abweisung solcher weit verbreiteten Anklagen spricht Sonnenfels die Ueberzeugung seiner Kreise dahin aus: „Ein Mensch, der fähig ist, Vergleichungen zwischen Sprachen anzustellen, weiß das Gegentheil . . . Bei ihm also wird dieser Vorwand nie gelten. Er wird vielmehr zu sich selbst sprechen: sie schämen sich, zu gestehen, daß sie ihre Landessprache zu wenig kennen, um sie zur Sprache des Umgangs zu machen; und so bemänteln sie ihr schwache Kenntniß durch die Verachtung." Sociales Streberthum bewirkte sogar weiterhin, daß die obere Schicht des Bürgerthums es dem Adel an Verwendung des Französischen und damit vermeintlich an Vornehmheit gleich thun wollte. Die Moralischen Wochenschriften, die zum guten Theil Männern der Deutschen Gesellschaften entstammen, haben mit besonderem Nachdruck den Kampf gegen diese Verleugnung der Nationalsprache aufgenommen.

Leider suchte die Frauenwelt in dieser vornehmthuenden Französelei den Männern den Rang abzulaufen. Andererseits war das weibliche Geschlecht schon durch seine Erziehung gegen einen zweiten Feind gefeit, welcher der deutschen Sprache in Deutschland selbst genährt wurde. Leopoldine Kaunitz, die Schwiegertochter des Reichskanzlers, behauptet von dem österreichischen Adel geradezu: „Man findet bei uns viele Frauen, welche die Lektüre lieben und sich zu unterrichten trachten; aber es giebt nur wenig Männer bei uns, welche sich darum kümmern; die meisten spötteln, wenn man ein gutes Buch liest . . . Das kommt daher, weil sie in ihrer Jugend nur lateinische Bücher in die Hand bekommen und ihre Zeit mit einem abstoßenden, langweiligen Studium ausgefüllt ist."

Nicht viel anders lagen die Verhältnisse in den übrigen deutschen
iauen. Die zeitlich letzte Deutsche Gesellschaft, die zu Mannheim, bezeichnet
och 1787 den von ihr vorgefundenen Zustand scharf umrissen: Es war
e feinere Welt unserer Stadt, zum Theil in Frankreich, mehrentheils von
teinischen Schullehrern oder französischen Hofmeistern und Hofmeisterinnen
zogen, gewöhnt an die französische Sprache, unter dem Singgepränge
alienischer und französischer Schaubühnen aufgewachsen, umgeben von aus=
ndischen Künstlern, Gelehrten und Hofleuten, meistentheils bekannt mit
en Meisterstücken dieser Nationen, durch die geschmacklose Schreibart der
eutschen Schriftsteller voriger Zeiten mit Vorurtheilen wider die jetzigen
ngenommen.

Zunächst galt es also nach alledem für Anwendung der deutschen Sprache
ı Stelle des weltmännischen Französischen und der lateinischen Gelehrten=
prache zu wirken. Daß nur ein gutes, gelenkiges und elegantes Deutsch
iese mächtigen Nebenbuhler verdrängen konnte, liegt dabei auf der Hand.
ie Mannheimer Gesellschaft rühmt sich denn auch, daß manche ihrer
litglieder „in die Hallen der Rechtsgelehrsamkeit und Weltweisheit, der
ternkunde und der Gottesgelehrtheit durch ihre Schriften Verfeinerung des
eschmackes, Reinigkeit und Zierlichkeit der Schreibart" trugen, ja, daß
n ihnen die Kameral=Wissenschaften, Haus= und Landwirthschaft, die
rzenei und Kräuterkunde, die Natur=, Welt= und Vaterlandsgeschichte
cht nur Werke der Aufklärung, sondern auch Erstlinge der verbesserten
prache und Rechtschreibung erhielten". Da wurden in den Gesellschafts=
ungen — wie z. B. 1756 in Helmstädt — die Themata erörtert: „daß
n Rechtsgelehrter Gelegenheit genug habe, sich um die deutsche Sprache
rdient zu machen," ebenso: „daß es erlaubt und nützlich sei, die Arzenei=
lahrtheit in einem deutschen Kleide unseren Brüdern vorzutragen;" oder:
ie Vortheile, die ein Gottesgelehrter von der deutschen Sprache erhält"
. dergl. —

Schon insofern führten danach die Deutschen Gesellschaften ihren Namen
it Recht, als sie die deutsche Muttersprache im täglichen Leben wie in
r Wissenschaft wieder zu unbeschränkter Geltung bringen wollten. Aber
elche deutsche Sprache? die des Nordens oder des Südens? die von
achsen oder Oesterreich oder gar von der Schweiz? Ist es doch ein noch
imer nicht ganz ausgerotteter Irrthum, daß mit Luthers Eingreifen die
rachliche Einigung Deutschlands im Wesentlichen zum Abschluß gebracht
i. Die aus ober= und mitteldeutschen Elementen gemischte hochdeutsche
emeinsprache war in Mittel= und Norddeutschland ziemlich weit durch=
drungen; aber der katholische Süden und Oesterreich sowie die politisch
m deutschen Staatskörper geschiedene Schweiz steckten in der ersten Hälfte
s achtzehnten Jahrhunderts noch tief im Dialekt; und sogar im Herzen
eutschlands war die Herrschaft der hochdeutschen Schriftsprache nicht be=
ngungslos festgelegt. Selbst das Embryo der Deutschen Gesellschaft in

Leipzig, die Görlitzische Poetische Gesellschaft, legte allen Uebungen die schlesische, bezw. lausitzsche Mundart zu Grunde und ließ später daneben nur die obersächsische (meißnische) zu. Demgegenüber forderten die neuen Gesetze der nunmehrigen Deutschen Gesellschaft von 1727 kategorisch: „Man soll sich allezeit der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache befleißigen: d. i. nicht nur alle ausländischen Wörter, sondern auch alle deutschen unrichtigen Ausdrückungen und Provinzial-Redensarten vermeiden, sodaß man weder Schlesisch noch Meißnisch, weder Fränkisch noch Niedersächsisch, sondern rein Hochdeutsch schreibe, so wie man es in ganz Deutschland verstehen kann." Aber selbst jetzt mußte in den Reimen noch eine gewisse provinzielle Freiheit zugestanden werden.

Mit eiserner Energie und gewiß nicht ohne Beschränktheit hat namentlich Gottsched die Deutschen Gesellschaften in erster Linie zu Vorkämpfern des Hochdeutschen gemacht. Er schoß weit über das Ziel, wenn er alle Dialekte geradezu auszurotten suchte. Daß die Sprache unmittelbar als Mundart empfangen ist, ahnte sein Kreis ebenso wenig wie die Bedeutung der Mundart auch als Jungbrunnen zur ständigen Erfrischung und Bereicherung der Schriftsprache. Desto schneller erreichte er sein Ziel. Die Deutschen Gesellschaften aller Orten legten mindestens im Prinzip die hochdeutsche Schriftsprache ihren Uebungen zu Grunde und vollbrachten zugleich eine wirksame Propaganda im Dienste der sprachlichen Einigung. So wird in Bayern zugleich mit der Begründung der Akademie der Wissenschaften die Forderung dialektfreier Sprache erhoben. Nicht minder nehmen die seit Gottscheds Besuch in Wien (1749) regen Erörterungen über eine kaiserliche Akademie auf die Pflege der reinen hochdeutschen Gemeinsprache Bezug. Es wird zu deren Einführung — fast möchten wir sagen: zu deren Import — die Berufung eines Sachsen vorausgesehen, „da in den österreichischen, bayerischen, schwäbischen und anderen katholischen deutschen Ländern, wo man eine unangenehme Aussprache habe und sich auch der Richtigkeit in der Schreibart nicht befleiße, wohl kein Lehrer aufzufinden sein dürfte, welcher die nöthige Reinheit in der deutschen Sprache besitzt."

Besondere Verhältnisse scheinen in der Schweiz vorzuliegen. Die Fehde, welche von den Züricher Kunstrichtern Bodmer und Breitinger gegen Gottsched über ästhetische Prinzipienfragen geführt wurde, hat indeß den gleichzeitigen sprachlichen Anschluß der Schweiz an das mittlere Deutschland nicht aufgehalten, in gewissem Sinne selbst beschleunigt. Zunächst müssen wir in Anschlag bringen, daß in Bern und Basel Deutsche Gesellschaften aufkamen, die, unabhängig von Zürich, sprachliche Fühlung mit Leipzig suchen. Der Stifter der Berner Gesellschaft, ein Schüler Gottscheds, bezeichnet die Zwecke derselben ganz in solchem Sinne. Sein eifrigster Berner Genosse entschuldigt die Sprache seiner Schriften ausdrücklich bei Gottsched: „Sind solche nicht mit der Reinigkeit geschrieben, wie Sie wohl wünschen könnten, so bitten wir zu gedenken, daß es ebenso schwer sei, die deut[...]

prache in eine gänzliche Einförmigkeit zu bringen, als es denen Griechen
wesen, die gleiche Mundart in einem weit kleineren Lande in gleiche
egeln zu binden." Und die Gesellschaft selbst schreibt dem tonangebenden
eipziger Sprachmeister: „Ew. Hochedlen geben uns zugleich an dem In-
lt Ihrer kritischen Untersuchungen ein Muster an die Hand, wie man
ohl beurtheilen und zur Reinlichkeit und Zierlichkeit der Sprache gelangen
nne." Reinheit bedeutet dieser Zeit immer das Freisein von dialektischen
puren. Und diesem Ideal suchen sich auch die Züricher anzunähern,
dem sie Jahre lang ihre Schriften ausdrücklich nach Leipzig zu sprachlicher
orrektur senden und die aus Gottscheds Kreis ihnen zukommenden zeit-
eiligen Mahnungen wie vorherrschenden Angriffe für die Vervollkommnung
rer Sprache sehr weit beherzigen. Die Deutschen Gesellschaften haben
gar in der Schweiz eine besonders große Ausdehnung gewonnen, insofern
e studirende Jugend zu Bern, Zürich und Basel sich gleicherweise zu-
mmenthat, „um sich eine fließende und reine Schreibart zu erwerben".
Es leuchtet ein, daß solche wöchentlich betriebenen Uebungen die Ge-
andtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck wesentlich erhöhen und
uch auf diese Weise eine Vervollkommnung unserer Sprache herbeiführen
ußten. Wie die Nachricht von der Deutschen Gesellschaft in Leipzig be-
nt, legte man auf die Prosarede mit Recht höheres Gewicht als auf die
oesie, und auch die mündliche Beredsamkeit fand in allen Deutschen Ge-
llschaften eine Stätte. Oft schwebten unmittelbar praktische Zwecke vor:
e angehenden und jungen Gelehrten wollten sich für ihr Amt auch nach
eser, im akademischen Unterricht meist vernachlässigten Richtung vorbereiten.
it besonderer Anschaulichkeit spricht sich über Art und Erfolg dieser
ebungen ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Bern, Friedrich von
inner, aus: „Anfänglich übten wir uns in Uebersetzungen, hernach nach
des Willkür, in Reden, Dissertationen u. dergl. Solche wurden zuerst
r Censur eines der geschicktesten Mitglieder, hernach in der Versammlung
r Beurtheilung aller Uebrigen unterworfen, alle fehlerhaften Stellen nach
m Mehr der Stimmen verbessert und bei diesen Beurtheilungen sowohl
e Sprach- als Wohlredenheitsregeln nach dem Geschmacke der besten
utschen Sprachlehrer dieser Zeiten in ihren Quellen zu Rathe gezogen.
o wurden wir alle unterrichtet und angefrischet, zu Häuse durch gut
sgewählte Lektüre uns zu üben. Nicht minder wurden auch in denen
ersammlungen gute neue Werke öffentlich gelesen, darüber dissertirt und
so je einer von dem anderen belehrt. Man übte sich auch nach dem
ebrauche aller solcher Gesellschaften, bei frischen Annennungen, Beförde-
ngen u. a. Vorfällen, Reden und Diskursen aufzusetzen, die nach geschehener
erlesung ebenfalls wie oben beurtheilt und verbessert wurden. — Man
rrespondirte auch mit anderen deutschen Gesellschaften in Deutschland und
der Schweiz: kurz, wir ließen uns diese nützliche und nöthige Be-
häftigung verschiedene Jahre hindurch sehr eifrig angelegen sein, und viele

unter uns haben die Früchte dieser Arbeit die übrige Zeit ihres Lebens sowohl in geistlichen als weltlichen Beschäftigungen reichlich genossen."

Neben den meist für Gelehrte bestimmten Deutschen Gesellschaften stiftete Gottsched besondere Studentenvereine zum Betrieb der Beredsamkeit, seine Rednergesellschaften. Damals war es üblich geworden, „aus Collectaneen oder mit Sinnbildern oder durch allegorische Vergleichungen zu reden": dieser schematischen, verkünstelten Manier suchte man eine natürliche, freilich oft platte, jedenfalls aber sachlichere Redeweise entgegenzustellen. Die Römer und Franzosen schwebten als Muster vor. Die Schweizer fanden nicht ganz mit Unrecht, daß die Leipziger damit nur ein Schema durch ein neues abgelöst hätten: „Es läßt nicht anders, als ob si[e] vorher eine Zahl Schönheiten aus geistreichen Schriften zu Papier gebrach[t] und den Vorsatz gefasset hätten, solche in das Gewebe hineinzutragen." Aber die Muster der Deutschen Gesellschaften drangen bei allem Patho[s] auf Klarheit anstelle der früher geflissentlich erstrebten dunkeln Verstiegenheit und auf Gelenkigkeit anstelle des verschnörkelten Kanzleistils.

Bedeutsamer noch als für die weltliche Beredsamkeit ward die Thätigkeit der Gottsched'schen Gesellschaften für die geistliche Beredsamkeit. Gewiß macht sich gerade hier die Nüchternheit des Rationalismus un[-]angenehm geltend; jedoch es geschah der entscheidende Schritt von der ve[r-]knöcherten Methodenkünstelei hinweg. Da waren vordem allegorische un[d] schematische Schätze, mechanische Fächer und Register, die man nur z[u] durchlaufen brauchte, um auf gute Gedanken gebracht zu werden, sowie ein[e] spitzfindige Ordnung und Eintheilung der Gedanken, die ihrerseits möglich[st] dunkel und unfaßbar zu sein strebten. Dem gegenüber fordern die Deutsche[n] Gesellschaften, daß auch der geistliche Redner alles Dunkle und Schwe[re] erläutere und die Gemüther durch Bewegungsgründe lenke. Ihre Predig[t-]methode ist in jedem Sinne vernünftig: mehr Logik, mehr Faßlichke[it] gewinnt nun die geistliche Beredsamkeit jedenfalls. Und nicht nur d[ie] evangelische. Namentlich noch in Benediktinerkreisen Oesterreichs und Bayern[s] machen diese Bestrebungen Epoche, wie sich ja in diesem Orden auch ein[e] deutsch-litterarische Gesellschaft bildet, die mit dem führenden Geist d[er] protestantischen Deutschen Gesellschaften alsbald Fühlung sucht.

Diese Bestrebungen nach Natürlichkeit und Korrektheit des Ausdruck[s] faßte die Göttinger Gesellschaft in ihrem Wahlspruch zusammen: „U[n-]gezwungen und richtig!" Die überall in Wort und Schrift erzielte G[e-]lenkigkeit, so viel Holzschnittartiges ihr noch anhaftet, wurde zur wirksame[n,] sogar unerläßlichen Vorbereitung der späteren klassischen Geschmeidigkeit.

Mancherlei weiter ausschauende Pläne, die aus den sprachlichen Grun[d-]zügen der Deutschen Gesellschaften hervorgingen, reiften nicht zur Vollendun[g]. Zwar die viel geforderte Grammatik, die, allgemein verständlich u[nd] brauchbar, dem neuen Sprachstand entsprach, hat Gottsched allein 1748 [in] seiner „Deutschen Sprachkunst" geliefert. Aber schon das Beispiel d[er]

französischen Akademie wies auf die Unternehmung eines Deutschen Wörterbuches hin. Das wurde jedoch auch an sich im Norden wie im Süden, in der reformirten Schweiz wie in österreichischen Klöstern als dringendes Bedürfniß empfunden. Der sprachliche Korrektor Bodmers, Clauder in Leipzig, fordert es; Gottsched beschäftigt sich fortgesetzt mit dem Gedanken, sein deutsch-litterarischer Freund, der Benediktiner-Pater Placidus Amon in Melk, beginnt mit Eifer und umfassender Sachkenntniß die Ausführung. Spreng, der Stifter der Basler Gesellschaft, will freilich die Deutschen Gesellschaften der Schweiz vereinen, um nur „die den Schweizern eignen und geübten Deutschen anstößige Wörter und Redensarten zusammenzutragen und mit beigefügter reiner Verdeutschung, unter dem Namen eines helvetischen Wörterbuches, seiner Zeit herauszugeben". So scheinen denn auch anderer Orten die Sonderzwecke noch vorgeherrscht zu haben. Wenigstens behauptet das Organ der Altdorfer Gesellschaft 1762: „Man hat den Vorschlag gethan, die Deutschen Gesellschaften sollen sich vereinigen, um in dieser Verbindung ein deutsches Wörterbuch liefern zu können. Man las ihn, aber weiter that man nichts. Schier ist es eben so gut: denn man hätte sich bei dem Zusammentreten ganz gewiß über das Direktorium gezanket, und zuerst wohl über den Ort und die Art des Kongresses. Sachsen hätte außer Zweifel Franken, Schwaben und vor allem die Pfalz von der Beschickung des Kongresses ausgeschlossen 2c." In der That war die Zeit noch nicht erfüllt, das spracheinigende Band noch nicht fest genug gefügt. Auch ist ein klassisches Deutsches Wörterbuch erst nach dem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts angebrochenen litterarischen Zeitalter möglich geworden.

Dieses nicht nur durch Ausbildung der Sprache, sondern auch durch Erregung von litterarischem Interesse thatkräftig vorbereitet zu haben, bleibt der Ruhm der Deutschen Gesellschaften.

Rein auf ihren ästhetischen Werth geprüft, fordern die handwerksmäßigen Reimereien, wie sie aus den Deutschen Gesellschaften hervorgingen, zum weit überwiegenden Theil Mitleid oder Spott heraus. Aber nicht allein oder auch nur in erster Linie unter diesem Gesichtswinkel lassen sich die poetischen Bemühungen der uns beschäftigenden Gesellschaften geschichtlich würdigen. Abgesehen war es vor Allem auf Bethätigung des litterarischen Interesses, auf Uebung im Ausdruck der Gedanken und Gefühle, auf litterarische Pflege und Veredlung der Muttersprache.

Allerdings wurde der Maßstab des Werthvollen und litterarisch wirklich Zurechnungsfähigen vorübergehend arg verschoben, indem man sich gegenseitig als große, jedenfalls als ernst zu nehmende Dichter kommentirte. Grotesk genug führt sich schon Gottsched 1724 in die Leipziger Gesellschaft mit einem „Anzugsgedicht" ein, das den bezeichnenden Titel führt: „Die vergebens unternommene Dämpfung unüberwindlicher poetischer Triebe!" Auch frappirt das heute nachprüfende Auge in den Sammlungen

solcher poetischen Gesellschaftsübungen die Fülle von gewöhnlichen Gelegen-
heitsdichtungen, die dort die Gönner- und Gevatterschaft von der Wiege
bis zum Grabe begleiten. Und doch glaubte sich die Leipziger Deutsche
Gesellschaft gar viel, als sie bei ihrer Reorganisation „gemeine Hochzeit-
u. a. dergl. Verse“ ausschloß. Ebenso eifert im ersten Band ihrer
Schriften die Vorrede gegen die in der Poesie üblich gewordenen bloßen
Glückwünsche und Trauerschreiben: zwar seien sie nicht gänzlich zu ver-
werfen, aber man müsse von ihnen wenigstens einen Inhalt fordern, der
über die bloße Verherrlichung einer beliebigen unbekannten Privatperson
hinausgehe, vielmehr eine bestimmte Materie als Gehalt in sich schließe.
Wie trostlos öde muß die Modepoesie im ersten Viertel des achtzehnten Jahr-
hunderts gewesen sein, wenn die mittelmäßigen Versuche der Deutsch-Ge-
sellschafter sich dem gegenüber als vorgeschritten fühlen konnten! Nicht
minder hatten die neuen Gesetze der Leipziger guten Grund, den grassiren-
den gehaltlosen Formenkünsteleien Thür und Thor zu verschließen: „Chrono-
sticha, Akrosticha, Anagrammata, Sechstinen, Quodlibetc, Ringelreime, Bilder-
reime, mit Wortspielen angefüllte Sinngedichte, u. a. dergl. poetische
Mißgeburten sollen aus der Gesellschaft gänzlich verbannet sein.“

Was der Gesellschaft der höhere Ton, dem sie sich zuwenden wollte,
hieß, wird bald klar. In ihren „Oden und Kantaten“ von 1738 hält
das I. Buch — wie die Vorrede ausdrücklich zugesteht — „die Lob- und
Heldenlieder auf gekrönte und durchlauchte Häupter in sich. Das II. Buch
stellet lauter Stücke dar, die auf Personen aus dem hohen und niedern
Adel verfertiget worden. Im III. Buche wirst Du (Leser) auf den
Mittelstand, von verschiedenen Gattungen, Gedichte finden. Und im
IV. Buche werden diejenigen Lieder erscheinen, die theils von allerlei
freien und gleichgiltigen Materien handeln, theils auf Mitglieder der Ge-
sellschaft abgefasset worden.“ Zu den „Heldenliedern“ des I. Buches ge-
hörte denn z. B. eine Kantate auf den Namenstag des Kurfürsten von
Sachsen, aus dem Jahre 1735; diese von Gottscheds getreuestem Schild-
knappen Schwabe herrührende Leistung nimmt gleich in der ersten Arie den
tollkühnsten Anlauf.

„Ihr brüllenden Donner, ihr rauschenden Wetter,
Schreckt heute die freudigen Linden nur nicht!
Treue Herzen
Wollen scherzen;
Ihre Brust
Ruft zur Lust
Den schmeichelnden Zephyr, das heiterste Licht.“

Wie wenig beherzigen manche Oden und Kantaten, was im Sinne
dieses ganzen litterarischen Kreises ein anderes Gedicht fordert:

„Kein Schwulst, kein dürftig Prahlen
Muß den gezwungenen Reim mit dunklern Bildern malen.“

Wo die Poesie der Deutschen Gesellschaften aber der Verstiegenheit aus
lem Wege geht, wird sie meist niedrig platt. Hieß ihnen doch die Kunst
nichts Anderes als nüchterne Naturnachahmung:

> „Ein Maler und Poet muß die Natur verstehen,
> Und keinem ist's erlaubt, von dieser abzugehen.
> Je besser Du sie triffst, je besser, glaube mir,
> Ist Deine Schrift ein Bild, je größer wird die Zier."

Es ist noch gar nicht genug beachtet, wie viel Berührungspunkte die
heutige naturalistische Doktrin mit der ästhetischen Theorie der Gottsched'=
chen Zeit aufweist . . .

Diesem Hang zur Natürlichkeit ließ man besonders auch in den
häufigen Hochzeitsgedichten und Strohkranz=Reden, die von der Zeitsitte für
den Morgen nach der Hochzeit bestimmt waren, die Zügel schießen. Es
lingt wie Selbstparodie, wenn die Neufränkischen Zeitungen, das Organ
iner scherzhaften engeren Tafelrunde aus der Leipziger Gesellschaft, in
atirischer Laune das angebliche Bevorstehen einer starken Sammlung
„Poetischer Wünsche, die nichts gefruchtet", ankündigt: „Zur angenehmen
Veränderung und zum Vergnügen der neugierigen Käufer hat er noch
2000 Glückwünsche aus allerhand Hochzeitgedichten angehänget, um zu er=
weisen, wie fruchtbar die Einfallskraft der Poeten im Ausdruck dieses
inzigen Satzes sei: daß die Braut mit der Zeit einen jungen Sohn oder
Tochter zur Welt gebären möge!" In derartige banale Wünsche und An=
pielungen mündete jedes Gedicht solcher Art unfehlbar aus.

Lassen sich somit von den verschiedensten Seiten gegen die deutsch=
gesellschaftlichen Reimereien hochnothpeinliche Bedenken erheben, so trugen
die litterarischen Bemühungen dieser Kreise doch das Korrektiv in sich, weil
e gleichzeitig den Sinn für Kritik weckten, um der eingerissenen ästheti=
chen Anarchie nach ihren freilich schwachen Kräften zu steuern. Humoristisch
ezeichnen wiederum die Neufränkischen Zeitungen, in welcher Position man
die Gegner sah. Sie geben in gewohnter Weise vor, einen neuen Autor
inzuführen: „Er wird durch eine unerhörte etymologische Erfindung zeigen
und demonstriren, daß ein Poet alles machen könne, wie er wolle, ohne
ich an jemandes Fürschrift zu kehren."

Neben der Produktion war von vorn herein die Kritik ein wesentliches
Element der Gesellschaftsübungen. Schon die nach mancher Richtung vor=
bildliche Teutschübende Gesellschaft in Hamburg bestimmte, daß über die
verlesenen Stücke „ein jeder seine Gedanken auf eine glimpfliche Weise
ohne alle Moquerie frei eröffnen, hingegen der Autor die Anmerkungen
eines jeden ohne Verdruß anhören, freundlich deshalber konferiren, keines=
wegs aber flattiret zu werden prätendiren soll." „In Ermangelung selbst=
gemachter Sachen" war es überdies gestattet, „Recensiones alter und neuer
Bücher" vorzutragen, „insonderheit, welche unsere Sprach=, Rede= und Ticht=
kunst, oder auch Teutschlandes Alterthümer und Geschichte angehen." Nicht

16*

minder heben selbst die in der Schweizer Jugend aufgerichteten Deutschen Gesellschaften als ihre Hauptabsichten hervor, „daß unter ihnen die deutsche Sprach, die Kritik, die Wohlredenheit und Dichterei sollen erlernt (!) und getrieben werden.“

Die Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit bezeichnen sich ausdrücklich als herausgegeben von einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Diese von Lotter angeregte, bald von Gottsched allein herausgegebene Zeitschrift ist als erstes deutsches Organ für wissenschaftliche Behandlung litterarischer Themata zu betrachten. Der damaligen lammherzigen Zeit schien die Kritik sogar von Gottsched und seinen Genossen zu scharf gehandhabt. So schreibt ihm Johann Fabricius bereits 1735: „In Hamburg habe ich von den dasigen Gelehrten die allergünstigsten Urtheile von den Bemühungen der Deutschen Gesellschaft vernommen. Nur waren sie mit derselben in der Art, die gelehrten Thorheiten lächerlich zu machen, nicht einig: denn sie schien ihnen von den Regeln der Satire bisweilen abzuweichen, und sie glaubeten, daß die Gesellschaft sich dadurch viele Feinde machen würde. Doch kam es mir auch vor, als wenn einige unter ihnen keinen Geschmack von einer recht lebhaften Schreibart hatten . . .“

Unter der Bezeichnung Kritik gingen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch alle Untersuchungen noch, die wir heute — nach Baumgartens Vorgang — ästhetisch nennen würden. Es hat, wo nicht zur Klärung der Meinungen, so jedenfalls zur Ausbildung von Meinungen unberechenbar beigetragen, daß nun von Kiel bis Bern an allen Stätten geistigen Lebens fast allwöchentlich ästhetische Erörterungen gepflogen wurden. In diesen Cirkeln entspinnen sich besonders gerade durch leidenschaftlich ästhetische Diskussionen die Vorbedingungen dessen, was wir das litterarische Zeitalter des deutschen Volkes nennen.

Man lese Themata, wie sie in der Deutschen Gesellschaft zu Helmstädt behandelt wurden: Ob die Lesung der Romane einem Frauenzimmer zuträglich sei — daß der blühende Zustand der Dichtkunst jederzeit als ein sicheres Merkmal von dem Flor anderer Künste und Wissenschaften angesehen werden könne — Ob die Natur für sich selbst oder durch den Zusatz der Kunst unseren Augen reizender fürkomme — Von der Aufnahme der Dichtkunst durch die Gunst der Großen — Daß die Schaubühne den Nutzen und die Ehre des Staats fördere — Daß die schönen Wissenschaften den Reiz des Frauenzimmers vermehren — Von den Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche man aus fleißigem Lesen des Homers schöpfet — Aufrichtiges Gutachten von gewissen Vorschlägen zur Verbesserung der deutschen Kirchenlieder nach den Regeln der deutschen Sprache und Poesie — Daß der Werth einer gelehrten Gesellschaft nicht allein nach der Menge ihrer herausgegebenen Schriften, sondern nach dem Nutzen, den sie dem Staate und der Welt verschafft, zu beurtheilen sei u. dergl. mehr. Wenn wir solch

Stoffe, wie sie aller Orten in Fülle behandelt wurden, vor unserem Auge
Revue passiren lassen, gewinnt unser Eindruck, daß hier die Litteratur in
den Mittelpunkt einer Welt gerückt ist, einen festen Inhalt.

Zur näheren Charakteristik der nun aufkommenden ästhetischen Dis=
cussionen überblicken wir die wichtigsten Gegenstände, die in den litterari=
schen Gesellschaften der Schweizer akademischen Jugend zur Besprechung ge=
langten: Das Lob der Poesie — Versuch einer Vertheidigung der Erklärung
der Poesie, daß sie eine Nachahmung der Natur sei — Versuch eines Be=
weises, daß die poetische Lehrart die beste sei zur Verbesserung der Menschen
— Versuch einer Vertheidigung des Gebrauchs der Kritik in den schönen
Wissenschaften — Von der poetischen Schreibart — Discurs von den
Chören in den Trauerspielen — Grundsätze einer deutschen Uebersetzung —
Kritische Untersuchung der Frage: woher es komme, daß man heutigen
Tages so viele, aber so wenige gute deutsche Dichter sehe u. s. f.

So gering das eigene poetische Können der meisten Deutsch=Gesell=
schafter war, muß doch hervorgehoben werden, daß sie theoretisch in ihren
ästhetischen Ueberzeugungen zum guten Theil über die berüchtigte Ver=
wässerung Gottsched'scher Observanz hinausgelangten. Schon 1734 findet
Gottsched Grund zum Argwohn gegen die nächste Schwestergesellschaft in
Jena, deren Anfänge bis in das Jahr 1728 zurückgehen. Wie man
damals sein „mit Scheere und Kleister" zusammengestückeltes erstes
„Originaldrama", den „Sterbenden Cato", nicht ohne Widerspruch hin=
nahm, so näherten sich die Jenenser in der Litteraturfehde den Zürichern.
Manche spätere Gesellschaften, wie die zu Helmstädt und zu Altdorf, stehen
theoretisch durchaus auf dem Boden der vorgeschrittenen Dichtung und be=
wundern die Haller, Gellert, Hagedorn, Johann Elias Schlegel, Zachariae,
Klopstock, Wieland und sogar stellenweise schon Lessing. Andere suchen,
bei aller Anerkennung von Gottscheds sprachlichen und philosophischen Ver=
diensten, litterarisch eine entschiedene Neutralität zu bewahren, besonders
die Greifswalder und Göttinger.

Gemeinsam bleibt den Deutschen Gesellschaften bei alledem der Zug
zum Aesthetisiren überhaupt, das Hinausstreben über die rein sprachlichen
Interessen zu den schönen Wissenschaften. Einzelne deutsche Gesell=
schaften stellen von vornherein dieses Ziel sogar in den Vordergrund. Die
„Freiheiten, Einrichtung und Gesetze der Deutschen Gesellschaft in Bremen"
sprechen z. B. als Endzweck aus: „sich in den schönen Wissenschaften über=
haupt und in der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst insbesondere einen
guten Geschmack zu erwerben", ohne daß doch die sprachlichen Bestrebungen
außer Acht gelassen wurden. — Ja, vor Allem schwebt der Leipziger Mutter=
gesellschaft neben der Académie Française ersichtlich die Académie des
Belles Lettres als Muster vor. Gundling erklärt in seiner „Historie der
Gelahrheit" schon 1736 zur Kennzeichnung der Leipziger Gesellschaft geradezu,
sie habe dieselbe Intention wie die Académie des Belles Lettres.

Gottsched selbst zeigt sich nach der gleichen Richtung interessirt. Nachdem ihm seine Leipziger den Stuhl vor die Thür gesetzt und Friedrich II. den preußischen Thron bestiegen, versuchte er nach Berlin in solchem Sinne hinzuwirken. Seinem Gönner, dem Grafen Manteuffel, dessen Beziehungen zu dem jungen Herrscher ihn ermuthigen, sucht er die Nothwendigkeit plausibel zu machen, daß der Reorganisirten Societät der Wissenschaften eine Akademie der schönen Künste (des Belles Lettres) an die Seite gesetzt wurde; Manteuffel selbst denkt er sich — als anderen Richelieu — immer an der Spitze seiner in Sachsen wie Preußen projektirten Akademien. Als weder hier noch dort die Herrscher und Behörden diesen auf sie gesetzten Hoffnungen entsprechen, schafft sich der betriebsame Mann aus eigener Kraft eine neue Organisation, indem er die früheren Mitglieder seiner Redner-Gesellschaften zu einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften und freien Künste zusammenfaßt. In der Betonung der Gesellschaftszwecke ist damit zwar eine Verschiebung eingetreten. Daß es sich aber noch um sein altes Streben handelt, der deutschen Sprache durch vollendetere Ausübung zu Ehren zu verhelfen, wird schon aus seiner an die neue Gesellschaft gerichteten Aufmunterungsrede klar: „Es giebt gelehrte Männer," ruft er da, „die, sobald sie von den schönen Wissenschaften oder freien Künsten reden hören, nur an die griechische und lateinische Sprache denken. Allein, vergessen Sie bei dem allen nicht, daß Sie Deutsche sind! Sie sind Ihren Landsleuten, Sie sind Ihrem ganzen Vaterlande eben die Dienste schuldig, die vormals alle gelehrte Griechen und Römer den ihrigen geleistet haben."

Auch die Kielische Gesellschaft der schönen Wissenschaften gesteht ihr Solidarität mit den Deutschen Gesellschaften zu: „Vorerst entstunden di[e] berühmten Gesellschaften, welche mit allen Reizungen der Beredsamkeit un[d] Dichtkunst die Reinigkeit der teutschen Sprache verknüpfeten. Durch dies[e] vorzügliche Unternehmung geschah es, daß die Liebe zu den schönen Künsten die sich bisher nur sparsam antreffen ließ, allgemeiner wurde. Ein glück[-] licher Erfolg hat es gewiesen, wie sehr dadurch die Kenntnisse vermehre[t] und die Fähigkeiten vergrößert geworden sind." So möchten diese Jüng[-] linge und Männer von „Belt-Athen" — unter solcher Poetisirung thun si[e] es nie, wenn sie ihren nordischen Musensitz nennen — so möchten auch si[e] „Tugend und Verstand durch Anmuth und durch Witz erhöhen und ver[-] bessern —" offenbar spinnt sich jene Neigung an, die Gebote von Verstan[d] wie Moral durch ästhetische Verkleidung einzuschmeicheln. Mehr noch, ma[n] erörtert hier das charakteristische Thema, daß die Verabsäumung der schöne[n] Wissenschaften den Verfall der „höheren" Wissenschaften nach sich zieh[e;] „die unglückselige Finsterniß der barbarischen Jahrhunderte rühre m[it] daher, weil man die vortrefflichen Denkmale des schönen Geschmackes, welch[e] die Heiden nachgelassen hatten, theils unterdrückt, theils ausgerottet od[er] wenigstens ganz in Verachtung gebracht hatte." Ungefähr gleichzeitig 175

atte die Deutsche Gesellschaft zu Helmstädt auf die Tagesordnung einer
Sitzung die beiden sich ergänzenden Reden gesetzt: „Von dem elenden Zu-
tand derjenigen, die keinen Geschmack an den schönen Wissenschaften finden,“
ebst der Antwort „Von dem elenden Zustand derjenigen, welche die
chönen Wissenschaften mit den höhern nicht verbinden.“ Und hier wird
— in einem Vortrag über Homer — verfochten, daß die Hintansetzung
er griechischen Dichter eine von den Ursachen des bei uns Deutschen immer
nehr einreißenden üblen Geschmackes in der Dichtkunst ist.

In der Kieler Gesellschaft begegnen selbst Gedankenblitze wie der:
chon die Alten hätten den schönen Wissenschaften den Vorzug beigelegt,
„daß sie das Herz menschlich und zur Gesellschaft geschickt machten, und sie
eswegen die Menschliche genannt (litteras humaniores, studia humani-
atis).“ Was fehlt da noch theoretisch von dem Humanismus unserer
lassischen Litteraturperiode?

Aesthetische Normen und Schlagworte treten uns denn auch überall
ntgegen, wo von Deutschen Gesellschaften die Rede ist. So hofft der
Historiker Bruckner, als er der Deutschen Gesellschaft in Basel ein Werk
vidmet, sein schwacher Versuch werde dem feinen Geschmacke der Gesellschaft
nicht zuwider sein. So führt sich der Theologe Patzke als Dichter mit dem
Hinweis ein: „Denen, die mich zu kennen verlangen sollten, kann ich jetzt
weiter nichts sagen, als daß ich ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft in
Frankfurt a. O. bin. Sollten diese Lieder einigen Beifall verdienen, so
wird die Gesellschaft und der (Stifter und Vorsteher) Herr Hofrath v. Stein-
wehr einen großen Antheil daran haben. Dieser schöne Geist, der der
Welt schon unter diesem Charakter bekannt ist, hat an der Verbesserung
meines Geschmackes gearbeitet.“ So giebt Gottsched seiner letzten kritischen
Zeitschrift den bezeichnenden Titel: „Neuestes aus der anmuthigen Gelehr-
samkeit“; so dringt Sonnenfeld in Wien auf „Grazie“ in der Wissenschaft
wie im Verkehrsleben u. s. f.

Aus diesem belletristischen Zuge der Deutschen Gesellschaften erklärt sich
auch ihre Theilnahme für die Bühne. Daß sie wirklich litterarisches
Leben und künstlerisches Interesse praktisch geweckt haben, erhellt gerade
nach dieser Richtung mit besonderer Deutlichkeit. Nicht genug an Gott-
scheds persönlichem Eifer für die Hebung und Förderung der Neuber'schen,
Schönemann'schen und Koch'schen Schauspieltruppe: es war im Plane,
zwischen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig und der erstgenannten Truppe
eine organische Verbindung herzustellen. Friederike Karoline Neuberin be-
theuert 1735, als sich ihr die Aussicht auf ein festes Theatergebäude in
Leipzig bietet: „Ich versichere, daß ich bei dieser Gelegenheit in allen
Stücken, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, auf den rühmlichsten und
besten Nutzen der gesammten Deutschen Gesellschaft sehen und, ohne derselben
etwas Gutes zu stiften, meine eigenen Vortheile nicht einmal annehmen
noch suchen werde, zumal da mir, obgleich im schwachen Licht, eine Ge-

legenheit gezeigt wird, daß ich der Ehre wohl geschätzt werden könnte, etwas Nützliches und Rühmliches auszurichten. Leipzig und mein Vortheil alleine soll nichts vor mich sein, wofern nicht auch eine feste Grundstufe vor die Deutsche Gesellschaft mit kann gebaut werden."

Wie sich die Mitglieder der Leipziger Gesellschaft nicht scheuten, mit den Schauspielern zu förmlichen Konferenzen zusammenzutreten, so sucht auch der leitende Geist der Königsberger Schwestergesellschaft, Professor Flottwell, Einfluß auf das Theater zu gewinnen. Beziehungen zu den „unehrlichen" Schauspielern galten damals noch für Gelehrte als unerhört und unwürdig. „Ich kehre mich," äußert Flottwell 1741, „nicht an die Vorurtheile, die hier gewaltig herrschen, als wenn es etwas Unehrliches wär, in die Komödie zu gehen oder mit den Akteurs umzugehen. Die verdächtige und zuweilen vor Dollheit eifernde Priesterschaft unseres Orts macht deswegen viel Lärm." Schon 1736, fast unmittelbar nach der Stiftung der Deutschen Gesellschaft in Bern, gesteht ihr eigentlicher Begründer, der Theologe Hürner: „Es sind verschiedene kluge Leute in hiesiger Hauptstadt, die auf eine Einführung der Schauspiele dringen. Der neue Präsident unserer Gesellschaft, Herr Altgroßweibel Freudenreich, sieht diese Nothwendigkeit mehr als immer einer." In welchem Maße Josef von Sonnenfels zugleich für die Reform der Wienerischen Schaubühne wirkte, ist bekannt. Auch Freiherr Josef v. Petrasch, der Begründer der mit den Gottsched'schen Bestrebungen harmonirenden Mährischen Gesellschaft der Unbekannten in Olmütz, wendet seine Aufmerksamkeit dem Theater zu, und die Deutsche Gesellschaft zu Altdorf giebt seine gesammelten Lustspiele heraus, wie denn die Zeitschrift der Altdorfer wiederholt dramatische Beiträge bringt.

Wir mögen uns nun immerhin erinnern, wie temperamentvoll Lessing die Verdienste Gottscheds und der Gottschedianer um die deutsche Bühne in Abrede stellte. Aber auch Lessing ist uns — bei aller ihm bleibenden Verehrung — heute historisch geworden, und wir erkennen, eine wie nothwendige Vorbedingung die Wirksamkeit dieser Kreise gerade für seine klassisch nationale Bühnenreform darstellt. Mochten die neuen „regelmäßigen" Stücke noch so hölzern und nüchtern sein: im Gegensatz zur Verwilderung der Volksbühne war ein Band zwischen dem Theater und der Litteratur geschlungen, die unerläßliche Grundlage für ein klassisches Drama geschaffen. Und wie die Produktion war auch auf diesem Gebiet das Publikum durch die Bemühungen der Deutschen Gesellschaften oder ihrer hervorragenden Gesellschafter recht eigentlich geschaffen und erzogen: nur durch den pedantisch würdevollen Anstrich, den das Drama vorübergehend annahm, wurden die gebildeten Kreise zum Theaterbesuch von Neuem herangezogen.

Auch sonst sorgten die Gesellschaften für die litterarischen Bedürfnisse ihrer Mitglieder und im weiteren Sinne des gesammten Publikums. Eine Bibliothek von modernen, besonders deutschen Dichtungen, Prosaschriften

ınd theoretischen Abhandlungen bildete die wichtigste Ausstattung für jeden olchen neu zusammengetretenen Kreis. Die Leipziger Gesellschaft besaß 724 bereits 1000 Bücher. Dergleichen war damals neu und einzigartig, ıan kannte nur gelehrte Büchersammlungen, und die Nichtgelehrten sammelten iberhaupt nicht.

Zu alledem kamen die eigenen Veröffentlichungen der Deutschen Ge- ellschaften. Von weit höherer Bedeutung als die poetischen und rhetori- hen Versuche der Mitglieder wurden die aus dem Schoße dieser litterari- hen Vereine hervorgehenden Zeitschriften. Die kritischen Organe blieben aber nmer noch wesentlich auf die gelehrten und die producirenden Kreise beschränkt. danz anders die Moralischen Wochenschriften. Diese Modeblätter des chtzehnten Jahrhunderts waren wie in ihrer Heimat England, so nament- ch in Deutschland vor Allem auf die ungelehrte, aber nach Bildung rebende Masse des Bürgerthums berechnet. Die Deutschen Gesellschaften nd verwandte Vereinigungen, die sich aller litterarischen Machtmittel be- ıächtigten, wirkten wesentlich an der Einbürgerung dieser litterarischen Rode in Deutschland mit.

Schon der Name legt nahe, in diesen Wochenschriften moralische wecke weitesten Sinnes zu suchen. So werden wir noch in anderem usammenhang auf die derartigen Journale näher eingehen müssen. Im ugenblick handelt es sich um ihre rein litterarische Würdigung. Da wurde s denn abermals bedeutsam, daß die Erscheinungen des alltäglichen Lebens ı litterarisch-künstlerische Form gefaßt, daß überall eine Art dramatischer etrachtung von menschlichen Charakteren eingeführt, und so weite Kreise ı einer gewissen ästhetisch-künstlerischen Lebensauffassung angeregt wurden. Zurden doch die menschlichen Schwächen und Laster nicht mit der finstern Riene des Sittenrichters gegeißelt, vielmehr möglichst durch die heiteren Rittel der Kunst verspottet, und den Tugenden gewannen die Moralischen Zochenschriften neben der sittlich musterhaften, eine rührende, herzgewinnende eite ab. Das war ein Gewand, in welchem auch die bittere Wahrheit esonders vor dem Antlitz der Frauen erscheinen durfte. Aesthetisch ein- hmeichelnd nahte die Lehre und Mahnung, auf bequemste und angenehmste Zeise vermittelten jene Zeitschriften das, wonach das Aufklärungszeitalter nmer in letzter Linie hinzielte: Bildung. —

(Schluß folgt.)

# Trust und Staat.

Von

## einem Optimisten.

— Europa 1901. —

Die verbundenen Arbeitgeber und die verbundenen Arbeitnehmer haben sich zu Kräften entwickelt, deren stündlich zunehmender Einfluß die gesellschaftliche Ordnung zu erschüttern droht.

Durch diese Gruppirung wird die Solidarität zwischen Staatsangehörigen und Staatsmacht in Frage gestellt; der Individualismus geht in zwei Kollektivismen auf, die keine Staatsgrenze kennen; der Einzelne wird einer Gemeinsamkeit aufgeopfert, die ihn als Werkzeug ihrer einseitigen Ambitionen verbraucht, ohne ihm dauernden Schutz gewähren zu können.

Sowohl der Arbeitgeber als der Arbeitnehmer haben das goldene Kalb zum allmächtigen Götzen erhoben, dessen Besitz die Einen zu behaupten, die Andern zu erobern trachten.

Es ist dies das Schauspiel, das die Menschheit aller Gegenden und Zeiten geboten hat, bisher aber blos auf einem mehr oder weniger beschränkten Raume.

Der Unterschied zwischen einst und jetzt besteht einfach darin, daß die Anbetung des goldenen Kalbes, die früher eine nationale war, heut eine internationale geworden ist.

Man täusche sich nicht. Nicht im Kampfe zwischen Kapital und Arbeit liegt die Gefahr; die Gefahr liegt in der Möglichkeit einer Versöhnung.

Trust und Strike haben ein und dasselbe Ziel im Auge: die Ausbeutung der Konsumenten, ob Staat, ob Staatsbürger. In ihrem Konflikte handelt es sich blos um den Löwenantheil der Beute.

Nicht im Begleichen dieses Konfliktes liegt die Aufgabe des Staates und der Gesellschaft, sie liegt in der Vertheidigung des Staatenthums gegen die angestrebte Weltherrschaft des Goldes.

Der Streit zwischen Kapital und Arbeit ist nur ein Symptom, nicht
ieses ist zu bekämpfen. Man fasse das Uebel an der Wurzel. Die
Wurzel des Uebels ist der kleine und der große Wucher.

Die neueste Evolution auf ökonomischem Gebiete, die Trust-Politik, ist
ichts Anderes, als der Versuch des großen Wuchers, den kleinen Wucher
u verschlingen.

Wenn der kleine Wucher sich an der ökonomischen Entwicklung des
leinen Produzenten und an dem materiellen Wohlsein des Durchschnitts-
konsumenten vergreift, so ist der große Wucher geradezu eine Bedrohung
es Staates.

Der kleine Wucher konnte nur dort Wurzel fassen, wo der Staat ihm
leichgiltig gegenüber stand; sich nur dort entwickeln, wo der Staat ihn be-
ünstigte.

Begünstigt aber hat ihn der Staat aus vermeintlich fiskalischem
Interesse, von der grundfalschen Auffassung bethört, er könne die gesättigten
Blutegel seinerseits nicht nur bequemer, sondern auch ausgiebiger
apfen als deren Opfer.

Hiermit hat sich aber der Staat einen Konkurrenten in der Ausbeutung
er Massen gezüchtet, einen Konkurrenten, der ihm schmeichelt, ihm zu dienen
orgiebt, in Wirklichkeit aber nur auf den eigenen Vortheil bedacht, das
Huhn schlachtet, dessen goldene Eier die Gesammtheit der Staatsbürger
ätten erhalten sollen.

Einen Theil dieser goldenen Eier ist der Staat berechtigt für sich in
Anspruch zu nehmen; das Huhn zu schlachten oder durch Andere schlachten
u lassen, ist weder sein Recht noch sein Vortheil.

Ein Volk, dessen Gut und Blut nur durch den Staat be-
euert wird, ist glücklich und reich. Die Besteuerung durch Privat-
wucher jeglicher Form ist es, die Unzufriedenheit und Armuth erzeugt.

Nicht sichere Ringmauern werden der Gesammtheit, dem Staate, durch
iesen Wucher errichtet; er erbaut Luftschlösser und Tempel für den selbsti-
chen Genuß Weniger, er erbaut sie aus dem Herzblute Vieler; und selbst
wenn er Gnaden vertheilt, geschieht dies nicht zum allgemeinen Wohle,
ondern einzig zur Förderung selbstischer Zwecke.

Wie der kleine Wucher, so bedarf auch der große Wucher einer Unter-
stützung durch den Staat. Um ihn für sich zu gewinnen, bietet er ihm
ie Mittel zu einer imperialistischen, d. h. Weltherrschaftspolitik.

In Wirklichkeit aber kümmert sich das internationale Kapital um
eine Landesgrenzen; es trachtet nach der ökonomischen Weltherrschaft; Arbeiter
und Konsumenten sollen ihm auf Gnade und Ungnade unterworfen werden.

Dem Staate giebt der große Wucher von seinem Gewinne nur soviel
b, wie er will, und je mehr Macht er erlangt, um desto weniger und
unter desto härteren Bedingungen.

Nicht nur in der Regelung aller ökonomischen Fragen trachtet das

internationale Großkapital der Staatsregierung das Heft aus der Hand zu reißen, auch in der äußeren Politik will es Herr sein und Meister. Nomina sunt odiosa, aber hat es nicht den Anschein, als ob neuester Zeit auch schon Kriege in dessen Interesse geführt worden wären?

Und immer noch ist es nicht der Staat, der sich gegen die Usurpation seiner Macht durch das Großkapital empört; der kleine, lokale Wucher ist es, der sich bedroht sieht und nach Hilfe ruft; dieser verlangt durch den Staat gegen den internationalen Wucher geschützt zu werden. Der kleine Wucher ruft nach Abschließung der Landesgrenzen, um zu Hause sein Handwerk ungestört weiter treiben zu können.

Der Staat befindet sich einem Dilemma gegenüber. Welchen dieser beiden Krebsschäden ökonomischer Entwicklung soll er protegiren, welchen bekämpfen?

Durch den lokalen Wucher wurden innere Kräfte erhalten und entwickelt: der große und kleine Grundbesitz, der nationale Bergbau, die nationale Industrie, der nationale Handel.

Diese Kräfte haben bisher den Staat erhalten, ihres Patriotismus meint man auch heute nicht entbehren zu können.

Sind diese Kräfte aber auch wirklich patriotisch? Gewiß sind sie patriotisch, aber sie sind es als Konsumenten. Sie sind patriotisch, weil sie sich der ererbten und erworbenen Güter und Rechte auf heimischem Boden erfreuen wollen. Sie sind patriotisch und ziehen begeistert vom Leder, wenn es sich darum handelt, die Landesgrenzen, d. h. den häuslichen Herd gegen fremde Eindringlinge zu vertheidigen.

Wenn aber erworben werden soll und aus dem Erworbenen der Löwenantheil beansprucht, mit einem Worte: wenn sie Produzenten sind, vergessen sie ihrer Solidarität und Bürgerpflicht.

Der Agrarier wie der Grubenbesitzer, der Fabrikbesitzer wie der Arbeiter, der Kaufherr wie der Handwerker, sie Alle verlangen vom Staate gegen einander und insbesondere gegen die ausländische Konkurrenz geschützt zu werden.

Das internationale Großkapital hingegen beansprucht das Recht, in aller Herren Länder einzudringen, diese oder jene Industrie zu monopolisiren oder zu vernichten, dort zu erzeugen, wo am billigsten erzeugt wird, dort zu verkaufen, wo am theuersten verkauft wird.

Alles dies soll ihm der Staat besorgen und außerdem auch noch darauf bedacht sein, daß kein zu lauter Klageruf ertöne, wenn da oder dort einige Tausend rechtschaffene, arbeitslustige Sonderlinge, die auf Selbstständigkeit bestehen, einfach von der Tagesordnung gestrichen werden.

Sowohl der kleine als auch der große Wucher beherrschen die Gesellschaft nicht mittelst wirklicher Werthe, sondern mit Hilfe des landläufigen Werthzeichens.

Sehr bezeichnend für ihre Kampfesweise ist das Geld, dessen sie sich edienen, die sogenannte Währungsfrage.

Der internationale Wucher verlangt nach theuerem, der lokale Wucher ach billigem Gelde. Das theuere Geld, d. h. Werthzeichen, ist das eltenere. Der internationale Wucher ist Anhänger der Goldwährung. Der lokale Wucher sieht sich im Kampfe um das seltenere Gold dem großen Wucher nicht gewachsen und ruft nach Silber. Einzelne Schlauköpfe, ie im Trüben fischen wollen, sehen im Kampfe dieser beiden Werthzeichen in neues Feld der Agiotage und reden der Doppelwährung das Wort; ls ob zur Verwirrung des Werthbegriffs die Anerkennung ines Scheinwerthes nicht genügen würde!

Der Staat hat abermals zu wählen; soll er Gold begünstigen oder ilber; oder ist es besser, zwischen diesen Beiden zu laviren?

Das sicherste Mittel zur Sanirung der Gesellschaft, zur Herstellung es ökonomischen Gleichgewichtes, wäre die Abschaffung Beider.

Durch den im 18. Jahrhundert eingeführten Merkantilismus hat der Staat seine ökonomische Individualität erlangt.

Die ökonomische Individualität des Staates beruht aber, sowie seine olitische Individualität, einzig und allein auf dem besessenen Boden und en Armen, welche diesen zu vertheidigen und nutzbar zu machen vermögen.

Und was haben die Staaten begonnen, sobald sie zum Bewußtsein hrer ökonomischen Selbstständigkeit gelangt sind? Sie haben die Schätze es Bodens, die Kraft der Arme verschwendet, um Edelmetalle zu ge-innen.

Behufs Eroberung von Goldminen, behufs Sicherung des Exportes, urch welchen für Werthe Werthzeichen erlangt werden, haben sie Kriege ge-ührt. Und mit welchem Resultate? Sie haben die Konzentration er Edelmetalle in Privathänden ermöglicht, sie haben Milliar-äre geschaffen, die ihnen heute die ökonomische Macht streitig machen nd morgen vielleicht auch die politische Macht streitig machen werden.

Und was sehen wir die Staaten zur Abwehr dieser Gefahr heute nternehmen?

Sie schließen zur Wahrung ihrer ökonomischen Individualität ihre renzen ab, sie greifen zum Schutzzoll, durch welchen abermals die Einfuhr on Werthen verhindert werden soll, um den Zufluß von Werthzeichen zu rdern.

Was einst Napoleon I. durch die Kontinental-Sperre gegen England reichen wollte: dessen Vernichtung durch Isolement, das verhängen die taaten heute über sich selbst und meinen sich dadurch zu nützen.

Was kümmert aber das internationale Großkapital das Einfuhr-rbot von Werthen, solange es Werthzeichen einführen und Arbeitskraft usführen kann.

Es überfluthet den Staat mit Gold und läßt seine Arbeitskraft ver-

hungern oder veranlaßt sie zur Auswanderung nach Gegenden, in welchen es ihrer bedarf.

Die sozialen Probleme der Gegenwart sind:

Ueberfluß oder Mangel an Arbeitskraft an einem Orte; Ueberfluß oder Mangel an Nahrungsmitteln an anderem Orte; Ausbeutung dieser Uebelstände durch Privatspekulation. Diese Probleme müssen gelöst werden.

Bis jetzt hat der Staat, selbst zur Zeit der freihändlerischen Strömung, blos danach getrachtet, die Verkaufskraft seiner Bürger zu erhöhen, sie möglichst viel Geld erwerben zu lassen, d. h. den Export zu fördern. Um den Preis, welchen der exportirende Bürger für jene Waare zu zahlen hat, deren er zur Fristung des Lebens zu Hause bedarf, hat man sich nicht gekümmert.

Trotz des theoretischen Nachweises schon durch Sir William Patty, (1623—1687), Dudley North (1691), John Locke 2c. und endlich Adam Smith hat man vergessen, daß durch den größeren Zufluß von Baargeld in einem Staate dort nothwendigerweise auch eine proportionelle Abnahme des Geldwerthes eintreten muß, mit dem vielen entwertheten Gelde aber nicht mehr gekauft werden kann, als mit werthvollerem Gelde in geringerer Menge.

Und dennoch begegnen wir stündlich handgreiflichen Beweisen dieses Axiomes. Der von Adam Smith aufgestellte Grundsatz, daß Geld nicht Reichthum sei, findet tägliche Bestätigung.

Die Agglomeration des Goldes an einem Orte hat die Vertheuerung aller wirklichen Werthe zur Folge, und dessen einziges Resultat besteht darin, daß der Arme zum nackten Leben, der Reiche zur Bestreitung höherer Lebensfreuden mehr Geldes bedarf als früher.

Hieraus entspringt bei Beiden der Drang, sich im Ringen um das goldene Kalb gegenseitig zu vernichten. Ueber dieses Ringen wird Alles vergessen, auch **der Staat**.

Daß es überhaupt nöthig ist, heute noch auf die von Adam Smith, Ricardo 2c. siegreich verkündeten Dogmen zurückzukommen, ist ein **Armuths**zeugniß für unser sonst so vorgeschrittenes Zeitalter.

Der Zweifel an der Unfehlbarkeit des Freihandel-Systems läßt sich nur dadurch erklären, daß dessen Endziel nicht deutlich genug vor unser Auge gebracht worden ist. Dies große Ziel ist nichts Anderes als die **Sicherung des Konsumes möglichst vieler Werthe für die möglichst große Anzahl von Menschen.**

Und dies allgemeine, anscheinend altruistische Ziel steht durchaus nicht im Gegensatze zur Einzelentwicklung.

Jedes Individuum muß trachten, möglichst viel konsumiren zu können, jeder Staat muß trachten, möglichst viele, möglichst viel konsumirende Bürger zu zählen.

Der Staat als ökonomische Individualität hat eine Aktiengesellschaft

n sein, mit allen Staatsbürgern als Aktionäre. Die Dividende aber ei nicht Geld, sondern Waare.

Das Geld kann getrost privaten Milliardären überlassen werden, sie ollen zusehen, wie sie damit das nackte Leben fristen.

Wenn Geld heute allmächtig ist, so ist es dies, weil es den Kredit eherrscht. Gelingt es, den Kredit vom Golde zu emanzipiren, so wird Gold zu seinem Sklaven.

Von Gold emanzipiren kann man sich aber einfach dadurch, daß man s nicht zu erwerben trachtet, nichts dafür hergiebt, dessen man selber be- arf. Ist es nicht ein Unding, wenn in Staaten, die Getreide im Ueber- uß erzeugen, durch dessen übergroßen Export in ursprünglicher Gestalt der als Mehl zeitweilig Hungersnoth entsteht? Der reichliche Zufluß von Baargeld bietet hierfür keinen Ersatz.

Wie Adam Smith gleichfalls nachgewiesen hat, können selbst Kriege hne Baargeld geführt werden.

Zum Kriege bedarf der Staat: Menschen, Waffen, Pferde, Zugthiere nd Nahrungsmittel. Das Erste, was der kriegführende Staat ekretirt, ist das Ausfuhrverbot für diese Werthe.

Warum sollte dieses System nicht auch im Falle des ökonomischen Krieges zur Anwendung gelangen?

Nicht die Berechtigung des Reichen, das Leben ohne Arbeit zu ge- ießen, empört die Menge. Auf die Erlangung dieser privilegirten Stellung richtet sich das Bestreben eines jeden Einzelnen; sie abzuschaffen ieße soviel, als den Entwicklungs-Nerv des Individuums unterbinden.

Was aber empören muß, das ist die Beanspruchung einer privilegirten Stellung seitens des Reichen, auch wenn er in die Arena des Erwerbes ritt. —

Vom Reichen wird mit Recht verlangt, daß er möglichst viel kon- umire, um möglichst viele Arme sich an seinem Reichthume betheiligen zu assen. Man gönnt dem Reichen eine kostbare Equipage, nicht aber das Vorrecht, in einem Omnibus oder Tramway-Wagen die besten Plätze zu esetzen.

Den ererbten oder erworbenen Ueberfluß soll der Reiche nach Herzens- ust ausgeben können, aber dem Armen die besten Erwerbsquellen streitig nachen soll er nicht.

Dem Grundprinzipe jeder Genossenschaft, der Arbeittheilung, muß sich uch eine möglichst gerechte Vertheilung des Lohnes hinzugesellen.

Die Vertheilung des Lohnes hat sich nach dem Werthe der Arbeit zu ollziehen. Es wird Niemand beikommen, einem Edison nicht größeren Lohn ür seine Arbeit zu gönnen als einem Lastträger. Die oft beklagte, un- erechte Lohnvertheilung wird aber hauptsächlich durch das Uebergewicht ervorgebracht, welches bei jedweder Produktion dem, in einer Hand kon- entrirten Baargeld zu Theil wird.

Gegen dieses Uebergewicht lehnt sich die öffentliche Meinung auf.

Keine Waare läßt sich in's Unendliche anhäufen; ihr Werth ist von der Bewegung, vom Tausche bedingt. Blos das Baargeld entzieht sich diesem Gesetze; blos das Baargeld kann Willkür treiben; blos das Baargeld vermag zu fordern, ohne zu leisten, sich den Pflichten gegen den Einzelnen wie gegen die Gesammtheit, den Staat, zu entziehen.

Wenn der Agrarier sich gegen fremde Konkurrenz durch Schutzzoll sichern will und die freihändlerischen Tendenzen des Kaufmannes bekriegt, so geschieht dies einfach darum, weil der Kaufmann, selbst wenn er arm ist, gewöhnlich über mehr Baargeld verfügt als der Landwirth.

Unbewußt und unwillkürlich sind die verschiedenen Bewegungen der Neuzeit: wie Agrarpolitik, Antisemitismus, ja auch Socialismus, nicht gegen diese oder gegen jene Klasse, nicht gegen das Princip des Priateigenthums, nicht gegen den Staat gerichtet, sondern darauf, die wirklichen Werthe von der Tyrannei des herrschenden Werthzeichens zu befreien.

Dies kann aber nicht dadurch erreicht werden, daß man sich gegen Einfuhr fremder Waare schützt; man schütze sich gegen überflüssige Einfuhr fremden Geldes.

Bis jetzt war das internationale Kapital nur dadurch gefährlich, daß es mit irgend einem von ihm begünstigten Produkte den Weltmarkt überfluthete; heute droht es diesen oder jenen Welttheil durch Vorenthaltung irgend eines Artikels auszuhungern.

Setzen wir den Fall, es gelänge dem Trust-Wesen sich der Produktion von Lebensmitteln oder des Weltverkehrs zu bemächtigen.

Auf irgend einem Erdenpunkte würde dann ein Syndikat willkürlich den Getreidepreis für jeden beliebigen anderen Punkt bestimmen.

In Händen einer Gottheit, die nach Bedarf spendet oder versagt wäre dies das Himmelreich auf Erden; in der Hand einer Wucherer-Clique bedeutet es die Hölle.

Und sollte die Konzentrirung von Lebensmitteln in einer Hand als Utopie erscheinen, so fragen wir, ob Kohle und Stahl für den Kulturmenschen nicht ebenso unentbehrlich sind wie Korn und Gerste? ob wer diese Beiden beherrscht, nicht die Welt beherrscht?

Gegen diese Welttyrannei hat das Individuum, haben die Völker nur einen Beschützer und Befreier: den Staat.

Noch sind die Kräfte, gegen welche der Staat sich und das Individuum zu vertheidigen hat, miteinander im Streite, noch sind sie nicht zum vollen Bewußtsein ihrer Solidarität gelangt. Sollte es aber dem Großkapital jemals gelingen, das Kleinkapital zu assimiliren und mit der Arbeitskraft eine dauernde Verständigung zu erzielen, dann ist es um die Selbstständigkeit der Staaten geschehen, und sie werden auch nicht mehr in der Lage sein, sich mit einander gegen die gemeinsame Gefahr zu verbinden.

Heute hat das Staatenthum noch einen großen Vorsprung.

Allerdings ist es schwer, alle Machthaber und Völker unter einen Hut zu bringen, aber ihre Differenzen beruhen mehr auf traditionellen Vorurtheilen als auf materiellen Interessen.

Kapital und Arbeit hingegen werden durch einen Abgrund getrennt, der schwer überbrückt werden kann, durch das tägliche Brod. Hier handelt es sich nicht um Vergangenheit und Zukunft, es handelt sich um das aktuelle Sattwerden.

Die Einen wollen herrschen, die Andern, bis jetzt, nur leben. In der Verfolgung ihrer Zwecke, buhlen beide Parteien um die Unterstützung des Staates; beide trachten Einfluß auf den Staat zu gewinnen. Das Kapital entfaltet die Flagge des Imperialismus, indem es dem Staate verspricht, seine Machtstellung nach außen zu fördern.

Die Arbeitskraft flunkert mit socialistischen Prinzipien und stellt dem Staate die absolute Gewalt nach Innen in Aussicht.

Der Staat aber hat beiden Verlockungen zu widerstehen.

Weder Kapital noch Arbeitskraft wollen und können den Staat erhalten.

Den Staat erhalten will und kann blos der Konsument.

Um sich der Heerfolge seiner Angehörigen zu versichern, appellire der Staat in ihrer Eigenschaft als Konsumenten an sie.

Die Individualität des Staates kann sich nur dadurch behaupten, daß der Staat die Individualität seiner Bürger sicherstellt. Zur Sicherung des Individuums gehört aber vor Allem die ihm gebotene Möglichkeit, sich innerhalb der Staatsgrenzen des Genusses aller Natur und Kunstprodukte zu erfreuen, die ihm aus aller Herren Länder preiswürdig zugeführt werden.

Nicht ein jeder Staatsbürger ist Produzent, aber ein jeder ist Konsument, — auch der Agrarier.

Der Großgrundbesitzer verkauft blos seine Produkte, alles Andere muß er kaufen, unter Anderm auch die Arbeitskraft.

Durch den von ihm angestrebten Schutzzoll wird er für sein Getreide allerdings mehr einnehmen als bisher, aber er wird durch diesen gleichzeitig gezwungen, für seine Ackergeräthe, für seine Luxusbedürfnisse mehr Geld auszugeben, besonders aber seine Arbeiter, Diener und Beamten, deren Selbsterhaltung durch die erhöhten Getreidepreise theurer geworden ist, höher zu entlohnen.

Oder meint er dies vermeiden zu können, indem er sie darben läßt, Wucher mit ihnen treibt? Heute vielleicht, aber wie lange?

Der kleine Landwirth, der Bauer, mag Arbeitgeber und Arbeitnehmer zugleich sein.

Als Ersterer gewinnt er durch Schutzzoll am Werthe des Verkaufsartikels; als Letzterer an Erhöhung des Lohnes; aber auch er ist Konsument

und zwar mit der stündlich zunehmenden Kultur stündlich in höherem Maße.

Auch er bedarf heute solcher Artikel, von denen seine nächsten Vorfahren noch keine Vorstellung hatten.

Alle Erleichterungen in der Benützung von Dampf und Elektricität z. B. sind materielle Begünstigungen, deren der kleine Landwirth eben so theilhaftig wird, wie jeder andere Staatsbürger.

Wenn es ihm durch Straßen, Eisenbahnen, Kanäle 2c. möglich wird, auf der väterlichen Scholle treu verharrend, alle Lebensfreuden zu genießen, die ihm aus allen Weltgegenden um einen erschwinglichen Preis zufließen; und wenn er andererseits seine Produkte, seine Arbeit ohne Abzug zu verwerthen in der Lage ist; so sind dies bleibende Vortheile, für die er gern auf den höheren Erlös, den höheren Taglohn, verzichten wird, die der Schutzzoll ihm künstlich, aber nur vorübergehend und schwankend gewährt.

Durch Trust trachtet das internationale Großkapital, die Weltproduktion zu beherrschen und dadurch auch den Weltkonsum in ihre Gewalt zu bekommen.

Das kleine, lokale Kapital begnügt sich damit, zu Hause auf die Konsumenten zu drücken.

Ueberall sehen wir Produktions- und Handels-Genossenschaften entstehen. Es giebt kaum einen Erwerbszweig, der sich nicht gegen die Konsumenten verbindet. Alte Betriebe wie neue Unternehmungen treten in ein Schutz- und Trutzbündniß miteinander.

Es bilden sich kleine Handwerker- und Kaufleute-Trusts, anscheinend gegen Großproduktion und Großhandel gerichtet, in Wirklichkeit aber zum Zwecke gemeinschaftlicher Ausbeutung des Konsumenten.

Das Vereinswesen nimmt einen geradezu erstaunlichen Aufschwung, aber immer nur im Interesse der Produktion und des Vermittlungsgeschäftes.

Wäre es nicht an der Zeit, daß endlich auch die Konsumenten zur Vertheidigung ihrer Interessen dieselben Bahnen betreten? Hätten nicht auch die Konsumenten sich miteinander zu verbinden, Konsumenten-Trusts zu bilden, mit den Produzenten in direkte Beziehungen zu treten, um auch die Produktion von der Herrschaft der Geldmänner zu emanzipiren? Schließlich ist nicht der Goldmann Käufer, sondern die Masse der Konsumenten. Nur Mangel an Organisation seitens der Konsumenten macht es Jenem, der nichts produzirt und nicht mehr konsumirt als ein Anderer, aber Gold besitzt, möglich, die ihm gebührende Vermittler-Rolle mit jener des Herrschers zu vertauschen.

Nicht um eine Revolution handelt es sich hier, sondern um eine Evolution; das Baargeld soll nicht abgeschafft werden, nur beschränkt, man bedarf seiner Dienste, wird ihrer immer bedürfen, aber diese Dienste dürfen nicht theurer zu stehen kommen, als sie werth sind

Die Intervention des Geldes ist in vielen Fällen unentbehrlich, aber das Goldstück soll nichts Anderes sein, als eine Summe von Scheidemünzen in konzentrirter, leicht beweglicher Form.

Dort wo durch Tausch oder Check das Baargeld überflüssig wird, lasse man es in seiner Werthheim-Kasse liegen.

In kleinem Kreise haben sich Produzenten und Konsumenten längst durch Tauschhandel vom baaren Gelde emanzipirt. Der Schuster liefert seine Waare dem Schneider, Bäcker, Fleischer 2c. des gleichen Ortes und erhält dafür von ihnen die Bedarfsartikel, die er braucht, aber nicht erzeugt.

In größerem Maßstabe wäre das gleiche Resultat durch Assoziation zu erreichen.

Also Konsumvereine? Gewiß; aber Vereine für die möglichst billige Erwerbung aller Lebensbedürfnisse und Lebensfreuden von der Wohnung angefangen bis zur Reise um die Welt.

Was ein Magazin du Louvre, was eine Waggon-Lits-Gesellschaft als Spekulation unternimmt, hätte der, alle Bedürfnisse umfassende, Konsumverein zum allgemeinen Wohle durchzuführen.

Es wäre dies keine Rückkehr zur paradiesischen Einfachheit; keine Selbstbeschränkung auf Lykurgs eisernes Geld und Kraftsuppe. Im Gegentheil, es wäre der denkbar mächtigste Impuls zur Produktion und Konsumption jeglicher Art, die, befreit vom Wucher des Vermittlers, sich entfalten würden, wie noch nie!

Von größter sozialer Tragweite wäre aber die einheitliche Organisation der Dienstleistung auf Basis gegenseitiger Versicherung.

Was zur Zeit des patriarchalischen Systems einigen Großen mit nicht geringen Opfern gelungen ist, im eigenen Haushalte zu erwecken: das Bewußtsein der Solidarität zwischen Brodherrn und Diener, müßte im Wege der Assoziation zwischen Klasse und Klasse heute ein Leichtes sein.

Nehmen wir zum Ausgangspunkte irgend eine Großstadt und in dieser die Mittelklasse der Konsumenten. Einige hundert oder tausend Familien verbinden sich zu einem gemeinsamen Haushalte, jedoch bei voller Wahrung des selbstständigen Heimes.

Dieser Verband tritt als Gesammtkonsument auf und sucht mit einzelnen Lieferanten, womöglich mit schon bestehenden Produzenten- und Konsumenten-Vereinen in dauernde Beziehung zu treten.

Die Administration dieses Verbandes wäre analog jener der heute so häufigen Grand-Hôtels zu organisiren.

Nebst einer centralen Buchführung, einem centralen Zahlamte sollte auch eine centrale Oberaufsicht der Dienstboten und eine centrale Dienstvermittlung zu ihren Befugnissen gehören.

Verbinden sich mit der Zeit solche Vereine desselben Ortes und Staates mit einander, so müßten sich die Konsumenten zu einer Macht

entwickeln, mit welcher Produzenten und Arbeitnehmer glücklich wären in dauernde Beziehung zu treten.

Endlich würde die Konsumption die Produktion beherrschen, das Angebot müßte sich der Nachfrage anpassen, und nicht, wie dies heut so häufig der Fall ist, blos darum gekauft werden, um den Produzenten und Verkäufer überflüssiger Waaren leben zu lassen.

Wie sehr diese Evolution den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht, beweisen die Klagerufe jener, die sie bisher ungestraft ausgebeutet haben.

Das Kleingewerbe, der Kleinhandel will durch die Staatsmacht geschützt werden, nicht nur gegen die Konsumvereine, die sich ihrem Wucher entziehen, sondern auch gegen die Großmagazine, die ihnen erfolgreiche Konkurrenz machen.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese beiden Institutionen das Kleingewerbe und den Kleinhandel bedrohen. Zugleich aber bieten sie dem kleinen Mann neue, große und sichere Erwerbsquellen.

Beide bedürfen eines Heeres Bediensteter, und wenn sich die Konsumvereine in der oben angedeuteten Weise entwickeln, so muß die Nachfrage nach Arbeitskraft eine noch weit größere werden.

Die erhöhte Nachfrage wäre aber nicht nur auf Quantität gerichtet, sondern auch auf Qualität. Gute Produktion und gute Arbeit finden guten Absatz, aber nur diese.

Es wäre dies von großer moralischer Tragweite für die Arbeitgeber sowohl, als für die Arbeitnehmer.

Um gut bedient zu werden, müßte der Arbeitgeber den Arbeitnehmer gut behandeln.

Um dieser guten Behandlung würdig zu sein, müßte der Arbeitnehmer sich gut verhalten. Die beiden Klassen ständen sich nicht als Gegner gegenüber, die trachten sich gegenseitig nach Herzenslust auszubeuten, wie dies heute so häufig der Fall ist.

Dieses Prinzip sehen wir bereits von den großen Fabriken und großen Waarenhäusern befolgen, und mit dem besten Resultat.

Es ist dies die Wiederbegründung der hierarchischen Ordnung, ohne welche keine Gesellschaft dauernd erhalten werden kann.

Und der Staat?

Der Staat als Körperschaft ist nur Konsument; es liegt in seinem Interesse, möglichst gute Waare möglichst billig zu erwerben, daher kann der Schutzzoll auch ihn nur schädigen.

Die innere Produktion schützt sich selbst durch geringere Entfernung und durch wechselseitige Kreditertheilung.

Jedermann kauft lieber, wenn er gleichzeitig verkauft, er zieht vor, mit selbsterzeugter Waare zu bezahlen als mit Baargeld, das er nie erzeugt, selbst nicht als Besitzer von Edelmetall-Gruben, somit immer erst

kaufen muß, und zwar meist um einen vom Verkäufer willkürlich festgesetzten Preis.

Der Staat muß allerdings mit Geld bezahlen, aber durchaus nicht mit Gold; er bezahlt mit Banknoten, die gleichbedeutend sind mit dem Check des Privatmannes.

Auch der Staat wird somit lieber zu Hause kaufen als im Ausland, wenn die heimische Waare nicht schlechter und theurer ist als die fremde. Ist dies aber der Fall, dann schädigt der Staat durch Beschränkung auf den heimischen Markt sich selbst, er schädigt die heimische Produktion, indem er sie der so unentbehrlichen Konkurrenz beraubt, am meisten aber schädigt er den heimischen Konsumenten, indem er ihn zwingt, um theureres Geld schlechte Waare anzuschaffen.

Der Importzoll hat für den Staat blos einen Werth, das hierdurch gewonnene Einkommen.

Könnte dieses nicht auf eine weniger gemeinschädliche Weise eingebracht werden?

Wie wir früher angedeutet haben, ist der Staat in ökonomischer Hinsicht eine Aktiengesellschaft. Die Grundbedingniß des Gedeihens jeder Aktiengesellschaft ist aber der größtmögliche Umsatz von Werthen. Je ausgedehnter das Feld ihrer Thätigkeit, desto größer der Umsatz.

Die Betheiligung am Welthandel, ob Import, ob Export, ist eine Ausdehnung der ökonomischen Thätigkeit des Staates.

Jede fiskalische Maßregel, durch welche die Betheiligung des Staates am Welthandel eingeschränkt wird, ist falsch. Aber der Staat muß auch als Körperschaft am Gewinne betheiligt werden, da er als Körperschaft konsumirt.

Er hat das Recht, jede geschäftliche Transaktion zwischen Produzenten und Konsumenten, sobald sie Beiden Gewinn bringt, zu besteuern, gleichviel, ob der Produzent oder der Konsument oder Beide Staatsangehörige sind. Mit diesem Rechte ist nur die Pflicht verbunden, die Steuer in einer Weise zu repartiren und einzubringen, die auf die Werthbewegung nicht hemmend einwirkt und keine überflüssigen Kosten verursacht.

Den Werthumsatz hemmt die Steuer am wenigsten, wenn sie durch den Steuerzahler mit dem entrichtet wird, was er hat, nicht aber mit dem, was er erst kaufen muß.

Ebenso unsinnig, wie es wäre, vom Bankier, vom Kaufmann zu verlangen, daß er die Steuer mit Korn oder Mastvieh bezahle, ist es, wenn vom Landwirth verlangt wird, er entrichte sie mit Geld.

Blos weil heute der Landwirth seine Steuern in Geld entrichten muß, verlangt er vom Staate, seinen Bedarf an Rohprodukten bei ihm anzuschaffen, auch wenn er ihn anderswo billiger und besser erlangen könnte.

Wenn der Staat mit seinen Angehörigen Wucher treibt, oder sie dem Privatwucher der Geldmänner preisgiebt, will der Staatsangehörige sich dadurch schadlos halten, daß er seinerseits mit dem Staate wuchert.

In beiden Fällen gewinnt nur der Agioteur, in letzter Analyse der internationale Goldmann.

Man kann das Entstehen von Milliardären nicht gewaltsam verhindern, auch nicht, daß sich in ihrer Hand die Milliarden automatisch vermehren. Letzteres ist selbstverständlich, da die Herren Milliardäre nicht genöthigt sind, Armeen, Panzerflotten, Festungen 2c. zu erhalten.

Man kann sich ihrer nur entledigen, indem man sich gegenseitig Kredit ertheilt und zwar auch der Staat dem Steuerzahler, der Produzent dem Staate. Da aber der Staat als Konsument auch fremder Waare, als Schuldner auch fremder Kapitalisten Geld braucht, muß innerhalb seiner Grenzen Jedermann einen Theil dessen, was ihm durch den Schutz des Staates an Gewinn zugeflossen ist, dem Staate abgeben.

Nicht der Ein- und Ausfuhrzoll, nicht die Besteuerung der Werkzeuge des Gewerbes, nicht jene des noch nicht in den Waarenverkehr gebrachten Produktes, sei die Quelle, aus welcher der Staat zu schöpfen hat. Diese Quelle sei die möglichst niedrig bemessene Tantieme aus jeder thatsächlich erfolgten Transaktion.

Wenn von jedem Zehnmarkstück, jedesmal als es den Herrn wechselt, ein Zehntel Pfennig in den Staatssäckel fällt, ist am Ende des Jahres blos dieser voll.

Der Reichthum des Staates wäre aber durch das in seiner Schatzkammer angehäufte Baargeld noch immer nicht gesichert; dieser ist bedingt von seiner ökonomischen Stellung auf internationalem Gebiete.

Der internationale Kredit des Staates kann vorübergehend durch Goldanhäufung erzwungen oder erschlichen werden; in Wirklichkeit ist aber nur jener Staat reich, dessen Bodenschätze durch seine Bevölkerung möglichst vollkommen ausgebeutet, verarbeitet und möglichst produktiv konsumirt werden; das heißt: innerhalb dessen Grenzen die möglichst große Anzahl von Menschen, physisch und moralisch möglichst gut gedeiht.

Bedarf demnach der Staat des Exportes überhaupt nicht?

Nehmen wir an, die gesammte Erde hätte sich zu einer ökonomischen Einheit verbunden; wohin könnte diese Einheit exportiren? Und müßten die Erdbewohner deshalb Hunger sterben?

In noch so viele politische, d. h. selbstständig administrirte Gebiete die Erde auch zerfiele, der größere oder geringere Grad von Reichthum jedes derselben wäre einzig von der Beschaffenheit des besessenen Bodens und der Leistungsfähigkeit seiner Bevölkerung bedingt.

Und worin würde sich der größere Reichthum dieses Gebietes äußern? Einzig in seiner Konsumptionskraft, in seinem Bedürfnisse, sich fremde Gebiete oder deren Erzeugnisse anzueignen. Ein unstreitig natürlicheres und gesunderes Verhältniß, als jenes es ist, wenn die eigenen Erzeugnisse oder gar das eigene Gebiet für fremdes Gold hergegeben werden.

Wie würde ein tüchtiger Landwirth seinen Nachbar verurtheilen, der sein Heu und Stroh verkauft, anstatt es zu verfüttern; wie jenen, der es zwar verfüttert, aber den gewonnenen Dünger verkauft, anstatt seine Felder damit zu verbessern?

Nicht Gold ist Reichthum. Reichthum ist die durch Arbeit gewonnene, durch wechselseitigen Kredit ohne Vermittlung des Geldes in den Tauschverkehr gebrachte, durch den Staatsbürger konsumirte heimische und fremde Waare.

Goldsucht und Anlehnung an die Macht der Goldmänner ist nur eine Bequemlichkeits-Maßregel.

Nichts aber ist für die Dauer kostspieliger und gefährlicher, als das Aufopfern wirklicher Interessen der Bequemlichkeit des Augenblicks.

Die tausend Fäden, mit welchen der große Wucher den kleinen Wucher umspinnt, um ihn in seine Gewalt zu bekommen, der Titanenkampf zwischen Kapital und Arbeit sind interne Episoden einer widernatürlichen Evolution, jener der Weltherrschafts-Gelüste des Goldes.

Widernatürlich ist diese Evolution, weil die natürliche Gruppirung der Menschheit auf einem bestimmten Theile der Erde nicht durch die Macht des Goldes allein vertheidigt und erhalten werden kann; auch die vollkommenste Kriegsmaschine muß durch Menschen gehandhabt werden.

Aber auch eine nur zeitweilige Verrückung des natürlichen Machtverhältnisses würde genügen, um die bestehende Weltordnung zu erschüttern.

Die durch das Kapital entthronten Staaten müßten zerschellen und einer neuen Staatenbildung weichen.

Durch die Weltherrschaft des internationalen Kapitals wäre nicht nur der Weltfriede nicht gesichert, sondern im Gegentheil, der Kampf Aller gegen Alle wäre provozirt, das Faustrecht in neuer Form würde auferstehen und sich über die gesammte Erde verbreiten.

Blos die Erkenntniß der Interessensolidarität aller Kulturstaaten kann die Menschheit vor dieser neuen Sintfluth bewahren.

Mit Begeisterung werden die Völker dem Staate Heerfolge leisten im Kampfe gegen diese Gefahr. Die Völker sind nicht gewillt, den Herrn zu tauschen; sie wollen den Staat erhalten, der sie erhält, und nicht von der Willkür jener abhängen, die sie unterjochen, ohne sie zu schützen.

# Julius Stettenheim.

Ein biographisch-litterarisches Portrait.

Von

## Adolph Kohut.

— Steglitz. —

Der erfolgreichste und espritvollste Repräsentant des norddeutschen Humors seit mehr als einem halben Jahrhundert ist der Berliner Aristophanes Julius Stettenheim, welcher am 2. November seinen 70. Geburtstag begeht. Ein unerreichter Virtuos des Wortwitzes und der drolligsten Einfälle, ein geborener Wortbrückenmeister zwischen den heterogensten Dingen, besitzt er eine bewunderungswürdige Leichtigkeit des Schaffens und eine erstaunliche Vielseitigkeit. Obschon er seit mehr als fünf Jahrzehnten einen fabelhaften Witzluxus sich gestattet und in unzähligen Humoresken, Feuilletons, Ein- und Zweizeilern, Bonmots, Aperçus, Kouplets, Possen, Schwänken und Lustspielen die Früchte seines Genius uns zu kosten gegeben hat, ist der Urquell seines Humors noch keineswegs versiegt, er sprudelt vielmehr noch ebenso üppig, wie zu jener Zeit, als der Vater der „Wespen", der Schöpfer der Typen: „Wippchen", „Muckenich" und anderer unsterblicher Figuren in Hamburg seine ersten litterarisch-humoristischen Sporen sich verdiente und überall durch seine köstlichen Pointen und Calembourgs homerisches Gelächter hervorrief.

Man hat Julius Stettenheim vielfach mit M. G. Saphir, dem deutsch-ungarischen Witzbold in der alten, guten Zeit, verglichen, — aber sehr mit Unrecht. Wenn er auch dem einst so gefeierten und gehaßten Satiriker in Bezug auf verblüffende Redewendungen und kühne Wortwitze gleicht, so überragt er ihn doch durch seinen umfassenden Horizont, seine geläuterte Welt- und Lebensanschauung, seine klassische Bildung, seinen gediegenen Geschmack und sein tiefes Gefühl. Der Witz ist ihm nicht, wie Saphir, Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, um zu erheitern, zu

erhalten, zu bessern oder zu erheben. Dieser Humorist hat, wie wir n werden, lyrische Gedichte verfaßt, welche nicht allein von dem echten mor, sondern auch von der Grazie des Geistes und dem Adel des zens Zeugniß ablegen; er hat Gedanken ausgesprochen, welche die ideale itung dieses Schriftstellers bezeugen.

Vom ersten Augenblick seines Auftretens in der Presse und in der eratur hat Stettenheim nie aufgehört, Journalist zu sein; immer saß er sausenden Webstuhl der Zeit und hat die politischen, gesellschaftlichen, arischen, künstlerischen und volkswirthschaftlichen Vorgänge im In- und land kritisch-humoristisch glossirt, zu denselben scharf und entschieden lung nehmend. Es muß ihm dabei zum Ruhme angerechnet werden, er, ein publicistischer Bayard ohne Furcht und Tadel, seine spitze Feder nur in den Dienst der Freiheit, des Rechts und der Gerechtigkeit llt hat, daß er, nie den Machthabern des Tages oder der blöden Masse eichelnd, immer den Weg gegangen ist, der zu den Höhen des Edlen, nen und der Menschlichkeit führt.

Und doch hat der Journalist, dem es sonst wie dem Mimen ergeht, daß die Nachwelt keine Kränze flicht, und dessen selbst superbste Leistungen ein not von gestern und ein Witz von heute sind, in Vers und Prosa, e und dickleibige, Schriften verfaßt, welche alle Zeit einen unveräußer- Schatz unserer humoristischen Litteratur bilden werden. Es ist be- clich, daß wir noch keine Ausgabe der sämmtlichen Schriften Stetten- s besitzen; läge eine solche Gesammtausgabe vor, würde der Leser ls ein gar köstliches Vermächtniß eines der erfindungsreichsten und thlichsten Schriftsteller seinen klassischen Werken in der Hausbibliothek ihen können; denn gar Vieles hat unser Autor geschrieben, was die n und die Vergänglichkeit überdauern dürfte. Sein Witz hat nichts tzendes, weil er nicht blos ein Ergebniß des Verstandes, sondern auch Gemüthes ist. Nur selten kämpft er gegen Personen, sondern nur gegen hrte und thörichte Grundsätze, und immer hat seine Satire etwas Ver- ndes und Anmuthiges. Nie geht er auf Effekt aus oder sucht durch kliche Mittel die Lacher auf seiner Seite zu haben — dafür hat er el künstlerischen Sinn und ein zu feinfühliges, ästhetisches Verständniß. s Leid, wahres Unglück und tiefer Schmerz erregen stets sein Mit- , und nie hat er auch nur den geringsten Versuch gemacht, das tvolle, das Reine und Göttliche mit der Lauge seines Spottes zu eßen oder auch nur zum Gegenstand eines billigen Scherzes zu machen. ieb stets ein Gentleman der Publicistik, an dessen litterarischem Ehren- nicht der geringste Flecken zu entdecken ist.

Anläßlich seines 70. Geburtstages wird man ihn gewiß, wie dies ja serem lieben Deutschland allgemein üblich ist, über den Klee rühmen ine Bedeutung in's helle Licht setzen, aber damit hat das deutsche ihm gegenüber seine Ehrenschuld noch nicht abgetragen. Abgesehen

davon, daß wir leider, wie schon erwähnt, keine Gesammtausgabe d
Schriften Stettenheims haben, wie eine solche z. B. Bassermann für d
Dichtungen von Wilhelm Busch unternommen hat, muß dieser fruchtba
und beispiellos fleißige Autor noch immer einen gar harten Kampf um
Dasein kämpfen. In Frankreich und England gehörte ein Mann wie d
zumal er keine Leidenschaft als höchstens für gute Cigarren besitzt, läng
schon zu den mit Glücksgütern gesegneten oberen Zehntausend, denn sei
Werke wären mit Gold aufgewogen worden, und jeder Gebildete hätte
Gewissenspflicht gehabt, neben den Klassikern und der Bibel auch d
Stettenheim sich anzuschaffen. Noch vor Kurzem schrieb mir der Jubi
in seiner geistvoll-melancholischen Weise u. A.: „Das Facit meines Lebe
lautet: ich habe ein kapitalloses Alter erreicht, unterstützt von Lebenssorg
aller Art.“

* * *

Julius Stettenheim wurde in Hamburg am 2. November 1831
boren. Sein Vater, ein Kunsthändler, stammte aus Kurhessen und zu
nomen et omen, aus — Witzenhausen, dem trefflichen Städtchen,
dessen Wein bekanntlich zuweilen es „Essig“ ist. In den „Heiteren
innerungen“ — sie erschienen*) vor fünf Jahren — die der Verfasser
„Andenken seiner geliebten Eltern“ gewidmet, erzählt er, daß der J
nalist schon frühzeitig in ihm erwacht sei, und daß er bereits in
untersten Klassen der israelitischen Freischule in Hamburg für seine j
nalistischen Bestrebungen mit Karzerstrafen belegt wurde. Doch gere
den Knaben die Strafen, zuweilen mit dem Kantschu verabreicht,
die Ermahnungen nicht. Das Jahr 1848, das Jahr des Völkerfrühli
brachte in ihm die journalistischen Knospen zur vollen Blüthe. Einen M
früher als in Berlin der „Kladderadatsch“ — am 7. Mai — erschie
Hamburg — 2. April — die erste Nummer des „Mephistopheles“
der Redaktion von Wilhelm Marr, im Verlag von Hoffmann u. C
wo bekanntlich auch die Schriften Heinrich Heines und anderer Heißs
der Demokratie gedruckt wurden. Der frische, unerschrockene Ton de
nannten Blattes sagte dem sechzehnjährigen Jüngling zu, und bald
fluthete er es mit Manuskripten, ohne daß er es jedoch gewagt
sich dem „Schriftleiter“ persönlich vorzustellen oder ihm seinen Nam
nennen. Dort erschienen seine ersten lyrischen Gedichte; das allererste
des Hamburger Gymnasiasten betitelte sich: „Volksdeputationslied“
war nach der Melodie: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“ v
den unglücklichen Verlauf des Empfanges einer Deputation beim Köni
Preußen besingend. Er blieb ein fleißiger Mitarbeiter des „Mephistop

*) Berlin, S. Fischer, 316 S.

s zu dessen letzter Nummer, die Ende Juni 1852 erschien. Als Honorar
ielt er wöchentlich einige — Freiexemplare. Wenig, aber herzlich!
Zu jener Zeit war er auch Mitarbeiter der „Reform", welche von
F. Richter gegründet wurde und vor einigen Jahren eingegangen ist,
vorden. Hier arbeitete er unter dem Pseudonym „Faust". Auf Ver-
assung des genannten Verlages gab er einen humoristischen Kalender,
itelt: „Herr Meier", heraus.

Mit Adolf Glaßbrenner, dem damaligen Senior des Berliner
tzes, der wegen seiner demokratischen Gesinnungen aus Mecklenburg-
relitz ausgewiesen worden war und in Hamburg ein humoristisches Blatt:
rnst Heiter" herausgab, wurde er bekannt und befreundet; ferner trat
in freundschaftlichen Verkehr mit dem Schauspieler Theodor Lobe,
als Mitglied des Hamburger Stadttheaters. Dieser forderte den jungen
rnalisten und Humoristen, dessen Name in den künstlerischen Kreisen
mburgs bereits einen guten Klang hatte, auf, es mit einem Einakter
das Theater zu versuchen. So entstand der Einakter Stettenheims
uf dem Jungfernstieg" und wurde zum Benefiz Lobes am 27. November
56 zum ersten Male aufgeführt und auch einige Male mit Erfolg
eben. Der Direktor C. A. Sachse übersandte ihm dafür ein Honorar
— 2 Dukaten. Stettenheim bemerkt, als er diese Thatsache erzählt,
moristisch: „Allen meinen Kollegen, die gleichfalls keine dramatischen
hter sind und dennoch für die Bühne schreiben, wünsche ich einen ähn-
ien Erfolg. Er heilt vortrefflich."

Nach seines Vaters Tode 1857 übersiedelte er nach Berlin, um an
dortigen Universität zu studiren. Unter dem Rektorat des Professors
Rudorff wurde er am 31. März 1857 inskribirt. Ja — „studiren!"
schöner Gedanke, aber es kam anders. Er hatte den größten Theil
es Baarvermögens am Eisenbahnschalter in Hamburg für ein Billet
ter Klasse — eine vierte gab es damals noch nicht — gegeben, und bald
r er wieder gezwungen, sich der Journalistik zu widmen und der Brod
enden Feder zuzuwenden, wenn er auch den dreijährigen Unterrichtskursus
echt und recht vollendete. Er wurde in Berlin mit gleichstrebenden Genossen,
später als Possen- und Schwankdichter zur Berühmtheit gelangten, intim
reundet, so z. B. mit Eduard Jacobson, Hermann Salingré u. A.
terer war ein Meister in der Auffindung übermüthiger, lustiger Pointen
verwegener drastischer Situationen, und der Letztere, die unverfälschte
ivetät, griff mit beneidenswerther Unbefangenheit zu und brachte Alles
Papier, was er für komisch hielt. Fleißig schrieb der Bruder Studio
respondenzen und Gedichte, satirische Aufsätze, humoristisch-politische
ssen 2c. Unter den daselbst von ihm verfaßten und veröffentlichten
moresken, Possen und Singspielen verdienen der „Almanach zum Lachen"
sechs Jahrgänge — „Lohengrin" (humoristische Albumblätter) und die
fig aufgeführte: „Letzte Fahrt" hervorgehoben zu werden.

Sehr bedeutsam für ihn und seine humoristische Thätigkeit wurde di Bekanntschaft mit Albert Hofmann, dem Verleger des „Kladderadatsch“ dieser erkannte die außerordentliche Begabung des jungen Schriftstellers un spornte ihn zu reger Mitarbeiterschaft an der von David Kalisch be gründeten, geschickt und schneidig redigirten politisch-satirischen Wochenschrif an. Diese Wirksamkeit am „Kladderadatsch“ und „Kladderadatsch-Kalender“ wurde für Stettenheim eine treffliche Schule der humoristischen Publicisti und Redaktion.

Die Gelehrten des Kladderadatsch sowohl wie die markantesten Er scheinungen der jungen Berliner Schriftstellerwelt in den fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, mit denen Stettenheim in mehr oder wenige enge Fühlung trat, schildert er in seinen „Heiteren Erinnerungen“ mi großer Anschaulichkeit, gewürzt mit amüsanten Anekdoten. Hier nu Einiges daraus: Georg Belly, bekannt durch einige drollige und originell dramatische Kleinigkeiten, wie „Monsieur Herkules“, war im Kreise seine Freunde so beliebt, daß ihm sogar der Exekutor, der ihn im Auftrage eine Gläubigers pfänden sollte, Geld lieh, statt ihn auszupfänden. Eines Tage stürzte der Belly'sche Exekutor in die Töpfer'sche Frühstücksstube und b den Wirth, ihn zu verbergen. Er flüchte sich vor Belly. Die Kasse de Gerichtsvollziehers war erschöpft — man denke sich den Beamten de Pfändungsamts, der, weil er kein Geld hat, vor einem seiner Opfer flieh Ein Original war auch Gustav Rasch, der sein Leben daran gesetzt ha „verlassene Bruderstämme“ zu befreien. Immer und überall betonte er i Wort und Schrift seine innere Guillotine. „Nieder mit dem Tyrannen! rief er, statt friedlich „Guten Tag“ oder „Adieu!“ zu sagen. Das Ja 1866 wollte er um keinen Preis anerkennen. Briefe an Stettenheim, d damals in der Berliner Königgrätzerstraße wohnte, adressirte er stets na der Hirschelstraße — das war der einstige Name jener Straße. Auch i der Erscheinung war er komisch. Er trug u. A. einen verblüffend hohe sehr schmal geränderten Hut, von dem erzählt wurde, er sei vor 40 Jahr Mode gewesen und die Gefängnißarbeit eines ergrauten Verbrechers.

Mit seinen litterarischen und künstlerischen Freunden gründete Stette heim einen Verein: „Die Wüste“, es ging da sehr lustig zu, und za reiche heitere Lieder und Parodien erblickten dort das Licht der Welt.

Mit betrübtem Herzen sah ihn die fröhliche Tafelrunde 1860 v Berlin scheiden, um nach dreijährigem Aufenthalt in der preußischen M tropole nach seiner Vaterstadt zu übersiedeln und dort journalistisch u redaktionell thätig zu sein. In Hamburg redigirte er das Feuilleton d „Reform“, dann dasjenige der „Hamburger Presse“ und gründete schließl ein humoristisch-satirisches Zeitblatt: „Die Wespen“, dessen erste Numm am 1. Oktober 1862 erschien. Wenn auch das Journal sehr gefiel, so w doch der pekuniäre Erfolg desselben ein nur geringer, trotz des billig Preises — die Nummer kostete einen Schilling, ungefähr 9 Pfennige —, t

trefflichen Inhalts und der vorzüglichen Illustrationen. Dabei hatte er
reiche Plackereien, Anklagen seitens der Staatsanwaltschaft, Konfis-
onen 2c. zu erdulden. Er verlor jedoch seinen Optimismus nicht und
t mit seltener Unverzagtheit, Ausdauer und Anspruchslosigkeit an dem
ernehmen fest, bis ihm Ende 1867, als er nach Berlin übersiedelte und
dem Verlagsbuchhändler B. Brigl — dieser war der Urheber des
ügelten Worts: „Die Politik verdirbt den Charakter" —, der die
espen" seiner Tribüne beilegte, in Verbindung trat, endlich ein glücklicher
rn zu leuchten begann.

Das dramatische und dramaturgische Gebiet, welches von jeher ihn
htig fesselte, hielt ihn auch in Hamburg in seinem Bann. Chéri
urice, der berühmte Leiter des Thalia-Theaters zu Hamburg, betraute
mit der Aufgabe, wirksame Berliner Possen zu lokalisiren und für
lben Kouplets zu schreiben. Aber auch selbstständige Stücke verfaßte
so z. B. die Posse: „Ungebetene Gäste", das Liederspiel: „Eine ver-
ne Geschichte" und den Schwank: „Gottes Segen bei Cohn". Alle
Bühnenwerke zeugen von der hohen Begabung des Verfassers für das
natische Genre, und es bleibt deshalb nur zu bedauern, daß er seitdem
Theater Valet gesagt und dafür nichts mehr geschrieben hat. Künstler
Karl Helmerding und Anna Schramm zählten manche Rollen,
he Stettenheim geschaffen, zu ihren Paraderollen.

Wer war glücklicher als Stettenheim, als er den Hamburger Staub
seinen Füßen schüttelnd in Berlin als Leiter der „Berliner Wespen"
neues, zum Ruhme führendes Leben beginnen konnte! Bereits war
Name über die Grenzen der freien und Hansastadt gedrungen, und er
e als einer der begabtesten humoristischen Schriftsteller deutscher Zunge
kannt — aber noch immer war bei ihm Schmalhans Küchenmeister.
sollte das Alles ein Ende nehmen, denn der Berliner Verleger be-
gte ihm dasjenige, wonach sein Herz von jeher trachtete — Vorschuß.
r niemals einen Vorschuß brauchte und erhalten hat," äußerte sich
r der Vater des immer und immer Vorschuß verlangenden ‚Wippchen',
n den Segen eines solchen nicht würdigen, die Melodie des Wortes
entzückend finden, wie ich. Ich bin überzeugt, daß das Getriebe der
außer durch Hunger und Liebe, namentlich durch Vorschuß zusammen-
lten wird. Vorschuß ist Vertrauen, Förderung, Nächstenliebe, Rettung,
verdankt die Menschheit große Entdeckungen, segensreiche Erfindungen,
ltung vieler Menschen und Kräfte. Ich habe meinen Wippchen mit
Sehnsucht nach dem Vorschuß erfüllt, nicht allein, um ihm Gelegenheit
eben, seine Phantasie zur Auffindung immer neuer Motive in Bewegung
ßen, sondern um ihm etwas Unschätzbares auf seine journalistische
bahn mitzugeben."

Viele Jahrzehnte hindurch gehörten die theils selbstständig, theils als
ge der „Tribüne", des „Berliner Couriers" und des „Kleinen Journals"

erschienenen und von Julius Stettenheim nicht allein geleiteten, sonder
auch fast ausschließlich geschriebenen „Berliner Wespen“ neben de
„Kladderadatsch“ zu den hervorragendsten politischen Witzblättern Deutsch
lands, und die Zeichnungen von Gustav Heil waren Kabinetstücke d
Humors und der Satire. In kurzer Zeit gewannen die „Wespen“ dur
ihren satirischen Stachel, die scharfe, geistvolle Spitze, den rücksichtslose
Freimuth, die ehrliche Sprache und den prächtigen Mutterwitz eine auße
ordentliche Verbreitung und starken Einfluß.

Von Rechts wegen. Stettenheim erwies sich als ein erfinderisch
Genie auf dem Felde der redaktionellen Publicistik. Ueber welch unerschöp
lich reiches Arsenal des Spottes, der Travestie und Satire verfügte e
Wie viele und wie scharf geschliffene Pfeile barg sein Köcher! Er sch
Typen, Figuren und Darstellungsformen von eigenartigem Reiz. D
Parlamentsverhandlungen wurden travestirt gebracht als „Parlament
Feuilleton der Berliner Wespen“; über hervorragende, die Kritik gebieteri
herausfordernde Ereignisse wurde im „Europäischen Polizeibericht d
Berliner Wespen“ referirt, und zwar im Ton der polizeilichen Poliz
rapporte, natürlich in ernster Weise, was die Komik des Ganzen n
erhöhte.

Und nun gar Ihr gesunden und gelungenen Kinder Eures üb
müthigen, ausgelassenen Vaters, „Wippchen“, „Muckenich“, „Aujus
„Dr. Reptilius“, „Unser Mobiler“, „Der Interviewer“ u. a. 
Welch heitere und genußreiche Stunden habt Ihr vielen Millionen 
Lesern durch Eure Reden und Thaten bereitet!

Die bekannteste und glücklichste Figur des Humoristen ist die 
famosen Kriegsberichterstatters Wippchen aus Bernau. Was wollen F
Beckmanns „Eckensteher Nante“, Julius Stindes „Wilhelmine Buchho
und der „Schulze und Müller“ des Kladderadatsch dagegen besagen! D
Humorist verspottet in diesem Typus auf's Amüsanteste das leichtsinni
oberflächliche und münchhausenhafte Gebahren gewisser Specialberichterstatt
die Berichte über Schlachten schreiben, die nie stattgefunden haben, o
denen sie nie beigewohnt, und die überhaupt das Blaue vom Himm
lügen und dem Publikum Bären aufbinden. Bei Beginn des russi
türkischen Krieges — und zwar in der Nummer vom 4. Mai 18
— begann Wippchen seine kriegsberichterstatterliche Thätigkeit, und 
jener Zeit ging ein Meer von Heiterkeit von diesem windigen, originell
mit der Grammatik und Logik auf gespanntem Fuße lebenden, die Spra
verrenkenden und alle Zeit Vorschuß verlangenden Reporter aus. 
Figur gelangte bald zu großer Berühmtheit; sein Name und sein Mo
„Verzeihen Sie das harte Wort,“ haben einen Platz in Büchmanns „
flügelten Worten“ gefunden.

Sogar ernste Staatsmänner machten gern die Bekanntschaft 
großm—ächtigen Kriegsberichterstatters aus Bernau. Als Stettenh

mal in einer Gesellschaft dem damaligen Grafen Herbert Bismarck vorgestellt wurde, sagte der Sohn des Altreichskanzlers, daß, „wenn Vater ...ck an das Sopha gefesselt sei, ihm die Mutter oder einer der Söhne ... dem Wippchen vorlese, was ihn sehr amüsire." Moltke erkundigte ...1880 im Generalstabsgebäude bei einem der höheren dort arbeitenden ...ziere, wie es mit einer soeben eingelaufenen nicht unwichtigen Nachricht ... einem der Donaufürstenthümer stehe. Als der Offizier erwiderte, daß ...i Notiz aus einer nicht gerade lauteren Quelle stamme, fragte der große ...ratege lächelnd: „Sie wird doch nicht von Wippchen sein?"

Selbst in Frankreich kennt man diesen Tausendsassa von einem Specialberichterstatter. Dafür spricht eine Notiz des „Figaro" gelegentlich der ...rterung der griechischen Frage, worin es u. A. hieß: „Da sich die ...opäischen Großmächte über die griechische Frage nicht einigen konnten, ...en sie beschlossen, die Lösung derselben einem Schiedsgericht anheim zu ...en. Dieses internationale Schiedsgericht soll aus folgenden Personen ...ehen: für Frankreich: Henri Rochefort, für Italien: Signore Pasqué, ... Oesterreich: Dr. Sixtus Mützerl, für England: Viceadmiral Seymour, ... Kommandant der „ideellen Demonstrationsflotte", für Rußland: der ...attentäter Hartmann, für Deutschland — Herr Wippchen aus Bernau."

Wie hervorragende Dichter über die „Wespen" Stettenheims dachten, ...weist u. A. ein bisher ungedrucktes Poem Julius Wolffs. Dieser ...ieb im Jahre 1874 in das Widmungsexemplar seines Buches: „Till ...enspiegel redivivus" die folgenden Verse, welche er seinem Helden in ... Mund legte:

An die Wespen.

... Ritter mit dem gelben Schilde,
...ß Euch und Heil im Wespennest!
... selber einer von der Gilde
... Motto: Lachen ist der Rest!

... stachelt, Liebchen, und Ihr streichelt,
... scharfer Spieß wird stets gewetzt,
... wird gehechelt und gesichelt
... auf die Närrin der Narr gesetzt.

Nicht Pflaster schützen und nicht Salbe
Vor Eures Stachels schnellem Stich.
Auf einen Schelm anderthalbe!
Das, Festgeschnürte, sag' auch ich.

Kommt, das Jahrhundert in die Schranken
Mit Euch zu fordern, Arm in Arm!
Uns wohnen nahe die Gedanken,
D'rum nehmt mich auf in Euren Schwarm.

Mit meiner Pritsche, Eurem Dorne,
Wer dann getroffen muckt und zuckt,
Was fragen wir nach seinem Zorne!
Es mag sich kratzen, wen es juckt.

Wippchens sämmtliche Berichte sind gesammelt in 14 Bändchen*)

---

*) Verlag von Hermann Paetel in Berlin, mit Wippchens Porträt, 15. Auflage, ...93—1900.

erschienen. Der Verfasser widmet dieselben boshaft: „seinen lieben Collegen“
Ueber die heterogensten Dinge berichtet dieser Bernauer Journalist seine
Redaktion: den orientalischen Krieg, die Pariser Weltausstellung, den Berline
Kongreß, den Kaffernkrieg, den afghanischen Krieg, die Krönung in Moskau
den deutsch-chinesischen Konflikt, die Engländer und die Buren, die Karo
linen, den orientalischen Frieden, den französisch-chinesischen Krieg, de
griechisch-türkischen Krieg, das Septennat, Schnäbele, die allgemeine A
rüstung, König Malietoa, die Samoa-Konferenz, das zehnte deutsc
Bundesschießen, den Krieg gegen die Tuberkelbacillen, die Königin-Mutt
Natalie, die Emser Depesche, die Bayreuther Tage, den französisch-russische
Allianzvertrag, das zwanzigste Jahrhundert, Dreyfuß 2c. In wahrh
zwerchfellerschütternder Weise geißelt der Verfasser lächerliche und gemei
gefährliche Auswüchse im politischen, socialen, kommunalen, litterarischen od
künstlerischen Leben, und Wippchen ist zuweilen gar nicht so dumm, w
er zu schreiben vorgiebt, sondern trifft manchmal den Nagel auf den Kop
selbst wenn er die tollsten und barocksten Sprach- und Stilverrenkunge
zum Besten giebt. Als Pröbchen des Wippchen'schen Humors sei hi
auszugsweise nur das Kapitel über „Bismarcks Achtzigsten“ — dat
Friedrichsruh, den 25. März 1895 — wiedergegeben:

„ . . . Das Aprilwetter ist wie die Volksgunst wechselnd. Bisma
hat es an sich erfahren. Viele von den Händen, auf denen er getrag
wurde, legen sich heute in den Schooß, rühren keinen Finger oder ball
sich zur Faust. Die Füße, zu denen sie dem Heros lagen, sind verschwunde
und es giebt Viele, welche wünschen, der erste April möge wie Min
sein, an Bismarck vorübergehen und ihn nicht kennen. Ich bin — v
zeihen Sie das harte Wort! — außer mir . . . Hier erlaube ich mir
Wort an Schweninger zu richten, an den Selbstherrscher über die G
sundheit Bismarcks an den Czarzt, wie ich ihn wohl nennen möc
Der erste April des größten Deutschen ist von unzähligen Gedichten bedr
Tag und Nacht dreht sich der Spieß am Herd der Verseschmiede. Ueber
stampft der Pegasus vor der Hexameterdroschke das Straßenpflaster.
Leier wird geschlagen, daß man sie weit und breit jammern hört und i
goldenen Saiten voll Beulen sind. Liederliche Reimer der schlimms
Sorte stecken ihre Hände nach unbewachten Harfen aus — und die G
legenheitsdichter betreten den Tempel des Bismarck'schen Ruhms mit ih
rücksichtslosen Versfüßen, ohne dieselben vorher zu reinigen. Möge
Schweninger gelingen, diese Poesie von seinem großen Patienten fern
halten, damit kein Anapästhauch, dem die Strophe auf dem Fuße folgt,
Frieden des Tages störe!“

Stettenheim hat sich nicht damit begnügt, seinen Helden aus Bern
uns blos in prosaischem Gewande zu zeigen — er läßt ihn auch in
kleidsamen Tracht eines Minnesängers auftreten. Und wahrlich Wipp
als Lyriker ist ein Schauspiel für Götter! Zwei Bände lyrischer Po

t Wippchen herausgegeben, und zwar: „Wippchens Gedichte“*) und Wippchens Gedichte. Neue Folge“**). In köstlichen Worten ver-[illegible]hert der Verfasser im Vorwort zur ersten Sammlung, daß er Alles auf-[illegible]boten habe, zu verhindern, daß Wippchen nicht aus dem Rahmen seiner [illegible]urnalistischen Thätigkeit in die Reihen der Poeten trete — umsonst. [illegible]ippchen ist eben zum Dichter geboren. Seine Wiege umstanden die [illegible]usen, und „früh regte sich in ihm der Pegasus“, nur weil er Hunger [illegible]tte, griff er, ein Ertrinkender, zum Strohhalm, der ihm zufällig — ge-[illegible]laten in den Mund flog, „er zog die Hippokrene“ und wurde Journalist. [illegible]ippchen ahmt in seinen Liedern nicht ohne Glück die Formen, den Ton, [illegible] Gottähnlichkeit der modernen Poeten nach, lehnt sich wie diese — [illegible]ilich oft zu fest — an die großen Meister an und übertreibt häufig das [illegible]lbstgefühl und die souveräne Verachtung der bestehenden Gesellschaftsformen [illegible]art, daß man in Versuchung geräth, seine Gedichte als eine Satire auf [illegible] moderne Dichten zu betrachten.

Welch' wunderlicher Kollege Schillers, Goethes und Heines ist doch unser [illegible]eund Wippchen! Für ihn ist Frau Venus aus dem — Meerschaum [illegible]porgestiegen; das Rabenhaar seines Gustchens aus Niederbarmen ist [illegible]nd; er meint, daß wenn die Frauen der schwarzen Eifersucht Geflüster [illegible]pege, dann trage eine Jede eine Hyäne — im Tornister; seinem Grethchen [illegible]ldert er die Tiefe seiner Liebe „unter dem Gummi der Verschwiegen-[illegible]t“. Er erklärt sich wiederholt als einen Pechvogel, für einen Hiob, [illegible]em er u. A. sagt:

[illegible]är' ich Petrarka im Gesang,
[illegible]önnt' ich auf Laura lauern lang;
[illegible]ürd' ich Altmeister Goethe sein,
[illegible]är' mir jegliche Frau von Stein.

Ließ ich auf einen Roman mich ein,
Wär' es keiner von Zola, nein,
Wär' es einer, der mir nicht lieb,
Welchen die keusche Marlitt schrieb . . .

Wählt' ich Jupiters Zeitvertreib,
Näherte ich mich als Ochs einem Weib,
Spräch' die Europa sicherlich,
Daß ich nicht hätt' verändert mich.

Das Urkomischste ist bei diesem Wippchen, wenn er seinen Schönen Liebes-[illegible]räge macht und auch dabei in seine Reportergewohnheiten verfällt. So [illegible]angt er z. B. von seinem „Wunschweib“, weil er „kußknapp“ sei, [illegible]n Vorschuß von 20 Küssen, da er sonst „arm umarmt“ herumlaufen [illegible] darben müsse; doch predigt er in melancholischen Augenblicken auch die [illegible]losophie der Entsagung, weil man eine Geliebte nicht so leicht wieder [illegible] werde, dazu kämen noch die Qualen der Eifersucht, und er schließt [illegible] liebenswürdigen Betrachtungen mit dem Stoßseufzer:

*) Verlag von S. Fischer, Berlin, 1889.
**) Ebendaselbst, 1894.

Ich will vom Weib nichts wissen,
Nicht lieben und nicht küssen,
Von Lust und Freud getrennt:
O wollte Gott, ich wäre
Der Hahn nur am Gewehre,
Der keine Henne kennt!

Die neue Folge der Wippchen'schen Gedichte zeichnet sich durch die Mannigfaltigkeit der Stimmungen aus. Der Verfasser hat dieselben seinem Schwiegersohn, dem Besitzer und Leiter des Kleinen Journals, Dr. Leo Leipziger, mit dem Motto gewidmet:

Vom Besten, Freund, das mir das Leben
Geschenkt, ich hab' es Dir gegeben,
Es ist mein Julchen, unser Kind,
Und nimm' auch meiner Muse Kinder
Freundlich in's Haus, wenn diese minder
Mir auch an's Herz gewachsen sind.

Wie Heinrich Heine, so liebt auch Stettenheim die verblüffende Schluß-pointe, doch wird er nirgends cynisch, wie sich denn die Muse unsere Poeten stets durch eine gewisse Züchtigkeit und die Scheu vor dem Frivole und der sittlichen Fäulniß auszeichnet. Als kleine Stichprobe mag hier nu ein Poem mitgetheilt werden:

Nachtscene.

Wie klingt's gar lieblich durch die Nacht!
Am Fenster steht die Traute.
Ihr wird ein Ständchen dargebracht —
Ein Jüngling schlägt die Laute.

Und welch' ein Schreien nebenan,
Ein Weib, vor dem mir graute,
Hat laut gezankt mit ihrem Mann —
Nun schlägt der Mann die Laute.

Von jeher war es der Lieblingswunsch Julius Stettenheims, ein humoristische Monatsschrift zu schaffen, welche der Mittelpunkt der humoristi schen Litteratur in Deutschland sein sollte. Von 1885 bis 1894 gab er nu die illustrirte Monatsschrift: „Das humoristische Deutschland" — zuer in Stuttgart, dann in Breslau und in Berlin — heraus, ohne jedo an dieser publizistischen Schöpfung viel Freude zu erleben. Immer me mußte er sich davon überzeugen, daß der Humor auf deutschem Bode nicht gedeihe. Selbst ein solcher Großmeister des Humors wie Wilhel Raabe schrieb dem Leiter des „Humoristischen Deutschland" die pessimis schen Absageworte: . . . „Wir armen Narren fallen da immer v Neuem auf die alte Redensart vom Beruf des deutschen Volks zum Hum herein! Ich für mein Theil habe während meiner Zeit nur sehr wen von dieser Auserwählung unserer Nation vor andern in die Erfahrung b kommen; und in diesem laufenden Jahr, in welchem der Verleger Auflage meines „Däumlings" zu einer Mark das Exemplar losschlägt, w er es für einen Thaler nicht los geworden ist, tanze ich nicht, um diese Volke „Spaß" zu machen. Etwas Gleiches hab' ich zur Antwort geschriebe als vor mehreren Jahren — damals eben wurde mein „Abu Telfa Ihrem auserwählten humoristischen Deutschland billigst mit einem bunt

lmschlag zur „Reiselektüre“ angeboten — der Herr Kollege Lohmeyer einen Schalk gründete und habe — Recht behalten.“

Welche Volksthümlichkeit und Liebe Julius Stettenheim, soweit nur ie deutsche Zunge klingt, genießt, beweist schon der Umstand, daß eine Vorlesungen, die er in zahlreichen Städten seit Jahr und Tag zu eranstalten pflegt, sich außerordentlichen Zuspruchs zu erfreuen haben. llerorten wurde er von den Vertretern der Kunst, Litteratur, Wissenschaft, Presse und der Geistesaristokratie überhaupt gefeiert. Diese Vorträge und Vorlesungen führten ihn durch ganz Deutschland, Oesterreich, Ungarn und ie Schweiz.

Obschon Humorist und Satiriker gehört Stettenheim zu den Autoren, elche keinen persönlichen Feind haben, und seit einem Menschenalter steht r im Mittelpunkt der litterarischen Bewegung und war beziehungsweise ist mit ahlreichen berühmten und geistreichen Persönlichkeiten in innigem Konnex. ußer den schon Genannten zählte er zu seinen Intimen Karl Gutzkow, Berthold Auerbach, Carl von Holtei, Paul Lindau, Eduard asker, Karl Braun-Wiesbaden, Ludwig Bamberger, Ludwig öwe, Adolf L'Arronge, Ernst Dohm, Rudolf Löwenstein, Johannes Trojan, Wilhelm Scholz, Ludwig Pietsch, Rudolf Genée, Albert Träger, Eduard Hanslick, Eduard Bacher, David Spitzer, Hugo Wittmann, Wilhelm Goldbaum, Julius Bauer u. A. m. In seinen „Heiteren Erinnerungen“ gedenkt er mit warmen — ernsten und scherzhaften — Worten dieser seiner Beziehungen, eber Niemand äußert er sich so begeistert und liebevoll wie über Paul indau, von dem er u. A. sagt: „Ich habe in meinem Leben keinen bessern reund gefunden als Paul Lindau, keinen treueren Kameraden, keinen ollegen, dem ich mehr Anregung verdanke, keinen, der mehr Schriftsteller nd Journalist ist als er. Und so besitzt er eine Eigenschaft, die in nserem Stande so selten gefunden: die Freude am Erfolg des Kollegen, n dessen Vorwärtskommen. Er ist eine wahrhaft vornehme Natur und at mehr Geist und Kenntnisse, als Alle, die es als eine Art Sport betreiben, über seine Leistungen von oben herab zu urtheilen. Keiner in iesem gestrengen weisen Danielcollegium könnte den Platz, den Paul indau in der Litteratur einnimmt, wie er ausfüllen. Allen fehlt seine Vielseitigkeit, seine Gründlichkeit, die Tiefe seiner Beobachtung und sein umor. Zu den heitersten Stunden meines Lebens rechne ich die, welche mich it Paul Lindau zusammenführen, das Eigenartige und die Dauer seiner uten Laune sind ohne Gleichen, wie sein Talent, allen Situationen und rscheinungen, die nicht ganz echt sind, die Komik abzugewinnen. Auch in en Stunden, in denen der Ernst des Lebens und des Berufs jede Fröhlichkeit nahm, habe ich Lindau stets bewährt gefunden; hier zeigte sein Wesen ne Innigkeit, welche der Satiriker unwillkürlich verbirgt, und welche, ei von jeder Phrase, mitfühlt und aufrichtet.“

Unser Jubilar besitzt eine wohlgeordnete und überaus nachhaltige Autographensammlung, deren Perlen die vielen an ihn gerichteten Briefe und Gedichte sind. Aus der Fülle derselben sei es mir gestattet, hier nur Einiges mitzutheilen. Klaus Groth übersandte ihm aus Kiel, 8. Dezember 1892, seine gesammelten Werke und bemerkte dabei:

„Du schrevst mi: ‚Bliv as Du bist,‘
Hier hast Du Em, so as he ist.
So werd he wul blieben —
Denn he mag nix mehr schrieben.“

Julius Rodenberg schrieb ihm — Hamburg, 25. September 1860 — in's Album:

„Und schied er gern von diesem Strand,
Ja, hätte ihn der Haß vertrieben:
Bei fremdem Volke und fremdem Land,
O Heimat, lernt man Dich erst lieben!

Zum Andenken an Ihren aus London heimkehrenden Freund.“

Herman Salingré verewigte sich mit den Worten:

„Wenn Zwei sich lieben und kriegen sich nich,
So haben sie sich
Auch gleich fürchterlich —
Indessen so bei sich — da denken sie sich:
Na — ist es mal nich,
Denn nich!“

Zahllos sind die Gelegenheitsgedichte, welche auch der Verfasser in das Album seiner Freunde schrieb oder bei sonstigen familiären Ereignissen sang; sie würden, gesammelt, mehrere dicke Bände füllen. Ich bin in der Lage, aus der Fülle dieser seiner Erzeugnisse die nachstehenden ungedruckten Poesieen, welche eine wahre Delikatesse der Gelegenheitslyrik sind, mittheilen zu können:

An den Komiker Girardi schrieb er in Karlsbad (17. Juli 1882):

Du brauchst keine Kur, denn Du bist ohne Gleichen,
Wer könnt', Girardi, Dir denn auch das Wasser reichen!

An Eduard Hanslick richtete er die Verse:

Ganz recht, ganz recht,
Es ist nicht echt,
Der Wunderspeer im Parzifal,
Der echte ist von blankem Stahl,
In Schwarz getaucht, vom feinsten Schnitt,
Du schreibst damit.

Auf Agnes Sormas Fächer:

Deine Hand mit dem Fächer spielt,
Daß er die Gluth der Wangen kühlt,
Aber ach, mir armem Mann
Facht's die Gluth im Herzen an.

Und nun — zur Abwechslung — zwei ernste Gedichte, welche den Beweis liefern, daß der Humorist auch würdevoll und feierlich sein kann, wenn er nur will. Das eine ist an Heinrich Laube zu seinem 70. Geburtstage, 18. September 1883, gerichtet, also lautend:

Wenn ich in Karlsbad dann und wann
Mit Dir zum Freundschaftssaal geschlendert,
Da sah und hörte ich Dir's an:
Du bist der jüngste alte Mann,
Dich hat die Zeit noch nicht verändert.

Wie frisch schoß des Gedankens Blitz
Aus Dir hervor, wie konnt'st Du wettern,
Und reichlich floß Dein scharfer Witz,
Wie damals, als vom hohen Sitz
Du thronteſt auf der Hofburg Brettern.

Dann hört' am Goethetag ich Dich,
Da Du des Meisters Bild enthülltest
Und mit der Rede jugendlich
Dir aus der Seele drängend sich
Die Herzen aller Hörer fülltest.

Und heute noch, wie froh und frei
Schaffst Du an Deinem Arbeitstische!
Dir wünschen kann ich nichts, verzeih' —
Dem heutigen jungen Deutschland sei
Beschieden Deines Alters Frische!

Während gar viele Humoristen, deren Schriften uns in die heiterste Laune versetzen und uns die fröhlichsten Stunden bereiten, im Leben Hypochonder, griesgrämige Gesellen sind, ist Stettenheim ein gar lustiger Plauderer und Gesellschafter, dessen Witze und Bonmots sich großer Beliebtheit und Volksthümlichkeit erfreuen. Nur einige dieser zündenden Bemerkungen seien hier wiedergegeben.

Als er einst in der Berliner Kunstausstellung an der bekannten Gruppe Ebersteins: „Der Dornauszieher" vorüberging, bemerkte er mit einem Blick auf den jungen Mann, welcher lächelnd die Operation am Fuße der Geliebten vollzieht: „Wie kann man nur zu einer so grausamen Handlung lächeln! Das arme Mädchen hat so nichts an, und nun zieht er ihr auch noch den Dorn aus."

Er stand im Foyer eines Theaters und unterhielt sich mit dem Generalkonsul X., der erst vor Kurzem zu dieser Würde avancirt war. Ein gemeinsamer Bekannter trat heran und begrüßte den Generalkonsul mit den Worten: „Guten Abend, Herr Konsul!" — „Wie können Sie Herrn X. Konsul tituliren," fragte Stettenheim, „der Herr ist Generalkonsul. Konsul kann Jeder sein — Napoleon war auch Konsul."

Eine aus Künstlern und Schriftstellern bestehende Gesellschaft hatte sich auf die Einladung des Verfassers eingefunden. An zwei Tischen nahmen die Vorleser vor kleinen Laternen Platz, der Saal war im Übrigen, so gut es ging, verdunkelt, mit Rücksicht auf die Bilder. „Ich habe noch selten vor einem Stück eine solche Spannung gefunden," meinte Stettenheim zu seinem Nachbar, indem er auf die in den großen Rahmen gespannte Leinwand zeigte.

Er machte seinem einmal auf der Bühne des Deutschen Theaters verwundeten Freunde Otto Sommerstorff eine Krankenvisite. „Wen soll ich melden?" fragte das Dienstmädchen. „Sagen Sie Herrn Sommerstorff,

es sei Jemand da, der ihm das Maß zum Nekrolog nehmen will." Das Mädchen geht hinein und meldet: „Der Schneider ist draußen."

* * *

Wenden wir uns nun den übrigen, bisher noch nicht charakterisirten litterarischen Arbeiten Stettenheims zu, so werden wir finden, daß er in jedem Genre der gesellschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Humoreske, Satire, Parodie und Travestie zu Hause ist und die diesbezügliche Litteratur durch prächtige Werke bereichert hat. Sie bilden eine stattliche kleine Bibliothek. Ich nenne hier nur als die bedeutendsten von seinen Schriften: „Humoresken und Satiren"*), „Heiteres Einerlei"**), humoristisch-satirische Feuilletons, „Brodlose Künste"***), Blicke hinter die Coulissen der Gesellschafts-Komödie, „Der moderne Knigge"†), Leitfaden durch das Jahr und die Gesellschaft, „Das Lied von der versunkenen Glocke und andere Parodien"††), „Fuhrmann Henschel"†††), „Ein Kistchen Monopolcigarren"†*), „Sauer macht lustig!"†**), Ein Körbchen aus der Weinfabrik 2c., „Burlesken"†***. Auch komische Vorlesungen und humoristische Vorträge hat er unter dem Titel: „Lustige Gesellschaft"*†) und zündende Sentenzen und Maximen: „Tausend Ein- und Zweizeiler"*††) herausgegeben.

Stettenheim zeigt sich hier überall als ein Meister der Causerie, der ebenso scharfen wie psychologisch feinen Beobachtung und als ein Virtuos der unterhaltenden Darstellung. Immer trifft er den Nagel auf den Kopf, sei es die eine oder andere Unart, die eine oder die andere Flegelei, der er zu Leibe geht. Alle diese Schriften sind noch jetzt lesenswerth, und sie werden wohl ihren Werth für immer behalten. Wie reizend ist nicht das Büchlein über die brodlosen Künste, worin er, aber nicht in lehrreicher, sondern stets in amüsanter und anregender Weise, über die Kunst des Bewirthens, der Unterhaltung, des Gefälligseins 2c., sowie über deren völlige Vernachlässigung aus dem Leben geschöpfte, überaus heitere Winke giebt.

---

*) Berlin, 1896. Freund und Jeckel.
**) Berlin, 1896, ebendaselbst.
***) Berlin, S. Fischer, 1890.
†) Berlin, 1899, A. Hofmann & Comp., 2 Bände, Leitfaden durch den Winter und Leitfaden durch den Sommer.
††) Charlottenburg, Max Simson.
†††) Berlin, A. Hofmann & Comp.
†*) Berlin, S. Fischer.
†**) Ebendaselbst.
†***) Charlottenburg, Max Simson.
*†) Berlin, A. Hofmann & Comp.
*††) Berlin, Freund und Jeckel.
Manche dieser Schriften sind durch Illustrationen namhafter Künstler geschmückt.

lirgends macht sich in seinen Büchern ein Ausdruck der Langenweile be-
nerkbar, denn er ist immer interessant, und die zahlreichen Charakterzüge
.nd Anekdoten, die er einstreut, verleihen selbst einem spröderen Stoff eine
igenthümliche Würze.

„Der moderne Knigge“ gehört zu den launigsten Gesellschaftsbüchern
er Gegenwart, und Jeder sollte dieses ebenso nützliche wie boshafte Vade
necum stets bei sich führen. Einige s. g. „goldene“ Worte daraus werden
vohl schon dem geehrten Leser die eigentliche Natur dieser Gesellschafts-
hilosophie enthüllen. Man höre nur, was hier vom Ball gesagt wird:
Im Zusammentreffen mit älteren und energisch aussehenden Frauen sei
nan von Vorsicht beseelt, wenn auch Goethe sehr richtig sagt, der Umgang
nit Frauen sei das Element guter Sitten. Es giebt eine große Anzahl
Frauen, die nur eine gute Sitte kennen: das Stiften von Ehen, und die
ierin schon die glänzendsten Erfolge aufzuweisen haben. Sehr viele Ehen
nd auf Bällen angestiftet worden, und wenn Eheleute mit guten Gedächt-
issen auf den Ursprung ihres so schönen Bundes zurückgehen, so werden
e wahrscheinlich auf einen Ball stoßen, auf welchem eine gewohnheits-
näßige Heirathsstifterin irgend ein Herz baldowerte, das noch frei war und
essen sie sich sofort annahm. Wer also Lust verspürt, unverlobt den Ball zu
erlassen, sei, wie gesagt, älteren Frauen gegenüber vorsichtig. Sie haben
ntweder selbst Töchter oder haben eine Freundin, die vor Töchtern nicht
chlafen kann, und ein junger Mann hat doch keinen Begriff davon, wie
asch er mit der Mutter sprechen und verlobt sein kann.

Man rede eine Dame nicht an, während sie graziös ihren Fächer vor
as Gesicht hält, so daß man nur ihre Augen sieht. Sie gähnt nämlich
n diesem Augenblick. Auf Bällen ist Gähnen eines der unveräußerlichen
Menschenrechte, und dem verdankt der Fächer einen großen Theil seiner
Existenz.

Einmal tanze man mit der Schwiegermutter des Ballgebers. Das
t die Gewerbesteuer.

Während der Ruhepausen im Cotillon suche man seine Dame bestens
u unterhalten. Von den Gegenständen, welche dabei thunlichst zu vermeiden
nd, nenne ich den Käse, den Lustmord, den Zinsfuß, die egyptische Augen-
rankheit, die Müllabfuhr, die Klauenseuche und das Hühnerauge. Auch
ie Wanderraupe berühre man nur flüchtig.

Ist man ein Ekel, so gebe man sich keine Mühe, ein liebenswürdiger
Mensch zu werden. Es nützt absolut nichts, ein Ekel bleibt ein Ekel.

Keinesfalls bleibe man bis zum letzten Tanz, da später alle Garderobe
is auf einen Hohenzollernmantel und einen Helm fort zu sein pflegt.“

Der Denker Stettenheim zeigt sich besonders in dem schon wiederholt
enannten prächtigen Werkchen „Tausend Ein- und Zweizeiler“, worin
ach dem Motto, daß Kürze des Witzes Seele sei, über alles Mögliche,
amentlich über Männer und Frauen, Liebe und Ehe, Theater, Kunst und

Presse, aus der Thierwelt 2c. in ein oder zwei Zeilen unvergängliche Wahrheiten ausgesprochen werden. Es sind goldene Früchte in silbernen Schalen. Fast jeder Ausspruch ist ein Schlager, das Ergebniß langjähriger Erfahrungen und angeborenen philosophischen Nachdenkens. Mirza Schaffy, Westöstlicher Divan und Saphir mit einander harmonisch verschmolzen und daraus ein mundgerechter Extrakt zubereitet — das sind die Tausend Ein- und Zweizeiler.

Wie alle Satiriker hat auch Stettenheim die Frauen nicht immer glimpflich behandelt und die Schwächen derselben gezeigt, wie dies schon die nachstehenden Epigramme in Prosa betreffs des „Ewig-Weiblichen" beweisen werden:

„Bei den Weibern müssen diejenigen Männer die meisten Haare lassen, die keine mehr haben.

Wenn Schweigen der Gott der Glücklichen ist, so erklärt es sich, daß es so wenig glückliche Frauen giebt.

Das Weib ist entweder ein Buch mit sieben Siegeln oder eine Correspondenzkarte.

Viele Frauen möchten gerne treu sein, wenn sie nur wüßten wem.

Man vertritt seine Kinderschuhe, aber niemals seinen Pantoffel.

In dem Augenblick, wo ein Weib zu einem Manne Du sagt, wird er zur zweiten Person.

Die jungen Mädchen bedecken ihr Gesicht jetzt derart mit Puder, daß sie stets vermehlt aussehen.

Ehen und Gefängnisse werden geschlossen."

Unser Jubilar ist ein klassisch gebildeter Mann von echt idealer Gesinnung, ein Feind der jüngstdeutschen naturalistischen Richtung in der Poesie und im Drama. Die beiden Parodien, welche er auf Gerhart Hauptmanns „Familie Henschel" und „Versunkene Glocke" geschrieben, gehören zu dem Gelungensten, was wir in der parodistischen Litteratur überhaupt besitzen. Die Entrüstung des Satirikers über den Unfug, der von den realistischen Naturalisten geübt wird, kommt namentlich in seinem Lied „von der versunkenen Glocke" zum Ausdruck. Ich lasse hier nur die Schlußstrophe desselben folgen:

Und Schau- und Lust- und Trauerspiel
Anstreben sollten sie dies Ziel:
Sie sollen photographisch schildern,
Was wir mit der Kultur erreicht,
Wie Sitte und Moral verwildern
Und jegliches Gehirn erweicht.
Wie Geld und Kleider Alles gelten,
Wie Mann und Weib degenerirt,
Und wie die beste aller Welten
Nur noch wird von der Noth regiert;
Wie tief versunken steckt in Sünden
Und in Verbrechen diese Zeit,
Und daß in keiner Seel' zu finden
Ein Funken warmer Fröhlichkeit.
Daß glücklich sind allein die Todten,
Und eine Sprache wird gehört,
Die uns in Jedem gleich den Knoten,
Der in ihm lebt, erkennen lehrt.
Und wie jetzt über allen Landen
Ein Pesthauch der Verwesung weht,
Und alles Schöne, das entstanden,
Werth ist, daß es zu Grunde geht.

* * *

Indem ich von dem beweglichen, heiteren, elastischen, ewigjungen reis, der nun in's biblische Alter tritt, Abschied nehme, möchte ich zum chlusse noch des Kuriosums Erwähnung thun, daß er sich vor gerade ) Jahren, als er seinen 30. Geburtstag beging, schon gewissermaßen für ıen alten Herrn hielt. Ich lasse das bisher ungedruckte Poem des alten errn von 30 Jahren zur Erheiterung meiner Leser hier abdrucken, ihm dieu zurufend in der Hoffnung, dem Alten — verzeihen Sie das harte ort! — nach zwei bis drei Jahrzehnten auf's Neue in „Nord und Süd" begegnen:

2. November 1861.

e Freunde lachen: Heute nullt
r Stettenheim zum dritten Male,
: Dreißig hab' ich, die Fatale,
n denn erreicht. Doch nur Geduld!

h acht' ich nicht den heiter'n Spott,
h fühl' ich nicht die lump'gen Nullen,
h hab' ich meine Jugendschrullen
) noch beneid' ich keinen Gott.

Wenn auch das Alter leise pocht,
Es kommt nicht über meine Schwelle,
Ich bin ein muthiger Geselle,
Den es so leicht nicht unterjocht.

Ich sag's mit Recht; denn heut entfalt'
Manch Blättchen ich von süßen Händen,
Verstohlen mußten sie es senden,
Das sagt mir, Du bist noch nicht alt!

Die Freunde kamen, und es galt
Ein Händedrücken und ein Grüßen,
Ich darf der Freundschaft Glück genießen,
Das sagt mir: Du bist noch nicht alt!

# Rosenlegende.

Von

## Anka Mann.

— Altona. —

Es war Herbst. Die Sonne fiel in vollen Strahlen auf das alte Kloster. Sie legte sich über den alten Garten mit den vielen regelmäßig abgetheilten Beeten, sie lief die schnurgeraden Gänge hinab und küßte die weißen Blumen, die hoch und steif in langen Reihen standen und warteten. Es war ein großes Warten dieser Garten, ein Sehnen, das sich im Laufe der Jahrhunderte hier angesammelt hatte. Und jetzt wuchs es, verdichtete sich und schwoll zu einer betäubenden Stimme an. Es war Herbst, und die Pforten des Klosters waren geöffnet, und von den Thoren bis weit in den Hauptgang hinein standen zu beiden Seiten des Weges schwarze Frauen. Sie waren aufgereiht wie die großen schlanken Blumen, und unter der wärmenden Sonne tönte ihr Gesang. Alte Worte stark und mächtig, wunderbar fern, ruhig und weltfremd, aber jede einzelne dieser Frauen legte ihren eigenen Ton in den Gesang, und er wurde nah persönlich, er verschmolz mit den Stimmen der Blumen zu einem neuen Gebet.

Es war Herbst. Und die Sonne überfluthete in einer goldenen Well das lange schlanke Mädchen, das der Pforte zuschritt. Sie sandte ein ganze Strahlenbündel auf das rothe Haupt herab. Das Mädchen mußte si hindurch arbeiten durch das Gebet, das es empfand und doch nicht zu ve stehen vermochte. Es hatte sie nie verstanden, diese schwarzen Frauen, d die reinen Blumen pflegten, und die so heiße Gebete sangen. Es dach an die kleinen rothen Tulpen, ihre jungen lebenden Freunde in all' de großen Ernst, die im Winter zu ihr gekommen waren, und die sie je lassen mußte.

Sie zogen an, die viere, die achte, sie wußte nicht, wie viel, und
hren sie hinein in das Land; sie wußte nicht, in welches.

Aber ihr Gatte liebte, weil sie nicht wußte, und nannte sie Seele und
enkte ihr weiße seidene Gewänder. Er war alt, grau, verfallen, voll
efühl. Sein Gefühl reichte weit über seine Fingerspitzen hinaus, deshalb
ß er in ihre Stoffe große stille Iris weben und hieß sie weich fallende
pitzen tragen.

So lebte sie ihr altes Leben, nur intensiver, verfeinerter. Die Gärten,
ren Herrscherin sie war, paßten sich ihr an, bildeten eine Symphonie,
e auf ihren Ton gestimmt war. In dem alten Kloster hatte sie so oft
nen leisen Widerspruch in ihrer Umgebung hindurch gefühlt.

Sie sprach selten, wenn sie sprach, so handelte es sich nur um sicht-
re Dinge, deren innerstes Wesen in ihren Worten wiederklang. Aber
an verstand sie nicht, und sie selbst verlangte es nicht. Sie hatte dann
ehr zu sich als zu den Anderen gesprochen.

Wenn sie mit den langen rosenrothen Fingern den Kelch ihrer Lieblings-
umen geschlossen hatte, ging sie hinauf in das graue Schloß, und an ihrem
nster ließ sie sich von den weichen Armen der Dämmerung in die Nacht
nüber tragen. Ihre Augen blieben dann voll Liebe auf dem alten Baum
r dem Schlosse ruhen. Das war ihre Abendandacht. Der alte, alte
aum, der Jahr für Jahr im Frühling Knospen ansetzte; der Jahr für
ahr aus den Knospen kleine lichtgrüne Blätter herausschälte. Der alte
aum, der Blüthen, der schwarze reife Früchte trug. Er war so treu in
ner Arbeit. Im Herbst hingen seine Zweige bis tief zur Erde herab,
d sie saß am Fenster und fühlte physisch die Last, die der Freund zu
igen hatte. Es war ihr, als nähre eine Großmutter ihr Kind mit ihrem
erzblut.

Und der Baum hielt sich tapfer und trug wieder und wieder im
ühlinge lichtgrüne Blätter. Im Herbst aber waren sie so dunkel wie
r Stamm; beschmutzt, berußt. Sie verstand nicht seinen Muth. — —

Im ersten Jahre ihrer Ehe hatte sie den Bitten ihres Gatten, an
ner Seite zu empfangen, nachgegeben. Als sie am Morgen — es war
seinem Namenstage — ihr Ankleidezimmer betrat, erwachten alte Er-
nerungen in ihr. Zu beiden Seiten des Spiegels standen drei Lilien,
ei weiße Klosterblumen, und vor ihr lag ein Gewand, auf dessen matt-
ünen Grund große Lilien in Silber gestickt waren. Sie senkte das Haupt
d blieb sprachlos stehen. Dann wandte sie sich mit einer raschen Be-
gung ab, öffnete hastig die Fenster und ließ das reine Licht auf sich ein-
then, sie badete sich in den Sonnenstrahlen und umfing mit ihrem Blick
s sterbende Grün.

Als sie später bleich und fremd im Salon erschien, empfanden Alle
vas von dem Lichten, Lebenden, das ihr gehörte, und die kleinen dunklen
stalten drängten in wirrer Hast auf sie ein — um ihr das zu entlocken,

was ihnen fremd, um sie zu enthüllen, zu zeigen, daß auch sie nicht anders sei, um sich zu reinigen in ihrem Licht. Aber nur Einem war sie eine Offenbarung.

Sie erschien nie wieder. Und vielleicht war es unbewußt, Niemand wollte fragen weshalb.

— — — — — — — — — — — — — — —

So gleiten die Jahre in ewigem Wechsel von Leben und Sterben dahin. Der Herbst schafft für den Frühling. Er beginnt, er endet in der einen großen Sorge: das kommende Kind. Seine Lebenskraft zu verdoppeln, daß es in der kurzen Spanne Zeit rosenroth leuchte und die Wahrheit verkünde, das ist seine Aufgabe.

Es war Herbst. Die Sonne lag blutroth am Himmel und sollte schlafen gehen. Sie aber wollte nicht lassen von der kleinen Erde, ihrer sinnigen Freundin. Ob sie es denn nicht lernen würde, das Lied, das sie ihr Morgens und Abends sang: Das Lied vom Feuer. Roth sollte sie strahlen, die kalte, schwarze Freundin. Und die Sonne sang und sang. Und eine große weiche Hand legte sich auf sie und tauchte sie leise, leise unter die Wogen.

Sie wollten nicht schlafen, die Vögel alle, weil sie zu sagen wußten vom lebenden Leben. Und sie wollten nicht schlafen, die duftenden Blumen. Der Tod konnte kommen über Nacht, und sie mußten wachen und singen. Groß und voll sollte es schwingen auf den Wellen ihres Dufts, das hohe Lied der Liebe.

Die schlanke Frau legte kühlend ihre rosenrothen Finger auf ihren Kelch, aber die Finger zuckten unter dem fiebernden Pulsschlag, und sie neigte sich in einem stillen Kuß zu ihnen herab, aber den Mund versengte ein lebendes Feuer.

Da sank sie in die Knie, streckte verlangend die Arme empor und bog die rosenschweren Aeste zu sich herab. Wie ein Durstender in zitternder Hast die Schale an den Mund setzt und trinkt, wie ein Durstender in den kühlen Trunk hinabstarrt, wie er lächelnd den Augen des Todes auf dem Grund der Schale begegnet und trinkt, so trank auch sie. —

Es war selbstverständlich, daß sie jetzt ihren Gatten begleitete. Sie suchte Menschen, und die Menschen suchten sie. Die kleinen dunklen Gestalten waren ihr plötzlich näher getreten, und doch empfand sie es als eine wehmüthige Genugthuung, daß sie nicht zu ihnen gehörte. In ihrer Mitte sehnte sie sich nach den stillen Blumen ihres Gartens, und sie stahl sich fort aus dem Lärm in den großen Frieden des Rosenstrauches. Unter dem Duft ihrer Rosen aber, der sie liebend verstand, brach sie in Thränen aus und erbat mit sehnenden Armen, sie wußte nicht was.

Sie las jetzt viel, und da geschah es, daß sie zwischen den Büchern einem Buche sich selbst wiederfand. Ihr Herz schlug. Ihr ganzes Sein erte. Als sie aber erfuhr, daß ihr Gatte das Buch geschrieben, suchte i ihn in angstvoller Freude — suchte seine Seele.

Sie fand einen alten Mann. Wollte er sie nicht verstehen? Sie ßte erst in Worten erklären, was Seele zu Seele hätte sagen sollen. hwere, lange Worte, lange weite Wege.

Und er lächelte so seltsam fremd und sprach dann müde und langsam, suche er nach etwas weit Fernem!

„Es ist nicht mein Buch. Aber ich kannte ihn und liebte ihn, der es hrieben.

Er war jung und reich, denn ihm gehörte ein ganzes volles Leben. d er war groß in seiner reinen Freude. Es kam aber der Tag, wo er , daß er allein war. Da ging er fort und suchte. Und wenn er Berge setzen müßte, er wollte es finden, mit sehnenden Armen wollte er er- n und heranziehen das, was ihm zukam. Es lehrte ja Alles, daß das en den Suchenden sättigt.

Als er wiederkam —“

„Da?“

„Da habe ich ihn unter satten Rosen begraben.“

# Junggesellen.

Von

## Josef Theodor.

— Breslau. —

„Bitte, tritt inzwischen ein. Ich will nur für heißes Wasser sorgen."

„Hui! Ist das kalt. Sorg' nur für einen anständigen Topf."

Der Doktor Röder tappte durch das dunkle, kalte Zimmer bis zum Schreibtisch. Er wußte genau, wo die Lampe stand. Er war in der Wohnung seine Freundes glänzend orientirt. Dann machte er Licht; Alles in der eigenthümlich langsame behäbigen Art, die diesen Mann bezeichnet. Und als dann das große Zimmer von de gelben, ruhigen Licht durchleuchtet war, zog er den Schaukelstuhl, den Frau Maiwal immer noch zu weit zwischen Divan und Bücherwand drängte, ein wenig in die Mi und ließ sich mit leisem Frösteln hineinfallen. Nun brannte er sich eine Cigarre an u wippte den Stuhl ein wenig mit dem rechten Fuß. Draußen sprach Helmrich mit Fr Maiwaldt in seiner nervösen, fahrigen Weise. Der Doktor fand, daß es mit Helmr nicht gut stand. Der Mann hatte ihm zu viel böse Nervengeschichten, zu viel Quecksilb

Dann kam Helmrich herein; er stolperte beinahe über den Teppich, nickte dem Dokt zu, strich zum Rauchtisch, den er zwischen Divan und Schaukelstuhl stellte, und hieb stöhnend auf den Divan, indem er seine Cigarette verqualmte. Der Doktor war mittlerer Figur, mit einem runden Bäuchlein, das er bei guter Laune sein „positi Fundament" zu nennen pflegte. Ueberdies zierte seinen runden Kopf eine kleine Pla die seine Stirne mächtig erscheinen ließ. Helmrich aber war beinahe schmächtig, bischen groß, mit einem farblosen, zerwühlten Gesicht.

Die Beiden waren gute Freunde. Sie hatten die Vierzig hinter sich.

Sie qualmten um die Wette, bis das ganze Zimmer in den grauen, kalten Ra gehüllt war. Als der Doktor zufällig zur Decke blickte, erhob er sich schwerfällig, st die Asche ab und trat langsam in das finstere Nebenzimmer, wo er die Fenster öffn Dann stellte er sich breit vor seinen Freund und sagte, indem er sich ungenirt reckte:

„Nu werden wir wohl wieder auf die Suche gehen müssen. Das Zeug im D dechanten ist nicht mehr menschenwürdig. Das war heut zum Beispiel ein erbärmlicher Fra

Und Helmrich gähnte, ohne sich zu rühren:

„Meiner Treu! Wir werden uns eine Köchin nehmen müssen."

Dann griff der Doktor nach einem Buch, legte sich in den Stuhl und blätte So verging die Zeit, bis Frau Maiwaldt mit der dampfenden Terrine erschien und Glö

aschen und Zucker auf den Tisch stellte. Der Doktor machte sich an den Grog, kniff Wirthin kräftig in den Arm, was die Dame unter Kreischen und Schimpfen zum rschwinden veranlaßte, und fragte, indem er auf lustige Art ein Auge zudrückte:

„Viel?“

„Half and half. Und einen lütten Schuß Rothwein.“

„Na, hör' 'mal! Das ist eine gehörige Portion. Mit Deinen Nerven . . .“

„Sei so gut, verdirb mir die gute Laune nicht.“

Sie starrten sich an und brachen über diesen glänzenden Witz in ein schallendes lächter aus, bis sie schließlich ihre Köpfe in die prachtvoll duftenden Groggläser steckten. lmählich bekamen ihre Augen Glanz und Leben; ihre Köpfe begannen sich zu röthen. er Doktor schimpfte noch einmal auf den miserablen Fasan, den man ihnen heut Abend ihrer Weinkneipe vorzusetzen gewagt hatte, auf Frau Maiwaldt, die nie in ihrem Leben ien vernünftigen Grog brauen lernen wird, und lobte schließlich mit gewissem, wichtigem ust sein eigenes Gebräu, von dem sie eben das dritte Glas tranken. Schließlich mußte er erhaupt finden, daß diese Welt das Schlimmste noch nicht ist. Man muß die Geschichte mlich verstehen, sich als alter Kerl keine Illusionen machen. Mit klaren Augen in les 'reingucken. Hehe! Aber Helmrich sprang auf; sein Gesicht zuckte, und mit der ust schlug er auf die Tischplatte, daß Gläser und Flaschen tanzten, während er mit pender Stimme schrie:

„Dazu aber habe ich beispielsweise keine Lust. Ich will nu mal nicht in Alles 'ingucken, am allerwenigsten mit klaren Augen, verstehst Du? Du bist überhaupt ein iserabler Kerl, Doktor, da hörst Du's. Ein Flachkopf und Schwätzer!“

Mit einem Male war der Doktor nüchtern:

„Warum denn, Väterchen? Warum nicht die Nase in die Geschichte reinstecken? ut, ich will's Dir sagen. Weil Du weißt, daß nichts Gutes dabei 'rauskommt. Weil s erbärmlich ist, was dahinter steckt, he? Darum willst Du partout nirgends zupacken. e holde Illusion konserviren! Das Leben voller Lügen erhalten; früher sagtest Du hl ‚Ideale‘! Wie, mein altes Eselchen?“

Helmrich lehnte sich gegen seinen Stuhl, streckte die Beine weit unter den Tisch, kte die Fäuste in die Hosentaschen und brummelte:

„Du bist ein miserabler Kerl, Doktor.“ — — —

Schließlich waren die Beiden arg bezecht. Der Doktor lachte unabläßig und er= ylte ein paar saftige Junggesellenwitze . . . „Hahaha! Ihr Mann selbst steckte das rumpfband in die Tasche und sagte ganz harmlos: Ich kann die Eigenthümerin beim ten Willen nicht finden. Der eigene Mann! Dieses Rhinozeros von Ehemann! Hahaha!“ . . In Helmrich arbeitete es. Jetzt begann seine Zeit. Immer noch löste ihm der usch Zunge und Herz. Er legte die Ellenbogen breit auf den Tisch und schob sein in in die Fäuste. Seine Augen waren größer geworden und glänzend wie in ge= mem Feuer. Endlich sagte er ganz leise:

„Hör' 'mal, Doktorchen. Kannst Du rathen, wo ich heut Nachmittag war?“

Der Doktor brüllte vor Vergnügen und schlug sich mit beiden Händen auf die erschenkel:

„O, Du infame Kreatur! Welche Dame also hast Du wieder beglückt?“

Helmrich lächelte boshaft, arrogant; seine Nase wurde zusehends spitzer, und nun te er es ihm einfach:

„Wo denkst Du hin, mein Theurer! In der Kirche war ich.“

Allgemeines Entsetzen. Verblüfftheit.

„Wo warst Du?“

Und ohne sich zu rühren, sagte Helmrich immer noch mit dem mokanten Lächeln:

„Na, in Teufels Namen, in der Kirche. Du weißt wohl nicht, was das ist, hehe! . . . in der Marienkirche. Mensch! In der Kirche der gebeneideten Mutter Gottes.“

Darauf der Doktor, an allen Gliedern starr:

„Du bist wohl verrückt?“

„Hehe! Was sagst Du jetzt?“

Jetzt verzog der Doktor seinerseits das Gesicht zu einem breiten Lächeln, dessen Harmlosigkeit bei ihm gefährlich war:

„Und was hast Du denn dort gemacht, wenn ich fragen darf?“

Pause.

Und nun sprang Helmrich auf, stützte sich mit beiden Armen auf den Tisch, bog sich weit zu seinem Freunde herüber und schrie:

„Was ich dort gemacht habe, hä? Das sollst Du wissen, mein Junge, das sollst Du ganz genau wissen. Dort habe ich nämlich . . . tja . . . gebetet. Verstehst Du, hä? Gebetet! Der Pfarrer sprach dann mit mir über das Wörtlein: Die Ihr mühselig und beladen seid . . . Na, da hast Du die Geschichte.“

Der Doktor stand langsam auf, ging zur Bücherwand und sagte dann:

„Nämlich der Miserable von uns Beiden bist Du! Oder gestattest Du Dir, anderer Ansicht zu sein?“

Helmrich kroch rasch zwischen Tisch und Stuhl hervor, kam an den Doktor heran und zupfte nervös an seinem Barte. Seine Augen waren weit aufgerissen, und seine Stimme war heiser und entsetzt:

„Du wirst Dich doch nicht ewig auf den ‚Festen‘ aufspielen wollen! Das ist ja ganz unfaßlich, und das glaub' ich Dir einfach nicht.“

Dann packte er seinen Freund an beiden Schultern und schüttelte ihn tüchtig:

„Mensch, Doktor, hast Du denn eine Ahnung, was in mir vorgegangen ist! Ist es Dir nicht auch so jammervoll gegangen? Ist Dir nicht auch Fuß um Fuß der feste Boden zerbröckelt? Alles elend, gebrochen, todt, leer? Mein himmlischer Vater, diese entsetzliche Leere!“

Statt aller Antwort machte der Doktor seine Schultern frei und murmelte:

„Bei Gott, Du bist total verrückt. Ich sollte Dich einsperren lassen.“

Sie waren Beide ganz erschöpft von diesen Dingen und fielen wieder in ihre Stühle. Helmrich hielt den Kopf gesenkt wie ein ertappter Sünder; der Doktor zündete sich zuerst eine Cigarette an und schenkte dann die Gläser voll. Nun stand er wieder auf, nahm die Lampe und hielt sie gegen die Breitwand des Zimmers, an der ein großes Pastellbild eines jungen, blühenden Mädchenkopfes hing. Dann sagte er ganz ruhig, indem er die Lampe in die Mitte des Tisches stellte:

„So geht das nämlich nicht mehr weiter mit Dir. Oder hast Du schon die Güte gehabt, Dich zu fragen, wo das enden soll?“

Helmrich saß brütend und in sich zusammengekauert da, und der Doktor fuhr fort:

„Die Sache mit Dir ist nämlich die: Dir bekommt der ‚ältere Junggeselle‘ nicht. Scherz bei Seite, das ist die Geschichte. Du hättest Dich vielleicht vor acht Jahren verheirathen sollen.“

Und als auch darauf Helmrich nicht reagirte:

„Dein ganzes Leben besteht aus bodenlosen Dummheiten. Bis zum heutigen Tage bist Du ein grenzenloser Esel geblieben. Das ist so meine Ueberzeugung . . . Teufel noch eins, Helmrich! Diese jämmerliche Geschichte von Leben ist doch schließlich dazu da, sie anständig todtzuschlagen, ohne Aufregung, bitte. Ohne Exaltationen. Was hast Du indessen gethan? Na, gelinde gesagt, Du hast die Sache sentimental angefaßt. Zum Beispiel: diese Geschichte da.“ Er wies dabei mit dem Finger auf das Mädchenbild. „Hast mir große Töne erzählt, als es vorbei war bezeichnenderweise, wie Du sie geliebt hast. Liebe hin, Liebe her! Teufel, warum hast Du sie nicht geheirathet?“

Helmrich riß den Kopf empor, in seinen Augen war jetzt ein starres Glänzen; mechanisch wiederholte er die Frage seines Freundes:

„Teufel, warum habe ich sie nicht geheirathet?“

Nun wurde der Doktor wieder lebhafter:

„Ja, weiß der Kuckuck, wie Du Dir Alles zerrinnen läßt. Das war doch, wenn ich Dir glauben darf, ein brillanter Kerl von Weib. Du hast sie geliebt, immer Deine

enen Bekenntnisse. Du hast sie geliebt, auf eine besondere Art, wie man etwas Wunder=
res liebt, obwohl ich so 'was nie begriffen habe. Sie hat Dich geliebt. Schließlich
t Du der Sache aus dem Wege gegangen, hast sie einfach bei Seite geschoben und Dir
ür das Bild in's Zimmer gehängt, in das Du vermuthlich noch heute verliebt bist.
) gestehe, daß ich Dich im Verdacht habe, Du wolltest Dir diese Liebe auf eine ganz
ärmlich romantische Art konserviren, hast Angst gehabt vor der Wirklichkeit, daß das
underbare' nicht Stand hält. Mit einem Wort: Du wolltest Deine verlogene Lebens=
nicht auf's Spiel setzen. Was wäre das denn auch mit der Liebe, wenn dem Weibe
tzlich einfällt, Kinder zu bekommen, he?"

Helmrich brummelte:

„Nein, bei Gott, das ist es nicht."

„Und ich sage Dir, daß es so ist und nicht anders. Ihr könnt Euch nämlich
cht mit der Natur vertragen, möchtet den lieben Herrgott bitten, die Geschichte
wenig göttlicher einzurichten, hahaha!"

Jetzt begann Helmrich:

„Doktor, so war es auch einmal. Als ich noch ganz jung war, begreifst Du!
mit hätte ich mich schließlich versöhnen können; ich habe mir so allmählich darüber
weggeholfen. Nein, nein, Lieber, da sind noch ganz andere Dinge . . ."

Seine Stimme wurde hier flüsternd, als hätte er das Geheimnißvollste aus seinem
zen zu sagen:

„Noch viel fürchterlichere Dinge, mußt Du wissen . . . Ich habe sie nämlich nicht
ebt. Nicht so, wie man sich je diese große, ausfüllende Liebe denkt. Ich habe über=
pt niemals geliebt. So arm und ausgebrannt ist meine Seele, daß sie niemals die
lt umspannen konnte. Hörst Du, wie entsetzlich das ist! Niemals habe ich wirklich
en, wirklich hassen können. Und doch, allmächtiger Gott, brannte Alles in mir danach,
schrie vor Sehnsucht zum Himmel, und ich betete in den Nächten: Herr und Vater,
barmherzig und gieb, daß ich sie lieben kann. Mach' mich blind mit meinen furchtbar
en Augen, mach' mich taub mit meinen quälend scharfen Ohren. Daß ich die tausend
etzlichen Nichtigkeiten nicht sehe und diese marternden widrigen Nebenlaute nicht höre
. Umsonst. Ich habe sehen und hören müssen. Niemals hat mich ein Strudel ge=
, der mich herrlich mitgerissen hätte. Niemals . . . Langsam wurde Alles kalt, eises=
und wüsteleer . . . Und dieses Bild, Doktor . . ."

Hier begann Helmrich zu schreien, als könnte er es nicht länger in sich herumtragen:

„. . . Und dieses Bild liebe ich auch nicht. Oder ich liebe es vielleicht, wie man
n wundervollen, fernen Traum liebt. Wie man die Geschichten liebt, die den Kindern
Augen weiten und die Arme breiten in unendlicher Sehnsucht nach dem großen, herr=
n Leben" — und jetzt plötzlich umgeschlagen, ironisch, „das so schön in den Büchern und
hichten geschildert ist."

Der Doktor brannte sich eine neue Cigarette an und brachte endlich heraus, während
mrich wie erschöpft und erlöst in seinen Stuhl sank:

„Dich begreife, wer mag. Ich sage nur, daß es mit Dir nicht gut steht, daß Du
 für Dich wirst thun müssen, und daß es absolut nothwendig ist, Dich weniger mit
llen herumzuplagen."

Nun saßen die Beiden eine Weile wortlos da. Als der Doktor dann auf die Uhr
sprang er auf und sagte:

„Die Zeit vergeht; es ist halb Eins."

Dann stand auch Helmrich langsam auf, ging zur Thür und rief mit belegter
mme nach der Wirthin, die in der Küche schon ein wenig eingenickt war. Als sie sich
ich meldete, bat er sie:

„Erbarmen Sie sich unser, Frau Maiwaldt. Machen Sie rasch einen anständigen
ee. Der Doktor will bald nach Hause . . ."

# Illustrirte Bibliographie.

**Unter dem Schweizerischen Rothen Kreuz im Burenkriege** von Dr. med. F. A
Suter. Mit 132 Illustrationen, Facsimile-Briefen, Dokumenten und einer Karte. —
Leipzig, Schmidt & Günther.

Der Verfasser, Oberleutnant und Arzt der Schweizerischen Feldbatterie 29, wa
Anfang des Jahres 1900 auf Beschluß des „Schweizerischen Rothen Kreuzes“ mit de
Herren Dr. de Montmollin aus Neuenburg und Dr. König aus Bern nach dem süd
afrikanischen Kriegsschauplatz entsendet worden. — Was er dort als Arzt einer Ambulan
sowie als Feld-Arzt bei General de la Rey und bei Assistent Commandant Genera
Christian Botha erlebt hat, das schildert er in dem vorliegenden Werk. Er hat also da
eigentliche Feldleben der Buren, sowie überhaupt Land und Leute sehr genau kennen ge
lernt. Wenn auch sonst über den südafrikanischen Krieg viel geschrieben worden ist, so sin
doch gerade die Mittheilungen des Verfassers auf dem vorbezeichneten Gebiet von gan
besonderem Interesse. An der Hand eines korrekt geführten Tagebuches schilderte er i
kurzer, prägnanter Weise in 18 Kapiteln seine Erlebnisse und gemachten Erfahrunge
— Am 29. Januar 1900 verließ er die Schweiz, um über Neapel, wo am 2. Febru
die Einschiffung erfolgte, sich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben. Die Reise ging üb
Port-Said, Aden, Mombatsa, Tanga, Sansibar, Dar-es-Salaam, Mozambique, Beira na
Lourenço Marques. Die auf allen diesen Stationen empfangenen Eindrücke werden
interessanter Weise geschildert. Nach vierwöchentlicher Seefahrt erfolgte die Einfahrt
die Delagoa-Bai und von da die Weiterreise nach Pretoria. Auf einer dem Werk beig
fügten Karte können die vom Verfasser zurückgelegten Wege von Ort zu Ort leicht ve
folgt werden. An allen Bahnhöfen, aber auch in gewissen Abständen längs der Eise
bahn, namentlich an den Brücken, waren bewaffnete Buren zu sehen.

Die Ankunft in Pretoria erfolgte am 7. März — also nach der Gefangennah
Cronjes, nach dem Entsatz Kimberleys und nach dem Abzug der Buren nach Nord
Um dieselbe Zeit starb der alte Kommandant Joubert, den der Verfasser als einen alt
starrköpfigen, in seinen Ideen verbohrten Buren bezeichnet, der sich in seinem Eigendün
von Niemand rathen ließ. Hätten junge Kräfte zur Zeit an der Spitze der Buren
standen, würde sich Vieles wohl ganz anders gestaltet haben. Wenn auch in Preto
bereits eine Sanitäts-Kommission existirte, „das Bureau des Rothen Kreuzes der Sü
afrikanischen Republik“, so besorgte dieses mehr die Zusammenstellung und Veröffe
lichung der Verwundeten-, Kranken- und Todtenlisten. Ambulanz-Personal war sonst
Pretoria genug vorhanden. Mit einem Ambulanzzuge begab sich der Verfasser M
März über Newcastle und Glencoe nach Natal. Dort war aber schließlich nicht genüg
Arbeit vorhanden, da die Buren sich in ihrem Lager ruhig verhielten, und so erfolgte wie

e Rückkehr nach Pretoria, zur Uebernahme der Pflege der in Waterval untergebrachten
glischen Gefangenen. In diesem, nördlich von Pretoria gelegenen Orte befanden sich gegen
500 englische Kriegsgefangene, unter denen Typhus, Dysenterie und Malaria herrschte, so
ß es viel zu thun gab. Die Gefangenen waren in niedrigen Baracken untergebracht, be-
acht von einem, meist aus alten Leuten bestehenden Buren-Kommando. Fluchtversuche fanden
elfach statt. Die Buren bemerkten entweder diese nicht oder schossen aus Gutmüthigkeit
cht auf die Fliehenden. Wurden Flüchtlinge eingebracht, so wurden sie für einige Zeit
ein aus Wellblech erbautes Gefängniß gesteckt (s. Abbildung), um nach kurzer Zeit
eder in's offene Lager zurückkehren zu dürfen. Mit welcher Strenge haben dagegen
e Engländer die gefangenen Buren behandelt! Der Verfasser erhielt alsdann den Auf-
ag, sich mit einer Ambulanz nach dem Freistaat zu begeben, während seine beiden
ollegen das Spital in Johannesburg übernehmen sollten.

Da der Ambulanz als Knechte und Bediente Kaffern zugetheilt wurden, so erzählt
r Verfasser etwas aus dem Leben dieser Menschenrasse. Das höchste Ziel, das sich
er junge Kaffer gesteckt hat und wofür er arbeitet und spart, ist, so viel zu erwerben

Aus F. A. Suter, Unter dem Schweizerischen Rothen Kreuz im Burenkriege.
Leipzig, Schmidt u. Günther.

n sich sobald als möglich eine Frau kaufen zu können. Auf der umstehenden Abbildung
i eine Kaffernschönheit dargestellt, die ihrem Vater einen Verkaufspreis von etwa zehn
hsen einbringt. —

In Brandfoort angelangt, meldete sich der Verfasser beim General de la Rey, der
n Lager etwa eine Stunde südöstlich von Brandfoort aufgeschlagen hatte. Er wurde
n General äußerst liebenswürdig empfangen und erhielt von ihm den Bescheid, sich als
zt dem Backerstroom-Kommando anzuschließen. (Ein Porträt des General de la Rey
gt die umstehende Abbildung.) —

Die Verhältnisse im Freistaat sowie die militärische Organisation und Bewaffnung
r Buren werden näher besprochen. Am 30. April machte der Verfasser das erste Ge-
fht mit und beschreibt einige schwere Verwundungen bei englischen Offizieren, die er zu
handeln hatte. Einige Tage später erfolgte der große Angriff seitens der Engländer
f die Stellungen der Buren bei Brandfoort. Von den Eindrücken, die der Verfasser
rbei empfangen hat, namentlich über die Wirkung des Geschützfeuers, entwirft er eine
eressante Schilderung. Auf die vielen Details, soweit sie namentlich auch die Engländer

betreffen, auf die Begriffe derselben von Mein und Dein u. s. w. näher einzugehen, ist hier leider nicht möglich, und muß auf das Original verwiesen werden.

Es seien nur noch einige wichtige Momente hervorgehoben. Da ist zunächst zu erwähnen die Ankunft Louis Bothas mit Verstärkung, das Auftauchen des Generals de Wet, der Rückzug nach Kroonstadt und die Verlegung des Regierungssitzes nach Heilbronn, der Rückzug der Buren aus Natal, das Vordringen der Engländer nach Johannesburg sowie ihre Taktik zu Anfang des Krieges und im weiteren Verlauf desselben. Mit den Verwundeten gab es oft schwere Arbeit, so namentlich, als am 19. Juni 600 gefangene Engländer über Standerton in Ermelo anlangten. Im Laufe des Tages ertheilte da der

Aus F. A. Suter, Unter dem Schweizerischen Rothen Kreuz im Burenkriege. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Verfasser nicht weniger als 86 Konsultationen. Neben der Schilderung der Kriegsereignisse macht der Verfasser interessante Mittheilungen über die Buren und ihre Lebensweise, über das Klima, den Tabaksbau in Transvaal und dgl. In Watervalonder hatte der Verfasser das Sanitätsmaterial zu revidiren, das von der „Société des dames de France" gesandt worden war. Es ist unglaublich, schreibt er, was sich da für unsinniges Zeug vorfand. Von dort begab sich der Verfasser wieder nach der Front.

Von der Truppenstärke der Buren, namentlich aber von ihren Verlusten sind von den Engländern zumeist übertriebene Angaben gemacht worden. Ueber die, vielfach auf Unkenntniß der Genfer Konvention, beruhenden Mißbräuche führt der Verfasser Beschwerde

hulreform will anstelle des Griechischen
n Lateinischen das Englische setzen, obwohl
s nicht klar wird, ob wir im 20. Jahr=
ndert den seit Jahrhunderten gesteigerten
mpf zwischen Albion und Germania zu
ren haben werden. Das englische Volk
bis zu den neuesten Burenniederlagen
ht den Entschluß gefaßt, der allgemeinen
hrpflicht auch sich unterzuordnen, wodurch
amberlain allein nur mit sicherer Hand
Zukunft entgegentreten könnte. In
ina haben sich sämmtliche Truppen der
ßstaaten Europas, Amerikas und
pans unter einem preußischen Feld=
rschall zusammengethan. In die Augen
ingende Heldenthaten sind nicht von ihnen
richtet worden. Der Name China ist
h nicht reif für die europäischen Groß=
nten. Das 400=Millionen=Reich muß
i erst an uns anreihen, ehe es alle Gerecht=
ne mit uns theilt.

Das deutsche Reich, aus Preußen hervor=
gangen, hat in Friedrich dem Großen das
iversalgenie hervorgebracht, das im 18.
rhundert die Großthaten zur Ausführung
chte, die ein ewiges Lied singen: „Ich
ne!" O.

**oritz v. Egidy. Sein Leben und Wirken.** Zwei Bände. Unter Mit=
irkung der Familie von Egidy und
nter Mitarbeiterschaft von Arthur
Nülberger, sowie einiger Freunde (Frau
lmtsrichter R. Deutsch und Herr Lehrer
3. Herter) herausgegeben von Heinrich
Driesmans. Dresden und Leipzig,
E. Piersons Verlag. 1900.

Das vorliegende Werk giebt in an=
iender Form ein Bild der Persönlichkeit
des Denkers Moritz von Egidy. Der
r, mit dem Portrait Egidys geschmückte
in zehn Abschnitte getheilte Band
hält die gesammelten Schriften und Vor=
ge mit Ausnahme der in Broschüren
chienenen, der zweite Band, dem ein
simile beigegeben ist, umfaßt den äußeren
ensgang und würdigt das Wesen und
rken. Ueber die Bestrebungen dieses am
Dezember 1898 heimgegangenen
higen Geisteskämpfers herrscht noch
iche Unklarheit. Die Einen halten ihn
einen Religionsstifter, die Anderen für
n Reformator. Was M. v. E. wollte,
sagt er klar in seiner Pfingstbetrachtung
I S. 109: „Mein Pfingstgelöbniß ist:
Neuerer treuer Bannerträger
ich sein!" Und weiter: „Was ich an=
e, ist nicht, daß Andere dasselbe glauben,
ich glaube; was ich anstrebe, ist, daß
Jeder glauben und nicht glauben darf, was seiner inneren Beseligung dient, und was ihn zum Dienste am Volke, zum Dienste an der Menschheit tüchtig macht. Was ich anstrebe, ist, daß wir dem Staat die Anmaßung entwinden, darüber befinden zu wollen, was der Mensch glauben und was er nicht glauben darf; richtiger, daß wir — der Staat sind immer „Wir" — uns zu einer Gesinnung erziehen, die das Innenleben des Anderen als dessen heiliges und unantastbares Sondergut betrachtet und dem entsprechend behandelt. Religionen können überhaupt nicht „gestiftet" werden; Religion ist der, der Menschheit auf ihrem Entwickelungsweg mitgegebene Drang zur Vervollkommnung. Wir können höchstens von Konfessions=Begründern und von Reformatoren innerhalb der verschiedenen konfessionellen Richtungen sprechen. Daß, und zwar in nicht ferner Zeit, sich innerhalb der Kulturwelt ein neuer Gottesbegriff Bahn brechen wird, ist kein Zweifel; Vermessenheit aber wäre es, wenn ein Einziger je sich als Begründer dieses neuen, uns Allen inne wohnenden Begriffs bezeichnen wollte. An die Stelle der heutigen Vorstellung von Gott, persönlicher Gott, Gott ein Geist, Gott als Wesen, Dreieiniger, oder selbst Einiger Gott, wird die Vorstellung von einem „heiligen Entwickelungsgesetz" treten u. s. w." v. E. verstand unter Kampf freilich nicht ein häßliches Verunglimpfen Anderer, ein pietätloses Schmähen vergangener Weltanschauungen. Sein Kampf galt der Schlaffheit und Zaghaftigkeit unseres Volkes, das sich nicht auf seine Eigenwürde besinnen und Front gegen die Bevormundung und Unterdrückung machen will. Der Herausgeber verdient nicht nur den Dank der Freunde und Anhänger Egidys, sondern auch aller derer, welche sich über das Leben und Wirken dieses Geisteshelden unterrichten wollen. N.

**Moderne Essays.** Von Max Messer. Dresden und Leipzig, Reißner, 1901.

Moderne Essays, die bereits theilweise, in Zeitschriften hie und da zerstreut, an die Oeffentlichkeit gelangt sind, werden uns nun von ihrem Verfasser gesammelt in einem stattlichen Bande vorgelegt. Es sind geistvolle Plaudereien über moderne Dinge, — moderne Persönlichkeiten, Kunstwerke und Probleme —; gelegentlich mischt sich ein poetischer Hauch, ein Lokalzauber, ein, wenn auch das Räumliche sozusagen zu Worte kommt, und Wien oder München mit ihrer

ihnen eigenen Stimmungsfarbe dargestellt werden, — im Allgemeinen überwiegt aber wohl der verständige kritische Geist, das Verlangen nach Auseinandersetzung, Klärung und Ordnung.

Viele Gesichter werden uns da vorgeführt: Maeterlinck, Wagner, Emerson und Nietzsche führen den Reigen. Wir sehen die geistreichen Physiognomieen der nordischen Geisterschaar: Björnson, Ibsen, Garborg, Kielland und Jonas Lie im Hintergrunde. Auf Strindberg, Ola Hansson, Laura Marholm weilt der Blick. Ludwig Jacobowski, Hermann Bahr, Gustav Macasy, Julius Hart, Fjodor Ssologub, Ricarda Huch, Torresani, Eleonora Duse, die Sandrock und die Wachner und mancher Andere noch schreiten an uns vorüber. Von Stirner hält Max Messer gar viel, John Henry Mackay wird uns als sein Jünger vorgeführt. Aber auch eine Berliner Kunstausstellung kommt zur Besprechung, über das Wesen Hamlets wird gedacht, und Conrad Ferdinand Meyer erhält einen Nachruf. — So viel bunte moderne Geisteswelt wird durch die Essays umspannt oder heraufbeschworen.

Am Schlusse des Bandes redet der Verfasser über den Lauf der Kritik. Was er da sagt, klingt vertrauensvoll auf die Objektivität und Wissenschaftlichkeit des Verfahrens. — Mir aber will es zu vertrauensvoll, zu sicher scheinen. Vielleicht hat er Recht, und vielleicht ist es eine Schwäche, die subjektiven Stimmungsergüsse, die uns gewisse Kritiker statt einer wissenschaftlichen Untersuchung bieten, den ernsten kritischen Auseinandersetzungen vorzuziehen. Ich bekenne, daß die subjektiven Essays für mich einen unwiderstehlichen Reiz der liebenswürdigen Bescheidenheit und des gemüthlich Zwanglosen besitzen, und daß mir immer bang um's Herz wird, wenn ich von irgend welchen dogmatischen Wahrheiten höre. Die Hauptsache bleibt doch, daß wir uns Freude machen, und mit der Wahrheit auf dem Gebiete der kritischen Forderungen steht es so unsicher. — Die guten Kritiker Frankreichs von Montaigne, dem ersten Causeur, bis auf Anatole France, den feinen Skeptiker von heute, — ich verstehe unter einem Kritiker also nicht blos einen Recensenten — sind so wundervoll unsystematisch subjektiv! Ich denke mir, auch Max Messer hat da am besten gearbeitet, wo er gar nicht sehr objektiv ist. H. L.

**Goethe-Brevier,** Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. München, A. Ackermanns Nachf.

Hartlebens Goethe-Brevier mit der kecken akademisch übermüthigen Vorrede, in der die Frage, warum nicht schon fleißige Philologen auf den glücklichen Einfall der chronologischen Gedichtsanordnung gekommen seien, heiter beantwortet wird: „aber, Du lieber Gott! —: worauf kommen Philologen alles nicht! —“, Hartlebens Goethe-Brevier liegt in erneuter Gestalt, mit neuen Schätzen bereichert und auch einer neuen Vorrede geschmückt, vor unseren Augen.

Es ist ein festliches Dankgeschenk des von schweren Leiden genesenden Mannes. Neuer Lebensmuth, dankbare Reconvalescentenstimmung beseelt ihn, und er segnet auf's Neue das liebe Dasein, die süße Gewohnheit, Stund' um Stunde kindlich hinzunehmen. — Armer Otto Erich, Du hast Dich verändert in den sieben Jahren, die Dein Brevier erlebte! Der Ton der zweiten Vorrede ist ein anderer als der in der ersten. Wohl lächelst Du noch, aber anders: Es ist nicht spurlos an Deiner Seele vorüber gegangen, daß Du Leid erfahren. — Und doch, glücklicher Otto Erich! Leidend lerntest Du viel. Ernstere Dinge liegen Dir heut am Herzen. Dein Geist ist gewachsen wie Epheu um den Eichbaum Goethe. Damals bedecktest Du ihn dürftig. Heute umrankst Du ihn schon inniger. — Aber wie wird das enden? Schließlich . . . schließlich wirst Du uns vielleicht doch noch die anfangs so verpönten „sämmtlichen Werke“ als Brevier vorsetzen!

Und das vielleicht mit Recht. —

H. L.

**Laboremus.** Drama von Björnstjerne Björnson. München, Albert Langen.

„Wir sollen arbeiten!“ Das ist das Motto des vielleicht manchmal mißverstandenen jüngsten Dramas von Björnstjerne Björnson. Das wunderbar stimmungsvolle Werk enthält die ergreifendsten Schönheiten. Arbeit und Liebe steigen als wegweisende Ideen aus den geschilderten tiefsinnig durchschauten menschlichen Verhältnissen empor. Es ist sehr fein, daß der Meister die Liebe ohne aufdringlich gepredigten Moralton tief und innig uns veredeln läßt. Wir sollen arbeiten. Ja, aber die Arbeit ist zugleich in uns. Sie hängt mit der Herzenswärme zusammen.

H. L.

**Zu Haus.** Schleswig-Holsteinische Novellen von Luise Schenk. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

L. Sch. hat von ihrer schriftstellerischen Begabung bereits werthvolle Proben gegeben, z. B. Brasilianische Novellen. Mühlengeschichten. Moderne Romfahrt u. a. Auch ihr neues Buch reiht sich jenen Vorgängern würdig an. Es enthält sechs Erzählungen: Dohlenkath. In Gauden. Mamsell und Inspektor. Ach leider. Blohm contra Blohm. Das älteste Brod. Entspricht auch den Anforderungen einer guten Novelle nur „Blohm contra Blohm", so zeigt doch jede einzelne Erzählung in hohem Grade die feine Beobachtungs- und Darstellungsgabe der liebenswürdigen Schriftstellerin.

N.

**Die Prüfungen der Baptisten zu Littleville.** Von Heinrich Pfitzner. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Hinter diesem ernsten Titel verbirgt sich der heiterste Inhalt. Der Leser erfährt, welchen argen Täuschungen die Gemeinde der Baptisten zu Littleville bei der Wahl eines Predigers, eines Organisten, eines Sakristans und eines Chormeisters unterliegt. Aber wie köstlich wird das berichtet! Pf. stellt sich mit der Schilderung dieser Prüfungen in die Reihe unsrer gewandtesten Erzähler und besten Humoristen. Er besitzt nicht nur schöpferische Phantasie und große Anschaulichkeit, sondern auch eine bedeutende Kraft der Individualität, die selbst im Kleinsten sich charakteristisch äußert. Sein Humor ähnelt dem des Mark Twain, hält sich aber von ungeheuerlichen Uebertreibungen und grotesken Ausschreitungen fern. Um seine Helden glaubwürdig zu machen, verlegt er den Schauplatz ihrer Thaten auf amerikanischen Boden und verzieht bei ihren ergötzlichen Abenteuern keine Miene. Als echter Humorist erzielt er seine Wirkung durch die ernste Heiterkeit, welche Madame Staël nennt: „La gaieté sérieuse, qui ne tourne rien en plaisanterie, mais amuse sans le vouloir et fait rire sans avoir r"

N.

**Goethes Werke.** Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe Bd. 1, 8, 12. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Diese neue kritische, mit Erläuterungen versehene Goethe-Ausgabe, um welche „Meyers Klassiker-Bibliothek" bereichert wird, begrüßen wir auf's Freudigste; neben der großen Weimarer Ausgabe, die durch ihren Umfang und ihre Kostspieligkeit naturgemäß auf einen verhältnißmäßig engen Kreis beschränkt bleiben wird, ist eine kleinere billigere Ausgabe, welche die in jener gelieferten textkritischen Leistungen benutzend, einen dem neu errungenen Stande der Forschung entsprechenden Goethe der großen Schaar der Gebildeten oder Bildungseifrigen bietet, die des großen Olympiers erziehender Gewalt sich hingeben möchten, geradezu nothwendig. Und da das Unternehmen den rechten Händen anvertraut ist, dürfen wir einer sorgsamen, sachkundigen Durchführung von vornherein sicher sein, wie denn auch die bisher erschienenen Bände bezeugen. Als Herausgeber ist Prof. Dr. Karl Heinemann, dem wir das schöne Buch über Goethes Mutter und eine gediegene Goethe-Biographie verdanken, genannt, weil er, wie das Vorwort zum ersten Bande mittheilt, die größte Zahl von Bänden übernommen hat. Den Plan der Bearbeitung, über den leider das Vorwort nichts Näheres verlauten läßt, hat jedoch Prof. Dr. E. Elster, der Herausgeber von Meyers Klassiker-Bibliothek, aufgestellt, und die Leitung des Ganzen untersteht ihm. Zur Zeit liegen drei Bände (1, 8 und 12) vor. Band 1: Gedichte, von Prof. Karl Heinemann bearbeitet, enthält eine gedrängte Goethe-Biographie und eine Charakteristik Goethes als Lyriker. Von Mittheilungen von Lesarten, wie sie die Weimarer Ausgabe giebt, wurde abgesehen. Dem Bande sind zwei Faksimiles und Stielers Goethe-Portrait in einer guten Radirung von Krauskopf beigegeben. Band 8, von Dr. Viktor Schweizer bearbeitet, enthält „Werthers Leiden", „Briefe aus der Schweiz. Erste Abtheilung", und „Die Wahlverwandtschaften; Bd. 12, von Prof. Heinemann herausgegeben, bringt „Dichtung und Wahrheit". Die Einleitungen zu den einzelnen Werken, wie auch die in richtigem Maße beigegebenen Erläuterungen und kritischen und litterarischen Anmerkungen, zeugen von voller Beherrschung des einschlägigen Materials und stehen durchaus auf der Höhe der neuesten wissenschaftlichen Kenntniß. Die Ausstattung ist gediegen. Die grau-grünen mit einfachen, goldumrandeten Linienornamenten geschmückten Einbanddecken sind von einfach-vornehmer Wirkung; nur die auf der Vorderseite angebrachte Maske darf nicht auf allgemeinen Beifall rechnen.

—l—.

**Gedichte von Gustav Schüler.** Schmargendorf-Berlin, Verlag Renaissance.

Wohl mit Absicht stellte G. Sch. das Gedicht „Reif“ an die Spitze seines Buches. Ein besseres Motto, eine treffendere Charakteristik seiner selbst konnte er nicht finden. Wie er in Strophe 3 dieses Liedes sagt: „Ein grüblerisches Beugen zum Lebensweh hinab. Ein fluchumschattet Neigen zu Noth und Tod und Grab!“ — giebt seinen Liedern eine schwermüthige Stimmung, hat als Reif das reiche Blüthenfeld geschlagen und in seine Sonnenwelt den Tod getragen. Selbst im „Augenblick des Glücks“ muß er weinen und sein Lied „An den Sturm“ schließt mit der Frage: Wo er sein verzagend Leben endlich bette, wie er aus der Aengste Weben sich in stillste Kammern rette! Nur selten, wie in „Waldfeier“ und in dem Cyklus „Liebe“ fühlt er sich genesen, erlöst, selig. Die Klänge der Melancholie, der Wehmuth, der Trauer überwiegen bei ihm und lassen ihn zu keiner seelischen Befreiung, zu keiner reinen Lebensfreude kommen. Wem dieser ernste Grundton sympathisch ist, dem seien diese Gedichte warm empfohlen. Proben wie: Der Friedhof. Mai. Nimm doch hinweg die Rosen. An die großen Todten. In der Fabrik. Sommermorgen. Der ungeberdige Subalterne. Liebe. Ach, fragt des Kleees Blumen. Schön Röselein vom Grunde. Mädchenlied. Ein Ziehkind. Auch ein Heiland. Gebet. Meiner todten Mutter. Abendgebet — zeigen, daß ein echter Dichter zu uns spricht. N.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Zeit.**

**Antialkoholismus.** Von A. Forel. Z. IX. 51.
**Achitektur-Ausstellung der Stadt Berlin 1901, Die.** Von A. G. Meyer. N. 1901. 48.
**Astrologie, Balcons und Shakespeares.** Von A. Kniepf. W. Ru. V. 16.
**Bayreuth, 25 Jahre B. — 24 Stunden München.** Von A. Seidl. G. 1901. Sept.
**Bunsen, Die Familie.** D. Ru. 1901. Sept.
**C'est la Russie.** Von A. Hoffmann-Diederich. D. Re. 1901. Sept.
**China.** Von Polytropos. G. 1901. Sept.
**Chirurgen, Die geschickte Hand des.** Von E. v. Bergmann. D. Re. 1901. Okt.
**Dante-Uebersetzungen.** Von C. V. Susan. L. E. III. 24.
**Darmstädter Spiele, Die.** Von E. Buchner. G. 1901. Sept.
**Deutsche Zukunft.** Von F. Stein. Z. IX. 49.
**Deutschen Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts, Die.** Von E. Wolff. N. u. S. 1901. Nov.
**Englische Erinnerungen an den Kaiser und die Kaiserin Friedrich.** Von R. Temple. D. Re. 1901. Sept.
**Ebräer als Mischvolk, Die.** Von W. Born. Kr. 205.
**Fortschritte der Waffentechnik müssen die Kriege verschwinden lassen, Die.** Von J. von Bloch. D. Re. 1901. Okt.
**Geheimnissvolle Todesfälle der Geschichte.** Von Cabanès. D. Re. 1901. Sept.
**Gottesbegriffes, Zur Geschichte des.** Von H. Lindau. N. u. S. 1901. Nov.
**Gottheit und Thier, Vor der Wahl zwischen.** Von E. Below. Kr. 205.
**Gutzkows „Uriel Acosta“.** Dramaturgische Beiträge I. Von L. Barnay. B. u. W. III. 24.
**Handelspolitik, Kommende.** Von P. Dehn. G. 1901. Sept.
**Harraden, Beatrice.** Von C. von Tschudi. I. L. 1901. 20.
**Hart, Julius. „Neuer Gott“.** Von M. Schwann. G. 1901. Sept.
**Hebbel, Fr., als Gatte.** Von R. Böhme. N. 1901. 49.
**Historische Litteratur.** Von H. F. Helmholt. L. E. III. 24.
**In Schönheit leben (Darmstädter Erinnerungen).** Von M. G. Conrad. G. 1901. Sept.
**Intelligente Leibeszucht,** von Th. Siebert. Kr. 205.
**Internationale Association der Akademien zu Paris.** Von H. Diels. D. Re. 1901. Sept.
**Italien und der Dreibund.** D. Re. 1901. Sept.
**Jakobiner der französischen Revolution, Die. Fouché.** Von F. Funck-Brentano. D. Re. 1901. Okt.
**Jessen, Kamerad.** Von H. v. Beaulieu. D. Re. 1901. Okt.
**Jettel, Eugène.** Von J. Elias. N. 1901. 48.
**Kaiserin Friedrich.** D. Ru. 1901. Sept.
**Kriminalistische Ketzereien.** Von K. Jentsch. Z. IX. 49.
**Kühne, Gustav, Neues von.** Von E. Isolani. N. u. S. 1901. Nov.
**Licht und Kraft,** Von L. Zehnder. D. Re. 1901. Okt.
**Litteratur, Das Kind in der.** Von J. E. Poritzky. L. E. III. 24.
**Loë, Generaloberst Freiherr, Erinnerungen aus meinem Berufsleben.** D. Re. 1901 Okt.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**eine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft VIII. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

**aefeldt, F.,** Camilla Feinberg. Erzählung. Berlin, A. Goldschmidt.

**s fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang 1901. Heft 17, 18. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**th, Hermann,** Konstantinopel. Mit 103 Abbildungen. (Berühmte Kunststätten Nr. 11.) Leipzig, E. A. Seemann.

**ermann, Ludwig,** Schiller. Mit 115 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann & Gesellschaft für graphische Industrie.

**z, Friedr.,** Blut der Nächte. Gedichte-Buch. München, Lyrik-Verlag.

– Die Evangelien der gestorbenen Frauen. München, August Schupp.

**g, Leo,** Henrik Ibsen. Studien. Köln, Albert Ahn.

**z, Eduard,** Der blinde Eros. Roman. Dresden, Carl Reissner.

**m, Albert,** Deutsche Export-Revue. Eine Vierteljahrsschrift für den deutschen Export. Heft 1. 1901. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**m,** Die Wild- und Hauskatzen. Aus dem „Thierleben“. (Meyers Volksbücher No. 1278.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**se, Carl,** Vagabunden. Neue Lieder und Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H.

**n, Felix,** Der Vater und die Söhne. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band VIII.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Die weite Welt.** Vom Fels zum Meer. — Wochenausgabe. 21. Jahrgang. No. 1. 2. Berlin, August Scherl, G. m. b. H.

**Ehlers, Wilhelm,** Graf Hartenstein. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Hamburg, Schröder & Jeve.

**Eschstruth, Nataly von,** Sonnenfunken. Novellen und Erzählungen. Leipzig, Paul List.

**Friedlaender-Werther, Emma,** Aus Liebe. Humoresken und Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Grimm, Richard,** Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

**Grunwald, M.,** Mittheilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde unter Mitwirkung hervorragendor Gelehrter herausgegeben. Heft VIII. Hamburg, Selbstverlag der Gesellschaft.

**Gutheil, Arthur,** Angelos Bild. Roman. Leipzig, Grübel & Sommerlatte.

**Handelsgesetzbuch.** Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister. Von einem praktischen Juristen. (Meyers Volksbücher No. 1273—1277.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Hauff, Wilh., d. J.,** Das Reich der Freude. Eine moderne Geschichte. Illustrirt von Albert Stähle udd Hans Volkert. 2. Auflage. München, August Schupp.

**Hausser, Otto,** Die niederländische Lyrik von 1875—1900. Eine Studie und Uebersetzungen. Grossenhain, Baumert & Ronge.

**Hersch, Hermann,** Die Anna-Lise. Schauspiel in fünf Akten. (Meyers Volksbücher No. 1279.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Höcker, Paul, Oskar,** Weisse Seele. Roman. Leipzig, Paul List.

**Heijermans Jr., Herm.**, Die Hoffnung. (Op Hoop van Zegen.) Ein Seestück in 4 Akten. Einzige autorisirte Uebersetzung. Deutsch von Franziska de Graaf. Leipzig, Kommissionsverlag von K. F. Koehler.

**Jensen, Wilhelm**, Die fränkische Leuchte. Roman. Dresden, Carl Reissner.

**Juraschek, Prof. Dr. Fr. v.**, Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Jubiläums-Ausgabe (50.) für das Jahr 1901. Mit einer graphischen Beilage: Die Volkszunahme im XIX. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

**Kirschstein, Max**, Merlin. Dramatisches Gedicht in zwei Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Klob, Carl Maria**, Ernster Sang und Schellenklang. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Koehlich, Richard**, Handbuch des gesammten Radfahrwesens. Mit Illustrationen. (Meyers Volksbücher No. 1271, 1272.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Kohut, Dr. Adolf**, „Allerlei neue Bismarckiana". Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

**Krane, A. v.**, Sibylle. Roman. Köln, Albert Ahn.

**Leu-Steding, Günther**, Bunte Theater-Bibliothek. Mit Buchschmuck von Hermann Hirzel & Max Tilke. Heft 1—4. Berlin, Th. Mayhofer Nachf.

**Lublinski, S.**, Gescheitert. Ein Novellenbuch. Dresden, Carl Reissner.

**Maistre, Yavier de**, Die junge Sibirierin. Erzählung. Aus dem Französischen von Ludovicus M. von Ahlen. (Meyers Volksbücher No. 1288.) Bibliographisches Institut.

**Melschin, L.**, Im Reiche der Ausgestossenen. Aus den Memoiren des sibirischen Sträflings L. Melschin. Mit dem Bildniss des Verfassers. Einzig berechtigte Uebersetzung von Heinrich Harff. Zweites Tausend. Dresden, Heinrich Minden.

**Meyke, Nina**, Funken unter der Asche. Roman. Leipzig, Paul List.

**Müller, Clara**, Sturmlieder vom Meer. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)

— **Leonhard**, Badische Landtagsgeschichte. Dritter Theil: 1825—1833. Berlin, Rosenbaum & Hart.

**Mutatuli**, Max Havelaar. Uebertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**Muret-Sanders Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lfg. 24. Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. (Prof. G. Langenscheidt.)

**Nebelong, Edith**, Micze Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit. Mit Porträt der Verfasserin. Einzig autorisirte Uebersetzung. Berlin, Axel Juncker.

**Otto, Ludwig Ernst**, Rosa Violetta. Eine humoristisch-tragische Erzählung. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Primer, Fred W.**, Die Grenze. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Reimérdes, Edgar**, Klingende Akkorde. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Remer, Paul**, Osterglocken. Ein Schauspiel. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Rethwisch, Ernst**, Heldra. Altnordische Erzählung. Berlin, F. Schneider & Co.

— Rurik oder die Gründung Russlands. Schauspiel in 5 Akten. Berlin. F. Schneider & Co.

**Revel, Hugo Alphonse**, Thanatos. Mystische Tragödie in drei Akten, einem Vor- und Nachspiel. Dresden. E. Piersons Verlag.

**Riemann. Robert**, Björn der Wiking. Ein germanisches Kulturdrama in vier Akten. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Riemasch, Otto**, Die Episode. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Saenger, Carl**, Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. 1. Jahrgang. 1901. Nr. 12. 13. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

**Schafheitlin, Adolf**, Lyrischer Erntegang. Männlichen Geistern gewidmet. Berlin, S. Rosenbaum.

**Schwarz, Dr. E.**, Dr. H. Schröder und die preussische Oberlehrerfrage: eine Ehrenschuld Preussens. Schalke i. Westfalen, E. Kannengiesser.

**Somorjai, Arthur**, Aus dem Märchen des „Kater Hiddigeigei". Mit Buchschmuck von Enrico Castellaneta. Budapest, Sigmund Deutsch & Cie.

**Spielmann, C.**, Jotham. Biblische Erzählung (Buch der Richter 9). Halle, Hermann Gesenius.

**Stein, Philipp**, Henrik Ibsen. Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. Berlin, Otto Elsner.

**Tabori, Robert**, Das Leben in Fortsetzungen. Roman. Aus dem Ungarischen von Ando von Spóner. (Meyers Volksbücher No. 1280 bis 1282.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Tanno, Wilhelm**, Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Telmann, Konrad und Hermione von Preuschen**, Von „Ihm" und „Ihr"! Bilder aus dem Leben. Berlin, Carl Dunckers Verlag.

**Thode, Henry**, Die deutsche bildende Kunst. Aus Hans Meyer, „Das Deutsche Volksthum." (Meyers Volksbücher No. 1283. 1284.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Twain, Mark**, Erzählungen und Plaudereien. Aus dem Englischen von H. Löwe. (Meyers Volksbücher No. 1285—1287.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Vorbeck, F. von**, Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. Wiesbaden. Rudolf Bechtold & Co.

**Versailles et les deux Trianons.** Relevé et dessins par Marcel Lambert. Texte par Philippe Gille. A. Mame et Fils Editeurs à Tours. Leipzig, G. Hedeler, Kommissions-Verlag.

**Wengerhop, Philipp**, Nach äusserem Schein. Roman. Leipzig, Paul List.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 45. Jahrg. Heft 541. Oktober 1901. Braunschweig, George Westermann.

**Will-Miltenstein, Maria**, Drama in vier Akten. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Wirth, Dr. Albrecht**, Die Entwicklung Russlands. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Wolff, Eugen**, Zwölf Jahre im litterarischen Kampf. Studien und Kritiken zur Litteratur der Gegenwart. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Heinrich v. Reder

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

# Zwischen dem Tode und dem Leben.

## Phantastische Erzählung.

Von

## A. N. Apuchtin*).

C'est un samedi à six heures
du matin, que je suis mort.
(Emile Zola.)

### I.

Es war acht Uhr Abends, als der Arzt sein Ohr an mein Herz legte, einen kleinen Spiegel an meine Lippen hielt und sich an meine Frau wendend, feierlich und leise sagte:

„Es ist Alles zu Ende."

An diesen Worten merkte ich, daß ich gestorben war.

Eigentlich war ich schon viel früher gestorben.

Länger als tausend Stunden hatte ich bewegungslos dagelegen, ohne im Stande zu sein, auch nur ein Wort zu sagen, aber ab und zu athmete ich noch auf. Während meiner ganzen Krankheit kam es mir vor, als sei ich mit zahllosen Ketten an irgend eine dumpfe, mich quälende Wand geschmiedet. Allmählich gab mich die Wand frei, die Leiden wurden geringer, die Ketten schwächer und fielen auseinander. Im Laufe der zwei letzten Tage hielt mich nur ein schmales Band fest; jetzt war auch dieses gerissen, und ich empfand eine Leichtigkeit, die ich nie im Leben erprobt hatte.

Um mich herum begann eine unbeschreibliche Verwirrung. Mein großes Arbeitszimmer, in welches man mich beim Anfange der Krankheit gebracht hatte, füllte sich mit Leuten, die auf einmal zu flüstern, zu sprechen, zu schluchzen begannen. Die alte Beschließerin Jüdischna erhob sogar ein Jammergeschrei mit einer ihr fremden Stimme. Meine Frau warf sich mit lautem Klagen auf meine Brust; sie hatte schon während meiner Krank-

*) Aus dem Russischen übersetzt von Natalie von Bessel.

heit so viel geweint, daß ich mich wunderte, wo sie noch die Thränen hernahm. Unter allem Anderen machte sich die greise, zitterige Stimme meines Kammerdieners Saweli bemerkbar: Noch in meiner Kindheit war er mir als Pfleger beigegeben worden und hatte mich mein ganzes Leben nicht verlassen, jetzt war er aber so alt, daß er fast ohne sich zu beschäftigen, dahinlebte. Morgens reichte er mir den Schlafrock und die Pantoffeln, den ganzen übrigen Tag trank er dann Birkenschnaps ‚für seine Gesundheit‘ und zankte sich mit den anderen Dienstboten. Mein Tod betrübte ihn nicht so, als er ihn erbitterte, dabei verlieh ihm derselbe eine ungewohnte Wichtigkeit. Ich hörte, wie er Jemandem befahl, meinen Bruder zu holen, einem Anderen etwas vorwarf und irgend eine Anordnung traf.

Meine Augen waren geschlossen, aber ich sah und hörte Alles, was um mich her vorging.

Mein Bruder trat ein, gefaßt und hochmüthig wie immer. Meine Frau konnte ihn nicht leiden, sie fiel ihm aber um den Hals, und ihr Schluchzen verdoppelte sich.

„Genug, Zoë, höre auf, mit Thränen ist ja nicht zu helfen,“ sagte mein Bruder mit einem leidenschaftslosen und gleichsam eingelernten Tone, „schone Dich für die Kinder, glaube mir, dort ist ihm wohler.“

Mit Mühe befreite er sich von ihrer Umarmung und führte sie zum Sopha hin.

„Es müssen gleich gewisse Anordnungen getroffen werden . . . Du wirst mir doch gestatten, Zoë, Dir behilflich zu sein.“

„Ach, André, um Gottes Willen, besorge Alles . . . Bin ich denn im Stande, woran es auch sei, zu denken?“

Sie fing wieder zu weinen an, mein Bruder setzte sich an den Schreibtisch und rief den jungen, gewandten Diener Semën heran.

„Diese Anzeige wirst Du der ‚Nowoje Wremja‘ senden, dann mußt Du zum Sargmeister schicken; man muß ihn auch fragen, ob er nicht einen guten Psalmisten kennt?“

„Ew. Durchlaucht,“ antwortete sich verbeugend Semën, „nach einem Sargmeister braucht man nicht zu schicken; es sind deren vier, die sich seit heute Morgen in der Einfahrt aufhalten. Wir haben sie schon gejagt, gejagt, sie gehen nicht, und es bleibt dabei. Befehlen Durchlaucht, sie hereinzurufen?“

„Nein, ich werde auf die Treppe gehen.“

Mein Bruder las die von ihm verfaßte Anzeige laut vor:

„Die Fürstin Zoë Borissowna Trubtschewsky theilt mit Herzenskummer das am 20. Februar Abends um acht Uhr nach langer und schwerer Krankheit erfolgte Ableben ihres Gatten, des Fürsten Dimitri Alexandrowitsch Trubtschewsky mit. Die Todtengebete finden um zwei Uhr Nachmittags und um neun Uhr Abends statt.“

„Ist noch etwas hinzuzufügen, Zoë?“

„Nein, natürlich nichts. Nur warum hast Du dieses schreckliche Wort ‚Herzenskummer‘ geschrieben? Je ne puis pas souffrir ce mot. Mettez: mit tiefem Schmerze.“

Mein Bruder verbesserte es.

„Ich schicke es nach der ‚Nowoje Wremja‘. Genügt es?“

„Ja, natürlich genügt es. Man kann es aber noch in das ‚Journal de St. Petersbourg‘ setzen lassen.“

„Gut, ich werde es dann noch auf französisch schreiben.“

„Das ist nicht nöthig, man wird es schon dort übersetzen.“

Mein Bruder entfernte sich. Meine Frau näherte sich mir, ließ sich auf den an meinem Bette stehenden Sessel nieder und betrachtete mich lange mit einem flehenden, fragenden Blicke. In diesem stummen Blicke las ich sehr viel mehr Liebe und Schmerz als im Schluchzen und Klagen. Sie dachte an unser gemeinsames Leben, in dem es nicht wenig Aufregungen und Stürme gegeben hatte. Jetzt gab sie sich an Allem die Schuld und überlegte, wie sie wohl damals hätte handeln müssen. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie meinen Bruder nicht bemerkte, der mit dem Sargmeister zurückgekehrt war und seit einigen Minuten neben ihr stand, ohne ihre Andacht stören zu wollen. Beim Anblicke des Sargmeisters schrie sie wild auf und verlor die Besinnung. Man trug sie in das Schlafzimmer.

„Seien Sie ruhig, Durchlaucht,“ sagte der Sargmeister, indem er mir ebenso ungenirt, wie einst der Schneider, das Maß nahm, „wir haben Alles vorräthig: die Sargdecke und die hohen Leuchter. In einer Stunde wird man ihn in den Saal bringen können. Wegen des Sarges machen Sie sich keine Gedanken: ein so bequemer Sarg wird es sein, daß man sich sogar lebend würde hineinlegen können.“

Das Arbeitszimmer füllte sich von Neuem. Die Gouvernante brachte die Kinder.

Sonja warf sich über mich und schluchzte wie ihre Mutter, aber der kleine Kolja stemmte sich, wollte durchaus nicht zu mir herantreten und heulte vor Angst. Nastaßja, die Lieblingsjungfer meiner Frau, die im vorigen Jahre den Diener geheirathet und sich in der letzten Periode ihrer Schwangerschaft befand, schleppte sich heran. Sie bekreuzigte sich weitläufig, versuchte es in einem fort sich auf die Knie niederzulassen, der Bauch hinderte sie aber daran, und sie schluchzte laut auf.

„Höre mal, Nastja,“ sagte Semën leise zu ihr „bücke Dich nicht, sonst giebt es noch ein Unglück. Geh' lieber nach Hause, Du hast ja Dein Gebet gesprochen, das genügt.“

„Wie sollte ich denn nicht für ihn beten?“ antwortete Nastaßja in leicht singendem Tone und absichtlich laut, damit Alle sie hörten. „Es war ja kein Mensch, sondern ein Engel des Herrn. Noch heute vor seinem Tode hat er meiner gedacht und befohlen, daß Sophie Franzowna mich nicht im Stich lassen solle.“

Nastaßja sprach die Wahrheit; es war folgendermaßen geschehen. Die ganze vergangene Nacht hatte meine Frau an meinem Bette weinend zugebracht. Zum Schlusse erschöpfte es mich. Früh am Morgen, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, hauptsächlich aber, um zu versuchen, ob ich noch deutlich sprechen könne, stellte ich die erste beste Frage, die mir in den Sinn kam: ob Nastaßja niedergekommen sei? Meine Frau freute sich furchtbar, daß ich im Stande war, etwas zu sagen, und fragte, ob man nicht nach der bekannten Hebamme Sophie Franzowna schicken solle? Ich antwortete: „Ja, schicke nach ihr.“ Danach scheine ich thatsächlich nichts mehr gesagt zu haben, und Nastaßja bildete sich naiv ein, mein letzter Gedanke hätte ihr gegolten.

Die Beschließerin Jüdischna stellte endlich ihr Jammergeschrei ein und begann auf meinem Schreibtische etwas zu betrachten. Saweli stürzte mit Erbitterung zu ihr hin.

„Nein, Sie, Praskowja Jüdischna, müssen schon den fürstlichen Tisch in Ruhe lassen,“ sagte er im gereizten Flüstertone, „das ist kein Platz für Sie.“

„Aber was ist Ihnen denn, Saweli Petrowitsch?“ zischte die beleidigte Jüdischna. „Ich habe nicht die Absicht zu stehlen.“

„Was Sie da zu thun beabsichtigen, weiß ich nicht, aber so lange die Siegel nicht aufgelegt sind, werde ich Niemanden an den Tisch heranlassen. Nicht umsonst habe ich dem seligen Fürsten vierzig Jahre gedient.“

„Was werfen Sie mir Ihre vierzig Jahre an den Kopf? Ich selbst lebe länger als vierzig Jahre in diesem Hause, und jetzt stellt es sich heraus, daß ich nicht mal für die fürstliche Seele beten darf . . .“

„Beten dürfen Sie, aber den Tisch rühren Sie mir nicht an.“

Aus Ehrfurcht vor mir beschimpften sich diese Leute flüsternd, ich hörte jedoch deutlich jedes ihrer Worte. Dies wunderte mich unendlich.

„Ist es möglich, daß ich scheintodt bin?“ dachte ich mit Entsetzen. Vor zwei Jahren hatte ich irgend eine französische Novelle gelesen, in welcher die Eindrücke eines lebendig Begrabenen ausführlich geschildert waren. Ich versuchte diese Erzählung in meiner Erinnerung wieder herzustellen, konnte jedoch gerade auf die Hauptsache nicht kommen, d. h. was er eigentlich gethan, um aus dem Grabe zu kommen.

Im Eßzimmer begann die Wanduhr zu schlagen; ich zählte bis elf. Wassütka, die im Hause als Laufmädchen diente, lief mit der Nachricht herein, der Geistliche sei da, und im Saale wäre Alles bereit. Man brachte eine große, mit Wasser gefüllte Waschschüssel, ich wurde entkleidet, und man begann mich mit einem nassen Schwamme zu reiben, dessen Berührung ich jedoch nicht fühlte; es schien mir, man wüsche irgend eine fremde Brust, irgend welche fremden Füße.

„Nun, es scheint doch kein Scheintod zu sein,“ überlegte ich, während man mir reine Wäsche anzog, „aber was ist es dann?“

Der Arzt hat gesagt: „Es ist Alles zu Ende," man weint um mich, man wird mich gleich in den Sarg legen, und in zwei Tagen werde ich begraben werden. Der mir so viele Jahre gehörende Körper ist jetzt nicht mehr der meinige, ich bin unzweifelhaft gestorben, und dabei fahre ich fort zu sehen, zu hören und zu verstehen. Vielleicht dauert im Gehirn das Leben länger, aber das Gehirn ist doch auch ein Körper. Dieser Körper war wie eine Wohnung, in der ich lange gelebt und die zu verlassen ich mich entschlossen habe. Sämmtliche Fenster und Thüren stehen weit auf, sämmtliche Sachen sind hinausgetragen, alle Bewohner sind fort, nur der Hausherr ist am Eingange stehen geblieben und wirft einen Abschiedsblick auf die Zimmerreihe, in der früher Leben war, die aber jetzt durch ihre Leere auffällt.

Hier zum ersten Male blitzte in der mich umgebenden Finsterniß ein kleiner, schwacher Lichtstrahl auf — halb Gefühl, halb Erinnerung. Es kam mir vor, als ob der Zustand, in dem ich mich befand, mir schon bekannt sei, daß ich denselben schon einst, aber schon vor langer, sehr langer Zeit erlebt hätte.

## II.

Die Nacht brach an. Ich lag im großen Saale auf einem mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Tische. Die Möbel hatte man hinausgetragen, die Vorhänge heruntergelassen, die Bilder mit schwarzer Seide verhängt. Eine Decke von Goldbrokat lag auf meinen Füßen, in den hohen silbernen Leuchtern brannten Wachslichter. Rechts von mir, an die Wand gelehnt, stand unbeweglich Saweli. Mit den gelben, scharf hervortretenden Backenknochen, dem kahlen Schädel, dem zahnlosen Munde und den Runzeln um die halbgeschlossenen Augen erinnerte er mehr als ich an das Skelet eines Todten. Links von mir stand vor einem Lesepulte ein großer, blasser Mann in langschößigem Rocke und las mit einer eintönigen, im leeren Saale dumpf tönenden Stimme die vorgeschriebenen Gebete.

Gerade vor zwei Monaten hatte in diesem Saale Musik ertönt, lustige Paare hatten sich im Tanze gedreht, und verschiedene junge und alte Leute sich bald freudig begrüßt, bald über einander gelästert. Ich habe niemals Bälle leiden können, fühlte mich außerdem schon seit Mitte November recht elend und hatte deshalb mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften gegen dieses Fest Einspruch erhoben, aber meine Frau wollte es durchaus geben, weil sie die begründete Hoffnung hegte, daß uns sehr hochstehende Persönlichkeiten dabei beehren würden. Wir verzankten uns fast deswegen, aber sie setzte ihren Willen durch. Der Ball verlief glänzend, für mich allerdings unausstehlich. An diesem Abende fühlte ich mich zum ersten Male lebensmüde und erkannte deutlich, daß mir nur noch wenige Tage beschieden seien. Mein ganzes Leben war nur eine Reihe von Bällen gewesen, und darin bestand die Tragik meines Daseins. Ich liebte das Land,

die Lektüre, die Jagd, liebte ein stilles Familienleben und habe doch mei
ganze Lebenszeit in der großen Welt zubringen müssen, zuerst meinen Elte
dann meiner Frau zu Liebe. Ich habe immer angenommen, daß d
Mensch mit sehr ausgesprochener Geschmacksrichtung und mit allen Keim
seines zukünftigen Charakters geboren wird. Seine Aufgabe besteht gera
darin, diesen Charakter zu verwirklichen; alles Ueble entsteht dadurch, d
die Umstände einer derartigen Verwirklichung zuweilen Hindernisse entgege
stellen. Und ich begann mir alle meine schlechten Handlungen in's G
dächtniß zurückzurufen, alle Handlungen, die mein Gewissen einst beunruhi
hatten. Es stellte sich heraus, daß sie sämmtlich aus der Nichtüberei
stimmung meines Charakters mit dem von mir geführten Leben entstand
waren.

Meine Erinnerungen wurden von einem leichten, von rechts komme
den Geräusche unterbrochen. Saweli, der schon längst zu schlummern b
gonnen, wankte plötzlich und wäre fast zur Erde gefallen. Er bekreuzig
sich, ging in das Vorzimmer, brachte sich einen Stuhl, auf dem er nu
mehr in einer entfernten Ecke des Saales ganz aufrichtig einschlief. D
Psalmist las immer schläfriger und leiser, dann verstummte er gänzlich u
folgte dem Beispiele Sawelis. Es trat Todtenstille ein.

Inmitten dieser Stille breitete sich all mein Leben wie ein unve
meidliches, in seiner strengen Logik furchtbares Ganze vor mir aus. I
sah nun keine abgerissene Thatsachen mehr, sondern eine gerade Lin
die am Tage meiner Geburt ihren Anfang nahm und mit dem heutig
Abende endete. Weiter konnte sie nicht gehen, das war mir so klar w
der Tag. Uebrigens habe ich schon gesagt, daß ich die Nähe des Tod
vor zwei Monaten erkannt hatte.

Aber alle Menschen müssen es unbedingt empfinden. Dies Vorgefü
ist eine von jenen geheimnißvollen Erscheinungen, die dem Menschen z
gänglich sind und von denen er keinen Nutzen zu ziehen versteht. E
großer Dichter hat diese Erscheinung wunderbar treffend gekennzeichn
indem er sagte, daß „kommende Ereignisse ihren Schatten vorauswerfen
Wenn die Menschen zuweilen klagen, ihr Vorgefühl hätte sie getäuscht,
kommt es daher, daß sie es nicht verstehen, ihre Empfindungen zu zerglieder
Sie wünschen oder befürchten stets etwas besonders eifrig, und ihre An
oder ihre Hoffnung halten sie für ein Vorgefühl.

Ich konnte natürlich nicht bestimmt den Tag und die Stunde mein
Todes bezeichnen, aber ich wußte sie doch annähernd. Mein ganzes Leb
hatte ich mich einer sehr guten Gesundheit erfreut, und plötzlich, seit Anfa
November, begann ich ohne jeden Grund zu kränkeln. Ich hatte noch kei
Krankheit, aber ich fühlte eben so deutlich, daß ich mich „zum Tode neigte
wie ich es sonst empfand, daß ich es zum Schlafe that. Gewöhnlich mac
ich mit meiner Frau schon zu Anfang des Winters unsere Pläne für d
kommenden Sommer. Dieses Mal konnte ich mir nichts ausdenken, i

Bilder für den Sommer ließen sich nicht zusammenstellen, es schien, als ob es überhaupt keinen Sommer geben würde. Die Krankheit kam aber inzwischen nicht; sie brauchte, wie ein Staatsbesuch, einen Vorwand. Und da begannen von allen Seiten die Vorwände heranzuschleichen. Ende Dezember sollte ich auf die Bärenjagd fahren. Das Wetter war gerade sehr kalt, und meine Frau, die ohne jeden Grund anfing sich um meine Gesundheit zu ängstigen (wahrscheinlich suchte sie auch ein Vorgefühl heim) flehte mich an, zu Hause zu bleiben. Ich war ein leidenschaftlicher Jäger und entschloß mich deshalb, dennoch zu fahren, erhielt aber fast im Augenblicke der Abreise eine Depesche, daß die Bären verschwunden wären, und die Jagd verschoben sei. Dieses Mal betrat der Staatsbesuch nicht mein Haus. Eine Woche darauf veranstaltete eine Dame, der ich etwas den Hof machte, einen pic-nic monstre mit Troïkas, Zigeunern und Bergrutschen. Die Erkältung wäre dabei unvermeidlich gewesen, aber meine Frau erkrankte heftig und überredete mich, den Abend zu Hause zu verbringen. Vielleicht hatte sie sich nur etwas verstellt, denn am anderen Tage war sie schon im Theater. Wie dem auch gewesen sein mag, der Staatsbesuch ging wieder vorüber. Zwei Tage danach starb mein Onkel Wassili Iwanowitsch. Er war der älteste von den Fürsten Trubtschewsky; mein Bruder, der sehr stolz auf seine Abstammung ist, sagte zuweilen von ihm: „Er ist ja unser Graf Chambord."

Abgesehen davon, hatte ich den Onkel sehr lieb; es war undenkbar, dem Begräbnisse fern zu bleiben. Ich folgte dem Sarge zu Fuß, es war ein furchtbares Schneegestöber, ich schüttelte mich vor Kälte. Der Staatsbesuch zögerte nun nicht länger und freute sich derart über den Vorwand, daß er denselben Abend bei mir eindrang. Am dritten Tage konstatirten die Aerzte bei mir eine Lungenentzündung mit allen möglichen Verwickelungen und erklärten, ich würde keine zwei Tage mehr leben. Aber es war noch weit bis zum zwanzigsten Februar, und früher konnte ich nicht sterben. Da begann nun jener ermüdende Todeskampf, der so viele gelehrte Männer irre führte. Bald erholte ich mich, bald erkrankte ich mit erneuter Gewalt, bald quälte ich mich, dann hörte ich vollständig zu leiden auf, bis ich endlich heute, nach allen Gesetzen der Wissenschaft, am selben Tage, zur selben Stunde, die seit meiner Geburt für meinen Tod bestimmt gewesen waren, starb. Wie ein gewissenhafter Schauspieler führte ich meine Rolle bis zu Ende durch, ohne dem mir vom Verfasser Vorgeschriebenen ein Wort zugesetzt oder etwas davon gestrichen zu haben.

Dieser mehr als abgebrauchte Vergleich des Lebens mit der Rolle eines Schauspielers erhielt für mich einen tiefen Sinn. Denn wenn ich meine Rolle wie ein gewissenhafter Schauspieler durchgeführt, so habe ich wahrscheinlich andere Rollen inne gehabt, habe in anderen Stücken mitgespielt.

Denn wenn ich nach meinem sichtbaren Tode nicht gestorben bin, so bin ich

wahrscheinlich nie gestorben und habe so lange gelebt, wie die Welt bestel
Was mir gestern wie eine undeutliche Empfindung vorgeschwebt, verwand
sich jetzt in Sicherheit. Aber welche Rollen, welche Stücke sind es geweser

Ich begann nach der Lösung dieses Räthsels in meinem vergangen
Leben zu suchen. Ich begann die seiner Zeit mir aufgefallenen, von u
bekannten Gegenden und Persönlichkeiten handelnden Träume mir zurü
zurufen, ich dachte an verschiedene Begegnungen, die mir einen unbegre
lichen, fast mystischen Eindruck hinterlassen hatten. Und plötzlich erinne
ich mich an das Schloß Laroche-Modène.

## III.

Es war dies eine der interessantesten und räthselhaftesten Begebe
heiten meines Lebens gewesen. Vor einigen Jahren hatten wir weg
der Gesundheit meiner Frau fast ein halbes Jahr in Südfrankreich z
gebracht. Da machten wir unter Anderem auch die Bekanntschaft der s
sympathischen Familie des Grafen Laroche-Modène, der uns eines Ta
auf sein Schloß einlud.

Ich weiß noch, daß meine Frau und ich besonders vergnügt war
Wir fuhren im offenen Wagen; es war einer von jenen warmen Oktob
tagen, die gerade in jener Gegend einen eigenen Zauber besitzen. I
verödeten Felder, die verwüsteten Weinberge, die bunten Blätter der Bäu
— das Alles nahm unter den liebkosenden Strahlen der noch heißen Son
ein gewisses festliches Aussehen an. Die frische, herzhafte Luft weckte u
willkürlich Fröhlichkeit, und während der ganzen Fahrt plauderten u
unaufhörlich. Als wir aber das Gebiet des Grafen Modène erreicht
verließ mich meine Heiterkeit augenblicklich. Mich ergriff plötzlich die E
pfindung, als sei mir diese Gegend sehr nahe bekannt, als hätte ich ei
hier gelebt. Dieses seltsame, unangenehme, die Seele bedrückende Gef
wuchs mit jeder Minute. Als wir endlich in die breite, zum Schl
führende Avenue einbogen, theilte ich es meiner Frau mit.

„Welcher Unsinn!“ rief sie aus. „Noch gestern sagtest Du mir, d
sogar in Deiner Kindheit, als Du mit Deiner seligen Mutter in Pa
lebtest, Ihr niemals hergekommen seid.“

Ich erwiderte nichts, mir war nicht darnach. Meine Phanta
einem voreilenden Boten gleich, meldete mir Alles, was mir zu se
bevorstand. Zuerst den breiten, mit rothem Sande bestreuten Hof, da
die mit dem Wappen der Grafen Laroche-Modène gekrönte Einfahrt, end
den durch zwei Stockwerke gehenden Saal und den großen Salon mit
Familienbildern. Sogar der besondere Geruch dieses Salons — ein a
Moschus, Schimmel und Rosenholz zusammengesetzter Duft — fiel mir a
etwas zu Bekanntes auf.

Ich verfiel in ein tiefes Nachdenken, das sich noch verstärkte, als
der Graf Laroche-Modène anbot, einen Gang durch den Park zu un

nehmen. Hier stürmten von allen Seiten so lebhafte, wenn auch verworrene Erinnerungen auf mich ein, daß ich es kaum vermochte, auf den Hausherrn zu hören, der seinen ganzen Vorrath an Liebenswürdigkeit verschwendete, um mich zum Reden zu bringen. Als ich endlich auf eine seiner Fragen eine gar zu verkehrte Antwort gab, sah er mich von der Seite mit dem Ausdruck verwunderten Mitleides an.

„Staunen Sie nicht über meine Zerstreutheit, Herr Graf,“ sagte ich, seinen Blick erhaschend, „ich erlebe eben eine gar seltsame Empfindung. Ich bin unzweifelhaft zum ersten Mal in Ihrem Schloß, und dabei kommt es mir vor, als hätte ich jahrelang hier geweilt.“

„Darin ist nichts Wunderbares: alle unsere alten Schlösser sehen sich untereinander ähnlich.“

„Ja, aber ich habe gerade in diesem hier gelebt . . . Glauben Sie an die Seelenwanderuag?“

„Wie soll ich Ihnen darauf antworten . . . Meine Frau glaubt daran, ich aber nicht besonders . . . Uebrigens ist ja Alles möglich.“

„Nun sagen Sie selbst, es sei möglich, und ich überzeuge mich jeden Augenblick mehr und mehr davon.“

Der Graf erwiderte darauf mit einer liebenswürdig scherzhaften Redensart, indem er dem Bedauern Ausdruck gab, nicht schon vor hundert Jahren hier gewohnt zu haben, weil er mich auch damals mit demselben Vergnügen wie jetzt in dem Schlosse empfangen haben würde.

„Sie werden vielleicht zu lachen aufhören,“ sagte ich, indem ich mein Gedächtniß unaussprechlich anstrengte, „wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt gleich eine breite Kastanienallee betreten werden.“

„Sie haben ganz Recht; sie ist hier links.“

„Beim Verlassen dieser Allee werden wir einen See erblicken.“

„Es ist zu liebenswürdig von Ihnen, diese Wasserfläche See zu nennen. Wir werden einfach einem Teiche gegenüberstehen.“

„In diesem Falle müssen Sie auch mir erlauben, nachgiebig zu sein. Es wird ein kleiner See sein.“

Ich ging nicht, ich lief die Kastanienallee hinunter. Am Ende derselben erblickte ich mit allen Einzelheiten jenes Bild, das schon seit einigen Minuten meinem geistigen Auge vorschwebte. Schöne, wunderlich geformte Blumen umrahmten einen breiten Teich, ein Boot war an eine Fähre gebunden, am gegenüber liegenden Ufer standen Gruppen Trauerweiden . . . Mein Gott! Natürlich hätte ich einst hier gelebt, in einem ähnlichen Boot gerudert, unter seinen Trauerweiden gesessen, diese rothen Blumen gepflückt . . . Schweigend gingen wir am Ufer entlang.

„Aber gestatten Sie,“ sagte ich unentschlossen nach rechts blickend, „hier muß doch noch ein zweiter, dann ein dritter Teich sein.“

„Nein, theurer Fürst, Ihr Gedächtniß oder Ihre Einbildungskraft täuscht Sie in diesem Falle. Einen anderen Teich giebt es hier nicht.“

„Aber es hat bestimmt einen gegeben. Sehen Sie sich diese rothen Blumen an! Sie umsäumen diese Wiese gerade wie jenen Teich. Der zweite Teich war hier, er ist zugeschüttet worden, es ist augenscheinlich."

„Trotz meines Wunsches, Ihnen beizupflichten, theurer Fürst, vermag ich doch nicht, es zu thun. Ich werde bald fünfzig Jahre alt sein, ich bin in diesem Schlosse geboren, und ich gebe Ihnen die Versicherung, es hat hier niemals einen zweiten Teich gegeben."

„Aber vielleicht lebt irgend ein alter Einwohner des Ortes bei Ihnen?"

„Mein Verwalter Joseph ist viel älter als ich . . . wir wollen ihn bei unsrer Rückkehr in's Schloß fragen."

In den Worten des Grafen Modène blickte durch ihre ganze auserlesene Höflichkeit deutlich die Befürchtung hervor, daß er es mit einem Visionären, dem man nicht widersprechen dürfe, zu thun hätte.

Als wir vor Tisch in sein Ankleidezimmer gingen, um für die Tafel Toilette zu machen, erinnerte ich ihn an Joseph. Der Graf ließ ihn gleich rufen.

Ein rüstiger, siebzigjähriger Greis trat ein und erwiderte auf alle meine Nachfragen auf's Bestimmteste, es hätte niemals im Park einen zweiten Teich gegeben.

„Uebrigens sind sämmtliche alte Pläne bei mir aufbewahrt, und wenn der Herr Graf dieselben zu bringen gestattet . . ."

„O ja, bringen Sie dieselben, und zwar möglichst schnell. Die Frage muß jetzt entschieden werden, sonst wird unser theurer Gast keinen Bissen anrühren."

Joseph brachte die Pläne, der Graf begann sie träge zu durchsuchen und schrie vor Verwunderung auf. Auf einem alten Plane aus einem unbekannten Jahre waren deutlich drei Teiche bezeichnet, und sogar dieser ganze Theil des Parkes trug den Namen: les étangs.

„Je baisse le pavillon devant le vainqueur," sprach der Graf mit angenommener Heiterkeit, indem er dabei leicht erblaßte.

Ich sah aber gar nicht wie ein Sieger aus. Ich war durch diese Entdeckung wie vernichtet — es war mir, als ob ein längst gefürchtetes Unglück eingetroffen sei.

Als wir zum Eßzimmer hinuntergingen, bat mich der Graf Modène seiner Frau gegenüber nichts davon zu erwähnen, da sie eine nervöse, zum Mysticismus neigende Natur besitze.

Zum Essen versammelten sich viele Gäste, aber der Hausherr und ich waren bei dem Mahle Beide so schweigsam, daß wir von unseren Ehehälften einen Kollektivverweis für unsere Unliebenswürdigkeit erhielten.

Nach diesem Vorfall hat meine Frau noch oft im Schlosse Laroche-Modène als Gast geweilt, ich dagegen habe mich nie entschließen können, es zu betreten. Mit dem Grafen befreundete ich mich innig, er besuchte mich oft, bestand aber nicht auf seinen Einladungen, da er Verständniß für meine Gefühle hatte.

Die Zeit verwischte allmählich den durch diese seltsamste Begebenheit meines Lebens gemachten Eindruck, ich gab mir sogar Mühe, daran wie an etwas Schweres, nicht zu denken. Jetzt in meinem Sarge liegend, versuchte ich diesen Vorfall mit allen Einzelheiten in mein Gedächtniß zurückzurufen, um denselben leidenschaftslos zu beurtheilen. Da ich jetzt bestimmt wußte, daß ich, ehe ich Fürst Trubtschewsky gewesen, schon auf der Welt gelebt, so zweifelte ich auch nicht daran, daß ich einst im Schlosse Laroche-Modène geweilt hatte. Aber in welcher Eigenschaft? Hatte ich dort beständig gewohnt, oder war ich nur zufällig hingerathen, war ich dort Gebieter, Gast, Stallknecht oder Bauer gewesen? Diese Fragen konnte ich nicht beantworten, nur eine Thatsache schien mir zweifellos zu sein: ich hatte mich dort sehr unglücklich gefühlt; es gab sonst keine Erklärung für dieses drückende Traurigkeitsgefühl, das sich meiner bei der Einfahrt in das Schloß bemächtigt, welches mich jetzt noch ergreift, wenn ich daran denke.

Zuweilen nahmen diese Erinnerungen eine greifbarere Gestalt an, etwas wie ein gemeinsamer Faden schien die abgerissenen Bilder und Töne verbinden zu wollen, aber das vereinte Schnarchen von Saweli und vom Psalmisten zog meine Aufmerksamkeit ab, der Faden riß, und es war mir nicht mehr möglich, meine Gedanken zu sammeln.

Saweli und der Psalmist schliefen lange. Die in den hohen Leuchtern hell brennenden Kerzen trübten sich, und die ersten Strahlen des klaren, frostigen Tages blickten mich schon längst durch die herabgelassenen Vorhänge der großen Fenster an.

## IV.

Saweli sprang vom Stuhle auf, bekreuzigte sich, rieb sich die Augen, und den schlafenden Psalmisten bemerkend, weckte er ihn auf, wobei er sich nicht die Gelegenheit entgehen ließ, ihn mit den bittersten Vorwürfen zu überschütten. Dann ging er hinaus, wusch sich, zog sich etwas an, trank wahrscheinlich einen tüchtigen Schluck Birkenschnaps und kam vollkommen gestärkt wieder.

Der Psalmist hatte inzwischen mit einer weinerlichen Stimme das [Le]sen wieder aufgenommen.

Das Haus wurde lebendig. In den verschiedenen Ecken desselben [wu]rde ein geschäftiges Treiben hörbar. Die Gouvernante brachte wieder [die] Kinder herein. Sonja war dieses Mal ruhiger, und die goldene Decke [er]weckte Koljas Wohlgefallen, so daß er, ohne Angst zu verspüren, mit den [Qu]asten zu spielen begann. Dann kam die Hebamme Sophie Franzowna [un]d machte Saweli gegenüber eine Bemerkung, die von so großem Ver[stä]ndniß in Begräbnißangelegenheiten Kunde gab, wie man dieselbe keines[wegs] von ihrem Fache hätte erwarten können. Es erschienen, um von mir [Ab]schied zu nehmen: die Hofbediensteten, Kutscher, Küchengehilfen, Haus[wä]chter, sogar ganz fremde Leute, völlig unbekannte, alte Weiber, Portiers

und Hausknechte der Nachbarhäuser. Alle beteten inbrünstig, die alten Weiber weinten bitterlich. Dabei machte ich die Wahrnehmung, daß alle von mir Abschiednehmenden, wenn es einfache Leute aus dem Volke waren, mich nicht nur auf die Lippen küßten, sondern es sogar mit einem gewissen Vergnügen thaten; die Persönlichkeiten meines Kreises jedoch — sogar die mir am nächsten Stehenden — behandelten mich mit einem Ekel, der mich entschieden, wenn ich darauf mit meinen früheren, irdischen Augen hätte sehen können, sehr gekränkt haben würde.

Nastaßja schleppte sich wieder in einem weiten, hellblauen, mit rosa Blumen bestreuten Schlafrock heran. Dieser Anzug mißfiel Saweli, und er gab ihr einen strengen Verweis.

„Was soll ich aber thun, Saweli Petrowitsch?“ rechtfertigte sich Nastaßja, „ich habe ja versucht ein dunkles Kleid anzuziehen, aber ich kriege kein einziges zu.“

„Nun, wenn Du keins zukriegst, dann wärest Du besser im Bett liegen geblieben. Eine Andere würde sich an Deiner Stelle geschämt haben, mit einem solchen Bauche an den fürstlichen Sarg zu treten.“

„Warum kränken Sie die Arme, Saweli Petrowitsch?“ mischte sich Semën ein. „Sie ist ja meine rechtmäßige Frau, da ist gar keine Sünde dabei.“

„Ich kenne schon diese rechtmäßigen Schlumpen,“ brummte Saweli und entfernte sich in seine Ecke.

Diese Redensart brachte Nastaßja derart auf, daß sie ihm mit einer vernichtenden Stichelei antworten wollte, aber sie fand keine Worte dafür, nur ihr Mund verzerrte sich vor Zorn, und die Augen füllten sich mit Thränen.

„Auf die Natter und den Basilisk wirst Du treten,“ las der Psalmist, „und den Löwen und die Schlange verdrängen.“

Nastaßja trat ganz nah an Saweli heran und flüsterte ihm zu:

„Sie sind selbst so eine Natter.“

„Wer das, ich eine Natter? Ach, Du . . .“ Saweli vollendete seinen Satz nicht, weil draußen lautes Schellen ertönte und Wassütka mit der Nachricht hereinlief, die Gräfin Maria Michaïlowna sei angekommen. Der Saal leerte sich im Nu.

Maria Michaïlowna, eine Tante meiner Frau, ist eine sehr wichtige alte Dame. Langsamen Schrittes näherte sie sich mir, betete feierlich und wollte mir einen Kuß geben, überlegte es sich aber anders, schüttelte während einigen Minuten ihren grauen, mit einer mönchartigen Haube bedeckten Kopf über mir, wonach sie, von ihrer Gesellschafterin ehrerbietig geführt, sich nach dem Zimmer meiner Frau entfernte. Meine Frau hatte einen weißen Frisirmantel an, ihr Haar war aufgelöst, und die Lider so vom Weinen geschwollen, daß sie es kaum vermochte, ihre Augen zu öffnen.

„Voyons, Zoé, mon enfant,“ redete ihr die Gräfin zu, „soyez

ferme. Denke daran, wie viel Kummer ich habe ertragen müssen, nimm Dich zusammen.

„Oui, ma tante, je serai ferme," antwortete meine Frau und trat entschlossen auf mich zu, aber wahrscheinlich hatte ich mich während der Nacht stark verändert, denn sie wankte zurück, schrie auf und sank in die Arme der sie umgebenden Frauen. Sie wurde hinausgeführt.

Meine Frau war unzweifelhaft sehr über meinen Tod betrübt, aber jedem öffentlichen Ausdruck der Trauer mischt sich stets eine gewisse Dosis theatralischer Schaustellung bei, der man nur selten sich zu entziehen vermag. Der aufrichtigst betrübte Mensch kann sich nicht des Gedankens erwehren, daß er von Anderen beobachtet wird.

Gegen zwei Uhr fingen die Gäste an sich zu versammeln. Als Erster kam ein großer, noch nicht alter General mit einem grauen, aufgestutzten Schnurrbart und mit einer Menge Orden auf der Brust. Er näherte sich mir und wollte mich anscheinend küssen, that es aber doch nicht und bekreuzigte sich lange, ohne mit den Fingern die Stirn und die Brust zu berühren, sondern die Hand nur in der Luft bewegend. Dann wandte er sich zu Saweli.

„Nun was, Freund Saweli, haben wir unseren Fürsten verloren?"

„Jawohl, Ew. Excellenz, vierzig Jahre habe ich dem Fürsten gedient und konnte ich wohl annehmen . . ."

„Schadet nichts, schadet nichts, die Fürstin wird Dich nicht verlassen."

Nachdem er Saweli auf die Schulter geklopft, ging der General einem kleinen, gelben Senator entgegen, der, ohne an mich heranzutreten, sich gleich auf den Stuhl, auf welchem Saweli Nachts geschlafen hatte, niedersetzte. Ein Hustenanfall erstickte ihn.

„Sehen Sie nur, Iwan Efimitsch," sagte der General, „wieder ein Mitglied, das wir verlieren."

„Ja, seit Neujahr ist es schon das vierte."

„Wie, das vierte? Unmöglich!"

„Wie ‚unmöglich'? Am Neujahrstage selbst starb Polsikoff, dann Boris Antonitsch, dann der Fürst Wassili Iwanitsch . . ."

„Nun, den Fürsten Wassili Iwanitsch braucht man nicht zu zählen, während zwei Jahren ist er nie im Klub gewesen."

„Aber er erneuerte doch stets seine Karte."

„Polsikoff war auch alt, aber der Fürst Dimitri Alexandrowitsch . . . Erbarmen Sie sich, in der Blüthe der Jahre und der Kraft, ein gesunder lebenslustiger Mann . . ."

„Was ist da zu thun? ‚Denn Ihr wißt weder den Tag, noch die Stunde' . . ."

„Ja, das ist Alles ganz gut! Ihr wißt nicht, wißt nicht, — es ist zwar so, aber es ist doch kränkend, den Klub Abends zu verlassen, ohne sicher zu sein, am nächsten Tage wieder kommen zu können! Und noch

kränkender ist es, niemals im Stande zu sein, zu errathen, wo dieser Racker Einem auflauern wird. Denn der Fürst Dimitri Alexandrowitsch ist auf der Beerdigung von Wassili Iwanitsch gewesen und hat sich dabei erkältet, und wir sind auch mit Ihnen hingegangen und haben nichts abbekommen."

Der Senator bekam einen neuen Hustenanfall, wonach er meistens noch boshafter wurde.

„Jawohl, wunderbar ist das Schicksal dieses Fürsten Wassili Iwanitsch gewesen. Sein ganzes Leben hat er zahlreiche Niederträchtigkeiten begangen, das kam ihm zu. Nun stirbt er; man müßte annehmen, daß diesen Niederträchtigkeiten damit ein Ende bereitet würde . . . Aber gar nicht, auf dem eigenen Begräbnisse hat er es noch fertig gebracht, seinen leiblichen Neffen umzubringen."

„Aber was für ein Züngelchen Sie haben, Iwan Efimitsch! Wenn Sie wenigstens nur auf die Lebenden schimpfen wollten, aber vor Ihnen sind nicht 'mal die Verstorbenen sicher. Es giebt ein Sprichwort: ‚De mortis, de mortibus' . . ."

„Sie wollen wohl sagen: ‚De mortuis aut bene, aut nihil?' Aber dieses Sprichwort ist abgeschmackt, ich verbessere es einigermaßen; ich sage ‚De mortuis aut bene, aut male'. Sonst würde ja die Geschichte verschwinden, es wäre ja nicht möglich, über einen historischen Missethäter ein gerechtes Urtheil zu fällen, weil sie doch alle gestorben sind. In seiner Art ist aber der Fürst Wassili eine historische Persönlichkeit gewesen; nicht umsonst hat er so viele üble Geschichten gehabt . . ."

„Hören Sie auf, hören Sie auf, Iwan Efimitsch, Sie werden noch im Jenseits für Ihr Züngelchen büßen . . . Ueber unseren theuren Dimitri Alexandrowitsch können Sie wenigstens nichts Schlechtes sagen und müssen eingestehen, daß er ein prächtiger Mensch war . . ."

„Wozu diese Uebertreibung, Herr General? Wenn wir sagen, daß er ein liebenswürdiger und umgänglicher Mann gewesen, so genügt es vollständig. Und glauben Sie mir, daß dies seitens eines Fürsten Trubtschewsky ein großes Verdienst ist, denn im Allgemeinen zeichnen sich die Fürsten Trubtschewsky nicht durch übermäßige Liebenswürdigkeit aus. Betrachten wir, um nicht weit zu gehen, seinen Bruder Andreï . . ."

„Nun, über diesen werde ich mich nicht mit Ihnen streiten. Andreï ist mir gar nicht sympathisch. Und weshalb macht er sich so wichtig?"

„Er hat entschieden gar keinen Grund, sich so wichtig zu machen, aber davon ist ja nicht die Rede. Wenn man einen solchen Mann wie den Fürsten Andreï Alexandrowitsch in der Gesellschaft duldet, so beweist dies nur unsere ungewöhnliche Nachsicht. Eigentlich dürfte man einem solchen Menschen nicht 'mal die Hand reichen. Wissen Sie, was ich neulich aus bester Quelle über ihn erfahren habe . . ."

In diesem Augenblick erschien mein Bruder, und beide Sprecher eilten ihm mit dem Ausdruck der lebhaftesten Theilnahme entgegen.

Dann trat mit schüchternen Schritten mein früherer Kamerad Mischa Swjagin herein. Dies war ein sehr guter und sehr verschuldeter Mann. Anfangs Oktober war er zu mir gekommen, hatte mir seine verzweifelte Lage geschildert und mich um fünftausend Rubel, die ihn retten konnten, auf zwei Monate gebeten. Nach einigem Zögern schrieb ich ihm einen Check, er bot mir einen Wechsel an, doch ich sagte ihm, es sei nicht nöthig. Nach Verlauf der zwei Monate war er natürlich nicht im Stande, zu zahlen, und begann sich vor mir zu verstecken. Während meiner Krankheit ließ er sich ein paar Mal nach meinem Befinden erkundigen, doch selbst kam er nicht. Als er an meinen Sarg trat, las ich in seinen Augen die verschiedenartigsten Gefühle: Bedauern, Scham, Furcht und sogar irgend wo, in der Tiefe der Pupillen — eine kleine Freude bei dem Gedanken, daß er nun einen Gläubiger losgeworden sei. Uebrigens, als er sich bei diesem Gefühle ertappte, schämte er sich dessen lebhaft und fing inbrünstig zu beten an. In seinem Innern entstand ein Kampf. Eigentlich mußte er seine Schuld gleich bekennen, aber andrerseits — wozu dies thun, da er doch nicht zahlen konnte? Diese Schuld wird er schon mit der Zeit tilgen und jetzt . . . weiß überhaupt Jemand davon, ist die Schuld durch mich in irgend ein Buch eingetragen? Nein, es ist durchaus nöthig, sie sogleich zu bekennen.

Mischa Swjagin näherte sich meinem Bruder mit einem entschlossenen Ausdruck und fing an, ihn über meine Krankheit auszufragen.

Mein Bruder antwortete ungern und sah nach einer anderen Seite hin: mein Tod gab ihm das unbestrittene Recht, unaufmerksam und anmaßend zu sein.

„Sehen Sie, Fürst," begann Swjagin stockend, „ich war dem Verstorbenen schuldig . . ."

Mein Bruder horchte auf und sah ihn fragend an.

„Ich wollte sagen, ich sei dem verstorbenen Dimitri Alexandrowitsch unendlich verpflichtet. Unser langjähriger Dienst . . ."

Mein Bruder wandte sich wieder ab, und der arme Mischa Swjagin nahm seinen früheren Platz wieder ein. Seine rothen Backen zuckten, die Augen irrten unruhig im Saale umher. Hier zum ersten Mal nach meinem Tode bedauerte ich, nicht sprechen zu können. Ich hatte solche Lust ihm zu sagen: „Behalte Du nur diese fünf Tausend, meine Kinder haben ja auch ohnedies Geld genug."

Der Saal füllte sich rasch. Die Damen kamen meistens paarweise herein und stellten sich an die Wand. Es trat fast Niemand zu mir heran, es war, als ob man sich vor mir schäme. Die uns näher stehenden Damen erkundigten sich bei meinem Bruder, ob sie meine Frau sehen dürften, mein Bruder deutete mit einer stummen Verbeugung nach dem Salon hin. Die Damen blieben dann mit kurzem Bedenken an der Thür stehen, wonach sie

mit gesenkten Köpfen sozusagen in den Salon hineintauchten, Badenden gleich, die nach geringem Schwanken sich mit dem Kopfe in's kalte Wasser stürzen.

Um zwei Uhr war das ganze vornehme Petersburg versammelt, so daß, wäre ich ehrgeizig gewesen, mir der Anblick des Saales ein großes Vergnügen bereitet hätte. Es erschienen sogar Persönlichkeiten, deren Ankunft meinem Bruder leise gemeldet wurde, und er ging ihnen bis auf die Treppe entgegen.

Ich hatte stets den Todtengebeten mit Rührung zugehört, obgleich mir Vieles darin unverständlich blieb. Besonders verwirrte mich „das unendliche Leben"; dieser Ausdruck schien mir in einem Todtengebete ein bitterer Hohn zu sein. Jetzt nahmen alle diese Worte einen tiefen Sinn für mich an. Ich lebte selbst „dieses unendliche Leben", ich befand mich gerade an dem Orte, „wo es weder Krankheit, noch Kummer und Seufzer" gab.

Im Gegentheil, die mich erreichenden irdischen Seufzer kamen mir fremd und unbegreiflich vor. Als die Sänger vom Schluchzen am Grabe zu singen begannen, so ertönte, einer Antwort gleich, verhaltenes Schluchzen in den verschiedenen Ecken des Saales. Meine Frau wurde ohnmächtig, man brachte sie wieder hinaus.

Die Panihida*) war zu Ende. Während der Diakon im tiefsten Basse die Schlußworte sprach, ereignete sich etwas Seltsames. Im Saale wurde es plötzlich dunkel, als ob die Dämmerung die Erde plötzlich umfinge. Ich konnte die Gesichter nicht mehr unterscheiden, sah nur schwarze Gestalten. Die Stimme des Diakons wurde schwächer und schien sich allmählich zu entfernen. Endlich verstummte er gänzlich, die Lichter erloschen, Alles verschwand förmlich. Ich hörte auf einmal auf zu sehen und zu hören.

## V.

Ich befand mich plötzlich an einem dunklen, mir unverständlichen Ort. Uebrigens habe ich den Ort nur aus alter Gewohnheit erwähnt: es gab für mich keinen Begriff mehr von Raum. Es gab auch keine Zeit mehr, so daß ich nicht bestimmen kann, wie lange dieser Zustand anhielt. Ich konnte weder etwas sehen, noch hören, nur denken, — ich dachte beharrlich, angestrengt.

Das Haupträthsel, das mich mein ganzes Leben gequält hatte, war gelöst. Es giebt keinen Tod, es giebt nur ein unendliches Leben. Ich bin auch früher immer davon überzeugt gewesen, nur vermochte ich niemals meine Ueberzeugung deutlich auszudrücken. Diese Ueberzeugung stützte sich darauf, daß im entgegengesetzten Falle das ganze Leben eine entsetzliche Abgeschmacktheit wäre. Der Mensch denkt, fühlt, ist sich seiner ganzen Umgebung bewußt, genießt und leidet, — und verschwindet dann. Sein Leib

*) Die zwei Mal täglich am Sarge abgehaltenen Todtengebete tragen diesen Namen.

zersetzt sich und dient zur Bildung neuer Körper, — dieses wird von Allen täglich beobachtet. Aber wo bleibt das, was sich selbst und die umgebende Welt erkannte? Wenn aber die Materie unsterblich ist, warum sollte es dem Bewußtsein beschieden sein, spurlos zu verschwinden? Wenn es aber verschwindet, wo kommt es her, und was ist der Zweck einer so ephemeren Erscheinung? Ich hielt dies für eine Abgeschmacktheit und vermochte daher nie diese Möglichkeit einzuräumen.

Jetzt sah ich aus eigner Erfahrung, daß das Bewußtsein nicht stirbt, daß ich niemals aufgehört hatte und wahrscheinlich niemals aufhören werde zu leben. Aber zur selben Zeit entstanden aufdringlich neue „verwünschte Fragen“ vor mir. Wenn ich niemals gestorben bin und immer von Neuem fortfahren muß, auf Erden Mensch zu werden, welches ist dann das Ziel dieser sich stets folgenden Existenzen? Nach welchen Gesetzen entstehen dieselben, und zu welchem endgiltigen Ziele werden sie mich führen? Wahrscheinlich hätte ich dieses Gesetz finden und es verstehen können, wenn ich mich an alle oder wenigstens an etliche vergangene Existenzen zu erinnern vermöchte, aber warum ist der Mensch gerade dieser Erinnerungen beraubt? Warum ist er verurtheilt, ewig ein Unwissender zu bleiben, daß sogar der Begriff der Unsterblichkeit ihm nur als Räthsel erscheint? Und wenn irgend ein unbekanntes Gesetz Vergessenheit und Dunkel fordert, warum schimmert dann in diese Finsterniß zuweilen Licht durch, wie es sich z. B. bei mir, als ich in das Schloß der Laroche-Modène kam, ereignete?

Mit ganzer Seele klammerte ich mich an diese Erinnerung, wie es ein Ertrinkender an einen Strohhalm thut. Ich meinte, daß, wenn ich mich auf mein Leben in diesem Schlosse besinnen könnte, es auch auf alles Uebrige Licht werfen müsse. Kein äußerer Eindruck zerstreute mich, ich konnte mich ungestört meinen Erinnerungen hingeben, und ich gab mir Mühe weder zu denken, noch zu überlegen. Und da begannen aus einem tiefen Seelengrunde, wie der Nebel aus dem Grunde eines Flusses, undeutliche, blasse Bilder sich zu erheben. Da flimmerten menschliche Gestalten, tönten seltsame, kaum verständliche Worte, aber in jeder Erinnerung gab es Lücken, die ich nicht im Stande war auszufüllen. Die Gesichter der Menschen waren wie in Nebel gehüllt, die Worte hatten keinen Zusammenhang, Alles bestand aus lauter Bruchstücken. Da ist die Familiengruft der Grafen Laroche-Modène. Auf einer weißen Marmortafel sehe ich deutlich schwarze Buchstaben: Ci-gît très haute et recommandable dame . . . Der Name steht auch dabei, aber ich kann ihn nicht entziffern. Daneben ein Sarkophag mit einer Marmorurne, auf der ich lese: Ci-gît le coeur du Marquis . . . Da ertönt in meinen Ohren eine schreiende, ungeduldige Stimme, die Jemanden ruft: Zo . . . Zo . . . Ich strenge mein Gedächtniß an und höre zu meiner großen Freude deutlich den Namen: Zorobabel! Zorobabel! Dieser mir so bekannte Name ruft eine ganze

Reihe von Bildern hervor. Ich befinde mich auf dem Schloßhofe, in einer großen Menschenmenge. „A la chambre du roi!“ ruft dieselbe schrille ungeduldige Stimme. In jenem alten französischen Schlosse gab es ein Königszimmer, d. h. ein Zimmer, das den König, wenn er jemals das Schloß besucht, beherbergen soll. Dieses Zimmer im Schloß Laroche-Modène sehe ich nun in den kleinsten Einzelheiten. Auf der Decke sind rosa Amors, mit Guirlanden in den Händen gemalt, die Wände sind mit Jagdscenen vorstellenden Gobelins bedeckt. Ich sehe deutlich den großen, am Bache verzweifelt stehen gebliebenen Hirsch mit dem langen Geweihe und die drei ihm nacheilenden Jäger. Im Hintergrunde des Zimmers den von einer goldenen Krone überragten Alkoven, auf dem blauen seidnen Himmelbette sind weiße Lilien eingestickt. Auf der gegenüber liegenden Seite ein großes Bild des Königs in ganzer Figur. Ich sehe die mit dem Kettenhemd bedeckte Brust, die langen, etwas krummen, in hohen Reiterstiefeln steckenden Beine, aber das Gesicht kann ich unmöglich unterscheiden. Könnte ich nur das Gesicht sehen, so hätte ich vielleicht erfahren, zu welcher Zeit ich in jenem Schlosse gelebt; aber gerade das kann ich nicht erblicken, irgend eine feste, eigensinnige Klappe will in meiner Erinnerung nicht aufgehen.

„Zorobabel! Zorobabel!“ ruft die befehlende Stimme. Ich strenge meine ganze Kraft an, und plötzlich öffnet sich in dem launenhaften Gedächtniß eine ganz andere Klappe. Das Schloß Laroche-Modène verschwindet, und ein neues, unerwartetes Bild entrollt sich vor mir.

## VI.

Ich erblickte ein großes, russisches Dorf. Die mit Stroh bedeckten Balkenhäuser zogen sich am Berge entlang zu beiden Seiten der breiten Straße hin. Es war ein grauer Herbsttag, vielleicht auch ein Abend. Ein kalter Regen rieselte in kleinen und häufigen Tropfen vom einfarbigen Himmel herunter, der Wind summte und pfiff auf dem breiten Wege, hob von den halb abgetragenen Dächern das Stroh auf und wirbelte es in der Luft herum. Weiter unten wälzte ein kleines Flüßchen seine raschen, bleifarbigen, angeschwollenen Fluthen. Ich ging auf die andere Seite des Flusses hinüber, die krumme, geländerlose Brücke erzitterte unter meinen Schritten. Es gingen zwei Wege von der Brücke ab: links, den Berg hinauf setzte sich das Dorf fort; rechts stand, wie über den Abgrund gebeugt eine alte Holzkirche mit einer grünen Kuppel. Ich wandte mich nach rechts. Hinter der Kirche sah man einzelne Erhöhungen mit von der Zeit geschwärzten Kreuzen, zwischen den Gräbern schaukelten im Winde die nassen, fast entblößten Aeste der jungen Birken, der ganze Erdboden war wie mit einem Teppich von gelbbraunen Blättern bedeckt. Weiter zog sich ein schwarzes, gänzlich kahles Feld hin. Trotz dieses unerfreulichen Bildes

wehte mir doch etwas Verwandtes und Liebes von dem fernen, dort zugebrachten Leben entgegen. Aber woher diese Dunkelheit und diese Menschenleere überall herum? Warum ist kein lebendes Wesen sichtbar? Warum stehen sämmtliche Häuser offen? Wann habe ich in diesem Dorfe gelebt? Ist es zu der Zeit des Tatarenüberfalls oder später gewesen? Hat ein Fremdling dieses Nest zerstört oder haben einheimische Diebe die Einwohner in die Wälder und Steppen verjagt?

Ich kehrte zu der kleinen Brücke zurück und ging nach links den Berg hinauf. Auch dort derselbe Mangel an Menschen, dieselben Spuren der Verwüstung. Am verfallenen Brunnen entdeckte ich endlich ein lebendes Wesen. Es war dies ein alter, entsetzlich abgemagerter, wahrscheinlich halbverhungerter Hund. Das ganze Haar hatte er verloren, der Rücken und die Seiten zeigten die fast entblößten Knochen. Bei meinem Anblicke stellte er sich mit unglaublicher Anstrengung auf seine Beine, aber sich zu bewegen vermochte er nicht und fing kläglich zu heulen an, indem er in den Schmutz fiel.

Mit allen Kräften meiner Seele versuchte ich, mir dieses heimatliche Dorf in einer anderen Umgebung vorzustellen. Denn auch hier mußte man ja die Morgenröthe aufgehen und die Sonne strahlend hinter dem Berge verschwinden sehen, auch hier hatte das Feld mit Aehren sich bedeckt, und der ganze Berg in den kalten, mondscheinhellen Nächten wie Silber geglänzt. Aber wie ich auch mein Gedächtniß anstrengte, ich konnte mich auf nichts Derartiges besinnen. Es war, als ob der graue Himmel das ganze Jahr das unglückliche Dorf mit dem feinen Regen besprühe, der Wind frei in die offenen Häuser eindringe und durch die feiernden, nutzlosen Schornsteine fege.

Aber jetzt mitten in der Todtenstille ertönt Glockengeläute. Der Klang der Glocke ist derart geborsten und kläglich, daß er nicht wie Läuten, sondern wie eine, aus einer kranken, kupfernen Brust dringende Stimme klingt. Ich folge diesem Läuten und trete in die Kirche ein. Dieselbe ist mit Andächtigen, ganz einfachen Leuten gefüllt. Der abgehaltene Gottesdienst ist ein ungewöhnlicher, die Stimmung auch eine andere, als wie die sonst übliche. Zeitweise vernimmt man Stöhnen in den verschiedenen Ecken des Gotteshauses, Thränen fließen auf den verbrannten groben Wangen. Ich bahne mir meinen Weg durch die Menge, über den unebenen, eingedrückten Boden nach rechts, wo vor dem wunderthätigen Muttergottesbilde viele Kerzen brennen. Das Bild ist schwarz, ohne Verzierung, einzig ein goldener Reif umgiebt den Kopf der Heiligen, ihre Augen blicken nicht streng, sondern mit einem gewissen zweifelnden Mitleide. Vor dem Bilde hängen eine große Anzahl Hände, Füße und Augen aus Silber und Elfenbein — lauter Gaben von nach Heilung sich sehnenden Kranken. Von der Empore erschallt die greisenhafte, aber deutliche Stimme des Geistlichen, der ein mir unbekanntes Gebet liest.

„Barmherziger Gott, blicke auf Deine hier versammelten Sklaven und erbarme Dich unser.

Für unsere Gottlosigkeit strafst Du uns, aber zu hart ist für uns Dein Zorn.

O Gott, halte Deine strafende Hand ein, und sei uns gnädig.

Der grimmige Feind bezwingt uns, wir haben weder Führer, noch Behausungen, noch Brod.

Für unsere Sünden gehen wir unter, aber wofür müssen unser Kinder büßen.

Wir sind geduldig, Deinem Willen ergeben, aber wir sind doch Menschen, und unsere Kräfte reichen zum Leiden nicht aus.

Kämpfen können wir nicht, Hilfe wird keine kommen, und da sind wir zum letzten Male Dir genaht und flehen Dich an: rette uns!

O Gott, bringe uns nicht zum Murren, bringe uns nicht zur Ver-zweiflung. Du gabst uns das Leben, entziehe es uns nicht vor der Frist.'

Unter den Betenden entstand nun eine Bewegung. Die Menge tra auseinander, und raschen Schrittes näherte sich der Geistliche dem wunder-thätigen Bilde. Der Priester war ein kleiner, alter Mann mit einem grauen struppigen Barte. Sein altes, verschossenes Gewand war nich für seine Größe gearbeitet und schleppte auf der Erde.

„Himmlische Herrscherin," rief er mit lauter, erregter Stimme, „Du stehst unseren menschlichen Leiden näher, Du hast die Qual und das Dulden gekannt.

Deinen geliebten und schuldlosen Sohn hast Du gekreuzigt gesehen Du hast seine Henker erblickt, die ihn in seiner Sterbestunde höhnten.

Welcher Schmerz kann sich mit dem Deinen vergleichen?

So sage ihm, Deinem Sohne, Deinem Sohne . . ."

Der Geistliche konnte nicht fortfahren — seine Stimme begann z zittern, und schluchzend warf er sich auf die Erde. Seinem Beispiel folgend, fiel die tausendköpfige Menge auf die Kniee. Jetzt ertönte scho das Stöhnen nicht nur aus den Ecken der Kirche, es erhob sich, eine festen Masse gleich, wie eine Weihrauchsäule, die zuweilen mitten in Gotteshause steht. Mein Herz war von Rührung und von brüderlichem Mitgefühl für den allgemeinen Volksschmerz erfüllt, ich kniete auch niede und vergaß mich.

Als ich zu mir kam, war die Kirche leer. Alle Lichter waren in de Kronleuchtern gelöscht, nur eine kleine Lampe brannte noch vor dem dunkle Antlitze der Mutter Gottes. Bei der trüben Beleuchtung war der Aus-druck ihres Gesichtes verändert. Das Mitleiden war daraus entschwunden ihre Augen blickten theilnahmlos und streng.

Ich verließ die Kirche mit der schwachen Hoffnung, Jemanden z sehen, zu treffen . . . Leider herrscht um mich dieselbe Stille, dieselbe Leer Wie vorhin wölbt sich der einfarbige graue Himmel, wie vorhin schlägt d

feine Regen die gelbbraunen Blätter herunter, und dieser furchtbare unausstehliche Wind beugt wieder die kahlen Birkenzweige bis zur Erde herab und betäubt die Seele mit seinem einförmigen Pfeifen.

## VII.

Die Rahmen meines Gedächtnisses rückten immer mehr und mehr auseinander. Es gingen an mir ferne, längst vergessene und, wie es mir schien, nie gesehene Gegenden, wilde Wälder, gigantische Kämpfe, in denen sich zu den Menschen Thiere gesellten, vorüber. Aber es waren nebelhafte Skizzen, aus denen kein bestimmtes Bild hervortrat. Mitten unter diesen Bildern tauchte ein kleines Mädchen im blauen Kleide auf. Dieses Kind war mir schon längst bekannt; während meines letzten Daseins erschien es mir oft im Traume, und ich betrachtete stets einen solchen Traum als eine schlechte Vorbedeutung. Es war ein ungefähr zehnjähriges, mageres, bleiches und häßliches Mädchen, nur seine Augen waren prachtvoll: schwarze, tiefe Sterne, mit einem ernsten, gar nicht kindlichen Ausdrucke. Zuweilen drückten diese Augen ein solches Leiden und eine solche Angst aus, daß, nachdem ich diesem Blicke begegnet, ich sogleich mit Herzklopfen und mit kaltem Schweiße bedeckt, aufwachte. Danach war ich nicht mehr im Stande einzuschlafen und befand mich mehrere Tage in einem gereizten, nervösen Zustande. Jetzt habe ich mich davon überzeugt, daß dieses kleine Mädchen thatsächlich gelebt hat und daß ich es einst gekannt habe . . . Aber wer war es? War es meine Tochter oder Schwester oder ein mir vollkommen fremdes Wesen? Und warum drückte sich in seinen Augen ein so unmenschliches Leiden aus? Welches Ungeheuer mochte dieses Kind quälen?

Vielleicht war ich selbst derjenige, der es einst gethan, und es erschien mir im Traume zur Strafe und als Vorwurf.

Sonderbar, daß es unter meinen Erinnerungen gar keine heiteren gab, daß mein inneres Auge nur Seiten voll Uebel und Schmerz las. Natürlich hatte es in meinen Existenzen auch fröhliche Tage gegeben, aber wahrscheinlich waren dieselben nur selten gewesen, weil sie vergessen worden und im Meere verschiedener Leiden versunken waren. Wenn es aber so ist, welchen Zweck hat dann das Leben selbst? Man kann doch unmöglich annehmen, daß das Leben nur zum Leiden eingerichtet ist. Hat es irgend ein anderes endgiltiges Ziel? Wahrscheinlich giebt es ein solches, aber werde ich es wohl jemals erfahren?

Angesichts dieses Nichtwissens müßte mir eigentlich meine jetzige Lage, d. h. dieser Zustand bedingungsloser Bewegungslosigkeit und Ruhe wie der Gipfel der Seligkeit vorkommen. Inzwischen hat ein seltsames Gefühl begonnen, sich unter diesem Chaos undeutlicher Erinnerungen und abgerissener Gedanken emporzuarbeiten: es zieht mich wieder nach diesem Jammerthale

hin, das ich eben verlassen habe. Ich habe versucht, diese Erinnerung in mir zu betäuben, aber sie wuchs, verstärkte sich, siegte über alle Beweisgründe — und ging endlich in einen leidenschaftlichen, unaufhaltsamen Lebensdurst über.

## VIII.

O, nur leben! Ich bitte gar nicht um Fortsetzung meines früheren Daseins, es ist mir vollkommen gleichgiltig, als was ich geboren werde: als Fürst oder Bauer, als Reicher oder Bettler. Die Menschen sagen: „das Glück liegt nicht im Gelde" und betrachten doch als Glück jene Güter des Lebens, die durch Geld erworben werden können. Das Glück liegt aber doch nicht in jenen Gütern, sondern nur im inneren Genügen des Menschen. Wo beginnt und wo endet aber das Genügen? Es kommt Alles auf den Vergleich an, Alles hängt vom Gesichtspunkte und vom Maßstabe ab. Der Bettler, der die Hand nach einem Groschen ausstreckt und von einem unbekannten Wohlthäter einen Rubel bekommt, empfindet vielleicht mehr Freude als ein Börsenmann, der unerwartet zweihunderttausend Rubel gewinnt. Auch früher dachte ich ähnlich, aber die von Kindheit an beigebrachten, von mir als Axiome anerkannten Vorurtheile hinderten mich, diese Gedanken in mir zu bestärken. Jetzt sind diese Trugbilder zerstreut, und ich sehe Alles viel deutlicher. Z. B. liebte ich leidenschaftlich die Kunst und meinte, daß der Sinn für Schönheit nur gebildeten reichen Leuten eigen sei, und ohne dieses Element kam mir das Leben zu dürftig vor. Aber was ist Kunst? Die Begriffe darüber sind eben so bedingt, wie diejenigen über das Gute und Böse. Jedes Jahrhundert, jedes Land hat eine andere Ansicht über das Recht und Unrecht; was man in einer Gegend als Heldenmuth preist, wird in einer anderen als Verbrechen angesehen.

Zu der Frage über die Kunst gesellt sich noch außer diesem Unterschiede von Zeit und Ort noch die unendliche Mannigfaltigkeit des persönlichen Geschmacks. In Frankreich, das sich als das gebildetste Land der Welt betrachtet, verstand und erkannte man bis zu diesem Jahrhunderte Shakespeare nicht an; man kann eine ganze Menge solcher Beispiele anführen. Und ich glaube, daß es keinen so armen Schelm, keinen solchen Wilden giebt, bei denen nicht zeitweise das Schönheitsgefühl emporlodert, nur ihr künstlerisches Verständniß ist ein anderes.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Dorfbewohner, die an einem warmen Frühlingsabende um ihren heimischen Balalaika- oder Guitarrespieler auf dem Rasen lagern, keinen geringeren Genuß dabei empfinden, wie Professoren des Konservatoriums, die in einem dumpfen Saale einer Bach'schen Fuge lauschen.

O nur leben! Nur menschliche Gesichter sehen, den Laut einer menschlichen Stimme hören, wieder in die Gemeinschaft mit Menschen

treten . . . mit allen Menschen: guten und bösen. Giebt es denn auf der Welt unbedingt schlechte Menschen? Wenn man die entsetzlichen Bedingungen von Schwäche und Unwissenheit bedenkt, unter welchen der Mensch verurtheilt ist zu leben und sich zu bewegen, so kann man sich eher wundern, daß es in der Welt unbedingt gute Menschen giebt. Der Mensch weiß ja nichts von dem, was er am nothwendigsten wissen müßte. Er weiß nicht, warum er geboren ist, wofür er lebt, warum er stirbt. Er vergißt seine früheren Existenzen und vermuthet nicht mal die zukünftigen. Er begreift nicht den Zweck dieser aufeinander folgenden Existenzen und vollbringt das ihm unverständliche Lebensverfahren inmitten der Finsterniß und der mannigfaltigsten Leiden. Und wie wünscht er dieser Finsterniß zu entrinnen, wie bestrebt er sich zu verstehen, wie bemüht er sich seine Lebensweise einzurichten und zu verbessern, wie strengt es seinen armen beschränkten Verstand an!

Und seine sämmtlichen Anstrengungen gehen umsonst verloren, alle oft geniale Erfindungen entscheiden keine der ihn erregenden Fragen. Seinem Streben wird stets eine Grenze gezogen, die er nicht zu überschreiten vermag. Er weiß z. B., daß außer der Erde es noch andere Welten, andere Planeten giebt; mit Hilfe mathematischer Berechnungen weiß er, wie diese Planeten sich bewegen, wann sie sich der Erde nähern, und wann sie sich von ihr entfernen, aber was auf diesen Planeten vorgeht, und ob es dort ihm ähnliche Geschöpfe giebt — dies kann er wohl vermuthen, aber bestimmt wird er es nie erfahren. Und dennoch hofft und sucht er. In Amerika beabsichtigt man, auf einem der höchsten Berge einen elektrischen Scheiterhaufen zu errichten, um den Einwohnern vom Mars ein Signal zu geben. Ist denn dieser Scheiterhaufen nicht rührend in seiner kindlichen Naivität?

O, ich will zu diesen unglücklichen, bedauernswerthen, geduldigen und theuren Geschöpfen zurückkehren! Ich will ein gemeinschaftliches Dasein mit ihnen führen, ich will wieder an ihren kleinlichen Interessen und an ihrem Geschwätz, denen sie oft viel Wichtigkeit beilegen, Theil nehmen. Viele von ihnen werde ich lieben, mit Anderen kämpfen, die Dritten hassen, aber ich will diese Liebe, diesen Haß, diesen Kampf haben!

O, nur leben! Ich will sehen, wie die Sonne hinter dem Berge untergeht, und wie der blaue Himmel sich mit Sternen bedeckt, wie auf der spiegelglatten Meeresfläche die weißen Schaumspitzen erscheinen, und wie unter dem Brausen des unerwarteten Sturmes ganze Felsen von Wolken sich aneinander zerschlagen. Ich will mich im kleinen Kahne diesem Sturme entgegenwerfen, will mit einer rasenden Troïka die Schneesteppe durcheilen, ich will dem ergrimmten Bären mit Dolchen entgegentreten, will alle Aufregungen und alle Kleinlichkeiten des Lebens durchmachen. Ich will sehen, wie der Blitz den Himmel durchschneidet, und wie der grüne Käfer von einem Zweige zum andern kriecht. Ich will den Duft des frisch-

gemähten Heues und den Geruch des Theeres einathmen, will den Gesang der Nachtigall in den Fliederbüschen und das Quaken der Frösche am Teiche, das Glockengeläute in der Dorfkirche und das Geräusch der Wagen auf dem Pflaster hören, ich will den feierlichen Akkorden einer heroischen Symphonie und den flotten Weisen eines Zigeunerliedes lauschen.

O, nur leben! Nur die Möglichkeit haben, die irdische Luft einzuathmen und ein menschliches Wort auszusprechen, nur aufschreien, aufschreien . . .

## IX.

Und plötzlich schrie ich auf; aus ganzer Brust, aus ganzer Kraft schrie ich auf. Eine sinnlose Freude ergriff mich bei diesem Schreie, aber der Laut meiner Stmme setzte mich in Erstaunen. Es war nicht meine gewöhnliche Stimme, es war ein schwacher, matter Ton. Ich öffnete die Augen; das grelle Licht eines kalten hellen Morgens blendete mich fast. Ich befand mich in Nastaßjas Zimmer. Sophie Franzowna hielt mich auf ihren Armen. Nastaßja lag hochgeröthet, mit Kissen gestützt, im Bette und athmete schwer.

„Höre, Wassütka," ertönte Sophie Franzownas Stimme, „dränge Dich irgendwie in den Saal durch und rufe Semën auf einen Augenblick heraus."

„Aber wie werde ich mich da durchdrängen können, Tantchen," antwortete Wassütka. „Der Fürst wird eben hinausgetragen, und es haben sich da massenhaft Gäste versammelt."

„Nun, dränge Dich nur irgend wie durch, rufe ihn nur auf eine Minute heraus, denn er ist ja doch der Vater."

Wassütka verschwand und kam bald mit Semën wieder. Er hatte einen schwarzen, mit Pleureusen besetzten Frack an und hielt ein furchtbar großes Buch in der Hand.

„Was ist denn?" fragte er hereinstürzend.

„Alles glücklich abgelaufen, ich gratulire," sprach feierlich Sophie Franzowna.

„Nun, Gott sei Dank," sagte Semën, und ohne mich nur eines Blickes zu würdigen, lief er wieder weg.

„Ein Junge oder ein Mädchen?" fragte er schon vom Flure aus.

„Ein Junge, ein Junge!"

„Nun, Gott sei Dank!" wiederholte Semën und verschwand.

Währenddem beendete Jüdischna ihre Toilette vor der Kommode, auf welcher ein alter, schiefer Spiegel in Kupfereinfassung stand. Nachdem sie, um dem Begräbnisse zu folgen, ein schwarzes, wollenes Tuch um den Kopf gebunden hatte, warf sie einen mißbilligenden Blick auf Nastaßja.

„Hat sich auch eine Zeit ausgesucht — ist nichts darüber zu sagen. Den Fürsten trägt man hinaus, und ihr fällt es ein zu gebären . . . O, daß Dich . . .“

Jüdischna spuckte erbittert aus, und sich andächtig bekreuzigend, segelte sie den Gang hinunter. Nastaßja gab ihr keine Antwort, lächelte ihr nur beseligt nach.

Man badete mich in einem Troge, wickelte mich und bettete mich in eine Wiege.

Ich schlief sogleich ein, wie ein von einer langen anstrengenden Reise erschöpfter Wanderer und vergaß während dieses tiefen Schlafes alles mit mir bis zu diesem Augenblicke Vorgegangene.

Nach einigen Stunden wachte ich als hilfloses, gedankenloses und schwächliches, zu ununterbrochenem Leiden bestimmtes Geschöpf auf.

Ich trat in ein neues Leben.

# Heinrich Ritter von Reder.

Von

## Hans Benzmann.

— Wilmersdorf b. Berlin. —

Wie ich den Dichter Heinrich von Reder kennen lernte? Durch di Münchener Zeitschrift der Modernen: „Die Gesellschaft". Rede war von den älteren Dichtern der einzige, der in dieser un anderen modernen Zeitschriften, und zwar recht oft, mit poetischen Beiträgen erschien. Man braucht nur die Gedichte von Reder zu lesen, un man wird es erklärlich finden, daß die Jugend ihn verehren mußte, da seine Mannheit, seine Frische und Kraft, seine ganze starke und stolz Persönlichkeit ihr vorbildlich werden konnte. Aber nicht allein diese Frisch und Natürlichkeit zog die Jugend an. Reders Kunst ist auch als solch modern im besten Sinne. Sie ist wirkliche Kunst, nicht hervorgegange aus abstrakten Reflexionen, sondern wie erlebt, so gedichtet. Was die beste der Modernen in formeller Beziehung erstrebten: Anschaulichkeit, Natürlichkeit, Präzision und Prägnanz des Ausdrucks, Knappheit der Form, Plasti neben melodisch und harmonisch wirkender Abtönung des Verses, de Strophe, des ganzen Gedichtes, kurz, volle Einheit zwischen Inhalt un Form: das Alles bot Reders Kunst im reichsten Maße. Es war abe wohl noch etwas Anderes, was die deutsche Jugend zu diesem greise Dichter mit dem ewig jungen Herzen, mit der reinen, stolzen und starke Seele hinzog, etwas, das sie im Kampfe um neue Ziele als das eine un ewige Ziel der deutschen Kunst dunkel empfand, etwas, das hoch über ih stand im milden, Alles umfassenden und versöhnenden Glanze: Es wa das Deutsche, das Germanische, das aus Reders Kunst spricht, das übe den Parteien steht, das deutsche Gemüth, ein Dichten, das aus den Tiefe der volksthümlichen Kunst, des Volksliedes, der Volksballade, der deutsche

Sage schöpfte. Das immer Moderne spricht stark aus Reders Kunst. Abgesehen von dem, was uns die Individualität des Dichters sagt, liegt hierin die Bedeutung Reders, welche die Litteraturgeschichte, die man über unsere Zeit dereinst schreiben wird, die feste Ueberzeugung habe ich, anerkennen wird. Reder gehört wohl etwa neben Geibel, Lingg und Andere, aber noch viel mehr neben Liliencron, Michael Georg Konrad, Richard Dehmel und Gustav Falke. Seine Kunst repräsentirt mit der Liliencrons und Falkes das deutsch-volksthümliche Element innerhalb der modernen Kunst. Wie dies zu verstehen ist, wird noch klarer aus folgenden Ausführungen und Citaten werden. Hier sei zunächst Reders Bedeutung festgelegt. Eine besondere Bedeutung erhält seine Kunst noch einmal jetzt, da man überall wieder an die deutsche Tradition direkt und bewußt anzuknüpfen sucht, da eine neue Blüthe der Ballade, der Heimathskunst bevorzustehen scheint. Das ist der beste Beweis dafür, daß Reders Kunst Ewigkeitsgehalt, in diesem Sinne, birgt. Ich bin der Ueberzeugung, daß viele von den jüngeren Dichtern — und ich spreche hier aus eigener Erfahrung, — von ihm gelernt haben, und nicht zu ihrem Schaden.

Reders Kunst wächst aus dem Leben des Dichters empor. Dieses Dichterleben muß daher derjenige, der sich mit Reders Dichtungen beschäftigen will, genauer kennen lernen. Es war ein vielbewegtes und bietet schon, rein vom menschlichen Standpunkte aus betrachtet, viel des Interessanten. Ich folge in meiner Darstellung des Lebens Reders hauptsächlich den Ausführungen Ernst Kreowskis, der den Dichter persönlich kennen gelernt hat (vgl. „Breslauer Monatsblätter“ Jahrgang 1892, März-, Mai- und Juniheft, den Artikel Kreowskis „Litterar-Gesellschaftliches aus München“). Es sei vorausgeschickt, daß Heinrich Ritter von Reder seit Jahren als Oberst a. D. in München lebt. So schildert ihn Kreowski: „Den Schlapphut energisch in's scharfmarkirte Gesicht gezogen, darunter blitzende Feueraugen; kräftig gebogene Adlernase, grauer Schnauz- und Knebelbart; eine hohe schlanke Gestalt mit dem um die sehnigen Glieder geschlagenen Wettermantel nach militärischem Zuschnitt — potz Blitz: ein Original, ein Prachtkerl! Wäre er jemals in Eurer Mitte gewesen, der erprobte Haudegen! Da blitzte und wetterleuchtete es dann bald hin- und herüber. Die Zungen los, Ihr Jungen, zur Redeschlacht! Zeigt, was Ihr könnt. Nicht lange geplänkelt. Kein blaudunstiges Geflunker. Thatsachen, Thatsachen! Klingen grad aus! Hahaha, er wäscht Euch gehörig die Köpfe, er blitzt Euch nieder! Ihr grollt? Schmunzelnd brennt sich „Wotan“ eine frische Cigarre an und dehnt sich im Sessel. Nur keine Verknöcherung, nur keine Greisenhaftigkeit. Wo jugendliche Feuergeister scharf aufeinanderplatzen, da ist seine Zugehörigkeit. Her, Ihr Geisteskämpfer, junge und alte, wenn Euch Schaffensfreude die Seele schwellt! Er ist der Eure, Ihr die Seinen!“ Diese von herzlicher Begeisterung eingegebene Schilderung mag das Portrait des Menschen Reder noch deutlicher erscheinen lassen.

Reder ist Unterfranke. Das frühere Reichsstädtchen Mellrichstadt ist seine Heimat. Hier wurde er seinem Vater, einem Gerichtsarzte, am 19. März 1824 als der vierte Sohn geboren. Seine Vorfahren hatten im Rufe großer Gelehrsamkeit gestanden. Des Dichters Großvater, Doktor Ignaz Reder, so erzählt Kreowski, war ein grundgelehrter Arzt und freimüthiger Schriftsteller; „dabei ein Mann, dessen ganzes Wesen klassische Größe athmete, dessen Denken und Handeln aus einer für Freiheit, Menschlichkeit und Vaterland glühenden großen Seele floß.“ Am 30. August 1796 wurde er durch französische Marodeurs unter Jourdan meuchlings erschossen (man vergl. hierüber Kreowskis Aufsatz: „Ein Vergessener“, Nürnberger Anzeiger Nr. 338 u. 342, 1891). Im elterlichen Hause Reders herrschte der Geist der klassischen Bildung, die lateinische Sprache war gewissermaßen Umgangssprache zwischen Eltern und Kindern. Der Vater war den Kindern auch der beste Lehrer für ihre humanistische Ausbildung. Reder besuchte die Lateinschule und die Gymnasien zu Schweinfurt und Aschaffenburg, welche er mit größter Auszeichnung absolvirte. Die waldreiche und naturfrische Umgebung seiner Heimat und poetisches Empfinden hatten in ihm die Vorliebe für die Naturwissenschaften erweckt, und sie wurden es denn auch, denen er sich auf der Forstakademie zu Aschaffenburg eifrig widmete. Nachdem er dieselbe absolvirt und ein Jahr als Praktikant im äußeren Forstdienste verbracht hatte, besuchte er die Universität München, um seine Studien zu vervollständigen. Er war bei größtem Fleiße kein Stubenhocker, in Gegentheil, er war gern dort, wo das Leben sprudelte und schäumte, er war ein virtuoser Tänzer, Schwimmer, Schlittschuhläufer, Reiter, vor Allem aber ein unüberwindlicher Hieb- und Stoßfechter, den Jeder auf der Mensur fürchtete, und war bei Studentenkommersen zumeist als Sprecher an der Tête. Senior der Burschenschaft Hubertia, ist er ihr eigentlicher Begründer gewesen. Da kam das Jahr 1848, es rief ihn, den damals gerade Wehrpflichtigen, zu den Waffen. Aber an demselben Tage, als er in die Kaserne einrücken sollte, wurde er auf Grund seiner Studienzeugnisse zum Leutnant im 1. Artillerie-Regiment ernannt. Hier in München fand er bald Verkehr in litterarischen Kreisen und Aufnahme in der Gesellschaft „Poeten-Verein an der Isar“. Diese Dichter hatten ihre Zusammenkünfte im sogenannten Apollosaal der altmünchener Bierwirthschaft „zum grünen Baum“. Ihr Kreis bestand nur aus wenigen Mitgliedern. Diese waren: August Becker, der Dichter des Jungfriedel; der Begründer der Gesellschaft Dr. Medicus, der unter dem Namen J. Heiler schrieb; der Dialektdichter Dr. Pankofer; Heinrich Reder; dessen Bruder Johann Baptist; Karl Waldemar Neumann, ein Waffen- und Sangesgenosse H. Reders; Leonhard Wohlmuth, der Verfasser der bayerischen Königshymne, und Dr. Goßmann, der Vater der bekannten Schauspielerin Friederike Goßmann. Reder blieb der militärischen Laufbahn getreu, aber er studirte und dichtete eifrig fort und betrieb auch

ıoch später, als er Oberleutnant geworden war, das Studium der Malerei, u welcher ihn ein außergewöhnliches Talent befähigte. Sein Lehrer war er bekannte Landschafter Miller. 1854 gab er mit seinem Freunde Saldemar Neumann ein Bändchen Gedichte unter dem Titel: Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren" heraus, welche ch in militärischen Kreisen großer Beliebtheit erfreuten und gerne gesungen ıurden. 1859 ließ er einen 348 Seiten starken Band „Gedichte" erscheinen. Verlag von Oskar Besemfelder, Memmingen.) Nachdem Reder 1861 ein Bändchen Gedichte seines Freundes, des Artillerie-Offiziers Georg Betzel, us dessen Nachlaß herausgegeben hatte, veröffentlichte er eine Monographie es bayerischen Waldes unter dem Titel: „Der Bayerwald, geschildert nd illustrirt von Heinrich Reder."

Unterdessen hatte sich, begünstigt von dem kunstliebenden König Max II., ne neue Künstlergemeinschaft in München gebildet, unter dem Namen: Die Krokodile". Der König selbst hatte die berühmte „Tafelrunde", die B. von Kaulbach auf einem großen Oelgemälde festgehalten hat, das sich n Maximilianeum befindet, gegründet. Um in zwangloser Weise noch ußerdem miteinander verkehren zu können, hatten die Künstler noch eine veite Gemeinschaft gebildet. Ernst Kreowski erzählt über die Entstehung es Vereins „der Krokodile" sehr viel Lustiges (vgl. „Breslauer Monats-lätter 1892, Seite 42). Die Veranlassung zu diesem sonderbaren Namen at wohl das folgende Poem Hermann Linggs gegeben:

Im heiligen Teich zu Singapur,
a liegt ein altes Krokodil
on äußerst grämlicher Natur
ıd kaut an einem Lotosstiel.

Es ist stocktaub und völlig blind,
Und wenn es manchmal friert des Nachts,
Dann weint es bitter wie ein Kind,
Doch wenn die Sonne scheint, dann lacht's."

Dies Gedicht, so erzählt Kreowski, wurde alsbald in Poetenkreisen be-nnt und gab auch Geibel die Anregung zu dem vielgesungenen tudentenliede:

„Ein lust'ger Musikante
Spazierte einst am Nil,
O mores!
Da kroch wohl aus dem Wasser
Ein großes Krokodil,
O mores!
Das wollt' ihn baß verschlingen,
Wer weiß, wie das geschah,
O tempo, — tempo, — tempora!
Gelobet seist Du jederzeit, Frau Musika.

Dieser Gesellschaft der „Krokodile" gehörten unter Anderen Emanuel eibel (Obmann), Paul Heyse, Hans Hopfen, Julius Grosse, Heinrich uthold, Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Wilhelm Hertz, Graf von hack, Hermann Lingg, Oskar v. Redwitz, H. W. Riehl, Victor v. Scheffel, ıron Robert von Hornstein, der bekannte Liederkomponist, und viele

Andere an, auch Heinrich Reder, damals Hauptmann. Ich ließ mit Absicht dieses reiche und fröhliche Bild wieder aufleben, um das Leben und Wesen unseres Dichters näher zu charakterisiren. In diesem Kreise kamen die dichterischen Erzeugnisse der Mitglieder zur Verlesung. Feierliches Schweigen herrschte jedesmal, wenn Geibel das Podium bestieg, schon damals war er stolz auf seinen Ruhm, den er bei allen Backfischen Deutschlands genoß. Die Gesellschaft löste sich auf, nachdem sie zwanzig Jahre segensreich gewirkt hatte. Heinrich Reder hat ihr Ende in einem humorvollen kleinen Gedichte besungen:

Die Zeit ist längst vorüber,
Als schwamm das „Krokodil",
Zu München in dem Teiche,
Entfloh'n dem trüben Nil.

In einer dunklen Kneipe
Es jämmerlich verschied,
Doch hört man noch bisweilen
Von ihm ein altes Lied.

Sobald auch dies verschollen,
Dann wird der Teich zum Sumpf,
Und in dem Teiche feiern
Eidechsen den Triumph."

Auch sonst hat Reder die Krokodile mannigfach besungen. Kreowski theilt ein sehr humorvolles, launiges längeres Gedicht an angegebener Stelle (S. 72—73) mit.

Reder hatte unterdessen auch als Soldat manches durchgemacht. 1866 nahm er Theil an den Gefechten bei Roßdorf und Zelle, Kissingen, Roßbrunn und Hettstedt. Geschmückt mit dem Militärverdienstorden II. Klasse, aber die Brust voll bittrer Empfindungen, kehrt er heim. Er machte darauf eine Studienreise nach Spanien, besuchte Gibraltar und die Nord-Küste Afrikas. In Spanien lernte er die Zigeuner näher kennen, deren Leben und Wesen er in manchem Liede verherrlicht hat. In stillem Schaffen verbrachte er dann die nächsten Jahre, bis der Krieg 1870/71 auch ihn wieder zu den Waffen rief. Die im Jahre 1891 erschienene „Geschichte des Königlich Bayerischen dritten Feld-Artillerie-Regiments Königin Mutter" (bearbeitet von Luitpold Lutz, Hauptmann in diesem Regimente, Verlag Theodor Ackermann, München) giebt Aufschluß über die rühmliche Auszeichnung der von ihm kommandirten 8. Batterie. Reder hat sechzehnmal im Feuer gestanden, so auch bei Beaumont, Remilly, Sedan, Orleans, Coulmiers, Beaugency-Cravant. In der Schlacht bei Beaugency am 8. Dezember wurde er durch ein Chassepot-Geschoß verwundet und kampfunfähig gemacht. Kreowski theilt ein paar prächtige Kriegsgedichte Reders mit, die in ihrer Realistik und kräftig individuellen Schilderung, welche uns die große furchtbare Stimmung der Schlacht schon durch die ersten Zeilen suggerirt, nur noch etwa in Kriegsgedichten Liliencrons und des schlesischen Dichters und Mitkämpfers Reders Theobald Nöthig (man vergl. namentlich des letzteren prächtige Gedichte „Bei Gravelotte" und „Auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour") ihres gleichen finden. Es wäre inter-

essant, einmal die Kriegspoesie der genannten Dichter, die wirkliche Poesie, kein Hurrahgeschrei und kein abstrakter Singsang ist, zusammenzustellen und miteinander zu vergleichen. Ich möchte wenigstens eines dieser Gedichte Reders — gerade sie sind unbedingt charakteristisch für diese kräftige Dichterindividualität — mittheilen. Mit Recht weist Kreowski auf den schneidenden Kontrast von Tod und Leben in dem folgenden Gedichte hin:

Vor Bazeilles im Straßengraben
Lag erstarrt ein junger Jäger,
Einer von den blauen Teufeln,
Die bei Weißenburg gefochten,
Auf dem braunen Odel schwammen
Seine braunen Ringellocken.
Und dazwischen hingen schmierig
Giftig grün Kartoffelknollen.
Größer kaum wie Marmelschusser,
Die den Kindern sind ein Spielwerk,
Grub er sie beim Halt im Marsche
Mit den Fingern aus dem Feld.
Aufbewahrt für's nächste Bivouak,
Waren sie aus seinem Brotsack,
Als er stürzte, ausgeronnen
In das Gold von seinen Locken.

An der Grabenböschung lagen
Mancher Turko und Zuave
Steif in ihren Pluderhosen,
In den Händen noch den Chassepot.
Ihre feuchten Reisrationen
Hingen aus den Blechgeschirren
Grau und klumpig am Tornister,
Besser kaum als die Kartoffeln.
Hier und da braunrothe Tupfen
Klebten auf den Uniformen,
Schmutzbedeckt vom Staub der Straße
Und dem letzten Lagerplatz.
Sohn der Alpen, Sohn der Wüste,
Du verlorn' Pariser Kind!
Nimmer kann ich Euch vergessen
Mit dem Todtenfleckgesicht. —

Plaudernd ritt ein Stab vorüber,
War gefolgt von einem Wagen,
Angefüllt mit Dienstpapieren,
Rothwein, Schinken und Konserven.

Nach seiner Verwundung kehrte Reder heim. Außer dem Max-Joseph-Orden schmückten nun noch das auf dem Schlachtfeld erworbene Ritterkreuz und das eiserne Kreuz II. Klasse Reders Brust. 1871 wurde er als Major zum 2. Artillerie-Regiment versetzt. Als Oberst ging Reder wegen eines Augenleidens in Pension. Den persönlichen Adel hatte er mit dem Max-Joseph-Orden (Ritterkreuz) erhalten.

Erst jetzt gab Reder einige neue Bücher heraus. Im Jahre 1885 „Federzeichnungen aus Wald und Flur“. Reder hat das „nonum prematur in annum“ mehr als nöthig beachtet. Nachdem der erste Versuch, die Federzeichnungen herauszugeben, durch den Bankerott des Verlegers — 3 Bogen waren schon gedruckt — mißglückt war, ließ der Dichter sie einundzwanzig Jahre hindurch in seinem Pulte liegen bis zum Jahre 1885. Aehnlich verhält es sich mit der Dichtung „Wotans Heer“, welche 1892 (Dresden, bei Pierson) erschien. 1853 hatte Reder die prächtige Dichtung in Landau in der Rheinpfalz begonnen und im Oktober 1886 auf der Rottmannshöhe am Starnberger See vollendet. Die Gründe für diese Verzögerung lagen andererseits aber auch in der militärischen Beschäftigung des Dichters, welche ihm selten Zeit zu litterarischem Schaffen gestattete,

und auch in der Absicht des Dichters, nur mit Poesieen, welche er nach eigenem strengen Urtheil für gelungen hielt, vor das Publikum zu treten. Reder veröffentlichte noch: „Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren“, Augsburg 1893, (Verlag der C. Reichenbach'schen Buchdruckerei), „Rothes und blaues Blut“ (Verlag Dr. Albert u. Co., München, jetzt Schuster und Löffler, Berlin), „Lyrisches Skizzenbuch“ (jetzt ebenfalls bei Schuster und Löffler) und „Mein Wanderbuch“ (Verlag Max Wohlfart, München; leider ist dies Buch wegen Bankerottes des Verlegers garnicht im Buchhandel erschienen). In der „Gesellschaft“ und mehreren anderen lyrischen Blättern sind während der letzten Jahre eine große Anzahl von Gedichten von Reder erschienen, welche er bis jetzt in einem Bande gesammelt hatte, aber nach den trüben Erfahrungen mit den Verlegern und den deutschen Lesern nicht herausgeben mag. Gerade diese Gedichte, soweit ich sie aus der „Gesellschaft“ und anderen Zeitschriften kenne, gehören zu den besten und künstlerisch reifsten Reders und zeigen ihn noch in ganz anderem Lichte wie die in den Büchern veröffentlichten.

Die im Jahre 1859 erschienenen „Gedichte“, das Erstlingswerk Reders, zeigen die Eigenthümlichkeiten des Dichters schon in stark ausgeprägter Weise. Es ist ein reiches und tiefes Buch, das sich von zeitgenössischen ähnlichen Werken einmal durch das stark Persönliche und Innerliche, das sich in diesen Gedichten ausspricht, dann aber durch die Art der Kunstauffassung, durch den großen Reichthum an wirklich stimmungsvollen, melodiösen und sich durch lebendige Anschaulichkeit auszeichnenden Liedern und Balladen im echten volksthümlichen Balladenton unterscheidet. Man findet in ihm Anklänge an Heine und die Romantiker; in diesen Zügen aber erkennen wir mehr den Zeitgeist als eine bewußte oder unbewußte Nachahmung. Reders Talent ist von Anfang an ein so originelles und fruchtbares, ein sich so reich ergießendes, daß es einer Anlehnung und Stütze nicht bedurfte. Man muß staunen über diese Liederfülle! Die ganze jugendliche Frische der Empfindung, allerdings auch jugendliche Empfindsamkeit, kommt in diesen vielen Liedern zum Ausdruck. Reder hat später originellere Töne gefunden, die kräftiger und auch stimmungsvoller wirkten; aber niemals wieder hat er so sehr den Drang gehabt, sich unmittelbar zu offenbaren. Es war die Zeit der jugendlichen Begeisterung, der überströmenden Gefühle, der Ideale, der Hoffnungen, der Liebe:

Mein Herz ist wie ein tiefer See,
Von Waldesgrün umsäumt,
In dessen Fluth die schönste Fee
Im Mondenscheine träumt.

Auf seinem Grunde steht ein Schloß
Von Edelstein und Gold,
Darin ich treu die Fee verschloß,
Mein Liebchen wunderhold.

Welche Zartheit, welche Melodik der Sprache und welche Fülle der Phantasie, gebannt in ein kleines einfaches Lied, wie es ähnlich die Minnesänger sangen, ähnlich die Romantiker, ähnlich die Deutschen immer wieder

singen werden! Aber man vergleiche dieses Lied mit späteren, und man wird im Tonfall und im ganzen Aufbau, in der Plastik, die hier allerdings noch wie Filigranarbeit anmuthet, schon den Dichter der „Lyrischen Skizzen“ und „Federzeichnungen“ leise heraushören. Ich hebe zunächst noch die anmuthigen Cyklen: „Der Falkonier“ und „Oliva die Zigeunerin“ hervor. Für diese Themen, die übrigens zeitgemäß waren und auf die Romantik zurückweisen, andererseits aber hinüberleiten zur flachen Romantik eines Julius Wolff u. a. und auch zur romantisch socialen Bettler- und Vagabundenpoesie z. B. einer Ada Christen, hatte Reder von Anfang an eine gewisse Vorliebe, so daß sie immer wieder, sei es lyrisch oder episch, von ihm verwendet werden. Es sind ihm im Einzelnen in dieser Art schöne Lieder gelungen, im Allgemeinen aber wiegt hier das Abstrakte und Sentimentale vor, und mir wenigstens sind die kräftigen Lieder in Landsknechtston und die Soldatengedichte viel lieber. Ich möchte aber doch ein ungemein lyrisch empfundenes Lied aus dem Cyklus „Oliva“ hier citiren, das wundervolle, wie Musik wirkende Schlummerlied:

Schlumm're, Kind, es weht der Wind,
Welke Blätter weht der Wind.
Wie sie fliegen, wie sie schweben,
All mein Lieben, all mein Leben —
Welke Blätter weht der Wind.

Schlumm're, Kind, es rinnt der Bach,
Trüb und traurig rinnt der Bach.
Wie die Wellen rieselnd rinnen,
All mein Sehnen, all mein Sinnen
Rinnt in Thränen, mit dem Bach.

Schlumm're, Kind, es singt ein Schwan,
Sterbend singt im Schilf ein Schwan.
Von der Täuschung Pfeil getroffen
All mein Glauben, all mein Hoffen —
Sterbend, sterbend singt ein Schwan.

Wie hier mit den Empfindungen der Mutter die der Natur verwoben ᵘnd und alles Empfinden gleichsam in Eines zusammenklingt und träumerisch ᵛerklingt und verweht, — das ist hohe lyrische Kunst! Besonders sei hingewiesen auf die prächtigen Märchen und Balladen, die man in den Cyklen „Traumgestalten“, „Im Wald und auf der Haide“ und „Sagen“ ᶠindet. In ihnen zeigt sich deutlich Reders starke, echte Begabung für die volksthümliche Ballade. Eine der schönsten Balladen, die er gedichtet hat und die ich kenne, ist „Der arme Sünder“. Die Größe und Ursprünglichkeit des Talentes Reders kommt in ihr, sowohl in den einzelnen Momenten wie in dem ganzen Aufbau und namentlich auch in dem wundervoll natürlich sich ergebenden Schluß, der die Spannung gleichsam noch mehr spannt, ohne in eine geistreiche Pointe zu verlaufen, voll zur Offenbarung. Ich möchte das Gedicht trotz seiner Länge hier ganz citiren, zumal ich glaube, daß man dieses älteste Gedichtbuch Reders kaum mehr im Buchhandel erhält.

Der arme Sünder.

Auf öder Haide ragt das Hochgericht
Gespenstig in die Nacht hinein,
Erhellt vom zweifelhaften Mondenlicht,
Dreibeinig auf einem Kranz von Stein.

Und klappernd an dem hölzernen Gestell,
Vom Winde hin und her geschwenkt,
Ist hoch hinauf ein schlotternder Gesell,
An hanfgedrehtem Strick gehenkt.

Kein Auge ward bei seinem letzten Gang
Von einer Thräne still bethaut,
Bevor er von der Leitersprosse sprang,
Hat flehend noch sein Aug' geschaut.

Es stand ringsum ein dichtes Menschenheer,
Soweit, soweit er traurig sah;
Da ward dem armen Burschen das Herz so schwer,
Kein einziger Freund war fern und nah.

Nicht Vater und Mutter, nicht Schwesterlein,
Kein Bruder und kein treues Lieb,
Kein einziger Freund in all den dichten Reih'n,
Der treu im Unglück ihm verblieb.

Da hat er statt zu beten wild geflucht,
Dem Vater geflucht, der ihn gezeugt,
Da hat er statt zu beten wild geflucht,
Der Mutter geflucht, die ihn gesäugt.

Geflucht des Tages gold'nem Sonnenstrahl,
Des blauen Himmels frischer Luft,
Geflucht dem Waldgrün und dem Wiesenthal,
Dem Vogelsang und Blumenduft.

Der Pfaffe sprach zu ihm vom gütigen Gott
Und seiner Allbarmherzigkeit,
Das dünkte dem jungen Blute wie Hohn und Spott:
„Barmherzigkeit, wie bist Du weit!"

Die Zeit ist um, noch einen einz'gen Blick
Auf alles Leben um ihn her,
Ein Stoß hinab, vollbracht ist sein Geschick,
Und ringsum ward es still und leer.

So hing er droben schon ein ganzes Jahr,
Vom Regen und vom Thau gebleicht;
Um ihn herum die finst're Rabenschaar
Mit heis'rem Krächzen kreisend streicht.

So hing er heute bis zur Mitternacht,
Als über die Haide die Windsbraut sprang,
Daß im Gefüge das Gerüste kracht
Und schrill zerriß der morsche Strang.

Zu Boden stürzt das Gerippe zerschellt,
Der Schädel rollt von Stein zu Stein,
Und durch den Sturm ein wilder Wehruf gellt,
Als fluche wieder das Klapperbein.

Aehnlich schöne Balladen sind „Die wilde Fahre", „Des Windmüllers Töchterlein", „Ran" und „Der Frickenhäuser See". Von Märchen seien genannt: „König Elberich", „Perlmütterlein" und das ganz prächtige „Das Donnerweibchen". Vielfach hat der Dichter zu diesen Balladen und Märchen wohl Sagen seiner fränkischen Heimat verwendet. — Die noch übrigen Cyklen des Buches „Landsknechtslieder", „Der Fähnrich" und „Am Wachtfeuer" findet man durch noch charakteristischere Stücke erweitert, auch in dem späteren Büchlein „Soldatenlieder". Diese Gedichte, die meines Erachtens einen Höhepunkt im Schaffen des Dichters bedeuten, werden bei der Betrachtung der weiteren Entwicklung Reders ausführlich besprochen werden.

Das nächste Werk Reders ist die Monographie des bayerischen Waldes: „Der Bayerwald" (1861). Ich kenne das Werk nicht, da es im Buchhandel leider vergriffen ist. Kreowski rühmt an angegebener Stelle den glänzenden Prosastil, die gemüthvollen, waldfrischen Schilderungen, die patriotische Wärme des Vortrags. Er giebt auch ein Probestück der poeti-

schen Schilderungen, das ich hier ebenfalls wiedergeben möchte: „Der Wald schmückt, erhält und nährt den Boden. Mit riesenhaften Fächern bewegt er die Luft in unaufhörlicher Strömung. Erstickende Gase athmet er ein und haucht sie verwandelt aus als Luft des Lebens für Menschen und Thiere. Von seinen Blättern träuft der perlende Thau, durch seine Thale wallt der duftige Nebel und lagert sich über seiner grünen Krone als regenspendende Wolken, aus seiner Tiefe springen die Quellen und füllen die Flüsse der Ebene. Was wäre der „Wald“ ohne Wald? Eine langweilige Kette von Hügeln und Bergen, ein Bild ohne Farben, eine Leyer ohne Saiten, kurz, ein Land ohne Schönheit und Poesie“. Reder schildert in seiner Schrift ferner das Wesen der einzelnen Waldbäume, der Birke, Tanne, Buche u. a. Dem Buche sind nach Zeichnungen Reders Holzschnitte beigefügt.

Schon im Jahre 1854 hatte Reder, wie bereits bemerkt, ein Büchlein „Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren“ (C. W. Neumann und H. Reder) herausgegeben, ebenso im Jahre 1861 die Gedichte seines Freundes Georg Betzel aus dem Nachlaß desselben (Betzel, ebenfalls Offizier, war in Schwermuth verfallen und hatte sich im Jahre 1857 in Augsburg erschossen). Im Jahre 1893 erschienen beide Sammlungen in einem Buche und durch Gedichte Reders vermehrt in neuer Auflage unter dem Titel „Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren“ herausgegeben von Heinrich von Reder (Augsburg, Verlag der C. Reichenbach'schen Buchdruckerei). Es sei vorausgeschickt, daß auch der andere Freund, der Infanterie-Offizier Carl Waldemar Neumann, ein tragisches Ende hatte. Er erschoß sich im Jahre 1888 in Regensburg offenbar in einem Anfall geistiger Störung. Das Büchlein „Soldatenlieder“ ist zunächst deshalb so interessant, weil sich in den Liedern der drei Offiziere drei ganz verschieden geartete Persönlichkeiten offenbaren, aber in so glücklicher Weise, daß diese Lieder in ihrer Gesammtheit gewissermaßen den Gesammtcharakter der deutschen Soldatenpoesie zum Ausdruck bringen. So gefällt sich Neumann auf dem ungbegrenzten Felde der gemüthlichen Kasernen- und Lagerpoesie. Er lebt, trinkt und singt mit den gemeinen Soldaten. Georg Betzel dagegen ist eine tief angelegte, grüblerische Natur. Er ist der Vertreter des großdeutschen Gedankens von den Dreien. Seine Lieder sind Klagen über die Zerrissenheit des damaligen Deutschland, sie sind durchglüht von tiefer, heißer Vaterlandsliebe und von der Sehnsucht nach besseren Zuständen. Reder, entschieden der Begabteste von den Dreien, singt echte Soldatenlieder im Volkston. Seine Poesie ist die des Feldlagers, der Schlacht, des Patrouillenganges, des Soldatenlebens im Kriege. Er schildert die Empfindungen des einzelnen Soldaten vor, während und nach der Schlacht, er giebt Kriegs-Genrebilder. Seine Lieder sind außerordentlich frisch empfunden, eine derbe Gesundheit, draffe Realistik, ein trockner Humor, der Lapidarstil der echten volksthümlichen, anschaulich wirkenden und melodiösen Soldatenlieder sind die charak-

teristischsten Eigenthümlichkeiten dieser Poesien, die mit das Beste bieten, was Reder gedichtet hat. Reders Gedichte zerfallen in mehrere Abschnitte, von denen jeder in sich zusammenhängende Lieder enthält. „Die Landsknechte“, „Der Fähnrich“, „Im Stegreif“, „Am Lagerfeuer“, „Im Frieden“. Auf Reders prächtige Landsknechtlieder möchte ich bei der Betrachtung des Epos: „Wotans Heer“ eingehen. Aus den anderen Abschnitten theile ich folgende charakteristische Lieder mit:

Was hilft denn wohl auf Erden
Gen Herzeleid und Noth!

„Da ist kein Kraut gewachsen,
Da hilft allein der Tod.

Und ist kein Kraut gewachsen
Und hilft allein der Tod —

Will ich ein Reiter werden
Noch vor dem Morgenroth.

Unnütze Sorge.

Es schritten drei Soldaten
Zur Schlacht in einer Reih'.
Der Eine sprach: „Kameraden,
Trifft mich ein tödtlich Blei
Und bringt Ihr glücklich heim den Leib,
So sorget für mein junges Weib.“

Es sprach darauf der Zweite:
„Wenn Euch das Loos nicht trifft
Und ich den Tod erleide,
Bewahret diese Schrift,
Sie ist, von mancher Thrän bethaut,
Der letzte Gruß an meine Braut.“

Der Dritte sprach mit Beben
Und hat dazu gelacht:
„Es liegt mir nichts am Leben,
Hab's Testament gemacht.
Ich lass' ein falsches Lieb allein,
Wer's will, der soll mein Erbe sein.“

So sprachen die Soldaten,
Als eine Kugel kam
Und allen drei Kameraden
Zugleich das Leben nahm.
Sie lagen auf dem Feld umher,
Und Keiner dacht an's Lieben mehr.

Erwähnt seien noch als äußerst gelungene balladenartige Lieder: „Die Dachauer Moosjagd“, „Die Pappenheimer“, „Die Brüderschaft“, „Das treue Roß“, „Der alte Grenadier“, „Das letzte Hoch“, „Auf Vorposten“ und das feine Stimmungsbild „Hab' Acht“.

Als Reders nächstes Werk möchte ich das Epos „Wotans Heer“, das der Dichter bereits im Jahre 1853 begann, betrachten. Die Anregungen hierzu empfing der Dichter wohl im „Poeten-Verein an der Isar“. Damals, wie Julius Grosse in einer Besprechung von „Wotans Heer“ in der „Allgemeinen Zeitung“ mittheilt, wurde unter den „Poeten an der Isar“ der Kultus des Epos mit Inbrunst betrieben. Man entnahm die Stoffe aus der Edda, aus der mitteldeutschen Sage. Der besang die Kreuzzüge, dieser irgend ein erlauchtes Herrschergeschlecht. Auch Heinrich Reder arbeitete damals an einem großen Epos, am wilden Jäger, das Julius Grosse ein berauschendes Gemisch von Nachklängen der Edda, Zigeunerlyrik und höfischer Ritterromantik im Nibelungenton nennt. Schon damals genoß dies Epos im engeren Kreise des höchsten Ansehens. Jahrzehnte lang hat Reder sein Werk ausreifen lassen. Aus dem romantisch-mystischen Ritterepos ist ein mächtiges Kulturbild, das die Sitten und

Ideen, die Menschen und Thaten des zu Ende gehenden Mittelalters widerspiegelt, ist eine tiefsinnige, gedanken- und poesiereiche Dichtung geworden. „Man kann darüber streiten," sagt Grosse, „ob es erlaubt sei, die Gestalten des Wotan und Snelle, der Frau Berchta, des getreuen Eckart wie des fliegenden Holländers, des Hackelbergs und Rodenstein als reale Gestalten in naheliegende historische Zeit zu versetzen, aber bewundern muß man den Wagemuth und die poetische Schöpferkraft, der es gelungen ist." Bekanntlich hat sich die Sage vom wilden Jäger aus dem Wotanmythus selbst herausgebildet. Der wilde Jäger ist die vom Christenthum herabgesetzte Gestalt des Göttervaters. Hiermit verbunden wurden halbhistorische Lokalsagen, so die Harzsage vom ewig jagenden Hackelberg (er war zum ewigen Jagen verurtheilt, weil er am heiligen Festtag das verbotene Waidwerk betrieb und die Bauern mit Hunden hetzte) und die rheinische Historie vom bauernschindenden Rodenstein.

Wie Reder alle diese Sagen miteinander und mit der von ihm frei erfundenen Fabel verschmolzen hat, wird am besten die Wiedergabe des Inhaltes zeigen. Es sei vorher aber noch darauf hingewiesen, daß sich das Epos von der lange Zeit hindurch blühenden Butzenscheibenpoesie nicht allein durch den kräftigen originellen Stil, durch die ungemein plastisch und lebensvoll wirkende Darstellung unterscheidet, sondern auch, wie ich schon angedeutet, durch den ideenreichen Inhalt. Eine Weltanschauung wird in dieser Dichtung verkündigt. Der Held ist die Personifikation germanischen Wesens, das nicht ganz im Christenthum aufzugehen vermag, sondern aus angeborener Neigung immer wieder sich der Natur und den in ihr waltenden Kräften mit heimlicher mystischer Inbrunst oder offener Empörung gegen den fremden Christengott hingiebt. Ein Ausgleich zwischen Christenthum und germanischem Natur-Allgefühl hat scheinbar im Laufe der Jahrhunderte öfter stattgefunden. Definitiv ist dieses Problem aber bis heute nicht gelöst. Vielleicht scheitert die Lösung, die auch von modernen Philosophen und anderen Dichtern genugsam angestrebt wird, heute mehr als je an dem orthodoxen Kirchenglauben. Dieser Dualismus erscheint als das tiefe Problem hinter dem bunten Kulturbilde in Reders Dichtung, die deshalb auch ein zwiespältiges, bald zum Christenthum, bald zum Naturglauben hinneigendes Wesen zeigt, hierin aber gerade die ganze große Ehrlichkeit ihres Schöpfers verräth, der eben eine scheinbare Lösung — einen Ausgleich auch am Schlusse der Dichtung — nicht zu geben vermag und nicht geben will, weil dieser Ausgleich nicht nur dem Geiste der in der Dichtung geschilderten Zeit, sondern auch der ganzen bisherigen Entwicklung der germanischen Ideenwelt widersprechen würde. Das Epos — man hat dasselbe nicht ganz mit Unrecht: ein Nationalepos genannt — ist und bleibt trotz der lyrischen Beigaben eben ein Epos, enthüllend keine subjektive, persönliche Meinung, keine Weltanschauung in diesem Sinne, sondern die germanische Weltanschauung, die zwischen Christenthum und Pantheismus,

zwischen Mystik und naturwissenschaftlich geklärten Anschauungen bisher hin- und herschwankte.

Der Junker Wolfer von Rodenstein wächst auf der einsamen Odenwaldburg zum Jüngling heran unter der gleich starken Beeinflussung zweier Gewalten, des dämonischen Snelle und des guten, getreuen Eckart. Bald ziehen ihn der Märchenspuk der Kunkelstube, bald die Sagen und Wunder des Waldes und Gebirges, bald Eckarts fromme Erzählungen mächtig an. Er geräth in Schuld, als in Folge seiner leidenschaftlichen Jagdlust sein Vater Erking den Tod findet. Die Ruhelosigkeit, der Dämon Snelle gewinnt in seinem Herzen mehr und mehr die Oberhand. Bei einer wüsten Zecherei verliert er an Snelle das alte heilige Familiengut die Burg Schnellerts. Einmal von Uebermuth und Wildheit getrieben, überfällt er das Lager harmloser Zigeuner. Er verführt Oliva, die Tochter des Zigeunerkönigs Zündel, und bricht ihr die Treue und ist hiermit auch gegen sich selbst untreu und unwahr; denn er liebt Oliva. Sein Ritterstolz besiegt die Treue. Immer mehr geräth er in seelische Verirrung und Verzweiflung. Wotans Hunde Skuld (Schuld) und Reve (Reue) hetzen seine irrende, hastende Seele. Die Natur verführt, aber bestraft auch! — Auf einem Turnier zu Heidelberg gewinnt Wolfer das Herz Marias, der Tochter des Kurfürsten. Allein seine Werbung wird von dem Vater zurückgewiesen, weil seine heidnische Gesinnung und sein Verkehr mit Zigeunern bekannt geworden sind. Nur dann soll ihm die Hand der Geliebten zu Theil werden, wenn er von den Bergen Islands den weißen Falken holen und sich von den Vergehen reinigen wird. Wolfert unternimmt die Fahrt. Snelle und Eckart geleiten ihn durch die Schrecknisse des Meeres. Dann muß er auf Island selbst allein seine Erlösung finden. Wohl erwirbt er mit Hilfe des Zwerges Alber den weißen Falken; aber er lernt hier erst recht die alte heidnische Religion und vor Allem die Sage der Edda kennen. Er vermag zum Christenthum nicht mehr mit reinem, ganz ergebenem Herzen zurückzukehren. Er nimmt die innere Zerrissenheit wieder mit in die Heimat zurück. Hier wird die Hochzeit mit Maria gefeiert. Auf dem Zuge von Heidelberg nach seiner Burg wird er von rebellischen Bauern überfallen, sein Weib durch einen vergifteten Pfeil des Zigeuners Cingal, welcher Rache für Oliva nehmen will, getödtet. Wolfer flüchtet mit der Leiche nach dem Rodenstein. Dieser wird belagert und gebrochen. Wolfer irrt ruhlos in der Welt umher, er schließt sich einem Landsknechtshaufen an und findet seinen Tod in der Schlacht bei Pavia. Im Schlußgesange zeigt uns Reder in düsteren, schattenhaften Farben die wilde Jagd. Die von Reue, Sehnsucht und Zweifel zerrissene Seele des Rodensteines kann niemals Ruhe finden.

Die Dichtung ist reich an großartigen dramatisch bewegten Scenen. Die Menschen wirken äußerst lebensvoll. Julius Grosse bewundert mit Recht an der Dichtung „jenes magische Ineinanderweben von Sagenwelt und Wirklichkeit“. „Es ist ein dämmerhaftes Zwielicht über die Dichtung

ebreitet, in welcher die Gewitterzeit der Bauernkriege, der Reformation
md des absterbenden Ritterthums mit den fernen Feuergarben der isländi-
hen Edda verschwimmt. Die Sagengestalten schweben sichtbar über den
ealen Vorgängen. In dieser phantastischen Verzückung liegt ein Hauch
aulbach'scher und Schwind'scher Kompositionsweise, und ‚dies bestätigt die
Behauptung, ‚die Münchener Litteraturblüthe vor dreißig Jahren sei im
Besentlichen als Reflex der großen Kunstepoche derselben Zeit richtig zu
würdigen'."

Das Beste aber an der Dichtung in künstlerischer Beziehung sind
neines Erachtens die eingestreuten Lieder, namentlich die Landsknechts-
und Bauernlieder. In ihnen zeigt Reder die ganze Größe seines Talents.
Einige dieser Gedichte sind geradezu einzig in ihrer Art. Die ganze Kraft
und Derbheit, der echte Humor des deutschen Volksliedes pulsiren in
hnen. Wer sie einmal gelesen hat, der vergißt sie nicht wieder und
nöchte an ihrer Frische und Kraft, an ihrem Rhythmus sich immer wieder
erfreuen. Ich will wenigstens ein paar Strophen von je einem Lands-
necht- und Bauernlied citiren:

Ein Lied der Landsknechte.

ie frommen Landsknecht sind wir genannt,
as macht uns weder Schimpf noch Schand.
ieweil wir sind die Herren.
azu hat uns der Spieß gemacht,
uf freiem Feld in blut'ger Schlacht
llorten nah und fern.
ie Trummen schlägt um
lit Pummerlein pum!

Zahlt uns der Kaiser guten Lohn,
So fechten wir für seinen Thron
Mit Stoß und Schwerterstreich.
Doch hat er nicht im Säckel Geld,
Sind wir auf ander Seit' gestellt,
In Trümmer geht das Reich.
Mit Pummerlein pum,
Wart' Kaiser, ich kumm'.

Zu Rom wenn wird ein Plan geheckt,
So halten wir den Spieß gestreckt,
Drei Männer ist er lang.
Wir rücken an mit Sturmesschritt
Und fürchten Acht und Bannstrahl nit,
Sankt Petern wird es bang.
Mit Pummerlein pum
Wart, Pfaffe, ich kumm'! u. s. w.

Ein Lied der Bauern.

h bin der arme Kunrad
d komm von Nah und Fern
n Hartematt und Hungerrain
it Spieß und Morgenstern.
h will nicht länger sein der Knecht,
ibeigen fröhnig, ohne Recht.
n gleich Gesetz, das will ich han,
m Fürsten bis zum Bauersmann,
) bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
Drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad
In Aberacht und Bann,
Den Bundschuh trag ich auf der Stang',
Hab' Helm und Harnisch an.
Der Papst und Kaiser hört mich nicht,
Ich halt' nun selber das Gericht,
Es geht an Schloß, Abtei und Stift,
Nichts gilt als wie die heil'ge Schrift.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
Drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,
Trag Pech in meiner Pfann'.
Heijoh! Nun geht's mit Sens' und Axt
An Pfaff' und Edelmann.
Sie schlugen mich mit Prügeln platt
Und machten mich mit Hunger satt,
Sie zogen mir die Haut vom Leib
Und thaten Schand an Kind und Weib.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
Drauf und dran!

Im Anschluß an „Wotans Heer" möchte ich die beiden Erzählungen in lyrischen Gedichten: „Werner der Falkonier" und „Die Fischerrosel" (vgl. das Buch „Rothes und blaues Blut") besprechen. Es sind zwei poesiedurchtränkte, anmuthige Liebesgeschichten, an welchen wir bewundern können, wie sehr die Kunst Reders in formeller Beziehung reifer, kräftiger und stimmungsvoller im Laufe der Jahre geworden ist. Mit feinem künstlerischen Geschick sind lyrische Elemente mit dem fortschreitenden Gang der Handlung verwebt. „Werner der Falkonier" spielt im Mittelalter, „Die Fischerrosel" in der Neuzeit. Beide Gedichte zeigen aber dieselben Züge: Das romantische Bild ist keck realistisch gestaltet, die moderne Liebesgeschichte mit einem romantischen Zauber umgeben, welcher sie stilistisch als ein feines Pendant zur anderen Geschichte erscheinen läßt. Infolge dieser Mischung von Realistik und weltabgewandter Poesie wirken beide Dichtungen so anmuthig und reizvoll. Ergreifend sind die eingeflochtenen Lieder auf Ludwig II. in der zweiten Erzählung. Sie ehren in ihrer rührenden Klage, in ihrer zarten Form den todten König mehr, als schwungvolle Trauerhymnen. Es ist übrigens ein Wunder, daß diese frischen, fröhlichen und wehmüthigen Lieder noch keinen Komponisten fanden. In ihrem Empfindungsgehalt, in ihrer formellen Geschlossenheit und rhythmischen Harmonie wirken sie an sich schon äußerst melodisch.

Die drei Bücher „Feder-Zeichnungen", „Mein Wanderbuch" und „Lyrisches Skizzenbuch" können zusammen besprochen werden, da sie reine Lyrik enthalten und uns den Menschen und Dichter in seiner Entwicklung und gewissermaßen von allen Seiten zeigen. In formeller Beziehung ist ein steter Fortschritt deutlich zu erkennen. Man bemerkt ein immer stärker sich zeigendes Hervortreten des Individuellen, des Persönlichen, des Erlebten aus den allgemeinen dichterischen Stoffen und Formen, aus der Reflexion und dem oberflächlichen Spiel mit Rhythmus und Reim. Und je individueller die Empfindung sich zeigt, desto prägnanter und präciser erscheint auch ihr künstlerischer Ausdruck. Andererseits erkennt man auch ein Wachsen der Weltanschauung des Dichters, ein stilles Ausreifen der Empfindungen und Ideen, eine Wandlung nicht in den Grundanschauungen selbst, wohl aber in der Art, die Dinge zu betrachten, das Leben zu

beobachten und mit diesem die persönlichen Empfindungen und Ansichten in Harmonie zu bringen. Immer umfassender wird die Weltanschauung des Dichters, weil sie nicht mehr von eigenen Systemen und Gedanken aus selbst wirken und einwirken will, sondern das ganze Leben auf sich wirken läßt und dieses nimmt, wie es ist. So wächst mit dem künstlerischen Empfinden auch die Persönlichkeit des Dichters zur Objektivität empor. Aus dieser tiefen Ruhe des Gemüthes blüht in wahrhafter Frische eine von neuem jugendlich, flott, optimistisch, farbig, elastisch, nie blasirt erscheinende Lyrik, die Kunst der lyrischen Federzeichnungen und Skizzen, durch welche Reder äußerst originell im Tone wie im Inhalte wirkt. Zu äußerst reizvoller Wirkung mischt sich in dieses immer jugendlich tapfere und frische Empfinden die feine Ironie des Alters. So entstehen jene meist dreistrophigen Gedichte Reders, die in ihrer Knappheit und ihrem Stimmungsgehalte als Meisterwerke moderner Lyrik anzusehen sind. Eine herbe Schönheit athmet namentlich aus den reinen Naturstimmungen dieser Art. Immer wieder weiß der Dichter seine heimatlichen Gebirge und Wälder stimmungsvoll in kurzen Zwölfzeilern zu schildern:

Mit Purpurgluth durchbricht den Wald
Des Tages Scheidestunde,
Die Bäume zeigen scharf sich ab
Tiefschwarz auf goldnem Grunde.

Die Nachtigall beginnt den Sang,
Und mit den letzten Gluthen
Scheint heißer ihre Sehnsucht sich
Im Liede zu verbluten.

Mit kalten Farben taucht der Ost
Den Wald in stilles Dunkel,
Ihr Lied nur dringt daraus empor
Wie Abendroth=Gefunkel.

Entzückt uns in diesem Gedicht die süße, stille, abendschwere Stimmung der Landschaft, die romantische Weichheit der Empfindung, der Farben und Töne, so überrascht uns gleich das folgende durch die kräftige, frische Realistik und durch den Zauber des persönlich Erlebten.

Ein Urhahn falzte tief im Forst,
Er schliff und knappte brünstig;
Ich sprang ihn an von Stamm zu Stamm.
Der Augenblick war günstig.

Ich zielt' und schoß; der Schlaue lag
Im Moos zu meinen Füßen;
Daß ihn die Liebe blind gemacht,
Das mußt' er bitter büßen.

Doch seltsam wurde mir zu Muth,
Mein Glück war mir verleidet;
Zu sterben in der Liebe Gluth,
Ich hab' ihn drum beneidet.

(Beide Gedichte aus „Federzeichnungen".)

Fast kaum ein anderer moderner Dichter hat die Alpenwelt in ihrer ganzen Großartigkeit, das Leben der Aelpler, der Hirten und Sennerinnen in so klaren, knappen und farbigen Bildern dargestellt wie Reder. Am schönsten sind jedoch auch hier die feinen, stillen Stimmungen. Wundervoll poetisch, ungesucht und doch überraschend kühn deutet der Dichter das Leben

der Natur, wie überhaupt die meisten dieser Gedichte nicht nur bloße Stimmungen sind, sondern Offenbarungen einer Menschenseele voll tiefer Symbolik und origineller, aus dem Innersten des Dichters hervorquellender Ideen.

In einem Steinbruch saß ich lang
Auf einem Block und sann,
Dieweil vom Rande manchesmal
Das Kies hernieder rann.

Gerölle schob sich langsam fort,
Luftsprünge machte der Stein,
Doch schließlich lagen alle still
Am Boden groß und klein.

Da fuhr ich auf. Wozu die Hetz,
Gedränge, Druck und Stoß?
Ich eil' hinweg und dachte mir,
Dem gleicht des Menschen Loos.

* * *

Trauersang scholl mir entgegen,
Auf der Trage lag ein Sarg,
Der in nackten Fichtenbrettern
Eines Aelplers Hülle barg.

Wenig haben ihn begleitet,
Arm und schmucklos war der Zug,
Doch sein Weib und seine Kinder
Hatten an dem Leid genug.

Gläubig, Gott vertrauend schritten
Sie den schmalen Steig der Wand,
Während ich mit meinem Zweifel
Trostlos vor dem Abgrund stand.

(Beide aus „Lyrisches Skizzenbuch".)

Nicht allein des Dichters Leben und Weltanschauung, nicht allein die Natur und die Seele spiegeln sich in diesen knappen Versen, sondern auch die Menschheit, das große soziale wie das kleine gesellschaftliche Leben. So werden diese kurzen Gedichte oft gleichsam zu Novellen, oft gar zu Romanen, die ein ganzes Leben und ganze Lebensverhältnisse und Schicksale im knappsten Rahmen nur andeutend, aber desto wirkungsvoller schildern.

Die Mühle.

Im Wald steht eine Mühle,
Ein grau verwettert Haus,
Dort drängt aus enger Felsschlucht
Der Wildbach sich heraus.

Des Abends sitzt am Fenster
Des Müllers junges Weib
Und schaut auf's alte Schöpfrad
Zu langer Weil' Vertreib.

Das Wasser schießt hinunter
Und dreht im Sturz das Rad.
Das Weib dreht einen Garnstrang
Und sinnt auf böse That.

(Aus „Mein Wanderbuch")

Fast erkennt man hier den Balladendichter namentlich in der großartigen letzten Strophe wieder. Voll lustigem Humor und feinem Sarkasmus sind oft die Schilderungen der modernen Gesellschaft oder moderner Typen.

Märt schritt am Maienabend
Hinaus in's grüne Feld,
Er war vergrämt, zerfallen
Mit Menschen, Gott und Welt.
Die Wachtel schlug im Klee.

Er zählte still die Schläge:
Bück den Rück, bück den Rück!
Doch weil er sich nicht bückte,
So hatte er kein Glück.
Die Wachtel schlug im Klee.

Im Sinnen ging er weiter
Bis zu dem dunkeln Wald.
Er lauſchte, wie von ferne
Der Wachtelruf noch hallt:
Bück den Rück, bück den Rück!

(Aus „Lyriſches Skizzenbuch“.)

Ich hoffe, daß es mir gelungen iſt, in meinen Ausführungen ein einigermaßen klares und vollſtändiges Bild von dem Entwicklungsgange dieſes echten deutſchen Poeten zu geben. Reder iſt ein durchaus in ſich gefeſtigter Charakter, eine dichteriſche Perſönlichkeit von ſittlicher Größe und Reinheit. Gerade ſeine geſunde Sinnlichkeit, die zugleich geſündeſte Sittlichkeit iſt, läßt ihn als echten deutſchen Dichter erſcheinen. Charakteriſtiſch für ihn iſt neben dieſer höchſten Ehrlichkeit, neben dem Streben nach Größe und Tiefe, nach volksthümlicher Einfachheit und Anſchaulichkeit die ſtete Arbeit des Dichters an ſich ſelbſt, die ängſtliche Sorge, nur das Beſte zu geben. Wir wünſchen von Herzen, daß Reder ſich entſchließen möge, auch die Gedichte, die bisher nur in Zeitſchriften oder garnicht veröffentlicht wurden, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie werden für diejenigen, die ſich nun einmal für die ganze ſchnöde Decadence-Poeſie der Artiſten und Ueberbrettl-Poeten nicht begeiſtern können, eine Quelle reinſten Genuſſes ſein. Reders Kunſt iſt echteſte Heimatskunſt, weil ſie die einer deutſchen Perſönlichkeit iſt, weil vor Allem ihr Stil autochthon, darum deutſch iſt.

Noch ein Wort über den Maler und Zeichner Reder. So ſehr er ſich von dem Bildermarkte fernhielt, gelang es ihm doch, unter den Künſtlern ſich einen geachteten Namen zu erwerben. Die „Kunſt-Chronik“ brachte ſeiner Zeit eine feine ſtimmungsvolle Federzeichnung von Reder: „Aus dem Dachauer Moor“. Zahlreiche Gemälde und Skizzen, bemerkt R. Schröder an derſelben Stelle in einem kleinen Artikel über Reder, birgt ſein ſchönes Heim und bewahren ſeine Mappen; ſeine farbenprächtigen Bilder verrathen die Vereinigung des Poeten und Malers; ſeine Zeichnungen reden wie ein Gedicht zu uns.

# Die Deutschen Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts*).

Von

**Eugen Wolff.**

— Kiel. —

(Schluß.)

Die Deutschen Gesellschaften waren durch ihre Uebungen von vornherein auf wissenschaftliche Bethätigung hingewiesen. Indem sie nach Vervollkommnung der Form strebten, und die Form gerade nicht mehr — als äußerliche Künstelei, sondern als Mittel zum klaren und eindringlichen Ausdruck der Sache faßten, mußten sie auch dem Inhalt ernste Aufmerksamkeit zuwenden. Schon die Hamburger Teutsch-Uebenden lassen die mannigfachsten Stoffe zu: „Die einzubringenden Pièçen sollen hauptsächlich bestehen entweder in Theoreticis, als nämlich teutschen grammatikalischen, oratorischen, poetischen u. dergl. Observationibus; oder in Practicis, verstehe einer ausgearbeiteten Prosa oder Carmine, es sei selbst erfunden oder aus anderen Sprachen übersetzet. Nächst diesen aber dürfen auch historica, antiquaria u. a. philologica, jedoch so viel möglich zum Zweck kommende Specimina auf die Bahn gebracht werden." Nicht minder stellten die meisten Deutschen Gesellschaften — wie es ein Basler bezeugt — „einem jeden frei, sich eine beliebige und etwan in seine übrigen Geschäfte einschlagende Materie zu erwählen." Da finden wir neben den sprachlichen, poetischen und kritischen Stoffen Themata wie: Ueber die Annehmlichkeit

*) Die Abhandlung ist zum großen Theil nach handschriftlichen Quellen gearbeitet. Vergl. des Verfassers Schrift: „Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben", Band I und II (Kiel, 1895 und 1897).

ıer Vergreisen — Von dem Vergnügen aus der Arzneiwissenschaft — Von
ıen Quellen der Verachtung der Geistlichen — Von den besten Mitteln,
ıie Gesetze in Aufnahme zu bringen u. dergl. allgemein Interessirendes
ıehr. Oder man wählte geschichtliche Gegenstände, oder man übersetzte
rgend einen, sei es antiken, sei es modernen Autor, darunter auch wissen-
chaftliche von klassischem Werth.

Ueber solche nur mittelbare Beschäftigung mit der Wissenschaft streben
doch die Deutschen Gesellschaften hinaus. Wählte man doch in der
öttinger zur Eröffnungsrede die Betrachtung „Von der nothwendigen Ver-
indung der Sprachen mit den Wissenschaften". Die „Vergnügte Deutsche
esellschaft" in der Berner akademischen Jugend will laut Satzungen bei
er Aufnahme neuer Mitglieder „auf tugendhafte Liebhaber der Wissenschaft
hen", und vor der Aufnahme muß „ein Student aus hiesiger Stadt zwei
ahr in dem philosophischen Hörsaal zugebracht haben". Den Deutschen
esellschaften in Greifswald, Jena, Halle, Leipzig, Göttingen, Erlangen,
önigsberg und Helmstädt rühmt die Duisburgische Gelehrte Gesellschaft
ach, daß sie außer der Sprache „nicht nur die schönen, sondern auch die
öhern Wissenschaften selbst zum Augenmerk haben". Wie konnte es sonst
ommen, daß Gottsched seine Wirksamkeit zur Hebung der Leipziger Gesell-
haft ohne Weiteres als wissenschaftliches Verdienst ansah? Als der junge
xtraordinarius der Philosophischen Fakultät am 8. Mai 1733 ein Gesuch
ın Besoldung einreicht, macht er geltend, er habe „durch unabläßige Be-
ühungen die hiesige Deutsche Gesellschaft, die doch der ganzen Universität
och allezeit bei Auswärtigen Ehre gemachet und sich täglich mehr Ruhm
wirbet, im Stande erhalten."

Die nächstliegende wissenschaftliche Disciplin blieb naturgemäß die
eschichte der Litteratur. Es ist kaum ein Zufall, daß Burkhard
encke, den wir als leitenden Geist in den ersten Anfängen von Ge-
llschaftsbildungen dieser Art kennen lernten, in Schrift und Rede mit
achdruck der Litteraturgeschichte als neuer Wissenschaft Bahn zu brechen
chte. Gottsched in seiner praktischen Art arbeitete unermüdlich an der
ısführung dieser Forderung. Mit Spürsinn hat er altdeutsche Hand-
riften herausgegeben und Drucke gesammelt. Namentlich in seinem
Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst"
ferte er einen annehmbaren Grundriß. Beigaben zu seiner „Deutschen
chaubühne" und erhebliche Theile all' seiner kritischen Zeitschriften bieten
enfalls litteraturgeschichtliche Materialien nebst Forschungen. Auch seine
esellschaften weiß er nach dieser Richtung zu interessiren. So unterstützt
ır Wortführer der Greifswalder Gottscheds theatergeschichtliche Nach-
schungen. Ihre Theilnahme für altdeutsche Litteratur bethätigt nament-
) auch die Basler Gesellschaft, in der durch Drollinger und Spreng
rmanistische Studien eingebürgert werden.

Als echte Deutsche Gesellschaften bleiben diese Vereinigungen nicht bei

der Geschichte der Nationallitteratur stehen. Sie ließen sich im weiteren Sinne die Wissenschaft vom Deutschen insgemein angelegen sein. Wie die Basler betont namentlich die Altdorfer Gesellschaft, daß sie viele für die Erläuterung der vaterländischen Geschichte nützliche Gegenstände bearbeite. Ebenda begegnen wir einer vielsagenden „Betrachtung über den fruchtbaren Einfluß der Bemühungen der Deutschen Gesellschaften in das deutsche Staatsrecht". Den Mittelpunkt der Helmstädter Gesellschaft bildete Johann Friedrich Eisenhart, der als einer der damals hervorragendsten Forscher auf deutschrechtlichem Gebiete gilt. Sogar die Deutsch-Litterarische Benediktiner-Gesellschaft stellt die Erforschung der deutschen Geschichte und der deutschen Alterthümer in ihrem Programm voran; sie plant die Ausführung einer deutschgeschichtlichen Bibliothek, einer Sammlung politischer Urkunden, eines Schatzkästleins deutscher Alterthümer, einer pragmatischen Geschichte und einer vielgegliederten Kirchengeschichte Deutschlands.

Einige Deutsche Gesellschaften, wie die zu Jena und Göttingen, erweitern sich später direkt zu allgemeinwissenschaftlichen Vereinen. Die Jenenser gaben sich 1753 eine neue Verfassung, wonach sie „nicht blos in den schönen Künsten, sondern auch in den höhern Wissenschaften arbeiten" wollten. Die Göttinger dehnen seit 1762 ihre Bemühungen auf die deutsche Litteratur weitesten Sinnes aus und begreifen darunter nicht nur Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst, sondern auch Länderkunde, Geschichte, Alterthümer und Rechte unseres Vaterlandes. — Die Kreise, welche in den vierziger Jahren den akademischen Gesellschaften zu Zürich und Bern angehört hatten, fanden sich 1755 zu einer wissenschaftlichen, besonders die vaterländische Geschichte pflegenden Vereinigung zusammen, die sich lange Jahre um Bodmer schaarte.

Der Zusammenhang der sprachlich-litterarischen mit den allgemeinwissenschaftlichen Gesellschaftsbestrebungen erhellt besonders in den katholischen Ländern, die um diese Zeit rühmliche Anstrengungen unternehmen, Wissen und Bildung zu verbreiten. Schon Gottsched, als er 1749 in Wien seinen Akademieplan unterbreitet, denkt sich das neue Institut zwar auf sprachlicher Grundlage, aber auf alle wissenschaftlichen Litteraturzweige übergreifend. Petrasch verschiebt im Laufe der weiteren Verhandlungen den Schwerpunkt noch weiter nach der wissenschaftlichen Seite, indem er den Plan einer in Wien seßhaften Akademie entwirft, „welche die Verbesserung der Wissenschaften und Künste zu dem Wohl und Aufnehmen der österreichischen Erblanden zu befördern hat". Eine Klasse denkt er sich „für die Wissenschaften, welche Weltweise, Naturkundige, Aerzte, Mathematiker, Astronomen umfasse, die andere für die schönen Künste, Rechtskunde, Geschichte, Alterthumskunde, Erdbeschreibung, Sprachen, Dicht- und Redekunst". Besondere Betonung legt er bei alledem noch immer auf die sprachliche Reformen. An dem von Jesuiten umlauerten Hofe Maria Theresia konnten all' solche Projecte nicht zur Erfüllung reifen.

Wenigstens hatte Petrasch in seiner Olmützer „Gesellschaft der unbekannten Gelehrten" (oder kurzweg „Gesellschaft der Unbekannten") die vielbeliebte Vereinigung der schönen mit den höheren Wissenschaften vollziehen können. Für die wöchentliche Versammlung setzte das Statut an: „Erstlich wird in selbiger, so ein Mitglied eine Entscheidungsrede über einig gelehrte Sache vorlesen will oder überschicket hat, wo aber nicht, eine andere dergl. eines gelehrten Mannes abgelesen. Nach diesem, so jemand einige gute Vers verfasset hat oder selbe neulich gesendet empfangen hat, kann er sie der Gesellschaft vorlesen, darauf berichtiget der Geheimschreiber die Gesellschaft deren durch Briefe zugesendeten Neuigkeiten (so!). Und endlich wird es mit einem gelehrten Gespräch oder von dem Präsidenten gehaltenen Rede beschlossen." Die auswärtigen Beisitzer waren verpflichtet, monatlich „alle gelehrten Neuigkeiten" ihres Landes zu melden. „Die Schüler der Gesellschaft werden ermahnet, sich emsig alles zu Nutzen machen, was zu Erlangung eines guten Geschmacks in denen Wissenschaften beitragen möge." Derart durchschlingen sich fortgesetzt schöngeistige und strengwissenschaftliche Interessen.

Nicht anders steht es in München. Die italienischen Akademien und die nördlichen Deutschen Gesellschaften regen Lori, den Stifter der bald zur Akademie umgewandelten „Bayrischen Gesellschaft" gleichmäßig an. Seinem Hauptberather, dem Propst Franciscus in Polling, schreibt er am 4. November 1758 im Hinblick auf die Augustiner und Jesuiten, die dem Plane natürlich entgegenstanden: „Schon lange wäre es nothwendig gewesen, den hochmüthig und groben Ignoranten die Zähne zu weisen. Es ist aber niemals eher zu wagen gewesen, als eben jetzo, da man aller Orten die verkleideten Löwen getrauet anzufallen, die sich nach Kriegsmanier nicht mehr vertheidigen können, deren Credit bei Höfen sinket, wo sie sonst, als Füchse und Raben, manchem ehrlichen Thiere geschadet haben." Und dieselbe Institut, das bestimmt war, der Ignoranz in Bayern entgegenzuwirken, daß die Kultur und Reform der Sprache im Sinne des Hochdeutschen eine seiner ersten Pflichten sein, errichtete vorübergehend sogar eine eigene belletristische Klasse. Es wird klar, daß in den gesellschaftlichen Bestrebungen während der fünfziger Jahre fast allerorten die sprachlich-litterarischen sich durch wissenschaftliche Bestrebungen ergänzen.

Die nach dem Muster von Gottscheds späteren Gesellschaften organisierte „Gesellschaft zum Nutzen der Künste und Wissenschaften" in Frankfurt a. O. betonte in gleicher Zusammenfassung: „Alle Abhandlungen aus den höhern Wissenschaften, Geschichte, physische und ökonomische Versuche, Dichtkunst, Beredsamkeit, Sprachen, kurz alles, was in die Bildung des guten Geschmacks und des Herzens Einfluß hat, dieses ist auch der Gegenstand der Bemühungen unserer Gesellschaft."

Man sieht schon, wie durch solche Berührung auch den strengen Wissenschaften ein gewisser ästhetischer Anstrich verliehen wird. Themata wie das

z. B. 1754 in Helmstädt gestellte: „Die Vorzüge einer leichten und faßlichen Weltweisheit für einer tiefsinnigen und allzu abstrakten“ sind typisch für dies Zeitalter. Man „wendet alles an den Schmuck der Wahrheit, um beides, das Gemüth eines Einfältigen zu erwecken, als eines tiefsinnigen Weisen zu vergnügen,“ — wie in der Kielischen Gesellschaft der schönen Wissenschaften nachdrücklich betont wird. Soll doch auch der Redner wie der Dichter, der Wahrheit dienen, ihr „Zugang in die Gemüther zu erwerben“ suchen.

Jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß die wissenschaftliche Beschäftigung den ursprünglichen Deutschen Gesellschaften nicht als eigentlicher Selbstzweck galt. Schöngeistigkeit, Popularwissenschaft ist es, wonach sie jagen. Geheimrath Darjes, als Protektor der neunzehn Studenten, welche die Gesellschaft zum Nutzen der Künste und Wissenschaften in Frankfurt a. O. gründeten, äußert in einem Bericht an Friedrich den Großen vom 22. Februar 1765 geradezu: „ . . So habe Ew. K. Majestät allerhöchsten Bestimmung alleruntertbänigste Folge zu leisten, ihnen einen Plan der Nachahmung der resp. Königlichen und Herzoglichen Deutschen Gesellschaften in Göttingen, Jena und Leipzig entworfen, doch mit einer ausgedehntern Absicht, weil es mir die Erfahrung gelehret, daß die beständige Beschäftigung mit den sog. schönen Wissenschaften bei vielen die Lust zu reellen Dingen wankend gemacht.“

Doch auch abgesehen von diesem schöngeistigen Zuge war der wissenschaftliche Betrieb der Gesellschaften in den Dienst einer über die bloße Forschung hinausgehenden Aufgabe gestellt. Bezeichnend für den Geist der ganzen Zeit sahen wir schon Wahrheit, nicht bloßes Wissen als Ziel bezeichnet. Auch wo es in den Gesellschaften zu ernsten Einzelforschungen kommt, schwebt als letzter und eigentlicher Zweck die Anwendung der Wissenschaft, die praktische Ausübung der Wahrheit, Aufklärung, Bildung, Kultur vor.

Mittelst Philosophie und Naturwissenschaft suchte das Zeitalter des Rationalismus nicht nur den Verstand aufzuklären, sondern auch für die Moral eine Art empirischer Grundlage zu gewinnen. Die intimeren Geisteszeugnisse triefen von Variationen des Doppelklanges „Wahrheit und Tugend“. „Wie glücklich wären die Menschen,“ tönt es aus der Kielischen Gesellschaft der schönen Wissenschaften, „wenn sie diese heilige Verbindung niemals trennten!“ Aber es wird ausdrücklich beklagt: „Einige suchen die Wahrheit nur um ihre Erkenntniß zu erweitern, und weil der Ruhm einer weitläufigen Wissenschaft ihrer Eitelkeit schmeichelt, und sie sind übrigens wegen der Ausübung derselben wenig bekümmert.“ Leiste auch die Philosophie der Tugend unendliche Dienste, dennoch habe die Weltweisheit etwas Rauhes, während die schönen Wissenschaften den Weg der Tugend mit Blumen bestreuen; sie verstärken unsere Entschließungen, verknüpfen die Leidenschaften mit den vernünftigen Trieben, stellen vor allem

innbildliche Beispiele vor, weil die Trägheit der Menschen oft glaube, es werde unbilliger Weise ihren Kräften etwas zugemuthet, welches die mensch-liche Natur zu erreichen viel zu schwach.

Moralphilosophie in poetischem oder rhetorischem Schmuck wird deshalb zur beliebtesten Wissenschaft. Themata aus diesem Gebiete be-gegnen in den Deutschen Gesellschaften nicht minder häufig als sprachliche und ästhetische. Von dem Glück, welches oft den lasterhaftesten Menschen begegnet, wenn sie nur Reichthümer besitzen — Die Ewigkeit der Seele — Von dem rechten Gebrauch des Vergnügens — Das Lob der Schmeichelei, satirisch — Der Menschenfeind — Ob ein Dichter oder Redner dem Staate bei Ausrottung des Lasters und Verbreitung der Tugend mehr nütze — Daß der Werth der Freundschaft alsdann am größten würde, wenn wir uns des Vorzugs, Menschen zu sein, am würdigsten achten — — diese bunte Musterkarte bietet z. B. das Jahresprogramm der Helmstädter Gesellschaft 1754. In den Schweizer Jünglingsgesell-schaften finden wir dergl. unter anderem: Von der wahren Größe — Von der Ursache und dem Nutzen der Verschiedenheit der menschlichen Neigungen — Kurzer Entwurf eines Weisen, in reimfreien Versen — Die Größe der menschlichen Seele, in einer Ode besungen — Von der Vortrefflichkeit des Menschen vor anderen Geschöpfen — Von dem Nutzen der Ehrbegierde — Discurs von einer klugen Aufführung — Von der Zufriedenheit — Von dem Nutzen der Sittenlehre — Von den Vorzügen der Religion — Versuch von der Verachtung der Tugend u. s. f.

Doch selbst an derartigen, schon auf praktische Wirkung in die menschlichen Gemüther hinzielenden theoretischen Erörterungen lassen sich die Deutschen Gesellschaften und Vereinigungen verwandter Art nicht genug sein. Sie werden aggressiv, indem sie Allem zu Leibe gehen, was aus anderen Quellen als dem Denken und Beobachten schöpft. Von positiver Bedeutung ist nach dieser Richtung ihr Kampf gegen den Aberglauben geworden. Besonders darin wird offenbar, daß die Deutschen Gesellschaften officiell zum Banner der Aufklärung standen. Als Christian Gottlieb von Holtzendorf, ein alethophilisch gesinnter Freund des Grafen Manteuffel, das Präsidium des sächsischen Oberkonsistoriums übernimmt, spricht ihn Gott-sched im Namen der Leipziger Gesellschaft als Gesinnungsgenossen an:

„Der Einfalt ungestaltes Kind,
An Einsicht schwach, aus Andacht blind,
Der Aberglaube wird Dich scheuen:
Der Heuchler schlau verkappte Zunft,
Der Glaubensspötter Unvernunft
Wird Dein verklärter Blick durch klugen Ernst zerstreuen."

Die naturwissenschaftlichen und schöngeistigen Errungenschaften Deutsch-lands zählen die Kieler Gesellschafter an ihrem Stiftungsfest 1755 neben-einander auf, um zu geloben:

„Der Barbarei verhaßte Nacht
Erdulden wir an keinem Orte."

Bald mit souveräner Ueberlegenheit, bald mit giftigem Spott begegnet man vor Allem jener Spielart des Aberglaubens, die aus Furcht vor ungewöhnlichen Naturerscheinungen entspringt. Mit Recht wird dann die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse als Heilmittel solcher unnöthigen Geistesverdüsterung gefordert. Die Helmstädter, die sich viel damit wissen, die antike Anbetung des Mondes als Göttin zum Aberglauben der Vorwelt zu stempeln, rühmen sich angesichts einer Mondfinsterniß:

„Der Weise, der sich selbst die Welt im Kleinen ist,
Der seine Handlungen nach sichern Gründen mißt,
Der Dinge Ursprung forscht, der alles, was geschiehet,
Und auf der Welt entsteht, mit andern Augen siehet
Als wie des Pöbels Wahn, der das für Wunder hält,
Was nicht ein jeder Tag ihm vor die Augen stellt:
Der weiß, daß wir den Grund von diesen Finsternissen
Selbst in der Einrichtung der Sterne suchen müssen."

Von den zahlreichen Philippiken Gottscheds gegen den Aberglauben betonen einige ausdrücklich die Theilnahme seiner Gesellschaften an diesem Kampf. Zutreffend kennzeichnet er die Situation: „der wahre Ursprung der Liebe zu Geheimnissen und Wundern ist die uns allen so eigene Unwissenheit in natürlichen Dingen. Es ist noch nicht lange, daß man in Deutschland, ja in ganz Europa, alle etwas seltsame und ungewöhnliche Krankheiten bei Menschen, Thieren der Zauberei und der Gewalt des Satans zugeschrieben. Was vor Zeiten ein unwissender Arzt oder Quacksalber nicht zu heilen wußte, das hieß behext. Und wenn gleich der große Thomasius mit seiner güldenen Abhandlung de Crimine Magiae diesem eingebildeten Reiche der Finsterniß großen Abbruch gethan und unzähligen unschuldigen Personen das Leben erhalten hat, die man seit fünfzig Jahren her doch als Hexen verbrannt haben würde: wenngleich die Naturwissenschaft und der Fleiß großer Männer und ganzer Gesellschaften tausend Leuten die Augen geöffnet, so daß sie nicht mehr denken: dieses oder jenes begreife ich nicht, folglich ist es eine Hexerei oder ein Wunderwerk: so giebt es doch noch unendlich viele schwache Geister, die sich das Wunderbare, das Geheimnißvolle, das Uebernatürliche nicht wollen abstreiten lassen."

Thomasius wird schon vom „Biedermann", einer Gottschedschen Zeitschrift, als großer Held in Ausrottung des Aberglaubens in's Feld geführt: „er hat den Blocksberg wüste und den Satan mit seinem Anhange ohnmächtig gemacht. Er hat uns von der Furcht vor Kobolden, vor Erscheinungen und Beschwörungen alter Vetteln befreit. Man höret nunmehr von keinen Besessenen; man hält auf Schatzgräber und andere solche Betrüger nichts mehr."

Die von den tonangebenden Mitgliedern der Leipziger Gesellschaft geschriebenen „Neufränkischen Zeitungen" empfehlen ironisch eine Schutzschrift für

ɔen Gespensterglauben: „Man hat eine eigene Abhandlung von der Stärke 'olgender Beweise beigefügt: Ich habe es ja mit meinen Augen gesehen! Ich verde ja nicht im Wachen träumen! Was hätte ich davon, daß ich's sagte, venn's nicht an dem wäre? Wenn man der Frau nicht glauben soll, so veiß ich's nicht u. s. w. Das letzte Stück dieser Privatdrucke ist gewidmet ‚allen über die Vorurtheile des Pöbels erhabenen Geistern".

Eine ganz eigenartige Pflicht erwuchs deshalb allen an diesem Geist ɛenährten Gesellschaften: die Reform des Kalenders. Keine Gelegenheit äßt Gottsched vorübergehen, ohne gegen die Wetterprophezeiungen und dergl. Schäferkünste in den Kalendern als eine Schande zu protestiren. Mit der Entrüstung des Aufklärers erzählt er Beispiele, wie die Kirche solchem Iberglauben noch Vorschub leiste. Am 3. Mai 1715, wo ein Bußtag und ugleich eine Sonnenfinsterniß einfiel, predigte in Königsberg ein nicht unɛelehrter Geistlicher, der die natürlichen Ursachen einer Sonnenfinsterniß vohl wußte und der gleichwohl dieser Versuchung, durch eine solche Erheinung seine Gemeinde zu erschrecken, nicht widerstehen konnte, über das ibelwort: „Zu derselben Zeit, spricht der Herr, will ich die Sonne im Mittage untergehen lassen", als eine Prophezeiung gefaßt! Drei Jahre päter stand unterm 18. Januar in allen von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Berlin gefertigten Kalendern: „Gebt auf den Himmel cht!" In Königsberg erwartete man deshalb, daß, wo nicht der jüngste ag selbst, doch wenigstens ein Vorbote desselben erscheinen müßte. Wiederum mächtigten sich die Kanzeln dieser Beängstigung. Aber es erfolgte nichts.

So trug sich Gottsched denn ernstlich mit dem Plan, der Deutschen esellschaft in Leipzig das Privileg zur Anfertigung eines reformirten, auf tronomischer Beobachtung beruhenden Kalenders zu erwirken. Die Deutsche esellschaft in Mannheim durfte sich später der glücklichen Ausführung ner solchen Absicht in sehr charakteristischen Wendungen rühmen: „Der rbesserte Landkalender mußte nicht nur durch Verbannung tiefgewurzelter orurtheile, durch Aufklärung der Begriffe von der Natur und Verbreitung uer Beobachtungen und guter Kenntnisse, sondern auch wegen gereinigter Sprache seine unfehlbare Nutzbarkeit für den Landmann erreichen." — Schon als Mosheim, der berühmte Kanzelredner und Präsident-Protektor d: Deutschen Gesellschaft in Leipzig, für den Freiherrn von Münchhausen läne zu einer Akademie der Wissenschaften und einer Sprachgesellschaft an d: neuen Universität Göttingen entwirft, richtet er die Aufmerksamkeit a: die Umgestaltung des Kalenders. In Wien projektirt, in München asgeführt ist die Fundirung der Akademie auf Einnahmen von Herausgabe es verbesserten Kalenders. Wie aber an beiden Orten die Vorgeschichte d' Gesellschaftsbildungen den Zusammenhang mit den Deutschen Gesellaften erkennen läßt, trat uns schon nach mehr als einer Richtung ɛgegen.

Eine noch unmittelbarere Beziehung besteht zwischen einigen führenden

Geistern der Deutschen Gesellschaften und der „Wahrheit liebenden oder Alethophilischen Gesellschaft". Diese Vereinigung, 1736 in Berlin vom Grafen Manteuffel und dem Probst Reinbeck zur Ausbreitung der Wahrheit und Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit gestiftet, gewann in Gottsched und dessen Frau ihre thätigsten Mitglieder. Als der gräfliche Schöngeist 1741 nach Leipzig übersiedelte, sammelte sich während dieses Jahrzehnts um seine Familie ein heiter anregender Kreis von gelehrten Männern und Frauen zu regelmäßigen Unterredungen im Sinne der Alethophilischen Gesellschaft. Neben Gottsched spielt in dem so gebildeten Regiment Sans Façon Professor May, Gottscheds Freund und Nachfolger als Senior der Deutschen Gesellschaft, die Hauptrolle. Auch in dieser jovialen Organisation soll tapfer für die Wahrheit gestritten werden. Wie sich die Stettiner Zweiggesellschaft der Alethophilen in Fühlung mit der Deutschen Gesellschaft zu Greifswald hält, so behandelt die Weißenfelser Tochtervereinigung unter ständigem Einfluß von Leipzig direkt sprachliche und sonstige deutschgesellschaftliche Gegenstände in ihren alethophilischen Sitzungen.

Nicht mit Unrecht hat man sogleich von diesen Gesellschaften gespöttelt: „Sollten nicht einige unter den Mitgliedern der Gesellschaft sein, denen Wahrheit so viel heißen möchte als was der Herr von Leibniz und der Herr Wolf für wahr halten und in ihren Schriften dafür ausgeben?" Die Gesetztafel der Wahrheitsliebenden Gesellschaft mahnte: „Lasset die Wahrheit einzigen Zweck, den einzigen Vorwurf (Vorsatz) eures Verstandes und Willens sein. Haltet nichts vor wahr, nichts vor falsch, solange ihr durch keinen zureichenden Grund davon überzeuget seid." War schon mit diesen beiden Kernsätzen die rationalistische Auffassung nicht nur des Intellekts, sondern auch der Moral, d. i. die Grundlage der Leibniz-Wolff'schen Philosophie bezeichnet, so wurde die Unterordnung unter die herrschende Schulmeinung noch geradezu ausgesprochen, wenn es weiter hieß: „Widersprecht keiner Wahrheit, wenn ihr bei euch empfindet, daß ihr durch andere davon überführt seid, deren Einsicht richtiger als die eurige ist."

Auch zu dieser Gesellschaft bildeten sich Parallelvereinigungen in der Jugend. Eine Jünglingsgesellschaft in Berlin erkannte die Oberherrschaft der Wahrheitsliebenden Gesellschaft an, konnte aber doch nicht den Namen der Alethophilen erlangen, sondern mußte sich mit der Benennung der Wahrheitsuchenden begnügen, die ja dem jugendlichen Alter ihrer Mitglieder ganz glücklich entsprach. Ebenso läßt sich unter Hamburger jungen Leuten um dieselbe Zeit (Ende der dreißiger Jahre) eine durch Freundschaft und Liebe zur Wahrheit verbundene Gesellschaft nachweisen, deren officieller Name „Gesellschaft zur Beförderung aller vernünftigen Ordnung" gewesen zu sein scheint. Sie war die Fortsetzung einer früheren Gesellschaft „Die Probierer", welche sich offenbar gleicherweise in der deutschen Sprache, den freien Künsten und der praktischen Popularphilosophie „probirte".

Das mächtigste Mittel zur Verbreitung des solchergestalt in die litterarischen Gesellschaften eindringenden freien Geistes blieben publicistische Unternehmungen, vor Allem die moralischen Wochenschriften, die theils im Namen der Gesellschaft, meist aber nur aus ihrem Schoße von einzelnen Mitgliedern ausgingen. Zur Erkenntniß der Gesinnung, von der diese Kreise beseelt waren, bieten die Zeitschriften jedenfalls die beste Handhabe. Ihrer litterarischen Einkleidungsform wie ihrer Theilnahme am Kampf gegen den Aberglauben war bereits zu gedenken. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die positiven Ideen, welche diesen Wochenschriften einen „moralischen" Charakter verliehen. Der Sinn des Namens ist nämlich kein anderer, als daß die Zeitschrift veredelnden Einfluß auf die Sitten gewinnen will.

Nach der Ueberzeugung des Aufklärungszeitalters ist die Tugend lehrbar, Voraussetzung ist „ein wahrer Begriff von dem, was gut oder böse ist". Wer den Nutzen der Tugend und die Folgen des Lasters kenne — so vertraut der optimistische Zug jener Zeit — der werde nicht so thöricht sein, sich selbst in Schaden zu setzen. Den wahren Begriff aber von dem, was gut oder böse ist, vermittelt die Philosophie, — die sehr bezeichnend zur „Weltweisheit" verdeutscht wird. Allen Handlungen will man ein Gesetz der Natur zu Grunde legen: „Thue alles das, was die Vollkommenheit bei dir und bei andern befördert, und unterlaß hingegen alles dasjenige, was dir oder andern zur Unvollkommenheit gereichet." So gipfelt die Philosophie geradezu in der Wissenschaft von den Mitteln, sich glücklich zu machen.

Nicht genug an dieser eminent praktischen Zuspitzung der Ethik, dem Eudämonismus des achtzehnten Jahrhunderts erscheinen auch damit die Tugendlehren noch immer zu streng, noch immer nicht einschmeichelnd genug. Wie die Arzneiverständigen die bittersten Arzneien verzuckern, so möchte man die sittlichen Pflichten auf eine angenehme Art einflößen, damit sie nicht nur in's Gehirn, sondern auch in's Herz dringen.

Es leuchtet da doch ein, wie hoch von den Rationalisten die Waffe geschätzt wird, welche solche periodischen Familienschriften darboten. Es leuchtet nicht minder ein, zu welcher Tendenz diese Blätter von dem Geist der Zeit hingetrieben wurden. Einerseits galt es direkt Charaktere aus dem bürgerlichen Leben vorzuführen, um durch eine Art dramatischer Bloßstellung ihrer Thorheiten und moralischen Gebrechen bessernd auf die den gleichen Schwächen zugänglichen Leser einzuwirken, oder umgekehrt Musterbilder zur Nacheiferung aufzustellen. Darüber hinaus aber suchte man die Uebel an der Wurzel zu kuriren, — das hieß dem Rationalismus: durch Verbreitung von Bildung die Erkenntniß der natürlichen Sittengesetze und so indirekt eine Hebung des moralischen Niveaus anzubahnen.

Das war der höchste und thatsächlich sogar der eigentliche Gesichtspunkt, aus dem die Deutschen Gesellschaften und ähnliche Vereinigungen sich in den Dienst der Bildungsbestrebungen stellten. Ein Taumel ging

durch diese Reihen — gewiß, aber ein schöner Taumel, und sie träumten einen Traum, werth, geträumt zu werden: sittliche Hebung des Menschengeschlechts durch Bildung des Verstandes, durch Hebung der Intelligenz. Das Zeitalter der Aufklärung ist dahingeschwunden; wir sind uns heut darüber klar, daß der Verstand nicht auf alle Fragen des Lebens eine Antwort hat, daß insbesondere auch bloße Verstandesbildnng zur Sittlichkeit nicht ausreicht. Aber der weitere Blick, zu dem wir uns durchgerungen, darf uns nicht abhalten, den wahrhaft großen Zug zu würdigen, der, bei aller offenbarten Beschränktheit auf die nüchterne Logik des Verstandes, durch das Bildungsstreben des vorigen Jahrhunderts schon vor Goethes Eingreifen geht. Ja, es war wirkliche Begeisterung, die in diesen Gesellschaften für die geistige Hebung und Veredlung des Bürgerthums geschäftig war. Ein Erfolg ist auch insoweit zuzugestehen, als die Bildung des Mittelstandes erheblich gemehrt und so die Emancipation des Bürgerthums in unserm Vaterlande auf friedlichem Wege angebahnt wurde.

Und auch die Sitten erfuhren Vervollkommnung, sowenig das vermeintliche Universalmittel der Moral gefunden war. Da eiferten die Gesellschafter an allen Orten übereinstimmend — um mit dem Aeußerlichsten zu beginnen — gegen französische Kleidertrachten, gegen übermäßigen Aufwand, gegen leere Geselligkeit und geistlose Gespräche, gegen Ueberschätzung äußerer Schönheit und materieller Güter, sowie gegen mancherlei andere Thorheiten im Verkehr der Geschlechter; man scheute sich z. B. nicht, die Rohheit und Ungerechtigkeit aufzudecken, die in der schon damals üblichen Verspottung alter Jungfern liegt. Ueberhaupt fällt die ungewöhnliche Beachtung auf, welche in den deutschen, besonders den deutschgesellschaftlichen Wochenschriften der Frauenwelt gewidmet wird.

Bevor wir diese eigenthümliche Wendung in's Auge fassen, werden wir gut thun, uns das Verfahren der Moralischen Wochenschriften principiell zu veranschaulichen. Blicken wir etwa nach Wien, wo ganz nach Leipziger Vorbild die führenden Männer der Deutschen Gesellschaft neben ihren deutschsprachlichen Bestrebungen zugleich Vorkämpfer der Aufklärung, der Theaterreform, wie des Journalwesens werden. So will „Der Mann ohne Vorurtheil", eine Sonnenfels'sche Zeitschrift, den Eltern die Lehre vermitteln, „daß eine prächtige, ihrem Stande oder ihren Einkünften nicht angemessene Kleidung ihre Töchter, anstatt sie zu zieren, verunstalte, und in den Augen der Welt verächtlich mache". Zur Veranschaulichung dieser Moral wird die Geschichte eines alleinstehenden Mädchens wiedergegeben, deren Tugend „immer herzhaft den mächtigsten Versuchungen getrotzet", um schließlich „als ein schimpfliches Opfer — für wenige Kleidungsstücke" zu erliegen. Zu gleichem Zweck folgt noch die Geschichte eines Beamten, dessen Töchter durch ihren Kleideraufwand alle Liebhaber abschrecken und nach des Vaters Tod hilflos dastehen. — Das Streben, typische Fälle zu

ioralischen Betrachtungen vorzuführen, reicht bisweilen sogar über hand-
reifliche Allgemeinheiten hinaus zu manchen feinen, psychologischen Beob-
chtungen. Thatsächlich bergen die Moralischen Wochenschriften unmittel-
are Keime für ein sociales Lustspiel, zu welchem wir denn auch im vorigen
ahrhundert glückliche Ansätze beobachten können. Nicht ohne Vergnügen liest
an am erwähnten Ort noch heute unter Anderem: „Wenn ein Weib ihres
iten Geschmacks wegen im Rufe steht, so ist es für den jungen Menschen
n Glück, der in ihre Hände geräth. Das ist eine öffentliche Empfehlung
ines Werthes und Verdienstes, bald wird er gesucht, kömmt auf einige
eit in die Mode und wird von Hand zu Hand gegeben . . . Sie ist
meiniglich das Werk überjährter Schönen, diese Erziehung, . . . die den
uhm ihrer welken, hinfälligen Reize durch Kunstgriffe aufzustutzen suchen."
Man blieb indeß bei solcher moralischen Betrachtung weiblicher
haraktere nicht stehen. Wie man aus socialen Rücksichten den Adel für
e Bestrebungen der Gelehrten zu gewinnen suchte, so verstand man die
rauenwelt in diese Bildungsbewegung hineinzuziehen. Gottsched gab
ch hier den Ton an, indem seine „Vernünftigen Tadlerinnen" ausdrück-
h fingirten, von Frauen geschrieben zu sein, und wenigstens eine große
eihe freiwilliger Korrespondentinnen thatsächlich gewannen.

Auch theoretisch wird für Frauenbildung eingetreten. Zunächst dürfen
ir uns gern entsinnen, daß die uns hier angehenden Kreise fern von
jenem bornirten Hochmuth sind, der die antik-gelehrte Bildung als einzig
et anerkennt. Keine Wendung ist für Gottsched zu schroff, um diesen
Dünkel zurückzuweisen: „Man dürfte sich ja nur auf die alten Sprachen
fleißigen, so könnte man aller Scribenten in seiner Muttersprache gänz-
i entbehren. So lauten ungefähr die Worte gewisser Liebhaber der
Finsterniß, oder, daß ich sie beim rechten Namen nenne, wahrer Feinde
les Vaterlandes . . . Dieses sind die Gedanken derer, die uns über-
en wollen, nach Art der alten Aegypter, aus der Gelehrsamkeit und
issenschaft ein Geheimniß zu machen . . . und die Unstudirten d. i. den
ößten und edelsten Theil eines Volkes, fast „zu der Unwissenheit der
Bestien hinunterzustoßen".

Für Bildung und würdigere Stellung insbesondere der Frau, treten
n die Wochenschriften mit Vorliebe ein. Die „Vernünftigen Tadlerinnen"
rfern sich: „Schämet man sich bisweilen nicht, wenn man einige Zettel
usehen bekömmt, die von manchem überaus artigen Frauenzimmer von
ische, Haus- und Küchensachen geschrieben werden? Wie elend sind da
l Wörter verstümmelt? und wie lange muß man rathen, ehe man be-
rft, was sie haben wollen?" Dem gegenüber wird die Forderung auf-
ellt, daß ein Mädchen „vom vierten bis zum zwölften Jahre in allerhand
ülichen Dingen, als im Deutschen, Lateinischen und Französischen, im
en, in den Anfangsgründen der Grammatik, im Rechtschreiben, im
nen, im Christenthum und endlich in Verfertigung eines deutschen

Briefes unterwiesen würde.“ Im Geiste des Aufklärungszeitalters fehlt natürlich auch die Vernunft- und Sittenlehre nicht in den Unterrichts-gegenständen, die einem Frauenzimmer bis zu einem gewissen Grade dien-lich und nöthig sind.

Schon hier finden sich zahlreiche Vertheidigungen des weiblichen Ge-schlechts wider diejenigen, welche ihm geistige Fähigkeiten absprechen oder es von Kunst und Wissenschaft ausschließen wollen. Die „Neufränkischen Zeitungen“ parodiren ausdrücklich Alle, welche verlangen, „daß das Frauen-zimmer nichts lernen solle, was über den Horizont ihrer Küche oder ihres Putzwesens stiege“.

Allerdings unterscheidet z. B. die gelehrte Frau Gottsched sehr fein zwischen echt weiblicher Bildung und bloßer Gelehrsamkeit: Wahre Bildung könne sich auch im Hause genug bethätigen; aus diesem Grunde fordert die Gottschedin Bildung der Frau um der Häuslichkeit willen: Bildung bedeutet für den Rationalismus aber immer in erster Linie Philosophie: „Der Gehorsam gegen die Männer, die Besorgung des Hauswesens und die Er-ziehung der Kinder“ erfordern „eine genaue Kenntniß der Gemüther, eine philosophische Einsicht in die Natur unserer Handlungen und ein weises Vorhersehen derer aus denselben entspringenden Folgen. Ja, wir müssen auch ein richtiges Erkenntniß von der Natur des Guten und Bösen, von Tugenden und Lastern haben.“ Ihr Mann erklärt denn auch, sie hätte ihre Wirthschaftsangelegenheiten, an Küche, Wäsche und Kleidung, ohne alles Geräusch auf's Ordentlichste besorgt, Arbeiten mit der Nadel nur wenig durch fremde Hände ausführen lassen und Einnahmen wie Ausgaben sorgsam gebucht. Für ihren Mann war gewiß diese thatsächliche Pflichterfüllung die Hauptsache. Uns aber interessirt kaum minder ihr vertrauliches Ge-ständniß, sie habe Haus- und Wirthschaftssorgen von Kindheit an für di[e] elendesten Beschäftigungen eines denkenden Wesens gehalten und möchte ihrer gern entledigt sein.

Trotz ihrer gelehrten Bildung und ihrer regen schriftstellerischen Be-thätigung konnte sich Frau Gottsched nicht entschließen, an dem litterarische[n] Gesellschaftsleben theilzunehmen. Die Deutschen Gesellschaften zu Leipzi[g] und zu Königsberg wünschten, sie in ihre Mitgliederzahl aufzunehmen. Die Weigerung der Gottschedin ist zum Theil auf Rivalität zu Fra[u] Christiane Marianne von Ziegler zurückzuführen, welch' letztere schon vorhe[r] von der Leipziger Gesellschaft zum Mitglied ernannt und sogar von de[r] Wittenberger Philosophischen Fakultät mit dem Dichterlorbeer gekrönt wa[r]. Doch auch sachliche Bedenken gegen dergleichen Dekorationen kamen der ver-nünftigen Frau: „Unsere deutschen Fakultäten,“ schreibt sie einer Freundi[n] sarkastisch, „creiren, promoviren und krönen das deutsche Frauenzimme[r] trotz den Franzosen. Verschiedene haben ihre Wälder schon bald kahl g[e-]lorbeert. Man hat vor Kurzem ein Frauenzimmer zum Doktor der Arzne[i-]kunst gemachet; vermuthlich wird sie auch das Vorrecht erhalten und b[...]

haupten, einen neuen Kirchhof anzulegen. In Greifswalde wird das Frl. B. auch ehestens Dr. juris werden. Ich für meinen Theil habe von dergleichen Ehrenbezeugungen meine eigenen Gedanken. Ich tadele niemand, der sie annimmt, wenn er sie verdient; allein ich selbst, ich — —"

Ganz anders dachte darüber die Zieglerin. Sie sammelte um sich eine Art Musenhof oder — wir können getrost modern sagen: — sie schuf einen Salon. Neben den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft und sonstigen litterarischen Persönlichkeiten verkehrten in ihrem gastfreien Hause besonders Musiker, wie sie denn selbst musikalisch sehr begabt war. Die Frage: „ob es dem Frauenzimmer erlaubet sei, sich nach Wissenschaften zu bestreben?" bejahte sie energisch in einer der Leipziger Gesellschaft eingereichten Abhandlung.

Ein ander Mal vergleicht sie, etwas gesucht, mit einem Jagdhund diejenigen, die es einem Frauenzimmer verübeln, wenn sie sich mit Bücherschreiben beschäftige, oder vielmehr — wie die Zieglerin sich charakteristisch ausdrückt — belustige. In einer Ode geht sie, im Namen einiger Frauenzimmer, den naseweisen Männern noch schärfer zu Leibe („Ihr klugen Männer, schweigt nur stille!").

In ihren geistlichen Liedern hat Frau von Ziegler am ehesten Ersprießliches geleistet. Dürfen diese doch den Ruhm behaupten, insgesammt von Sebastian Bach komponirt zu sein! Sonst ist sie poetisch ganz in der Seichtheit der Gottsched'schen Gewässer stecken geblieben: „bloß die Vernunft" bezeichnet sie selbst als ihre Richtschnur. Im Stil der Zeit, welche derbe Unsittlichkeit im Leben mit ängstlicher Prüderie in der Poesie vereinte, (wenn man von den Licenzen der Hochzeitscarmina absieht!), weist auch die junge Wittwe Christiane Marianne mit einer ihr gar nicht gut stehenden Entrüstung die Annahme zurück, als lägen ihren Liebesdichtungen natürliche Gefühle zu Grunde: „Was die galanten und sogenannten verliebten Briefe und Cantaten, so hin und wieder mit eingeflossen, anbelanget, so wird hoffentlich kein vernünftiger Mensch auf den Argwohn verfallen, ob hätt' ich mich deren etwan selbst bedienet, oder selbige im Ernst niedergeschrieben; denn wofern ich dergl. Schreib-Art nöthig gehabt hätte, worzu mir doch mein jetziger Zustand keine Gelegenheit geben kann, würde ich selbige sonder allen Zweifel der ohne dies zum Argwohn stark geneigten Welt wohl schwerlich aufgewiesen haben. Es seind, wie ein jeder leicht ersehen kann, lauter erdichtete Einfälle, deren sich diejenigen, so der edlen Poesie nachzuhängen pflegen, am liebsten zu bedienen gewohnt sind, damit sie sich in Ausdrückung allerhand Affekten und Gemüthsbewegungen zu üben suchen!!"

Noch nach anderen Frauen, die im Geruche der Poesie standen, streckten die Deutschen Gesellschaften ihre Fangarme aus. Da wohnte in Erfurt eine Jungfer Zäunemannin, „eine überaus stille, niedergeschlagene Frau, die irgend ein heimlich Hauskreuz zur Dichtkunst gebracht hat, denn viel

poetisches Feuer habe ich an ihr nicht bemerkt" — urtheilt Frau Gottsched verhältnißmäßig milde, während männliche Aeußerungen aus Erfurt selbst viel weniger galant klingen. Die Deutsche Gesellschaft zu Altdorf recipirte Frl. Maria Regina Thomasius in Nürnberg, die Tochter von Gottfried, die Nichte des großen Christian, eine Freundin von Gottscheds Frau; dieser zog sich für eine Jubelode auf dies so freudige als feierliche Ereigniß den Spott der Litteraturbriefe zu. — Und so finden wir noch andere Frauen unter der großen Zahl von Nullen, die der Mitgliederbestand der Gesellschaften aufwies.

Zu einer Art Organisation der bildungshungrigen, mit den Deutschen Gesellschaften sympathisirenden Frauen kam es in Königsberg. Angeregt durch einen Besuch des Gottsched'schen Paares sammelte der Leiter der dortigen Zweiggesellschaft in zwei vornehmen Familien je einen kleinen Damenkreis, der sich namentlich durch die Erscheinung der geistreichen Leipziger Professorin für litterarische Bildung interessiren ließ. Eine dieser beiden Gruppen fühlte sich in launiger Copie der männlichen Gesellschaften als eine „Frauenzimmer-Akademie". Wie wenig wir freilich hierbei an moderne Emancipationsbestrebungen denken dürfen, leuchtet uns ein, wenn wir Gottsched den männlichen Verkehr dieser schöngeistigen Damen als artige preußische Schäfer bezeichnen hören, die sich mit den schönsten Schäferinnen ihrer Flur vergnügen.

Selbst im Süden fand sich eine Damengesellschaft auf Gottscheds Namen zu Bildungszwecken im Sinne der Zeit zusammen. Ein Lieblingsschüler des litterarischen Diktators, Magister Steinauer, derselbe, den Gottsched als Missionar des Hochdeutschen nach Bern empfahl, versammelte in Schweighausen eine Schaar von Mädchen und Frauen um sich, die er in der Philosophie — natürlich der Leibniz-Wolf-Gottschedschen — unterwies. Er konnte versichern, daß Herr Professor Gottsched und seine Verdienste besser unter den Damen zu Schweighausen, als unter dem Frauenzimmer in Leipzig bekannt sind.

So annaßend uns Heutigen das Gebaren des Rationalismus erscheint, als habe die Vernunft fertige Recepte für alle Schäden, — nach einer Richtung übten die Vorkämpfer jener Zeit ausgesprochenermaßen Bescheidenheit: sie vermeiden geflissentlich, ihre Forderungen als etwas Neues, Unerhörtes hinzustellen, ja sie beeifern sich, Autoritäten aus der Vergangenheit heranzuziehen, deren Lehre oder gar Beispiel sich für die Bildungsbestrebungen verwerthen ließ. So auch in der Frauenfrage. Mit Vorliebe verweist man auf das Beispiel gelehrter und litterarisch thätiger Frauen aus der Vergangenheit, um zur Nacheiferung aufzumuntern. Von Ausländerinnen dient vor allem Anna Dacier zur Parade, aus Deutschland machen die Deutsch-Gesellschafter besonders mit Anna Maria Schurmann und Gertraud Moller Staat. Das eigentliche Verdienst der Gesellschaftsbestrebungen besteht aber darin, die Theilnahme am geistigen Leben nicht

auf solche Ausnahmen beschränken, sondern auf die gesammte Frauenwelt ausdehnen zu wollen.

Neben dem rationalistischen Eifer, die sittliche Höhe der Menschheit durch Bildung und Aufklärung des Verstandes zu heben, blieb in den Deutschen Gesellschaften eine nationale Begeisterung lebendig, die von der Sprache und Dichtung auf die Gesinnung und Sitten übergriff. Betonen doch gleich die Leipziger, der Name „Deutsche Gesellschaft" könne nur von denen verachtet werden, die nur „lauter ausländische Sachen, Sitten und Sprachen ihrer Hochachtung würdig schätzen". Aehnliche Ueberzeugungen lebten ganz ersichtlich in allen Schwestervereinigungen. In einer Widmung an die Deutsche Gesellschaft zu Basel betont Jakob Christoph Beck: „Es sei fast allen Menschen angeboren, sich einige Kenntniß der Geschichte ihres Vaterlandes zu verschaffen. Sein einige gewesen, welche ihr Vaterland zu kennen versäumet und sich nur um fremde Dinge bekümmert, so sein sie insgemein als solche angesehen worden, die das Nöthigste hintangesetzet und das Unnöthige gesucht haben."

So legt dieselbe Zeit, in welcher sich eine fruchtbarere, lebendige Beziehung des deutschen Geistes zum Alterthum anbahnt, den Grund zu einem ehrlichen, von Abhängigkeit freien Wetteifer mit der Antike. Ja, man jubelt schon voreilig, besonders laut z. B. auch in der Kieler Gesellschaft, daß die Deutschen sich endlich von Römern emancipirt und eigene ebenbürtige Dichter aufzuweisen hätten. Anderwärts beklagt man, daß der gelehrte Schulunterricht zwar die Alten, nicht aber die vaterländischen Autoren tractire: diesem Mangel abzuhelfen, traten einige Zöglinge des Collegium humanitatis in Zürich zu der Wachsenden Deutschen Gesellschaft zusammen.

Patriotischer Eifer rief auch die den „Wachsenden" verbündete „Vergnügte Deutsche Gesellschaft" in Bern hervor; sie gesteht selbst: „Die Liebe, welche wir zu unserem gesammten Vaterlande tragen, ist so groß, daß uns alles dasjenige nicht anders als höchst erfreulich sein kann, welches zu seiner Aufnahme dienet. Wir zweifeln nicht, daß hierzu auch die Verbesserung unserer Muttersprach und das Wachsthum der Wissenschaften vortreffliche Mittel seien."

Unter den Modernen sind es natürlich die Franzosen, gegen die sich dieses nationale Pathos Luft macht. Von Leipzig wurde die Parole ausgegeben, die Franzosen — mit ihren eigenen Waffen aus dem Felde zu schlagen. Daher das Schielende in den Bestrebungen der Deutschen Gesellschaften, die Deutschland vom französischen Geist befreien wollen, indem sie die ästhetische Form und sprachliche Organisation der Franzosen nachahmen. Daß auch diese scheinbaren Aeußerlichkeiten eng mit dem Volksgeist zusammenhängen, ahnte die vorlessingische Epoche noch nicht. Daß aber die aus den Deutschen Gesellschaftskreisen erwachsenen Jünglinge und Männer ihre Wirksamkeit mit gutem Grund als nationale Kulturarbeit auffaßten, springt aus zahlreichen Geständnissen in die Augen. Magister

Steinauer findet einmal die typische Prägung für solche Gesinnung, indem er sich eine Ehre daraus macht, daß er die Schriften seiner Landsleute solchen Personen in die Hände geben könne, „welche sich ehedem einbildeten, man könne über dem Rheine besser trinken als denken.“ Natürlich war es von besonderer Bedeutung, gerade in Süddeutschland das Vertrauen zu deutscher Geisteskraft zu stärken. Hier wird ebenfalls ersichtlich, wieviel der deutsche Süden für die moderne Zeit dem mittleren Deutschland verdankt. Der neuen politischen Einigung, die unsere Zeit brachte, wurde durch die Festigung der sprachlichen und geistigen Selbstständigkeit und Gemeinsamkeit auf's Wirksamste vorgearbeitet.

Leider dürfen wir uns auf diese Lichtseiten der in den Deutschen Gesellschaften herrschenden politischen Gesinnung nicht beschränken. Entsprechend dem Zug des aufgeklärten Despotismus blickten die litterarischen Vorkämpfer in all ihrem Streben nach oben. Der schöne Traum von der Staatsallmacht verkörperte sich in den Herrschern und Großen, den Göttern dieser Erde, — ein geflügeltes Wort, das den Byzantinismus genügend kennzeichnet. Offen spricht die Leipziger Gesellschaft ihre Hoffnung aus, „daß sie mit der Zeit, irgend von unserem großmüthigen Landesherrn, eines höhern Beistandes gewürdiget werden sollte“..

Kein Mittel bleibt zu diesem Zwecke unerprobt. Den starken „Landesvater“ singen sie an:

„Ja, ja, unsterblicher August!
Gepriesner König der Sarmaten!
Du bist und bleibst der Menschen Lust,
Der wahre Schmuck der Potentaten.“

Vor Allem feiern die Leipziger, erst in der Deutschen Gesellschaft, später noch officieller und geräuschvoller in der Gesellschaft der schönen Wissenschaften und freien Künste, die wichtigsten Geburtstage aus dem kurfürstlichen Hause. Mit Späherblick wittert Gottsched umher, wo sich etwa kleine Avancen bieten. 1738 geht er in dieser Absicht wieder einmal den stets zur Gönnerschaft bereiten Grafen Manteuffel an: „Nach der Zeit hat unsre Deutsche Gesellschaft den hohen Namenstag Sr. Königl. Hoheit unsers Kurprinzen gefeiret, dabei ich auch eine Ode abgelesen habe. Itzo sind wir mit dem Drucke dieser Sachen beschäftiget. Wir werden durch diesen Versuch erfahren, wie die freien Künste bei unserem Hofe angesehen werden. Man will uns versichern, daß die Veränderung in unserem Staatsministerio viel zum Besten der Gelehrsamkeit beitragen werde. Die Zeit wird es lehren. So viel aber weiß ich wohl, daß ein gutes Urtheil Ew. Hochreichsgräfl. Excellenz von unsern Absichten und bisherigen Proben gegen des Hn. Grafen von Wackerbarth und Hn. Grafen v. Brühl Exc. Exc. nicht wenig zu guter Aufnahme unserer Lobschriften beitragen würde; zumal wenn es gleichsam von ohngefähr und ohne alle unser Vorwissen bei Gelegenheit in ein Schreiben einflösse.“

Es hat etwas Peinliches, solche Demüthigungen zu verfolgen, zu denen
ch die Leipziger Gesellschaft verstand. Immer wiederholt sie vergeblich
en Versuch, in Dresden mit einem Privileg begnadigt zu werden. Auch
n Berlin und Wien holt sich Gottsched bekanntlich einen Korb. Glücklicher
nd die Deutschen Gesellschaften in Göttingen, Königsberg, Greifswald,
elmstädt und später in Mannheim, die wenigstens die Erlaubniß davon-
etragen, sich stolz als königliche, kurfürstliche oder herzogliche Gesellschaft be-
ichnen zu können. Selbst aus der freien Schweiz ertönt dieselbe Forderung.
Schon 1732 schreibt Spreng, das spätere Haupt der Basler Gesellschaft,
nter Hinweis auf Drollinger: „Diesen erkenne ich für meinen Vater in
pollo und für einen Mann, der zur Aufnahme unserer Heldensprache
der Schweiz unvergleichliche Dienste leisten könnte. Wäre es nicht rath-
m, nach dem Exempel der Herren Leipziger und der Jenaer, eine Deutsche
it guten, vernünftigen Gesetzen verwahrte Gesellschaft aufzurichten und
gendwo ein hohes Haupt zum Beschützer zu wählen?“ — Irgendwo ein
hes Haupt — nun, manche Vereinigungen waren wirklich bescheiden:
e Göttinger und die Altdorfer Deutsche Gesellschaft begnügten sich,
Ermangelung „höherer“ Häupter, mit zwei Fürsten von Reuß als
rotectoren. In der Basler Gesellschaft trauert man wirklich noch 1757,
daß man keine Königliche Gesellschaft für die deutsche Sprache, wie für
e französische hat, nach welcher sich alle richten müssen, wann sie nicht
ollen verlacht werden. Bei den meisten Dingen in unserer Muttersprache
ht es nach dem Sprichworte: Viele Köpfe, viele Sinne.“ Nach solchen
eußerungen begreifen wir jedenfalls, daß es nicht bloßer dekorativer
chmuck war, den die Gesellschaften an den Höfen suchten: sie trieb das
geduldige übereifrige Verlangen, durch staatlichen Machtspruch mit einem
chlage zwangsweise eingeführt zu sehen, was zu seiner freien Durchsetzung
ngen organischen Wachsens bedurfte: die sprachliche, litterarische und
lturelle Einheit des deutschen Volkes. —

Ein glücklicher Zufall — der doch im Grunde wieder mehr als ein
ßer Zufall ist — hat wenigstens einer Deutschen Gesellschaft den Ruhm
rschafft, noch mit der nationalen Erhebung unseres Jahrhunderts bis zu
nem gewissen Grade verknüpft zu werden. Als sich nämlich 1808 in
er Stille der „Tugendbund“ gebildet hatte, suchte er besonders auch die
demische Jugend zu gewinnen. Auf den Universitäten sollten, nach
ner Verfassung, Freivereine der Studenten unter dem Namen: Der
utsche Bund, angelegt werden, welche den Orden, Landsmannschaften,
Rohheiten, Duellen und Unsittlichkeiten entgegenarbeiten und die Auf-
chterhaltung deutscher Sitten, kräftiger Natur, vernünftiger Freiheit und
ichlichen Sinnes, imgleichen die Uebung in den Waffen und die Aus-
dung menschlicher, sowohl körperlicher als auch geistiger Schönheit zum
eck haben sollten. Zur Ausführung dieser Absicht stand nur ein Weg
n, wie der Stifter des Tugendbundes, Professor Hans Friedrich Gott-

lieb Lehmann in Königsberg überliefert: „Die Königliche Deutsche Gesel
schaft hier hatte in früheren Zeiten auch Studenten als Adjuncten au
genommen. Das war aber abgekommen. Um es wieder einzuleiten, und
so die Deutsche Gesellschaft mit den Studenten an den Verein zu ziehen,
schrieb ich an den Präsidenten der Deutschen Gesellschaft, Consistorialrath
Hennig, an Prof. v. Baczko und an den Minister von Stein als Protector
der Deutschen Gesellschaft. Am 3. October ward also in einer Conferenz
der Deutschen Gesellschaft die Adjunctur festgesetzt, die aber im Jahre 1812
ein Ende nahm." Daß verschiedene dieser Vereinigungen thatsächlich
Studenten zuließen, trat uns ja wiederholt entgegen. Auch der bedeutsame
Gedanke, den Lehmann nun zur Verinnerlichung der Deutschen Gesellschaft
anregt, hatte unausgesprochen all diese Kreise immer beseelt: „Ihre Arbeit
gehe nicht in's System, in's Buch, sondern zu Menschen, nicht hinaus zur
Welt, sondern hinunter in's Volk."

Diese Königsberger Deutsche Gesellschaft übt noch gegenwärtig eine
bescheidene, doch ehrenvolle Thätigkeit aus. Ihre Leiziger Stammmutter
konnte sich nur durch Vereinigung mit einem lokalen Geschichtsverein halten
und führt heute den jedenfalls ihre Thätigkeit enger begrenzenden Namen:
Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.

# Der Staat und die Aktiengesellschaften.

Von

**Ludwig Fuld.**

— Mainz. —

Für das deutsche Wirthschaftsleben bedeutet der Sommer des Jahres 1901 eine äußerst trübe Zeit. Der Rückgang der industriellen und kommerziellen Entwicklung, welcher bereits im Jahre 1900 begonnen hatte, setzte sich fort und zwar nicht nur mit ungeschwächter, sondern mit noch verstärkter Kraft. Große finanzielle und industrielle Unternehmungen sahen sich gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen und das Konkursverfahren eröffnen zu lassen, empörende Mißbräuche, verbrecherische Manipulationen bei der Verwaltung von Aktiengesellschaften, durch welche das gutgläubige Publikum um viele Hunderte von Millionen geschädigt wurde, gelangten zur Feststellung, und die Folge war nicht nur eine allgemeine Entwerthung der Werthe, von der auch die sichersten Werthpapiere nicht ausgeschlossen waren, sondern, was noch weit mehr bedeutet, eine nachhaltige Erschütterung des Vertrauens des Publikums zu den Aktiengesellschaften aller Art. Hatte man in der Periode der fetten Jahre durch das Uebermaß des Vertrauens gesündigt, hatte man es damals unterlassen, mit kritischem Auge die einzelnen Unternehmungen zu prüfen und zwischen den vorsichtig und minder vorsichtig geleiteten zu unterscheiden, so sündigt man jetzt durch das Uebermaß des Mißtrauens. Vor fünf Jahren galt jede Aktiengesellschaft, auch wenn sie noch keinerlei Rentabilität nachweisen konnte, als ein gewinnbringendes Unternehmen, deren Antheile zu erwerben überaus vortheilhaft sei, heute sind große Schichten der Bevölkerung dahin gekommen, die Mehrheit unserer Aktien-

gesellschaften als unsichere Anstalten zu betrachten, von welchen man sich je eher je lieber zurückziehen müsse. Bereits zu Ende des Jahres 1900 offenbarte der Zusammenbruch der Preußischen Hypothekenbank und der Preußischen Grundschuldbank, daß selbst bei der Verwaltung mancher Bodenkreditinstitute, die doch, allerdings nicht unterschiedslos, als Kreditanstalten von unbedingter Sicherheit beurtheilt wurden, man sich seitens der Leiter derselben in unerhörter Weise über die Pflichten hinweggesetzt hatte, welche den Vorständen von Aktiengesellschaften gegenüber ihren Aktionären obliegen. Leider waren mit dem Zusammenbruch dieser beiden Banken die Schwierigkeiten auf dem Gebiete des Hypothekenbankwesens nicht überwunden; zwei andere Hypothekenbanken, die Pommersche und Mecklenburgische, sahen sich gezwungen, die bedenkliche Lage, in der sie sich befanden, zuzugeben, und wenn auch bei ihnen der Zusammenbruch bisher noch verhütet wurde, so deckte doch die Untersuchung Thatsachen genug auf, welche den schlagendsten Beweis für ein Verhalten enthielten, das von der Leitung eines Bodenkreditinstituts am wenigsten erwartet werden sollte. Diese Katastrophen auf dem Gebiete des Hypothekenbankwesens bildeten aber gewissenmaßen nur das Präludium zu weit größeren; es folgten, um von den im Verhältniß kleinen Zusammenbrüchen abzusehen, die Konkurserklärung der Leipziger Bank und der Casseler Aktiengesellschaft für Trebertrocknung, durch welche eine ganze Reihe von Unternehmungen ebenfalls zum Konkurs gebracht wurden, die mit jenen in näherer Verbindung standen. Welche Bedeutung der Zusammenbruch der Leipziger Bank, einer der ältesten und größten Provinzialbanken Deutschlands besaß, kann daraus entnommen werden, daß diese Bank im Königreich Sachsen ein unbedingtes Vertrauen genoß; staatliche und kommunale Verwaltungen legten ihre verfügbaren Gelder bei ihr an und die glücklicherweise nicht angetasteten Depots beliefen sich auf annähernd zwei Milliarden! Von der Schädigung des Volksvermögens durch den Konkurs der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung giebt aber die Thatsache eine Vorstellung, daß die Aktien dieses Unternehmens erst vor wenigen Jahren über 900% notirten, daß Gewinnergebnisse zu 40 und 60% vertheilt wurden. Betrügerische und verbrecherische Vorkommnisse haben bei diesen wie bei anderen Zusammenbrüchen eine große Rolle gespielt, und es konnte um deßwillen kaum überraschen, daß man in weiten Kreisen die Frage der Reform des Aktienrechtes und des Verhältnisses des Staates zu den Aktiengesellschaften erörterte, daß man vielfach mit größter Leidenschaftlichkeit ein Einschreiten des Staates gegen die Aktiengesellschaften oder doch mindestens eine stärkere Beaufsichtigung derselben durch die Staatsgewalt verlangte, um Mißbräuche und Schwindeleien der konstatirten Art zu verhüten. Psychologisch ist es vollkommen erklärlich, daß die weitestgehenden Vorschläge zunächst besonderen Beifall fanden; die ruhige sachliche Erwägung zeigte aber bald, daß sich mit Hilfe der Gesetzgebung doch keineswegs eine unbedingte Sicherheit gegen die Veruntreuungen und

chwindeleien auf Seiten der Verwaltung schaffen ließe und man daher
ohl daran thun werde, die Macht der Staatsgewalt auf diesem Gebiete
icht allzusehr zu überschätzen. In Deutschland ist man hierzu sehr geneigt,
an berücksichtigt einerseits weder, daß dem Staate und der Gesetzgebung
chranken gegenüberstehen, deren Ueberschreitung ohne eine tief eingreifende
enderung der Grundlagen des Wirthschaftslebens unmöglich ist, noch ander=
its, daß der Einzelne sich seiner persönlichen Verantwortlichkeit nicht zu
asten des Staates und seiner Organe entlasten kann. Wer aus Nach=
issigkeit oder Sorglosigkeit sich um die Verwaltung eines Unternehmens
ar nicht kümmert, an dem er sich betheiligt hat, wer von den Rechten,
e ihm das Gesetz einräumt, keinen Gebrauch macht, sollte doch einsehen,
aß er selbst einen nicht kleinen Theil der Schuld an den Verlusten trägt, die
n betroffen haben. Die sorgfältigste und strengste Aktiengesetzgebung kann
emals einen völligen Ersatz für die Thätigkeit des einzelnen Aktionärs
eten; unter allen Umständen wird diesem die Aufgabe zufallen, sich fort=
setzt um die Entwicklung des Unternehmens zu bekümmern, so weit ihm
s möglich ist, für die Wahl von zuverlässigen Persönlichkeiten, denen
ch die nöthige Geschäftskunde nicht abgeht, bei der Zusammensetzung des
ufsichtsrathes zu sorgen, er wird bei den Generalversammlungen zu er=
heinen haben und die Aufklärung von dem Vorstand verlangen, die ihm
forderlich erscheint. Verzichtet er aber auf die Anwendung dieser Rechte,
kann er weder den Staat noch die Gesetzgebung dafür verantwortlich
achen, wenn Vorstand und Aufsichtsrath thun, was sie wollen, wenn sie
h als Herren fühlen und um die Aktionäre überhaupt nicht kümmern.
unterliegt keinem Zweifel, daß bisher in Deutschland seitens der
tionäre auch nicht entfernt der mögliche und nöthige Gebrauch von ihren
chten gemacht worden ist, und hierauf muß es nicht in letzter Linie zurück=
führt werden, wenn die schändlichsten und empörendsten Betrügereien vor=
mmen, wenn Jahre hindurch Schwindeleien verdeckt werden konnten, die
h nicht einmal als besonders raffinirt bezeichnet werden dürfen. Es
rde daher eine bessere Einsicht in die Ursachen der beklagenswerthen
anzkatastrophen verrathen, wenn man an die Selbsthilfe und Selbst=
antwortlichkeit, an die Initiative der Aktionäre anstatt an die Staats=
hfe und die Thätigkeit der Gesetzgebung appellirt hätte. Das Publikum
f nicht der Ueberzeugung werden, daß der Staat sich schon in genügendem
aße die Wahrung seiner Interessen gegenüber den Verwaltungen der
iengesellschaften angelegen sein läßt, und daher muß jede gesetzgeberische
ßregel, welche geeignet ist, diese Ueberzeugung zu bestärken oder zu be=
nden, als höchst nachtheilig oder gar verhängnißvoll erachtet werden.
r Staat kann und will nicht die Verwaltungen der Aktiengesellschaften fort=
afend kontroliren, er soll dann aber auch nicht den Anschein erwecken,
l ob dies geschehe, weil das Publikum nur allzu bereit ist, die ihm ob=
enden Aufgaben auf den Staat zu übertragen.

Wie die Geschichte des Aktienrechts zeigt, ist die Stellung, welche der Staat den Aktiengesellschaften gegenüber eingenommen hat, eine wechselnde gewesen. Dem Mißtrauen, welches die Gesetzgebung diesen Kapitalassoziationen gegenüber beseelte, gab man zunächst durch die Vorschrift Ausdruck, welche die Errichtung jeder Gesellschaft von der staatlichen Genehmigung abhängig machte. In Deutschland hat man schon im Jahre 1870 mit diesem System gebrochen, weil man seine Unhaltbarkeit deutlich erkannte, das Publikum wurde durch die vorbehaltene Genehmigung des Glaubens, daß jede von dem Staate genehmigte Gesellschaft eine unbedingt sichere sei, und verließ sich hierauf. Der Staat übernahm mit der Genehmigung eine moralische Verantwortlichkeit dem Publikum gegenüber, während es doch auf der Hand liegt, daß er dieselbe unmöglich übernehmen kann. Das System der präventiven Genehmigung hat zu Beginn der siebziger Jahre schmählich Schiffbruch erlitten in Oesterreich, die ärgsten Schwindelgründungen wurden durch seine Anwendung nicht verhindert, während anderseits die büreaukratische Engherzigkeit dank demselben ein Mittel besaß, die Errichtung von lebensfähigen Unternehmungen zu erschweren oder zu verzögern. Fast sollte es scheinen, als ob auch in diesem Falle Frau Klio nur das lehre, daß sie nichts lehre. Ungeachtet aller Erfahrungen hat man wieder die Einführung des Systems präventiver Genehmigung befürwortet; trotzdem die lebende Generation sich noch sehr wohl an die Ergebnisse desselben erinnert, erblickt man darin in manchen Kreisen eine nicht versagende Garantie gegen Betrügereien und Schwindeleien. Als ob die staatliche Genehmigung es hätte verhindern können, daß die Leipziger Bank einen ihr Aktienkapital bei Weitem übersteigenden Kredit einer Gesellschaft zur Verfügung stellte, deren Unternehmungen doch selbst zu der Zeit, als der Kurs ihrer Aktien der höchste war, vielfach in recht abfälliger und mißtrauischer Weise kritisirt wurden?

Es erscheint vollständig ausgeschlossen, daß die Gesetzgebung sich diesen Vorschlägen gegenüber sympathisch verhalten könnte, und das Gleiche darf wohl mit Sicherheit behauptet werden von der Anregung, daß für die Verwaltung jeder Aktiengesellschaft ein staatlicher Kommissar ernannt werde, welcher den wichtigern Verwaltungshandlungen des Vorstandes zustimmen müßte. Es bedarf keiner Darlegung, daß mit der Durchführung eines solchen Vorschlags der erste Schritt zu einer Verstaatlichung des gesammten Aktienwesens gethan wäre, es würde dann nur konsequent sein, wenn der Staat die Verwaltung der Aktiengesellschaften überhaupt in die Hand nehmen wollte. Die Verantwortlichkeit des Staates für die Thätigkeit des Vorstandes wäre durch die Mitwirkung des staatlichen Kommissars gegeben, sie müßte nicht nur als eine moralische sondern auch als eine juristische bezeichnet werden, und daraus ergiebt sich, daß unabsehbare Folgen aus einer Maßnahme entstehen könnten, welche auf dem Boden dieses Gedankens beruht. In das Innere des Geschäftes einer Aktiengesellschaft sich ein-

nmischen, ist dem Staate unmöglich, und gegen die Richtigkeit dieses Satzes kann weder der Hinweis auf die Ueberwachung der Versicherungsgesellschaften noch die der Hypothekenbanken angeführt werden, weil es sich bei diesen beiden Kategorien von Unternehmungen um ganz besondere Verhältnisse handelt, die von denjenigen der sonstigen Aktiengesellschaften verschieden sind. Daß übrigens auch die staatliche Beaufsichtigung nicht durchweg im Stande ist, das Vorkommen von Mißständen und Pflichtwidrigkeiten bei der Verwaltung einer Aktiengesellschaft zu verhüten, hat der Zusammenbruch der preußischen Hypothekenbank und der deutschen Grundschuldbank in genügender Weise erkennen lassen, sodaß man wahrlich keine Ursache haben sollte, sich bezüglich der prophylaktischen Tragweite einer Einrichtung dieses Inhaltes allzu kühnen Hoffnungen hinzugeben.

Als die Gesetzgebung sich von der Nutzlosigkeit des Systems der präventiven Genehmigung überzeugte und dasselbe abzuschaffen beschloß, schuf sie als Ersatz dafür ein zu der Ueberwachung des Vorstandes dienendes Organ, den Aufsichtsrath, welcher bei keiner Aktiengesellschaft fehlen darf. Die Wahl des Aufsichtsrathes ist Sache der Aktionäre, seine Kontrolrechte gegenüber dem Vorstand sind weitgehend; für die Erfüllung seiner Pflichten haftet der Aufsichtsrath den Aktionären sowohl civilrechtlich als auch strafrechtlich. Wenn nun auch selbstverständlich kein Aufsichtsrath es verhindern kann, daß der Vorstand Aktien oder Wechsel fälscht, Gesellschaftsgelder veruntreut und ähnliche Handlungen begeht, so ist doch andererseits daran festzuhalten, daß bei der dem Gesetze entsprechenden Thätigkeit des Aufsichtsraths die meisten der Rechtswidrigkeiten, welche die öffentliche Meinung mit Recht empörten, entweder überhaupt nicht vorkommen durften, oder doch früher entdeckt werden mußten. Der Aufsichtsrath hat also, darüber kann nicht gestritten werden, in vielen Fällen das nicht geleistet, was er leisten soll und kann; es ist dieserhalb bereits die Forderung der Abschaffung des Aufsichtsraths erhoben worden. Wozu dient, so wird gesagt, ein Kollegium, dessen Mitglieder Jahr aus Jahr ein hohe Gewinnantheile beziehen, wenn dasselbe nicht im Stande ist, einer Schädigung der Interessen der Aktionäre durch den Vorstand vorzubeugen? Die Frage ist vollkommen berechtigt, unberechtigt aber der Schluß auf Beseitigung dieses Organs. Denn wenn der Aufsichtsrath leider so oft hinter den auf ihn gesetzten Erwartungen zurückbleibt, so liegt die Ursache nicht an dem geltenden Recht, sondern an dem Verhalten der Aktionäre. Hiermit berühren wir einen der wundesten Punkte auf dem Gebiete des Aktienwesens. Bei der Zusammensetzung der Aufsichtsräthe spielt das Koterie- und Gevatterschaftswesen eine unglaublich große Rolle; daß eine und dieselbe Person vielen Dutzenden von Aufsichtsräthen als Mitglied angehört, ist gar keine Seltenheit. Natürlich muß unter dieser Anhäufung von Aufsichtsrathsstellen in derselben Hand die Wahrung der dem Aufsichtsrath obliegenden Aufgaben empfindlich leiden; wer einem halben Hundert von Aufsichtsräthen angehört,

kann doch unmöglich in jeder der betreffenden Gesellschaften die Thätigkeit des Vorstandes entsprechend kontroliren. Dazu kommt aber noch, daß bei der Zusammensetzung des Aufsichtsraths nicht Geschäftstüchtigkeit und Energie als maßgebliche Eigenschaft betrachtet wird, sondern der Besitz eines klangvollen Namens und einer hervorragenden sozialen Stellung. Man wählt Personen in den Aufsichtsrath, welche von den verwickelten Verhältnissen eines industriellen oder finanziellen Unternehmens keine Ahnung haben und nur als Dekorationsstück für die Käufer von Aktien figuriren. Daß von denselben ein ernstlicher Widerstand gegenüber dem geschäftskundigen und energischen Vorstand nicht zu erwarten ist, liegt auf der Hand. Es kommt sogar vor, daß zwischen dem Vorstand und den Mitgliedern des Aufsichtsraths die engsten verwandtschaftlichen Beziehungen bestehen, und die Aktionäre lassen sich das ruhig gefallen, sie machen von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch. Der Gesetzgeber glaubte, daß durch die Zulässigkeit der Wahl einer Person, die nicht Aktionär ist, die Möglichkeit gegeben sei, tüchtige, von der Verwaltung vollständig unabhängige Leute in den Aufsichtsrath zu bringen; die Praxis hat bisher gezeigt, daß die Möglichkeit nur auf dem Papier vorhanden ist. Der Aufsichtsrath ist, dies muß leider gesagt werden, vielfach zu einer reichlichst dotirten Sinekure für Personen in einflußreicher Stellung oder von dem Vorstande protegirte Personen geworden, er ist nicht nur ausnahmsweise entartet zu einem Konventikel von Jasagern, auf dessen Zustimmung der Vorstand unter allen Umständen rechnen kann. Zolas Börsenroman „L'Argent" ist gewiß von Uebertreibungen und Unrichtigkeiten nicht frei; aber die Schilderung des aristokratischen Vorsitzenden des Aufsichtsraths, jenes geschäftsfremden Marquis, der eine geschäftliche Frage mit vornehm ablehnender Handbewegung dahin beantwortet, man könne die Angelegenheit mit vollem Vertrauen den Händen des intelligenten Vorstandes überlassen, paßt vortrefflich auf die Art und Weise, in welcher die Kontrolirung des Vorstandes von manchen Aufsichtsräthen bethätigt wird. Wenn der Aufsichtsrath die ihm seitens des Gesetzes zugewiesene Funktion in befriedigender Weise erfüllen soll, so muß ein gründlicher, aber ein sehr gründlicher Wandel in dieser Hinsicht geschaffen werden; daß dies geschieht, liegt aber nur an den Aktionären. Die Monopolisirung der Aufsichtsrathsstellen zu Gunsten der Angehörigen gewisser Gesellschaftsschichten muß nicht minder aufhören, wie die Wahl von Dekorationsaufsichtsräthen, welche meinen, es genüge, ihren Namen unter gewisse Schriftstücke zu setzen und als Ersatz hierfür den Antheil am Gewinn zu beziehen, die Aktionäre müssen sich bewußt sein, daß ihre Interessen nur dann richtig gewahrt sind, wenn die Mitglieder des Aufsichtsraths einerseits geschäftskundig, andererseits aber auch willensstark sind. Es würde für die richtige Zusammensetzung des Aufsichtsraths nur vortheilhaft sein, wenn von der Haftbarkeit derselben für die Unterlassung der gebotenen Kontrole ein recht

ausgiebiger Gebrauch gemacht wird. Personen, welchen die geschäftlichen Verhältnisse vollständig fremd sind, dürften alsdann doch in höherem Maße als bisher Bedenken tragen, in einen Aufsichtsrath als Mitglieder einzutreten, da die Folgen der zivilrechtlichen Haftpflicht die mit der Stellung verbundenen Vortheile oft übersteigen werden. Einer Reform des deutschen Aktiengesetzes bedarf es zu dem Zwecke, um den Aufsichtsrath nicht nur auf dem Papier, sondern auch in Wirklichkeit zu einem echten und rechten Kontrolorgan des Vorstandes zu machen, mit Nichten; das Gesetz reicht vollkommen aus, und es ist nur erforderlich, daß die Aktionäre sich seiner entsprechend bedienen und sich hierbei nur durch die Rücksichten auf ihr Interesse leiten lassen.

Ob die Bestimmungen über die Haftpflicht des Aufsichtsraths als ausreichend zu bezeichnen sind, ist ebenfalls als fraglich erachtet worden, insbesondere im Hinblick auf die Auslegung, welche dieselben in der praktischen Rechtsübung mitunter gefunden haben. Es kann nun zugegeben werden, daß die Gerichte sich bei der Beurtheilung der Frage, ob eine unter die Haftpflicht fallende Handlung oder Unterlassung auf Seiten des Aufsichtsrathes vorliegt, da und dort allzu ängstlich gezeigt haben, theilweise findet dies seine Erklärung in der Komplizirtheit der Verhältnisse, die hierbei der Beurtheilung zu Grunde liegen, theilweise auch darin, daß die Gerichte bisher nur selten Gelegenheit hatten, sich mit der Verwirklichung dieser Haftpflicht zu befassen. Im Allgemeinen scheint die Gesetzgebung bei sachgemäßer Auslegung hinter den Anforderungen nicht zurückzubleiben, welche von dem Standpunkte berechtigter Interessen erhoben werden können; indessen wäre gegen die Absicht der Gesetzgebung, die Haftpflicht im Hinblick auf die Erfahrungen der jüngsten Zeit noch weiter auszudehnen, ein Einwand gewiß nicht zu erheben, und auch derjenige dürfte sich hiermit einverstanden erklären, welcher sonst die Nothwendigkeit einer Abänderung des deutschen Aktienrechts nicht zugeben kann.

Aus dem Vorstehenden wird sich die Folgerung ergeben, daß durch ein Eingreifen des Staates, insbesondere im Wege der Gesetzgebung, Katastrophen der Art, wie wir sie in den letzten Monaten erlebten, mit Nichten verhindert werden können, und daß es andererseits des Eingreifens desselben auch nicht bedarf, um für das Interesse der Aktionäre gegenüber ungetreuen und betrügerischen Verwaltungen zu sorgen. Wie so oft scheint man auch bei dieser Frage nicht zu beachten, daß die besten und tauglichsten Vorschriften nicht im Stande sind, den bei ihrem Erlaß beabsichtigten Erfolg hervorzurufen, wenn es an den geeigneten Persönlichkeiten für ihre Ausführung fehlt. Man legt in Deutschland viel zu viel Werth auf die measures, viel zu wenig auf die men, während doch gerade bei den verwickelten Verhältnissen des neuzeitlichen Geschäfts- und Verkehrslebens das englische Sprichwort vollinhaltlich Anwendung beanspruchen darf: Men not measures! Seit der Einigung der deutschen Stämme zu einem Nationalstaat ist das

deutsche Aktienrecht wiederholt einer einschneidenden Durchsicht unterzogen worden. Wenige Wochen vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wurde das Bundesgesetz über die Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien verkündet, welches das in dem Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuche enthaltene Aktienrecht in wichtigen Punkten abänderte. Die Ausschreitungen der Gründerjahre und die ihnen folgende langjährige Wirthschaftskrisis gaben den Anlaß, das Aktienrecht nach neuen Gesichtspunkten zu regeln; die Vorarbeiten hierzu nahmen eine beträchtliche Zeit in Anspruch, erst im Jahre 1884 konnte das Gesetz darüber verkündigt werden, das bis zu der durch Erlaß des Bürgerlichen Gesetzbuches nothwendig gewordenen Umformung des Handelsgesetzbuchs galt. Sein Hauptinhalt ist in das neue Handelsgesetzbuch übernommen worden, jedoch hat man auch hierbei den für die Abänderung mancher Vorschriften sprechenden Erfahrungen Rechnung getragen. Unter der Herrschaft dieses Rechts hat sich das deutsche Aktienwesen ganz außerordentlich entwickelt, die Vermehrung der Aktiengesellschaften ist insbesondere in den Jahren der wirthschaftlichen Hochkonjunktur eine ungemein starke gewesen, eine stärkere, als die Kenner der Gesetze der wirthschaftlichen Bewegung wünschen konnten. Daß man bei dieser Errichtung neuer Gesellschaften, die zeitweise in fieberhaft beschleunigtem Tempo vor sich ging, nicht immer die erforderlich gewesene nüchterne Prüfung anwandte, daß man nicht stets zwischen begründeten Erwartungen und utopischen Vorstellungen zu unterscheiden wußte, wer möchte dies leugnen? Demgemäß wird aber die objektive Beurtheilung auch nicht in Abrede stellen können, daß unter den bestehenden Aktiengesellschaften so manches lebensunfähige Unternehmen sich befindet, das in Zeiten des günstigsten Geschäftsgangs wohl seine Schwäche verdecken konnte, aber bei dem Eintritt eines Sturmes wiederstandslos umgeworfen wird. Es wäre aber vollständig verkehrt, wollte man aus diesen einzelnen Vorkommnissen den Schluß ziehen, daß das deutsche Aktienwesen überhaupt auf unsoliden Fundamenten beruhe und daher mit einer Fortsetzung der Zusammenbrüche in größtem Umfange gerechnet werden müsse. Der ausländischen Presse, welche die Verhältnisse des deutschen Wirthschaftslebens nicht genauer kennt und ihre Schadenfreude darüber nicht verbergen kann, daß dem beispiellosen wirthschaftlichen Aufschwung ein empfindlicher Rückgang gefolgt ist, mag diese Folgerung verziehen werden; die deutsche Beurtheilung sollte sich aber einer solchen pessimistischen Verallgemeinerung enthalten. Es besteht wohl darüber kein Zweifel, daß das Aktienwesen zu einem nothwendigen Faktor des Wirthschaftslebens geworden ist und kein ernst zu nehmender Volkswirth dasselbe vermissen möchte. Ebensowenig ist es aber zweifelhaft, daß die übergroße, die ganz überwiegende Mehrheit der deutschen Aktiengesellschaften gesunde und existenzfähige Unternehmungen sind, welche auch schwierige Zeiten überwinden und überwinden werden, wenn sie auch naturgemäß in magern Jahren nicht die hohen Gewinn-

antheile zur Vertheilung bringen können wie in fetten. Finanzielle Krisen
und finanzielle Katastrophen sind in der Wirthschaftsgeschichte der meisten
Völker nicht unbekannt; Ereignisse der Art, unter deren unmittelbaren und
mittelbaren Folgen Deutschland jetzt zu leiden hat, blieben weder den
Engländern noch den Franzosen noch den Amerikanern erspart. Sie wurden
aber, wenn schon unter schmerzhaften Zuckungen des sozialen Körpers,
überwunden. Sollten die Grundlagen deutscher Volkswirthschaft minder
gesunde, minder sichere sein als die der soeben genannten Völker, sollte
das deutsche Volk, das noch vor Kurzem mit größtem Eifer daran arbeitete,
mit der erste Handels- und Industriestaat der Welt zu werden, sollte es
auf einmal den Muth zu der Ueberwindung minder günstiger Zeiten ver-
loren haben, weil betrügerische und untreue Direktoren von Aktiengesell-
schaften eine größere Anzahl von Zusammenbrüchen verschuldet haben?
Die Frage stellen heißt die Frage verneinen.[1] Die deutsche Volkswirthschaft
wird auch aus der gegenwärtigen Krisis siegreich hervorgehen und alsdann
die jetzt erlittenen Verluste wieder einholen, sie darf nur ihr Vertrauen zu
sich und ihrem Können nicht verlieren, sie darf sich nicht von dem Pessi-
mismus beherrschen lassen, der dem Aktienwesen in der Hauptsache das
Todesurtheil bereits gesprochen hat.

Die Lehren, welche die jüngsten Ereignisse auf dem Gebiete des
ktienwesens enthalten, können, wenn wohl beachtet, von nachhaltigem
Einfluß auf die Gesundung desselben sein. Durch schmerzliche Enttäuschungen
nd Opfer sind die Aktionäre aus ihrer Indolenz und ihrem Indifferentis-
nus aufgerüttelt worden, die empfindlichsten Schläge haben sie darüber be-
hrt, daß im wirthschaftlichen Leben und im Wirthschaftskampfe Niemand
h der Pflicht entschlagen kann, wachsamen Auges die Entwickelungen der
erhältnisse zu verfolgen. Die Aera des blinden Vertrauens, die Aera
itiklosen Glaubens, sie ist auf diesem Gebiete wohl für lange Zeit als
schlossen zu betrachten, an ihre Stelle tritt die Periode schärfster Kritik
d unnachsichtlicher, auf eigener Wahrnehmung beruhender Prüfung, tritt
e Periode, in welcher die Aktionäre sich der ihnen eingeräumten Rechte
ausgedehntestem Umfange bedienen werden. Wenn dies aber geschieht,
enn man stets von der Ueberzeugung durchdrungen ist und ihr entsprechend
rfährt, daß auch in der Zeit, welche den Lehren der Manchesterschule
wohl auf volkswirthschaftlichem wie auch auf rechtlichem Gebiete längst
n Laufpaß gegeben hat, bis zu einem gewissen Grade immer noch der
e Rechtssatz gilt: „Die Augen auf oder den Beutel auf", dann bedarf
zum Zwecke der Herbeiführung befriedigender Zustände im Aktienwesen
ht des Einschreitens des Staats und seiner Gesetzgebung, dann werden
se von selbst entstehen. Der stete Appell an die Gesetzgebung bei irgend
eiem unbefriedigenden Ereigniß entspringt einerseits einer gewissen
rvosität, andererseits aber der Ueberschätzung der Gesetzgebung auf wirth-
aftlichem Gebiete; auch die Gesetzgebung nutzt sich durch allzu häufigen

Gebrauch ab, auch sie erlahmt bei einer der Ruhe und Rast entbehrenden Thätigkeit. Das Schwert, so sagte ein bekannter Kriminalist, das zum Holzhacken gebraucht wird, versagt am Tage der Schlacht seinen Dienst! Das gilt nicht nur von der Strafgesetzgebung, wenn auch allerdings von ihr in erster Linie, sondern von der Gesetzgebung überhaupt und nicht in letzter Linie von der Gesetzgebung, deren Aufgabe es ist, einem unentbehrlichen Faktor des heutigen Wirthschaftslebens die Bewegungsfreiheit nicht vorzuenthalten, welche die unabweisliche Bedingung seiner Entfaltung bildet, und gleichwohl die Interessen der Allgemeinheit gebührend zu berücksichtigen.

# Die Pädagogik und ihr Publikum.

Von

## Hans Schmidkunz.

— Berlin-Halensee. —

Es ist bereits das ungefüge Wort gefallen, die Pädagogik sei das
„stiefste Kind" der öffentlichen Meinung. In der That ist die
Zurücksetzung der Pädagogik hinter andere Interessen fast aller
Lebenskreise von der engsten akademischen Wissenschaftlichkeit an bis zu
en weitesten Schichten der Zeitungsleser und „Zeitgenossen", und zwar der
Pädagogik von ihren ersten theoretischen Grundlagen an bis zu ihrer all-
äglichsten Praxis in Familie und Oeffentlichkeit, eines der vielen Hinder-
isse des Gelingens selbst der best angelegten pädagogischen Bemühungen.

Wollen wir die heutige Entwickelungsstufe der Pädagogik daraufhin
etrachten, wie sie sich ihrem gesammten weiten Publikum präsentirt, und wie
inwieder dieses zu ihr steht, so liegt als erste Frage die nach unseren
Hochschulen, insonderheit unseren Universitäten, nahe. Sie bestreben sich
eute, nicht nur einige spezifisch theoretische Fächer, sondern möglichst alles
Wißbare zu umfassen, auch wenn es nicht so weltfremd zu sein scheint
ie etwa Philosophie oder klassische Philologie oder christliche Dogmatik,
ondern sich vielmehr so direkt auf lebensvolle Praxis bezieht, wie es etwa
Volkswirthschaft oder Chemie thun. Die Universität hat die bildenden Künste
der die Musik zwar als solche anderen Hochschulen oder niederen Fertig-
eitsschulen zu überlassen; die schöne Kunst selber soll an keiner Universität
elehrt werden. Allein wie es überhaupt nichts, also auch keine Praxis,
iebt, ohne daß es der Menschengeist zum Gegenstand seines Forschens und
Wissens — wenn auch erst nur dürftig — machen kann und soll, so
uch die Malerei, die Musik und andere im engern Sinn sogenannte Künste.
s handelt sich hier nicht nur um den Verlauf des künstlerischen Schaffens
n Wandel der Zeiten, also um den Gegenstand einer Kunstgeschichte, son-
ern auch um die inneren Zusammenhänge und Werthe dieses Schaffens

abgesehen vom zeitlichen Wandel, also um den Gegenstand einer Kunsttheorie. So ist eine „Kunstwissenschaft" entstanden, die das künstlerische Schaffen sammt dem künstlerischen Nachschaffen und Genießen historisch und systematisch behandelt und dadurch ebenso Wissenschaftliches leistet, wie es etwa die Sprachwissenschaft oder die Rechtswissenschaft thut.

Bei der Pädagogik ist es nun grundsätzlich nicht anders. Das Erziehen, Unterrichten und Schulverwalten (die eigentliche „Pädagogie") ist natürlich ebensowenig eine Wissenschaft wie das Malen oder Komponiren oder das Staatverwalten — Politik ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, hat ein Künstler der Politik gesagt. Der Erzieher, Lehrer, Schulverwalter ist zunächst durchaus ein Mann des praktischen Lebens, der zu handeln und zu schaffen, der sogar im allerlebensvollsten Material, d. i. in jungen Menschenseelen, zu arbeiten hat, und der in erster und letzter Linie etwas können muß, auf Grund fremder wie eigener Erfahrung und wohl auch eigener Naturanlage. So ist es immer und überall und wird es sein und ist es von jeher gewesen. Längst ehe Jemand über das Erziehen u. s. w. so nachgeforscht hat, wie etwa der Physiker über die Wärme u. dgl. nachforscht, hat es gute, ja vielleicht auch geniale, und schlechte, ja verbohrte Erzieher und Lehrer und mit ihnen bald auch eine Ueberlieferung der Erziehungs- und Lehrkunst gegeben. Allein auch lange ehe die heute Lebenden ihre gegenwärtigen Streitigkeiten über Schulsachen begannen, waren Schulpraktiker und Schulfreunde daran interessirt, über ihre Thätigkeit und über ihre Aufgaben zu einer Besinnung zu gelangen, die sie ebenso wissenschaftlich zu vertiefen strebten, wie über andere Dinge in der Welt — über Naturprodukte, menschliche Thätigkeiten u. s. w. u. s. w. — eine wissenschaftliche Besinnung oder kurz eine Wissenschaft angestrebt wird. Wir besitzen also seit Längerem, und zwar in stetigem Fortgang seit mindestens einem Jahrhundert, eine Pädagogik als Wissenschaft, ungerechnet all das, was Jahrhunderte oder selbst Jahrtausende vorher an Anläufen dazu geleistet haben.

Der Hauptgrund, warum wir in diesen doch einem weiteren Interessenkreis gewidmeten Zeilen die theoretische Seite der Sache so nachdrücklich hervorheben und das Wohl öffentlicher Angelegenheiten so nahe mit dem Bestand engerer wissenschaftlicher Fragen verknüpfen, ist zunächst ein schlechtweg „praktischer". Fast überall hat man sich daran gewöhnt, der Praxis die Theorie nachhinken zu sehen und ihr dieses Nachhinken spöttisch als Beweis ihrer Untauglichkeit vorzuhalten; kaum daß einige neueste Triumphe der chemischen und physikalischen Technik als direkte Ergebnisse theoretischer, wissenschaftlicher Arbeit anerkannt werden. Dabei übersieht man nun völlig die pädagogischen Verhältnisse. Die sowohl praktisch als auch theoretisch Bewanderten unter den Pädagogen würden sich und ihrer Sache lebhaft Glück wünschen, wenn hier die Praxis der Theorie nahe genug nachhinkte. Allein gerade daran fehlt es. Ueber die Grundforderungen der Pädagogik ist

man sich, unter dem Schutze großer Namen wie Pestalozzi, in Schrift und Wort und Gedanke verhältnißmäßig leicht einig; eben so einig auch darüber, daß man heute keiner neuen „Methoden" und „Systeme" bedarf, sondern zunächst einer Verwirklichung dessen, was methodisch und systematisch bereits seit gut einem Jahrhundert großentheils ausgearbeitet ist, und was hier und dort auch bereits durch vorbildliche Anläufe in die Praxis übertragen worden war, die nur eben mit Berücksichtigung veränderter Entwickelungsverhältnisse wieder aufzunehmen wären.

Denn leider gehört zum gegenwärtigen Stande der Pädagogik großentheils auch ein Rückschritt gegenüber dem, was vor ein bis zwei Jahrhunderten rreicht war. Das 18. Jahrhundert galt vorwiegend als das pädagogische; em 19. wird eine solche Eigenart keineswegs nachgerühmt, und vom kommenden sprechen wohl nur Wenige in derartigen Zukunftshoffnungen. Allerings hat unsere Zeit vor der eines Pestalozzi und seiner Vorgänger auch ädagogisch vieles voraus; allein einerseits liegt dies besonders in den fortschritten unserer Verhältnisse überhaupt, und andrerseits sind die speziellen fortentwickelungen der Pädagogik seither großentheils äußerliche. Das, wozu ir es in diesen Dingen gebracht haben, ist vor Allem eine Verbreierung der pädagogischen Arbeit. War diese in jenen vielgerühmten eiten auf wenige theoretische und praktische Führer und auf geringe Theile es Volkes als Geführte beschränkt; waren damals die weitesten Schichten r Bevölkerung noch ganz ohne pädagogische Segnungen geblieben und die enigen, die daran aktiv oder passiv theilnehmen wollten, vorwiegend auf e eigene Kraft angewiesen: so haben wir jetzt vor Allem ein weit ausbreitetes Schulwesen, das in möglichst gleichmäßiger Weise die Bevölrung umfaßt, das getragen wird von einem theils direkt ausgesprochenen, eils sich indirekt ergebenden Schulzwang, und das vollendet (wenngleich cht „vollendet") wird durch ein, nichts Ungefüges durchlassendes, Netz n Prüfungen. Als Bestandtheil unseres staatlichen Verwaltungswesens ßt die gegenwärtige Pädagogik kaum etwas zu wünschen übrig, falls hier erhaupt noch von Pädagogik und nicht vielmehr von — „Bildungsglement" zu sprechen ist.

Man verwechsle diese Seite der Sache ja nicht mit ihrer theoretischen ud rechne diese einseitige Entfaltung nicht etwa den Männern an, die ne systematische Orientirung über die Grund- und Einzelfragen der Pädagik zu geben versuchten. Wo immer der Fachmann der Pädagogik seine ngelegenheiten erörtert oder ordnet, dort steht ihm das selbstständige d abwechslungsreiche Ausleben der betheiligten Kräfte, eine Herrschaft n Ideen statt Verordnungen, ein Reich des Geistes und nicht ein Reich : Gesetze vor Augen. Mag auch in früheren Theorien manches gar sehr oretisch und insbesondere mechanisch gewesen sein, wie denn gerade Pestazi den Vorwurf erhielt, er wolle das Erziehungswerk mechanisiren; und errraschen uns auch die Ansichten noch früherer Pädagogiker u. a. dadurch,

daß diese meinten, durch passende Lehrbücher und Lehrweisen („Methoden") müsse ein Lehrer mit Leichtigkeit hunderte von Schülern zugleich und rasch vorwärtsbringen können: so handelte es sich doch bei solchen Auffassungen und Mechanisirungen um eine Herrschaft von eigenen pädagogischen Motiven, nicht von fremdartigen Motiven; um keine Schulpolitik; um keine Unterordnung des Bildens unter äußere und äußerliche Mächte. Und was es dort wirklich noch Gezwungenes, allzu Theoretisirendes u. dgl. gab, das tritt jetzt immer mehr zurück hinter ein weit freieres und lebensvolleres Ideal, das für den gegenwärtigen Stand pädagogischen Denkens und Waltens ganz besonders charakteristisch ist: wir meinen den Standpunkt, daß unter allen pädagogischen Fragen die Frage nach der Lehrerpersönlichkeit und speziell nach ihrer Ausbildung in der Kunst des Unterrichtens und Erziehens die wichtigste sei. In der Durchführung dieses Standpunktes handelt es sich natürlich vornehmlich um die Veranstaltungen für die Lehrerbildung. Die Lehrerbildungsanstalten, insonderheit die verschiedentlichen pädagogischen Seminare, sind das eigentliche Wahrzeichen der gegenwärtigen Pädagogik; und was dieser fehlt und nicht fehlt, kommt nicht bald irgendwo deutlicher zum Vorschein als in jenen Veranstaltungen.

Zunächst wird durch sie schon das Eine erreicht und dargethan, daß das Lehren und Erziehen nicht eine Sache ist, die von Menschen verschiedentlicher Berufe so nebenbei abgethan werden kann, sondern vielmehr, daß es Gegenstand eines eigenen Berufes ist, ebenso bedürftig einer fachmäßigen Erlernung wie jeder andere Beruf und in gleicher Weise abhängig von einem ganz eigenen und selbstbewußten Stand, dem Lehrerstand. Es hat viel Zeit und mühevolles Ringen gebraucht, ehe man's so weit gebracht; und doch ist dieser Erfolg nur erst zum Theil erreicht. Er gilt um so mehr, je niedriger die Schulstufe steht, um die es sich handelt: für die untersten, die Elementarschulen, fehlt wenigstens im äußeren Aufbau der Lehrerbildung wesentlich nichts mehr; für die höheren Schulen (Gymnasien u. a.) fehlt daran noch sehr viel; für die höchsten Schulen (Universitäten u. a.) fehlt daran noch Alles. Und doch sind, um dieses Zurückstehen der oberen Schulstufen hinter den unteren zu überwinden, von vielen Seiten unglaublich eifrige Anstrengungen gemacht worden und werden es noch, so daß dieses Ringen und seine Mißerfolge eine hauptsächliche Seite des gegenwärtigen Standes der Pädagogik ausmachen. Die Bemühungen nach einem Einführen spezifisch pädagogischen Könnens in die Kreise der Lehrer an den Gymnasien und ähnlichen Anstalten, sowie an den Hochschulen nehmen beinahe den Rang eines eigenen Stückes menschlicher Geistesgeschichte ein.

In diesen und den meisten sonstigen Bestrebungen der heutigen Pädagogik spielt nun eine besonders hervorragende Rolle eine Richtung, die zugleich als theoretisches System, als praktische Arbeitsweise und als „Partei" in der guten wie schlimmen Bedeutung des Wortes eine weite und vor-

wiegend segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Es ist dies die an den Philosophen und Pädagogiker J. F. Herbart angeschlossene Richtung, auch kurz als Herbartianismus bezeichnet. Doch hat unter den Herbartianern engerer und weiterer Gefolgschaft Einer diese Richtung so stark beeinflußt, daß er als Ergänzung des älteren Meisters fast noch mehr als dieser die Thätigkeit der „Partei" bestimmt, und zwar sogar in einer zum Theil von dem älteren Schulhaupt abweichenden Weise: T. Ziller. Man spricht demnach auch von „Zillerianern" oder in weiterer Fassung von der Herbart-Ziller'schen Pädagogik, die kurz auch als „Herbarto-Zillerianismus" zu bezeichnen wäre. Eine Darlegung ihrer Prinzipien kann hier um so weniger gegeben werden, als ja der Wißbegierige leicht findet, was er dazu braucht. Nur folgendes mag für uns hervorgehoben sein. Vor Allem ist hier, und dies vielleicht zum allerersten Mal, der Pädagogik eine so sorgfältige, wenngleich nicht unfehlbare, Grundlegung und ein so durchgearbeiteter Ausbau gegeben worden, daß sie nun nicht mehr blos als eine Routine von Praktikern, sondern als eine, allerdings vieler Berichtigungen und Umbildungen bedürftige, Wissenschaft, als die Theorie einer Kunst, d. i. eben der Erziehungs- und Unterrichts-Kunst, auftreten kann. Zweitens hat jene Richtung, nachdem vielfach das Erziehen hinter das Unterrichten, speziell die Willensbildung hinter die Verstandesbildung zurückgesetzt oder auch nur weit getrennt von ihr gehalten war, die Thätigkeit des Erziehens sowohl vorangestellt als auch in eine so enge Verknüpfung mit der des Unterrichtens gesetzt, daß sie — unter dem Schlagwort des erziehenden oder erziehlichen Unterrichts — das Erziehungswerk gerade durch das Unterrichtswerk selber besorgt wissen wollte. Nicht durch irgendwelche andere Mittel, sondern durch die vom Unterricht geschaffene Bildung des Gedankenkreises solle auch der Charakter gebildet werden. Nach diesen und nach damit zusammenhängenden Grundsätzen hat die erwähnte Richtung in mehr oder minder mannigfaltiger Weise die weiten Gebiete der Pädagogik bebaut und hat die Erfordernisse der Heranbildung von Lehrern für die unteren wie für die höheren Schulen in immer wiederholten Darlegungen und berühmt gewordenen vorbildlichen Beispielen betont.

Nun aber drängt gerade die Weite und Fülle dessen, was hier geleistet und gefordert worden ist und immer noch wird, dazu, die Frage aufzuwerfen, ob diese ganze Richtung uns nicht in gefährliche Einseitigkeiten hineingetrieben hat. In der That mangelt es auch nicht an Gegnern und kritischen Schriften. Vor Allem ist ja eine scharfe Vertretung jenes Standpunktes schon deswegen nicht der Weisheit letzter Schluß, weil sie eine Parteisache darstellt, und noch dazu eine, die auf einem der vielen philosophischen Systeme beruht, wie sie die Vergangenheit der Philosophie geboren und im geschichtlichen Verlauf dieser mehr und mehr hinter späteren Fortschritten zurückbleiben gesehen hat. Speziell beruht die Herbart'sche Pädagogik auf einer Psychologie und Ethik, deren Gutheißung mindestens nicht Jedermanns Sache ist.

Was auf diesen beiden philosophischen Gebieten eine an Fortschritten reiche Zeit vor etwa drei Menschenaltern Neues geleistet hat, ist zwar in manchen Einzelheiten pädagogisch verwerthet worden, so daß es jetzt an verschiedentlichen Ergänzungen durch Kinderpsychologie u. dgl. nicht fehlt; allein ein zureichendes Verwenden des heutigen Standes von Psychologie und Ethik für die Begründung der Pädagogik, die jedenfalls von Beiden abhängig ist, fehlt noch so gut wie ganz, und dieses Fehlen gehört zu den charakteristischesten Zügen des gegenwärtigen Standes der Pädagogik.

Dann aber wird vielleicht schon unserem Leser etwas aufgefallen sein, das den Herbartianismus noch in einer ganz eigenen Weise einseitig macht. Es heißt nämlich, die Hauptsache im pädagogischen Wirken sei die Willensbildung, und das Hauptmittel dazu sei nicht etwa eine direkte Beeinflussung des Gemüthslebens, wie beispielsweise durch die erbaulichen Uebungen der Pietisten, sondern vielmehr eine entsprechende Bildung des Gedankenkreises. Damit ist zwar ein beträchtlicher Fortschritt erreicht über pädagogische Zustände hinaus, die im Allgemeinen für den Gedankenkreis zu wenig und für den Gefühlskreis zu viel sorgten. Allein auch damit ist wiederum eine, wenngleich geringere und ungefährlichere, Einseitigkeit gegeben — eine Art von umgekehrtem Pietismus. Es weht ein Hauch von kühler Verstandeskultur, von Intellektualismus durch den Herbarto-Zillerianismus und mit wie neben ihm beinahe durch unser ganzes Schulwesen. An die Stelle der systematischen Gebets- und ähnlichen Uebungen von Pietisten und Jesuiten ist ein System geistiger Uebungen getreten, an die Stelle des Mangels einer sokratischen Methode eine Uebertreibung dieser — etwas wie eine „xanthippische“ Methode. Das ist nicht blos eine Angelegenheit engster theoretischer Kreise, sondern zugleich eine der weitesten Interessen; und jene Richtung hat nicht nur positiv in diesem Sinne gewirkt, sondern sieht auch außerhalb ihrer Wirksamkeit einen ähnlichen Geist walten. Vertrauen Eltern ihre Kinder den dargebotenen Wegen der allgemeinen Lebensbildung an, so dürfen sie doch darauf rechnen, daß nicht eine einseitige, sondern eine allseitige Bildung des jungen Menschen dargeboten werde. Das Ideal der Heranbildung zu einem harmonisch allseitigen Menschenthum war denn auch in der That ein leitender Gedanke der großen Pädagogiker aus der Wendezeit vom 18. zum 19. Jahrhundert, eines Pestalozzi, eines Fichte u. A., auch wenn sie selber von Einseitigkeiten nicht frei waren. Und dieses Ideal ist denn noch in den Ausgangsgedanken der Herbart'schen Pädagogik zu verspüren. Am wenigsten aber hat es hier und selbst auch an anderen Stellen dazu geführt, die sonst oft am höchsten gepriesenen Seiten des menschlichen Geistes zu berücksichtigen, die da dem Schaffen, Wiedergeben und Genießen der K u n st zu Grunde liegen, also die Phantasie, den Geschmack, den uninteressirten Schaffenstrieb u. s. w., kurz alles Künstlerische im Menschen. Kaum etwas fehlt in unseren pädagogischen Systemen und Praktiken, auf unseren Kathedern wie an den Schulwänden, in der Geschichte

des Unterrichts und der Lehranstalten wie in dem Antheil des Publikums
an pädagogischen Dingen und in seinem Verständniß dafür so sehr wie Alles,
vas sich auf die Stellung der Kunst im Kreise der pädagogischen Welt be-
ieht. So dürfte denn auch das „Böotierthum", mit dem weiteste Volks-
reise der Kunst gegenüberstehen, auf den fast völligen Mangel eines wirk-
ichen Kunstunterrichtes in unseren allgemeinbildenden Schulen zurückgehen.
Die Klagen darüber würden so weit greifen, daß wir sie hier besser gleich
bbrechen. Doch auch in den eigens der Kunst gewidmeten Spezialschulen
iegen die Dinge so, daß eine kritische Betrachtung auf das Weiteste aus-
olen müßte. Genug an dem Umstand, daß inmitten unserer üppig blühenden
Geschichtswissenschaft, der kaum irgend ein Zweig menschlichen Schaffens
ntgeht, die Geschichte der Kunstschulen und des Kunstunterrichts beinahe
änzlich brach liegt.

Das Publikum fühlt diese Unvollkommenheiten höchst dunkel; ist es
doch selber in einem Schulwesen solcher Art groß geworden. Im Ganzen
hrt dieses Verhältniß wohl bei allen Beziehungen des Publikums zur
ädagogik wieder: es steht selber auf dem Boden seiner Schulbildung und
at keinen rechten anderen Maßstab für ihre Beurtheilung. Auf manchen
nstigen Gebieten werden wir durch den Zug des praktischen Lebens und
urch die Belehrung, die wir aus Journal- und Bücher-Lektüre, aus Vor-
ägen u. s. w. gewinnen, weitergebildet. Auf pädagogischem Gebiete fehlt,
viel sich im großen Ganzen sehen läßt, auch dies in der Regel ganz.
ie Gründe davon sind mehrere, eng miteinander zusammenhängende.
owohl sie als auch die Folgen jenes Zustandes liegen auf verschiedenen
eiten. Von den dabei entscheidenden Punkten werden wohl die fünf fol-
nden die hauptsächlichsten sein.

Erstens ist die Pädagogik als Wissenschaft in dem eingangs ange-
uteten Sinn lange nicht so weder in der wissenschaftlichen Welt noch in
d: Oeffentlichkeit anerkannt, wie es etwa die philologischen oder biologischen
o:r technischen Wissenschaften sind. Für diese Fächer sind an den Hoch-
ulen feste Professuren eingerichtet, und wer sich ein Wissen darin holen
il, geht entweder als Student an die Hochschule oder wendet sich —
geringeren Ansprüchen — an populäre Bücher, an Wanderredner u. s. w.
r die Pädagogik bestehen solche Professuren so gut wie gar nicht, und
populäre Litteratur unserer Zeit bringt aus diesem Gebiet mehr nur
zelnes, zumal aktuelle Auslassungen, am wenigsten aber zusammenhängende
ehrungen. Wie sehr derartiges nöthig wäre, vor Allem für Eltern,
ucht wohl nicht erst auseinandergesetzt werden. Daß der Ruf nach päda-
ischen Universitätsprofessuren immer wieder erhoben wird und in der
ptsache ergebnißlos verklingt, möge hier wenigstens festgestellt werden.

Zweitens besteht in der Lehrerwelt selber eine beträchtliche Abneigung
en pädagogische Theorie und gegen Alles, was dazu gehört, zum Theil
lst gegen die Geschichte des pädagogischen Gebietes. Die Gründe davon

hinwider dürften nicht schwer zu erkennen sein: sie liegen wohl einerseits in der anscheinend stark formalistischen, das Methodische übertreibenden Fachbildung, welche die angehenden Lehrer in ihren Seminaren erhalten, und andrerseits — was damit wahrscheinlich eng zusammenhängt — in der verhältnißmäßig geringen Höhe der sachlichen und wissenschaftlichen Bildung der Lehrer, die in den Kreisen dieser selbst lebhaft bedauert wird. Es kann einem geschehen, daß man mit lebhaftem pädagogischen Interesse in eine pädagogische Gesellschaft geräth und sich dort nicht nur über eine auffallend mangelhafte Kenntniß der anerkannten Hilfswissenschaften der Pädagogik, d. i. besonders der Psychologie und der Ethik, sondern auch über das Fehlen des Bedürfnisses nach einer Besinnung über das eigene Vorgehen in der Berufsthätigkeit, kurz über eine Abneigung gegen pädagogische Verhandlungen wundern muß. Jenes Bedauern der Mängel in der eigenen wissenschaftlichen Bildung und den unausgesetzten Ruf nach einem Ueberwinden dieser Mängel müssen wir jedoch als ein bedeutsames und ehrenwerthes Zeichen der Zustände in Lehrerkreisen anerkennen. An der Universität Jena haben die thüringischen Volksschullehrer sogar rein private Vorlesungen von Professoren für sich durchgesetzt.

Drittens. Damit hängt enge zusammen einer der größten Uebelstände in unsrer pädagogischen Welt und in ihrer öffentlichen Beurtheilung durch die Fachwelt sowie durch die Laienwelt: der Mangel an einheitlicher Auffassung des Schulwesens und des Lehrerstandes. Daß alle Schulgattungen und Lehrerkategorien gleiche, nur verschiedentlich ausgestaltete Ziele ihres Wirkens vor sich haben, daß sie alle an der Ueberlieferung und Fortsetzung unserer Kultur arbeiten, wird beinahe ganz übersehen. Ebenso werden der Zusammenhang und die Wechselwirkung der verschiedenen Schulstufen ignorirt. In der That sind gerade diese Beziehungen größer, als es scheint; die höheren Schulen übernehmen von den niederen ihre Schüler und haben größtentheils deren künftige Lehrer zu eigenen Schülern; so beziehen die niederen Schulen ihr Lehrerpersonal in der Hauptsache von den höheren und höchsten Schulen. Die sachlichen und gesellschaftlichen Interessen freilich, die thatsächlich von den verschiedenen Lehrern gepflegt werden, erwecken nicht den Eindruck von jener Zusammengehörigkeit; und dem entspricht auch die Auffassung des Publikums, das in dem Elementarlehrer der Volksschule, dem Studien- oder Oberlehrer des Gymnasiums und dem Dozenten der Universität fast ganz verschiedene Stände sieht. Der vielleicht einschneidendste Schaden dabei ist der Riß zwischen den akademisch vorgebildeten Lehrern einerseits und den nicht so vorgebildeten Lehrern andrerseits. D. h.: die Lehrer an den Universitäten, die an den Gymnasien wie auch an den meisten diesen ähnlichen Anstalten, und schließlich zu einem kleineren Theile die an den Lehrerseminaren haben in der Regel an der Universität studirt; alle übrigen Lehrer, einschließlich der meisten Seminarlehrer, besitzen keine solche, sondern nur eine „seminaristische

Jorbildung. Der Riß zwischen den „akademisch“ und den „seminaristisch“ gebildeten Lehrern, der also auch mitten durch die Lehrerseminare selber eht, gehört zu den gefährlichsten Rissen unserer Kultur. Und trotz des ebhaften Strebens unserer Elementarlehrer nach akademischer Ergänzung hrer Bildung streben sie nicht eben sehr nach Ueberwindung jenes Risses. Sie der ihre Führer fürchten, daß andernfalls die Volksschule „dem Volke ntfremdet“ werde, und würden bereits in einer Vorbereitung der angehenden Seminarzöglinge auf dem Gymnasium eine derartige Gefahr erblicken; selbst ie Zuziehung des Lateinischen in die Bildungssphäre des Lehrers wird von anchen Seiten als etwas mindestens Ueberflüssiges betrachtet.

Allerdings ist die Frage, wie weit man nun auch den Lehrern der nteren Schulstufen eine akademische Vorbildung wünschen soll, selbst auf em Weg rein subjektiver Meinungen und Wünsche nicht leicht zu beant- orten. Einen Durchgang sämmtlicher Lehrer wenigstens durch das huma- istische Gymnasium möchte der Verfasser dieser Zeilen von seiner Privat- einung aus wünschen; eine Theilnahme an Universitätsvorlesungen ist egenstand eines lebhaften Strebens in einem weiten Theil der deutschen ehrerschaft; eine Erleichterung des ganzen Problems wird natürlich jeden- lls dann geschaffen sein, wenn wir endlich einmal einen „einheitlichen nterbau“ für unsre höhere Bildung haben werden, von dem sich die ege zu den verschiedenen Berufsbildungen nach diversen Richtungen ab- veigen. Vorläufig aber scheint mir für ein Zusammentreffen der „aka- misch“ und der „seminaristisch“ gebildeten Lehrer die akademische Er- nzung des Bildungsniveaus der Einen nicht einmal so wichtig zu sein ie die seminaristische Ergänzung des Bildungsniveaus der Anderen; und var schon deshalb, weil diese zunächst leichter zu erreichen ist als jene, e ja einen in der Hauptsache anderen und reicheren Bildungsweg ver- ngt, während diese ohne Weiteres in den akademischen Bildungsgang ein- fügen ist. Und hier erhebt sich

viertens die gewichtige Anklage, daß — als ein geradezu uner- rter Zustand gegenüber fast allen anderen Berufsverhältnissen — zahl- iche Lehrer gar nicht als solche gebildet sind, auch wenn sie, was damit ht verwechselt werden darf, in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die sie treten sollen, ganz gut zu Hause sind. Nur die Lehrer der untersten d etwa einiger diesen folgender Schulstufen besitzen eine spezifische Bil- dng in der Kunst des Lehrens und Erziehens; für die Lehrer der höheren ufen, insbesondere des Gymnasiums, ist nunmehr in etlichen Staaten niges zu ihrer spezifisch pädagogischen Ausbildung vorgesehen worden, das r nicht eben als eine sehr weite Errungenschaft gerühmt werden wird; d für die Lehrer der höchsten Stufen fehlt an einer solchen Ausbildung der thatsächlichen Praxis von heute und in der Meinung der maßgebenden eise noch Alles, obschon die Materialien, die dafür aus Vergangenheit d Gegenwart vorliegen, bereits eine kleine Welt ausmachen. Dazu kommt

noch, daß alle die Privatlehrer, die theils Wissenschaft oder Kunst, theils irgend welche höhere oder niedere Schulfächer von Haus zu Haus tragen, meistentheils ebenfalls nicht so zum Lehrer herangebildet sind, wie sonst wohl jeder Vertreter eines Berufs, sei er ein Schuster oder ein hoher Künstler, sich sein besonderes Können erworben hat.

Gerade hier aber sitzt ein ganz spezieller Fehler des Publikums in seinem Verhalten gegenüber der pädagogischen Welt. Wir nehmen uns z. B. einen Klavierlehrer und fragen dabei, ob er gut spielen kann, eventuell auch, ob er gut komponirt, nicht jedoch, ob er — wozu gar nicht einmal eine außerordentliche Spielfertigkeit oder Kompositionskunst gehört — gerade ein ebenso guter Klavierlehrer ist, wie der Arzt, dem wir unsere Gesundheit anvertrauen, ein guter Arzt sein soll. Wir lassen unsere Töchter singen lernen, bei ehemaligen Opernsängerinnen, die, wie es heißt, ihre Stimme verloren haben und sich nun „auf den Unterricht werfen", als ob dieses Vorleben auch schon eine Lehrkunst gewährleistete, ja nicht vielmehr geradezu eine Gefahr für die Schüler bedeutete. Wir senden — wozu uns allerdings die an den maßgebenden Stellen geltenden Auffassungen treiben — unsere Söhne an die Universitäten zu möglichst berühmten Gelehrten, als ob die höchste Gelehrsamkeit auch die höchste Geschicklichkeit des Unterrichts in Wissenschaften verbürgte, gar nicht zu reden von einer Erziehungskunst gegenüber jungen Menschen einer ganz bestimmten und eigenartigen Stufe der Lebensentwicklung, die wahrlich von nichts weiter entfernt sind als von der ihnen in der That zugemutheten Selbsterziehung. U. s. w. Kurz: das Schlimmste in dem Verhältniß des Publikums zur Pädagogik ist sein Versäumen pädagogischer Ansprüche an ihre Vertreter. Darf man ihm dies aber verargen, wenn der gleiche Mangel an den maßgebenden Stellen selber zu beklagen ist?

Damit kommen wir zu dem fünften und letzten Punkt, der mindestens insofern der wichtigste ist, als die erwähnten Schäden sozusagen in ihm zusammenlaufen. Wir haben noch keine genügend durchgebildete und ihrer bewußte Hochschulpädagogik. Nirgends spielt, wie wir zum Theil bereits gehört haben, die Pädagogik als eine allgemeine Wissenschaft und Kunst eine so geringe Rolle wie an den Hochschulen, und nirgends ist die Pädagogik als Anwendung dieser allgemeinen Wissenschaft und Kunst auf bestimmte Schulstufen so unentwickelt, wie sie es eben für diese Schulstufe ist. An dem Sitz unserer höchsten Bildung und Idealwelt, d. i. an der Universität, ist gerade das höchste Bildungs- und Idealproblem, die Pädagogik, am allermeisten vernachlässigt. Dort, wo Vorbilder am meisten zünden und am autoritativsten weiterzeugen können: an der Universität und entsprechend auch an den übrigen Hochschulen, dort ist für das Interesse sowohl der Innenstehenden als der Außenstehenden an der Ueberlieferung unsrer geistigen und ethischen Güter von Generation zu Generation noch am allermeisten zu thun. Zunächst freilich ist die Reihe des Eingreifens

n den Innenstehenden, d. h. an den Hochschullehrern selber; sofern sie ber dieses Eingreifen versäumen, bleibt eben nichts Anderes übrig, als aß die Außenstehenden dafür Ersatz bieten. Und es kann ihnen ja nicht leichgiltig sein, mit welchen Hoffnungen sie, insbesondre als Väter studi-ender Söhne, die Gelder dahingeben und dahingeben sehen, die hier ge-raucht werden.

Es ist in diesen Zeilen nicht der richtige Ort, um die ganze „hoch-hulpädagogische Frage" aufzurollen. Genug daran, daß wir überzeugt sind on der Gipfelung der übrigen pädagogischen Fragen in dieser und von er Dringlichkeit des Zusammenführens aller daran betheiligten Interessen i der „hochschulpädagogischen Bewegung". Noch ist die Ver-hrung, mit der die weitesten Kreise zu unseren Universitäten aufblicken nd in ihnen den eigentlichen Hort der Geistesfreiheit, der idealsten Güter berhaupt und insbesondere der Tradition unseres Besten von Geschlecht zu eschlecht erblicken, trotz aller vorbeitreffenden Vorwürfe gegen sie stark nug, daß daran die Bemühungen nach einem Ausgestalten der Päda-gik in ihren noch weniger entwickelten Gebieten angeknüpft werden können; d schon sind die Fortschritte, die wir meinen, kräftig genug, daß ihre Weiterentwickelung zu den lohnendsten Aufgaben unserer Zeit gehört.

# Caterina Sforza,
# eine Heldin des XV. Jahrhunderts.

### Biographische Skizze.

Von

**Ludovica Freifrau von Bodenhausen.**

— Berlin. —

Als ein Charakter von fast antiker Größe tritt uns zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Caterina Sforza entgegen. Geboren zu einer Zeit, wo das finstere Mittelalter mit seinen Schrecken, seinem Vandalismus bereits einer lichteren Lebensauffassung Platz machte, an der Schwelle eines Säkulums, in dem Kunst und Wissenschaft zur höchsten Blüthe gelangen sollten, vereinigten sich in ihr die Merkmale der alten und der neuen Zeit. Wie ein Doppelwesen erscheint uns heute diese Frau: fromm, weich, liebedürstig, sorgend, pflegend und wohlthuend, die Mutter ihres Volkes auf der einen Seite, stolz, grausam, rachsüchtig und blutdürstig auf der andern. Was immer sie aber auch unternahm, nie blieb sie auf halbem Wege stehen, ohne Rücksicht auf sich selbst, verfolgte sie ihr Ziel. Ein unbeugsamer Gerechtigkeitssinn war die Richtschnur ihres Handelns, ihren Söhnen das väterliche Erbe zu erhalten, der Ruhm, die Ehre des Geschlechts der Sforza, das Ziel ihres Strebens. Bei alledem blieb Caterina doch immer Weib, das Weib mit all seinen Schwächen und Vorzügen. Mitten in den größten politischen Drangsalen beschäftigte sie sich mit den mystischen Lehren des Savonarola und selbst Macchiavelli, der als Abgesandter der Republik Florenz an ihren Hof kam, wurde durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit bestrickt. Allzeit wußte sie ihre Frauenehre hoch zu halten, Frömmigkeit und Sitte herrschten an ihrem Hof, und die Zuchtlosigkeit ihrer Zeit ließ sie unberührt.

Caterina Sforza wurde die Stammmutter*) zahlreicher, mächtiger, europäischer Fürstengeschlechter, und es lohnt sich daher wohl, ihrem wechsel-

*) Durch ihre dritte Ehe mit Giovanni de Medici wurde Caterina die Stammmutter der Großherzöge von Toscana, der Orleans in Frankreich, der Stuarts in England, der aus Parma und Neapel verjagten Bourbonen und der noch heute regierenden spanischen Königsfamilie.

vollen Lebenslauf zu folgen. Um diesen Frauencharakter richtig zu verstehen, ist es nöthig, einen Blick auf die Vorfahren Caterinas und auf die Geschichte ihres Landes zu werfen.

Das schöne italienische Land, — der Garten Europas — war durch die Jahrhunderte des Mittelalters hindurch der Schauplatz wilder Parteikämpfe. Kaiser und Papst stritten sich um die Reichsgewalt, die Republiken Venedig, Genua und Pisa suchten einander die Herrschaft auf dem Meere abzujagen, in Neapel und Sicilien befehdeten sich die Anjous und Aragonier in heftigen Kriegen, und in den Städten wüthete der Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen. Söldnerschaaren, oftmals ein Gesindel aus aller Herren Länder, durchzogen verwüstend und verheerend gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Italien, und der ländliche Besitzer war oft gezwungen, zur Waffe zu greifen, um sein Eigenthum gegen sie zu schützen. An der Spitze dieser Banden standen in der Regel fähige Rottenführer, die ihre Hilfe, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, verdingten, wo sie am besten bezahlt wurde, und durch diesen schwunghaften Handel bei etwas Glück häufig zu großem Reichthum und hohem Ansehen gelangten. Zu dieser Zeit schon gehörten die Attendolos, die Vorfahren Caterinas, zu den begütertsten Angesessenen in der Romagna. Den Namen Sforza (Kraft) nahm erst später Muzio Giacomo Attendolo an, der erste der Familie, welcher den Pflug in die Ecke stellte und sich dem Kriegshandwerk widmete. Muzio war der älteste von einundzwanzig Brüdern, die von der Mutter Elisa, aus dem Hause der Petrascini, in spartanischer Einfachheit erzogen worden waren. Diese Frau zeichnete sich nicht nur durch außergewöhnlich reiche Nachkommenschaft, sondern auch durch männliche Energie, durch Thatkraft und Muth aus, und es scheint, daß sie es ist, welche diese hervorragenden Eigenschaften auf ihr Geschlecht vererbt hat. Aber auch den Haß, die Rachsucht suchte Elisa in den Ihrigen zu nähren; denn die Chronik berichtet, wie die Attendolo in erbitterter Feindschaft mit ihren Nachbarn, den Pasolini, lebten, weil eine geplante Heirath zwischen einem der einundzwanzig Brüder und einer reichen Erbin aus jenem Hause nicht zu Stande gekommen war. Um sich vor den Ueberfällen der rachsüchtigen Brüderschaar zu schützen, wagten die Pasolini ihre Felder nicht anders zu bestellen als mit dem Harnisch bekleidet. Ihre Piken schnallten sie dabei an das Schuhzeug an, um die Hände zur Arbeit frei zu haben und doch gleich nach der Waffe greifen zu können. Der Haß ist oft eine weit mächtigere Triebfeder wie die Liebe. Auch in Caterinas späterem Leben sollte derselbe Veranlassung für manche unheilvolle Greuelthat sein.

Muzio Attendolo befand sich eines Tages ackernd auf dem väterlichen Erbe, als die Werbetrommel in seiner Nähe ertönte und er einen Trupp neugeworbener Soldaten vorüberziehen sah. Einige seiner Gefährten darunter forderten ihn lachend auf, mitzukommen. Muzio nahm die Hacke und schleuderte sie nach einem vor ihm stehenden alten Eichbaum. Und siehe,

die Hacke grub sich tief in den knorrigen Stamm! Das war ein Wink des Schicksals. In der Stille der Nacht holte er sich das beste Roß aus dem Stalle und folgte heimlich dem Trupp.

Nicht lange dauerte es, da stand Muzio Giacomo als Rottenführer an der Spitze einer wohldisciplinirten Söldnerschaar, mit der er sich der Verbindung des Hl. Georg anschloß. Er wurde alsbald ein gesuchter Feldhauptmann. In allen Soldatentugenden das beste Vorbild, trug ihm sein Heldenmuth, seine Todesverachtung den Namen Sforza ein, der schließlich auch auf seine Nachkommenschaft überging. Muzio führte auch in Friedenszeiten regelmäßige militärische Uebungen ein; er hielt auf Ordnung und strenge Manneszucht und duldete keinen Kirchenraub und keine Frauenschändung. Sein Bestreben war, allzeit nur für eine gerechte Sache kämpfen, und seine Truppen mußten schwören, nie dem Feinde den Rücken zu kehren. Da sein Ruhm stetig wuchs und er nur Italiener in seinen Sold nahm, strömten ihm bald soviel Leute zu, daß die Felder in der Romagna verödeten und nur noch Greise und Frauen beim Pflug blieben.

Muzio Attendolo fand seinen Tod im fünfzigsten Lebensjahre, am 4. Januar 1424 in dem Gefecht bei Pescara. Er kam in den Wellen des durch Sturmwind wildbewegten Flusses um, welchen er zweimal auf seinem feurigen Rosse durchschwamm, um die jenseits zaghaft zurückgebliebene Mannschaft durch sein Beispiel anzufeuern, dem schon geschlagenen Feinde nachzusetzen. Seine Leiche wurde niemals gefunden. Die drei Lebensregeln, die er seinem Sohne Francesco mit auf den Weg gab, waren: Niemals mit der Frau eines Freundes zu liebäugeln, keine Fehde unausgefochten zu lassen und kein hartmäuliges oder weichhufiges Pferd zu besteigen.

Unter Kaiser Wenzel war die deutsche Reichsgewalt in Italien zu einem Schattenbilde herabgesunken, Fürsten und Freistädte stritten um die Erweiterung ihrer Gebiete, und gar häufig lag das Schicksal der Staaten in den Händen kriegskundiger Rottenführer. In Chieri, in Assisi, in Perugia, überall hatten sich vom Kriegsglück dorthin verschlagene ehemalige Condottieri festgesetzt und neue Dynastien gegründet. Auch Francesco Sforza begnügte sich nicht mehr, gleich seinem Vater der angesehenste und gesuchteste Feldhauptmann seiner Zeit zu sein, den römischen Waffen zu neuem Ruhm verholfen zu haben, sein Ehrgeiz stand nach fürstlicher Macht. Und das Glück war ihm günstig. Muzio hatte ihm ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, das ihm die Unterhaltung eines starken Söldnerheeres ermöglichte, mit dem er gleichfalls einen einträglichen Handel trieb. Auf jeder blutigen Wahlstatt sah man die Fahnen Sforzas, und überall wurde seine Waffenbrüderschaft gesucht. Für den glücklichen Beistand, den er Filippo, Herzog von Mailand, gegen Venedig leistete, erhielt er dessen Tochter Bianca Maria zur Gemahlin, die ihm die befestigten Städte Cremona und Pontremoli als Mitgift zubrachte. Als nun mit Filippo der Mannesstamm der Visconti erlosch und eine republikanische Regierung in

Nailand proklamirt wurde, verband sich Francesco mit den Venezianern
egen die Lombardei und belagerte Mailand, bis das Volk den Großen
lath zwang, Francesco die Thore zu öffnen, und man ihn jubelnd zum
erzog erwählte.

Francesco wurde von seinen Zeitgenossen der Soldatenvater genannt,
id Pius II. sah in ihm „das Ideal eines Kriegers“. Aber er war
ich ein weiser Monarch, und seine Gemahlin Bianca Maria stand ihm
i allen politischen Unternehmungen mit klugem Rath zur Seite. Wenn
rancesco mit dem Heere abwesend war, führte sie die Regierung, und wir
gegnen auch in dieser Frau wiederum den kriegerischen Neigungen, die
iterina, ihre Enkeltochter, zu heldenhafter Größe erheben sollten. Nach
m Tode Francescos übernahm Biancas Sohn, Galeazzo Sforza, mit
unndzwanzig Jahren die Regierung.

Galeazzo war mit Bona von Savoyen verheirathet, einer Schwester
: Königin Charlotte, der Gemahlin Ludwig XI. von Frankreich. Außer den
iuf Kindern, die Galeazzo von seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte, wurden
ich fünf uneheliche Kinder an seinem Hoflager erzogen, die seiner Liebe
z der schönen Lucrezia Landriani entsprossen waren. Zu diesen gehörte
terina, die 1463 geboren, ihre ersten Lebensjahre unter der Obhut der
en Herzogin Bianca Maria verbracht hatte, nach deren Tode von
na von Savoyen adoptirt und gleich den eigenen Kindern mit mütterlicher
rgfalt und Liebe gehütet wurde. Die Sitten jener Zeit waren eben
dere als unsere heutigen. Die Heirathen in den fürstlichen Häusern
rden nur aus politischen Rücksichten geschlossen, und es war nichts Un-
öhnliches, daß ein Fürst daneben noch andere Verbindungen unterhielt.
e Kinder aus solchen wurden vollständig als ebenbürtig anerkannt, führten
nstens auch den Namen des Vaters und traten oft sogar in die politischen
rechte, wenn aus der rechtmäßigen Ehe keine Nachkommen vorhanden
en.

War Francesco der Soldatenvater und der beste Fürst seines Jahr-
iderts, so weiß die Geschichte doch vom Herzog Galeazzo nichts
es zu berichten. Er hat sich niemals von dem Verdachte, seine Mutter
nca Maria, durch Gift aus dem Wege geschafft zu haben, um sich
r Autorität zu entziehen, reinigen können, zügellose Leidenschaft und
ie Grausamkeit beherrschten ihn, und schon nach wenigen Jahren der
ierung war er so verhaßt in Mailand, daß eine Schaar heißblütiger
glinge sich gegen den Tyrannen verband und eine Verschwörung gegen
Leben anzettelte. Am Weihnachtstage 1476 fiel er in der Stephans-
re unter den Dolchstichen seiner Feinde. Sein Bruder, Lodovico, ge-
t il Moro (der Mohr), übernahm als Vormund des noch unmündigen
ines des Ermordeten die Regierung.

In die ersten Jugenderinnerungen Caterinas fiel eine Reise, die sie
t ihrem Vater an das glänzende Hoflager Lorenzos de' Medici nach

Florenz gemacht hatte. Die Mediceer, das berühmteste Geschlecht des florentinischen Staates, die es durch glückliche Unternehmungen zu großem Reichthum, zu Macht und Würde gebracht hatten, standen bereits durch mehrere Generationen an der Spitze der florentinischen Republik, und Lorenzo (geb. 1. Jan. 1449) mit dem Beinamen il Magnifico (der Prächtige) hatte Florenz zum Sammelplatz der größten Künstler und Gelehrten seiner Zeit gemacht. Michelangelo war sein Freund, Machiavelli sein Vertrauter. Die Kunstschätze, die Caterina in seinen Palästen bewunderte, die herrlichen Gemälde, die aus Griechenland herübergeschafften Statuen, die Prachtbauten, mit denen die Stadt geschmückt war, machten einen unauslöschbaren Eindruck auf ihre für alles Schöne empfängliche Seele und legten wohl den Grund zu der geheimen Sympathie, die Caterina ihr ganzes Leben lang für die Mediceer empfand.

Mit Sixtus IV. war (1471) ein Papst auf den heiligen Stuhl gestiegen, der mit selbstbewußter Absicht der Hoffnung Raum gab, in den Gebieten, welche Erbgut der Kirche waren, jedoch unter unabhängigen Stadtoberhäuptern standen, eine größere, eigene Herrschaft zu gründen und sich dadurch eine wirksame Stütze bei kriegerischen Angriffen zu bilden. Er faßte den Plan, für seinen Neffen Girolamo Riario in den fruchtbaren Ebenen der Romagna ein Fürstenthum zu gründen und sich durch eine vortheilhafte Verheirathung desselben die nöthige Stütze zu sichern, um das Uebergewicht in diesen Landschaften zu gewinnen; denn bereits stritten sich die übrigen italienischen Mächte darum, und die Kurie allein war nicht stark genug den Kampf aufzunehmen.

Es fiel die Wahl auf Constanze Gonzago, eine nahe Verwandte des Herzogs von Mailand, die indessen erst elf Jahre zählte. Da die Mutter Gabriele Gonzago, aus dem Hause der Marquesi von Mantua, sich aufs Energischste dem Ansinnen widersetzte, die Tochter den damaligen Sitten gemäß sofort den Händen des zukünftigen Gemahls zu übergeben, zerschlug sich das Projekt. Der Herzog von Mailand — es war im Jahre 147[illegible] und noch lebte Galeazzo — wollte indessen auf die verwandtschaftlichen Beziehungen mit Rom nicht verzichten und stellte dem abgewiesenen Brautwerber seine eigene Tochter Caterina vor. Die vielversprechende, frühreife Schönheit des Mädchens überraschte Girolamo derartig, daß er gern mit dem Tausch einverstanden war, und Caterina ohne Rücksicht auf ihr jugendliches Alter „per anulum et osculum“ mit ihm verbunden wurde. Wahrhaft fürstlich waren die Geschenke, die Girolamo Caterina machte; sie bestanden aus zwei Kleidern aus Goldbrokat und grünem Sammet, mit 1538 großen und 1380 kleinen Perlen gestickt, einem Perlenhalsband mit 429 großen Perlen, verschiedenen anderen Schmuckstücken mit Gemmen, Brillanten und Perlen, aus einer goldenen Börse, sieben goldenen und silbernen Gürteln u. a. m. Es läßt sich daraus schließen, in wie kurzer Zeit es Sixtus IV. gelungen war, Reichthümer anzuhäufen; de[illegible]

er selbst entstammte einer armen Fischerfamilie Namens della Rovere und besaß, als er zum Kardinal gewählt wurde, nicht soviel Mittel, um sich den Kardinalshut zu kaufen. Sein Vorgänger, Paul II., bekannt durch seinen Geiz, hinterließ aber der Curie ein großes Vermögen, und die fünfzehn Neffen Sixtus' IV., von denen Girolamo und Julius, nachmals der durch seine Grausamkeit berüchtigte Papst Julius II., seine Lieblinge waren, hatten ungehindert in diesen Kirchenschätzen geräubert. Es heißt, Girolamo und Julius seien Söhne des Papstes gewesen, und die blinde, nachsichtige Liebe, die Sixtus IV. für Beide bewies, berechtigt wohl zu dieser Annahme. Während Julius in den geistlichen Stand trat und ihm Sixtus durch die einflußreichsten Pfründen die Anwartschaft auf den päpstlichen Stuhl sicherte, suchte er durch Girolamo die weltliche Macht der Kirche zu begründen. Durch rücksichtsloses Vorgehen gelang es ihm, die Ordelaffis aus Imola und Forli zu verjagen und Girolamo unter der Oberhoheit des Kirchenstaates zum Herrn dieser römischen Legationen zu machen, sowie zum General-Hauptmann des päpstlichen Heeres. Mit dieser Stellung war nicht nur eine große militärische Gewalt verbunden, sondern sie brachte auch namhafte Einkünfte.

Im Jahre 1477 folgte Caterina dem Gemahl nach Rom, wo sie einen prächtigen Palast bezogen. Und hier an dem glänzenden Hoflager des Papstes verlebte sie die schönsten Stunden ihrer Jugend, unberührt von der Verderbtheit und zügellosen Ausschweifung der sie umgebenden Welt. Reiner Sinn und wahre Frömmigkeit schützten sie vor Schmutz und Gemeinheit und entfremdeten sie innerlich dem Gatten, der, eine Geißel Roms, sich durch rücksichtslose Tyrannei und wilde Grausamkeit gefürchtet und verhaßt machte. Die einzige seelische Gemeinschaft zwischen Girolamo und Caterina war der Ehrgeiz. Wenn Caterina immer neue Verschwörungen gegen den Gatten angezettelt, ihn von Häschern umgeben, von Spionen bewacht sah, so daß er nicht ohne starke Bedeckung die Straßen Roms betreten konnte, zitterte sie weniger für sein Leben, als für die politische Herrschaft, die man seinen Händen zu entreißen drohte.

Im Jahre 1481 besuchte sie mit ihrem Gemahl zum ersten Male die eigenen Staaten, Imola und Forli, und von dort gingen Girolamo und Caterina als Gesandte des Papstes nach Venedig. Als offizieller Vorwand für diese Reise sollte ein Vertrag dienen, den das Pontifikat mit der Republik zum Schutze gegen die Türken schließen wollte. Denn schon wehte die Flagge mit dem Halbmonde in Otranto, und ein türkisches Geschwader im Adriatischen Meer beunruhigte nicht nur Italien, sondern die ganze Christenheit. Im Geheimen verfolgte Sixtus IV. jedoch den Zweck, sich mit der Republik gegen den Herzog Herkules d'Este zu verbinden, um auch Ferrara unter die Herrschaft des Riario zu bringen, während Modena und Reggio, die beiden zu Ferrara gehörigen kaiser-

lichen Vasallenstädte, Venedig einverleibt werden sollten, das damit seine Herrschaft bis an die Thore von Florenz ausgedehnt haben würde.

Herzog Herkules war bereits wegen seiner Antheilnahme an der Verschwörung der Pazzi in Florenz vom Papste mit Kirchenbann bestraft und seiner Hoheitsrechte verlustig erklärt worden; der tapfere Herzog kümmerte sich jedoch wenig darum und regierte ruhig weiter. „So lange meine Hand noch das Schwert führen kann und mein Heer mir folgt, so lange gehört der Staat mir,“ hatte seine verwegene Antwort gelautet, als ihm die Nachricht von dem kirchlichen Bannstrahl gebracht worden war.

Venedig war damals durch seine Handelsbeziehungen der Stapelplatz orientalischer Pracht und Herrlichkeit; glänzende Paläste, kunstvolle Bauten, herrliche Kirchen machten es zu einem Wunder der Welt. Mit all dem Pomp, den das Lagunenreich bei solchen Gelegenheiten zu entfalten wußte, wurden die Riari empfangen, sobald sie republikanischen Boden betraten. 115 Edeldamen erwarteten die „Gräfin Caterina“ an der Grenze, und bei den Festen, welche der Doge dem gräflichen Paare gab, betrug der Werth der von den Damen getragenen Kleider über dreimalhunderttausend Goldgulden. Trotz aller Feste zerschlugen sich aber die Allianzbemühungen; denn die Republik hütete sich, so verlockend die Aussicht auf Erweiterung der eigenen Gebietstheile auch war, die Größengelüste der Riari zu unterstützen und durch einen Kampf gegen Ferrara die Feindschaft des ganzen übrigen Italiens auf sich zu laden. Ziemlich enttäuscht mußten Caterina und Girolamo die Rückreise nach Rom antreten, die sie wiederum durch Imola und Forli führte, wo währenddem eine Verschwörung der Ordelaffi, der ehemaligen Herren der Staaten, und ihres Anhangs ausgebrochen war, obgleich sich Girolamo bei seiner ersten Anwesenheit bemüht hatte, durch reiche Wohlfahrtsakte, viele Gnadenbeweise, prunkvolles Auftreten, durch Aufhebung verhaßter Steuern und Abgaben die Gunst des Volkes zu gewinnen. Diese „Verschwörung der Handwerker“, wie sie genannt wurde, weil sich hauptsächlich der niedere Theil der Bevölkerung daran betheiligt hatte, zog ein grausames Blutbad nach sich; Girolamo ließ die Schuldigen mit unbarmherziger Strenge verfolgen — allerdings erst von Rom aus, nachdem er selbst dort in Sicherheit war.

Es ist bemerkenswerth, daß Caterina sich in keiner Weise an diesen Verfolgungen betheiligte, ja sie suchte sich möglichst abseits der politischen Wirrnisse des Gatten zu halten; war es ihr doch nicht verborgen geblieben, daß die Verschwörungen, die immer auf's Neue das Leben Girolamos bedrohten, von Florenz unterstützt wurden. Darum sann sie schon jetzt auf Mittel, die Herrschaft in den römischen Staaten auf alle Fälle ihren Kindern zu sichern, nicht als den Kindern des verhaßten Nepoten Riario, sondern als denen der Caterina Sforza, der Schwester des jugendlichen Herzogs von Mailand, der Nichte des in seinem Namen regierenden Lodovico il Moro, des langjährigen Verbündeten der florentinischen Republik.

Diese von ihr im Stillen verfolgte Politik, die Feinde Girolamos zu ihren Freunden zu machen, gab sogar der Vermuthung Raum, daß Caterina an der späteren Ermordung des Gatten nicht ganz unschuldig gewesen sei, was aber in keiner Weise erwiesen worden ist; denn wenn auch der Charakter des grausamen, despotischen, dabei doch furchtsamen und feigen Girolamo Caterina keine Hochachtung abgewinnen konnte, ist sie ihm doch allzeit eine gehorsame und treue Gattin gewesen. Auch die Verdächtigungen ihrer Beziehungen zu Sixtus IV. sind von keinem der zeitgenössischen Schriftsteller bestätigt worden, die doch sonst das Leben und die Sittenlosigkeit des. damaligen Roms auf das Eingehendste schildern. Wohl ruhten die Augen des alternden Papstes mit Wohlgefallen auf der jugendlichen Fürstin, die mit lieblicher Anmuth, mit Geist und scharfem Verstand natürliche Vornehmheit des Wesens verband und ein Schmuck des päpstlichen Hofes war, aber ihre Frauenehre steht hoch über jedem Verdacht und wurde selbst von Sixtus IV. geschützt. Als ein Maler jener Tage es gewagt hatte, auf einem Bilde, welches die Heerschau der päpstlichen Truppen darstellte, zwei Persönlichkeiten unter dem zuschauenden Volke, und zwar einem Franziskanermönch und einer neben ihm stehenden jungen Frau, die Züge des Papstes und Caterinas zu verleihen, gerieth Sixtus IV. darüber derartig in Zorn, daß er den Künstler mit Stockschlägen strafen ließ und dieser nur durch besondere Fürsprache noch härteren Strafen entging.

Diese Begebenheit ereignete sich in den letzten Lebenstagen des Papstes; denn schon am 12. August 1484 starb Sixtus IV., der Schöpfer der spanischen Inquisition, der Begründer des für Italien so unheilvollen Nepotismus, aber auch der Erbauer der Sixtinischen Kapelle, der schönen Tiberbrücke und vieler anderer Kunstdenkmäler. Caterina befand sich bei ihrem Manne im Feldlager vor Pagliano, als ganz unerwartet die Nachricht von dem Tode des Papstes dort eintraf und zugleich der Befehl des heiligen Kollegiums, sofort die Belagerung dieses Platzes, der letzten Burg der aus Rom vertriebenen Familie Colonna, aufzugeben und die Truppen nach Rom zurückzuführen. Hatte Girolamo bisher als unumschränkter Herrscher gewaltet, so hieß es jetzt gehorchen, anstatt zu befehlen, und nunmehr trat Caterina zum ersten Male handelnd in den Vordergrund der Geschichte. Sie begriff sofort, daß der Tod Sixtus' IV. mit einem Schlage alle kühneren Luftschlösser der Riari zerstörte, und daß es für sie nur noch darauf ankommen konnte, die einmal erreichten Vortheile zu wahren. In dieser Erkenntniß suchte sie den Gatten zu beeinflussen, unter allen Umständen die Engelsburg in Rom zu besetzen, um von hier aus einen wirksamen Druck auf das heilige Kollegium und die Papstwahl ausüben zu können.

Es ist nicht erwiesen, aber wohl anzunehmen, daß es Girolamo an Muth fehlte, seinerseits diesen Staatsstreich zur Ausführung zu bringen. Während er die Truppen nach Rom zurückführte, erzwang sich Caterina

durch entschlossenes Vorgehen den Eintritt in das Kastell, dessen Thore sie sofort hinter sich verriegeln ließ. Nachdem es ihr gelungen war, nächtlicherweise noch einen Trupp treuergebener Feldsoldaten einzuführen, ließ sie dem Heiligen Kollegium melden, daß sie gewillt sei, die Engelsburg, wenn es sein müßte, mit Gewalt zu vertheidigen; dieselbe sei dem Grafen Riario, ihrem Gemahl, als Generalkapitän von Sixtus IV. anvertraut worden, und die Uebergabe könne nur an einen rechtmäßigen Nachfolger des Papstes geschehen. Die Kardinäle konnten aber nicht zum Conclave schreiten, so lange sie nicht Herren der Citadelle waren; denn deren Besitz entschied zugleich über den des Vatikans und der Stadt, in der nach dem Tode des Papstes ein wilder Tumult herrschte. Das Volk betrachtete die Sedisvacanz als eine Zeit der Gesetzlosigkeit und benutzte diese Frist, sich an der tyrannischen Herrschaft Riarios zu rächen. Der durch keine Furcht mehr im Bann gehaltene Haß wurde geschürt von den sofort nach Rom zurückgekehrten Familien der Ghibellinen. Der Pöbel warf sich auf den Palast der Riari und zerstörte in ruchlosem Vandalismus Alles, was an Kunstschätzen darin angesammelt war. Diese Vorgänge bestärkten Caterina noch mehr in dem Vorsatz, in dem sichern Verließ auszuharren, und ihre Drohungen schüchterten die hohe Geistlichkeit auch wirklich derartig ein, daß bei den Beisetzungsfeierlichkeiten Sixtus' IV. nur elf Kardinäle zugegen waren. Die übrigen hatten sich nicht an der Engelsburg vorüber nach dem Lateran gewagt. Das heilige Kollegium sah sich so in unerwarteter Weise durch eine kaum zwanzigjährige Frau in Schach gehalten, welche alle Welt durch ihre Kühnheit und Unerschrockenheit überraschte und mit strammer Hand das Kommando über die Besatzungstruppen der Engelsburg führte.

Cerattini, einer der besten Chronisten jener Zeit, beschreibt Caterina: „Klug, muthig, unternehmend, bewundert und gefürchtet von allen Soldaten.“ Er schildert sie von großer, stattlicher Gestalt, mit edlem, schöngeschnittenem Gesicht und erzählt, daß sie einen geschliffenen Degen getragen habe, wie ein Mann, dabei stets eine am Gürtel herabhängende Tasche voller blanker Dukaten.

Die ganze katholische Christenheit erwartete mit Spannung das Conclave, und es blieb den Kardinälen daher nichts Anderes übrig, als mit Girolamo zu unterhandeln. Es kam ein Vertrag zu Stande, durch den Girolamo auch ferner die bisher bezogenen Einkünfte als Generalkapitän zugesichert wurden; auch sollte der neue Papst gehalten sein, seine Herrschaftsrechte über Imola und Forli anzuerkennen. Man versprach ihm Entschädigung für den geplünderten Palast, freien Abzug unter genügender Bedeckung in seine Staaten und außerdem achttausend Dukaten in baar. Dagegen verlangte man sofortige Uebergabe des Kastells.

Die Uebergabe der Engelsburg erfolgte am 25. August, und Girolamo und Caterina verließen mit ihrer Familie Rom. Girolamo hatte es indessen nicht unterlassen, auch sonst noch mit dem apostolischen Stuhl seine Rechnung

u machen, indem er eine enorme Forderung für die bisherige Unterhaltung es päpstlichen Heeres aufstellte, eine Maßregel, die sich später von großer olitischer Wichtigkeit erweisen sollte.

Nach Sixtus IV. war Kardinal Cibo als Innocenz VIII. auf den äpstlichen Thron gestiegen. Die Riari wurden durch denselben in ihren esitzungen bestätigt und ließen es sich zunächst angelegen sein, in Forli nd Imola festen Fuß zu fassen. Girolamo mühte sich redlich, ein guter egent zu werden; er sorgte dafür, daß die durch die vielen Kriegszüge verüsteten Felder wieder bestellt wurden, indem er ganze Schiffsladungen aatkorn aus Spanien kommen ließ, er schaffte die verhaßte Schlachtuer ab, und durch reiche Gnadenakte an die zahlreichen Kirchen und löster des Landes suchte er sich auch den Klerus geneigt zu machen. ie Citadelle Rovaldino zu Forli wurde vollendet, daneben errichtete er nen fürstlichen Palast, und es entstanden Kasernenbauten, die 2000 Mann riegsrotte aufnehmen konnten. Handel und Wandel blühten wieder auf. ber das glänzende Hoflager, die Unterhaltung der wohlausgerüsteten Trupn verschlang Unsummen, und da Girolamo nicht mehr ungehindert in n römischen Kirchenschätzen wühlen konnte, sah er sich nach wenigen Jahren i einer finanziellen Nothlage, die ihn zwang, die erst aufgehobenen Schlachtd Mahlsteuern wieder einzuführen. Dieser Schritt sollte zu seinem Verben führen. Denn als die Forlinesen und Imolesen sich die kaum errbenen Vortheile wieder entrissen sahen, bildete sich eine erbitterte Oppoionspartei. Auf diesen Augenblick hatten die Todfeinde des Riario, Lozo de' Medici und der Anhang des neuen Papstes nur gewartet, da rolamo ihren Plänen schon längst im Wege war.

Auch Papst Innocenz VIII. war, ehe er die Priesterweihe empfing, e eheliche Verbindung eingegangen und hatte mehrere Kinder, welche als pstliche Prinzen an seinem Hoflager lebten. Wie sein Vorgänger Sixtus IV. r er gleichfalls bemüht, diesen eine weltliche Herrschaft zu sichern. Einer ser sogenannten Nepoten, Francesco*), war mit Magdalene, einer Tochter Lorenzo de' Medici, vermählt, und in seine Hände sollten die römischen sallenstaaten gebracht werden, sobald es gelungen wäre, Girolamo bei ite zu schaffen. Caterina fühlte das Schwert über dem Haupte des tten, und wieder sehen wir sie ihre eigenen Interessen verfolgen, indem i trotz aller von Florenz ausgehenden Konspirationen, freundschaftliche ziehungen zu Lorenzo unterhielt und ihn zum Pathen für ihren dritten hn bat. Auch unternahm sie eine Reise nach Mailand, um sich den stand ihres Onkels, Lodovico il Moro, zu sichern. Auf ihre Ver-

*) Francesco, seiner kleinen Gestalt nach Franceschetto genannt, verlor einst im el siebzigtausend Thaler (scudi) an den Kardinal Raffaele Riario, womit dieser den des Palazzo della Cancelleria, eines der edelsten Renaissance-Denkmäler Roms, beuen ließ.

anlassung wurden die Befestigungen der Citadelle Rovaldino verstärkt sowie große Proviantvorräthe dort niedergelegt. Da Girolamo vielfach leidend und dadurch auch moralisch geschwächt war, war sie die Seele aller politischen Maßregeln dieser Zeit. Sie glaubte sich auf den Kommandanten der Veste in Forli, einen ehemaligen Korsaren, Namens Zocchejo, nicht verlassen zu können, und als derselbe eines Tages ihr in der That den Eintritt in die Festung verweigerte, war sein Schicksal besiegelt. Zocchejo fiel den mörderischen Dolchstichen ihrer Begleiter zum Opfer. Kommandant der Feste wurde nunmehr der treuergebene Tommasino Feo, der später Caterinas Halbschwester Bianca heirathete.

Verschwörung, Mord und Todtschlag gehörten zu jener Zeit zu den Mitteln, vor denen kein Regent zurückscheute. „Der Staatsmann," sagt Macchiavelli, „muß zugleich Wolf und Löwe sein."

Die Partei der Unzufriedenen im Staate hatte indessen immer neuen Zuwachs erhalten und wurde von den Mediceern, von Rom aus, sowie von den Ordelaffis, den ehemaligen Herrn von Forli, unterstützt. Rücksichtsloses Vorgehen bei Eintreibung der Steuern machten auch die Landbevölkerung rebellisch, und trotzdem mehrten sich die finanziellen Schwierigkeiten von Tag zu Tag, und immer düsterer ballten sich die Wolken des Unheils über Girolamos Haupte zusammen. Checco dell' Orso, Hauptmann der Leibwache, zwei Condottieri, Ronchi und Pausechi, deren Haß Girolamo durch verweigerte Soldzahlung auf sich geladen hatte, drangen am 14. April unter dem Vorwand, Dienstangelegenheiten mit dem Grafen besprechen zu wollen, in den Palast und bis in sein Speisezimmer, wo sie ihn niederstießen. Da aber Girolamo nicht sofort zu Tode getroffen war und es Orso, der den ersten Dolchstoß geführt hatte, wohl an Muth zu einem zweiten fehlte, stürzten zwei mit in die Verschwörung gezogene Soldaten herbei und vollendeten das grausame Werk.

So starb Girolamo Riario im Alter von fünfundvierzig Jahren. Zu Lebzeiten Sixtus' IV. hatten die Kardinäle vor dem allmächtigen Neffen des Papstes gezittert, gezittert hatte ganz Rom unter der blutigen Habgier dieses Tyrannen, und gezittert hatten die römischen Vasallenstaaten und päpstlichen Vikariate unter seiner Willkür und rohen Gewalt. Wie redlich auch später seine Bemühungen gewesen sein mögen, sich durch eine weise und gerechte Regierung in Imola und Forli die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, er konnte damit seine Vergangenheit nicht vergessen, frühere Greuelthaten nicht ungeschehen machen und die Feinde nicht versöhnen, die ihn nach allen Seiten umgaben.

Der grauenvolle Mord war in wenigen Augenblicken vollbracht worden. Darauf entkleideten die Mörder den Leichnam, schleppten ihn an das Fenster und warfen ihn auf den Platz herab, wo das von allen Seiten herbeiströmende Volk seine blutige Gier daran ausließ, bis der nackte, verstümmelte,

ı zerfetzte Körper des unglücklichen Girolamo Nachts von barmherzigen Brüdern ıfgesucht und geborgen wurde.

„Freiheit, Freiheit, der Tyrann ist todt, der uns so lange geknechtet ıt," schrieen die Mörder zu den Fenstern des Schlosses hinaus, und eine ilde Mordlust und Raubgier ergriff die Bevölkerung, besonders als das chloß selbst der allgemeinen Plünderung anheimgegeben wurde, nachdem an Caterina mit ihren sechs Kindern gefangen genommen und in sicheren ewahrsam in die Behausung ihrer Feinde, der ortsangesessenen Familie r Orsi, gebracht hatte. Zum Glück war es ihr gelungen, vorher noch imliche Botschaft an den Kastellan der Veste Rovaldino und an ihren nkel, den Herzog von Mailand, abgehen zu lassen. Auf die Hülfe dieser etreuen baute Caterina und verlor keinen Augenblick die Selbstbeherrschung.

Nur ein paar Stunden hatten dazu gehört, die schönen Räume des hlosses mit seinen herrlichen Kunstschätzen zu verwüsten. In blinder rstörungswuth stürzte sich das Volk auf Alles, was nicht niet- und nagelfest r; was man nicht als willkommene Beute fortschleppen konnte, wurde schlagen und zertrümmert. So riß man die seidenen Tapeten von den änden, zerrte die Gewänder in den Schmutz, schlug Thüren und Fenster e, zerstörte selbst die schwere metallene Thurmglocke und ließ nichts unbührt als „die Hemden der Madonna und ihrer Kinder".

Oeffentlich bekannte sich der Hauptmann Orso als der Mörder des haßten Tyrannen und ließ sich als Volkstribun feiern. Ein Freiheitstmel ergriff die ganze Bevölkerung Forlis. Selbst von Rom und der pstlichen Oberhoheit wollte man nichts wissen, als eine unabhängige Sdt wollte man sich fortan selbst regieren. Es fanden sich aber unter dem rheitsberauschten Volk einige Männer, die ein Einsehen hatten und auf die Fahren hinwiesen, die Forli mit solchem Vorgehen über sich heraufbeschwören vde. So beschloß man denn, die vorgefallenen Ereignisse nach Rom zu nden und bis zum Eintreffen weiterer Entscheidungen von dort die oberste Walt in die Hände des aus dem benachbarten Cesena herbeigerufenen Protonrs der Kirche Savelli zu legen.

Unterdessen wurde Caterina mit ihren sechs Kindern, von denen die een jüngsten noch an der Brust ihrer Ammen waren, in strengster Haft ɟelten. „Die Orsi behandeln die Contessa schlimmer wie die Türken," ıerte selbst Savelli, der die Gräfin aufsuchte, um mit ihr über die liergabe der Veste Rovaldino zu verhandeln. Der Anblick der jungen Mitter, die umgeben von der verschüchterten, geängstigten Kinderschaar, mit ehigenden Worten ihnen Muth machte, rührte den guten Prälaten. In der That hatte Caterina keinen Augenblick Furcht oder Schrecken gen, trotz ihrer verzweifelten Lage. „Muzio Attendolo und der Herzog ancesco Sforza, Eure Ahnen," sagte sie zu den größeren Söhnen, „haben ei Furcht gekannt; deshalb hat weder der Dolch des Verräthers, noch das

Schwert des Feindes ihnen etwas anhaben können.“ Sie erinnerte die Kinder daran, daß auch sie ihren Vater durch Mörderhand verloren habe, und tröstete sie mit der Versicherung, daß Herzog Lodovico gewiß umgehend ein Heer zu ihrer Befreiung herbeischicken würde.

Der Protonotar Savelli veranlaßte indessen, daß Caterina mit ihren Kindern der Gewalt der Orsi entzogen und in den Wachtthurm St. Pietro untergebracht wurde. Diente ihnen auch hier nur ein kleines düsteres Thurmzimmer zum Aufenthalt, so wurde Caterina doch von dem Kommandanten, einem gewissen Capoferri, mit aller ihrer Stellung schuldigen Rücksicht behandelt. Die mitleidigen Soldaten schafften eine Wiege für die Säuglinge herbei und sorgten für Milch, da den beiden Ammen vor Schreck die Nahrung vergangen war.

Sonst rührte sich Niemand in der Stadt zu Gunsten der Gräfin, nur die Citadella Rovaldino unter ihrem getreuen Befehlshaber verweigerte die Uebergabe, so sehr auch das Volk unter seinen Mauern tobte. Caterina mußte wohl wissen, daß sie sich unbedingt auf die Standhaftigkeit Feos verlassen konnte, denn sie sträubte sich nicht, Feo selbst aufzufordern, sich dem Willen des Volkes zu fügen und die Veste zu übergeben. Vor die Festungsmauern geführt, rief sie dem auf den Zinnen stehenden Kommandanten zu:

„Ergebt Euch, Feo, sonst bin ich mit meinen Kindern des Todes.“

„Ich übergebe nichts, lieber lasse ich mich in Stücke hauen,“ lautete Feos unerschrockene Antwort.

„Man wird mich ermorden!“

„Morden —? Man wird sich hüten,“ rief er höhnisch zurück. Und zu dem Volke gewendet, fügte er drohend hinzu: „Nehmt Euch vor dem Herzog von Mailand in Acht.“ Alsdann kehrte er der Stadt den Rücken und verschwand von der Zinne seiner Veste. Dieselbe Scene wiederholte sich am nächsten Tage, und rathlos schauten sich die Häupter der Stadt an. Was sollten sie anfangen, wenn sie die Veste nicht in der Gewalt hatten und der Herzog von Mailand sich anschickte, die seiner Nichte zugefügte Schmach zu rächen, umsomehr als auch die erwartete Unterstützung von Rom ausblieb?

„Wenn die Gräfin mir in einem Zustand vollkommener Freiheit den Befehl wiederholt, werde ich gehorchen, sonst nicht,“ war das einzige Zugeständniß, zu dem sich Feo nach langen, fruchtlosen Verhandlungen herbeiließ. Caterina erbot sich nun, in die Veste zu gehen, um diese Bedingung zu erfüllen und dadurch die endliche Uebergabe herbeizuführen. Da sie ihre Kinder als Geißel zurückließ, hegte man keinerlei Bedenken, sondern führte Caterina bis an die Festungsbrücke, die sie, der Forderung gemäß ganz allein betrat, aber kaum überschritten, auch sofort wieder hinter sich in die Höhe ziehen ließ.

Damit war ihre List gelungen, und groß war die Empörung d

hohen Raths und der harrenden Menge, als nach stundenlangem Warten Caterina nicht wieder erschien und man endlich gewahr wurde, daß man von der klugen Frau gefoppt worden war. Wohl hatte man ihre Kinder in der Gewalt, aber wer wagte es, sich an denselben zu vergreifen? Vergeblich wurden die unglücklichen Geschöpfe vor die Festungsmauer geschleppt, um gezwungen oder auch freiwillig aus natürlichem Angstgefühl die Mutter anzuflehen, nicht die Rache der Stadt auf ihre jungen Häupter zu laden. Caterina ließ sich nicht erweichen, ja selbst als Checco Orso, der Mörder Girolamos, einen ihrer Söhne am Arm ergriff und vor ihren Augen den Dolch auf die jugendliche Brust zückte, schreckte sie nicht zurück.

„Hier, seht, Ihr Thoren, bin ich nicht das Weib danach, noch mehr Kinder zu gebären,“ rief sie dem Mörder zu, indem sie auf die oberste Zinne der Veste trat und ihre hohe Gestalt der Menge zuwandte.

Dieser Ausspruch Caterinas, die sich in gesegneten Umständen befand, hat für ewige Zeiten eine Legende um ihre Persönlichkeit geflochten. Die wahrhaft antike Seelengröße in dem Augenblicke höchster Gefahr erinnert an die heldenmüthigen Frauen der römischen Geschichte und macht Caterina würdig, einer Kleopatra, einer Cordelia an die Seite gestellt zu werden. Und doch war Caterina, wie ihr ganzes späteres Leben bewies, eine zärtliche, fürsorgende Mutter. Aber die Verantwortung, die mit dem Tode des Gatten auf ihre Schultern gewälzt war, die Sorge für das Schicksal ihres Hauses leiteten ihr Thun. Wenn sie daher diesen anscheinend herzlosen Ausspruch wagen konnte, so geschah es wohl in der sichern Ueberzeugung, daß man die Drohung, ihre Kinder zu tödten, niemals zur Ausführung gebracht haben würde, und daß es das Gefährlichste in ihrer Lage gewesen sein würde, ihren Feinden Furcht zu zeigen. Nur Unerschrockenheit und Furchtlosigkeit konnten dem Volke Achtung abgewinnen und sie demselben als das erscheinen lassen, was sie werden wollte und was das Ziel ihres Strebens war: die Herrin des Volkes, die Herrscherin von Forli und Imola.

Nachdem Caterina im sichern Hort der Festung war, ließ sie die Mündung der Kanonen auf die Stadt richten und von Zeit zu Zeit feuern, um das Volk in Furcht zu halten und ihre Macht fühlen zu lassen. So gingen einige Wochen dahin, bis endlich heimliche Boten Caterina berichteten, daß der Herzog von Mailand ein Heer zu ihrer Befreiung schicke und selbiges gegen die Stadt heranzöge. Frohlockend hörte Caterina diese Nachricht, die ihren baldigen Sieg zur Gewißheit machte, während die Kunde davon in Forli eine große Bestürzung hervorrief; denn der zaghafte und in seiner Politik immerfort schwankende Papst Innocenz VIII., auf dessen Hülfe man gebaut hatte, wagte es nicht, sich dem allmächtigen Herzog von Mailand entgegenzustellen. So konnte das Mailänder Heer ungehindert heranziehen und die Stadt umschließen. Damit war die Gefahr für Caterina vorüber, und die Rebellen zitterten jetzt für das eigene Leben. Große Plakate, die Caterina von den Thürmen der Festung herniederwehen ließ, forderten die

Forlinesen auf, Rache zu nehmen an ihren Feinden, und die Wuth des wankelmüthigen Volkes kehrte sich alsbald gegen diejenigen, welche vordem als Befreier gepriesen worden waren. Wohl versuchten es die Orsi und ihr Anhang, Caterinas Kinder in ihre Gewalt zu bringen, um mit ihnen zu fliehen und dadurch eine Geißel in der Hand zu haben, aber der ehrenhafte Wachtkommandant Caposerri durchschaute die Absicht und wachte Tag und Nacht über die Kleinen. Trotz der beständigen Furcht, daß die eigne Frau und seine Kinder, die in der Stadt Forli weilten, der Rache der Orsi anheimfallen könnten, machte er es sich — eine der schönsten Episoden in der blutigen Geschichte des XV. Jahrhunderts, — zur heiligsten Pflicht, das Leben der ihm anvertrauten Kinder zu schützen. Nichts nahm er für dieselben an, ja er kostete alle für dieselben zubereiteten Speisen, aus Angst, daß da, wo das Eisen der Orsi nicht treffen, doch das Gift hinreichen könne.

Nach den im Mittelalter herrschenden Kriegssitten, wurde jede besiegte Stadt der Plünderung anheim gegeben; mit Schrecken sah daher die Bevölkerung von Forli dem kommenden Tage entgegen. Caterina aber in edler Seelengröße wandte das Unheil ab. Und mehr noch als die rebellische Stadt, dauerte sie das Schicksal der Frauen und Jungfrauen, die gleichfalls als Kriegsbeute hilflos in die Hände der Belagerer gefallen sein würden. Sie ließ jedoch zur Entschädigung Geld und reiche Lebensmittel unter das Mailänder Heer vertheilen und eroberte sich durch diese Fürsorge mit einem Schlage die Herzen der Sieger und der Besiegten.

Gnadeflehend begab sich der hohe Rath von Forli in die Citadelle, und am 29. April 1488 nahm Caterina als Vormünderin an der Seite ihres erstgeborenen Sohnes Ottaviano mit glänzendem Gefolge die Huldigung der reumüthigen Stadt entgegen. Jetzt sah sie auch die übrigen Kinder wieder. Caposerri, der treue Hüter, legte zum ersten Male wieder Rüstung und Waffen ab, als er seine Schützlinge den Händen der vor Freude weinenden Mutter zuführte. Caterinas Einzug in Forli glich einem Siegeszuge. Sie hatte die Trauerkleider gegen kostbare Festgewänder umgewechselt, und reich geschmückt auf einem edlen Rosse, gefolgt von Fußvolk und Reitern, zog sie triumphirend in die Stadt, wo Volk und Soldaten der Heldin von Rovaldino zujubelten. Von allen Seiten wurden ihr die geraubten Schmucksachen und Werthgegenstände wieder zugetragen, ja besonders die Frauen Forlis wetteiferten darin aus Dankbarkeit gegen die Beschützerin ihrer Ehre.

Wenige Tage nach dem feierlichen Einzuge in Forli ließ Caterina den Leichnam ihres Gemahls im Dom zu Imola beisetzen. Nachdem sie dem Todten diesen letzten Liebesdienst erwiesen hatte, wandte sich ihr Sinn der Rache zu. Sie setzte einen hohen Preis auf die Ergreifung der Mörder, denen es gelungen war, zu entkommen. Den betagten Vater der Orsi, welcher hilflos zurückgeblieben war, ließ sie in Ketten legen und unter

furchtbaren Qualen mit dem Tode strafen, weil man verrathen hatte, daß der habgierige Greis der intellektuelle Urheber des an Girolamo begangenen Verbrechens gewesen war. Mit unerbittlicher Grausamkeit wurden die Mörder verfolgt, sowie Alle, die sich an der Revolte betheiligt hatten. Auf dem Marktplatz wurde ein Galgen errichtet, und sechs öffentliche Hinrichtungen fanden statt. Die Leichname wurden als Schreckenszeichen an die Festungsthürme aufgeknüpft. Die unterirdischen Gefängnisse hallten wider von dem Geschrei der unter den Folterqualen der Henker Leidenden, und mehr als zweihundert Häuser wurden eingeäschert. Nur die Frauen und Kinder der unglücklichen Opfer wurden verschont, der einzige versöhnende Zug bei diesem grausigen Blutbade. Milde war auch Caterinas Verfahren gegen Savelli, den päpstlichen Protonotar, ihr Lebelang blieb sie voller Erkenntlichkeit gegen Feo, und die Caposerri und andere Getreue überschüttete sie mit Wohlthaten jeder Art.

Nachdem Innocenz VIII. Ottaviano unter der Vormundschaft seiner Mutter auf's Neue mit den Staaten von Forli und Imola belehnt, Caterina ihre Feinde somit überwunden, die Mörder gestraft und ihre Rache gestillt hatte, war es ihrem gläubigen Gemüth Bedürfniß, auch Gott ihre Dankbarkeit für die wunderbare Errettung aus großer Gefahr durch ein frommes Werk zu beweisen. Nach Plänen Bramantes ließ sie in Piratello, einem vielfach besuchten Wallfahrtsort unweit Imola, eine Kapelle errichten, die dem Orden des Hl. Francescus unterstellt wurde. Der feierlichen Einweihung wohnte Caterina mit allen Kindern und einem fürstlichen Gefolge bei. Sie selbst und ihre Ehrenfräulein betraten den geweihten Raum demuthsvoll mit nackten Füßen.

In den nächstfolgenden Jahren beschäftigte sich Caterina ausschließlich mit der Erziehung ihrer Kinder und dem Wohle ihrer Unterthanen. Sie schützte den ländlichen Grundbesitz gegen die Zwangseintreibung der Steuern und errichtete den Monte di pietà, die erste öffentliche Bank, an deren Spitze sie einen reichen bologneser Juden berief. Mit Entrüstung wies sie einen Heirathsvorschlag, der bald nach dem Tode des Gatten von Venedig aus an sie erging, zurück. Der junge Graf Ordelaffi, ein Sprosse der ehemaligen Herren von Forli, bewarb sich nämlich um sie, und um seine Liebesbriefe sicher in die Hände der schönen Gräfin gelangen zu lassen, wählte er den etwas sonderbaren Weg, dieselben mittelst Pfeile gegen die Citadelle Rovaldino zu schleudern. Diese Verbindung hätte gleichwohl in Caterinas Interesse gelegen und würde einen versöhnenden Ausgleich geschaffen haben zwischen den Familien der Ordelaffi und der Riari, welche beide berechtigte Ansprüche an die Staaten von Forli und Imola machten, während die Weigerung Caterina einen neuen erbitterten Feind schaffte.

Caterina war aber noch zu jung, um nicht dennoch weicheren Regungen fähig zu sein, und bald ging das Gerücht im Lande um, daß Giacomo Feo der Günstling der jungen Wittwe sei.

Giacomo, ein Bruder Tommoso Feos, des tapferen Kommandanten der Veste Rovaldino, der inzwischen Caterinas Halbschwester Bianca geheirathet hatte, gehörte als naher Verwandter zu den Vertrauten ihrer täglichen Umgebung. Diesem intimen Verkehr mag schließlich das Gefühl der Liebe entsprossen sein, kein Wunder bei dem heißblütigen Naturell solcher Frau, umsomehr da Giacomo allgemein als ein ebenso schöner wie kluger und tapferer Mann geschildert wird. Der Herzog Lodovico il Moro von Mailand, in allen Dingen der getreue Rathgeber Caterinas, erhob Giacomo in den Ritterstand, und um ihr Gewissen zu beruhigen, entschloß sich Caterina bald darauf eine heimliche Ehe mit demselben einzugehen, die geboten war, um die Vormundschaft nicht zu verlieren. Sie ernannte Giacomo an Feos Stelle zum Kommandanten von Rovaldino, zum Vicegouverneur (vice signore) von Forli und Imola und zum Generalkapitän ihres gesammten Kriegsvolks.

Am 25. Juli 1492 starb Innocenz VIII., und Alexander VI. nahm den päpstlichen Stuhl ein. Da derselbe bereits ein Rathgeber Sixtus' IV. und als solcher ein Freund der Riari gewesen war, herrschte große Freude über seine Wahl an Caterinas Hofe; drei Tage lang fanden Dankesgottesdienste, Jubelfeste und Illuminationen im ganzen Lande zu Ehren dieses Ereignisses statt, und die Freude erreichte ihren Höhepunkt, als Alexander VI. Caterina sagen ließ, „daß er in gleicher Weise wie Sixtus IV. für sie sorgen und ihrem Sohne Ottaviano ein zweiter Vater sein würde.“ Wie wenig ahnte Caterina, daß das, was sie als ein Glück für sich und ihren Sohn ansah, den Untergang ihres Geschlechts bedeuten sollte! Durch Nepotismus in die Höhe gehoben, sollte die Wurzel ihrer Größe auch der Keim der Vernichtung für die Familie Riario werden!

Das ganze wechselvolle Schicksal Caterinas dreht sich um die beiden Päpste, Sixtus IV. und Alexander VI., den übelberüchtigtsten aller Kirchenväter, der schon als Kardinal durch seinen lasterhaften Lebenswandel die Welt mit Schaudern erfüllt hatte. Durch Bestechung und Kauf hatte er bei dem Conclave die Majorität der Stimmen auf seine Seite gebracht, zum Schrecken aller Wohlgesinnten; denn sein Charakter voll Habsucht und Grausamkeit, voll Lüge und Treubruch kündigte einen Papst an, dem nichts heilig sein würde. Seine Wahl sollte die Veranlassung zu einer politischen Umgestaltung Italiens geben, der endlich auch Caterinas Herrschaft zum Opfer fallen mußte, denn Alexander VI. überbot bei Weitem Sixtus IV. und suchte noch mehr als jener die Interessen seiner Familie zum Zielpunkte aller Unternehmungen zu machen.

Das politische Gleichgewicht Italiens war bislang aufrecht erhalten worden durch das Königreich Neapel, die Herrschaft der Sforzas in Mailand, durch die Republiken Venedig, Genua und Florenz und durch die immer mehr erstarkende Hausmacht der Päpste, den Kirchenstaat. Neuerdings hatten jedoch die Aragonier, welche seit dem Tode der Königin Johanna (1435) in

eapel regierten, in bedenklicher Weise die Oberhand auf der italienischen
)albinsel gewonnen. Die immer deutlicher hervortretenden Gelüste nach
ergrößerung ihres Machtgebietes erfüllten den Herzog Lodovico il Moro
it ernsten Bedenken für die Sicherheit der eigenen Dynastie. Es gelang ihm,
n ritterlichen jungen König Karl VIII. von Frankreich für seine Zwecke
ı gewinnen und denselben zu bewegen, einen Kriegszug nach Italien zu
nternehmen, um die Macht der Aragonier zu brechen und die Ansprüche der
n Bourbonen verwandten Linie der Anjous auf den neapolitanischen
hron zu unterstützen. Während sich Venedig dem Bündnisse Lodovicos
it Frankreich anschloß, verbündete sich die Republik Florenz zunächst mit
eapel, und beide Parteien suchten die Waffenbrüderschaft Caterinas, denn
re Staaten beherrschten die römischen Appeninen und bedeuteten das
hor für Unteritalien. Kein Heer konnte vorwärts kommen, ohne ihr
ebiet zu berühren. Nach langen Verhandlungen, die auch Macchiavelli als
esandten der Republik Florenz an ihren Hof führten, schloß sich Caterina
m neapolitanischen Bündniß an, sah sich aber von den Verbündeten schmäh-
h im Stich gelassen, als die Franzosen unbarmherzig in ihr Land ein-
len, die schöne Veste Mordano zerstörten und ein grausames Blutbad
richteten. Von ihren Freunden verrathen, wandte sie sich jetzt mit offenem
isir den Franzosen zu. Aber ihr Wankelmuth wurde ihr so leichten
aufs nicht von Lodovico il Moro, ihrem Onkel, verziehen, und ohne Rück-
ht zogen nunmehr die lombardischen Truppen durch ihr Land, Felder
ıd Fluren verwüstend. Wochenlang lag auch das französische Heer um
orli, was eine Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse nach sich zog und
andel und Wandel schwer schädigte. Erst als Karl VIII. endlich selbst in
orenz eintraf, zogen die Franzosen nach Toscana ab. Caterina gab den
anzösischen Generalen, zu denen der Graf von Ligny und die beiden
ondottieri Sanzeverino gehörten, ein großes Abschiedsfest. So entzückt
aren die Herren von der glänzenden Prachtentfaltung an dem Hoflager
Forli, von der stattlichen Schönheit und liebenswürdigen Anmuth ihrer
irthin, daß sie einstimmig äußerten, eine solche Frau wäre ihnen noch
emals vorgekommen. Caterina suchte sich die Gunst ihrer Gäste zu Nutze
machen, indem sie für Giacomo Feo die französische Baronetswürde erbat
ıd erhielt.

Indessen hatte diese heimliche Ehe Caterinas im Lande doch viel
es Blut gemacht. Wie es sich fast immer in der Geschichte wiederholt,
r nachgerade eine unheilvolle Wandlung in dem Charakter Giacomos
sich gegangen, und aus dem ehemaligen Günstling war ein rücksichts-
er Tyrann geworden, der bei allen Entschließungen Caterinas den maß-
enden und nicht immer wohlwollenden Ausschlag gab. Caterina selbst
ßte sich in alle seine Launen schicken, alle Verfügungen gingen durch
ne Hände, seine Eitelkeit, sein Hochmuth machten ihn überall verhaßt,
seine Gewaltthätigkeiten reizten auch die heranwachsenden Kinder Ca-

terinas gegen ihn auf. Eines Tages vergaß er sich so weit, daß er im Streit Ottaviano, dem ältesten Sohne und künftigen Herrscher von Forli, eine Ohrfeige gab. Das brachte den schon lange unter der Asche glühenden Funken zum Lodern, und bei einem Jagdausfluge fiel auch Giacomo unter den Dolchstichen seiner Feinde (27. August 1495). Damit hatte seine kurze, glänzende Laufbahn ein schreckliches Ende gefunden.

War schon Caterinas Rache beim Tode des ungeliebten Gemahls Girolamo furchtbar gewesen, so kannte dieselbe jetzt erst recht keine Grenzen, und kein Mittel war ihr zu grausam, um sie zu kühlen. Nicht die Gattin war es mehr, die sich rächte an dem Morde des Gemahls, sondern das in blinde Wuth versetzte Weib, dem der Geliebte entrissen wurde. Unter den grausamsten Schmerzen büßten die Mörder ihre That; ein Priester, der in die Verschwörung verwickelt war, wurde an einen Pferdeschweif gebunden und zu Tode geschleift. Sie schonte nicht die Frauen und die Kinder der Unglücklichen, die unterirdischen Gefängnisse der Veste waren überfüllt, und von den Opfern, die dort unter gräßlichen Folterqualen stöhnten, wurde nie wieder etwas gehört.

Gleich nach dem Begräbnisse Giacomos machte Caterina ihrem Volke bekannt, daß sie eine rechtmäßige Ehe verbunden hatte. Aber trotzdem sie sich in ihrer Rache der damals üblichen Strafmittel bedient hatte, wurde ihre Grausamkeit von Rom aus dennoch hart verurtheilt. Der Papst ließ ihr nahe legen, ihren zügellosen Rachegelüsten Einhalt zu thun, und endlich erwachte auch wieder ein milderes Gefühl in der Brust der schwer beleidigten Frau. Lange fand Caterina keine Ruhe, der Gedanke, in blinder Mordgier auch das Leben der unschuldigen Kinder nicht geschont zu haben, quälte sie Tag und Nacht, und die blutigen Schattenbilder ihrer Opfer raubten ihr den Schlaf.

Indessen nahmen die öffentlichen Angelegenheiten Caterina bald wieder in Anspruch. Sie verlobte ihre älteste Tochter Bianca an den Grafen Astorre von Manfredi,*) Herrn von Faenzo. Es erfolgte der Tod ihres Bruders, des Herzogs Galeazzo von Mailand, wie man vermuthet, in Folge eines langsam schleichenden Giftes, welches sein Onkel und Vormund Lodovico ihm beibringen ließ. Am 20. Mai 1495 setzte sich Lodovico il Moro in Mailand die Herzogskrone auf, in dem glücklichen Wahn, nunmehr die schöne Lombardei für sich und seine Nachkommen gesichert zu haben, während Karl VIII. seinen Siegeszug nach dem Süden fortgesetzt und fast ohne blutigen Widerstand zu finden, die Aragonier von dem neapolitanischen Throne verjagt hatte.

---

*) Der großen Jugend des Verlobten wegen wurde die Hochzeit des jungen Paares hinausgeschoben und sollte auch niemals zur Ausführung kommen, denn sechs Jahre später wurde Astorre von Cäsar Borgia aus seinen Staaten vertrieben, gefangen in das Kastell St. Angelo nach Rom gebracht und in die Tiber gestürzt.

Heftige Fehden entbrannten zwischen den Republiken Venedig und Flo-
renz um die Oberherrschaft in Pisa, und als Gesandter der Republik Florenz
am Giovanni de' Medici, genannt il Popolano, der Bürgerfreund, an
en Hof von Forli, wo er alsbald in Caterinas Herzen den Platz Giacomo
eos eroberte. Abermals bäumte sich der Stolz des Weibes gegen die sie
erzehrende Leidenschaft auf, und um sich nicht zur Buhlerin zu erniedrigen,
ntschloß sich Caterina eine dritte Ehe einzugehen, trotzdem dieser Schritt
hr von allen Seiten erschwert wurde Sowohl Mailand wie auch Venedig
rohten, ihr die Statthalterei zu entreißen und solche bis zur Mündigkeit
Ottavianos in die Hände der Ordelaffis zu legen, wenn sie ihr Vorhaben
ur Ausführung brächte. Es gelang ihr jedoch endlich, den Herzog Lodo-
ico von der politischen Wichtigkeit dieser Verbindung zu überzeugen und
eine Einwilligung zu erlangen. Aber nur kurze Zeit dauerte das neue
iebesglück Caterinas, denn schon 1498 wurde ihr Giovanni de' Medici
folge einer schweren Krankheit durch den Tod entrissen. Dieser Ehe entsproß
n Sohn, Giovanni delle bande nere, „Anführer der schwarzen Bande",
r sich als Condottiere einen gefürchteten Namen machte und der größte
eldherr seiner Zeit wurde. Alle kriegerischen Eigenschaften eines Helden-
schlechts schienen sich auf diesen jüngsten Sohn vererbt zu haben, in
m das Blut der Sforzas aufwallte; dieselbe Todesverachtung, die
eiche Unerschrockenheit, die wir in seinen Ahnen gefunden, in seiner
Mutter bewunderten, zeichneten auch ihn aus. „Grandiavolo" (großer Teufel),
Fulmine di guerra" (Blitz des Krieges) und schließlich „Italia" waren die
Namen, die Furcht und Verehrung ihm beilegten und die mit ihm auf die
eschichte seines Vaterlandes übergegangen sind.

Giovanni war der erste Rottenführer, der eine gleichmäßige Tracht bei
inen Landsknechten einführte, und ist darum der Vater unserer modernen
niformirten Armeen zu nennen. Wie sein Ahne Muzio war auch er in
len Soldatentugenden das beste Beispiel: des Morgens der Erste zu
Pferde, Abends der Letzte, der wieder abstieg. Seine Rede war nicht „geht
ir voran", sondern „folgt mir", und stets setzte er seine Worte in die
That um. Furchtbar in seinem Zorn, war er doch stets gerecht in seinen
Strafen und gewann sich dadurch das Herz seines Heeres. Selbst von
oßer Gestalt, haßte er Alles, was von niedriger Statur war: „Kleine
Männer und kleine Pferde sind nicht soviel werth wie ein Hase," pflegte er
s sagen. Vor Allem liebte er unbedingten Gehorsam. Als er eines Tages
n langer Kriegsfahrt heimkehrte, begrüßte ihn die jugendliche Gemahlin,
it ihrem zarten Söhnchen Cosimo auf dem Arme, vom Balkon ihres
Hauses aus. „Her, her mit dem Jungen!" rief ihr der ungeduldige Vater
risch von der Straße entgegen, und die Furcht vor dem ungebärdigen
emüth Giovannis, die Gewohnheit des blinden Gehorsams war so groß
n der Gattin, daß sie ihm das Kind zuwarf; freudestrahlend fing es der
ter in seinen Armen auf.

Bei seinen mannigfachen Kriegsfahrten sah sich Giovanni eines Tages an den Ufern der angeschwollenen Adda mit zweihundert Reitern einem stark überlegenen Trupp feindlichen Fußvolks gegenüber. „Wer zu mir hält, greift einen Soldaten, setzt ihn hinter sich in den Sattel und folgt mir,“ rief er; dann stürzte er sich mit seinem berühmten Pferde „Sultan“ in die Fluthen, und begeistert folgte ihm die Schwadron an das jenseitige Ufer. Giovanni fiel im Kampfe gegen die Kaiserlichen unter Karl V. im jugendlichen Alter von 28 Jahren. Sein Sohn, Cosimo, stieg als erster Großherzog auf den Thron von Toscana.

Nach dieser Abschweifung zu Caterinas ferneren Schicksalen zurückkehrend, muß berichtet werden, wie sie bei den auf's Neue über Italien zusammenziehenden Kriegswolken für die Befestigung ihres Landes besorgt war sowie für die Unterhaltung eines kriegstüchtigen Heeres, welches sie, ohne sich politisch einzumischen, bald in den Sold des Herzogs von Mailand, bald in den der Florentiner stellte. Im Dienste der florentinischen Republik gegen Pisa kämpfend, verdiente sich auch ihr ältester Sohn Ottaviano, obgleich wie sein Vater mehr von weichlicher, sinnlicher Natur, die Sporen, und hoch erfreut über seine ersten Erfolge bei einem glücklichen Treffen, stellte Caterina ihm die besten Führer ihrer Truppen zur Seite.

Indessen war der Untergang des Hauses Riario besiegelt, als Caterina es wagte, die schöne Tochter des Papstes, Lucrezia Borgia, deren Ehe mit dem Fürsten Pesaro gewaltsam aufgelöst worden war, für ihren Sohn Ottaviano auszuschlagen. Schon hatte der Name Borgia in der Geschichte menschlicher Laster und Verirrungen einen unheilvollen Klang, und Caterina, die in politischer Beziehung zwar nach den Grundsätzen eines Machiavelli keinerlei Rücksichten kannte und Klugheit die einzige Richtschnur ihres Handelns nannte, wollte doch das Glück ihres Kindes dieser Verbindung nicht opfern. Allzeit bedacht, die Ehre ihres Hauses rein zu halten, zögerte sie keinen Augenblick, die Hand Lucrezias zurückzuweisen, obgleich dieselbe neues Aufblühen des Geschlechtes Riario, Ruhm, Glanz und Macht bedeutet haben würde. Gewiß gehörte viel Muth dazu, den Zorn des allmächtigen Papstes dadurch auf sich zu laden, aber gerade dieses furchtlose Eintreten für Tugend und Sittsamkeit, ist es auch, welches uns das Bild dieser Frau inmitten ihrer verderbten Zeit rein und fleckenlos erhält.

Karl VIII. war der Herrschaft in Neapel bald müde geworden, als er sich von den Alliirten verlassen sah, denen der französische Einfall nicht die erhofften Gebietserweiterungen gebracht hatte. Die italienischen Mächte hatten einen Bund gegen ihn geschlossen, den deutschen Kaiser Maximilian I. um Hilfe angerufen, und nach Jahresfrist war Karl VIII. gezwungen worden, Italien wieder zu verlassen. Von dem so leicht eroberten Lande war ihm kein Fuß breit geblieben, und die Aragonier kehrten wieder auf den Thron von Neapel zurück. Als aber nach Karls Tode (1498) die Krone Frankreichs durch die Orleans an Ludwig XII. überging, machte dieser als ein Enkel

es ersten Visconti seine Ansprüche auf das Herzogthum Mailand geltend
nd rüstete abermals einen Feldzug nach Welschland. Mit ihm verband sich
apst Alexander VI. zur Theilung Italiens, um durch seinen Lieblingssohn,
äsar Borgia, eine Familien-Dynastie zu gründen und demselben ein mäch-
ges Reich aus den römischen Vasallenstaaten zu schaffen. Wieder war
aterina hervorragend betheiligt an den verwickelten Kämpfen, deren Schau-
latz Italien wurde und die endlich zur gänzlichen Zerstörung des italienischen
taatslebens führen sollten. Sie sah sich, im Bündniß mit dem Herzog
odovico, bald überall von Feinden umgeben und widmete sich nunmehr
anz dem kriegerischen Treiben. Vom Morgen bis zum späten Abend zu
ferde, war sie wie ein Mann mit Helm und Küraß gerüstet, und ihr
eldherrntalent zwang selbst dem alten griesgrämigen Fracasso, der ihr
s Feldhauptmann zur Seite stand, Bewunderung ab.

Wenngleich die Unterhaltung der Truppen ungeheure Summen ver-
hlang und Caterina sich dadurch in beständigen finanziellen Schwierig-
ten befand, durfte es den Soldaten doch an nichts fehlen. Sie ließ
e besten Pferde aus Flandern und Spanien kommen und verkaufte alle
re Juwelen, um den Sold richtig zahlen zu können. Als sich das
nheil immer drohender um ihren Thron zusammenzog, unternahm sie es,
bst nach Rom zu gehen, um den Papst zu versöhnen und ihrer Sache
nstiger zu stimmen. Wie schwer mußte dieser demüthigende Schritt der
lzen Frau werden! Und doch erreichte sie nichts dadurch. Leere Aus-
sichte und hohle Worte waren Alles, was man für sie hatte, trotzdem die
ugen des lüsternen Greises Alexander VI. mit Wohlgefallen auf der statt-
lhen Gestalt ruhten, deren kriegerischer Ruf ganz Europa mit Staunen
üllte. Caterinas klassische Schönheit war in jener Zeit, obgleich sie
reits sechsunddreißig Jahre zählte, noch so groß, daß viele namhafte
nstler auf ihren frommen kirchlichen Gemälden ihre Züge verewigten.
ßerdem wurden aber auch zum Massenvertrieb kleine Zeichnungen von
i angefertigt, die unter den Landsknechten der Söldnerheere einen reißen-
n Absatz fanden.

Die Ereignisse ließen sich nicht mehr aufhalten. Mit einem starken
ere ging Ludwig XII. über die Alpen nach Italien, in zwanzig Tagen
oberte er die Lombardei und setzte sich in Mailand die Herzogskrone auf's
upt, während Lodovico sich flüchtig nach Innsbruck wandte, schließlich
i französische Hände und in Gefangenschaft gerieth*).

Gegen seine Todfeindin nach Imola und Forli zog nun Cäsar Borgia, der
zwischen von Ludwig XII. zum Herzog von Veltlin ernannt worden war,
nt einem starken Heere. Und er glaubte, hier bald fertig zu werden,
nn Niemand meldete sich zu Caterinas Hilfe. Wenn Venedig und Florenz,
ien Caterina so oft in ihren Kriegsnöthen beigestanden hatte,

---

*) Lodovico il Moro starb nach zehnjähriger Gefangenschaft in Loches.

auch die Gründung eines neuen Staatenbundes unter Cäsar Borgia im Herzen Italiens nur mit argwöhnischen Blicken betrachteten, so wagten sie es gleichwohl nicht, sich dem allmächtigen Nepoten entgegenzustellen, ja die sonst so stolze Republik der Lagunen weigerte sich sogar, den Kindern Caterinas ihren Schutz angedeihen zu lassen, und die besorgte Mutter brachte die jüngeren schließlich im Toscanischen auf einem Landgut ihres verstorbenen Gemahls, Giovanni de' Medici, in Sicherheit. Wurde Caterina durch solche bitteren Enttäuschungen sich auch der ganzen Verlassenheit ihrer Lage immer mehr bewußt, so erschütterte doch nichts ihre Standhaftigkeit. Das gute Recht, welches sie vertheidigte, gab ihr den Muth, dem Feinde auf eigne Faust Trotz zu bieten. Und noch baute sie auf die Treue ihrer Unterthanen!

Sie verzweifelte nicht, als menschlicher Beistand sie im Stiche ließ, sondern wandte ihre Seele zu Gott: „Betet, betet für mich, auf daß Gott meine Schritte zum Besten lenkt!“ schreibt sie an die Aebtissin eines Nonnenklosters in Florenz, dem sie vordem häufig reiche Gnadengeschenke gemacht hatte. Die frommen Schwestern bewiesen ihre Dankbarkeit indessen nicht nur durch Beten, sondern sie unterstützten Caterina auch durch heimliche Uebersendung von Früchten, Gemüsen und sonstigen Erzeugnissen ihrer Klostergärten.

Caterinas ältester Sohn, Ottaviano leitete die Vertheidigungsarbeiten in Imola. Durch das heldenmüthige Beispiel der Mutter angespornt, lag er mit großem Eifer seinem Werke ob. Tag und Nacht arbeitete er an den Verschanzungen, und seinem Vorbild folgten auch die übrigen jungen Edelleute von Imola. Ja, Frauen, Mönche, Kinder, Greise, Alles, was Arme und Beine hatte, stellte sich in die Reihen der Arbeitenden. Als aber die feindlichen Truppen über Bologna immer näher an Imola heranrückten, machte die Begeisterung bald banger Zaghaftigkeit Platz, und auch im Herzen der Mutter erwachte die Sorge um das Leben des Sohnes. Die Schreckensbilder aus der Zeit der Revolte in Forli tauchten wieder in Caterina auf; unter irgend einem Vorwande schickte sie auch Ottaviano über die Apenninen nach Toscana.

Nicht lange konnte sich die Stadt Imola gegen den vielfach überlegenen Feind vertheidigen. Nur der kühne Kommandant der Veste, Naldi, wies auch hier stolz die Aufforderung zur Uebergabe zurück; er hatte Frau und Kinder als Geiseln zu Caterina nach Forli gesandt und geschworen, eher Alles über sich ergehen zu lassen, als sich zu ergeben. Wahrscheinlich würde es ihm auch länger gelungen sein, dem feindlichen Feuer zu trotzen, hätte sich nicht ein Verräther gefunden, der dem Ursurpator eine schwache Stelle in den Festungswällen zeigte, gegen die alsbald die Geschütze in wirksamer Weise gerichtet wurden. Erst als Naldi einsehen mußte, daß ein längerer Widerstand vollständig unmöglich und nur unnützes Blutvergießen erfordert hätte, verließ er den ihm anvertrauten Posten. Borgia

ſtattete ihm und den Seinen in achtungsvoller Anerkennung einer ſeltenen
ſlichttreue freien Abzug mit allen militäriſchen Ehren.

Furcht und Schrecken ergriff die Forlineſen bei der Nachricht von der
iederlage ihrer Nachbarſtadt, aber Caterina wich und wankte nicht. Denn
ſt wurzelte in ihr die Ueberzeugung ihres Rechts. Ohne einen Augenblick
zögern, hatte ſie in einem Tage ein Luſtſchloß niederreißen laſſen, das
ſt vor Jahresfriſt mit großen Koſten erbaut worden war, weil es ihr
n der Veſte aus den freien Blick verſperrte. Aus dem gleichen Grunde
ß ſie alle Bäume eine Meile im Umkreis von Forli ſchlagen und die
bene unter Waſſer ſetzen, „Feiglinge,“ rief ſie der Deputation zu, welche
Bürgerſchaft zu ihr ſandte, um ſie zum friedlichen Nachgeben zu be-
gen. Sie dachte nicht daran, ſich zu fügen, und als die aufrühreriſche Be-
ikerung dem Herzog von Veltlin, der mit 15000 Mann um Forli lag,
freiwillige Uebergabe anbieten ließ, eröffnete ſie das Feuer auf die
trünnige Stadt. Nichtsdeſtoweniger zog der Herzog am 19. Dezember 1500
i Forli ein.

„Dame Catherine Sforce sous forme féminine montra masculin
urage,“ ſchrieben die franzöſiſchen Chroniſten jener Epiſode über Ca-
ina. Aber die rückſichtsloſe Politik des Papſtes, das verwegene Vor-
gen Borgias hielt ganz Europa im Bann, nirgends fand Caterina Hilfe.
n Allen verlaſſen, ſelbſt von der Schweſter*), der Gemahlin Kaiſer
ximilians I., von der ſie bis zum letzten Augenblick Beiſtand erwartet
e, nahm es Caterina ganz allein auf ſich, ſich dem kühnen Eroberer in den
z zu ſtellen.

Unerkannt, in Helm und Küraß nahm ſie an den Gefechten Theil,
i zwiſchen ihren Truppen und den Franzoſen ſtattfanden. Zehntauſend
katen ſetzte ſie auf den Kopf Borgias, der damit antwortete, daß er
nderttauſend für die Ergreifung Caterinas bot.

Am Weihnachtstage 1499 ließ Caterina als fromme Chriſtin das Feuer
r Geſchütze verſtummen, um es am nächſten Tage wieder um ſo heftiger
unehmen, und erſt nach zwanzigtägiger Belagerung gelang es den Fran-
n, eine Breſche in die äußerſte Feſtungsmauer zu ſchießen. Nun ließ
erina unter dem Schutze ihrer Batterien Wälle von Sandſäcken er-
ten und Barrikaden erbauen.

Trotz alledem betrachteten ſich die Franzoſen aber ſchon als Sieger;
n eine päpſtliche Bulle hatte bereits die Riari ihrer Herrſchaft entſetzt
n den Herzog von Veltlin damit belehnt. Cäſar und ſeine Genoſſen
ten Orgien und Freudenfeſte in der Stadt, ja Borgia ging eine Wette ein,
ß er binnen dreimal vierundzwanzig Stunden die muthige Kriegerin
einer Gefangenen gemacht haben würde. Aber die Tage vergingen,
i die Citadelle beunruhigte nach wie vor mit ihrem Feuer die Stadt

*) Bianca Sforza, eine Tochter Galeazzos und der Bona von Savoyen.

und die Belagerer. Cäsars Ungeduld war auf's Höchste gestiegen! Wo Alles vor ihm zitterte, wagte es eine Frau, ihn in seinem Siegeszug zu hemmen!

In seiner besten Rüstung, auf seinem arabischen Schimmel, gefolgt von Trommlern und Trompetern, begab er sich eines Morgens vor die Festung und forderte Caterina zu einer Zwiesprache heraus.

„Madama," rief er, ehrfurchtsvoll seinen schwarzen Hut mit der langwallenden weißen Feder lüftend, „Madama, Ihr wißt, daß das Glück veränderlich ist. In Rom rühmt man Eure Klugheit, Eure Kenntnisse der Geschichte. Ihr müßt demnach einsehen, daß Euer Widerstand vergeblich ist. Ich bewundere Euch und beuge mich in Hochachtung vor Eurem Heldenmuth! Jedoch bitte ich Euch, verharrt nicht weiter in Eurem Widerstand, ergebt Euch, dann soll Euch und Eurer Person jede Rücksicht zugesichert werden."

Hochaufgerichtet, unbeweglich, hörte Caterina von der Zinne der Festung aus den Sprecher an. Kein Zeichen von Erregung war auf ihrem Antlitz zu bemerken.

„Herzog," erwiderte sie, „das Glück hilft den Verwegenen und verläßt die Feiglinge. Ich bin eine Sforza, die Tochter eines Mannes, der keine Furcht kannte, und will in seinen Fußstapfen wandeln bis zu meinem Tode. Ich danke Euch für die gute Meinung, welche Ihr von mir habt; was aber Eure Versprechungen anbetrifft, so weiß ganz Italien, was das Wort eines Borgia für Werth hat. Die Treulosigkeit des Vaters raubt auch dem Sohne jeden Anspruch auf Vertrauen und Glauben. Wie die Gründe*), welche das Pontifikat hervorgesucht hat, um mich und meine Söhne ihrer Rechte zu berauben, schmachvolle Lügen sind, so halte ich auch alles Andere, was mir ferner von Rom kommen kann, für Lug und Trug!

Wenn Ihr aber Sieger bleibt und es Euch gelingt, mich von hier zu verjagen, so wisset und mit Euch möge es die ganze Welt wissen, daß der Name desjenigen, der auf dem Felde der Ehre stirbt, doch nicht untergeht und daß seine gerechte Sache immer wieder auflebt und dennoch endlich zum Siege führt!"

So sprach eine Frau, die sich rings von Feinden umgeben wußte, denen sie wohl trotzen, aber auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Alsdann versammelte Caterina ihre Hauptleute um sich und berichtete ihnen die Unterredung, indem sie stolz hinzusetzte: „Ich halte die Ehre meines Stammes hoch, denn niemals gab es zwischen uns Feiglinge, Verräther

---

*) Den Einfall Cäsar Borgias in die Riario'schen Staaten rechtfertigte Alexander V. mit der Behauptung, die Riari hätten die schuldigen Abgaben an Rom nicht entrichtet, welches aber von Caterina widerlegt worden war; denn die Riari hatten ihrerseits noch eine Forderung an Rom für jene Girolamo s. Zt. zugesicherte Entschädigung für die als Generalkapitän gemachten Auslagen zwecks Unterhaltung des päpstlichen Heeres. (Siehe auch S. 385.)

und Treulose. Dies ist der Unterschied, den die Menschheit machen wird zwischen den Namen Sforza und Borgia!“

Immer erbitterter wurde nunmehr der Kampf zwischen den beiden Parteien. Caterina ließ die Pulverfässer in die Luft sprengen, die Holzvorräthe in Flammen aufgehen. Stets den Kämpfenden voran, da wo die Gefahr am größten war, wußte sie die ihrigen zu unvergleichlicher Todesverachtung anzuspornen und Freund wie Feind mit Bewunderung zu erfüllen. Aber die Uebermacht war zu groß, neue Truppen sprengten heran, Fuß für Fuß gelang es den Franzosen, das Terrain zu erobern, über die mit Todten gepflasterten Festungshöfe ging es weiter, und endlich fiel auch Caterina selbst, verwundet, in die Hände ihrer Feinde.

Nach wochenlanger Belagerung war die stolze Frau überwunden und die Veste besiegt. Welch ein Triumph für Cäsar Borgia, den Mann ohne Erbarmen, Caterina, die ihn so schwer beleidigt, ihm getrotzt und ihn verhöhnt hatte, nun endlich in seiner Gewalt zu haben! Und er ersparte ihr keine Demüthigung. Verlassen von Allen, die ihr theuer, getrennt von ihren Kindern, von ihren Freunden und Kampfgenossen, schleppte er sie als Kriegsbeute hinter sich her, ja, wie Zenobia, die Königin des Morgenlandes, in dem Siegeszuge Kaiser Aurelians, mußte Caterina in goldenen Ketten bei seinem Einzuge in Rom in seinem Gefolge reiten*).

Wie mögen die Empfindungen gewesen sein, die Caterinas Brust durchzogen auf dem Wege nach Rom, in den Ortschaften, in denen man ihr, der jugendlich anmuthigen Gefährtin ihres ersten Gemahls, des allmächtigen Grafen Riario, einst zugejubelt hatte, in den hohen Sälen des Vatikans, wo ehemals die Höflinge wetteiferten, ein Lächeln, einen freundlichen Blick der bevorzugten Nichte des Papstes Sixtus IV. zu erhaschen? Denn Cäsar Borgia verschmähte es nicht, die schöne Kriegsgefangene hohnlachend bis an die Stufen des päpstlichen Thrones zu führen.

Ein ganzes Jahr schmachtete Caterina in den düsteren Gefängnissen der Engelsburg in Rom, während Cäsar mit rücksichtsloser Gewalt sämmtliche Statthalter der päpstlichen Legationen verjagte und sich zum unumschränkten Herrscher der Romagna machte.

Bald war die ganze Welt erfüllt von den Greuelthaten Borgias; Dolch und Gift wurden die Hilfsmittel, wo das Schwert nicht ausreichte. Selbst Alexander VI. zitterte vor den Gewaltthätigkeiten des Sohnes, aber auch gegen Caterina richtete sich die Anklage bei einem Vergiftungsversuch, dem der Papst beinahe zum Opfer gefallen wäre. Es gelang ihr jedoch glänzend, jeden Verdacht dieser Schändlichkeit von sich abzulenken.

„Die Sforza haben niemals nöthig gehabt, sich des Giftes und des Verraths zu bedienen, um sich ihrer Feinde zu erledigen,“ war die un-

---

*) Dieser Vorgang, den Bonoli erzählt, wird von neueren Schriftstellern nicht bestätigt.

erschrockene Antwort, die Caterina ihren Anklägern entgegenschleuderte, und sie beweist, daß auch die größte Erniederung nicht im Stande gewesen war, den stolzen Sinn dieser Frau zu beugen. Dagegen unterlag ihr Körper. Die Gefangenschaft schwächte ihre Gesundheit, und als sie durch Vermittelung ihrer Söhne und der Republik Florenz endlich die Freiheit erhielt, war ihre Kraft gebrochen.

Noch sieben Jahre lebte Caterina still und zurückgezogen in Florenz, wo sie langsam dahinsiechend, am 28. Mai 1509 die Augen zum ewigen Schlafe schloß.

Caterina Sforza war eine der größten Frauengestalten des fünfzehnten Jahrhunderts, und es ist unmöglich, sich einer tiefen Sympathie für diese Heldin zu erwehren, deren wechselvolles Schicksal ihr ein heiliges Anrecht auf unser Mitgefühl giebt, wie ihr heroischer Muth allzeit Bewunderung erwecken muß.

# Fayûm.

Von

## F. Eyssenhardt.

— Hamburg. —

Zwischen dem 29. und dem 30. Grade nördlicher Breite entsandte der Nil im grauen Alterthum den Ueberstrom seiner Fluthen in den großen Möris-See; nachdem sich dessen Boden durch den ıablässig darauf abgesetzten Schlamm immer mehr erhöht hatte, blieb zuletzt ır ein kleiner Theil, heute Birket el Kurûn genannt, davon übrig. Süd-ĺlich von diesem See liegt die Landschaft Fayûm, in neuester Zeit durch d überaus zahlreichen, hier gemachten Papyrusfunde berühmt geworden. ie letzte Publikation solcher Funde — von Grenfell, Hunt und Hogarth ı London herausgegeben — führt uns mitten in das Leben der hier ısenden fleißigen und betriebsamen Bevölkerung, hauptsächlich während römischen Kaiserzeit, ein. Die unbezähmbare Schreibseligkeit der inoïten — Fayum war im Alterthum der Gau Arsinoë — giebt freilich fernen Nachwelt zahlreiche Räthsel in Bezug auf den Inhalt der von ıen in meist sehr fragwürdigem Griechisch verhandelten Angelegen-een auf.

Eine sehr wichtige Rolle spielt natürlich das Geld. So lautet ein ıes, nicht datirtes Schreiben des Sohnes an den Vater:

„Agathos grüßt seinen Vater Naph.

Da die Zeit der Ernte gekommen ist, so schicke mir die mir ge-ĥdete Summe, damit ich mich nicht zu entschließen brauche, Dir Soldaten Haus zu schicken, und Du eingesperrt wirst, bis Du bezahlt hast. ele Dich vielmehr, die Schuld abzutragen, damit unsere Freundschaft ihen bleibe. Lasse auch Deinen Bruder dem Gerontios das Geld aus-ĺn, das Du aufgenommen und Deinem Bruder gegeben hast: bist Du auch seit Jahresfrist anderthalb Scheffel Gemüsesamen schuldig.

Ich bete für Dein Wohl."

Aehnlichen Inhalts ist folgender, ebenfalls nicht datirter Brief:

„Mysthes grüßt seinen Bruder Serapammon auf's Herzlichste.

Vor allen Dingen wünsche ich Dir Gesundheit; ich werfe mich täglich den einheimischen Göttern mit dem Gebete für Dein Wohl zu Füßen.

Du mögest wissen, mein Herr, daß ich, wie verabredet, mit voller Bestimmtheit auf die Kupfermünzen bis zu der Zeit rechne, wo ich Dich bei Gelegenheit des Festes treffen werde. Bis dahin mache Dir keine Sorge um mich, da ich bestimmt darauf rechne.

Schreibe mir die Neuigkeiten aus der Stadt, und, wenn ich Dir mit etwas dienen kann, so lasse es mich ungesäumt wissen.

Lasse Dir von dem Ueberbringer den für Dich bestimmten Topf mit Oliven geben.

Ich küsse den Bruder Ptolemaios, die Schwester und Deinen Vater.

Ich bete für das Wohl Deines ganzen Hauses, mein Herr."

Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung grüßt Theopeithos den Apollonios und fährt dann fort:

„Ich bin nicht gewohnt zu schreiben und muß es nun doch wieder noch einmal versuchen, ehe ich weitere Schritte thue — wenn Du Dich nicht so, wie es sich ziemt, gegen Deine Mutter benimmst. Du scheinst mir in diesem Monat völlig von Sinnen zu sein, so Du Dein Versprechen nicht hältst. Selbst wenn keine gerichtlichen Dokumente da wären, würden wir nie zugeben, daß Du unsere Ansprüche in gesetzwidriger Weise abweisest. Solltest Du Dich jetzt nicht entschließen können, die Ansprüche Deiner Mutter in anständiger Weise zu befriedigen, so wirst Du die Folgen zu tragen haben und Deine Habsucht bitter bereuen. Glaube nicht, daß Deine Mutter irgend eine Furcht in Betreff des Ausganges der Sache hegt.

Lebe wohl."

Etwa zwei Jahrhunderte jünger ist folgender Brief, dessen Inhalt keiner Erläuterung bedarf.

„Eudaimon grüßt Longinos.

Herr, ich ersuche Dich, bemühe Dich zu uns und bringe gefälligst das Instrument mit, damit wir den Rand der Münzen beschneiden, und Du mir für den Erlös aus dem abgeschnittenen Metall etwas guten Mareotischen Wein besorgen kannst.

Lebe wohl."

Im Uebrigen spielt die Landwirthschaft die Hauptrolle. Wohl das interessanteste Schreiben ist in dieser Beziehung das von Lucius Bellenus Gemellos an seinen eigenen (gemeint ist wohl: Sklaven) im Jahre 94 nach Christo gerichtete:

„Wenn Du meinen Brief erhältst, so laß den Dünger wegschaffen, damit Raum für die Vorrathskammer geschafft wird. Rund um die Oel-presse lasse einen tiefen Graben ziehen, damit man nicht leicht hineing

ngen kann. Den Dünger lasse dahin schaffen, wohin er gehört, alle
sere Felder müssen unter Wasser gesetzt werden und auch die Oel=
anzungen zum zweiten Male Wasser erhalten. Gehe auch nach Dionysias
nüber und sieh zu, ob die Oliven zum zweiten Male Wasser bekommen
ben und der Boden umgegraben worden ist. Sollte es nicht geschehen
in, so sorge dafür, daß es jetzt geschieht. Die Zimmerleute sollen Thüren
fertigen, ich schicke Dir die Maße. Die Oelpresse muß zwei Thürangeln
ben, die Vorrathskammer braucht nur eine zu bekommen.

Lebe wohl."

Aus etwa derselben Zeit stammt das folgende Schreiben.

„Lucius Bellenos Gemellos grüßt seinen eigenen Epagathos.

Ich tadele Dich lebhaft, weil Du zwei Ferkel vor Ermüdung auf dem
ege hast eingehen lassen, obgleich Du im Dorfe zehn Thiere stehen hattest,
zu ihrem Transport benutzt werden konnten. Der Eseltreiber Heraklides
ilzt die Schuld von sich unter der Behauptung ab, Du hättest ihm auf=
geben, die Schweine zu Fuß zu treiben.

Ich habe Dich oft genug beauftragt, Dich für zwei Tage nach
onysias zu begeben, um zwanzig Scheffel Lotos zu kaufen. Der Scheffel
il dort achtzehn Drachmen kosten. Auf jeden Fall aber vollziehe den
nkauf, da die Sache dringend ist.

Beeile Dich mit der Bewässerung der Oelpflanzungen.

Lebe wohl."

Noch deutlicher treten die landwirthschaftlichen Sorgen und Mühen
i dem folgenden Briefe hervor.

„Lucius Bellenos Gemellos grüßt seinen eigenen Epagathos.

Du wirst wohl daran thun, das Umgraben und Aufpflügen der
livenpflanzungen eben so zu fördern wie die Behandlung der Stämme
sonst. Die Wildlinge müssen gekappt, das Unkraut in den Furchen aus=
gätet und der Pflüger dazu angehalten werden, sein Werk an jedem Tage,
ar immer nur mit e i n e m Stiere zu thun.

Von dem Acker bei Aprias hast Du bis heute erst die Hälfte geerntet
u auf diese Weise Deine Pflicht vernachlässigt.

Vernachlässige den Steuerbeamten Zoïlos nicht und sieh ihn nicht
scel an.

Erkundige Dich, ob die Oelpflanzung bei Dionysias umgegraben ist;
n nicht, so muß die Sache in zwei Tagen zu Ende gebracht werden, denn
ist dringend nöthig.

Für's Erste lasse noch nicht alle auf den Feldern zum Ausdreschen des
Getreides festgetretenen Tennen aufbrechen und umpflügen, besonders nicht
d bei Senthis, bis ich schreibe.

Hiernach handele.

Lebe wohl, grüße Heron, Orsemphis und Alle im Hause.

Im zweiten Jahre Kaisers Nerva Trajanus Augustus Germanicus."

Wichtig ist natürlich besonders auch der Weinbau. So schreibt — wahrscheinlich im vierten Jahrhundert — Alyprios an einen Mann, dessen Namen verloren ist:

„Ich habe Dir nach Deinem Wunsche meinen Verwalter Heraklides geschickt, um die Einrichtungen betreffs der Weinlese zu erledigen. Warte nur noch zwei oder drei Tage, damit Du alle Gefäße zur Aufnahme des Mostes in Bereitschaft hast und der Wein noch etwas an Güte gewinnt. Freilich ist es schon etwas spät. Lasse Dich nicht auf Verhandlungen mit den Händlern ein, die etwa die Trauben auf dem Stocke kaufen wollen, sondern besorge die Ernte selbst und gieb mir Nachricht davon.

Zu Deiner eigenen — aber nur Deiner — Erfrischung während der Weinlese habe ich Dir etwas Wein übersandt.

Ich bete für Dein Wohl.“

Wir übergehen die mehrfachen Erwähnungen von kommunalen Angelegenheiten, bei denen allerhand Wahl-Manöver und Bestechungen eine Rolle spielen, und wenden uns dem geselligen Leben zu. Im dritten Jahrhundert „bittet Dich Isidoros bei Gelegenheit der Heirath seiner Tochter mit ihm im Hause des Hauptmanns Titus“ (also wohl des Schwiegervaters der Braut „um die neunte Stunde (nach Sonnenaufgang)“ zu speisen. Ein ander Mal giebt der vorerwähnte Gemellos seinem Sohne Sabinos die Weisung, zur Feier von Gemellos' Geburtstag einen Fisch zu schicken, wobei er hinzufügt: „und schwatze mir nicht von Deinem Dreschen!“ Wahrscheinlich hatte der Sohn nicht viel Neigung, Familienfeste in Gegenwart des strengen Vaters zu feiern.

In ganz andere Sphären führen uns die Worte, die der Kaiser Hadrian kurz vor seinem Tode in einem, leider sehr stark verstümmelten Schreiben an seinen Nachfolger Antonius Pius richtet.

Im Eingange betont er, daß er weder unzeitig noch unvernünftig noch jämmerlich noch unerwartet oder unüberlegt aus dem Leben scheide. Aller seiner Thaten ist er sich genau bewußt und hat Rechenschaft über sie abgelegt. Er ist mit seinem Schicksale zufrieden; denn er hat anderthalb Mal so lange gelebt als sein leiblicher Vater und eben so lange als seine Mutter.

# In der Nordsee.

Aus dem Englischen des Lyrikers Swinburne. Ins Deutsche übertragen
von

## Sigmar Mehring.

— Berlin. —

Ein Reich, wie Ruinen verlassen,
Ein Wasser, so fremd wie das Grab, —
Kein Samen kann Wurzel hier fassen —
Der Wind durchmißt's nicht im Trab!
Rings, wie die unendliche Fläche
Der Wüste, ist's öde und leer.
Das Festland erkennt seine Schwäche
Im Kampf mit dem Meer.

Fern glitzern die Schwalben in Lüften, —
Fern zittert ein Nebelgespenst,
Das aufsteigt aus trostlosen Klüften
Und bleicher wie Wolken erglänzt,
Das dicht, gleich Hexengeweben,
Um's Herz der Aermsten sich spinnt,
Deren Jugend und Habschaft und Leben
Zerschellt sind im Wind.

Ein Weideplatz ohne die Heerden,
Kein Schäflein, das je hier sprang,
Ein Sturm, der nicht still mag werden,
Die Vögel ohne Gesang.
Wenn schimmernd im Lichte sie schweben,
Ihr Schein verflüchtigt sich jäh.
Hier kann nur ein Herrscherpaar leben:
Der Tod und die See!

Sie halten Zwiesprach zuweilen,
Der König und sein Gemahl.
Das Reich, in das sie sich theilen,
Ist öde und rauh und fahl.
Sie gehen vereinigt zu Werke
In frostigem Heldenthum,
Er giebt ihr die Macht und die Stärke,
Und sie ihm den Ruhm.

Sie sonnt sich in seinem Grimme,
Ihre Tücke ist seine Lust.
Ihr Schleier verhüllt seine Stimme,
Sein Odem dehnt ihr die Brust:
„Und schlägst du, o Tod, mich nieder,
Ich geb' deine Liebe nicht her!"
— „Empfang'nes nur bring ich dir wieder,
O Freundin, mein Meer!"

Und Jahre um Jahre entschweben,
Jahrhunderte tropfen hinab —,
Seine Hand wird nicht müde zu geben,
Ihr lüsterner Durst läßt nicht ab.
Sie heult vor Gier und Verlangen,
Die Wuth ihrer Leidenschaft gellt,
Wie der Wolf in der Falle gefangen
Laut winselt und bellt.

Wohl hemmt kein Felsblock die Schiffe,
Daß sich ihr Bug daran bricht,
Doch sind die mörd'rischen Riffe
So grimm wie die Sandbank nicht.
Zerschellt wird hier Alles, zerrieben, —
Dem Schiffe fehlt jegliche Wehr,
Wird's gegen die Sandbank getrieben
Vom lungernden Meer.

Kein Halt ist und kein Entrinnen
Aus dieses Schlupfwinkels Nacht,
Die schleichenden Wogen umspinnen
Des Schiffes lebendige Fracht.
Die Masten sind schwank wie Gefieder,
Bis endlich ein Sturm sich erhebt,
Den Kiel befreit und gleich wieder
In Fluthen begräbt.

Mit endlosen rhythmischen Schlägen
Pocht an den Schiffsrumpf der Tang,
Als wollt' er zur Ruhe ihn legen
Mit sanftem Wellengesang.
Da däuchte wohl manchem sonst klaren,
Seefahrerauge, als wär'
Der Wind ohne alle Gefahren
Und harmlos das Meer, —

Als wäre das Krachen belanglos
Beim Anprall, wie Brüllen des Rinds, —
Als wären wie Vögel so zwanglos
Die Segel Bezwinger des Winds, —
Als flöge mit sicheren Flügeln
Das Schiff gleich Schwalben und Kräh'n, —
Als könnte aus Grabeshügeln
Die Sonne ersteh'n!

Die Seelen der todten Gesellen
Entsteigen dem Seelabyrinth,
Frei wie der Wind in den Wellen,
Frei wie die Wellen im Wind.
Und Vögel, zu Reihen gekettet,
Verhöhnen das Menschenheer,
Das auf der Sandbank gebettet
Wie Wracks auf dem Meer.

Wenn Schatten des Abends sich heben,
Durchblitzt das Gefieder die Luft.
Gleich leuchtenden Wolken umschweben
Seevögel die heimliche Gruft.
Und wie in des Frühroths Schimmer
Die Wolke von Schatten wird frei,
Verklärt die Gräber ein Flimmer
Beim Vogelgeschrei.

Unzählbar wie Wogen der Brandung,
Die der Wind nicht zu zählen vermag,
Ruh'n hier die Opfer der Strandung
Im schaukelnden Wellenschlag.
Wer weiß uns Aufschluß zu geben,
Ob wir, festfußend bisher,
Ob sie jetzt wirklicher leben
Tiefunten im Meer?

Nicht im Gefilde der Seligen
Und nicht im Höllenpfuhl
Sind dichter gesät die Unzähligen,
Die vor irdischem Richterstuhl
Nach Menschensatzung, der herben,
Zu Galgen verdammt und Schaffot.
Doch sanfter ist hier das Sterben,
Und milder der Gott.

Und milder der Wind, der ermattet
Vom endlosen Fluthenstreit
Die Müden friedlich bestattet,
Die erlahmt sind im Strome der Zeit.
Und süßer der Schlaf ihnen allen
Und sichrer ihr Lager, denn je,
Bis dies auch zum Opfer wird fallen
Der gierigen See.

# Pastor Larsen.

Von

## E. Cayley.

— Hamburg. —

Die Pastorin Larsen hatte ihrem Manne eine Mittheilung zu machen. Anstatt jedoch direkt zu ihm zu gehen, schob sie die Sache von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde auf. Zum ren Mal in ihrem fünfundzwanzigjährigen Zusammenleben fürchtete sie i vor ihrem Gatten.

Heute mußte sie aber sprechen, ja sie mußte sogar spätestens in einer chen Stunde gesprochen haben.

Ihr Herz klopfte heftig; sie ging in ihr Schlafzimmer, kniete an ihrem St nieder und betete. Sehr inbrünstig fiel dieses Gebet aus: es war e Nothschrei einer gequälten Mutterseele um das Heil ihres einzigen ides.

Dann stieg sie die Haustreppe hinauf und betrat ein kleines Schlafimmer unter dem Dach. Das Zimmer war sauber und gemüthlich; es o darin nach Lavendel und frischer Wäsche. Die Pastorin befühlte das e, um sich zu vergewissern, daß die Laken nicht etwa feucht seien, ordnete ialten, verlesenen Bücher auf dem Wandbrett, zog die weißen Gardinen rcht und suchte in dem Schränkchen nach einer verblichenen Bibel, die e auf den Bettisch niederlegte. Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, kte sie an der Thür wieder um, beugte sich über das Bett und drückte n Kuß auf die Stelle am Kissen, wo der Kopf des Schlafenden veruthlich liegen würde. Dann begab sie sich hinunter in das Studirzimmer rs Mannes.

Pastor Larsen saß am Schreibtisch und schrieb seine Sonntagspredigt. u den ersten Blick erschien es geradezu lächerlich, daß irgend Jemand r der Welt Angst haben könne vor diesem milden, gütig aussehenden

Manne, dem die reinste Menschenliebe auf der Stirn geschrieben stand. Trotz seiner Hünengestalt und seiner ehrwürdigen grauen Haare, wußte jedes Kind im Dorfe, daß es ungestraft des Pastors Hand ergreifen, auf sein Knie klettern, das Köpfchen an die breite Brust lehnen und seine kleinen Leiden und Freuden in das geneigte hochwürdige Ohr ausschütten dürfe, — stets sicher, ein liebevolles und nachsichtiges Verständniß zu finden. Wenn Pastor Larsen einen Fehler besaß, was viele Mitglieder seiner Gemeinde hartnäckig bestritten, so war es der der allzu großen Güte. Nur wer trotz aller Ermahnungen reulos und verstockt blieb, empfand seine Strenge; aber auch da verdammte er meist die Sünde, nicht den Sünder.

Desto unbegreiflicher war in Frau Margots Augen sein Verhalten gegen seinen eigenen Sohn.

Sie fand überhaupt, daß er sich in diesem letzten Jahre sehr veränder habe. Sein Haar war fast weiß geworden, seine Haltung gebeugt un sein Gang der eines alten Mannes. Auf seinem edlen Gesicht waren Linien und Falten erschienen, die seine fünfundfünfzig Jahre dort nich hätten zeichnen können.

Und das Schlimmste — sie verstanden sich nicht mehr. Er, der sie gewohnt war, jede Regung ihres unschuldigen Herzens mitzutheilen schnitt ihr kurzer Hand das Wort ab, sobald sie sich einem bestimmte Thema näherte. Und gerade dieses Thema bildete seit einem Jahr de Gegenstand ihres Sinnens und Trachtens; über dieses Thema mußte s heut mit ihm sprechen.

Er blickte bei ihrem Eintritt auf und streckte ihr seine große, woh geformte Rechte entgegen.

„Nun, kleine Frau, was giebt's?" fragte er freundlich, als er jedo ihr Gesicht sah, kniff er die Augen zusammen und zog seine Hand zurü

Margot zog einen Stuhl heran und setzte sich ihrem Manne gegenüb

„Ich muß Dich nothwendig sprechen, Matthias," begann sie mit u sicherer Stimme. „Ich finde kaum den Muth dazu, aber es muß sei Es — es handelt sich um Erich."

„Margot!"

Seine Stimme klang streng und gebieterisch.

„Ach, Matthias, höre mich an," bat sie flehentlich. „Es hilft nic — und wenn Du noch so böse bist, es muß gesagt werden."

„Und ich verbiete es Dir; Du hast zu schweigen," donnerte der Past und schlug mit der geballten Hand auf den Tisch.

Dieser ungewohnte Zornesausbruch schien der Frau ihre Fassu wiederzugeben. Jetzt mußte sie durch, jetzt galt es biegen oder brechen.

„Ich kann, — ich darf nicht schweigen," rief sie; „heute mußt mich anhören, Matthias. Ich habe genug gelitten unter Deiner Härte u habe nicht gemurrt. — Du scheinst aber zu vergessen, daß ich nicht all Gattin, sondern auch Mutter bin! Glaubst Du, Du könntest mich in z

Hälften reißen, — die Gattin von der Mutter trennen? Oder stellst Du mich etwa —“ sie erhob sich, stützte sich schwer auf den Tisch und blickte ihm bedeutungsvoll in die Augen, „stellst Du mich etwa vor die Alternative? — —“

Eine bange Pause entstand. Pastor Larsen überlegte. „Sprich — aber fasse Dich kurz,“ sagte er und deutete mit der Hand auf den Stuhl.

Die Pastorin faßte sich kurz.

„Erich kommt heute heim,“ sagte sie.

Pastor Larsen fuhr von seinem Stuhl in die Höhe.

„Und Du hast ihm die Erlaubniß dazu ertheilt, ohne mich zu fragen?“

„Ja, das that ich!“

Der Pastor begann im Zimmer auf und ab zu gehen — ein sicheres Zeichen, daß er nervös und irritirt war. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Ein ganzes Jahr,“ fuhr seine Frau fort, „schmachtet unser Sohn unschuldig im Gefängniß.“

„Unschuldig?“ unterbrach sie der Pastor heftig.

„Ich zweifle nicht an ihm,“ erwiderte sie. „Er selbst hat bis zuletzt seine Unschuld betheuert. Wer soll an ihn glauben, wenn die Eltern es nicht thun? Ich verstehe Dich nicht, Matthias; ich habe Dich dieses ganze Jahr nicht verstehen können. Jeder Trunkenbold, jeder Lump im Dorf ist Deiner Nachsicht sicher, nur gegen Deinen einzigen Sohn bist Du unbarmherzig. Solche Härte ist ganz gegen Deine Natur!“

„Das verstehst Du nicht,“ antwortete der Pastor nervös. „Ehrensachen versteht eine Frau nie!“

„Erlaube 'mal!“

„Nein, es ist so; — sonst müßtest Du einsehen, daß ich gegen Jeden Nachsicht üben darf, nur nicht gegen mich und die Meinen. Meine Ehre, mein Gewissen dürfen nicht befleckt werden. Mein Sohn gehört zu mir. Wenn er stiehlt — Geld veruntreut, — im Gefängniß sitzen muß, so hat er seine Ehre und somit auch die meinige geschändet; — zumal da er nicht bereut. Hier kann von Nachsicht nicht die Rede sein.“

Margot war aschfahl geworden; sie preßte die Hand auf ihr Herz.

„Matthias,“ rief sie, „sage mir nicht, daß Du an seine Schuld glaubst, — das kann nicht der Fall sein! Unser Kind! Entsinne Dich doch, wie Erich früher war, als Knabe, ehe wir ihn in die böse Welt hinausziehen ließen! Unser herziges Blondköpfchen, so gutmüthig, so fröhlich, so liebevoll! Vater, gönne ihm doch die Möglichkeit des Zweifels.“

Qualvolle Angst drückte sich in ihrem Gesicht aus; sie rang die Hände ineinander und athmete schwer.

Der Pastor kämpfte mit sich.

Durfte er der Mutter den letzten Rest von Glauben nehmen, an den sie sich verzweifelt klammerte, und der doch kein rechter Glaube war,

sondern nur eine rührende Selbsttäuschung? Seit langer Zeit hatte er sich vor diesem Moment gefürchtet. Er war mit eiserner Konsequenz stets der Möglichkeit einer Auseinandersetzung aus dem Wege gegangen; nun hatte sie die Aussprache erzwungen. Es war ein bedeutungsvolles Wort gefallen — sie hatte „Alternative“ gesagt. Nein, nur dieses nicht; er durfte sie nicht zwischen Gatten- und Mutterpflicht wählen lassen, denn er fühlte es, er würde sie verlieren.

Nachsicht forderte sie von ihm? — Ja, in einem Falle durfte er diese üben. Ein Mittel gab es, nur eines, und das wollte er anwenden, die ganze, so oft erprobte Macht seiner Persönlichkeit einsetzen, um sich Weib und Kind zurück zu erobern.

Die Pastorin wiederholte ihre Frage: „Glaubst Du an seine Schuld?“

„Ich muß den Spruch des Richters ehren,“ erwiderte er. Er empfand, wie ungenügend die Antwort war, doch fiel ihm nichts Besseres ein. —

„Er darf doch kommen, Matthias? Um Gottes, des Allmächtigen willen, Du wirst ihn doch empfangen?“

Eine solche Herzensangst sprach aus Worten und Miene der Frau, daß der Pastor erschüttert stehen blieb. Er nahm ihre kalten Hände in die seinen und drückte sie aufmunternd.

„Ich will Eines thun,“ beruhigte er sie; „ich habe mir vorgenommen, ihn noch einmal einer Prüfung zu unterziehen. Besteht er diese, so mag er in Gottes Namen bleiben.“

„Du kannst Dich irren, Matthias!“

„Nein,“ sagte er fest, „ich irre mich nicht, — in diesem Falle nicht.“

Während er die letzten Worte sprach, war die Thür aufgegangen; ein junger Mann trat leise in's Zimmer. Er blieb bei der Schwelle stehen und hielt den hübschen blonden Kopf gesenkt. Seine blauen Augen blickten unsicher und scheu umher.

Die Mutter sah ihn zuerst. Mit einem Freudenschrei wollte sie ihm entgegenstürzen, aber ihr Gatte hielt sie zurück.

Die beiden Männer standen sich einen Augenblick schweigend gegenüber. —

„Du wagst es, hier zurückzukommen?“ fragte der Pastor endlich mit tiefer Stimme.

Der junge Mensch machte einen kläglichen Versuch, sich zu behaupten.

„Warum nicht, Papa?“ sagte er unsicher, „wo sollte ich sonst hin? Mama wußte — ich dachte — ich kann doch nichts dafür, Papa, daß man mich unschuldig verurtheilte!“

Der Pastor stand mit über der Brust gekreuzten Armen vor seinem Sohne und blickte ihn an, als wollte er seine Seele durchbohren.

„Ja, das hast Du uns immer geschrieben. Mir scheint aber, Du ist gelogen. Die Beweise für Deine Schuld waren erdrückend. Dein rinzipal war bei mir, er hat mir Alles genau erzählt. Er hätte Dich rn geschont, aber sein Compagnon war gegen Dich eingenommen und ließ h nicht erweichen. — War mir auch recht so." —

„Aber Matthias!" rief die Pastorin vorwurfsvoll.

„Still, Weib, unterbrich mich nicht, jetzt rede ich," verwies sie ihr atte streng.

„Man sagte mir," fuhr er fort, „Du hättest Spielschulden gehabt; s giebst Du doch zu?"

„Ja, Papa — aber —"

„Von dem veruntreuten Gelde bezahltest Du jene Schulden —"

„Nein, Papa, das hing anders zusammen —"

„Ja — ja, Deine Ausreden kenne ich aus den Gerichtsverhandlungen. an hat Dich trotzdem verurtheilt, denn Deine Behauptungen erwiesen sich erlogen."

„Ich versichere Dich, Papa —"

„Du hast die Ehre unseres Hauses besudelt," fuhr sein Vater mit ner lauter werdender Stimme fort; „ich wagte es zuerst kaum, einem lichen Manne vor die Augen zu treten. Ich wollte mein Amt nieder- en, aber das Consistorium wies mein Ersuchen zurück."

„Aber, Papa, Dich trifft doch keine Schuld, Du hast doch mit der che nichts zu thun?"

„Schweig!" donnerte der Pastor, „willst Du mich alten Corpsstudenten Begriff der Ehre unterrichten?

Jetzt höre mich an, Erich. Ich will Dir noch eine Chance geben. h mir in's Auge, beantworte meine Frage klar und deutlich und be- e, daß Gott der Allmächtige Dich hört. Behauptest Du noch, mir, nem Vater und Pastor gegenüber, daß Du an dem Kassendiebstahl huldig bist?"

Seine Augen sprühten, seine Gestalt schien zu wachsen, an den äfen traten die blauen Adern hervor. Er stand da wie ein Richter altteſtamentarischer Zeit, machtvoll und gebieterisch. Eine Lüge konnte ihm nicht bestehen.

Der junge Mensch verlor den letzten Rest von Haltung; er senkte den t. Mit Schrecken beobachtete seine Mutter, wie er immer bleicher e, wie seine Augen nach rechts und links irrten und er schließlich schuldbewußter Miene umkehrte und im Begriff war, davonzueilen.

„Hiergeblieben, ich fordere die Antwort von Dir!" rief der Alte. eugte sich vor, suchte den Blick seines Sohnes und hielt ihn fest. e Stimme besaß unwiderstehliche Macht, er war furchtbar anzusehen einer Strenge. „Behauptest Du noch, daß Du unschuldig bist?"

Erich knickte förmlich zusammen. Er schlug die Hände vor das Gesicht,

ein halberstücktes: „Nein“ — entrang sich seinen bleichen Lippen, dann fiel er wie gebrochen in einen Stuhl.

„Du hast es gewußt, Vater,“ stammelte er mit jäher Erkenntniß.

„Jawohl.“

„Woher?“

„Dein Helfershelfer und früherer Spielkamerad, Peter Kracht, starb hier im Elternhause, kurz nachdem Du internirt wurdest. Auf dem Sterbebett hat er mir gebeichtet. Der einzige mildernde Umstand in meinen Augen für Dich besteht darin, daß Du den Kerl nicht anzeigtest, trotzdem er Dich verführt hatte und schuldiger war als Du. Nun erkläre mir aber auch, weshalb Du eigentlich geleugnet hast,“ fuhr der Pastor in seinem Verhör fort.

Erich brach in Thränen aus.

„Ich schämte mich so vor Dir. Ich wollte arbeiten, bis ich das Geld ersetzt hatte, ich wollte mir die Achtung der Menschen wieder erringen und Dir dann erst die Wahrheit sagen!“

Pastor Larsen wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er hatte den schwersten Kampf seines Lebens gekämpft, und er hatte gesiegt.

Halb ohnmächtig klammerte sich Frau Margot an seinen Arm; er umfaßte sie liebevoll und streichelte ihren Kopf. „Nur Muth!“ flüsterte er ihr in's Ohr.

Erich hatte seinen Hut genommen und wandte sich schweigend, gesenkten Hauptes zur Thür.

Da rief ihm sein Vater nach:

„Du kannst Dein altes Zimmer beziehen; wie ich Deine Mutter kenne, hat sie es bereits für Dich in Ordnung bringen lassen.“

Der junge Mann wandte sich jäh und sah seinen Vater erstaunt an. Er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Ich darf hierbleiben?“ fragte er unsicher.

„Ja, Du darfst. Hättest Du weiter geleugnet, wären wir für dieses Leben fertig gewesen miteinander. Da Du Deine Schuld bekanntest, gabst Du Dich mir wieder. Nun muß der liebe Gott mir helfen, einen ordentlichen Menschen aus Dir zu machen!“

# Illustrirte Bibliographie.

**lber Fels und Firn.** Bergwanderungen von Ludwig Purtscheller, herausgegeben von H. Heß. — München, F. Bruckmann A.-G.

**rgfahrten** von Norman-Neruda, herausgegeben von May-Neruda. München — F. Bruckmann A.-G.

In der gegenwärtigen Zeit, in der auf den verschiedensten Gebieten der Sport blüht u weitere Kreise gewinnt, hat auch der Bergsport, der Alpinismus, große Fortschritte gmacht und durch die Erfolge, die er erzielt, zu den aktiven Anhängern auch zahlreiche psive Freunde gewonnen, die zum Mindesten alle Ereignisse und alle litterarischen Ersinungen auf dem Gebiet des Alpinismus mit reger Theilnahme verfolgen. Der Unerschockenheit und Ausdauer kühner Bergsteiger ist die bereits weit gediehene Entwickelung d Alpenkunde zu danken. Ein solcher hervorragender Kenner der Alpenwelt war der i vorigen Jahre gestorbene Verfasser der in dem vorliegenden erstgenannten Werke veröntlichten Abhandlungen. Als eifriger Mitarbeiter alpiner Zeitschriften hat er über se Bergtouren in den Ost- und Westalpen, sowie in außereuropäischen Gebirgen zahlrhe Berichte geliefert, deren interessanteste von dem bekannten Schriftleiter der Publikatien des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins Heinrich Heß in dem vorliegenden ade zusammengestellt sind. Das Werk beginnt mit einer vom Herausgeber vortrefflich vaßten Einleitung, in der er ein Bild von dem Lebensgange Purtschellers, dieses zu gßer Berühmtheit gelangten Bergsteigers, eines echten Sohnes der Tiroler Alpen, entrft. Weiterhin ist das Werk in 4 Abschnitte getheilt. Der erste Abschnitt ist den Ost-, d zweite den Westalpen, der dritte außereuropäischen Gebirgen gewidmet. In einem oiten Abschnitt „Allgemeines" wird die Entwickelungsgeschichte des Alpinismus und der alnen Technik in den Deutschen und Oesterreichischen Alpen behandelt. Ein Anhang enält das Verzeichniß der von Purtscheller erstiegenen Gipfel und Pässe. — Aus der hhaltigkeit des Stoffes sei Einiges hervorgehoben. Eine besondere Beachtung des Bgwanderers in den Ostalpen verdient der Pongau — das zwischen dem Tauerngerge und den großen Berchtesgadener und Salzburger Kalkstöcken eingeschlossene Geäe. Erstaunenerregend sind da namentlich die wunderbar geformten, einer „gotischen ihenfaçade" ähnlichen Felsgebilde, die der Volksmund mit „Manndln" und bezügl. der e Untergrund bildenden Mauer mit „Manndlwand" bezeichnet (s. Abbildung.) „Als e Verfasser im Jahre 1884 zum ersten Male seine Schritte dieser Gebirgskette zuwandte, v noch kein Gipfel von einem Touristen erstiegen. Die Namen der Spitzen, Rinnen r Kare mußten erst aus der Vergessenheit hervorgesucht und die Anstiegsrouten rittelt werden; nur die Wildhüter der Imlauer Jagd hatten ein oder zwei Spitzen rlttert." Es kommt dieser Gebirgsgegend zu statten, daß sie von der Eisenbahn aus be-

quem zu erreichen ist, außerdem lobt der Verfasser die vortreffliche Unterkunft und Verpflegung, die den Wanderer in Bischofshofen, in Mühlbach und im Berggasthause Mitterberg erwarten. Der Verfasser empfiehlt den Touristen, ihre Schritte einmal nach den schönen Almhöhen des Mitterberges und der Manndlwand zu richten, da sie von den erhaltenen Eindrücken sicherlich sehr befriedigt sein werden. Im zweiten Abschnitt interessiren namentlich die von Zermatt aus unternommenen Touren. Unstreitig gebührt in der

Manndlwände von Süden.
Aus Ludwig Purtscheller, Ueber Fels und Firn.
München, F. Bruckmann.

Reihe der Zermatter Gebirgsriesen dem Matterhorn die erste Stelle. Von seiner Spitze aus bietet sich, nach der gewonnenen Anschauung des Verfassers, ein Aussichtsbild, das nach jeder Richtung hin wahrhaft großartig genannt werden kann. Ferner seien aus dem Gebiet der Westalpen noch die Fahrten im Val de Bagnes, sowie die Wanderungen in den Berner Alpen besonders erwähnt. — Von außereuropäischen Fahrten enthält der dritte Abschnitt die Besteigung des Elbrus und des Kilimandscharo. Die Besteigung des

ßteren erfolgte im Verein mit Dr. Meyer im Jahre 1889. Unmittelbar aus der Ebene nporsteigend, erhebt sich dieser kolossale, doppelgipfelige Gebirgsstock, dessen höchste Erhebung, der schneegekrönte „Kibo", hoch in den Aether emporsteigt. (s. Abbildg.) Der ilimandscharo, dessen Formation eine rein vulkanische ist, läßt sich schon deshalb nicht it einem unserer Alpengipfel vergleichen. Großartig erscheint die Masse und Aushnung dieses Berges, gegen den selbst der Montblanc an Größe erheblich zurücksteht.

Kibo vom Mawenze-Lager aus gesehen.
Aus Ludwig Purtscheller, Ueber Fels und Firn.
München, F. Bruckmann.

Schilderung der Besteigung ist sehr fesselnd. Dem Naturfreunde, schreibt der Verfr, dem es vergönnt ist, den Gipfel des Kilimandscharo zu erklimmen, verbleibt die nerung an eine überreiche, großartige, erhabene, mit unendlichen Reizen ausittete Welt. —

Ganz besonderes Interesse nimmt der vierte Abschnitt in Anspruch, in welchem der fasser neben der geschichtlichen Entwickelung des Alpinismus seine reichen Erfahrungen

auf dem Gebiete des Alpensports zum Ausdruck bringt — für den Touristen ein wahrer Schatz goldener Regeln, von denen man nur wünschen kann, daß sie Gemeingut aller deutschen Bergsteiger werden möchten. — Ueberraschend groß ist die Zahl der von Purtscheller erstiegenen Gipfel und Pässe, über die im Anhang ein Verzeichniß aufgestellt ist. —

Die einfache, klare, ansprechende Schilderung des für den Bergsport begeisterten

A. Böcklin. Selbstbildniß der 1860er oder 1870er Jahre.
Aus dem Böcklinwerk IV. Folge. Photographische Union in München.

Verfassers erregt lebhaft das Interesse des Lesers, der den Verfasser auf seinen oft sel[...] schwierigen Bergtouren mit Spannung begleitet. Das Werk ist vorzüglich ausgestatt[...] und mit zahlreichen, außerordentlich schönen Abbildungen in Beilagen und auch im Te[...] versehen; es sei nicht nur den wirklichen Touristen und Freunden der Alpenwelt, sonder[...] auch allen denen, die Freude an der Natur haben, warm empfohlen. —

In demselben Verlage erschien das oben erwähnte zweite Werk: **Bergfahrten** von Norman-Neruda, herausgegeben von May Norman-Neruda. — Auch hier hören wir von einem der bedeutendsten Bergsteiger seine Erfahrungen und Erlebnisse erzählen. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine Schilderungen, wie er bereits geplant hatte, selbst in Buchform herauszugeben. Im Jahre 1898 bei der Ersteigung der „Fünffingerspitze“, die er — es klingt wie eine Ironie des Schicksals — von allen Bergspitzen wohl am besten kannte, fand er seinen Tod. Seine Gattin hat seine Aufzeichnungen, wie sich dieselben in dem von ihm geführten Tagebuche vorfanden, zu-

A. Böcklin. Der Schatzhüter.
Aus dem Böcklinwerk. IV. Folge. Photographische Union in München.

sammengestellt und damit ein sehr fesselndes Werk geschaffen. Aus demselben seien hervorgehoben: „Die letzte Bergfahrt von May-Neruda, Die Besteigung der Bernina-Gruppe auf neuen Wegen; Die Fünffingerspitze von Norden; Eine Erstbesteigung; Wanderungen in der Rosengartengruppe; Die Alpen vor und nach der Saison; Ueber führerloses Bergsteigen; Alpinismus und zum Schluß: Ein Kapitel über die technischen Schwierigkeiten des Felskletterns“. Der Verfasser bezeichnet den Alpinismus als den König des Sports, denn bei ihm tritt der Alpinist in nahe, intime Berührung mit der Pracht und den Wundern der Natur. In höchst anziehender Weise sind die einzelnen Kapitel, im Speciellen das über den Alpinismus behandelt. Das gut ausgestattete, mit dem Bildniß

des Verfassers versehene Werk sei hiermit allen Touristen der Alpenwelt, sowie überhaupt Allen, die für die Großartigkeit der Natur Herz und Sinn haben, bestens empfohlen.

K.

* * *

An die Besprechung der obigen Werke sei ein kurzer Hinweis auf eine andere Publikation desselben Verlages geknüpft, die für alle Kunstfreunde von so hohem Interesse und von so hohem Werthe ist, daß der Hinweis allein schon Empfehlung ist. Es handelt sich um die IV. Folge des Böcklinwerkes; jener Auswahl der hervorragendsten Werke Böcklins, die in ausgezeichneten Photogravüren so treu, als es unter Verzicht auf die Farben möglich ist, die Schöpfungen des farbengewaltigsten Meisters wiedergeben. Das Leben des Gewaltigen ist abgeschlossen, im Januar d. J. hat er die letzte Fahrt zu der stillen friedvollen Todteninsel, die wir gerade in der jetzt erscheinenden Folge des Werkes mit doppelter stiller Ergriffenheit betrachten, angetreten. Da war der Zeitpunkt gekommen, den Subskribenten des Böcklin-Werkes auch das Lebensbild des Großen zu bieten. Der Basler Professor Heinrich Alfred Schmid, der bereits vor einigen Jahren, 1897 und 1898, im „Pan" Abhandlungen über Böcklin veröffentlicht hat, die 1899 vereinigt in Buchform herausgekommen sind, ist mit dieser Aufgabe betraut worden und hat sie — soweit wir aus den uns von der Verlagshandlung zur Verfügung gestellten Aushängebogen beurtheilen können — mit Sorgfalt und Glück gelöst. Unter gründlicher Benutzung der zahlreichen gedruckten Quellen wie auch noch ungedruckten Materials hat er das Leben und den Charakter des Mannes, das Ringen und des Schaffen des Künstlers, die Eigenart seiner genialen Begabung geschildert. In dem Text sind zahlreiche Bilder in Phototypie, die zum Theil Jugendwerke Böcklins, Gemälde und Handzeichnungen wiedergeben, eingefügt. Zwei dieser Bilder — der „Schatzgräber" und ein Selbstbildniß Böcklins aus den 60er oder 70er Jahren können wir diesen Zeilen durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung beifügen. Unter den 30 Photogravüren, die der vorliegende Schlußband bringt, befinden sich u. A. „Pan im Schilfe", der das Fundament von Böcklins Ruhmesdenkmal bildete, „Faun und Amsel", „Frühlingsstimmung", „Bergschloß", „Sirenen", „Pan und Nymphe", „Sappho", „Ueberfall", „Der große Krieg", „Kinderreigen", „Die Pest".

—l—

---

# Bibliographische Notizen.

**Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik** vormals Fichte-Ulrici'sche Zeitschrift, im Verein mit Dr. H. Siebeck und Dr. J. Volkelt. Herausgegeben und dirigirt von Dr. Richard Falkenberg. Bd. 118, Heft I. Leipzig, Hermann Haacke.

Die durch sechzigjährigen Bestand bereits ehrwürdig gewordene Zeitschrift ist aus dem Pfeffer'schen Verlage nunmehr in die Hände der Firma Haacke übergegangen. Das vor Kurzem erschienene erste Heft des 118. Bandes liegt uns vor Augen. Es enthält eine Reihe vortrefflicher und interessanter Arbeiten. Professor Volkelt spricht in seinen Beiträgen zur Analyse des Bewußtseins über die Erinnerungsgewißheit. Professor Siebeck lieferte eine lichtvolle Auseinandersetzung des Problems der Freiheit bei Goethe. Hans Clasen stellt Gustav Glogaus System dar, Gompers entwirft ein Bild seiner Weltanschauung in Anlehnung an die „definitive Philosophie" seines ehemaligen Lehrers Richard Wahle. Das Problem des Tragischen wird von Richard Haman behandelt, und interessante Gesichtspunkte bringt Dr. Hermann Leser zur Würdigung Nietzsches zur Sprache. Zahlreiche Recensionen deutscher und ausländischer wissenschaftlicher Werke begleiten jedes der Hefte, die dem Leser philosophischer Arbeiten gewiß manche werthvolle Anregung bringen.

H. L.

**Die Schwindsucht** (Tuberkulose). Praktische Winke für Gesunde und Kranke. Geeignet zur Vertheilung in Kurorten, Krankenhäusern, Fabriken, Schulen 2c. — Von Dr. med. Fischer. Würzburg, A. Stuber (Kabitzsch).

Soll gegen die Lungenschwindsucht (Tuberkulose), die als eine wahre Volksseuche bezeichnet werden kann, da ihr in Deutschland etwa jeder siebente Mensch erliegt, energisch weiter vorgegangen werden, dann ist es erforderlich, daß auch die große Volksmasse über Wesen, Verhütung und Bekämpfung dieser Krankheit aufgeklärt wird.

Dies in allgemein verständlicher Weise zu thun, hat der Verfasser mit dem vorliegenden Heft beabsichtigt, das zur Vertheilung an Behörden, sowie in Kurorten, Krankenhäusern, Fabriken, Schulen ꝛc. geeignet erscheint. Je früher die Tuberkulose erkannt wird, desto eher ist auf Heilung zu rechnen, nirgends rächt sich das „zu spät" so häufig, wie hier. Nachdem der Verfasser die Charakteristik dieser Krankheit und ihrer Entwicklung geschildert hat, bespricht er kurz und klar, sowie allgemein verständlich die Maßnahmen zur Vorbeugung und Bekämpfung. Wenn in der Wohnungsfrage der Verfasser die Mahnung erläßt, daß Jeder danach trachten möge, ein eigenes Haus zu besitzen, so hat er damit jedenfalls nur die Verhältnisse seines Wohnortes mit nächster Umgebung im Auge gehabt. In der Mehrzahl der Städte, ganz abgesehen von den wirklichen Großstädten mit ihrer Uebervölkerung und bei dem theuren Grund und Boden, wird der Wunsch unerfüllbar bleiben. — Der Schrift ist allgemeine Verbreitung zu wünschen. K.

**Die Wirren in China** und die Kämpfe der verbündeten Truppen. Dargestellt von Alfred von Müller, Oberleutnant im 1. hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 75. I—III Theil. Mit Karten, Skizzen und Anlagen. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung.

Der bereits durch seine vortreffliche Arbeit über den südafrikanischen Krieg bekannt gewordene Verfasser giebt in dem vorliegenden Werk (Theil I—III) nach sorgfältiger Sichtung des reichhaltigen Quellenmaterials eine außerordentlich klare Darstellung von den Ereignissen im chinesischen Reich. Außer amtlichen Berichten und den bisher in den Tageszeitungen veröffentlichten Schilderungen haben dem Verfasser auch Tagebuchblätter von betheiligten Offizieren zur Verfügung gestanden. Theil I enthält die Vorgeschichte, Deutschlands Interessen in Ostasien, die Boxerbewegung, die Streitkräfte, sowie die ersten Kämpfe und Rüstungen der Verbündeten. Im II. Theil werden die Kämpfe in und um Tientsin, der Entsatz von Peking, die Vorgänge in Peking vor dem Entsatz und die deutschen Maßnahmen zur Sicherung der Etappenlinie Taku-Peking behandelt. Der III. Theil endlich enthält die Schilderung der Ueberfahrt und die erste Thätigkeit des deutschen Marine-Expeditionskorps auf dem Kriegsschauplatze, die Boxerbewegung in der Mandschurei und die Gegenmaßregeln der Russen, ferner Darstellungen, betreffend das Ober-Kommando, die Rüstungen der Mächte, die politische Lage nach der Einnahme von Peking sowie schließlich die Ueberfahrt und erste Thätigkeit des deutschen Ostasiatischen Expeditionskorps. — Dem Werke sind eine recht gute, große bunte Karte von Asien, ferner ein Plan zu den Kämpfen in und um Tientsin, sowie erläuternde Skizzen im Text und eine Menge sehr interessante Anlagen beigegeben. Von den letzteren seien erwähnt im Theil I eine Uebersicht der in Ost-Asien versammelten Kriegsschiffe, sowie die Kriegsgliederung des deutschen Ostasiatischen Expeditionskorps nebst bezüglicher Rangliste. Im Theil II eine kaiserliche Seepredigt, gehalten am 29. Juni 1900 an Bord der Hohenzollern, ferner die Rede des deutschen Reichskanzlers über die China-Vorlage und schließlich eine Ehrentafel mit dem Verzeichniß der Gefallenen und Verwundeten. Im Vorwort zum III. Theil stellt der Verfasser noch einen Schlußtheil mit der Schilderung der größeren Expeditionen, der Friedensverhandlungen und des Abschlusses der China-Wirren in Aussicht. Die Darstellung des Verfassers zeichnet sich auch in dem vorliegenden Werke durch Kürze, Klarheit und Uebersichtlichkeit vortheilhaft aus, so daß dasselbe warm empfohlen werden kann. Es wird sich zweifellos ebenso wie das Werk des Verfassers über den südafrikanischen Krieg zahlreiche Freunde erwerben. K.

**Johann Carl Bertram Stüwe** nach Briefen und persönlichen Erinnerungen von Gustav Stüwe. Erster Band: 1798—1848. Zweiter Band 1848—1872. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung.

Diese Biographie ist eine fleißige Arbeit, die den Freunden Stüwes und Allen, die sich für den im politischen Leben des neunzehnten Jahrhunderts vielfach ausgezeichneten Mann und das historische Zeitbild, das ihn umschließt, interessiren, eine willkommene Gabe sein wird. Aus dem überreichen Briefwechsel Stüwes ist ein Extrakt hergestellt, der die Lektüre eines ungeheuren Materialienwustes, durch den es schwer halten würde, sich durchzuarbeiten, den Lesern ersetzt. So ist eine Leistung entstanden, die es uns weniger bedauerlich erscheinen läßt, daß der Staatsmann nicht seine Memoiren selbst geschrieben hat.

Auf der Tafel am Standbilde Stüwes in Osnabrück steht die Goethe'sche Strophe,

die das Wirken des Dargestellten kennzeichnet:

„Frei gesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Nicht vom Weg dem geraden weichend
Und zuletzt das Ziel erreichend."

H. L.

**Aus Kunst und Leben.** Studien und Reisebilder. Von Friedrich Schaarschmidt. München, Verlags-Anstalt F. Bruckmann.

Der als Bibliothekar an der Kunstakademie in Düsseldorf besonders in rheinischen Kreisen bekannte Verfasser hat in einem auch äußerlich vornehmen Bande zwölf Aufsätze vereinigt, die, in Zeitschriften bereits veröffentlicht, principielle künstlerische Fragen und interessante Einzelprobleme aus der künstlerischen Kultur der Vergangenheit und Gegenwart behandeln. Der erste Theil enthält die sechs Studien über neue und alte Kunst, deren genaue Kenntniß zunächst in dem Artikel „Die Lampe im Alterthum" deutlich hervortritt. Die Lösung aller ästhetischen, technischen und historischen Fragen, welche „diese leuchtenden, verschwiegenen Zeugen einsamer Abend- und Nachtstunden" betreffen, zeugt außerdem von einem starken Kombinationsvermögen. Der zweite Aufsatz behandelt das Bild, das sich vor den Blicken des Beschauers in den Sälen und Gemächern des Museums Plantin-Moretus, des alten Buchdruckerhauses in Antwerpen, aufrollt. — Darauf wird Gabriel Ritter von Grupello, der Schöpfer des Standbildes des Pfalz-Neuburgischen Kurfürsten Jan Wilhelm in Düsseldorf sowie anderer dortiger Bildhauerarbeiten, der Vergessenheit entrissen. — Die vierte Arbeit Schaarschmidts lenkt das Interesse auf die Beziehungen Goethes zu einigen rheinischen Künstlern seiner Zeit. Die Weimarer Konkurrenzen bahnten nämlich recht eigentlich ein lebendigeres Verhältniß des Dichters zur Düsseldorfer Kunst an. — Drei sehr wichtige Fragen „Giebt es eine nationale Kunst? haben wir eine nationale Kunst und müssen wir eine nationale Kunst haben?" versucht der Verfasser im fünften Aufsatz zu lösen; aber trotz des feinsinnig geführten Beweises der Schaarschmidt'schen Behauptungen wird man am Ende doch an die große Schwierigkeit einer allgemein befriedigenden Lösung gemahnt. — Der Schlußtheil des ersten Abschnittes erinnert an das einsame hannoversche Dorf Loccum, wo sich eine merkwürdige Stätte findet, an der „die beiden so widersinnig und sonderbar scheinenden Dinge vereint sind, ein lutherisches Kloster und ein monumentales Werk protestantisch-religiöser Malerei von einer Kraft und Bedeutung, daß, wenn überhaupt, von hier aus dieser neue Zweig der deutschen Kunst erwachsen muß". — Der zweite Abschnitt des Buches, „Die Reisebilder aus Italien", erweckt großentheils nicht allein das Interesse des Kunstspecialisten und Historikers, sondern einer größeren südlandfrohen Gemeinde. Der die Reisebilder eröffnende Aufsatz „Einiges über italienische Thürklopfer" hält die an den zahlreichen Erzeugnissen des Kunstgewerbes früherer Perioden achtlos Vorübergehenden an, mit dem Hinweis, daß man in dieser Beziehung früher viel mehr geleistet hat. — Alsdann betrachtet des Lesers geistiges Auge „mediceische Villen und Gärten bei Florenz", und man bedauert mit dem Verfasser, daß „in unserer schnell und nach außen lebenden Zeit wenig Sinn mehr vorhanden ist für die liebevolle und individuelle Ausschmückung eines Grundbesitzes". — Torre al Gallo, ein Florenzer Galilei-Museum lernen wir im neunten Aufsatz kennen. Das Andenken eines Mannes knüpft sich an diese Räume, „der mit der Feder kämpfte in dem kriegerischen Florenz, ein Mann, der, obwohl besiegt, als armer kranker Gefangener hier seine letzten Jahre jammervoll genug zubrachte". — Von da geleitet uns Schaarschmidt nach Neapel und ladet uns zu interessanten „Wanderungen durch die Stadt" ein. Dabei zeigt er uns, „daß sehr vieles gesündigt worden ist in der Beurtheilung und Verurtheilung des neapolitanischen Volkes"; auch lernen wir Schaarschmidts Bedauern verstehen, daß nicht auch in Neapel eine scienza sotteranea besteht. Wir begleiten darauf den kundigen Führer nach dem im prächtigen, sonnigen Neapel gelegenen Palazzo Donn' Anna und erfahren die Geschichte der Ahnen und des sagenumwobenen Besitzthums der schönen Zauberin Donna Anna, der Enkelin des Luigi Carafa. Für die berückend schöne landschaftliche Umgebung weiß der Verfasser dieselben vollen und reinen Töne zu finden wie für den Reiz der Sireneninsel Capri und für die schrecklichen Schönheiten Ischias, die das Erdbeben im Jahre 1883 dort schuf. Immer aber klingt eine echt künstlerische Ruinensentimentalität mit, die wiederum dem Gefühl Raum giebt, daß die Geschlechter der Vorzeit dem Peitschenknallen der Kutscher gewichen sind, in deren Wagen sich die den letzten Felsen mit Villen beklebenden Engländer langweilen.

P. Ri. —

**Hinter der Weltstadt.** Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Von Wilhelm Bölsche. Mit Buchschmuck von John Jack Vriesländer. Leipzig, E. Diederichs.

Zweck der Gründung von Friedrichshagen war Seidenkultur, aber es kommt bekanntlich immer anders, als man glaubt. Das vom alten Fritz zur Seidenkultur gegründete Friedrichshagen sollte Centralspinne moderner ästhetischen Kultur werden. So wollte es das Schicksal.

Es stehen noch einige alte Maulbeerbäume an der Hauptstraße. Vielleicht ist das der symbolische Baum für den, dem nicht verboten werden darf zu spinnen, ob er sich schon dem Tode näher spinnt, — den Dichter. Shakespeares Susanne liegt auch unter einem Maulbeerbaum. —

Freilich, der wackere Dichter, den wir hier vor uns haben, spinnt sich nicht dem Tode näher: Bölsche blickt in das ewige Leben. Wir kennen ihn und wissen, daß, was immer er uns bringen mag, Freude bereiten wird. Die sonnige Herzenswärme dieses Mannes wird sich immer köstlich zu fühlen geben. Er erwärmt, belebt, erfrischt recht wie ein guter Genius die Nation.

Originell ist der Einfall, daß der Verfasser sich die Adressen seiner Freunde erbittet. Er will sie kennen lernen, die ihn lieben. — Und ihn liebt doch so ziemlich Jedermann.

Natürlich giebt es stets abweichende Meinungen über Form und Inhalt einer Geistesleistung. Man unterschreibt nie gern jede Zeile, die ein Andrer geschrieben hat. Aber ich finde das eigentlich sehr hübsch so.
H. L.

**Goethe und die Urpflanze.** Von Dr. A. Bliedner. Frankfurt a./M., Litterarische Anstalt, Rütten und Loening.

Die eigenthümliche Stellung, die unser größter Dichter in der philosophischen Botanik einnimmt, wird von dem Verfasser interessant beleuchtet. Die kleine Schrift nimmt sorgfältig Bezug auf alle Aeußerungen Goethes, die das Problem betreffen, und auch auf die modernen Beurtheilungen, die sie gefunden haben. Auf Schiller läßt Goethe in seiner geschilderten Unterredung über die Idee einer Urpflanze charaterisirendes Licht fallen. Beide Männer standen sich damals noch ziemlich fremd gegenüber, und leicht erschien das Gegensätzliche ihrer Denkweise. Goethes liebevolles Befassen mit der sinnlich angeschauten Natur tritt in seinen botanischen Arbeiten besonders deutlich zu Tage.
H. L.

**Goethes Lebenskunst.** Von Dr. Wilhelm Bode. Berlin, Mittler & Sohn.

Nicht der berühmte Kunsthistoriker Bode, aber auch ein tüchtiger Mann hat „Goethes Lebenskunst" verfolgt. Dies Buch behandelt den privaten Goethe, steht also ganz unter dem Zeichen der genaueren Goethephilologie. Es ist jedoch durchaus nicht kleinlich. Auch das Kleine kann bekanntlich mit großartiger Breite der Auffassung vorgetragen werden.

Warum beschäftigen wir uns wohl Alle so gern mit dem Intim-Menschlichen des größten Menschen? Vielleicht deshalb, weil wir ein geheimes Bedürfniß fühlen, nachzuforschen, ob der Größte denn auch wohl zufällig der Beste war. Eine spätere Zeit wird möglicher Weise einmal anders urtheilen. Sie wird, wenn man so vermuthen darf, wissen, daß der Beste natürlich der Größte werden mußte. — Bodes kleines liebenswürdiges Büchlein ist ein Beitrag zu dieser Auffassung.
H. L.

**Le nouveau Don Juan.** Par Marcel Barrière. 1. L'éducation d'un contemporain, 2. le roman de l'ambition, 3. les ruines de l'amour. Paris, Lemerre, éditeur.

Barrière hat einen Roman-Cyklus eröffnet, in dessen Mittelpunkt Don Juan steht, der große Typus, den uns die edelsten Meister vor die Seele gezaubert haben von Molière bis Lord Byron, und den die Klänge der Mozart'schen Musik für immer umtönen. Barrières Don Juan ist ein moderner Held. Mit gewaltiger Phantasie hat der französische Autor diese Gestalt erfaßt. Ein großartiger Plan schwebt ihm vor. Er hat schon sein Programm veröffentlicht wie einst Herbert Spencer den Prospekt der künftigen Werke in die Oeffentlichkeit warf. Balzac und Zola scheinen seine Vorbilder zu sein, aber Barrières geflügelte Einbildungskraft erinnert doch mehr an die muntere und wenig bedenkliche Muse des älteren Dramas als an die genannten psychologisch feineren Meister. Barrière ist kindlich großsprecherisch, er liebt die starken Aufzählungen, das Prunken mit Superlativen, wo immer es sei. Ueberall soll der Held excelliren. Er ist ein Wunderspiegel der menschlichen Eitelkeit. Das Beste fehlt ihm doch trotz aller großen Worte. Wer ans bloße Erobern und an das ewige Feiern der Aristie immer und immer wieder denkt, dem kommt darüber die letzte Kunst, in der es zu glänzen gilt, die tiefe stille Kunst der

moralisch edlen Lebensführung abhanden. Barrières Held ist derb und grandios wie die klotzigen Gestalten der Shakespeare'schen Welt, doch ohne die goldene Ader, die dieser Geistesfürst gelegentlich erkennen läßt.

H. L.

**Dampf und Elektricität.** Die Technik im Anfange des 20. Jahrhunderts. Leipzig, Verlag von Otto Maier.

Immer mächtiger greift die Technik in das tägliche Leben ein; und immer mehr fühlt auch der Laie das Bedürfniß, sich über das Wesen der Kräfte, den Bau und die Konstruktion der Apparate, deren Dienste er täglich in Anspruch nimmt, zu belehren. Aber die in den Handbüchern gegebenen Beschreibungen und erläuternden Zeichnungen werden den Wenigsten ein wirklich klares Bild geben. Und selbst dem Fachmann wird es nicht leicht, bei der Vielseitigkeit der Konstruktionen mit dem gesammten modernen Maschinenbau bis in jede Einzelheit so vertraut zu bleiben, daß er sofort bei jedem Apparat das Ineinandergreifen und Arbeiten der Maschinen erkennen kann. Da ist denn ein Werk wie das vorliegende: ein Atlas mit zerlegbaren, zum Theil sogar beweglichen technischen Modellen ein ausgezeichnetes Hilfsmittel. Diese außerordentlich sauber und korrekt gearbeiteten Modelle, die das Auge jedes Technikers erfreuen müssen, geben eine ungleich klarere und anschaulichere Vorstellung, als bloße Abbildungen und Schnittzeichnungen, von der Beschaffenheit und der Konstruktion der Maschinen und Apparate. Von diesen enthält der Atlas die folgenden zwölf:

Elektrische Vollbahnlokomotive von Siemens & Halske; Neueste viergliedrige Verbundlokomotive der Baldwin Lokomotivfabrik Philadelphia U. S. A.; Dreifachexpansionsmaschine mit Condensation von der Kottbuser Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft Kottbus; Körting'scher Gasmotor von Gebr. Körting-Hannover; Gleichstromerzeuger von der Elektricität-Aktien-Gesellschaft Schuckert & Co.; Accumulator System Tudor; Doppeltwirkender Pulsometer von M. Neuhaus & Co. Luckenwalde-Berlin; Riedler Expreß-Pumpen für elektrischen Antrieb; Automobilwagen mit Benzinmotor System Amadée Rollée-Paris; Neuestes Telephon von Mix & Genest-Berlin; Phonograph, neuestes Modell von der Allgemeinen Phonograph-Gesellschaft in Krefeld; Differential-Seilbogenlampe für Gleichstrom von Siemens & Halske.

Außer der jedem Modell beigegebenen Zeichenerklärung ist auch — in einem besonderen Hefte — ein ausführlicher erläuternder Text beigegeben, der wiederum durch beigefügte Abbildungen und Zeichnungen ergänzt wird. — Das Werk wird jedem Techniker und Ingenieur, jedem Maschinenbauer und Monteur willkommen sein. Schülern technischer Hochschulen sowie der lerneifrigen Jugend, soweit sie gerade für diesen Gegenstand ein besonderes Interesse hat und dem Beruf eines Technikers oder Elektrotechnikers sich zu widmen gedenkt, bietet dieser Atlas ein ausgezeichnetes Lehrmittel und wird deshalb als Festgeschenk freudig entgegengenommen werden. Der Preis von 10 Mk. für das Werk ist — wenn man in Betracht zieht, daß man bisher für einzelne Modelle 2 Mk. und mehr hat bezahlen müssen — als ein überaus mäßiger zu bezeichnen.

—l—

---

Eine Reihe von Werken, die als Festgeschenke zu empfehlen sind, seien, da Zeit und Raum zu ausführlicher Sonderbesprechung fehlen, wenigstens mit kurzen Worten hier angezeigt. Da Weihnachten vor Allem ein Fest der Kinder ist, seien die ihnen gewidmeten Werke vorangenommen. —

Für die Kleinsten ist in erster Linie der so verschieden beurtheilte in neuer Auflage vorliegende „Fitzebutze" von Paula und Richard Dehmel (Verlag von Schafstein & Co. in Köln am Rhein), der stellenweise wohl dem Erwachsenen affektirt erscheinen mag, aber unzweifelhaft auch ein paar wirklich aus der Kindesseele heraus empfundene Stücke enthält und mit den prächtigen Bildern Ernst Kreidolfs einer durchschlagenden Wirkung auf die Kleinen nicht verfehlen wird. Als Maler und Dichter zugleich — als letzterer freilich nicht ganz mit dem gleichen Erfolge — erfreut Kreidolf das jüngste Deutschland in seinem in gleichem Verlage erschienenen Buche „Die schlafenden Bäume". Ernstes und Heiteres für Kinder jeden Alters und beiderlei Geschlechts Märchen, Erzählungen, Lieder, Gedichte, Räthsel, Spiele bringt Ernst Brausewetter in seinem trefflichen Jahrbuch „Knecht Ruprecht" (Schafstein & Co., Köln am Rhein), in dessen neuestem, drittem Band Schriftsteller wie G. P. Sylvester Cabanis, Richard Dehmel, Detlev von Liliencron, Joh. Oehquist, Peter Rosegger, Anna Ritter, Hugo Salus,

Carmen Sylva, Johannes Trojan, Emil Weber; Künstler wie August Berg, Max Feldbauer, Fidus, Walther Georgi, Angelo Jank, Ernst Kreidolf, Hans Looschen, Adolf Münzer, Paul Rieth, Arpad Schmidhammer, L. v. Zumbusch vertreten sind. —

Eine ähnliche Reichhaltigkeit und Gediegenheit textlichen und illustrativen Inhalts, der von unseren ersten schriftstellerischen und künstlerischen Kräften herrührt, weist das von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner herausgegebene „Jugendland“ (Leipzig, Carl Fr. Fleischer) auf, dessen erster Band für das Alter bis zu 8 Jahren bestimmt ist. Knaben höheren Alters werden mit Spannung die in Lohmeyers vortheilhaft bekannter Jugendbücherei erschienene Erzählung „Der Trommler von Düppel“ von Joh. Dose, mit 16 Abbildungen und 1 farbigen Titelbild von Fritz Bergen (München, J. F. Lehmanns Verlag) lesen, die zur Zeit des preußisch-dänischen Krieges spielend, in dem muthigen Gymnasiasten, der als „Trommler“ an dem Kampfe gegen die Dänen theilnimmt, einen Helden so recht nach dem Herzen der Jugend besitzt. Den Vorzug der Aktualität, auf welche auch unsere Knaben, wie ihre Kriegsspiele beweisen, Werth legen, besitzt Otto Felsings in gleichem Verlage erschienenes Buch „Gert Janssens China-Fahrten. Reise und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und nach Originalzeichnungen von Maler Anton Hoffmann.“ —

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, in einer die Jugend interessirenden Handlung China zu schildern, wie es ist zu der Zeit des eben beendeten Krieges gegen das asiatische Riesenreich, indem er sich den Grundsatz zur Richtschnur macht: daß ein Buch für die reifere Jugend helfen solle, die Jugend reifer zu machen, sie im Unterhalten zu belehren; daß es — wo es sich um die Gegenwart handele — keine Hirngespinnste und fabelhafte blutrünstige Abenteuer, sondern ein Bild der realen Welt unserer Tage bieten solle. — Hieran reiht sich durch den behandelten Gegenstand ungezwungen ein Werk, das auf dem Boden der Geschichte, der Wirklichkeit und der Kriegswissenschaft steht, zugleich aber populär gehalten ist und Jung und Alt fesseln wird: nämlich Alfred von Müllers Buch „Unsere Marine in China“, Berlin, Liebel'sche Buchhandlung), das in jener gründlichen, klaren und packenden Darstellungsweise, die der Verfasser in seinem „Krieg zwischen Japan und China“, „Der Krieg in Südafrika“, „China-Wirren 1900/1901“ bewährt hat, den Antheil unserer Marine am chinesischen Kriege, im ersten Abschnitt der Wirren, schildert. Mitkämpfer haben dem Verfasser Tagebücher, Berichte und Photographieen zur Verfügung gestellt und kommen in dem Buche selbst ausgiebig zu Worte. So erhalten wir die lebendigste Anschauung von den Ereignissen: der Erstürmung der Takuforts, des Ringens der in Peking durch 100fache Uebermacht bedrängten kleinen Heldenschaar, von dem Seymour-Zuge und den Kämpfen um Tientsin. Das mit guten Bildern und Plänen versehene, gut ausgestattete Buch ist für das reifere Alter wie für Erwachsene, insbesondere für Freunde und Angehörige der Marine zu empfehlen.

Ein alter Schatz, der wie der kürzlich hier besprochene Bédier'sche „Tristan“ aus dem Schutt der Jahrhunderte hervorgeholt und in neuglänzender Schöne und dabei in unverfälschter Echtheit uns wiedergegeben wird, ist der alte Sang vom Ritter Hugo von Aquitanien und dem Elfenkönig Oberon, oder wie der volle Titel lautet: „Die wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo von Burdigal, Herzogs von Aquitanien und der schönen Klarmunde.“ Dem bekannten französischen Romanisten Gaston Paris, dem wir die Erneuerung des alten Sanges verdanken, hat Richard von Kralik ihn deutsch vortrefflich nacherzählt. Das im Verlage der Allgemeinen Deutschen Verlags-Gesellschaft, München erschienene Werk, das mit 11 farbigen, den romantischen Zauber der Dichtung sehr glücklich wiederspiegelnden Vollbildern geschmückt ist, ist als ein gutes Volksbuch, an dem sich die Jugend und das Alter in gleichem Maße erfreuen können, warm zu empfehlen.

Unsere Backfische, insbesondere kleinen wie großen Pensionsdamen seien für ihre geselligen Vergnügungen auf die im Verlage von Eduard Bloch in Berlin unter dem Titel „Mädchenbühne“ und „Damenbühne“ erscheinenden einaktigen Lust- und Singspiele hingewiesen, die, größtentheils von der bekannten Jugendschriftstellerin Olga Steiner verfaßt, recht unterhaltend und wirksam, dem Gefühlsleben des Backfischalters angepaßt sind, nur weibliche Rollen enthalten und auf jeder Dilettantenbühne leicht aufführbar sind.

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. &. Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Zeit.**

**Andersen, C. H. als Mensch und Märchendichter.** Von G. Brandes. D. Ru. XXVIII. 1.
**Benedek, Alexius.** Von Béla Lázár. L. E. IV. 2.
**Breysigs Kulturgeschichte.** Von F. Oppenheimer. Z. X. 3.
**Campagna, Aus der römischen.** Streifereien durch das alte Latium. Von R. Voss. D. Re. XXVIII 1
**Chatterton.** Von M. Meyerfeld. N. 1902. 1.
**Deutschland, England und die Vereinigten Staaten.** Von P. Bigelow. D. Re. 1901. Nov.
**Deutschen Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts, Die.** Von E. Wolff. N. u. S. 1901. Dez.
**Drama.** Zur Geschichte des Dramas. Von P. Seliger. L. E. IV. 2.
**Englands militärische Lage.** Eine Studie. Von Th. Sosnosky. D. Ru. XXVIII. 1.
**Frau, Die, und die schöpferische Kulturarbeit.** Von P. Nathan. N. 1902. 2.
**Friedrich d. Grosse.** Die Bayreuther Schwester Friedrichs d. Grossen. Von R. Fester. D. Ru. XXVIII. 1.
**Friedrich Wilhelm IV.** Aus der Zeit Fr. W. IV. Briefwechsel des Generals Gustav von Below. Von G. von Below. D. Ru. XXVIII. 1.
**Geistliche in der Litteratur, Der.** Von W. Wolff. L. E. IV. 2.
**Grillparzer in Frankreich.** Von A. Bettelheim. L. E. IV. 2.
**Grimm, Hermann.** Persönliche Erinnerungen von W. Gensel. D. Ru. XXVIII. 1.
**Goethes Faust auf dem deutschen Theater.** Von G. Witkowski. B. u. W. IV. 1.
**Herder und Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp.** Von Jansen. D. Ru. 1901. Nov.
**Japanische Kunst und Litteratur.** Von M. v. Brandt. D. Ru. XXVIII. 1.
**Idealismus, Der neue.** Von M. G. Conrad. G. 1901. Okt. II.
**Jesuitenmoral.** Von K. Jentsch. Z. X. 3.
**Journalismus.** Von L. Bauer. Z. X. 5.
**Kant und Thomas von Aquino.** D. Ru. XXVIII. 1.
**Käthchen von Heilbronn, Beim.** Von R. Kohlrausch. B. u. W. IV. 1.
**Khnopff, Fernand.** Von P. de Mont. N. 1902. 4.
**Konsumentenvereinigungen.** Von M. May. G. 1901. Okt. I.
**Kriminalistische Ketzereien.** Von K. Jentsch. Z. X. 1.
**Kunst, Moderne biographische.** Von R. M. Meyer. N. 1901. 51.
**Kunst zum Leben, Durch.** Von L. Bartning. Z. X. 5.
**Lavoisier und die Reformatoren in der Chemie, Ueber.** Von Fittica. D. Re. 1901. Nov.
**Liliencron, Detlev von.** Von Th. Lessing. G. XVII. Okt. I.
**Marées, Hans von.** Von E. R. Weiss. W. Ru. V. 18.
**Menschenkunst oder Fachsimpelei?** Von Fidus. Z. X. 3.
**Moore, George.** Von M. Meyerfeld. L. E. IV. 1.
**Mozarts Todtenschädel.** Von H. Schöppl. B. u. W. IV. 1.
**Naturalisten und Aestheten,** Von W. Lentrodt. Z. X. 5.
**Nietzsche und die Musik.** Von R. Freiherr von Seydlitz. G. 1901. Okt. II.
**Opernregie, Moderne.** Von K. Skraup. B. u. W. IV. 1.
**Oesterreich und Ungarn.** Von S. Münz. Z. X. 3.
**Pädagogische Litteratur.** Von M. Ewert. L. E. IV. 3.
**Pädagogik und ihr Publikum, Die.** Von Hans Schmidkunz. N. u. S. 1901. Dez.
**Physiologie des Kunstempfindens.** Z X. I.
**Reder, Heinrich Ritter von.** Von Hans Benzmann. N. u. S. 1901. Dez.
**Sanderson, Sybil.** Von —n. B. u. W IV. 1.
**Sforza, Caterina, eine Heldin des XV Jahrhunderts.** Von Ludovica Freifrau von Bodenhausen. N. u. S. 1901. Dez.
**Schwachsinn des Weibes.** Von Fr. Frei[illegible] von Bülow. Z. X. 1.
**Segantinis Hauptwerk, Zur Geschicht[e] von.** Von A. G. Hartmann. G. 1901 Okt. I.
**Staat und die Aktiengesellschaften, De[r]** Von Ludwig Fuld. N. u. S. 1901. Dez.
**Städtischer Grundbesitz.** Von Merkur. C 1901. Okt. II.
**Theater.** Von den Berliner Theatern 1901/190[2] 1. Von H. Stümcke. B. u. W. IV. 1.
**Theatercensur.** Von J. Lewinsky. D. R[e.] 1901. Nov.
**Thierfabeln, Moderne.** Von G. Herman[n] L. E. IV. 1.
**Toulouse-Lautrec, Henri de.** Von J. Elia[s] N. 1901. 51.
**Tristandichtungen.** Von W. Golther. L. [E.] IV. 3.
**Villiers de l'Isle-Adam, Die Melomanie-** Von E. Bailly. W. Ru. V. 18.
**Virchow, Rudolph.** Zum achtzigsten G[e]burtstag. Von A. Gottstein. N. 1902. 2.
**Wedekind,** Von A. Kerr. N. 1902. 3.
**Wo stehen wir?** Von Otto Julius Bierbau[m] L. E. IV. 1.
— Entgegnung von Fritz Lienhard. L. E. IV.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Abraham-Rieve, Katharina.** Frauenliebe und Blumenleben. Ein Novellenstrauss. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Agjahardus, W.,** Deutsche Worte aus zwei Jahrtausenden. Prag, Gustav Neugebauer.

**Allmers, Hertha,** Agathe Foreta. Berlin, Dr. John Edelheim, Verlag.

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft IX. X. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

**H. d'Altona,** Die Königszwillinge oder Die Schützlinge der Rosenfee. Ausstattungskomödie mit Gesang und Tanz in 6 Bildern. Hamburg, Fr. Grabows Verlagshandlung.

**Amateur-Photograph, Der,** Monatsblatt für Liebhaber für Photographie. Band XV. Heft XI. November 1901. Düsseldorf, Verlag des Amateur-Photograph.

**Aus fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang 1901. Heft 19, 20. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Baudissin, Gräfin A.,** „Ihr, die Ihr Euch Herren der Schöpfung nennt!“ Humoresken und Erzählungen. Dresden, E. Pierson.

**Benz, Friedr.,** Dichtungen. München, August Schupp.

**Buschmann, Dr. Claus,** Der Kampf um Arbeit. 1.—5. Tausend. Stuttgart, Verlag Heimdall, Rudolf Blaedel.

**Demmer, Eduard.** Aus der Stille. Gedichte. Dritte veränderte Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Dehmel, Paula und Richard,** Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Cöln, Schafstein & Co.

**Dix, Anna,** Im Sonnenglanz. Gedichte. Zweite Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Ebner-Eschenbach, Marie von,** Gesammelte Schriften. Siebenter Band: Erzählungen. III. Achter Band. Erzählungen. IV. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Enzberg, Eugen von,** Afrikanischer Todtentanz. Auszug aus dem Kriegstagebuch eines aufständigen Kapholländers. IV. Theil: Der Guerillakrieg 1901. Berlin, Fussingers Buchhandlung.

**Ernst, Otto,** Die grösste Sünde. Drama in fünf Akten. 3. bis 5. Tausend. (Neubearbeitung.) Leipzig, L. Staackmann.
— Gedichte. Der „Neuen Gedichte“ zweite, der „Gedichte“ dritte, gesichtete und revidirte Auflage. Leipzig, L. Staackmann.

**Felsing, Otto,** Gert Janssens Chinafahrten, Reise- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und nach Originalzeichnungen von Maler Anton Hoffmann. München, J. F. Lehmanns Verlag.

**Fischer, Franz,** Wandlungen — Freunde. Zwei Geschichten. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Frapan-Akunian, Ilse,** Schreie. Novellen und Skizzen. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Geiger, Ludwig,** Goethes Leben und Werke. (Einzeldruck aus: Goethes sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Mit 2 Bildnissen Goethes, einem Gedicht in Faksimile und einem Registerband.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

**Grazie, M. E. delle,** Liebe. Erzählung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Heil, G. F.,** Lieder einer Verstorbenen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Heilborn, Ernst,** Der Samariter. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Huch, Friedrich,** Peter Michel. Ein Roman. Hamburg, Alfred Janssen.

**Die Insel.** Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Okt. Nov. 1901. Leipzig, Insel-Verlag G. m. b. H.

**Jugendland.** Ein Buch für die junge Welt und ihre Freunde. Unter Mitwirkung zahlreicher Künstler, Dichter und Dichterinnen aus allen Ländern deutscher Zunge herausgegeben von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner Zürich, Gebrüder Künzli.

**Deutscher Kinderfreund Jahrg. XXIII,** herausgegeben von Johs. Ninck und B. Rudert. Dresden, Exped. d. Deutschen Kinderfreundes.

**Knecht Ruprecht.** Illustr. Jahrbuch für Knaben und Mädchen herausg. von Ernst Brausewetter. Cöln, Schafstein & Co.

**Kreidolf, Ernst,** Die schlafenden Bäume. Ein Märchen in Bildern mit Versen. Cöln, Schafstein & Co.

**Koch, Alexander,** Deutsche Kunst und Dekoration. Künstler-Kolonie Darmstadt No. 4. Hans Christiansen. V. Jahrgang. Heft II. November 1901. Darmstadt, Alexander Koch.

**Künstler-Lexikon, Allgemeines,** Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. 3. umgearb. u. bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgeg. von Hans Wolfgang Singer. 9. u. 10. Halbband (Schluss.) Frankf. a./M., Litterar. Anstalt.

**Kuthe, Friedrich Wilh,** Schau- und Reimspiele. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Kunowski, Lothar von,** Durch Kunst zum Leben. Band I. Ein Volk von Genies. Leipzig, Eugen Diederichs Verlag.

**Lindenberg, Paul,** Auf deutschen Pfaden im Orient. Reisebilder. Mit 110 Illustrationen. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

**Litzmann, Berthold,** Ibsens Dramen 1877—1900. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert. Hamburg, Leopold Voss.

**Marryat, Frederick,** Die Schiffbrüchigen auf den Chincha-Inseln. Merkwürdige Erlebnisse eines Kindes. Deutsch von Professor Dr. L. Freytag. Mit 25 Abbildungen von August Braun. Leipzig, Richard Wöpke.

**Mauthner, Fritz,** Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Zweiter Band. Zur Sprachwissenschaft. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. G. m. b. H.

**Mendelsohn, Prof. Dr. Martin,** Die Krankenpflege. Monatsschrift für die gesammten Zweige der Krankenpflege und Krankenbehandlung in Wissenschaft und Praxis. I. Jahrgang. I. Heft. Berlin, Georg Reimer.

**Mosapp, Hermann,** Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit 2 Lichtdruckbeilagen und 21 Textbildern. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Max Kielmann.

**Münz, Sigmund,** Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen. Zweite Aufl. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

**Müller, Alfred von.** Der Krieg in Süd-Afrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte. Bearbeitet mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen. Fünf Theile in einem Bande. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung.

**Norman-Neruda,** Bergfahrten. Herausgeg. von May Norman-Neruda. Mit einer Titelgravüre. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

**Oertel, Dr. phil. Otto,** Das grosse Drama. Eine Weltgeschichte. Braunschweig, Richard Sattler.

**Paulus, Walther,** Vom Lachen, Küssen und Weinen. Ein Gedichtbuch. Berlin, Hermann Walther G. m. b. H.

**Rachfahl, Felix,** Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Halle a./S., Max Niemeyer.

**Purtscheller, Ludwig,** Ueber Fels und Firn. Bergwanderungen. Herausgegeben von H. Hess. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

**Ratzel, Prof. Dr. Friedrich,** Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Erster Band. Mit 261 Abbild. und Karten im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung.

**Reiseschilderungen der Suaheli.** Berichte über die Expeditionen v. Wissmanns, Graf Götzens u. A. aus dem Munde von Suaheli-Negern. Gesammelt und herausgeg. v. C. Velten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

**Reinke, Dr. J.,** Einleitung in die theoretische Biologie. Mit 83 Abbildungen im Text. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Reulecke, A.,** Der Leuthener Schwerenöter. Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege. 2. Auflage. Wolfenbüttel, J. Zwissler.

**Ruskin, John,** Ausgewählte Werke in vollständiger Uebersetzung. Band IV. Vorträge über Kunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schölermann. Leipzig, Eugen Diederichs Verlag.

**Saenger, Carl,** Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. 1. Jahrgang. Nr. 14. 20. Okt. 1901. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

**Schlossar, Richard,** Durchgerungen. Dramatisches Gedicht. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Schmidt, Maximilian,** Gesammelte Werke. Volksausgabe. Band 15 u. 16 Waldgeschichten. 1. u. 2. Theil. Reutlingen, Ensslin & Laiblin.

**Schoembs, Dr. Jakob,** Die neue Familie. Roman. Band I. u. II. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.

**Sienkiewicz, Henryk,** Um's liebe Brot. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Jonas Fränkel. Berlin, A. Benteli.

**Simroth, Dr. Heinrich,** Die Ernährung der Thiere im Lichte der Abstammungslehre. Mit 5 Abbildungen. (Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Breitenbach, Odenkirchen. Heft 3.) Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.

**Spättgen, Doris Freiin von,** Glücksspiel. Roman. Illustr. von I. G. Mehr. 2 Bände. Dresden, E. Pierson.

**Stauffer, Albrecht,** Die Wiedergeburt des deutschen Volkes. Eine Einleitung in die deutsche Geschichte bis zu der Erhebung der preussischen Monarchie und der deutschen Befreiungszeit in Vorträgen. (Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" No. 232, 233 und 234 vom 9., 10. und 11. Okt. 1901.) München, Allgemeine Zeitung.

**Stratz, Dr. C. H.,** Die Rassenschönheit des Weibes. Mit 226 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte in Farbendruck. Stuttgart, Ferdinand Enke.

**Steiner, Olga,** Damen-Bühne, 4 Bändchen. Berlin, E. Bloch. Inhalt: Das Geheimniss des Schlosses. Lustspiel in 1 Akt. — Im Hause der Künstlerin. Lustspielscene. — Im Damenheim. Lustspiel in 1 Akt. — Sie dichtet. Schwank in einem Aufzuge.

— Mädchen Bühne. 5 Bändchen. Berlin, E. Bloch. Inhalt: Das Mädchen aus der Fremde. Singspiel. — Die Haushaltungsschule. — Schwerhörig. — Käthes Schwärmerei. — Zerstreut.

**Tschechow, Anton,** Onkel Wanja. Scenen aus dem Landleben. In vier Akten. Deutsch von August Schulz. Berlin, Dr. John Edelheim, Verlag.

— Drei Schwestern. Drama in vier Akten. Deutsch von August Schulz. Berlin, Dr. John Edelheim, Verlag.

**Tschirn, G.,** Weltenträthselung! Grundriss des Ideal-Realismus als der Versöhnung von Natur und Geist. Bamberg, Verlag der Handels-Druckerei.

**Vierordt, Heinrich,** Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

**Weise, Lisa,** Unfreie Liebe. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 46. Jahrg. No. 2. Nov. 1901. Heft 542. Braunschweig, George Westermann.

**Zeitlexikon.** Herausgegeben von Maximilian Krauss und Dr. Ludwig Holthof. September. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Hundertster Band.

---

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1902.

Breslau,
S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

## Paul Lindau.

Hundertster Band.

Mit den Portraits von:
Friedrich Roeber, Wilhelm Bölsche, Jules Case, radirt von Johann Lindner in München.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Inhalt des 100. Bandes.

## Januar — Februar — März.

## 1902.

Seite

---

Mit den Portraits von:

Friedrich Roeber, Wilhelm Bölsche, Jules Case,
radirt von Johann Lindner in München.

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

# Sentimentalität*).

Von

## A. de Villiers de l'Isle Adam.

„Ich achte mich wenig, wenn ich mich prüfe,
sehr, wenn ich mich Anderen vergleiche."
Herr Jedermann.

An einem Frühlingsabend saßen zwei junge, vornehme Menschen, Lucienne Emery und Graf Maximilian von W., unter den großen Bäumen einer Avenue der Champs Elysees.

Lucienne ist diese schöne, junge Frau, die stets in schwarze Toiletten leidet geht, deren Gesicht marmorbleich ist und deren Geschichte emand kennt.

Maximilian, dessen tragisches Ende wir erfahren haben, war ein chter von wunderbarem Talent. Außerdem war er von angenehmem ußeren und ausgezeichneten Manieren. Aus seinen Augen strahlte die amme des Geistes, sie waren leuchtend wie Edelsteine, aber wie diese e wenig kalt.

Ihr Verhältniß dauerte seit kaum sechs Monaten.

An diesem Abend betrachteten sie schweigend die verschwimmenden Umrie der Wagen, die Schatten der Spaziergänger.

Plötzlich nahm Madame Emery ihren Geliebten sanft bei der Hand.

„Scheint es Dir nicht, mein Freund," sagte sie, „daß die großen nstler — wie Du —, die beständig von künstlichen Eindrücken erregt d sozusagen davon zerstreut werden, endlich dahin gelangen, daß in len die Fähigkeit erschlafft, die Qualen und Wonnen, die das Schicksal len bestimmt, wirklich zu empfinden! Ihr verrathet zum Mindesten persönlichen Gefühle, die das Leben Euch empfinden läßt, mit einer eifheit, — die Euch für unempfindlich gelten lassen könnte. Es scheint dann, wenn man die frostige Gemessenheit Eurer Bewegungen sieht, als

*) Uebersetzt von Karl Friedrich Heitmann, Dt.-Wilmersdorf bei Berlin.

ob Ihr nur aus Höflichkeit in Erregung gerathet. Ohne Zweifel nimmt
die Kunst Euer ganzes Innere ein, sie verfolgt Euch hartnäckig bis in die
Liebe und bis in den Schmerz. Weil Ihr die einzelnen Theile eben dieser
Gefühle beständig analysirt, fürchtet Ihr Euch zu sehr, daß Ihr in der
Aeußerungen derselben nicht tadellos seid, nicht wahr? Daß Ihr di
Genauigkeit im Ausdruck dessen, was Euch bewegt, verfehlt. Ihr könn
Euch von diesem Hintergedanken nicht frei machen. Er lähmt in Euch di
beste Aufwallung und mäßigt jede natürliche Begeisterung. Man könnt
sagen, daß Ihr — Könige einer anderen Welt — beständig von einer un
sichtbaren Menge umgeben seid, bereit, Euch Beifall oder Mißfall zu spenden.

Kurz, wenn Ihr von einem Glück oder einem großen Unglück betroffe
werdet, so erwacht in Euch zu allererst, bevor Euer Geist sich selbst desse
klar geworden ist, der dunkle Wunsch, daß Ihr irgend einem Schauspieler
der unbetheiligt ist, begegnen möchtet, um von ihm zu erfahren, welche
die angemessenen Bewegungen seien, zu denen Ihr Euch, den Umstände
nach, würdet hinreißen lassen müssen. Führt die Kunst zur Ver
härtung? Das macht mich unruhig."

„Lucienne," antwortete der Graf, „ich habe einen Sänger gekann
der, als er am Sterbebette seiner Braut stand, und als er hörte, wi
deren Schwester in krampfhaftes Schluchzen ausbrach, sich nicht enthalte
konnte, trotz seiner Trauer die unreinen Töne, die das Schluchzen durc
klangen, wahrzunehmen, und er dachte halb unbewußt der eigenen Stimm
übungen und auch daran, den Tönen ‚mehr Fülle' zu geben. Erschei
Dir das Unrecht? Trotzdem starb unser Sänger an dieser Trennun
und die Schwester legte ihre Trauer gerade nach Ablauf der gebräuchlich
Zeit ab."

Madame Emery sah Maximilian an.

„Wenn man Dich hört," sagte sie, „ist es schwer zu sagen, wor
die wahre Gefühlsfähigkeit besteht und woran man sie erkennen kann."

„Ich will gern Deine Zweifel auflösen," antwortete lächelnd He
von W., „aber die technischen Ausdrücke — — sind unbequem, und
fürchte — —"

„Laß nur! Ich habe mein Bouquet Parmaveilchen, und Du h
Deine Cigarre. Also ich höre."

„Nun gut. Meinethalben. Ich gehorche," erwiderte Maximili
„Die Nervenfasern des Gehirns, die von den Empfindungen der Fre
oder des Schmerzes ergriffen werden, scheinen, meinst Du, bei dem Künst
matt und schlaff zu sein, in Folge des Uebermaßes geistiger Erregu
die der Kultus der Kunst täglich erfordert? Ich — ich glaube, daß die
geheimnißvollen Fasern im Gegentheil nur noch verfeinerter sind. Die and
Menschen scheinen die Gabe zu besitzen, ihrer Zärtlichkeit besseren Ausdr
zu geben, ihre Leidenschaften scheinen ehrlicher zu sein, kurz, sie seien er
hafter zu nehmen, nicht wahr? Ich versichere Dich, daß nur die Behäb

keit ihres Organismus, vom Instinkt noch halb verdunkelt, sie dazu treibt, uns anstatt erhabener Gefühlsausbrüche einfaches, thierisches Ueberquellen zu geben.

Ich behaupte, daß ihrem Herzen und ihrem Hirn Schabernack gespielt wird von den im alltäglichen Stumpfsinn versunkenen Nervencentren, deren Schwingungen unendlich weniger zahlreich und schwerfälliger sind als die der unseren. Man könnte sagen, daß sie es nur so eilig haben, ihre Empfindungen sich in Lärm verflüchtigen zu lassen, um vor sich selbst Theater zu spielen oder auch, um im Voraus die Erschlaffung zu rechtfertigen, die, wie sie wohl fühlen, darauf folgen wird.

Diese Naturen ohne Echo sind das, was die Welt ‚Charaktere‘ nennt, Wesen mit gewaltthätigen, aber unbedeutenden Herzen. Daß wir doch endlich aufhören wollten, uns von ihrem faden Schreien narren zu lassen! Seine Schwäche schön ausbreiten, in der geheimen Hoffnung, sie auf Andere zu übertragen, um dadurch, wenigstens scheinbar, vor seinen eignen Augen von der echten Erregung zu profitiren, die man auf diese Weise, dank der uneingestandenen List, bei Anderen hervorruft — das kommt nur schwächlichen Halbwesen zu.

Mit welchem Recht nehmen sie sich heraus zu bestimmen, daß alle ihre Bewegungen, übrigens von mehr als zweifelhafter Echtheit, gerade der genaue, allein giltige Ausdruck für die Leiden- und Freudenschaften des Lebens sind, und wie kommen sie dazu, denjenigen, den die Scham davon abhält, sich so zu benehmen, als unempfindlich zu verurtheilen? Wird der Lichtstrahl besser reflektirt in dem Diamanten, der von Glimmersteinen umgeben ist, oder in jenem, der in einfacher Fassung ruht und in den das Wesen des Lichtes selbst eindringt? Wahrhaftig, wer sich durch die Derbheit dieser Gefühlsausbrüche rühren läßt, zieht von Natur aus wirren Lärm den erhabenen Melodien vor: Das ist das Ganze.“

„Entschuldige, Maximilian,“ unterbrach ihn Madame Emery, „ich höre Deine ein wenig subtile Analyse mit aufrichtiger Bewunderung an — aber würdest Du wohl so freundlich sein, mir zu sagen, wieviel Uhr es gerade schlägt?“

„Zehn Uhr, Lucienne,“ antwortete der junge Mann, die Uhr beim Leuchten seiner Cigarre betrachtend.

„Danke schön — bitte, fahre fort.“

„Weshalb diese seltene Unruhe wegen einer entschwindenden Stunde?“

„Weil es die letzte unserer Liebe ist, mein Freund,“ antwortete Lucienne. „Ich habe Herrn von Rostanges um halb zwölf heut Abend ein Rendez-vous zugesagt, und ich habe es bis zum letzten Augenblick aufgeschoben, Dir zu sagen. Bist Du deswegen böse? Bitte, nein!“

Wenn der Graf bei diesen Worten etwas bleicher wurde, so verhüllte die schützende Dunkelheit dies Zeichen der Erregung. Kein Beben verrieth, was sein Inneres in diesem Augenblick leiden mußte.

„Ah," sagte er mit gleichmäßiger, harmonischer Stimme, „ein junger Mann aus bester Familie und der Deine Zuneigung verdient. Gestatte also, daß ich Dir Lebewohl wünsche, liebe Lucienne," fügte er hinzu.

Er nahm die Hand seiner Geliebten und küßte sie.

„Wer weiß, was uns die Zukunft bringt?" antwortete Lucienne lächelnd, obwohl ein wenig beklommen, „Rostanges ist nur eine unwiderstehliche Laune. — Und jetzt," fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu, „sprich weiter, mein Freund, bitte. Ich möchte gerne wissen, ehe wir uns verlassen, was den großen Künstlern das Recht giebt, so sehr die Art und Weise anderer Menschen zu verachten."

Ein lastender, schrecklicher Augenblick dehnte sich zwischen den Beiden.

„Mit einem Wort," nahm Maximilian den Faden dann ruhig wieder auf, „wir fühlen die allgemeinen Empfindungen mit derselben Heftigkeit wie irgend wer. Ja, den natürlichen, instinktiven Reiz nehmen wir physisch ganz wie die Anderen auf. Aber mit dem Unterschied, daß wir ihn nur ganz im Anfang auf diese menschliche Weise empfinden.

Wir sind fast unfähig, unmittelbar die Erregung fortzupflanzen, und das läßt uns in sehr vielen Umständen wie gelähmt erscheinen. In dem Augenblick, in dem die Andern sie schon längst überwunden und vergessen haben, schwillt sie in uns an wie — ja wie das Brausen der Brandung, wenn man sich dem Meere nähert. Eben die Wahrnehmung dieses geheimen Fortpflanzens der Erregungen, dieser unendlichen und wunderbaren Aetherschwingungen macht allein die Ueberlegenheit unserer Rasse aus. Von daher kommt dieser scheinbare Mißklang zwischen unseren Gedanken und unseren Geberden, wenn z. B. Einer von uns versucht, was er empfindet, so auszudrücken wie alle Welt. Denke doch nur daran, welcher Abgrund uns trennt von diesen primitiven Aeußerungen einer Empfindung, die seit so langer Zeit in der Tiefe unseres Geistes versunken sind. Di[e] Gleichmäßigkeit des Klanges unserer Stimme, das Abweichen unserer Gest[en] von der Anderer, unser Suchen nach Worten, alles Das widerspricht de[r] landläufigen ‚franken Offenheit' und den Gemeinplätzen der Sprache, die de[r] Empfindungsweise der Majorität angemessen sind. Wir geben falsche[n] Laut: man findet, daß wir aus Eis sind. Die Frauen, wenn sie un[s] beobachten, kennen sich vor Erstaunen nicht mehr aus. Sie bilden sich s[o] gerne ein, daß auch wir uns — und wäre es noch so wenig — würde[n] hinreißen lassen, daß wir uns aufschwingen würden zu den ‚Wolken', in die di[e] ‚Dichter' selbstverständlich schweben, nach einer weit verbreiteten Meinun[g] des Spießers. Was für ein Erstaunen, wenn sie sehen, daß gerade da[s] Gegentheil eintrifft! Das verächtliche Entsetzen, das sie bei dieser En[t]deckung vor Denen empfinden, die sie auf unsere Rechnung getäuscht hatte[n] überschreitet jede Grenze, und — wenn wir uns rächen wollten, so könn[te] das einen hübschen Spaß abgeben.

Nein, Lucienne, es paßt sich nicht für uns, uns falsch auszudrück[en]

vermittelst dieser verlogenen Aeußerungen, in denen die Leute sich gefallen. Wir bemühen uns vergebens, diesen seit undenklichen Zeiten in uns versunkenen Nachlaß der Menschheit wieder hervorzurufen. Wir haben uns identificirt mit dem Wesen der Freude selbst, mit der lebendigen Idee des Schmerzes! Was können wir dafür! Das ist einmal so! Wir allein unter den Menschen haben den Besitz einer fast göttlichen Fähigkeit erworben, daß in uns z. B. die Wonnen der Liebe oder ihre Qualen beim einfachsten Kontrast sofort vom tiefsten Ewigkeitsahnen in's Unermeßliche geweitet werden. Das ist unser unergründliches Geheimniß. Instinktiv hüten wir uns, es durchscheinen zu lassen, um unserem Nächsten nach Möglichkeit die Scham zu ersparen, uns nicht zu verstehen. Wir ähneln den zauberstarken Krystallen des Orients, in denen die Seele der todten Rosen ruht und die hermetisch verschlossen sind mit dreifacher Umhüllung — aus Wachs, aus Gold und Pergament.

Ein einziger Tropfen dieses Oeles, das in der großen, kostbaren Amphora bewahrt wird, die das Vermögen eines ganzen Stammes bildet, und die sich wie ein heiliger von den Ahnen gesegneter Schatz von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, genügt, um viele, viele Liter klaren Wassers zu durchdringen. Glaub' mir, Lucienne. Und diese ihrerseits genügen, um viele Wohnräume, viele Gräber auf lange Jahre mit Wohlgeruch zu erfüllen! . . . Aber wir ähneln nicht (und das ist unser Verbrechen) diesen Fläschchen mit banalem Parfüm gefüllt, traurigen, sterilen Phiolen, die man meist nicht einmal des Verschließens würdigt, und deren Duft in alle vier Winde weht oder auch zum Mißduft wird. Da wir eine Reinheit der Empfindungen erworben haben, die der Menge unzugänglich ist, so würden wir in unseren eigenen Augen zum Lügner werden, wenn wir die Pantomimen und die durch Ueberlieferung ‚geheiligte‘ Ausdrucksweise, mit der der Pöbel sich begnügt, nachäffen würden. Wenn das Volk auch nur für einen Augenblick gerührt würde durch den Schrei, den uns zuweilen ein glücklicher oder unglücklicher Umstand im ersten Moment entreißt, so würden wir uns gewissenhaft beeilen, es vom Gegentheil zu überzeugen. Wir müssen vorsichtig in den Geberden sein, sorgfältig in der Wahl unserer Worte, zurückhaltend in unserer Begeisterung, gefaßt in der Verzweiflung, gerade weil wir den rechten Begriff von der Wahrhaftigkeit haben.

Also die Qualität unserer affektiven Fähigkeiten trägt uns diesen Vorwurf der Unempfindlichkeit ein? Wahrhaftig, liebe Lucienne, wenn wir danach trachteten — was Gott verhüten wolle — aufzuhören, für die große Menge unverständlich zu sein, wenn wir von ihrem Begriffsvermögen eine andere Huldigung als die Gleichgiltigkeit erwarteten, so wäre in der That zu wünschen, wie Du vorhin sagtest, daß bei passender Gelegenheit ein guter Schauspieler sich hinter uns stellen, seine Arme unter die unsrigen legen und für uns sprechen und gestikuliren würde. Dann wären wir

sicher, die Menge zu rühren, weil wir sie von der einzigen Seite packen würden, von der sie zugänglich ist."

Madame Emery sah den Grafen von W. aufmerksam an.

„Aber, mein lieber Maximilian," rief sie, „Ihr werdet dahin kommen, daß Ihr nicht mehr Guten Tag und Guten Abend zu sagen wagt aus Furcht, es könne scheinen, als ob Ihr das den ganz gewöhnlichen Sterblichen — nachäfft! Ich gestehe es gern, Du hast herrliche, unvergeßliche Momente gehabt, und ich bin stolz darauf, daß ich Dich dazu begeistert habe. Mitunter hat mich der Blick in die Tiefe Deiner Seele berauscht und das weiche Ueberquellen Deiner Zärtlichkeit. — Aber was willst Du! Mit einem Blick entweichst Du mir so weit, daß ich Dir nicht folgen kann! — und ich werde nie so ganz davon überzeugt sein, daß Du Dir nicht nur einbildest, das, was Du fühlst, so zu empfinden. Das ist auch der Grund, Max, weshalb ich mich von Dir trennen muß."

„Ich bescheide mich also, nicht gewöhnlich zu sein, und sollte ich auch die Gefahr der Verachtung der braven Leute laufen, die sich (vielleicht mit Recht) besser als mich organisirt glauben," antwortete der Graf. „Uebrigens scheint es mir, als ob alle Welt davon zurückgekommen ist, überhaupt noch irgend etwas zu empfinden. Ich hoffe, bald wird es in jeder größeren Stadt vier, fünf Theater geben, an denen die alltäglichen Ereignisse des Lebens bedeutend besser dargestellt werden als in Wirklichkeit. Niemand wird sich mehr die Mühe geben sich selbst auszuleben. Wenn man sich begeistern oder rühren lassen will, so nimmt man einen Parkettsitz — das ist einfacher. Und wird diese Art und Weise vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus nicht tausend Mal vorzuziehen sein? Weshalb sich in Leidenschaften aufreiben, die doch nur dem Vergessen verfallen sind! Und was wird nicht Alles im Laufe eines Jahres vergessen? Ach, wenn Du wüßtest, welch' ein Reichthum an Schweigen in uns ruht! — Doch pardon, Lucienne, es ist halb elf Uhr, und ich würde indiskret sein, wenn ich Dich nicht daran erinnern würde, nach dem, was Du mir vor einer halben Stunde anvertraut hast —," sagte leise Maximilian, lächelte und erhob sich.

„Und der Schluß?" sagte sie. „Ich komme rechtzeitig."

„Ich schließe daraus," sagte Maximilian, „wenn ein Irgendwer, gelegentlich eines von uns ausruft und sich auf die vordere Wölbung der Brust schlägt, wie um sich hinwegzutäuschen über die Leere, die er selbst in sich fühlt: „Er hat zu viel Verstand, um Herz haben zu können!" so ist es sehr wahrscheinlich, daß sich eben dieser Irgendwer puterroth ärgern würde, wenn man ihm antworten würde: ‚Er habe zu viel Herz, um Verstand haben zu können.' Und das beweist, im Grunde genommen, daß wir nicht den schlechtesten Theil erwählt haben, nach dem Geständniß derselben, die uns daraus einen Vorwurf machen. Bitte, beachte ferner, was diese Frage bei einer aufmerksamen Analyse sagen will? Das ist gerade, als ob Jemand sagen würde: Diese Person ist zu wohlerzogen, um ein

gutes Benehmen zu haben. Worin besteht das gute Benehmen? Das wird weder der Pöbel, noch der vornehme Mensch jemals sagen können, trotz aller Wegweiser des guten Tones u. s. w. — Und so drückt diese Frage nur naiv die instinktive und gewissermaßen melancholische Eifersucht gewisser Naturen aus, im Gegensatz zu unseren. Was uns trennt, ist in der That kein Unterschied, nein, es ist ein Unendliches."

Lucienne erhob sich und nahm den Arm des Herrn von W.

„Ich nehme von unserer Unterredung das Axiom mit," sagte sie, „daß, so widersprechend Eure Worte und Handlungsweise auch sein mögen, sie dennoch bei den fröhlichen oder traurigen Erlebnissen Eures Daseins durchaus nicht beweisen, daß Ihr —"

„— aus Stein seid," vollendete der Graf lächelnd.

Sie sahen die leuchtenden Wagen vorbeifahren. Maximilian winkte einen heran. Als Lucienne eingestiegen war, verbeugte sich der junge Mann schweigend.

„Auf Wiedersehen!" rief Lucienne und warf ihm eine Kußhand zu.

Der Wagen entfernte sich. Der Graf sah ihm billiger Weise eine Zeit lang nach; dann ging er zu Fuß die Avenue hinauf, die Cigarre im Munde und trat in seine Wohnung am Rond-Point ein.

Als er in seinem Zimmer allein war, setzte er sich vor seinen Schreibtisch, nahm aus seinem Necessaire eine Nagelfeile und schien darin vertieft, die Spitzen seiner Fingernägel sorgfältig zu poliren.

Dann schrieb er einige Verse nieder — — über ein Thal in Schottland, an das die Erinnerung — seltsam genug — aus seinen wogenden Gedanken aufstieg.

Dann schnitt er einige Seiten eines neuen Buches auf, durchflog sie — und warf den Band beiseite.

Es schlug zwei Uhr nachts. Er reckte sich.

„Dieses Herzklopfen ist wahrhaft unerträglich," murmelte er.

Er erhob sich, ließ die schweren Vorhänge und Portièren niederfallen, ging nach einem Sekretär, öffnete ihn, nahm aus einem Schubfach einen einen ‚Bulldog'-Revolver, näherte sich dem Sopha, setzte die Waffe auf die Brust, lächelte und zuckte die Achseln, indem er die Augen schloß.

Ein dumpfer Knall, erstickt durch die Vorhänge, durchhallte das Gemach; ein leichter, bläulicher Rauch flatterte von der Brust des jungen Mannes empor, der rückwärts auf die Kissen niederfiel.

* * *

Wenn man seit jener Zeit Lucienne frägt, warum sie stets dunkle Toiletten trägt, so antwortet sie ihren Verehrern mit fröhlicher Stimme:

„Bah — warum nicht?" Schwarz steht mir so gut!"

Aber ihr Trauerfächer bebt alsdann auf ihrer Brust wie der Flügel eines Nachtfalters auf dem Marmorsteine eines Grabes.

---

# Zur Erinnerung an Friedrich Roeber.

Von

## Joseph Joesten.

— Bonn. —

Irgendwo giebt es ein reizendes, von einem kleinen Flusse durch= strömtes und auf beiden Seiten von Hügelreihen eingeschlossenes Thal, das Elbenthal. Mitten darin liegt Nixenheim, vor etwa vierzig Jahren eine alte, reizlose Stadt mit engen Straßen und niedrigen, schieferbekleideten Häusern; sie mag jetzt groß und schön geworden sein, denn die Städte haben ein Leben wie der Mensch: sie wachsen und putzen sich, oder sie werden krank und sterben zuletzt. Von den Höhen aus gesehen, machte Nixenheim auch damals einen heiteren und anmuthigen Eindruck; die rothen Ziegeldächer und der dickbauchige Kirchthurm stimmten zu dem Grün der Gärten, Wiesen und Wälder. Wer fremd herniederstieg der hätte nicht ahnen sollen, daß er aus dem Frieden der Natur sofort in den Unfrieden der Menschen treten würde.

Die Stadt war hochberühmt wegen ihrer gewerblichen Thätigkeit. Hier wurden die golddurchwirkten Stoffe gewebt, in welche die vornehmen Damen in Persien und Hindostan ihre Reize hüllten; die bunten seidenen Tücher mit langen Fransen für die Schönen in Rom, in Madrid, oder jenseits des Meeres in den Staaten der alten Azteken und der Inkas. Es hatte großer Anstrengungen bedurft, um der Industrie von Nixenheim diesen Weltruhm zu erobern, und es bedurfte ihrer noch täglich, um ihn zu bewahren.

Diese ausschließliche Richtung auf den irdischen Erwerb hatte schon seit einer langen Reihe von Jahren ihren Gegensatz hervorgerufen; denn immer bedarf das menschliche Herz eines Ideals, und weil man in Nixenheim gewohnt war, auf die Kunst mit Verachtung herabzusehen und die Wissenschaft nur gelten zu lassen, so weit sie sich der Industrie dienstbar macht

so gab es nur noch eines, das jenem Bedürfnisse genügen konnte: das christliche. Darin war zugleich das Band gegeben, das von Alters her bis kurz vor jenen Tagen die gesellschaftlichen Klassen mit einander verknüpft hatte, denn das Ideal des Vornehmen war auch das Ideal des Geringen; für die Hungernden, die Gedemüthigten und Geknechteten wird nie ein anderes gefunden werden . . .

Je eifriger man in den reichen Häusern an den sechs Werktagen dem Mammon diente, um so mehr nahm man an dem siebenten Ruhetage das Recht in Anspruch, ihn zu verdammen und Mittags bei voller Tafel das Loos der Armen zu preisen, denen es so leicht gemacht sei, in den Himmel zu gelangen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die neue Zeit brachte darin einen tiefen Riß. Das heranwachsende junge Geschlecht dachte und empfand anders, als das nach und nach hinsiechende alte. Die Aufregung der vierziger Jahre, von der ganz Deutschland ergriffen war, hatte auch das sonst so stille Nixenheim in ihren Strudel gezogen; die Resultate der biblischen Kritik waren in den letzten Jahren dem gemeinen Verständniß zugänglich gemacht worden und hatten in einem großen Theile der gebildeten Kreise den alten frommen Glauben zerstört; in den unteren Klassen war er vor der aus Frankreich eindringenden kommunistischen Lehre entwichen.

Was sonst freundschaftlich neben einander ging, stand sich nun feindlich gegenüber; die Arbeiter hielten Zusammenkünfte, wurden trotzig und herausfordernd; die Kaufherren fanden sich gereizt und beuteten mit um so größerer Härte die Gewalt aus, die ihnen verliehen war; dazu hatte jede politische Partei ihre Anhänger, vom unbedingten Absolutismus an durch alle Schattirungen eines Verfassungsstaates bis zur Republik und Anarchie. So quirlte und gährte es in dem reizenden Elbenthal, das so friedlich zwischen den grünen Höhen lag, wie in einem schäumenden Hexenkessel." —

In dem vorstehend so treffend geschilderten Nixenheim im Elbenthal wird der gereiste Leser leicht das weltbekannte Wupperthal mit seiner Stadt Elberfeld wiedererkennen, das uns Friedrich Roeber in seiner vor fünfzig Jahren geschriebenen Novelle „Marionetten" so meisterhaft geschildert und in welchem die Wiege des Dichters gestanden hat. Es ist das Land der „ruhmreichen Berge", dessen Bewohner dereinst von ihrer mauerumgürteten Feste aus manches Scharmützel im Laufe der Jahrhunderte muthig ausgefochten haben, und die sich durch ihr rechtzeitiges Eingreifen in die denkwürdige Schlacht bei Worringen am Rhein mit den bergischen Bauern im Jahre 1288 ein unbestrittenes Verdienst um die damalige Kultur und die materielle und geistige Unabhängigkeit des bergischen Landes von dem Kölner Erzbischof Sigfrid erworben haben. Es ist daher wohl erklärlich, wenn im Laufe der Zeit in diesem Thale der Arbeit, das die Natur mit verschwenderischer Schönheit bedacht hat, neben dem ausgesprochenen materiellen und

biblischen Sinne seiner Bewohner allmählich sich ein idealer Hauch auf den Geistern lagerte, und der Sinn für die Kunst und die Litteratur im Hinblick auf die reiche Geschichte des bergischen Landes mehr und mehr sich entwickelte.

Schon zu Goethes Zeiten wurde Elberfeld in der deutschen Litteratur genannt. Goethe hat uns in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, wie er 1774 und 1792 den Rhein und Düsseldorf besuchte, wo Johann Georg Jacobi und Friedrich Heinrich Jacobi in ihrem Dichterheim Pempelfort wirkten.

Von dort aus besuchte er bekanntlich auch seinen in Elberfeld als Arzt wohnenden Freund Jung-Stilling. Seit dieser klassischen Periode der deutschen Litteratur war es in dem arbeitsamen Wupperthal still geworden, man hörte in seinen schattigen Wäldern alljährlich wohl des Vogels lustiges Lenzlied und das Pochen und Rauschen der Eisenhämmer in den Thälern und Kotten, doch schien das Thal für jede geistige Regung fast wie ausgestorben.

Erst in den vierziger Jahren machte sich, als in Bonn Gottfried Kinkel den „Maikäferbund" schuf, auch in Elberfeld eine Gruppe von Männern bemerkbar, die mit ganzer Kraft ihre Dichterstimme in's junge Deutschland einfallen ließen. Die Litteraturgeschichte hat diesen Kreis unter dem Namen die „Wupperthaler Dichtergruppe" verzeichnet.

Aus dem in Barmen gegründeten „Wupperbunde", der die Dichter Hugo Oelbermann, Emil Rittershaus, Karl Siebel u. A. zu gemeinsamem poetischen Schaffen vereinigte, entwickelte sich in Elberfeld bald unter der Führung Friedrich Roebers das sogenannte „Roeber'sche Sonntagskränzchen", das außer Rittershaus, Siebel, die Dichter Adolf Schults, Richard Neuhaus, den Maler Richard Seel und den bekannten Musikdirektor Karl Reinecke zu gegenseitigem Austausch ihrer geistigen Arbeit bei Musik und Becherklang zusammenführte. Das von dem geistvollen Maler Richard Seel 1854 herausgegebene „Album aus dem Wupperthal" legt ein beredtes Zeugniß von dem emsigen Schaffen dieser gottbegnadeten Poeten ab. Auch der Schriftsteller Paul Lindau trat im Jahre 1865 als Chefredakteur der Elberfelder Zeitung (bis 1869) in diesen geistig angeregten Kreis. Lindau erblickt auch heute noch in den Elberfelder Jahren den eigentlichen Beginn seiner dichterischen Laufbahn. Hat er doch dort sein erstes Drama „Marion" geschrieben. Sein später in Berlin erschienener Roman „Der Zug nach dem Westen" schildert in seinen ersten Kapiteln meisterhaft das Milieu des Wupperthales und seiner eigenartigen Leute.

Der unstreitig Bedeutendste und Vielseitigste aus diesem Kreise, der Dramatiker Friedrich Roeber, hat am 12. Oktober 1901 zu Düsseldorf das Zeitliche gesegnet, und dürfte es daher für weitere Kreise von Interesse sein, über den heimgegangenen Dichter etwas Näheres zu erfahren und seinem Lebens- und Entwicklungsgang zu folgen.

Friedrich Roeber wurde geboren am 19. Juni 1819 in Elberfeld. Die Eltern waren von auswärts zugereist. Die Spuren weisen auf Herdecke in Westfalen hin. Sein Vater war in mancher Hinsicht ein wunderlicher Mann, der seit lange den Gedanken an die Herstellung eines perpetuum mobile verfolgte und dabei den Rest seines Vermögens zusetzte. Der Sohn erinnerte sich noch aus seiner Jugend des ganz mit Gerüsten und Pumpwerken verbauten Söllers in dem Elternhause, des unter allerlei Eisen und Holzgerümpel arbeitenden Mannes, seiner Grübeleien, ohne daß auch nur die geringste Aussicht des Erfolgs sich zeigte, — die Idee spukte damals in allen Köpfen — den Vater des Dichters hatte sie derart eingenommen, daß er Alles um sich her gehen ließ, wie es ging, bis das Letzte verbraucht war. Des Dichters Jugend wurde die bitterste, er verbrachte sie unter Noth und Entbehrung und würde nicht einmal die von ihm so heiß begehrte wissenschaftliche Ausbildung auf einer der höheren Schulen Elberfelds erlangt haben, wenn nicht ein älterer in städtischen Diensten stehender Bruder von seinen Ersparnissen aus dem knappen Gehalt ihm das Nothwendige gegeben hätte. Bis zu seinem Tode hat daher der Dichter ihm das liebevollste Andenken bewahrt. „Ja, mein Bruder Wilhelm, er war ein vortrefflicher Mensch," pflegte er noch oft zu sagen. Der einzige damals noch lebende älteste Bruder August war früh nach seiner Ausbildung auf dem Seminar in Moers nach Berlin übergesiedelt. Er wurde später der hochbedeutende Professor August Roeber, Mathematiker, der bis zu seinem Ende im regsten wissenschaftlichen Verkehr mit Helmholtz, namentlich aber Dubois-Reymond blieb und eine Reihe hervorragender Schüler ausbildete, darunter den bekannten, jetzt verstorbenen Geheimrath Schwedler in Berlin.

Der Dichter selbst besuchte in Elberfeld die Realschule, die damals unter dem Direktorat des später in Berlin verstorbenen Geheimrath Dr. Egen stand, eines Mannes, der sich jeder Zeit als Charakter und von glänzenden wissenschaftlichen Anlagen bewährte. — Die außerordentliche Begabung für Litteratur und für Mathematik erkannte er bei seinen Schülern schnell. In den Zeugnissen des Dichters steht, daß er in den meisten Fächern weit über das von der Schule vorgeschriebene Maß hinausgegangen sei. Roeber rechnete die schwierigsten Differential- und Integral-Aufgaben aus. Nach dem Abiturientenexamen, das er mit dem 14. Jahre bestand, hätte er auch unter den größten Entbehrungen die wissenschaftliche Laufbahn verfolgt, aber sein Bruder Wilhelm starb um diese Zeit, seine Eltern hatten völligen Bankerott, zuletzt noch durch Anlage ihrer Habe in französischen Assignaten zu verzeichnen. So war es zunächst die harte Nothwendigkeit, welche ihn zwang, die kaufmännische Laufbahn zu ergreifen, um sich zu erhalten und mit seinem Bruder August zusammen das Elternhaus zu beziehen. Bei der Eingewöhnung in seinen neuen Lebenspfad fand er in den sämmtlichen Vertretern des Elberfelder Bankhauses von der Heydt, dem späteren Minister Freiherrn August, dessen Sohne

August und dem späteren Geheimrath Carl von der Heydt, dem Bruder des Ministers, nicht nur warmherzige Freunde, sondern zugleich Männer, die selbst mit der weitesten Befähigung für die Erkenntniß der Schätze der Wissenschaft, Kunst und Litteratur begabt waren; so fand der junge Dichter in dem alten vornehmen Kaufmannshause zugleich eine geistige Heimat und verlebte dort die langen Jahre der Entwicklung, der Manneskraft und des Greisenalters in ungetrübter und anregendster geistiger und persönlicher Harmonie, die sich in gleicher Weise auf die jetzt lebende Generation des Hauses von der Heydt übertrug, deren Träger zugleich die Erben nicht nur der materiellen, sondern auch der geistigen Güter in vollstem Maße geworden sind. Als Theilhaber des bekannten Bankhauses von der Heydt, Kersten und Söhne zu Elberfeld (seit 1872) schied Roeber erst mit den 70er Jahren aus seiner kaufmännischen Thätigkeit, da ein zunehmendes Augenleiden ihn an der Ausübung seiner Thätigkeit vollkommen zu hindern begann.

Im Jahre 1847 reichte er seiner geistvollen Gattin Elisabeth Kretzmann, einer Nichte seines Freundes, des Malers Richard Seel, die Hand zum ewigen Ehebunde. In glücklichster Harmonie mit dieser seltenen Frau, die sein poetisches Schaffen mit großem Verständniß verfolgte und ihn begeisternd anregte, verlebte der Dichter sonnige Jahre in seiner Heimat, von äußerlichen und inneren Glücksgütern in vollstem Maße gesegnet. 1894 verlegte er seinen Wohnsitz nach Düsseldorf, wo seine beiden Söhne, die bekannten von Bendemann ausgebildeten Historienmaler, die Professoren Fritz und Ernst Roeber, an der dortigen Kunstakademie schon seit Jahren als Künstler ersten Ranges wirkten. Dort riß der Tod sein Liebstes von seiner Seite, und nur schwer hat der Dichter diesen bitteren Schmerz verwunden und sein Gleichgewicht wieder gefunden.

„Ach," schrieb er im Juli 1899 an den Verfasser, „wer noch in Ihrem Alter stände; vor 5 Jahren, als wir nach Düsseldorf zogen in das Haus, das die Sorge meiner Söhne nach unseren Bedürfnissen und unserem Behagen neu eingerichtet hatten, mit dem kleinen Gärtchen und den großen Bäumen — das Entzücken meiner Frau — ja, da hatte ich ungefähr dasselbe Gefühl, wie Sie, verehrter Freund, als Sie Ihr Heim in Bonn bezogen. Da rief ich: Hier können wir randaliren nach Herzenslust, hier giebt es keinen Miethsherrn, der uns kündigt; ach, ich hatte an den Miethsherrn nicht gedacht, der schon in der Stunde der Geburt einen Vertrag mit uns schließt, der uns heraussetzt aus Allem und uns unfähig macht, Glück zu verleihen und Glück zu empfangen."

Kurz vorher hatte Roeber seinen 80. Geburtstag in völliger Frische des Körpers und Geistes feiern dürfen. Obwohl er in seiner Bescheidenheit alle ihm angebotenen Ehrungen abgelehnt hatte, so ließen es sich seine vielen Freunde und Verehrer doch nicht nehmen, in dem stillen und traulichen Dichterheim auf der Feldstraße diese schöne Feier durch ihre An-

Gegenwart zu beleben. Stand der Dichter auch noch im Bann des Schmerzes und vermochte er nur still für alle Ehrung und Zeichen der Liebe zu danken, so war es für ihn doch ein Gefühl der Genugthuung, diesen Tag erleben zu dürfen. Von allen Seiten strömten die Kollegen und Freunde herbei, die litterarische Gesellschaft zu Köln ließ durch ihren Vorsitzenden Hofrath Dr. Fastenrath die Wünsche in gebundener Rede darbringen. Der Verfasser hatte den Vorzug, namens des deutschen Schriftstellerverbandes dem Jubilar eine Adresse zu überreichen, in der Otto von Leixner betonte, daß er in treuer Hingabe an die Leitbilder seines Geistes und Gemüthes, den sinnigen Humor mit männlichem Ernste verbindend, ein langes Leben hindurch gewirkt und in reinster Gesinnung die Dichtung gepflegt habe. „Die Begabung ist ein Geschenk, das uns höhere Macht in's Herz legt, die Treue und Reinheit des Gemüthes, mit der wir sie benutzen, ist ein Verdienst, das wir uns selbst erringen müssen. Und darin stehen Sie als Vorbild für das Geschlecht der Jüngeren vor uns!"

Roebers dichterisches Wirken ist in diesen Worten hier umschrieben. Noch treffender finden wir das Charakterbild des Dichters in seinen eigenen Versen:

„Wen die Götter lieben,
Dem geben sie Gleichmaß
In allen Dingen;
Zu dem Herzen voll Empfindung:
Den festen Willen,
Der seinem allzugestümen Schlag
Einhalt gebietet;
Zu der Leidenschaft,
Die fortstürmt geschloss'nen Auges
Ueber Fels und Klippe:
Den starken Geist,
Der ihre schäumenden Rosse zügelt;
Zu der Phantasie,
Die Erde und Himmel umfassen will
Und zu neuen Gebilden formen:
Den wägenden Verstand,
Der sie gefesselt hält
Im einfach Schönen.
Glücklich mag der sich preisen,
Der, wie ein Gott, einhergeht,
Das Höchste schaffend!"

Bei der erstaunlichen körperlichen und geistigen Rüstigkeit war daher die Hoffnung wohl berechtigt, daß dem Dichtergreise noch ein langer Lebensabend beschieden sein würde, um so mehr, als er sein eigenes Epigramm „Sturm und Drang"

Suche nicht Ruhe im Alter, um nur der Erinn'rung zu leben:
Selber den Grabstein thürmst Du in dem Sessel Dir auf.
Unermüdet und rastlos stürme voran mit der Jugend,
Ruhe im Leben ist Tod, Leben ist Sturm nur und Drang,

an sich selber wahr machte.

„Ich bin damit beschäftigt," schrieb er im Dezember 1898 an mich, „meine sämmtlichen Werke durchzusehen, um sie wenigstens — soweit es mir möglich ist — von den Schlacken zu befreien, die ich selbst in ihnen erkenne. Bei keiner meiner dramatischen Arbeiten habe ich an eine Aufführung gedacht: ich schrieb sie, um mir die Stoffe von der Seele zu schreiben, nur für mich und meine nächsten Freunde."

In frühester Jugend war der Dichter von dem Wunsche stets ergriffen, das deutsche Reich in alter Herrlichkeit erstehen zu sehen; mit Begeisterung machte er in den vierziger Jahren die Bewegungen der großdeutschen Jugend mit, bis auch ihn der trübe Ausgang der Dinge zur Erkenntniß brachte, daß der Halm nicht reif, der rechte Schnitter noch nicht gefunden sei. Dies führte ihn zu der großen und tiefen Verehrung des großen Kaisers Wilhelm und seiner Paladine, die die Sehnsucht des Dichters nach einem großen und machtvollen Reiche deutscher Zunge so bald schon erfüllt hatten. Alle, die dem Dichter näher standen, schätzten in ihm das menschenfreundliche Wesen, die humanen Grundzüge seiner bescheidenen und vornehmen Gesinnung, sein warmes patriotisches Interesse an der nach schweren Kämpfen wieder errungenen centralen Machtstellung des deutschen Reiches.

Der Dichter soll sein Vaterland lieben als Mensch und als Bürger, aber das eigentliche Vaterland seines poetischen Schaffens und Wirkens hat ausgedehntere Grenzen für die Bethätigung intellektueller, ethischer und ästhetischer Kräfte; es ist die Welt der Ideale, das unendliche Reich des Wahren, Guten und Schönen. In dieser idealen dichterischen Sphäre hat der nun heimgegangene Dichter sich eine vielseitige Anerkennung erworben, einen ehrenvollen Namen in der litterarischen Welt sich gesichert. Er gehörte eben zu jenen glücklichen und bevorzugten Menschen, welche auf der Basis einer festgegründeten materiellen Existenz mit dem lebendigen Interesse für die Forderungen des praktischen Lebens den Idealsinn für eine höhere Existenzweise zu verbinden wissen. Sein warmes Gemüth ließ ihn mit verfeinertem Scharfsinn manche verborgene Keime in Natur, Welt und Leben entdecken, welche der nüchternen Thätigkeit des Verstandes unserer überrealistischen Zeitrichtung sich nur zu leicht entziehen. Auch Personen, die ihm fern standen, fühlten sich durch sein vertrauenerweckendes Wesen angezogen. In den Vorzügen der klassischen hellenischen Weltanschauung fußend, trat er als Dichter und Philosoph mit Hingebung und Begeisterung in die Fußstapfen unseres Altmeisters Goethe und des großen Briten Shakespeare, ohne hierbei das Princip der individuellen Freiheit zu sehr und einseitig zu betonen und den Grundwahrheiten des Christenthums völlig fremd zu werden. Als wahrhaft freidenkender konservativer Mann lebte er der Ueberzeugung, daß die heutige Gesellschaft, je mehr sie auf dem Beweglichen steht, um so mehr ethisch-religiöser Stützpunkte bedürfe und der harmonischen Zusammenwirkung aller patriotisch gesinnten Männer von Charakter und Geist.

Religion und Sittlichkeit hatten auch für ihn die Bedeutung einer im Ewigen und Unendlichen wurzelnden Gesinnung. Von dem Geist der Wahrheit erwartete auch er die Wiedergeburt der Menschheit, die endliche Versöhnung der fortschreitenden Kultur mit den Mysterien des Glaubens.

In dem Gedichte: Cogito, ergo sum? spricht der Dichter sein Glaubensbekenntniß aus:

„Nein, nicht Dein sind die Gedanken;
In Dir denkt ein Andres nur,
Jener Geist, der ohne Schranken
Webt im Innern der Natur.

Du nur selbst: fühlst Du die Gluthen
Seines Feuerstromes nah'n,
Laß die Seele Dir durchfluthen,
Füll' Dein Leben damit an!

Bist von ihm Du auserlesen:
Sei beglückt in seiner Kraft,
Und beglückt sei, wenn sein Wesen
Durch Dich selbst das Ew'ge schafft."

Nachdem wir in dem Vorstehenden den Lebensgang und den Charakter des Dichters verfolgt haben, wollen wir nunmehr zu der Betrachtung seiner poetischen Werke übergehen.

Als Zwanzigjähriger schrieb Roeber schon für das Cotta'sche Morgenblatt. Da er in diesen Korrespondenzen keine volle Befriedigung fand, so wagte er sich bald darauf auf das Gebiet des Dramas. Im Jahre 1838 schrieb er seine Tragödie „Tristan und Isolde", deren erster Akt 1840 in den von dem Novellisten Robert Heller herausgegebenen „Rosen" abgedruckt wurde. Das Werk fand vor den Augen der damaligen Kritik und namentlich bei dem Litterarhistoriker Heinrich Kurz wenig Gnade. War schon der Stoff in dem schönen Epos Gottfrieds von Straßburg voll von Unwahrscheinlichkeiten, so mußte dies in besonderem Maße bei einer Dramatisirung des Stoffes der Fall sein. Kurz warf dem Dichter ein „Haschen nach Pikanterie" vor, während der Litterarhistoriker Max Koch die „Prüderie" geißelte, mit der der Dichter an das hohe Lied leidenschaftlicher Sinnenlust herangetreten sei. Erst Reinhold Bechstein ist in seinem vor etwa 20 Jahren erschienenen Werke: „Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit" dem Dichter mehr gerecht geworden. Im Jahre 1898 hat daher Roeber eine neue Bearbeitung des Stoffes vorgenommen und die Tragödie in zwei, nach Inhalt und Form verschiedenen Bearbeitungen von 1838 und 1898 veröffentlicht. Das Werk ist in der jetzigen Form geradezu vollendet und verdient zu den besten Dramen der Neuzeit gezählt zu werden. Von den Schwierigkeiten der Umarbeitung erhalten wir das beste Bild, wenn wir dem Dichter in seinen eigenen Darlegungen hier folgen:

„Ich bin der Erste gewesen, der, seit Hans Sachs, die Geschichte von Tristan und Isolde für die dramatische (nicht theatralische) Behandlung wieder aufgriff. Seitdem ist eine ganze Reihe neuer Bearbeitungen in allen Dichtungsformen erschienen, darunter das leider unvollendet gebliebene Epos von Immermann. Ihn traf dasselbe Schicksal, wie den ursprünglichen Bearbeiter der Tristan-Sage in Deutschland, Gottfried von Straßburg, der mitten in der Arbeit vom Tode abberufen wurde; aber Gottfried fand zwei Nachfolger, die beide sein Werk zu Ende führten, während Tristan und Isolde von Immermann ein gewaltiger Torso geblieben ist.

Im Jahre 1876 erschien von Reinhold Bechstein (gestorben als Uni-

versitäts-Professor in Rostock, auf seinem akademischen Lehrsitz Nachfolger des Freiherrn von Liliencron) ein Buch unter dem Titel: „Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit", in dem jene Jugend-Arbeit ausführlich besprochen ist. Der Verfasser hat sie an den Schluß seiner Betrachtungen gestellt, weil sie zu dem Ausgangspunkte: Hans Sachs, zurückführe, und sodann, weil er diese Betrachtungen mit ihr ohne kritisches Abwägen, mit ungetheiltem Lobe und freudigster Anerkennung schließen könne; auch als dichterische Leistung betrachtet, bilde sie den würdigsten Schluß."

Mit der von Roeber geschehenen Umwandlung der Sage erklärt sich Bechstein überall einverstanden, namentlich mit der hauptsächlichsten, daß er die in der Hochzeitnacht des Königs Marke stattgefundene Unterschiebung der Brangaene an Stelle der Isolde, statt zu einer einmaligen, zu einer dauernden machte. Es handelte sich für ihn schon in jener Jugendarbeit nicht blos um eine Verletzung des sittlichen Gefühls, sondern um ein Herabzerren in den Schmutz; ein Weib, das unbedenklich aus einem Bette in das andere steigt, ist keine Figur für eine Tragödie, wie eben so wenig ein Held, der seine Dame aus den Umarmungen des Königs empfängt, den Romeo spielen kann; es sind keine Stoffe für eine Tragödie, sondern eher für eine aristophanische Komödie.

Das Epos hat andere Gesetze, die Tragödie aber verlangt für eine tragische Handlung auch tragische Figuren. Der fortgesetzte Betrug, begangen an einem ehrenreichen König, liebevollen und väterlichen Ohm, macht die Beiden unfähig, unsere Leidenschaften zu reinigen, wie Aristoteles von der Tragödie verlangt, wenn sie nicht vorher sich selbst von der niedrigen und gemeinen gereinigt haben.

Sodann gehört zum tragischen Helden noch etwas, nämlich die voll Verantwortlichkeit für alle seine Thaten; deshalb darf der Minnetrank nu eine untergeordnete Bedeutung gewinnen, nur ein Aussprechen von dem was schon ohne sein Zuthun verborgen in der Seele lag. Wäre de Minnetrank der wirkliche Erzeuger der Liebe, dann wäre der Mensch fü das, was diese fremde Macht ihn thun heißt, nicht verantwortlich, er folgt einem fremden Willen. — Es wäre ein unverschuldetes Unglück über ih gekommen, nicht aber das Schicksal, *welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.*

In der Sage selbst erlischt die Kraft des Minnetranks in solche Maße, daß Tristan der irischen Isolde ganz vergißt, als er die zweit Isolde, die Isolde Weißhand erblickt; er entbrennt für diese im höchste Feuer und vermählt sich mit ihr; gerade diese zweite Isolde bildet sei Verhängniß; in ihr beruht der größte Theil seiner Schuld: sie wird zu Todesgöttin, die alle drei dem Untergange weiht.

Als Roeber in spätem Alter zu dem Stoffe zurückgeführt wurde, de ihn in seiner Jugend so lange beschäftigt hatte, erregte ihm zuerst d Unterschiebung, die dauernde wie die einmalige der Sage, den größte

Anstoß — nicht sowohl wegen der Unwahrscheinlichkeit, als wegen der peinlichen Stellung, in welche sie die Brangaene bringt, und wegen der inneren Entwürdigung für Isolde selbst. Roeber glaubt mit Recht, in dieser zweiten, von der ersten in Form und Inhalt grundverschiedenen, Bearbeitung den Weg gefunden zu haben, der, einfach und ungekünstelt, alles das vermeidet, was die Sage selbst an gemeinem Erdenschmutz enthält und nun die ganze Handlung zum tragischen Schlusse führt.

Wohl kann man auf die neue Bearbeitung des Stoffes das Schiller'sche Wort anwenden, das Roeber als Motto seinem Werke vorgesetzt hat:

„Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.“

Als zweite Jugenddichtung erschien aus Roebers Feder die Tragödie „Appius Claudius“. Der Dichter ist nach fünfzig Jahren wieder zu einem Stoffe zurückgekehrt und gab im Jahre 1898 in dritter umgearbeiteter Auflage eine neue Bearbeitung heraus, die mit jener ersten kaum mehr als den Titel gemeinsam hat. Auch hier veranlaßten die übeln Erfahrungen der Kritik, die Reife des Alters und der Technik und vor Allem die Einsicht, daß das moderne sociale Drama mit dem Drama der Sturm- und Drangzeit die Neigung theilt, von der Bühne herab auf sittliche und gesellschaftliche Rechtsfragen einwirken zu wollen, aus der Dichtung in's Leben überzugreifen, zur Umarbeitung. Mehrere Figuren sind in der neuen Auflage hinzugetreten, unter diesen auch die Hauptfigur der Tullia. Auch hier folgen wir am besten den Gesichtspunkten, die für den Dichter nach seiner Vorrede maßgebend waren, um uns ein Bild von seiner Arbeitskraft und seiner Kunst zu machen.

Die vorliegende Tragödie erschien zuerst 1846, einige Jahre später mit seinen Tragödien Kaiser Heinrich IV. und Tristan und Isolde in einem Bande vereint. Sie ist unmittelbar hervorgegangen aus den stürmischen Bewegungen der vierziger Jahre, in welchen die gesellschaftlichen Kämpfe ihren Anfang nahmen, die bis heute fortdauern und deren Ende noch gar nicht abzusehen ist. Ihren Anfang nahmen sie hauptsächlich im Wupperthale, wo bis dahin zwischen den Fabrikanten und ihren Arbeitern ein patriarchalisches Verhältniß geherrscht hatte, das allerdings schon seit längeren Jahren lockerer geworden war, bei einigen großen Häusern aber noch heute besteht. Hervorgerufen wurden jene Kämpfe durch das Eindringen der französischen neuen Gesellschaftslehre, des Kommunismus mit dem berüchtigten Paradoxon Proudhons: Eigenthum ist Diebstahl. Zum ersten Mal kam der arbeitenden Klasse die große Kluft zum Bewußtsein, welche sie von der arbeitgebenden trennte. In vielen Volks-Versammlungen wurden die dadurch in der Menge aufgewühlten Fragen leidenschaftlich erörtert, insbesondere das Recht der Arbeiter auf einen Antheil am Gewinn. Die Verwandtschaft mit den Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern im

alten Rom trat deutlich hervor; die äußeren Erscheinungen waren verschieden die innern Gründe dieselben, und so wurde der Dichter, durch die täglichen Vorgänge, nicht zu Virginius und Virginia, sondern zu dem gewaltthätigen Appius Claudius und der Umwälzung des römischen Staatswesens geführt zu einer Römer-Tragödie, deren Beziehungen zu unsern Zeitfragen heute noch so lebendig sind, wie vor einem halben Jahrhundert; sie zeigt aber zugleich, wie tief die Plebs von heute gegen die Plebs im alten Rom gesunken ist. Durch die Internationalität, welche Friedrich Engels, — ebenfalls ein Wupperthaler und einer der reichsten und angesehensten Barmer Familien entstammend, — der socialistischen Bewegung aufgedrückt hat, ist die Vaterlandsliebe der deutschen Socialisten vollständig bankbrüchig geworden. Die französischen bleiben Franzosen, die englischen Engländer, — die deutschen aber hörte Roeber in Elberfeld, der socialistischen Hochburg in Preußen, ihre Umzüge unter den Klängen der Marseillaise halten.

Der Litterarhistoriker Adolf Stern sagt in seiner „Geschichte der neueren Litteratur" VII. 293, daß Roeber ein Dramatiker von entschiedener Begabung für energische Charakteristik und farbig-anschauliche Detaillirung ist. Auch er findet die Tragödie „Appius Claudius" durch glückliche Charakteristik und Schlagkraft des Ausdrucks, weniger durch Geschlossenheit und Steigerung der dramatischen Handlung ausgezeichnet. Letzteren Mangel hat der Dichter in der Umarbeitung vollständig beseitigt. Auch auf die Motivirung und den Aufbau der Handlung, die in den Jugendarbeiten weniger zu wünschen übrig ließen, hat Roeber mehr Gewicht gelegt.

„Kaiser Heinrich IV." nennt sich ein drittes Drama, dessen Stoff in der Person des unglücklichen Saliers, der den Gang nach Kanossa machen mußte, schon vielen Dramatikern — neuerdings Ernst von Wildenbruch — ein Lieblingsvorwurf gewesen ist. Die Fülle der Handlung sucht der Dichter nach der Art Shakespeares zu bewältigen; doch ist es ihm nicht gelungen, der Breite der Handlung Herr zu werden bei dem anhaltenden Wechsel der Personen, der Zeit und des Ortes ihres Eingreifens. Die Sprache ist machtvoll und wohlklingend, einzelne Scenen geradezu schön, namentlich im dritten Akt die Scene, wo Heinrich im Dome zu Goslar der Kirche sich unterordnet, um Krone und Purpur zu erlangen, wo der alte Kaiser vor dem Erzbischof von Mainz knieend den Sohn erbittet, der dem Vater als erbitterter Feind gegenübersteht. Selbst Heinrich Kurz muß zugeben, daß Roeber in seinem Heinrich IV. ein bedeutendes dramatisches Talent bewiesen habe.

An dieses Werk schließt sich im Jahre 1886 das letzte Kaiserdrama Roebers „Kaiser Heinrich V.". In seinem Vorwort sagt der Dichter, daß Lessing von der Empfindung gedrängt sei, daß dem deutschen Volke immer nur die Schmach Kanossas, nicht aber die Sühne gezeigt worden sei, und deshalb sein Bild: „Die Gefangennahme des Papstes Paschalis durch Heinrich V." geschaffen habe. Die gleiche Empfindung habe auch i

gedrängt, seiner ersten Tragödie nunmehr als Fortsetzung das vorliegende Drama folgen zu lassen. — Der gewaltige Kampf um die Investitur habe unter dem fünften Heinrich durch gegenseitiges Nachgeben zwischen Kaiserthum und Papstthum seinen vollständigen Abschluß gefunden; in unseren Tagen werden wir, dem Anscheine nach, durch solches Nachgeben wenigstens zu einer Art von Waffenruhe gelangen. (Der Dichter spielt in letzterem Satz auf den Kulturkampf in Preußen an.) Bei der großen Fülle des zu bewältigenden historischen Stoffes mußte auch dieses groß angelegte Werk bei seinem Umfange im Wesentlichen Buchdrama bleiben, obschon das Werk von eleganter und kraftvoller Diktion ist und die dramatische Kraft mit trefflichem Humor abwechselt. Dazu kam, daß die Zeit des Erscheinens dieses Kaiserdramas keine besonders günstige war: das naturalistische Drama hatte unter Hauptmann und Sudermann die Bühne der achtziger Jahre für sich in Beschlag genommen; selbst Wildenbruch erntete für seinen „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" (1895) nicht den Erfolg, den dieses Werk verdient hätte.

Kehren wir nun wieder in die Zeit des jugendlichen Schaffens des Dichters zurück, in welche (1855) die Dramatisirung der Märchen von der Jungfrau Malaen, vom heiligen Andreas, von den drei Spinnweibern, vom Schneider im Himmel und vom Schneewittchen fällt, und die er in Richard Seels „Album aus dem Wupperthal" veröffentlichte. Seine Vorliebe zum Märchen führte ihn schon 1851 zur Herausgabe eines Dramas: „Das Märchen vom König Drosselbart", das einer besonders günstigen Aufnahme im Publikum würdig befunden und auf den Bühnen seiner Zeit oft und gern gegeben wurde. Auch diese Jugendarbeit hat Roeber völlig umgearbeitet und ihr den Namen „Die Gräfin von Toulouse" gegeben.

Wie der Verfasser sagt, ist das Drama durch eine altitalienische Novelle veranlaßt worden, welche sich in dem von Eduard von Bülow, mit Unterstützung Ludwig Tiecks, herausgegebenen Novellenbuch unter dem Titel „Die Gräfin von Toulouse" findet. Handlung und Charaktere in dieser Novelle sind in das Unedle und Rohe herabgezogen, aber der Gang der Handlung selbst erinnert an das Märchen vom König Drosselbart. Ob dieses Märchen, das sich auch im italienischen Märchenschatz findet, (rè Barbaditordo), dem Verfasser vorgeschwebt habe, oder ihm überhaupt bekannt war, bleibt zweifelhaft, da es an keiner Stelle erwähnt wird; jene Aehnlichkeit aber veranlaßte Roeber, es in seiner ersten Bearbeitung dem Stücke ganz zu verweben; so entstand sein Drama: „Das Märchen vom König Drosselbart", das zuerst in den, von Düsseldorfer Künstlern herausgegebenen Monatsheften, mit Illustrationen von Camphausen, erschien (1851): später, 1881, in Buchform.

In der vorliegenden, vollständig neuen Bearbeitung ist das Märchen und jeder Hinweis auf dasselbe ausgeschieden, um der Gefahr zu entgehen,

den Ernst der Handlung und die ethische Wirkung in das Märchenhaft zu verflüchtigen.

Der zu Grunde liegende Stoff, die Umwandlung eines trotzigen un hochmüthigen Frauenherzens durch die Noth des Lebens oder die scheinbar Grausamkeit des Mannes, ist fast bei allen Völkern in den verschiedenste Formen zur Darstellung gekommen; von seiner heitern Seite aufgefaßt begegnet er uns in Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen“.

Im Jahre 1862 erschien in der von Feodor von Wehl redigirte „Deutschen Schaubühne“ die erste Bearbeitung des zweiten Drama Roebers aus der klassischen Römerzeit: „Sophonisbe“, das erst 1884 i Buchform erschien. Der dramatische und dankbare Stoff ist seither vo einer ganzen Reihe von Dichtern, wie von Lohenstein, Geibel, Horn, Hers und Proelß behandelt worden. In dieser Arbeit nehmen wir einen mer lichen Umschwung Roebers zur Selbstbeschränkung und gemäßigteren B handlung der Form wahr; man merkt dem Dichter die Ruhe und Selbs beherrschung an, die wir in seinen Jugendarbeiten bisher vielfach ve mißten. In dem Stücke erscheint die Tochter des Karthagers Hasdruba Sophonisbe, die um des Glückes ihrer Vaterstadt willen die Hand d Numidierkönigs Masinissa nimmt, in abgetöntem, reinem Lichte gegenüb den erbärmlichen Gestalten der karthagischen Kaufleute und Krämer. D Heldengestalten Scipio und Diodor und der Nebenbuhler Masinissas Sypha der von ersterem geschlagen und in römische Gefangenschaft gerathen wa sind so lebenswahr und geschichtlich treu wiedergegeben, daß wir bei ihre Anblick uns in die klassische Zeit der punischen Kriege zurückversetzt wähnen Masinissa, der inzwischen Gemahl der Sophonisbe geworden, schickte ih durch Scipio gedrängt, den Giftbecher, da er fürchtete, daß sie den Gema auf karthagische Seite ziehen würde. Dies hat der Dichter Alles so packen dramatisch behandelt, daß man mit Fug und Recht diese Arbeit Roebe als eine seiner gelungensten und besten bezeichnen darf. Eine gleic Bezeichnung verdient das im Jahre 1883 erschienene Hohenstaufen-Dram „Kaiser Friedrich der Zweite“. Ich kann mich der von Albert Herz in seinem Werke „Die neuere Litteratur im Wupperthale, Barmen 188 ausgesprochenen Ansicht nur anschließen, daß dieses Drama von Anfa bis zu Ende fesselnd, ergreifend und erhebend ist und einen tiefgehend Eindruck hinterläßt. Die Don Juan-Faust-Gestalt des zweiten Friedri ist vom Dichter mit innerlicher Wärme gegeben. Die Seelengröße d thatenheißen Hohenstaufen, seine vertrauende Freundschaft, die er zu seine verrätherischen Kanzler Pier hegt, das zartplatonische Verhältniß zu dess unglücklicher Gattin Margherita, sind mit vieler Liebe ausgemalt. D Volksscenen, zum Theil voll Humor, erfreuen durch ihre vortreffliche Natu wahrheit. Es wogt dabei etwas wie eine verhaltene Gluth durch d ganze Drama; die Gestalt der Lukretia, ihr Verhältniß zum Kanzler, Sarazeninnen und die ganze Pracht der kaiserlichen Feste wird durchw

davon. Daneben bringt die reine, einfache Herzensliebe der holden Maria zu ihrem Kosimo und die pflichtvolle Margherita lichte, friedvolle Momente. Das Drama ist reich an spannenden, bedeutenden Stellen; so der Augenblick, wo die lombardischen Städte sich Friedrich unterwerfen, oder die Schachspielscenen mit Kardinal Fiesko, der während des Spiels die Nachricht empfängt, daß er zum Papst gewählt und nun mit einem Male als Innocenz IV. des Kaisers unerbittlicher Feind wird. Dann die Hofscenen des dritten und vierten Aktes, der Aufruhr in Parma, der Moment, wo Friedrich seine Krone sich geben läßt, als Zeichen seiner Herrschaft, endlich der Schlußakt, voll erregter Handlung, auf dem Schlosse Fiorentino, da der Kaiser vergiftet wird von seinem Kanzler: es ist ein fortwährendes Ineinandergreifen von Geschehnissen."

Im Jahre 1885 gab Roeber sein erstes und einziges litterar-historisches Werk heraus: „Litteratur und Kunst im Wupperthale, von der zweiten Hälfte des siebzehnten bis zur ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts."

In diesem verdienstvollen Buche giebt uns der Dichter ein äußerst interessantes Bild über geistiges Leben und Streben des vielgenannten Wupperthales, die Geschichte der Musik und des Theaters im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; Jung Stilling, Karl Immermann und sein Kreis, Ferdinand Freiligrath, werden uns mit seltener Liebe und geschichtlicher Treue vor Augen geführt. Es wird in der deutschen Litteraturgeschichte stets einen Ehrenplatz behaupten und jedem Freund der heimatlichen Kunst ein werthvolles Nachschlagebuch bleiben. Eine Fortsetzung und Ergänzung dieses Buches bildet das vorhin genannte Werk Albert Herzogs: „Die neuere Litteratur im Wupperthale", das uns die Männer und Dichter mit Wärme schildert, „die in treuer Hingabe an das Wahre, Gute und Schöne ihrer Heimat geistige Güter wahrten und mehrten, unabläßig auch dabei eintraten für des Volkes Wohl und gerade durch ihr bestimmtes Auftreten dem *geistigen* Leben im Wupperthale neben dem *geistlichen* (!) ein festes und edles Gepräge gaben, ihm Ansehen verschafften auch im weiteren Vaterlande".

Von dem Roeber'schen Kreise sind alle Dichter bereits heimgegangen; noch „eine hohe Säule" ragt über den Lebenden, Karl Stelter, der seit 1883 an der Hof-Bühne zu Wiesbaden dramaturgisch thätig ist.

Aus der Wupperthaler Dichterschule ist im Laufe der Zeit eine Anzahl von Poeten hervorgegangen, die sich einen Namen in der Litteratur erworben haben, so der allzu früh verstorbene Dramatiker und Musikreferent Eduard Lucas, der talentvolle Lyriker und Epiker Otto Hausmann, der Litterarhistoriker Albert Herzog, dessen Bruder, der Romanschriftsteller Rudolf Herzog und der geistvolle Dramatiker Walter Bloem (der als Rechtsanwalt zu Barmen lebt). Der Lyriker Ernst Scherenberg lebt zwar seit 30 Jahren in Elberfeld, er erscheint aber als ausgesprochener Sohn seiner Heimat an der Ostsee nur als dichterischer Gast im Wupperthal.

Im Jahre 1882 hatte Roeber noch die deutsche Lesewelt mit der reizenden Novelle „Marionetten“ beglückt, aus der wir am Anfang unserer Abhandlung eine Stilprobe gaben. Die Erzählung, deren Handlung und Charakterzeichnung voll von besonderem Reiz und zarter Lieblichkeit ist, ist dem wirklichen Leben entnommen, und wer mit dem Leben der Wupperstadt Elberfeld einigermaßen vertraut ist, wird in ihr manche ihm bekannte Gestalt herausfinden. Das Buch bietet eine Fülle von geistvollen Stellen, in denen Fragen aus allen Gebieten der Kunst und Philosophie berührt und vom Dichter mit seinem klaren Urtheil beantwortet werden. Er will auch den Künstler unter das Sittengesetz gestellt wissen und gesteht ihm keinen Schutzbrief für sittliche Verirrungen zu. Dies zeigt von Roebers hohem sittlichem Ernste in der Auffassung des Künstlerberufs. Anderseits meint er aber auch, daß die Kunst nichts damit gemein hat, wenn Flecken auf einzelnen großen Namen ruhen: die Kunst hat jene Künstler vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und ihre Seelen geläutert.

Schon einige Jahre vorher war Roeber mit einem Bande „Lyrische und epische Gedichte“ hervorgetreten (1879). Hier lernen wir den Dichter von seiner eigenartigen philosophischen Seite kennen, mit der er es versteht, in meisterhaft vollendeter Form, mitunter mit Vorliebe im reimlosen Vers, unser volles Interesse zu erwecken. Unter den Balladen und Erzählungen sind „Der Frühling“, „Agilulph“, „Walter von der Vogelweide“, „Ausonius“, „Götterdämmerung“ wahre Meisterstücke, unter den lyrischen Liedern verdienen „Frau Sorge“, „Liebesahnen“, „Im Winter“, „Regen“ besonders hervorgehoben zu werden. In den Epigrammen geißelt er mit beißendem Spott und Satire die Gebrechen der Kunst seiner Zeit, so in den „Ebebruchs-Dramen“, die „neue Dramaturgie“:

„Wie wir Tragödien schreiben? Nicht ist es der Stoff, der gewalt'ge,
Schicksalschwere, der heut unsere Dichter noch reizt.
Nein, sie ersinnen Probleme, und zu den Problemen erfinden
Sie die Handlung, daß nichts an dem Beweise gebricht.
Staunend sehen wir zu und bewundern die Reihe der Schlüsse,
Aber Melpomene, ach, wendet verdrießlich sich ab.“

Und wie treffend führt er die Shakespeare-Bacon-Forscher ab, wenn er singt:

„Welch' ein tolles Geschrei, daß Shakespeare nicht Shakespeare gewesen,
Daß dem Dichter er nur habe den Namen geliehn;

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mögen sie schrei'n, es verhallt spurlos in den Lüften die Thorheit,
Und, o Shakespeare, Du bleibst, was Du gewesen: Du selbst!“

In dem letzten Decennium seines Lebens ist der Dichter gleichfalls nicht müßig gewesen, 1888 erschien sein Schauspiel: „Wiener Kongreß“ und bald darauf 1890 das Drama „Börsenringe“, das wohl zu seinen besten gezählt werden darf. 1892 trat Roeber mit drei „Antike Lustspiele“: „Die Philosophie. Die Satire. Malermodelle“ hervor,

die sich auf dem klassischen Boden Griechenlands, Roms und Aegyptens bewegen. Der Dichter hat in ihnen das Problem des großen Philosophen Schopenhauer in „Die Welt als Wille und Vorstellung“ meisterhaft behandelt:

„Der Wille, welcher, rein an sich betrachtet, erkenntnißlos und nur ein blinder, unaufhaltsamer Drang ist, erhält durch die hinzugetretene, zu seinem Dienst entwickelte Welt der Vorstellung die Erkenntniß von dem, was es sei, das er will, nämlich nichts anderes als diese Welt, das Leben gerade so wie es dasteht. Man hat uns diese Welt als die beste unter den möglichen andemonstriren wollen. Die Absurdität ist schreiend. Sogar läßt sich der Beweis entgegenstellen, daß sie die schlechteste unter den möglichen ist.“

Wenn man diese klassischen Lustspiele liest, so muß man geradezu staunen, daß der Dichter, der doch nur seine Bildung auf der Realschule seiner Heimat genossen hat, ein solches Maß von klassischem und humanistischem Wissen aufweist, wie solches heute wohl wenige auf humanistischer Grundlage Gebildete vorzuweisen vermögen.

Das Jahr 1897 bildet den Schlußstein in dem reichen und arbeitsamen dichterischen Schaffen Roebers. Es erschienen zunächst die „Fest- und Märchenspiele“ und bald darauf: „Kurfürst Friedrich III. Zwei Dramen: Der Rhein und die Krone“. Die Kritik hat dem Dichter die Stellungnahme zu geschichtlichen Personen in diesem letzten Drama einigermaßen verargt. Wenn nicht Roeber als eine geistig und materiell unabhängige, dabei vornehme Natur bekannt wäre, so würde man vielleicht die Charakterzeichnungen Danckelmanns*), des Kurfürsten und seiner Gemahlin als tendenziös gefärbt ansehen können. Man wird indeß diesen unbegründeten Verdacht gegen den Dichter energisch zurückweisen müssen, wenn man die neuen Resultate der Geschichtsforschung in Verbindung mit den Ausführungen Droysens, Rankes und Kosers (Sophie Charlotte. Deutsche Rundschau 1887) und das Werk Breysigs: „Der Proceß gegen Danckelmann (Leipzig 1889)“ vergleicht. Der vorurtheilsfreie Leser wird am besten einen Einblick in die Charakteristik dieser geschichtlichen Personen gewinnen, wenn er den Ausführungen des Dichters über das Schuldbewußtsein des einst so mächtigen Ministers in dem Vorworte zu den beiden Dramen folgt.

„Die ungeheuerliche Mißregierung der Nachfolger Danckelmanns, welche den preußischen Staat an den Rand finanziellen und politischen Ruins brachte, sowie das tragische Schicksal Danckelmanns, des einst allgewaltigen Ober-Präsidenten, haben diesen mit einem Nimbus umgeben, der stark verblaßt, wenn man die dunkle Folie hinwegnimmt und ihn nur in dem Lichte seiner eigenen Handlungen betrachtet.

Niemand wird seine großen Verdienste um die innere Verwaltung leugnen, die Ver-

---

*) Mit der Person Danckelmanns beschäftigte sich auch die Tragödie gleichen Namens von Otto Girndt, einem der jüngeren deutschen Dramatiker.

einfachung des Geschäftsganges, die Vermehrung der Staats-Einkünfte und die Hebung der Gewerbe. Der bei seinem Sturze gegen ihn angestrengte Proceß mit seinen hunderten von Anklagen, von denen nicht eine einzige dem Richter Anlaß zur Verurtheilung bot; sodann die, trotz des fehlenden Richterspruchs, über ihn verhängte lebenslängliche Haft haben ihm die allgemeine Theilnahme gewonnen, und bis in die neueste Zeit hat man ihn als ein schuldloses Opfer der Härte des ersten Königs und der Grausamkeit seiner Gemahlin, der unvergleichlichen Sophie Charlotte, dargestellt. Mit vollem Unrecht. Sogar aus jenen Proceß-Akten — wenn man den ganzen großen Haufen der Anklagen ausscheidet, die entweder nichts besagen oder nicht zu erweisen waren, und sich auf die völlig erwiesenen Stücke beschränkt, die aber dem Strafgesetze nicht unterlagen —: es tritt uns aus ihnen Danckelmann in einer Gestalt entgegen, zu der das Bild, das seine Vertheidiger gewohnt sind, von ihm zu entwerfen, wenig paßt.

Später, als König, ließ sich Friedrich die Aktenstücke noch einmal vorlegen und gab sie, nach genommener Durchsicht, mit dem Bemerken zurück: Danckelmann wisse selbst, wofür er die Strafe erleide; — also nicht wegen jener Anklagen; seine Schuld hat mit dem Processe nichts zu schaffen; sie liegt auf einem ganz anderen Felde, und die Beweise für sie hat er verbrannt.

Diese Verbrennung einer großen Menge von Briefschaften bildet allerdings auch in jenen Proceß-Akten eine besondere Anklage. Danckelmann hat die Thatsache zugegeben und nur geantwortet, daß die Briefe nichts Verfängliches enthalten hätten.

Was das Glück nicht vermochte, das erreichte mit einem Schlage das Unglück: seine Läuterung. Die Ruhe und Würde, mit der er sein Schicksal trug, versöhnt uns mit ihm und erwirbt ihm auch heute noch unsere Theilnahme; sie gab seiner Laufbahn einen erschütternden, tragischen Abschluß:

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Das Doppeldrama bewegt sich in einer vollendeten, markigen Sprache, die geschichtlichen Figuren sind treu gezeichnet, insbesondere die Gestalten des von Seiten des Papstes nicht anerkannten Erzbischofes von Köln Wilhelm Egon Grafen von Fürstenberg und der Gemahlin des Kurfürsten Sophie Charlotte. Die Zeichnung der Belagerung und Beschießung Bonns (vom Kreuzberge aus) ist so treffend und treu, daß sie ein Historiker und Maler nicht besser hätte wiedergeben können. (II., IV. und V. Akt). Im Uebrigen ist Roeber den Anforderungen der Technik des Dramas in vollstem Maße gerecht geworden. Namentlich dürfte das Doppeldrama für die rheinischen Bühnen von ganz besonderem Interesse sein, da kein Drama der Neuzeit so lichtvolle und treue Bilder aus der Geschichte des Erzstiftes Köln dem Zuschauer bietet. Und das um so mehr, als mit dieser geschichtlichen Episode die Gründung des preußischen Königthums in engem Zusammenhange steht. —

Wenn wir hiermit die Besprechung der Werke Friedrich Roebers beenden, so wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Dichter auch Verfasser des Librettos der Oper „König Manfred" ist, deren Komponist der langjährige Freund des Dichters Karl Reineke ist. Die Oper ist seiner Zeit so oft über die Bretter gegangen, daß Roeber wohl durch dieses Libretto dem größeren Publikum am meisten bekannt geworden ist.

Um das Bild des Dichters einigermaßen abzurunden und zu vervollständigen, möchte ich am Schlusse meiner Ausführungen einige an mich

gerichtete Briefe des Dichters aus seinen letzten Jahren anführen, die über manche litterarische und künstlerische Frage sich verbreiten.

Ihre gefällige Mittheilung über Ihre Kinkel=Studie habe ich mit großem Interesse gelesen, und zugleich mit großer Genugthuung, daß sie zugleich Anregung zur Errichtung eines Kinkel=Denkmals geben soll. Dieses Denkmal ist ihm, dem Poeten, Deutschland schon lange schuldig geblieben, mag man auch politisch auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkt stehen, er ist doch der Einzige gewesen, der in seinem nationalen Enthusiasmus für seine Ueberzeugungen mit seiner Person und seinem Leben eingetreten ist, während alle Uebrigen Reißaus nahmen. Das ist nur zu bedauern, daß er sich, trotz seiner unmerklichen Wandlung, auch später nicht, wie Freiligrath, mit seinem Vaterlande aussöhnen konnte.

Pastor Krafft in Elberfeld, den Sie vielleicht gekannt haben (eine Charakter=Figur, schroff und fanatisch — Bruder des verstorbenen Professor Krafft in Bonn) war ein Jugendfreund Kinkels. — Krafft war zugleich ein Historiker und hat sich besonders um die Erforschung der Geschichte des bergischen Landes große Verdienste erworben. Durch mein kleines Buch „Kunst und Litteratur im Wupperthal" kam ich mit ihm eine Zeitlang in schriftlichen Verkehr, insbesonders durch die in dem Buche enthaltene Charakterisirung von Jung=Stilling (die in pietistischen Kreisen sehr übel vermerkt wurde) und von Krummacher. In diesen Briefen gab sich Krafft sehr tolerant; er stimmte mir eigentlich in Allem zu, — auch, als später die Rede auf Goethe kam, und ich einen Haufen der Erklärungen Dünzers, eines Freundes von Krafft, als werthlose Kleinigkeitskrämerei bezeichnete.

Krafft nun lud mich zu wiederholten Malen auf das Dringendste ein, ihn zu besuchen, weil er mir eine große Anzahl Briefe Kinkels zu zeigen wünschte; ich habe leider diese Einladungen beharrlich zurückgewiesen, weil ich fürchtete, daß sie einen schlimmen Ausgang nehmen würden; — bei der letzten Anwesenheit Kinkels sagte dieser mir nämlich, wenn ihm der Pastor Krafft begegne, würde er ihn sofort auf der Straße niederschlagen; — den Grund weiß ich nicht, aber ich vermuthe, daß Krafft sich bei der Gefangennehmung und Verurtheilung Kinkels sehr roh und rücksichts= und erbarmungslos geäußert habe*). Jetzt thut es mir leid, denn die Briefe haben ohne Zweifel viel Interessantes enthalten was Sie für Ihre Studie vielleicht hätten gebrauchen können. — —

Verehrungsvoll und in aufrichtiger Ergebenheit

Ihr
Friedrich Roeber.

18. Mai 1899.

---

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundliche Uebersendung Ihres Grenzboten=Artikels über das litterarische Leben am Rhein in der Mitte unseres Jahrhunderts, der mich durch seinen Stoffreichthum, die lebendige Darstellung und das objektive Urtheil in hohem Maße gefesselt hat. Auf die Fortsetzung bin ich sehr gespannt.

Welche Fülle von Namen, die in meiner Jugend allgemein genannt wurden, die begraben und verschollen waren und die uns nun auf einmal wieder lebendig werden. Welche Wirkung in die Ferne hat Simrock nicht schon allein durch seine Uebertragungen des Heliand, der Nibelungen und der Edda ausgeübt.

---

*) Es ist dies derselbe Pastor und christliche Amtsbruder Gottfried Kinkels, der (nach dem Biographen Kinkels, Henne am Rhyn S. 56) Kinkel im Kerker zu Rostock zu bekehren suchte, von ihm sogar Trennung seiner Ehe verlangte, und nach dem Fehlschlagen seiner Versuche den General von der Gröben gegen den Gefangenen bearbeitete.

Vgl. Litterarisches Leben am Rhein S. 88 von Dr. Joesten, Regierungsrath 2c. Leipzig, 1899.

Von Kinkel giebt es ein Abendlied, dessen Wortlaut mir nicht mehr genau erinnerlich ist:

Es ist so still geworden

* * *

Wirf ab, Herz, was Dich kränket
Und was Dir bange macht,

das von Karl Reinecke, meinem alten Freunde, in ergreifender Weise (nach meiner Empfindung) für Chor und Orchester komponirt worden ist. — In Köln ist Reinecke nicht beliebt; — man sieht auf ihn herunter, wie man auch auf den größeren Mendelssohn Bartholdy herunter sieht, dessen Nachfolger Reinecke in Leipzig war, — und auf so vieles Andere in allen Künsten. Doktor Lieber ist sonst mein Freund nicht, aber in der Malerei hat er doch ein erlösendes Wort gesprochen.

Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener
Friedrich Roeber.

Düsseldorf, 30. April 1899.

---

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Uebersendung des litterarischen Lebens am Rhein. Nachdem nun das ganze Buch vollendet vor mir liegt, erhalte ich erst den rechten Begriff von seinem Werthe, seiner Reichhaltigkeit und den mühsamen Forschungen und Studien, welche diese Arbeit erfordert hat. Es war mir oft, als ging ich in einem verzauberten Wald, so traten mir die Unterhaltungen mit meinem Freunde Adolf Schults über die Kölner Poeten wieder vor die Seele. Damals brachte die Kölnische Zeitung häufig einzelne Gedichte zum Abdruck, namentlich von Matzerath und Kaufmann, später auch von Freiligrath; von diesem das berühmte Exoriare „Der Dichter steht auf einer höheren Warte" u. s. w., das dem Dichter die frei gewordene Staatspension von 300 Thalern eintrug, dann aber die Ursache zu seiner demokratischen Umwandlung wurde. —

Mit den herzlichsten Wünschen bin ich in Dankbarkeit für den großen Genuß, den Sie mir bereitet haben, und in aufrichtiger Verehrung

Ihr ganz ergebenster
Friedrich Roeber.

---

14. Juli 1899.

Mit großer theilnehmender Freude habe ich Ihre Epistel gelesen, welche übervoll ist von Wonne und Behagen über das Glück, das Sie in der neuen Stätte gefunden, die Sie ihm erbaut haben, von der Sie sagen können, dieses umzäunte Stück Land ist mein, dieses Haus ist meine Burg, hier bin ich der Herr und der Gebietende. — Ach, wer noch in Ihrem Alter stände; — vor 5 Jahren, als wir nach Düsseldorf zogen in das Haus, das die Sorge meiner Söhne nach unsern Bedürfnissen und unserm Behagen neu eingerichtet hatte, mit dem kleinen Gärtchen und den großen Bäumen, das Entzücken meiner Frau — ja, da hatte ich ungefähr dasselbe Gefühl, wie Sie, verehrter Freund, — da rief ich, hier können wir randaliren nach Herzenslust, hier giebt es keinen Miethsherrn, der uns kündigt; ach, ich hatte an den Miethsherrn nicht gedacht, der schon in der Stunde der Geburt einen Vertrag mit uns schließt, der uns heraussetzt aus Allem und uns unfähig macht Glück zu verleihen und Glück zu empfangen.

Mit wahrer Freude habe ich gelesen, daß Sie wieder einige Stunden schlafen können, und die Nordsee wird Ihnen wohl den ganzen Schlaf wieder bringen; er ist doch der Alles heilende große Wunderarzt.

Tausend Dank für Ihre freundliche Einladung; einstweilen wäre ich Ihnen noch ein zu trübseliger Gast, und ich weiß auch nicht, wie das anders werden soll; meine Söhne lassen Ihnen ebenfalls herzlich danken. Ernst reist wieder nach Danzig, wo er die Akademie-Ferien benutzt, um dort die ihm aufgetragenen großen Wandgemälde im Landeshause (Ständehaus) auszuzeichnen; vielleicht wird er in diesem Jahre fertig; — Fritz malt die großen Wandbilder für die Akademie in Münster; er wurde im vorigen Jahre durch eine lang andauernde Krankheit sehr in seinen Arbeiten zurück gehalten, — und daneben nimmt ihn die geplante große Kunst- und Industrie-Ausstellung und der damit verbundene große dauernde Kunst- und Industrie-Palast in Anspruch, da er in all' den verschiedenen Abtheilungen Mitglied ist und in einigen den Vorsitz führt. Der ganze Gedanke ist von ihm ausgegangen und zwar schon vor 8 Jahren; damals erwiesen sich zu große Schwierigkeiten, die aber jetzt, durch den Bau der Rheinbauten und die damit verbundenen Ufer-Erhöhungen zum großen Theile hinweggeräumt sind.

---

In Friedrich Roeber haben wir nach Vorstehendem eine echte und wahre Dichternatur, die nur der Kunst gelebt hat, kennen gelernt. Alle, die ihm im Leben näher getreten sind, schätzen an ihm die vornehme und charaktervolle Gesinnung voll Bescheidenheit und frei von jeglichem Neide und Mißgunst, die ihn, unbekümmert um den Beifall der Menge, Großes und Schönes schaffen ließen. Haben auch nicht alle Schöpfungen bleibenden Werth, und wird auch manches seiner Dramen, wie so viele Werke großer dramatischer Dichter, nur Buchdrama bleiben, so wird meines Erachtens die Zeit nicht fern sein, in der das Publikum, von dem naturalistischen Drama der Hauptmann-Sudermann'schen Epoche übersättigt, sich wieder an den klassischen unh historischen Gestalten solcher Dramatiker erwärmen wird, die ihre Probleme nicht ersinnen und die Handlung erfinden, sondern ihre Gestalten und Stoffe aus der großen Menschenbrust, der Geschichte der Menschheit, schöpfen. Habent sua fata libelli!

Auf den nunmehr in das Reich der Ewigkeit geschiedenen Dichter finden die Worte Emanuel Geibels, wie auf wenige Olympier, Anwendung:

> „Drei sind Einer in mir: der Hellene, der Christ und der Deutsche,
> Ach, und die Kämpfe der Zeit, kämpf' ich im eignen Gemüth."

Sanft und schmerzlos ist der Dichter verschieden. Nur wenige Stunden vor ihm war die Schwiegertochter Roebers, die Frau Professor Fritz Roeber, dem Vater in den Tod vorausgeeilt, ohne daß die Beiden von ihrem nahen Lebensende eine Ahnung hatten. In den Gefilden der Seligen wartet ihrer nun ein frohes Wiedersehen.

So ist denn der treue Sohn der „ruhmreichen Berge" in die Gefilde ewiger Schönheit und Poesie heimgegangen. Auf dem neuen Friedhof zu Düsseldorf hat man, was an Friedrich Roeber sterblich war, zur Ruhe gebettet. Seit Karl Immermann und Christian Grabbe hat den Boden dieser Kunststadt kein größerer Dramatiker je betreten. Aber auch die Stadt Elberfeld mag darauf nicht wenig stolz sein, daß in ihr der viel-

seitigste ihrer landsmännischen Dichter das Licht der Welt erblickte und dort als hervorragender Kaufmann und Dichter bis nahe an sein achtzigstes Lebensjahr gewirkt hat. Bei dem großen Idealsinn, den die Bürgerschaft Elberfelds neuerdings durch die Anbringung des „Ritters von Elberfeld" am neuen Rathhause und anderer öffentlicher Kunstdenkmäler auf patrotischem und socialem Gebiet bethätigt hat, dürfte die von pietistischen Hetzern beider Confessionen in den letzten Wochen in die Wege geleitete Beurtheilung des neu errichteten Brunnendenkmals als eine einzelne vorübergehende Geschmacksverirrung anzusehen sein, und zweifle ich keinen Augenblick daran, daß der gesunde Kunstgeist, den ein Roeber und Andere dort gepflegt haben, wieder zum Durchbruch kommt, und die Nachwelt dort das Andenken des größten Sohnes ihres Weichbildes in gebührender Weise hochhalten wird.

Die Schwesterstadt Barmen hat ihren Sohn Emil Rittershaus dem Gedächtniß der Nachwelt dauernd in Erz und Stein übergeben; sein ehernes Bild ehrt in gleicher Weise diejenigen Kreise, die dem Dichter das ihm gebührende Verständniß und die schuldige Werthschätzung entgegengebracht haben. Freilich war Friedrich Roeber kein Emil Rittershaus, aber Emil Rittershaus war *noch lange kein* Friedrich Roeber!

Wie dem auch sein mag, meine Ausführungen werden jedenfalls dazu beitragen, daß die Freunde Friedrich Roebers im Wupperthal und in der Stadt Elberfeld dieser „des Schweißes der Edeln werthen" Sache bald näher treten und ein einfaches schlichtes Denkmal dem Dichter errichten zur Erinnerung an ihren größten, von Hermes und Apollo gleichmäßig begnadeten Sohn, der heranwachsenden Jugend zum Vorbild und zur Nacheiferung im Reiche des Wahren, Guten und Schönen!

# England im XVIII. Jahrhundert.

## Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Von

**Reinhold Günther.**

— Burgdorf-Bern. —

„Großbritannien, diese Königin der Inseln, ist in Ansehung der Regierungsform, der Gesetze, Sitten, Gebräuche, der Art, wie ihre Einwohner denken, handeln und überhaupt leben, so sehr on allen anderen Ländern in Europa unterschieden, als wenn diese sonder-are Insel nicht zu unserm Welttheile, sondern zum Südmeere gehörte. esonders ist der Kontrast äußerst auffallend, wenn man aus Frankreich ach England kommt. Man glaubt in einen andern Planeten versetzt zu in, da diese Veränderung nicht allmählich oder nach langwierigen Reisen, ndern in wenigen Stunden geschieht"*).

Sehr unähnlich den in unseren Tagen zu beobachtenden Ereignissen, atte der nordamerikanische Freiheitskrieg die Sympathien, welche die füh-nden Geister der Aufklärungsperiode für England empfanden, nicht zu rstören vermocht. Das Inselreich blieb ihnen der Inbegriff aller bürger-chen Freiheit und die öffentliche Meinung schob die Schuld, den Versuch ternommen zu haben, die dreizehn Staaten in Sklavenbande schlagen zu ollen, auf die Minister. Im Uebrigen pries man das englische Volk als s kultivirteste auf dem ganzen Erdenrunde. Hatte man einst die Revo-tion unter dem langen Parlamente und den Tod Karls I. als ein zum immel schreiendes Verbrechen aufgefaßt, so fand die glorious revolution n 1688 bereits ihre aufrichtigen Bewunderer in großer Zahl. Im Weiteren aren Voltaire und andere ebenso oberflächlich wie er die englischen ustände beobachtende Franzosen mit Erfolg thätig gewesen, einen wahren

---

*) Eingangsworte des Werkes von J. W. Archenholtz: „England und Italien" ('85). —

Kultus für alles Britische zu erwecken. Man studirte die englische Dichtung und Philosophie und übersah dabei vollständig, daß das Volk, welches einen Shakespeare, Harvey, Locke, Hume, Pope, Newton und Andere mehr zu den Seinigen zählte, in Rücksicht auf die sittliche Entwickelung seit dem Mittelalter so gut wie keinen Fortschritt gemacht hatte.

Die Anglomanie wuchs noch mehr an in der Periode der Kriege der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches. Als das Jahr 1848 eine Anzahl deutscher Männer nach England vertrieb, entstanden diesem in ihnen begeisterte Lobredner, die ohne viel Kritik in unzähligen Zeitungsartikeln, die britische bürgerliche Freiheit und den britischen Liberalismus beweihräucherten. Man müßte Bände füllen, wollte man auf all die lächerlichen Deklamationen eingehen, die männliche und nicht zuletzt auch weibliche Federn, noch bis in die neueste Zeit über die englische Herrlichkeit, besonders in deutschen liberalen Blättern, veröffentlichten. Erst in den letzten Jahren sind diese Stilproben etwas seltener geworden, aber noch leben eine gute Schaar braver Ideologen, die England als die beste aller Welten ansehen; sie zu bekehren ist nicht wohl möglich, aber glücklicherweise auch nicht nöthig. Das „moderne Phönikien" sorgt selbst dafür, daß die Sympathien rasch genug schwinden.

Was in den Augen der Englandschwärmer vor Allem die kulturellen Grundlagen des Inselreiches ausmachten, waren die Preßfreiheit, die Habeas-Corpus-Akte, das öffentliche Gerichtsverfahren mitsammen — den öffentlichen Hinrichtungen, die Geschworenenbank.

Die parlamentarische Regierung und das Petitionsrecht galten als unerreichbare Vorbilder bürgerlicher Freiheit.

Thatsächlich waren jedoch im 18. Jahrhundert die englischen Ministerien genau so wie das Parlament der Inbegriff einer schamlosen Käuflichkeit und Selbstsucht. Voltaire wußte jedoch auch diese Thatsache zu beschönigen wenn er erklärte: „Der beste Beweis, daß die Briten mehr werth sind als die Franzosen, ist der, daß man sich Mühe giebt, sie zu kaufen."

Wie man von einer bürgerlichen Freiheit sprechen konnte, indem man sich die herrschenden Wahlgesetze vergegenwärtigte, bleibt unerfindlich. Denn während Grundbesitzer, die von ihren liegenden Gütern jährlich nur zwei Pfund Einkommen zogen, stimmberechtigt erschienen, waren Städte wie Birmingham und Manchester, weil sie beim Erlaß der Magna Charta noch nicht bestanden hatten, ohne Vertreter im Parlament; selbst die Londoner City vermochte nur deren vier abzuordnen. Und wie ging es bei den Wahlen zum Unterhause zu? Die Hogarth'schen Schilderungen dieser Art von „altenglischen Volksbelustigungen" sind bekannt. Die Bestechung der Wähler ward in mannigfachster Weise geübt. Damals so gut wie heute kam es auch vor, daß schöne Aristokratinnen ihre Küsse an gewöhnliche Plebejer verschenkten, um auf diese billige, aber wenig appetitliche Art Stimmen zu kaufen. Während des amerikanischen Krieges zeichnete sich

besonders die üppige Herzogin von Devonshire nach dieser Richtung hin aus. Mit Vorliebe nutzten die in Ostindien reich gewordenen Freibeuter die Bestechlichkeit, um in's Parlament zu gelangen. Waren sie doch als Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung am ehesten im Stande, ihre in den Kolonien begangenen Verbrechen zu vertuschen und straflos ihren Raub im Mutterlande zu genießen. Dagegen verbot die viel bewunderte bürgerliche Freiheit jedem Ladenbesitzer den Eintritt in das Parlament, und die Krämer, obwohl sie verhältnißmäßig die höchsten Steuern entrichteten, besaßen nicht den geringsten direkten Einfluß auf die Wahlen, geschweige denn das Recht, ihre Stimmen abzugeben.

In welcher schamlosen Weise die Minister die öffentlichen Mittel zu ihren und ihrer Geschöpfe Gunsten ausnutzten, ist allgemein bekannt. Die Lage der Dinge rief zwar mehrfach Entrüstungsszenen nach dem Muster der modernen Protest-Meetings hervor, aber es bewahrheitete sich dauernd das Wort von Hume: „Die Briten sind das einzige Volk in der Welt, das keinen Charakter besitzt; aber vielleicht gilt diese sonderbare Eigenschaft selbst für einen hervorragenden Charakterzug."

Die Preßfreiheit ist nicht auf englischem, sondern auf holländischem Boden geboren und erst durch die Oranier auf die Inseln verpflanzt worden. Im Jahre 1780 erschienen in dem damals etwa eine Million Einwohner zählenden London 83 Zeitungen, von denen der „Daily Advertiser" etwa 20 000, der „Public Advertiser" zwischen 10 und 12 000 Exemplare täglich druckte. Die mit der Preßfreiheit schlecht passende Zeitungssteuer brachte damals jährlich 100 000 Pfund Sterling ein, und um genügenden Absatz in der Oeffentlichkeit zu finden, mußten die Verleger natürlich zu allerlei mehr oder minder bedenklichen Mitteln greifen.

Bereits gab es ein wohlausgebildetes Reporterthum in den sogenannten „Paragraphen-Schreibern", welche die von jeher in England bestehende Lust an Skandalgeschichten gehörig ausnützten. Selbst bei der Verbreitung der schmachvollsten Verleumdungen, sofern sich diese gegen Persönlichkeiten richteten, welche nicht die Gunst des Pöbels besaßen, liefen die Anarchisten der Ehre wenig Gefahr. Bei den herrschenden Rechtsgebräuchen und Rechtsanschauungen durften sie im Allgemeinen auf Freisprechung rechnen. Wurden sie jedoch zum Pranger verurtheilt, so erhöhte diese Art öffentlicher Vorstellung gewöhnlich ihr Ansehen. Archenholtz erzählt denn auch: „So sah ich einen Drucker am Pranger stehen, dem das zahllose Volk, anstatt ihn zu mißhandeln, ein beständiges Vivat zujauchzte; es wurden ihm Erfrischungen dargebracht und zum Munde geführt, da er seine Hände nicht brauchen konnte; der Pranger war mit Blumen bestreut und von vornehmen Personen umringt, die sich mit ihm unterhielten. Kurz, das Pilori diente ihm anstatt eines Triumphwagens, und so unbequem auch seine Stellung war, kann er doch diese Stunde unter die angenehmsten seines Lebens zählen."

Derartige Schauspiele gehörten zu den bevorzugten Vergnügungen der großen Welt so gut wie der gemeinen Gassenbevölkerung. Das Prangerstehen war für den dazu Verurtheilten oft genug lebensgefährlich, mußte er doch sein Haupt wehrlos allen Wurfgeschossen darbieten, welche die Menge unablässig auf ihn richtete. Zertrümmerungen des Schädels und Auslaufen der Augen kamen oft genug vor. Uebrigens wußten sich reiche Leute, die etwa wegen Betrugs oder Meineids an den Schandpfahl kamen, vor Mißhandlungen dadurch bestens zu schützen, daß sie sich eine genügende Schutzwache anwarben.

Die Justiz kannte noch alle Grausamkeit des späteren Mittelalters in den Strafen: Einäscherungen, Zutodepressen (in Schottland), Hängen, Ohrenschlitzen, öffentliche Auspeitschungen auch bei weiblichen völlig entkleideten Personen u. s. w. waren an der Tagesordnung. Die vornehme Welt fehlte niemals bei den verschiedenen Hinrichtungen und Stäupungen, ja, man reiste sogar einzig und allein zu dem Zwecke nach Paris, um (1756) sich an den Martern, welche der Attentäter Damiens bei seiner Justifizirung erlitt, zu weiden.

Es kann unter solchen Umständen nicht auffallen, daß es mit der öffentlichen Sittlichkeit in England sehr böse stand. Die Zeitungen brachten täglich Anzeigen, deren Inhalt heute in deutschen Blättern kaum zulässig erschiene, nebenbei mag bemerkt werden, daß Heirathsgesuche bereits im Beginne des 18. Jahrhunderts in englischen Tagesblättern erschienen. Von der Heiligkeit der Ehe besaß man trotz Hochkirche und Puritanismus die sonderbarsten Ansichten. Die „Heirath nach der Mode", wie sie Hogarth schildert, kam zwar auch in anderen Ländern vor und ist niemals an einen bestimmten Zeitabschnitt gebunden gewesen. Was jedoch besonders englisch war, ist die Art und Weise, wie man die Ehe benutzte, um dem Gesetze eine Nase zu drehen. So war der Gatte verpflichtet, für alle von der Frau während des Zusammenlebens und vor dem Abschlusse der Verbindung gemachten Schulden aufzukommen. Das benutzten die großen Damen der Halbwelt. Sie suchten durch eine Anzeige einen passenden Heirathskandidaten, der sich notariell verpflichtete, niemals von seinen ehelichen Rechten Gebrauch machen zu wollen. Er erhielt beim Abschluß der Ehe ein entsprechendes Handgeld und ferner ein gewisses jährliches Einkommen, wofür er dann freilich an Stelle seiner Frau Gemahlin in das Schuldgefängniß wandern mußte. Dort lebte es sich übrigens gar nicht schlecht, und um eine Genossin war der Schuldgefangene, der einige Geldmittel besaß, nie verlegen. Kam es doch regelmäßig vor, daß in Kings Bench und in der Fleet, die wahre kleine Vergnügungsstädte bildeten, Orgien im großen Stile gefeiert wurden; hunderte von Freudenmädchen bevölkerten die beiden eigenartigen Republiken, und zur Nachtzeit erhielten sie selbst noch Zuzug von guten Freundinnen oder abenteuerlustigen Damen aus der Stadt.

Ebenso vermochten sich Frauen der ihnen unbequemen Aufsicht durch

den Gatten zu entziehen, wenn sie eine Schuldenlast auf sein Haupt wälzten, daß er gezwungen wurde, in's Gefängniß zu gehen. Zu solchem Widersinn führte das starre Festhalten an der urgermanischen Ansicht, daß der Mann der Mundwalt seiner Frau sei.

Dagegen hat es sich bis in die neueste Zeit hinein in England gar nicht allzu selten ereignet, daß ein Gatte seine schönere Hälfte mit dem Stricke um den Hals auf den Markt führte und dort dem Meistbietenden regelrecht verkaufte. Eine nämliche Anarchie in den sittlichen Auffassungen bestand in Rücksicht auf die Eheschließungs-Zeremonie. Jeder Geistliche, auch diejenigen, welche wegen unsittlichen Benehmens im Gefängnisse weilten, waren berechtigt, Trauungen abzuschließen. Sie thaten es oft genug für wenige Schillinge und in unanständigster Kleidung; erst die Parlamentsakte von 1754 machten diesen Skandalen ein Ende. Von da ab und bis in das 19. Jahrhundert hinein amtete der bekannte Schmied von Gretna-Green bei den heimlichen Trauungen. Die Bigamie gehörte zu den öfter vorkommenden Gegenständen der Rechtsprechung, und selbst Personen aus den höchsten Ständen machten sich ihrer schuldig. So ward 1777 vor dem Oberhause ein Skandalprozeß gegen die Herzogin von Kingston verhandelt, in dessen Verlauf sie wegen Doppelehe zur Brandmarkung verurtheilt wurde; die Strafe gelangte jedoch nicht zur Vollziehung, weil die liebevolle Dame dem bevorrechtigten Hochadel angehörte.

Die Zahl der Verbrecher aller Art, welche London allein beherbergte, schlug man 1786 auf mindestens hunderttausende Seelen an. Im Gerichtshofe zu Old-Bailey wurden im nämlichen Jahre 133 Todesurtheile ausgesprochen und 582 Angeklagte zur Deportation, zum Staupbesen, zur Schandsäule u. s. w. bestimmt. Auf dem flachen Lande trieben die Straßenräuber, umwoben von dem Schimmer einer gewissen Romantik, ihr einträgliches Handwerk. In London lebten damals mindestens 70 000 Freudenmädchen, und die Reisenden jener Zeit behaupten zu wiederholten Malen, daß nirgends die Ausschweifungen solchen Umfang annahmen, wie gerade in der den Sabbath strenge heiligenden englischen Hauptstadt.

Grauenvoll sind von jeher die Zustände unter dem niedrigen Volke Londons gewesen. Wir verstehen das Hogarth'sche Bild vom „Branntweingäßchen", wenn wir hören, daß es Schnapskneipen gab, die durch eine Inschrift verkündeten: „Here You may get drunk for a penny, dead drunk for two pence, and get straw for nothing." Ueberhaupt herrschten auch unter den Vornehmen Tafelsitten, die an die drastischen Schilderungen des Ritters Schweinichen erinnern. So kamen die Mundtücher erst nach 1780 auf, vorher hatte das Tafeltuch deren Dienste versehen. Daß den großen Essen die häßlichsten Scenen schlimmster Trunkenheit folgten, war ganz gewöhnlich; fehlte es doch nicht an Getränken. Es ereignete sich wohl, daß große gemauerte Becken mit Punsch gefüllt wurden, auf dessen Oberfläche ein

kleines Schiff aus kostbarem Holze schwamm, von welchem aus eine Hebe das Füllen der Gläser besorgte.

Von der Wettleidenschaft, die alle Welt beseelte, mag hier nur eine bezeichnende Anekdote erwähnt werden. Die Insassen der Invalidenhäuser, denen keine Rennpferde zur Verfügung standen, ließen dafür gewisse Schmarotzerthierchen auf glatt geriebenen Tischen „laufen", um dergestalt ihre Bierration mit Anstand verwetten zu können.

Mit der allgemeinen Rohheit der Sitten stimmt das jeder Zeit brutal sich äußernde britische Nationalgefühl überein. So erklärt Sherlock in seinen Briefen: „Gesinnungen und Handlungen stehen in England auf einer höheren Stufe als irgendwo in der Welt. Hier giebt es keine Wirkungen ohne Ursachen. Wir bringen die Jugendzeit beim Studium der Griechen und der Römer zu*), und diese großen Vorbilder erweitern unseren Geist. Das Glänzende in den Grundsätzen und Thaten jener Völker feuert in unseren Seelen die edelsten Leidenschaften an . . . Geht ein Engländer auf Reisen . . . . so überzeugt er sich, wie hoch England über allen anderen Nationen steht . . . er findet, daß die ihm zum Vortheile seines Vaterlandes früh eingeimpften Vorurtheile auf Wahrheit gegründet sind. Fühlt er dann seine Seele von edlem Stolz erweitert, so wird er über seinen Alles übertreffenden Eigenwerth jubeln und Gott danken, daß er als Brite geboren ward."

Mit diesen noch heute in unverfälschter Reinheit bestehenden Ansichten ging und geht ein kleinlicher Fremdenhaß Hand in Hand. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es nicht selten vor, daß Leute, die in französischer Kleidung sich über die Straße wagten, vom Gassenpöbel tödtlich mißhandelt wurden. Französische Schauspieler wurden auf der Bühne mit ähnlichen Liebenswürdigkeiten begrüßt wie die an der Schandsäule Stehenden. Genug, es herrschten um 1780 Sitten in London, soweit es sich um Ausländer handelte, wie sie damals selbst in Konstantinopel nicht mehr erlebt wurden.

Lächerlich wirkt auf den Kenner der Verhältnisse das Hogarth'sche Bild, welches die Wehrfähigkeit Englands im Jahre 1756 verherrlichen soll. Die britische Landmacht ist von jeher mit einer verrosteten Maschine zu vergleichen gewesen. Der Stellenkauf im Offizierkorps, der übrigens bis 1870 gesetzliche Kraft besaß, beraubte das Heer sehr vieler tüchtiger Führer. So kostete um 1790 eine Infanterie-Kompagnie 1500 Pfund Sterling, eine Dragoner-Schwadron 2500 Pfund Sterling und konnte demnach die Hauptmannsstelle um diese Summe jeder Zeit auch von ganz jungen, völlig un-

*) Neun Zehntel aller Bewohner des Inselreiches im XVIII. Jahrhundert waren Analphabeten. Heute noch steht Großbritannien im 13. Rang unter den europäischen Staaten in Hinsicht auf das Verhältniß der Zahl der Volksschulen.

erfahrenen Leuten erkauft werden. Uebrigens war das Angebot dieser Art von Waare stets größer als die Nachfrage.

„Die geringe Achtung des Volkes für die Landarmee," erklärt uns Archenholtz, „hemmt den Ehrgeiz der Offiziers, die sich daher auch nicht sehr auf die Taktik legen und überhaupt keine besondere Liebe zum Militärdienste zeigen. Bey keinem Stande in England ist die Aussicht eines jungen Menschen von Erziehung, sein Glück zu machen, so beschränkt, als beim Militär."

Im Jahre 1785 zählte die reguläre Armee gesetzlich nur 29 345 Mann, ie den für jene Zeit ganz ungeheuren Aufwand von 1 978 155 Pfund Sterling orderten*). Im folgenden Jahre trat eine Vermehrung auf 40 000 Mann in, die 2 358 922 Pfund Sterling kosteten, ein Verhältniß, das sich längere Zeit erhielt.

Die Furcht vor etwaigen Pronunciamentos trug viel dazu bei, daß s niemals zu Uebungen in größeren Truppenverbänden kam — eine Gewohnheit, die sich ebenso wie die andere erhalten hat, daß die Großzahl der höheren Führer herzlich wenig vom Dienstbetriebe verstand. Das Handgeld für Rekruten betrug nach dem amerikanischen Kriege drei einhalb Pfund Sterling, der tägliche Sold 2 Pence. Nach 21jähriger Dienstzeit oder im Falle der Invalidität erhielt der Mann eine Pension von 9 Pfund Sterling jährlich. Den Korporalsstock kannte die britische Armee der guten alten Zeit nicht, wohl aber die neunschwänzige Katze, welche fleißig gebraucht ward. Andererseits hatte der Söldner mancherlei Vorrechte. So mußten ihm auf Märschen die Bierwirthe Betten, Feuer, Licht und täglich fünf Pinten Gerstensaft liefern. Ward er ohne Pension verabschiedet, so mußte ihn das Kirchspiel, wo er sich gerade aufhielt, unterhalten. Während des Dienstes endlich konnte er in seinen, ihm reichlich zubemessenen Mußestunden ein Handwerk treiben und dieses, allen Zunftrechten zum Trotze, auch nach der Verabschiedung fortsetzen.

Die vollständig unbrauchbare Miliz, welche die Grafschaften aus Freiwilligen bildeten, kostete jährlich 130 000 Pfund Sterling. Wie es um ie Ordnung und Manneszucht bei ihr bestellt war, geht aus der Thatsache ervor, daß der sie 1778 bei Coxheath musternde König Georg III. von iehreren „Regimentern", die den amerikanischen Krieg nicht gut hießen, iit Pfeifen und Brüllen begrüßt wurde**).

Die britische Seemacht bestand 1786 aus 114 Linienschiffen, 13 Dreieckern, 113 Fregatten und 252 Schaluppen; ihr Unterhalt kostete in nem Jahre 2 428 320 Pfund Sterling. Die Kanalflotte, ständig zum

---

*) 1898: 250 000 Mann; 25 Millionen Pfund Sterling in runder Summe.

**) Friedrich der Große betrachtete es als eine Beleidigung, daß ihm das Kabinet on St. James einen Gesandten schickte, der als einzigen Titel den eines Majors der ritischen freiwilligen Miliz aufzuweisen vermochte.

Auslaufen bereit, setzte sich 1787 aus 12 Linienschiffen, 5 Dreideckern, 35 Fregatten und 62 Schaluppen zusammen; an Bemannung wurden 14000 Matrosen und 4000 Seesoldaten gezählt. Da die Handelsflotte für ihre 12000 Schiffe vieler Leute bedurfte und der königliche Dienst keineswegs lockend erschien, so griff man zu dem Mittel der bekannten „Preßgängerei", um den Kriegsschiffen die nöthige Besatzung zu verschaffen. Es soll noch nicht gar so lange her sein, daß dieses Gegenstück zum Sklavenhandel in Fortfall gekommen ist*).

Das Verkehrswesen Englands galt den Zeitgenossen des amerikanischen Krieges als vortrefflich. Man rühmte die guten Straßen und die bequeme Art des Reisens, sowie die reinlichen Gasthöfe. Aber man reiste auch nicht billig, wenngleich verhältnißmäßig schnell. Von London nach Dover war man 8 Stunden unterwegs, von dort nach Calais rechnete man 6 bis 10 Stunden, und an Kosten blieb 10 bis 12 Pfund Sterling für die ganze Reise zu veranschlagen. Ausgenommen die Bettler wanderte Niemand zu Fuß durch das Land; wer billig fahren wollte, kletterte auf den Deckel der Stage-Coach oder benutzte einen Planwagen, von deren Einrichtung uns ja die Hogarth-schen Bilder einen guten Begriff geben. Schlugen solche Reisemaschinen um, was nicht selten vorkam, so hatten die Chirurgen ordentlich zu thun. Auch die Highwaymen, die Buschklepper, trugen nicht gerade dazu bei, eine Fahrt sehr angenehm zu machen; sie waren so gewöhnlich, daß die Befriedigungsmittel für ihre Beutesucht bei wohlhabenden Personen einen stehenden Posten im Anschlag für die Reisekosten ausmachten.

Weit vorgeschritten gegenüber den Einrichtungen auf dem Festlande war dagegen die Post. Zwar bestand selbst für London nur ein einziges Amt, aber es war von Morgens bis Mitternacht geöffnet, und die Briefe wurden von besonderen Leuten in den Straßen eingesammelt. Für die Stadtkorrespondenz gab es eine Penny-Post, doch nahm man in vornehmen Häusern keine Sendung an, die derart befördert ward. Briefkästen kannte die englische Post damals nicht; an ihrer Stelle bestanden Sammelstellen in Kramläden. Das Postgeheimniß mag dementsprechend kein allzu strenges gewesen sein.

Wenn wir das Gesammtbild betrachten, das uns das England von hundert Jahren darbietet und das wir nach seiner kulturgeschichtlichen Seite hier nur in flüchtigen Strichen skizzirten, so werden uns mancherlei ähnliche Züge mit dem modernen Großbritannien auffallen. Man vergesse dabei nicht, daß Handel und Gewerbefleiß damals schon auf englischem Boden

*) Damals brachten englische Schiffe jährlich bei hunderttausend Negersklaven nach Amerika. Erst als es der englischen Handelspolitik nicht mehr gefiel, daß sich fremde Staaten mit billigen Arbeitskräften versahen, wurde im Namen der Menschlichkeit Jagd auf die Sklavenschiffe gemacht. Cromwell hatte übrigens seine Widersacher als Sklaven nach Westindien verkauft.

verhältnißmäßig ebenso entwickelt waren, wie dies heute der Fall ist, bei der vollständigen Umänderung aller technischen, ökonomischen, politischen und theilweise auch der sozialen Verhältnisse. Dem strenge urtheilenden Kulturhistoriker wird ein unverkennbarer Stillstand im heutigen England trotz aller seiner äußerlichen Fortschritte auffallen. Analogien findet er in der Rüstkammer der Wissenschaft eine ganze Anzahl; die gewaltigste, freilich auch verzerrteste in dem großen China, das man seit Marco Polos Tagen als einen Kulturstaat ersten Ranges ansah und dessen innere Fäulniß, Barbarei und Unkultur man erst in jüngster Zeit langsam erkannte.

Jedenfalls ist ein Reich nicht auf der Höhe der an dasselbe herantretenden Aufgaben, wenn man es vom Standpunkt der Kulturgeschichte aus auch nur im Entferntesten mit China vergleichen kann.

# Gustave Flaubert.

Von

## E. Platzhoff.

— Tour de Peilz (Schweiz). —

Ein Blick auf die Litteraturentwickelung der letzten 150 Jahre zeigt uns drei einander ablösende große Strömungen: die Aufklärung, die Romantik, den Realismus. Fast scheint das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung verleugnet, der Glaube an einen kontinuirlichen Fortschritt, auch in der Geistesgeschichte, unhaltbar geworden, denn größere Gegensätze, als die genannten lassen sich kaum denken, eher noch ließe sich die erste dieser Perioden aus der dritten logisch verstehen. Aber eine solche Auffassung der Historie verkennt das treibende Moment ihres Verlaufs, das der Gegensätze geradezu bedarf. Auf die Ueberspannung einer Richtung folgt in gleich extremer Gestalt ihr Gegentheil, und der versuchte Ausgleich beider erzeugt in's Unendliche neue Motive und Gegensätze. So schroff diese bei ihrem ersten Auftreten sind, so wenig unvermittelt, so ganz folgerecht sind sie an ihren Berührungspunkten. Einer der auffallendsten und zugleich hervorragendsten dieser Uebergangstypen ist Gustave Flaubert. An ihm läßt sich erkennen, bis zu welchem Grade eine Personalunion von Extremen einheitlich sein kann und welche fruchtbaren Kombinationen zwischen Romantik und Realismus möglich sind. Wir sehen dabei zugleich die Vorzüge wie die Mängel beider Richtungen, prüfen ihre Ansprüche wie ihre Versprechungen und messen an ihnen das thatsächlich Erreichte. Wir suchen endlich von dem Werke zur Persönlichkeit des Künstlers durchzudringen, jenes aus diesem zu verstehen, diesen aus jenem zu schätzen und in seiner Größe zu würdigen.

### I.

Die Romantik war im Gegensatz zur Aufklärung eine Zeit der Herrschaft des Gefühls und eine Geltendmachung seiner Rechte. Der Ver-

stand der Enzyklopädisten hatte Alles erklären und verstehen wollen. Was sich dieser Methode nicht fügen wollte, wurde nicht anerkannt. Stolz auf die eigene Klugheit, blickte man mit sattem Behagen und frevlem Spott auf Alle, die noch am Glauben festhielten, daß es weite Reiche gäbe, vor denen die Menschenweisheit kapituliren muß. Was man begriffen hat, bietet keinen Reiz mehr, und was nicht begriffen werden kann, existirt nicht. In diesem faulen Ruhen auf einem noch obendrein unsicheren Erwerb, in dieser Verkennung anderer seelischer Elemente und Bedürfnisse liegt der Todeskeim aller Aufklärung. Das Gefühl läßt sich nicht ungestraft vergewaltigen, es hat eine Wirklichkeit, die ihm der Verstand nie dauernd wird zerstören können; es hat seinen Machtbereich, den fremde Eindringlinge nur auf kurze Zeit besetzt halten dürfen. So wich auch die Aufklärung wieder zurück, und an ihre Stelle trat die Romantik mit dem gleichen Drang nach Alleinherrschaft, mit demselben Anspruch auf Unfehlbarkeit. Die Wirklichkeit hatte man ihr verleidet, die Gegenwart aller Reize beraubt, so knüpften sie an vergangene, verwandte Zeiten an und wandten sich fremden, entschwundenen Kulturen zu. Diese rückwärts gerichtete Tendenz ist ein wesentlicher Zug aller Romantik, er giebt ihr die Sehnsucht, die Traurigkeit und die Weltflucht; erleben wir doch in den letzten zwanzig Jahren eine ähnliche Bewegung. In der Regel übt der Orient seine magnetische Kraft auf die Suchenden aus. Hier ist das farbenreiche volle Leben, nach dem es den Romantiker verlangt. Hier finden sich ungekostete Sensationen, reizvoll neue Erlebnisse, anders empfindende Menschen, exotische Gerüche. Hier ist Freiheit und schrankenlose Befriedigung der kühnsten Wünsche. Verächtlich kehrt sich der Blick zurück nach der glatten Gegenwart mit ihren ärmlichen Durchschnittsmenschen, ihrer Vergötterung des Herkömmlichen, ihrem pedantischen Einerlei und ihrer kleinen Tugend. Der Romantiker allein ist frei in seiner Phantasie; er fühlt den Kontrast zwischen der Stärke seines Wollens und Empfindens mit der Enge seiner bürgerlichen Existenz. Darum schwelgt seine Einbildung doppelt in ihrem unermeßlichen Bereich. Aus diesem Drang nach Entschädigung, diesem Bedürfniß, von allem Bekannten sich möglichst zu entfernen, erklärt sich die Sucht nach dem Gräßlichen oder Gespensterhaften, nach tollen Farbenmischungen und unerhörten Dissonanzen. Eben darin aber liegt die Gefahr der Bewegung. Sie beschreibt mehr Anempfundenes, als sie selbst zu fühlen im Stande ist, zügellos übertreibt sie das Ungewöhnliche zum Unnatürlichen und entfernt sich mit immer größeren Schritten von der Wahrheit. An diesem Mangel geht sie zu Grunde. Im Realismus nimmt die verkannte Wahrheit furchtbare Rache. Nicht nur, daß die schrankenlose Herrschaft des Subjekts eine Begrenzung erfahren hätte, es wird vielmehr ganz verbannt. Man will nicht mehr wissen, was Einer sieht, erlebt, empfindet; man will schauen, was ist, möglichst unabhängig von dem schaffenden Ich. Wie es im Orient vor Jahrhunderten aussah, wie man

dort lebte, weiß Niemand; was uns an Nachrichten darüber zukam, ist zum Theil unsicher, kann jedenfalls von uns nicht nachgefühlt und wahrheitsgetreu gestaltet werden. Sicher kennen wir nur die unmittelbare Gegenwart, unsere nächste, mit uns lebende Umgebung; wäre sie uns aber noch fremd, so ist es eine Pflicht, sie zu studiren. Somit ist sie für den Realisten der einzige künstlerisch mögliche, sein Wahrheitsbedürfniß allein befriedigende Vorwurf. Der kleinste Ausschnitt dieser Wirklichkeit ist für den schildernden Beobachter noch reich an Räthseln. Will er eine Arbeiterfamilie schildern, so muß er die Fabrik des Mannes auf's Genaueste kennen: spricht er von der Krankheit des Kindes, so muß er über medizinisches Wissen verfügen. So erklärt sich der *wissenschaftliche* Charakter des modernen Naturalismus. Er hat freilich noch eine zweite, psychologische Wurzel. Das Durchschnittstalent hat heute immer weniger Spielraum. Die meisten Stoffe sind schon behandelt, die meisten Situationen erschöpft; Wiederholungen scheinen unvermeidlich, und die Langeweile wird zum Schreckgespenst. Da bietet sich die Verwendung des wissenschaftlichen Apparats als eine willkommene Abwechselung. Wie bei der Okulirung auch einer unedlen Pflanze frischer Saft und neue Schönheit zu Theil wird, so belebt sich durch die Kombination mit der Wissenschaft (dem Hypnotismus z. B.) eine altersschwache Litteratur. Diese Verdeckung von Mängeln unter einem prunkvollen Mantel war freilich nicht die Art Flauberts, für den es sich hier nur um eine Prinzipienfrage handelte. Der Romantik gab er die Berechtigung exotischer Stoffe unbedenklich zu, er bestritt ihr aber die subjektive Form der Darstellung und mehr noch ihre skrupellose Behandlung der historischen Wahrheit. Andrerseits schien ihm ebenso die Gegenwartsschilderung des Realismus völlig berechtigt, noch werthvoller aber dünkte ihm seine Methode. Vom Schriftsteller selbst dürfe in einem Werke nichts zu sehen sein. Schon die Keuschheit seiner Seele, mindestens aber die Rücksicht auf den Leser solle ihm verbieten, sich zwischen diesen und das Werk zu stellen. Es sei das eine Störung des Genusses, eine willkürliche Verschiebung des Thatbestandes und eine unberechtigte Eitelkeit. So glaubte Flaubert an eine unpersönliche Kunst und schätzte ein Werk umso höher, je weniger es individuelle Spuren trug. Nicht solle der Stil bei ihm den Menschen verrathen, meint Maupassant einmal, vielmehr solle der Mensch zur Unpersönlichkeit eines allgemein gültigen Stils gelangen. Hier lag Flauberts Größe: ein schöner Satz, eine vollendete Seite ging ihm über Alles; der Inhalt kam erst in zweiter Linie. Mag die Moral auch die Grundbedingung der Aesthetik sein, sie ist jedenfalls nicht die Aesthetik selbst. Darum kann ein schönes d. h. gut geschriebenes Buch nie unsittlich wirken. Schön ist für ihn ein Buch, wenn es Musik hat im Gleichklang und Wechsel der Worte. Kein Dichter hat sich mit der Form so bis auf's Blut gequält, wie der sonst so ungeduldige Flaubert. Stundenlang konnte er über einem Satz brüten; einmal schrieb er fünf Tage an einem

Seite. Nachts stand er auf, um *eines* Wortes wegen, das sich nicht ersetzen ließ, ein halbes Kapitel auszustreichen. Oft ging er auf die Jagd nach Rs, häufte sie, wo der Eindruck es forderte, strich sie, wo sie störten. Oder er suchte, ob die gleiche Silbe sich auf einer Seite mehrmals finde. Freunden pflegte er das Geschriebene nochmals vorzulesen, um es nach ihren Angaben von Neuem unbarmherzig zu bessern. Ein so langsam und mühevoll arbeitender Dichter konnte die Inspiration nicht hochschätzen, sie war ihm mit Faulheit und Oberflächlichkeit gleichbedeutend. Auf Stimmung durfte und wollte er nicht warten; er rang vielmehr mit der Eingebung, wenn sie sich ihm versagte. In dieser Vermeidung aller Reibung im sprachlichen Ausdruck, in der Berechnung des geschriebenen Wortes für das Auge nicht minder, als für den lauten Vortrag, war Flaubert mit Renan einig. Nur schrieb dieser, um zu gefallen, jener aber aus reinem Drang nach Schönheit, und darum war er mehr Künstler. Gefiel ihm aber endlich sein Werk nach tausend Mühen, so entschädigte er sich durch eine völlige Gleichgültigkeit aller Kritik gegenüber. Er, der die Arbeit des Schaffens wie Wenige kannte, verachtete die Nichtschaffenden als minderwerthig und hatte für die besonderen Gaben des Kritikers, sein Anpassungsvermögen, seine vielseitigen Kenntnisse kein Verständniß. — Theilte Flaubert mit dem Realismus das Ideal des unpersönlichen Stils, so war er in der Exaktheit der Darstellung auch mit ihm einig. Nur sah er darin noch weniger ein Verdienst, vielmehr ein Redlichkeitsgefühl dem Leser gegenüber, auf die er sich nichts zu Gute that. Sie ist gleichwohl für ihn charakteristisch, denn Niemand hat wie Flaubert damit solchen Ernst gemacht. Für jeden seiner Romane besaß er eine Materialmappe mit zahllosen kleinen Aufzeichnungen über das Milieu, anzubringende Wendungen, historische Witze und Aehnliches. Große Reisen wurden unternommen, um wie ein Historiker an Ort und Stelle sich von dem möglichen Verlauf einer vergangenen geschichtlichen Begebenheit zu überzeugen. Jahrgänge aller Zeitungen wurden durchstöbert, gelehrte Werke in Menge gelesen, Berge von archäologischen Auszügen gemacht, Behandlungen des gleichen Stoffes in alten Werken geprüft. Jede Situation, in die er seine Helden brachte, versuchte er selbst zu erzeugen, um ihrer Beschreibung den höchsten Grad von Wahrheit zu verleihen.

Freilich war damit trotz aller Mühe noch wenig erreicht. Flaubert wußte sich sagen, daß eine photographische Wiedergabe des Wirklichen im Ernst kein künstlerisches Ziel sein kann. Darum kam es ihm viel mehr auf die *innere* Wahrheit, die Uebereinstimmung des Charakters mit seinem Milieu, als auf dieses selbst an. Trotz alledem aber scheint es, als ob aller Theorie zum Trotz das persönliche Moment in Flauberts Werken oft das Wichtigste sei. Nicht umsonst hat Zola den naturalistischen Roman als „ein durch *ein Temperament gesehenes* Stück Natur" definirt. Dieses Temperament in seiner individuellen Besonderheit verräth

sich ja schon in der einfachen Wahl des Stoffes; bei Flaubert aber zeigt es sich auch sonst deutlich genug unter dem dünnen Schleier objektiver Schilderung. War er doch weit entfernt von dem Durchschnitt der Realisten, deren Sachlichkeit in dem gleichgültig-kalten Verhalten zu ihrem Stoff besteht. Unser Dichter verstand es vielmehr, die Thatsachen mit erschreckender Deutlichkeit reden zu lassen und den Leser mit Gewalt zur Theilnahme an dem Wohl und Wehe seiner Geschöpfe zu drängen. Glaubte auch Flaubert, man sei zur Darstellung umso geschickter, je weniger man fühle, so war er doch mit seinem Innersten an seiner Schöpfung so stark betheiligt, daß er z. B. bei der Vergiftung Emma Bovarys tagelang den Arsenikgeschmack im Munde trug und sich krank davon fühlte. So sehr pflegen Realisten von ihrem Stoffe sich selten ergreifen zu lassen.

Wir sehen also zwei Strömungen sich in Flaubert kreuzen, begrenzen und bekämpfen. Nicht, als ob er erst der einen, dann der anderen nachgegeben hätte oder daß er einmal dieser, einmal jener mehr geneigt gewesen wäre; noch endlich so, als ob er von der einen den Stoff, von der anderen die Methode entliehen hätte. Romantik und Realismus treten vielmehr gemeinsam auf, in jedem Werke theils sich bekämpfend, theils sich vertragend. Eine Uebersicht über Form und Inhalt der Hauptwerke soll diese Behauptung bestätigen. —

## II.

1856 erschien Madame Bovary, ein Roman, der den Verfasser zugleich berühmt und berüchtigt machte, der erste und letzte, der „einschlug", reich an gemeinsamen Elementen mit der Zeitströmung und doch die Besonderheit einer starken Eigenart nicht verleugnend. So reif und ausgearbeitet, so sehr den späteren Werken ähnlich und ebenbürtig, daß es des Dichters letztes Werk so gut wie sein erstes hätte sein können. Daß man kein Kunstwerk darin sah, sondern gerade jenem demoralisirenden Einfluß erlag, den Flaubert einem gut geschriebenen Buche abgesprochen hatte, bewies der Prozeß wegen Unsittlichkeit, den man gegen den Dichter angestrengt, wennschon er auch gerechtfertigt aus ihm hervorging. Heute wäre er vor einer Anklage sicher. Was damals neu war, ist jetzt gewöhnlich. Ja, wir haben seitdem noch ganz Anderes erlebt und schweigend hingenommen. In grob äußerlicher Weise hielt man sich an den Stoff und fragte nicht nach der Art seiner Behandlung und den deutlich genug hervortretenden Absichten des Autors. Flaubert wollte das Schicksal einer jungen Frau der Provinz darstellen, deren romantische Neigungen, unbefriedigt von dem Milieu, auf Abwege gerathen und sie endlich von Stufe zu Stufe sinken lassen. Man sieht schon, wie die beiden Elemente seines Geistes dabei zur Geltung kommen. Hier dies sehnsüchtige Verlangen Emma Bovarys nach ferneren Welten und ungekannten Genüssen; dort die bürgerliche Beschränktheit ihres Mannes, die glatte Eitelkeit Homais, die Brutalität Rudolphs. Das Milieu

ist mächtiger, als sein Mittelpunkt. Langsam vergröbert es die Illusionen Emmas, spannt um sie gefährliche Netze und fängt sie schließlich in einem unentrinnbaren Dilemma. Es ist, als sollte die Romantik bestraft werden, daß sie sich gegen den Realismus zu erheben wagte. Schon dieses Buch hätte den etwa mit „Schule des Lebens" übersetzbaren Titel Education sentimentale verdient, denn es kam dem Dichter darauf an, die Einwirkungen einer bestimmten Umgebung auf ein ihr innerlich fremdes Gemüth zu schildern. Nur ist hier der Ausgang ungleich tragischer, als in dem männlichen Gegenstück der Madame Bovary. Das große Aufsehen des Buches, dem ja verwandte Werke von Balzac und Beyle-Stendhal schon vorangegangen waren, läßt sich wohl kaum durch das erklären, was seinen Werth ausmacht, die zierlich sorgfältige Arbeit, das strenge Sichabheben der als Relief gedachten Figuren vom Hintergrund, die feine Differenzirung auch der nebensächlichen Personen. Man bewunderte vielmehr die Lebenswahrheit der Charaktere, ihre gewollte Erbärmlichkeit und ihr armseliges Dasein. Man hatte jene naive Freude, der Wirklichkeit in der Dichtung unverhüllt und ohne erklärende Begleitung zu begegnen. Man sah einen Selbstzweck in den Schilderungen der Unsittlichkeit und bemerkte nicht, wie sie dem Ganzen eingeordnet waren und nicht mehr als unbedingt nothwendig hervortraten. Mit wie feiner Hand Flaubert hier arbeitete, bewies er, um nur ein Beispiel zu nennen, in der Schilderung der Wagenfahrt Léons und Emmas durch Rouen. Sie steigen ein und steigen aus; kein Wort mehr über den Vorgang. Es bleibt dabei, daß ein reiner Mensch die heikelsten Dinge ohne Verstecken behandeln kann und sich nicht beschmutzt, während eine unreine Phantasie bei dem kleinsten Wort sich zu verrathen Gefahr läuft.

So fanden sich in diesem Sittenbild Romantik und Realismus zu seltsamem Verein zusammen. Die äußere Umgebung war mehr diesem, die Gedankenfarbe jenem entnommen. Léon, Emma, der kleine Lehrling leben in einer anderen Welt als die Uebrigen. Der Hintergrund der Provinz mit ihrem stilleren Leben ist dafür nicht ohne Bedeutung; spielt sie doch noch in zwei anderen Romanen Flauberts eine beachtenswerthe Rolle. — Man kann sagen, daß Flaubert mit einem zweiten Versuch in dieser Richtung zum berühmten und beliebten Manne geworden wäre; man erwartete auch von ihm nichts Anderes, als daß er auf die angedeutete Weise sein Glück mache. Wie schlecht war er verstanden worden! Daß selbst seine Freunde ihm eine solche Rolle zutheilten, schmerzte ihn, ja brachte ihn auf. Zu schreiben, was er konnte, nicht was Andere wollten, erschien ihm als seine Aufgabe. Nichts dünkte ihm verächtlicher und aussichtsloser, als seine Begabung dem Geschmack des Publikums anzupassen. Ein Werk auch nur einen Tag vor seiner vollen Reife und letzten Ausfeilung in die Welt zu setzen, kam ihm einer Beleidigung des Lesers, mehr noch einer Verleugnung seines künstlerischen Selbst gleich.

Ist es doch kein Zufall, daß uns von einem 35 Jahre unaufhörlich schaffenden Dichter nur sechs Bücher hinterlassen sind.

Sechs Jahre waren seit dem Erscheinen seines ersten Werkes verstrichen, als „Salammbô“ die Druckerei verließ: statt der erwarteten Pariser Ehebruchsgeschichte eine Schilderung der Kämpfe Karthagos mit seinen rebellischen Söldnerschaaren! Beschreibungen von Kultgebräuchen, taktischen Vorgängen, Nationalsitten, Waffenrüstungen, Schlachtplänen und Belagerungsmaschinen! Man erklärte das Buch für unlesbar und reihte es im besten Fall jenen Schöpfungen der Weltlitteratur an, die man bewundert, um sie nicht lesen zu müssen: Dantes Inferno, Miltons Paradies, Klopstocks Messiade. Nur waren das Denkmäler der Vergangenheit, Flaubert aber blieb der eigenen Zeit fremd; man begriff nicht, was ihn zu diesem Stoff zog und warum er so viel Mühe auf ihn verwandte.

Für Flaubert waren eben alle Zeiten gleich wichtig und alle historischen Stoffe gleich behandelnswerth. An der Gegenwart hatte er sich müde geschrieben; realistische Stoffe lagen ihm ferner, als seine Freunde glaubten. Wo jene aber zögernd Halt machten, da drang er leichten Muthes und mit frischer Kraft vorwärts. Ein geschichtlicher Stoff, der zur Gegenwart irgend welche Beziehung hat, wie etwa Griechenland oder Palästina, genügte ihm nicht. Es verlangte ihn nach der Darstellung einer fernen, wilden Zeit, zu deren Kenntniß nur die dürftigen Fundstücke mühsamer Ausgrabungen und die spärlichen Angaben alter Geschichtswerke führen konnten. Flaubert war von jeher ein gewaltiger Arbeiter; es war ihm ein Bedürfniß, sich abzuquälen, und er vertraute seinen Werken umso mehr, je mühevoller sie entstanden waren. Ueberall, wo wir den Realismus als Stoff oder Methode bei ihm finden — und er ist stärker vertreten, als die Romantik, — hat er mit seinem Gegenstand mehr ringen müssen, als dort, wo er seine Phantasien gestaltete. Es war sein größter Vorwurf gegen die Romantik, daß sie aus dem Aermel schüttle, was noch einer sorgfältigen Kontrolle und gewissenhaften Prüfung benöthige. So hatte er auch über das Wesen des geschichtlichen Romans seine eigene Ueberzeugung und wollte nicht zugeben, daß es sich hier um einen Kompromiß von Wahrheit und Lesbarkeit handelte, ja, daß der Begriff selbst widerspruchsvoll sei. Man schreibt entweder Geschichte oder einen Roman. Wer Beides will, trägt von dem Seinigen in eine fremde Welt, läßt das antike Kostüm bestehen und belebt es mit modernen Empfindungen. Gerade das schien Flaubert ein Unrecht. Dem fremdartigen Aeußeren sollte das Innere genau entsprechen. Je ferner diese karthagische Welt unserem Gefühl war, desto mehr hatte sie Aussicht, richtig rekonstruirt zu sein. Und so kommt es, daß der Roman keine einzige uns innerlich nahestehende Figur enthält und enthalten sollte. Was Ste. Beuve als Fehler bezeichnet, schien Flaubert gerade ein Ruhmestitel. Nur war das Schicksal des Romans vor der Welt damit besiegelt.

Wenige nahmen ihn zur Hand, noch Wenigere brachten ihn zu Ende. Das Interesse fand keinerlei Anhaltspunkte. Salammbô, Matho, Spendius treten gleich oft hervor, ohne daß man wußte, wer die Hauptperson sei. Besonders gelungene Scenen wie die von den gekreuzigten Löwen, dem ge-
:aubten Schleier, dem Kinderopfer, den Martern Mathos konnten trotz
hrer wilden Schönheit für diesen Mangel nicht entschädigen*). Sie blieben
)ereinzelt und wurden erdrückt in seitenlangen Beschreibungen des Lagers,
)er Rüstungen und hundert anderer Aeußerlichkeiten. Flaubert selbst hatte
)ie beste Kritik des Buches mit den Worten geliefert, das Piedestal sei zu
jroß für die Figur geworden. Nur den von Ste. Beuve und Anderen er-
ɔbenen Vorwurf der Ungeschichtlichkeit in einzelnen Punkten wies er ent-
chieden zurück. Zwar prunkte er nicht mit archäologischem Wissen und
ersteckte, wo es ging, den gelehrten Apparat durch unauffällige Anpassung.
lber er wußte auch, daß kaum ein Mensch in Frankreich über seine Spezial-
enntnisse verfügte und somit ihn zu verbessern berechtigt war. Das Alles
alf ihm nicht zu dem verdienten Erfolg, er hatte sich vielmehr um den
aum erworbenen Kredit beim Publikum gebracht. Der Prozeß der Ver-
:einerung, mit dem Zola Flauberts Entwickelung verglich, hatte begonnen.
Sein folgendes Werk schien ihn aufzuhalten. Daß er nun wieder einen
Pariser Roman schrieb, war kein Zugeständniß an das Publikum, noch
)eniger sollte es ein Dementi Salammbôs sein. Es drängte ihn einfach
ach dem Wechsel eines romantischen mit einem realistischen Stoff; er
:holte sich bei dem einen vom andern und sehnte sich von diesem zu
nem zurück. L'Education sentimentale ist vielleicht sein ruhigstes Werk,
offlich am wenigsten außergewöhnlich, gleichmäßig im Milieu und doch
icht ganz ohne Reiz in seinem Hinhalten bis zuletzt. Mit Madame Bovary
at es viel Verwandtes, aber auch manches nicht Gemeinsame. Der Unter-
hied besteht schon darin, daß es kein Gegenwartsroman ist, sondern ein
eitbild aus der Mitte des Jahrhunderts sein will. Mag die historische
arbe auch wegen der geringen Entfernung jener Epoche nicht immer her-
ɔrtreten, sie ist doch da, und Flaubert hat so große Mühe auf sie ver-
andt, wie etwa Jakobsen auf die historische Treue von „Frau Marie
rubbe". Ein Zeitbild nun kann kein Portrait sein, sondern verlangt die
ervorhebung einer ganzen Gruppe verschiedener Personen. Das Interesse
rsplittert sich so, und es gelingt dem Dichter nicht mehr, seine Aufmerk-
mkeit bei zwei oder drei Personen verweilen zu lassen. Das aber beabsichtigte
:aubert nicht minder. Frédéric, in vielem Madame Bovary ähnlich, er-
ilt ein doppeltes Pendant in dem energischen, einseitigen Deslauriers
ıd der reinen, schweigend leidenden Madame Arnoux. Es ist schwer
sagen, auf wen von den Dreien es dem Dichter am meisten ankommt;

*) Den Salammbôstoff hat kürzlich der Belgier Reyer zum Text seiner in Berlin
geführten gleichnamigen Oper gewählt.

sollte es Frédéric sein, so darf nicht verschwiegen werden, daß er die Theilnahme schwerlich lange auf sich zu vereinigen im Stande ist. Man ist zu früh überzeugt, daß aus ihm nichts wird, es bedarf des Beweises nicht mehr. Flaubert ist hier der Gefahr nicht entgangen, die er bei seinem ersten Buche schon vorhanden glaubte: das Mittelmäßige ließ sich nicht auf die Dauer interessant machen, noch in seinen eigenthümlichen einzelnen Verkörperungen von einander scheiden. Immer sich selbst getreu, konnte es das auch dem Roman nöthige Mindestmaß dramatischer Spannung nicht immer aufbringen. Edmond Schérer nannte das mit dürren Worten eine schlechte Komposition. Von einer guten kann nur die Rede sein, wo der ganze Aufbau im Dienst einer Idee steht und einem Ziel zueilt. Das galt für Flauberts erstes Werk. Frédéric aber eilt weder dem Ruin entgegen, noch findet er eine Lebensaufgabe. Müde lächelnd greift er sich nach langen Jahren an den Kopf, um zu sehen, daß Alles umsonst war. Des Lesers aber, der ihn die ganze Zeit hindurch geduldig begleitete, bemächtigt sich der Unwille der Enttäuschung. Es ist, als habe ihm der Dichter einen Streich gespielt; in Wahrheit hat er ihm nur eine versteckte Predigt gehalten und ihm seine Philosophie auf die beredteste Weise, durch Anschauung, beigebracht. Das wollte Flaubert selbst nicht, aber er konnte nicht anders, und eben darum mußte er sein eigenes Buch verurtheilen. Es gehört gleichwohl um der Ausführung im Einzelnen willen zu den größten Werken der Weltlitteratur. Szenen wie der Maskenball bei Rosanette, das Warten Frédérics vor der gemietheten Wohnung, die Krankheit des kleinen Arnoux, die Versteigerung u. s. w. sind in sich kleine dramatische Meisterwerke. Auch die Darstellung des Arnoux'schen Haushalts im Ganzen sucht ihres Gleichen. Das feine Kunstgefühl des Dichters im Verein mit seinem fast übermenschlichen Fleiß mußte ja etwas Großes vollbringen; aber doch steht keins seiner Werke im Verhältniß zu der aufgewandten Arbeitskraft und der einzigen Begabung.

Von Rouen waren wir nach Karthago versetzt, aus Hamilkars Tagen in die Julirevolution, nun geht es von Paris zu dem Einsiedler der ägyptischen Wüste. Der erste der drei Entwürfe des Werkes ist fast dreißig Jahre älter, als seine Vollendung. Angeregt wurde der Dichter zur Behandlung des Stoffes durch ein in Genua gesehenes Bild von Breughel (1845) und die Lektüre des Goethe'schen „Faust“, den er sonderbarer Weise beim Klang der Osterglocken zum ersten Mal las. Die „Walpurgisnacht“ hat in der That eine Aehnlichkeit mit der Tentation de St. Antoine, aber doch wohl mehr mit seiner ersten Fassung: der Plan des Werkes hatte sich dem Dichter mit den Jahren ziemlich verändert. Was ihn zu dem Stoffe ziehen mußte, war eben das, was Andere abhielt: die Unsicherheit der historischen Grundlage. Die Ueberlieferung gab nur Anhaltspunkte, kaum mehr als einen Rahmen. Auch das hineinzudenkende Bild schien völlig eindeutig: man dachte an sinnliche Versuchungen, Hungerhalluzinationen und wirr

Fieberträume. Flaubert vertiefte das Problem und entfernte sich damit vielleicht von der geschichtlichen Wahrheit — die zum Glück Niemand kannte. Er ließ an dem Einsiedler Alles vorüberziehen, was die ganze Menschheit je gedacht, geschaut, geglaubt, gefühlt, gelitten hatte. Es wurde eine abgekürzte Geschichte des Menschengeistes mehr, als die direkte Versuchung eines Einzelnen. Denn oft genug war es das Reizlose, das Erschreckende und Abstoßende, was sich dem Auge des unbeweglichen Sehers bot, mehr eine Belehrung und Erinnerung als eine Beeinflussung seiner Wünsche. Auch diese zwar fehlten nicht: der Wissensdurst in der wachsenden Gestalt des Hilarion, das Symbol der Ausschweifung, die gebotene Aussicht, sich seiner Geistigkeit zu entäußern*) und Materie zu werden, Alles das sind richtige Versuchungen, aber sie stehen doch vereinzelt im Ganzen des Werkes, das Hauptgewicht liegt nicht hier. Flaubert hatte vielmehr einer Neigung nachgegeben, aus der er ein künstlerisches Prinzip zu machen geneigt war, ich meine seinem Drang nach wissenschaftlicher Exaktheit. Das war es ja, was er am Realismus so schätzenswerth und verheißungsvoll fand, das, was er als den tiefsten Mangel der romantischen Schule bezeichnete. In keinem Werke Flauberts tritt er mit gleicher Stärke hervor, in keinem ist er ihm auch so verderblich geworden**). Exaktheit ist Sache des Gelehrten; der Dichter kann ihr nur in beschränkter Weise nachgehen. Goethe hätte den Antoninsstoff behandeln können, auch manche unserer Modernen sind im Besitze einiger Vorbedingungen dazu. Auf Farben käme es vor Allem an, auf Lebendigkeit und Abwechslung, auf tolle Laune und wirres Durcheinander. Flaubert aber machte daraus einen Auszug aller Religionssysteme und Philosophieen der Welt. Dabei ging er mit einer solcher Sachkenntniß und Belesenheit vor, daß das Buch als dogmengeschichtliches Repetitorium jedem Theologen heute noch die besten Dienste leisten kann. Die Beschreibung des Monichäismus, die Zusammenstellung der Widersprüche in den beiden Testamenten, speziell in den Evangelien, die Gründe gegen den Gottesbegriff, die ägyptischen und assyrischen Kulte — das Alles wird dem erstaunten Leser gewissenhaft und ohne Kürzungen vorgetragen, bis plötzlich die Poesie wieder durchbricht (z. B. der Zusammenbruch des Olymp und die Klagen der Götter), um endlich in der stillen Anbetung des jubelnden Siegers bei der aufgehenden, Christi Züge tragenden Sonne zu triumphiren. Der Ausgang versöhnt und läßt den Leser das Durchgemachte trotzdem nicht vergessen. Es wäre auch in dieser Form noch zu ertragen gewesen — ohne seine Einseitigkeit. Warum bietet jener Hexentanz der Gedanken nicht

*) So deutet E. Faguet in seiner Biographie (Grands Ecrivains français Hachette) die letzte Versuchung durch die Materie nicht ohne Geschick, aber doch in Erwartung einer besseren Deutung.

**) Wie er für Salammbô in Tunis Erkundigungen über Schlangenkrankheiten eingezogen hatte, so durchwandelt er nun die Museen auf der Suche nach Ungeheuern zur Versuchung des Antonius.

ein erfreuliches Bild? Gerade die Mischung von schön und häßlich, groß und kleinlich, rein und unrein, erhaben und erbärmlich hätte über die Längen hinweggeholfen. Aber schon der Vater des Realismus versteht unter Wirklichkeitsschilderung die Beschreibung des Häßlichen und Rohen. Er nannte L'Education sentimentale ein „halb idealistisches" Werk, weil — ein edler Charakter darin auftrat! Geschichtlich erklärt sich ja diese Partei-lichkeit des Realismus. Weil vor ihm die Darstellung des Schönen und Guten oft geziert und unecht war, schüttete er das Kind mit dem Bade aus. Ist die Häßlichkeit jahrhundertelang nicht zu Worte gekommen, so will sie nun im Uebermuth des Sieges das Feld eine Weile allein behaup-ten. Solche Kinderlaunen einer neuen Zeitströmung sollten aber nicht zu rücksichtsvoll behandelt oder gar zu Grundsätzen gestempelt werden. Soll die realistische Kunst sich wirklich auf das Mittelmäßige, den Durchschnitt beschränken, so ist unter dieses rein formale Prinzip die Güte sowohl als die Schlechtigkeit zu begreifen. Für Flaubert freilich war in der sinnlichen Welt überhaupt nichts Gutes, doch das war seine persönliche Meinung, die in einem objektiven Kunstwerke zur allein herrschenden zu machen seinen eigenen Grundsätzen widersprechen mußte. So ist das Antoniusbuch ein-seitig als ein unreiner künstlerischer Ausdruck der Idee seines Schöpfers. Zugleich aber ist es zu stark belastet und theilweise ungenießbar, weil es einer andern Lieblingsidee des Dichters zu entschieden nachgab. Es bleibt nicht minder eins der merkwürdigsten, ja der größten Bücher, die je geschrieben wurden.

Vielleicht ist hier Gelegenheit, über die kleineren Arbeiten des Dichters ein Wort zu sagen. Sein „trauriges Lustspiel" (Faguet) Le Candidat obwohl 1874 aufgeführt, blieb unbeachtet. Daß und warum er kein Dra-matiker war, sehen wir schon am Aufbau seiner Romane. Das Zauber-märchen Le Château des Coeurs ist vor kurzem von H. v. Wolzogen in deutscher Umarbeitung („Das Schloß der Herzen", Halle a. S., Hendel'sche Bibliothek) geboten worden. Anmuthig und aufführbar, ist es doch nicht besser, als verwandte Stücke. Die echt Flaubert'schen Stellen stören eher, doch nimmt ihre Weglassung dem Werkchen von seinem Reiz. — Le Régime du Pot au Feu dagegen ist eine groteske Posse voll Bourgeoishaß, die sich die Freunde des Bouvard et Pécuchet nicht entgehen lassen werden. — Drei Erzählungen veröffentlichte er 1877. In einem neuen Lichte zeigen sie den Dichter nicht, aber eine jede ist in ihrer Weise so entschieden gelungen, daß es sich fragte, ob Flaubert nicht gleich seinem Schüler und Freunde Mau-passant in dieser leichteren poetischen Form seinen eigentlichen Beruf gefunden hätte. Seine Vorzüge entfalteten sich in schönster Fülle, und seine Fehler zu zeigen ist kaum Gelegenheit. „Herodias" ist noch am meisten mit Archäolog[ie] beschwert, aber immerhin in Mitte und Schluß ein gewaltiges Zeitbild in dem großen Stile Salammbôs. — Heftig und unheimlich dünkt uns a[uch] das über „St. Julien" schwebende Fatum, aber das Grauen macht doch i[...]

Versöhnung Platz. Mehr und mehr überkommt uns dabei das eigenthümliche Gefühl des Bekannten: Flaubert hatte eine ganze Bibliothek ausgelesen, um Stimmung und Ton der gewöhnlichen Heiligenlegenden zu treffen, und es gelang ihm diesmal glänzend, sich zu verleugnen und die Geschichte reden zu lassen. Ganz eigenartig durch das sanfte liebevolle Eingehen in die kleine Welt einer Stillen im Lande ist die dritte Erzählung Un coeur simple. Sie gehört zu jenen nicht seltenen Hors d'oeuvre großer Dichter — ich nenne z. B. Grillparzers „Armen Spielmann" — die als Meisterwerke gepriesen würden, wenn — sie länger wären! Kaum ist der mächtige, höhnende finstere Freskenmaler Flaubert in diesem kleinen feinen Genrebilde zu erkennen. Nur an dem leisen Hauche überlegener Ironie verräth er sich; aber die Kraft ist gebändigt, der Ton gedämpft, die Flügel beschnitten. Es war das letzte Buch, das Flaubert noch selbst in die Hände der Lesewelt gab. Ein hartes Los fügte es, daß er an dem Werke zu Grunde ging, das ihm vielleicht von allen in der letzten Zeit am meisten an's Herz gewachsen war. Der erste Band von Bouvard et Pécuchet erschien nach seinem Tode, nicht ganz fertig, offenbar auch noch zu Aenderungen bestimmt; von dem zweiten liegt kaum ein Plan vor. Der Preis der Seltsamkeit, so einzig die früheren Bücher des Dichters waren, muß man jedenfalls diesem zuerkennen. Flaubert hat gewiß nie einem Kollegen den Stoff weggenommen, denn was er behandelte, konnte keinem Anderen einfallen. Nach der Veröffentlichung des St. Antonius hatte Renan dem Freunde ermuthigend zugerufen, er solle nur wieder ein Buch für die große Menge schreiben und die litterarische Mode nicht zu sehr verachten. Ob er diesen Wunsch nun erfüllt sah! War es nicht vielmehr ein Buch gegen die große Menge, eine Travestie auf sie? Daß der Gegensatz zu dem Bourgeois ein konsequenter Charakterzug der Romantiker war, sahen wir schon; auch Renan hielt mit seiner Geringschätzung in diesem Punkte nicht zurück. Während aber die anderen Romantiker achselzuckend ihres Weges gingen, studirte Flaubert den Bourgeois, beschäftigte sich dreißig Jahre mit ihm, um ihn endlich unsterblich zu machen. Mit der Psychologie dieses Verhaltens haben wir uns hier noch nicht zu befassen, das Werk interessirt uns einstweilen rein ästhetisch. Von diesem Standpunkt aus ist es nicht schwer, das Gemeinsame mit den früheren Büchern zu finden. Flaubert ist ganz Gelehrter geworden, nur die humoristische Einkleidung macht ihn noch erträglich. Es handelt sich nicht um die einfache, wenn auch noch so genaue Schilderung eines Milieus, nicht um die flüchtigen Träume eines Einsiedlers, sondern um ein fachmännisches Eingehen auf alle Zweige menschlicher Beschäftigung. Welche Detailkenntniß mußte unser Dichter sich erst erwerben, ehe er allen seinen Helden auf allen ihren Abenteuern folgen konnte! Architektur, Archäologie, Mineralogie, Medizin, Politik, Rhetorik, Mimik, Pädagogik, Musik, Philosophie, Theologie — dies ist etwa die Hälfte der von den beiden Schreibern besetzten Operationsgebiete. Nachdem

sie so die halbe Welt durchlaufen haben, fangen sie wieder von vorn an, und wir sind am Ende des ersten Bandes! Das zweite sollte ein Wörterbuch der Dummheiten aller Völker und Zeiten werden, die endliche Ausführung jenes schon in der Jugendzeit mit Freunden geplanten Dictionnaire des idées reçues. Große Sammlungen dazu waren schon angelegt, wie denn das poetische Schaffen unseres Dichters während der letzten Periode vorwiegend in der gewissenhaften Verwerthung und geschickten Verbindung sämmtlicher Notizen bestand. Giebt man die Berechtigung eines solchen Stoffes, der gewollten Karikatur nämlich, überhaupt zu, so wird man dem vorliegenden ersten Bande gelungene Momente nicht absprechen können. Die Ueberfülle des Stoffes wird mit einem einheitlichen Grundgedanken durchdrungen. Es ist wie in St. Antoine gewissermaßen das Substrat gefunden, von dem sich der bunte Wechsel einheitlich vollzieht. Und dieses Feste im Strome des Wandelbaren, die beiden Ehrenmänner, sind höchst belustigend und nie langweilig. Es war eine Art Don Quixote für Frankreich erstanden, ein französischer Michel in Rabelais'scher Manier, Typus der Einfältigkeit und Sündenbock für alle dummen Streiche. Die Bedenken dürfen freilich über der Anerkennung nicht schweigen. Hätte Flaubert noch die Vollendung und Veröffentlichung des Werkes erlebt, so wäre ihm vielleicht klar geworden, daß der bei Salammbô beobachtete Fehler hier in doppelter Stärke wiederkehrt: die Statue war zu klein für das Fußgestell, das Resultat stand in Mißverhältniß zu dem genommenen Anlauf. Eine Encyklopädie der Wissenschaften schreiben, um zu zeigen, daß zwei arme Spießbürger nichts von ihr verstehen, den Leser durch die ganze Welt der Erkenntniß schleppen, um ihm bei jedem Schritt zu sagen, daß zwei Schreiberseelen sie satt bekommen, ist ein immerhin sonderbares Unterfangen. Eine Novelle hätte für den Stoff genügt, ja sie wäre sein gegebener und gelungener Ausdruck gewesen. Aber Flaubert fühlte sich nicht befriedigt bei einer so kleinen Aufgabe, er war zu schwer für sie. Ein Buch schien ihm ein langes, mühsames Rechenexempel, das vielseitige Kenntnisse und umfassende Vorstudien erforderte*), dessen Werth er nach der Quantität der geleisteten Arbeit schätzte. Immer mehr überwog diese Neigung, sich zu quälen und zu verzehren, immer weniger Spielraum gönnte er der Phantasie, dem Einfall des Augenblicks. Man kann sagen, daß er diesem letzten Werk sein Leben opferte; daß es gerade eine komische Satire war und daß es von allen am wenigsten gelang, war wohl die traurigste Ironie seiner litterarischen Laufbahn.

Betrachtet man auf diese Weise Flauberts Bücher nach einander in ihrer zeitlichen Reihenfolge, so zeigt sich ein seltsames Schwanken zwischen der sterbenden und der aufkommenden Zeitrichtung, der Romantik und des Realismus. Diese Unsicherheit macht mehr und mehr einer entschiedenen

*) Für Mme. Bonivard hatte er 144, für St. Antoine 294, für Bouvart über 1500 Bände gelesen! (Briefwechsel IV. 359.)

Hinneigung zu dem letzteren Platz; darin ging der Dichter, ohne zu wollen,
mit der Zeit. Und doch paßte er nicht recht hinein, denn die Romantik
lag ihm um Vieles näher, als der Realismus. Aus ihr schöpfte er seine
Kraft, mit ihr leistete er sein Bestes; daß er es bei ihr nicht aushielt,
lag in seinem Charakter. Er besaß eine gewaltige Schaffensfreudigkeit,
einen starken Drang, Schweres zu bewältigen. Und dieses geistige Athleten-
thum hieß ihn, sich auf die Form werfen, sie bezwingen im Kampf und
in ihrem Dienst sich den sprödesten Stoff gefügig zu machen. So verschob
sich das Schwergewicht weg von der romantischen Phantasiewelt nach dem
greifbar Wirklichen der Thatsachenwelt. Mit ihr füllte er den geschichtlichen
Rahmen seiner romantischen Bücher, sie gewann auch in den realistischen
immer mehr Boden. Man täuschte sich, wollte man in Flaubert nur ein
Formtalent sehen. Von Gedanken ist mehr in seinen Büchern, als er weiß,
von seinen Gedanken nämlich, die nur eine objektive Form seiner Er-
lebnisse sind. Nach dem Formenprinzip läßt sich nicht die Eigenthümlichkeit
seiner Stoffe erklären, es giebt uns nicht den Schlüssel zu seiner Persönlich-
keit. Sie in den Werken zu suchen und das so gewonnene Bild mit
den autobiographischen Elementen seines Briefwechsels und den Erzählungen
Anderer zu vergleichen, muß unsere weitere Aufgabe sein.

## III.

Deutlich zieht sich eine einheitliche Weltanschauung durch alle seine
Bücher. Alles scheint vergänglich und dem Tode geweiht. In unablässigem
Wechsel hegt der Mensch seine Träume, baut seine Hoffnungen, führt seine
Pläne aus, scheint für die Ewigkeit zu schaffen — aber morgen ist von
Alle dem nichts mehr da. Der kluge Mensch weiß zwar, daß des Lebens
Rad sich dreht, aber er läßt sich treiben, als ahne er nichts. Zwar
kann der Augenblick hohen Genuß bringen, aber der nächste läßt sich das
Doppelte seines Werthes bezahlen. Flauberts „Helden“ gelingt nichts
und erreichten sie selbst ein Ziel, so schien es ihnen eitel. Wie ein böser
Geist führt das Leben den Wanderer von Gipfel zu Gipfel, aber nur
um ihm zu zeigen, daß sich die Mühe des Steigens nicht lohnte. Es
giebt eine Schönheit, aber sie wird häßlich oder sie löst sich in nichts auf,
in dem Augenblick, wo wir danach greifen. Es giebt keinen festen Besitz
weder für den Einzelnen, noch für die Gesammtheit. Was früher absolut
schien, ist heute als relativ erkannt; was uns heute hält, bricht morgen
zusammen. Gleichwohl kommen wir nicht zur Ruhe: es giebt eine Macht,
die uns immer wieder aufpeitscht und das Puppenspiel des Lebens fortzu-
tragen zwingt. Daß das Grübeln doch zu nichts führt, mag unser Trost
sein. Am besten ist, wir leben in den Tag hinein; Denken ist Leiden,
und wir vergessen uns am besten, wenn wir uns in Andere versenken.
Einerlei wer es ist, Held oder Durchschnittsmensch, Weltmann oder Ein-

siedler, die Anschauung des fremden Daseins macht allein das unsere lebenswerth.

Das Alles wollte Flaubert nicht predigen. Wenn er überhaupt etwas zu demonstriren gedachte, so war es die Kunst, einen schönen Satz zu bauen. Gegen seinen Willen vielmehr, aber mit einer nichts zu wünschen lassenden Deutlichkeit brechen seine intimsten Gedanken sich in seinen Werken Bahn. Es war ihm schlechterdings unmöglich, seinem Wunsche gemäß, „den Leser glauben zu machen, der Autor habe nie gelebt". Kein noch so objektiver Roman wird es zu dieser Verleugnung des Selbst bringen, denn schließlich ist es doch ein warm fühlender Mensch, der ihn schrieb. Man vergleiche nur einmal die Werke Zolas mit denen Flauberts. Beide schrieben nach den gleichen Grundsätzen, Beide schildern mit Vorliebe das Großstadtleben und seine Sitten. Aber während es Jenem unmöglich wird, nachdem er in die letzte Tiefe des Elends hinabgestiegen ist, ein stolzes Dennoch zu unterdrücken und seinen Glauben an den endlichen Triumph der Menschheit, sein Vertrauen auf die Güte der natürlichen Triebe zu unterdrücken, gelingt es nicht seinem Meister, mit der Ueberzeugung von der Häßlichkeit der Welt, von der Thorheit und dem Elend der Menschen hintanzuhalten. Das gilt keineswegs nur für die beiden Sittenromane. Auch Salammbô ist nicht ohne Absicht in ein Mileu versetzt worden, das statt Menschen grausame Bestien, statt Landschaft öde Wüsten, statt orientalischer Pracht barbarische Häßlichkeit bietet. St. Antoine, ursprünglich mit ganz anderen Absichten begonnen, wird später in der Hand des Dichters zur versteckten Satire auf die Religionssysteme der gesammten Menschheit, die nur noch als Halluzinationen ihr Dasein fristen. „Un coeur simple" konnte lehren, daß selbst das reine Glück einer Kinderseel in Anderer Augen aus einer Illusion besteht. Auch das letzte Werk Bouvard et Pécuchet verfolgt, wenn auch nicht mit Glück, den ähnlichen Nebenzweck, zu zeigen, wie unsicher alles menschliche Wissen, wie unbeständig alles menschliche Streben sei.

Wie kam Flaubert zu dieser extremen Weltanschauung? Welche Erfahrungen haben ihn so weit gebracht? Ein Blick auf sein Leben sol es uns lehren. Der erste Eindruck, den uns der kaum neunjährige Knab nach den erhaltenen Briefen macht, ist der einer gewaltigen Lebenskraf und eines überströmenden Schaffenseifers. Er hat jetzt schon Pläne z Romanen und Dramen. Er treibt Geschichte, zitirt Corneille und stell Betrachtungen über die Freundschaften im Thierreich an. Auf einem Billar führt er mit Gespielen Schauspiele eigener Erfindung auf. Es drängt ih sich mit seiner ganzen Person künstlerisch zu bethätigen, und er hat sich sei Leben lang für einen verlorenen Schauspieler gehalten. Besorgt mußte jet schon die Leidenschaft machen, mit der er sich Menschen und Dingen hinzu geben pflegte. Ein Zusammenstoß mit der harten Wirklichkeit ist unver meidlich, dabei muß er sich biegen oder brechen. Zu den ersten Erlebnisse

dieser Art gehört der Tod einer ihm bekannten Dame durch Ertrinken im Seebade. Der Eindruck dieses Vorfalls, den ein Brief an den Freund schildert, wirft ein helles Licht auf seinen Seelenzustand. Die Welt schien ihm mit einem Male häßlich, thöricht und ungerecht. Der Pessimismus faßt Wurzel, und hundert kleine Vorkommnisse bestätigen ihn später. Mit Recht wurde kürzlich*) auf das Grausamkeitsmoment des Pessimismus hingewiesen, der eine ganze Welt in's Unglück stürzen will, weil ein Einzelner das Glück nicht für sich finden konnte. Geht man in der Analyse noch einen Schritt zurück, so wird man auch ein Stück Größe in ihm finden. Wem die Welt häßlich und schlecht dünkt, der ist mit einer hohen Erwartung an sie herangetreten, hat geglaubt Reinheit und Liebe in ihr zu finden. Der Optimist aber findet Alles nur recht und schön, weil seine Anforderungen von bürgerlicher Bescheidenheit waren. Nicht so Flaubert. Er hatte das Höchste erwartet, und weil er es in der Welt nicht finden konnte, überschüttete er sie mit Verachtung und Schmähungen. Ohne Schönheit konnte er freilich nicht leben, nur sieht er sie jetzt in seinem Innern und schafft sich heimlich eine kleine Welt, wo sie Königin ist. Bei seiner großen seelischen Verletzbarkeit war er zu einem einsamen Leben prädestinirt. Selbst seine nächste Umgebung wußte nicht, was in ihm vorging. Mit fünfzehn Jahren faßte er eine heftige Liebe zu einer fast dreißigjährigen jungen Frau. Brandes erzählt, daß er oft zwei Meilen weit ging, um die Schnauze ihres Hundes zu küssen. Trotz häufigen Zusammenseins brachte er es nie zu einer Erklärung. Schon als Kind zog es ihn zu dem Außergewöhnlichen. Mit wollüstigem Grausen betrachtete er heimlich die Leichen im Todtenhaus des Spitals, dem sein Vater als kundiger Arzt vorstand, und besuchte die Irrenzellen. Von einer Zigeunerbande, der er gefolgt war, ließ er sich nur mit Mühe losreißen, und die zur Schau umherreisenden wilden Völkerstämme erregten seine höchste Theilnahme. Auch erzählte er, daß Idioten ihm nachliefen und mit Kußhänden ihre Ergebenheit ausdrückten. Ebenso war er mit der todten Natur und der Thierwelt wie durch geheimnißvolle Bande verknüpft; seine Liebe zu den Katzen ist ebenso bekannt, als aus der Natur dieser stillen, anschmiegenden und oft geheimnißvollen Thiere verständlich. Schon vor dem Wiegenkind hatte eine Fürstin ihren Wagen in Bewunderung halten lassen, und der Achtzehnjährige lenkte durch seine kraftvolle, bewegliche Gestalt, sein sicheres, ruhiges Auftreten und seine Begeisterung für alles Schöne Vieler Augen auf sich. Nicht minder groß war seine Verachtung für alles Nützliche, praktisch Werthvolle und Brauchbare. Der Gedanke einer Berufswahl dünkte ihm so widerwärtig, als lächerlich. Er wählte die Rechte und saß mürrisch und schweren Herzens seine Zeit in Paris ab. Dort arbeitete er eine Weile wie ein Pferd, dann ließ er nach und langweilte sich tödtlich. Das Studentenleben war ihm

---

*) Georg Simmel in der Wiener „Zeit“. 27. I. 00.

zu gemein oder zu einförmig, und der Verkehr in anderen Kreisen fiel ihm schwer. Ein Lichtblick war eine Begegnung mit Victor Hugo im Salon eines befreundeten Bildhauers (Pradier). Es war, als ob der Vater der Romantiker in ihm einen Nachfolger ahnte. Er fand offenbar Gefallen an dem jungen Studenten und würdigte ihn auch einiger Briefe. Ein Freund seines Vaters nahm ihn damals auf eine Pyrenäenreise mit und verwirklichte einen Kindertraum des farbendurstigen, schaubegierigen Romantikers. Der Tod des Vaters, dann der Schwester, läßt ihn Paris einstweilen verlassen und mit seiner Mutter in jenem Landhause Croisset bei Rouen wohnen, das seine Heimat bis zum Tode blieb. Rührend ist die Liebe zu den Seinen, das Bestreben, ihnen entgegenzukommen, bis zum Verzicht auf liebe Gewohnheiten nachzugeben und das wenig Gemeinsame zu pflegen. Die Trauerfälle hatten ihn noch mehr auf sich zurückgewiesen und die Härte und Dissonanz des Lebens von Neuem bitter empfinden lassen. Gerade in dieser Stimmung tritt die Liebe wie eine Versuchung an ihn heran. Mm. Louise Colet*) hatte er ebenfalls in dem schon genannten Pariser Atelier kennen gelernt. Fast tagtäglich gehen Briefe hin und her, lange, heiße Ergüsse, unaufhörliche Betheuerungen. Doch gleich im Anfang zeigt sich die ganze Unhaltbarkeit des Verhältnisses und — das war das Schlimmste, — Keiner durchschaute sie besser als Flaubert. Geliebt zu werden war ihm ein süßer Schmerz, jedes Opfer, das sie ihm brachte, ein Schrecken. Er sah Verpflichtungen sich aufthürmen, Fesseln, die ihn zu binden gedachten, und er mußte doch frei sein, frei um den Preis völliger Verlassenheit, frei auch sich selbst gegenüber; ganz unabhängig über sich selbst zu schweben, aus sich herausgehen, in Ekstase oder Ironie, war ihm eine Lebensbedingung. Die losesten Bande — und er hatte schon zu viele — drückten ihn schwer, denn er muß sich ganz besitzen, um sich einmal ganz der Kunst hingeben zu können. Das verstand sie nicht als Frau, wenn sie auch als Dichterin es ahnen mußte. Und doch sagte er es ihr gerade heraus: „Ich bin Dein Unglück, ich kann nicht genießen, Hingebung ist Schmerz für mich." — Warum er überhaupt es dahin hatte kommen lassen? Weil der Einsame immer und immer wieder sich vergißt, es stets von Neuem versucht, was er im Innersten wünscht und was doch nicht sein kann. Er bedurfte der Versicherung, daß Jemand mit ihm lebe; mit geschlossenen Augen wollte er den Traum genießen, verstanden zu sein. Sie aber verlangte nach seinem Besitz. Zur Herrin seiner Gedanken hoffte sie sich aufzuschwingen, seine Phantasie wollte sie einnehmen, seine widerstrebenden Empfindungen bannen und ihn mit Gründen gegen sein besseres Selbst überzeugen. Bitter empfindet er, daß sie in Vielem, daß sie gerade in der Hauptsache auseinandergehen, im Verhältniß zur Kunst. Ehrlich, ja rücksichtslos spricht er es aus, daß

*) Sie hat ihr Verhältniß zu Flaubert später in einem Roman verwerthet. (Briefwechsel III. 167.)

er keinem Menschen ganz gehören könne und daß seine Zuneigung sich in eigenen Formen äußere. Aber sie war eine zu leidenschaftliche und eigenwillige Natur, um ernstlich sich mit den Thatsachen abzufinden. So erlitten die Beziehungen Beider Unterbrechungen, ihr Verkehr wird ruhiger und mehr litterarisch, um endlich 1854 ganz abzubrechen. Seitdem hatte r über Frauen, Liebe und Ehe seine eigene Theorie. In ihm, sagt er selbst, sei ein Rest von Cölibatsreligion (un fond d'ecclésiastique), den Niemand kenne. Für ihn i Alles das ein Abfall, weil es eine Gefangenschaft bedeute. Wer Affekte und Seelenzustände beschreiben wolle, dürfe sie wohl einmal erlebt haben, müsse aber als Dichter frei von ihnen geworden sein; Renan sagte einige Jahre später das Gleiche von der Religion und den Gelehrten.

Aber Flauberts Zurückhaltung in erotischen Dingen lag noch tiefer. Er and, es fehle der Frau an Sinn und Verständniß für die Wahrheit. Sie wolle e zwar, aber unter der Bedingung, daß sie ihr günstig sei, und sie elfe ihr gern mit poetisch ausgestaltender Phantasie beschönigend nach. Sie besitze und verstehe endlich den Cynismus nicht, ein Begriff, der bei laubert die Fähigkeit bedeutet, über den Dingen und sich selbst zu stehen, ichts zu ernst zu nehmen und im freien Spiel des Gedankens sich die usschweifungen zu gestatten, die in Thaten umgesetzt, lästige Fesseln wären. lles läuft bei ihm schließlich auf das Eine hinaus, frei und frisch zu in für die Kunst. Was ihn daran hinderte, löste er von sich, oft mit elen Schmerzen; was ihn vorwärts brachte, genoß er in vollen Zügen. ie Orientreise (49) und die Expedition nach Karthago (58) waren vielicht die beste Zeit seines Lebens. In der Ungebundenheit und den Gehren, in der fremdartigen Natur unter naiven Menschen fühlte er sich imisch und genoß so intensiv, wie nur Menschen es verstehen, die selten zu kommen.

Wie aber stand es nun mit dem Schaffen, zu dem ihn Alles i drängen schien? Daß er erst spät etwas zu Stande brachte, hat ine besonderen Gründe. Er fühlte in sich zwei Zeitströmungen unausgechen vereinigt; ehe sie eine Synthese gefunden hatten, glaubte er nicht vortreten zu dürfen. Die Revue Blanche hat im vorigen Jahre aus n wohl nicht sehr umfangreichen Nachlaß des Dichters einen Plan zu s Mémoires d'un Fou veröffentlicht, der als biographisches Dokument ht bedeutungslos sind, ihrem Kunstwerth nach von Flaubert selbst aber um überschätzt und gewiß mit Absicht der Oeffentlichkeit vorenthalten rden*). Hielt er ja doch seine Produktion überhaupt lange geheim. andes erzählt, in jüngeren Jahren habe er gleichzeitig an Gedten im Stil Chateaubriands und an einer Tragödie über die

*) Seitdem haben noch biographisches Material veröffentlicht: Die Revue Contemporaine von Judith Gautier (1901), die Revue des Revues (15. Juli 1901) von Fu Renée d'Ulmès.

Kuhpocken gearbeitet; aus ſolchen Gegenſätzen ein Drittes zu machen, war freilich ſchwer. Als er älter wurde, dünkte es ihm mehr und mehr eine Entweihung, die Welt ſeiner inneren Anſchauung in einem begrenzten Ausſchnitt zu materialiſiren. Die Fülle und der Reichthum ſeines intui= tiven Geiſtes ließ ihn das zu Stande gekommene Werk als eine ärmliche, blaſſe Erinnerung und höchſt mangelhafte Verwirklichung ſeiner erſten Ab= ſicht erſcheinen. Darum auch das viele Umarbeiten und die qualvollen Kämpfe mit dem Ausdruck. Im Grunde ſchrieb er ja ſchlecht. Seine Briefe ſind zwar höchſt lebendig und auch dem, was er ſagen wollte, offenbar völlig adäquat. Formal geſprochen aber ſind ſie voller Wiederholungen, un= nöthiger Derbheiten und grammatiſcher Vernachläſſigung. Hatte er es alſo ſchwerer als Andere, zur Vollendung zu gelangen, ſo ließ er es ſich auc eine unvergleichlich größere Mühe koſten. — Am meiſten aber hielt ih ſein Mangel an Ehrgeiz von frühzeitiger Produktion ab. So groß i früher Jugend der Drang, ſich auszuzeichnen, war, ſo ſchnell nahm er mi der wachſenden Geringſchätzung des Publikums ab, das über die Früchte dieſe Ehrgeizes zu entſcheiden hatte. Damit kommen wir zu der Bourgeoisverach tung Flauberts, die mit Unrecht als eine kindiſche Marotte des Dichter bezeichnet wurde, in Wahrheit aber einen weſentlichen und wohlbegründete Zug ſeines Charakters ausmacht. Daß die Romantik überhaupt ihre Weſen nach eine Abwendung von der umgebenden Wirklichkeit, und ein Nichtachtung alles Geſetzmäßigen und Herkömmlichen bedeutet, ſahen w ſchon*). Warum indeß Flaubert bei dieſer Ablehnung es nicht bewende ließ, warum er ſich polemiſch in Spott, Wuth und Wohlgefallen de Spießbürgerthum wieder zuwandte, wäre noch zu unterſuchen. Drei Zü ſcheint er in ihm beſonders bekämpfen zu wollen: die Geſchmackloſigkei das Phraſenthum, die Dummheit; ja in dieſer letzten Eigenſchaft gehen ih die beiden anderen auf. Für Flaubert war der Bourgeois der Zerſtör der Weltſchönheit ſchlechthin. Wo er hinkam, war die Luft verdorben, d Genuß unmöglich. Er trägt das Nützliche in die Natur, verbeſſern will ſie in ſeiner Beſchränktheit, und es gelingt ihm nur zu gut, ſie zu ve häßlichen. Ueberall läßt er ſeine Spuren zurück, und er iſt ſtolz darau denn er glaubt ſich wichtig. Schon als Knabe notirt Guſtave ſich einem Wirthshaus auf der Reiſe die Inſchriften der beſuchenden Fremd Die Phraſe übte auf ihn einen eigenen Zauber, wie auf alle überlegen Menſchen, die für Komik Sinn haben. Das Lächerliche der Phraſe beſte eben in der ſtillſchweigenden Konvention des Kulturmenſchen, als ba Münze zu geben und zu nehmen, was als falſches Geld längſt erkannt i in dem Ernſt, mit dem das oft Geſagte und doch Nichtsſagende im höchſt Pflichteifer wiederholt wird. Doch hat die Sache auch eine ernſte Sei die Phraſe ſoll den Werth des Menſchen erhöhen; ſie läßt ihn gefü

*) Darauf beruht ja ihr typiſcher Mangel an geſchichtlichem Sinn.

voller, gebildeter, vielseitiger erscheinen, als er ist. Damit hindert sie das Aufkommen wahrer Bildung und echter Gefühle, denen Keiner mehr glauben will, weil sie sich in verbrauchte Worte kleiden müssen*). — Auch den Kampf gegen die spießbürgerliche Dummheit nahm Flaubert aus einem Bedürfniß der Selbstvertheidigung auf. Sie besteht für ihn in dem Herdensinn, der das geistige und sittliche Verhalten des Individuums nach seiner Uebereinstimmung mit dem Herkömmlichen werthet und schon in der Thatsache der Entfernung von dem quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est, ein Unrecht sieht. Neben dieser übertriebenen Bescheidenheit geht die größte Anmaßung her, die über Alles ein fertiges Urteil bereit hat und bei jedem Thema mitsprechen kann. So erscheint Flaubert mit Stendhal und Renan als einer der ersten Vertreter jenes aristokratischen Individualismus, wie er uns seit Nietzsche geläufig wurde; wir begreifen auch des letzteren Sympathie für diese in seinen Büchern vielgenannten Franzosen.

Für Flaubert freilich hatte dieser „Kampf mit den Wichten" (Ibsen) eine gute Seite. Da er den Bourgeois unter dem komischen Gesichtspunkt zu betrachten verstand, so genoß er auch die dem Genuß aller Komik innewohnende Ueberlegenheit: er erholte und stärkte sich, indem er dreinschlug; er erfreute sich an dem, was ihm widerstrebte. Seltsam ist es zu betrachten, wie das Kampflustige in Flaubert noch eine physische Seite hatte. Er konnte in der Polemik gegen eine Theorie brüllen, auf den Tisch schlagen, den Gegner mit Rippenstößen traktiren und überschreien. Man betrachte nur sein Bild, um diesen Zug zu begreifen. Wie um sich zu schützen, wohnt die fein besaitete Seele oft in einem robusten Körper und auf diese irreleitende Verkleidung seines Inneren, den prachtvollen Riesenkopf, den langen Schnurrbart, die Wikingergestalt, that sich Flaubert etwas zu Gute. Es besteht auch hier eine Beziehung zu Nietzsche; nur setze man statt des dämonischen Zuges bei diesem einen Ausdruck sieghafter Zufriedenheit bei jenem.

Er täuschte, wie gesagt, und es bleibt dabei, daß Gustave Flaubert einer der traurigsten Menschen des Jahrhunderts war. Wieder einmal ein Beweis, daß die Tragik eines Lebens in erster Linie auf dem Temperament beruht und die Gunst oder Ungunst der äußeren Schicksale daran zum Guten oder Schlimmen wenig zu ändern pflegt. Ein Blick auf die Lebensweise seiner letzten zwanzig Jahre mag uns das bestätigen. — Zum Schaffen und Herausgeben war es also doch gekommen, so sehr Flaubert daran früher gezweifelt hatte. Aber als ihn sein erstes Buch in äußere Konflikte gebracht hatte, zog er noch eine neue Mauer um sich und sein Reich. Der stolzen Verachtung in seinem Wesen entsprach nämlich eine große Furchtsamkeit als Korrelat. Wie bei Nietzsche steigerten sich beide Eigenschaften gerade durch

*) Man vergleiche den Spott Rodolphes über Emma Bovarys Liebesbrief.

ihre Gegensätzlichkeit. Grund genug, um nicht an eine Niederlassung in Paris zu denken, das ihm nicht so viel geben konnte, als er in seinen vier Wänden fand. Nicht oft genug konnte er versichern, wie alle Berührung mit der Außenwelt etwas Beschmutzendes habe und wie unsinnig die Ueberschätzung der lebenden Generation und der unmittelbar sichtbaren Gegenwart sei. So wandte er sich konsequent gegen den Patriotismus, ja überhaupt gegen die Bevorzugung des Menschlichen in der Natur. Verfahre doch auch umgekehrt die Natur mit den Menschen nicht nach Ausnahmegesetzen, noch behandle sie ihn gar als ihren Mittelpunkt. Das Aufgehen im All, die Anerkennung eines uns verwandten in jedem kleinsten Geschöpf, das gleich theilnahmsvolle Interesse für alle Perioden der Geschichte ist das einzig richtige Verhältniß zu unserem Planeten. Nun begreifen wir noch besser den gemeinsamen Inhalt aller Bücher Flauberts; wir verstehen auch seinen Wissensdrang und das demüthige Eingeständniß seiner Unwissenheit leichter. Gerade aus dieser bescheidenen Selbsteinschätzung wächst wiederum der übermüthige Stolz gegenüber aller anmaßenden Halbbildung und führt seinem Bourgeoishaß neue Nahrung zu. Die Erbärmlichkeiten der Tagesblätter lesen und die Geschichte nicht kennen, über Unglücksfälle von Menschen klagen und sich dabei selbst in der Natur als Mörder gebärden, abschließende Urtheile über schwierige Probleme fällen und doch nur eine ganz oberflächliche Kenntniß des Sachverhalts haben — das Alles faßte Flaubert unter dem Namen der Dummheit zusammen und hielt es für ein Stück seiner Lebensaufgabe, sie mit allen Waffen und Mitteln, zu jeder Zeit und an jedem Ort zu bekämpfen, und mit der blinden Wuth des Stiers vor dem rothen Tuch darauf loszugehen. —

Frieden fand er nur in der engsten Häuslichkeit, doch auch hier erlebte er Schweres. Vater, Schwester und ein Freund (Le Poittevin) starben noch in den vierziger Jahren; auch zu Maxime Ducamp wurde das Verhältniß kühler. So bleiben ihm nur Bouilhets regelmäßige Besuche, die Gemeinschaft mit der Mutter und der kleinen Karoline, das Kindchen der armen Schwester, jetzt Mm. Commenville, die uns von der Häuslichkeit und Erziehungsmethode des Oheims — er unterrichtet sie allein — ein überaus anziehendes und liebevolles Bild entworfen hat. (Vorrede zum Briefwechsel.) Täglich widmet er der Kleinen eine bestimmte Zeit, gönnte der Mutter und dem Garten einige Augenblicke und sonderte sich für den Rest des Tages zu strenger Arbeit ab. Vor dem Schlafengehen pflegte er wohl noch einen Klassiker — am liebsten Montaigne*) und Rabelais,

---

*) Die Leidenschaft für den alten Michel ist, wie Levy-Brühl (Revue de Paris 15. März 1900) mit Recht bemerkt hat, insofern auffallend, als F. alles mehr wissenschaftliche, besonders sozialistische Philosophiren (man denke nur an seinen Spott über Leroux, St. Simon und Proudhon) verhaßt war, beweist aber doch, wie stark sein moralphilosophisches Interesse war, wenn es in ästhetischer Form befriedigt werden konnte und

Shakespeare, Sophokles und Goethe — zu lesen, was ihm für Stil und Gedankenbildung unentbehrlich schien. Ein paar Sonnenuntergänge oder Mondnächte am Meer, der Blick auf die Seine mit ihren Schiffen, einige Gedanken mit Freunden ausgetauscht, träumende Sehnsucht nach dem Orient — das bezeichnet er selbst als den Inhalt jener Jahre. Dann nahten noch ernstere Zeiten. 1864 verheirathete sich die Nichte und ließ ihn mit der Mutter allein. Später kam der Krieg. Er war nach Rouen gegangen, um die Preußen nicht zu sehen, die sich's in seinem Hause bequem machten. Als er wiederkam und das Meiste zu seinem Erstaunen unversehrt fand, ließ er gleichwohl alle Tapeten abreißen — des öligen Stiefelgeruchs wegen! 1872 starb die Mutter, drei Jahre später zogen Nichte und Neffe, die er mit Entbehrungen aus einer bedrängten Lage gerettet hatte, zu ihm. Schon lange besaß er in Paris ein Absteigequartier, einige Monate verbrachte er nun regelmäßig dort. Auch schuf er sich einen Bekanntenkreis und kam mit Daudet, den Goncourts, Renan, Taine, Turgenjew an bestimmten Tagen zusammen. Berühmt ist sein Briefwechsel mit George Sand, die in ihrem Alter so mancher verlassenen Seele sich tröstend und liebevoll annahm*).

Immerhin war er ein einsamer Mann geworden, nicht aus Eigensinn, sondern in gewollter Entsagung. Hatte er die Liebe der Kunst geopfert, so gab er auch die Freundschaft preis. Alles, was er an Empfindungen und Gedanken besaß, goß er über seine Werke so völlig aus, daß er erklären muß, der anempfundene Schmerz sei heftiger bei ihm, als der persönliche. Zahlreich waren die noch auszuführenden Pläne: ohne Freude verwirklicht er davon, was sich zwingen läßt. Er arbeitet, wie Einer, der eine große Aufgabe lösen muß. Vom Leben verlangt er weder Genuß noch Erfolg, nur die Kraft sich noch eine Weile zu halten, nur Ruhe statt des Glücks. Erstaunt fragt man sich, was bei so bescheidenen Ansprüchen ihn überhaupt noch an's Dasein fesselte? Es war allein der Künstler in ihm, der Zuschauer. Er gehörte zu der nicht kleinen Schaar jener Neugierigen, die nur noch wissen wollen, welche Ueberraschung ihnen vorbehalten sei, und die mit Warten bis zur letzten Stunde vollauf zu thun hatten. Nur daß Flaubert nicht passiv blieb, sondern schaffend umsetzte, was er aufnahm. Bald fühlte er die Kräfte abnehmen, und in dem ängstlichen Eifer, noch möglichst viel unter Dach zu bringen, beschleunigt er das Ende. Es kam plötzlich, und nicht einmal die Nichte konnte zugegen sein. Einsam starb er,

---

von einem Mann der Vergangenheit! Das Gleiche gilt für den „dreimal großen" Spinoza, den er „mit Gefräßigkeit" las. —

*) Mit ihr hat er während der Kriegszeit ganz gegen seine Gewohnheit einen politischen Briefwechsel gepflogen und sich im Sinne der von Renan (La Réforme intellectuelle et morale) gemachten Vorschläge geäußert. Vgl. auch das Stimmungsbild des Zusammenseins von Flaubert, Renan, Turgenjew, Daudet, wie es das Tagebuch der Goncourts nicht ohne Widerspruch der Betheiligten gezeichnet hat.

wie er lebte; klein war der Zug zum Grabe, und keine Rede durfte gehalten werden. Auf dem ihm zu Ehren in Rouen errichteten Denkmal schreibt eine Muse in den Stein, was von seinem Werke ihn überleben soll. —

Auch wir stehen vor der Frage. Uebergangstypen gelangen selten zur Unsterblichkeit. Sie sind wie jener Adler, der den Zaunkönig der Sonne entgegentrug — auf daß er dann allein ein Stücklein höher fliegen und den Preis erringen könne. Aus der Bewegung, in der ihre Wurzeln lagen, sind sie hinausgewachsen, eine neue durften sie einleiten, die sie wiederum überholt hat. Und doch sind die Träger der Entwickelung die Vermittler zweier entgegengesetzter Gedankenrichtungen gewesen, die versteckten Pfeiler, auf denen der Bau der Geschichte ruht. Viel, sehr viel könnten wir von Flaubert lernen. Einmal negativ: daß das Extrem des Realismus die Kunst tödtet, daß eine stark ausgesprochene Weltanschauung sich trotz Allem verheerend Bahn bricht und Motive einführt, die besser fernblieben. Vor Allem positiv: daß Alles in der Welt in der Hand eines Künstlers zum Kunstwerk werden kann; daß die Wahrheit dabei nicht zu Schaden kommen darf, daß Form und Inhalt ein Ganzes werden müssen; daß endlich die Sorge um die Schönheit der Form den modernen Vielschreibern nie genug an's Herz gelegt und durch keinen Dichter besser illustrirt werden kann. Auch der Mensch Flaubert kann ein Vorbild sein in seiner richtigen Erkenntniß alles Großen, in seinem Zorn über die Halbheit und den Eigendünkel, in seiner zarten Rücksicht auf die Schwachen, in seiner leidenschaftlichen, hingebenden Liebe zur Schönheit in jeder Form und zum All in seiner Unendlichkeit.

# Civis Romanus und Tommy Atkins.

Von

## Arnold Folkke.

— Herzberg — Harz. —

### I.

In vielen Dingen sind die Römer den nachlebenden Völkern vorbildlich gewesen, aber in keinem mehr als in ihrer Kolonisation und in ihrem imperium, die beide unzertrennlich zusammen gehörten. Seitdem die Stadt Rom, siegreich über alle latinischen Stämme, aus den engen Grenzen Latiums in die weite Welt Italiens hinaustritt, ist der Grundsatz Gesetz, daß die ausgeführte Kolonie in fester Abhängigkeit von der ausführenden Stadt, aber als gleich berechtigtes Glied des Ganzen, dessen imperium weiter trägt.

Bei allen Latinern war es von uralter Zeit her Gewohnheit, daß der ausziehende Siedler nicht blos Bürger und nicht blos Krieger, sondern Beides in einer Person war, aber die Gemeinde, die er gründete, behauptete auf dem Boden, den sie nur für sich gewann, wie es auch bei den Griechen der Fall war, die politische Selbstständigkeit. Erst die Römer brachten hierin die grundstürzende Aenderung. Die hasta, die der römische Bürgersoldat in dem neueroberten Stück Landes aufpflanzte, war das Wahrzeichen des Gottes Mars, der nur in Rom seinen Sitz hatte, und nur für ihn und seine Stadt war die neue Pflanzung gewonnen.

Es ist klar, daß auf der einen Seite hierin der entscheidende Unterschied zwischen den römischen und den Kolonisationen aller früheren Völker liegt, und daß andererseits das neue Princip den vornehmlichsten Grund für das Wachsen und die spätere Größe des imperium Romanum darstellt. Stetigen und sicheren Schrittes auf ihm fortbauend, dehnten die Römer, kaum einen Augenblick aufgehalten, ihre Herrschaft über Italien und Sicilien aus. Nicht als Eroberer blos, sondern auch als die Träger einer höheren

sittlichen Ordnung, deren Wesen leuchtend in dem festeren staatlichen Organismus hervortritt. Ihm und nicht der einmaligen Entscheidung durch die Waffen mußten sich die besiegten Völker eins nach dem andern dauernd unterwerfen.

Freilich nicht immer blieb die Kolonisation der Römer auf der Höhe, die sie mit der Besiegung der Latiner erstieg und bis zum Beginn des zweiten Punischen Krieges einhielt. Als das furchtbare Ringen Roms mit Hannibal zu Ende war, bot sein Staatswesen ein ganz anderes Bild, die titanische Kraft des großen Karthagers hatte es, wenn auch nicht besiegt, doch gewissermaßen von seinen Grundvesten losgerissen. Dadurch, daß er die Römer zu Lande angriff, hatte er sie gezwungen, die Rollen zu tauschen und ihrerseits den Schwerpunkt des Kampfes auf's Meer zu verlegen. Hannibal ist nicht zu Lande, sondern zur See besiegt worden. Durch die Noth, womit er sie umfing, hat er sie endgiltig dahin gebracht, eine Seemacht zu werden, und nach seiner Besiegung zog die bloße Furcht vor seinem Namen sie in Verwickelungen, vor denen sie sich besser gehütet hätten.

Roms Aufgabe lag im Westen und jenseits der Alpen im Norden, mit dem Osten hatte es nichts zu thun. Dafür, daß es die Scheingroß-staaten dieser hohlen Welt zertrümmerte, ist es furchtbar gestraft worden. Da es nicht mehr nöthig hatte, zur Sicherung seines Staatslebens mit ruhigem Bedacht Posten um Posten vorzuschieben, sondern weil es jeden Widerstand mit leichter Hand umwerfen konnte, so kam es von selbst dazu, den ruhigen Weg des Kolonisators zu verlassen und sich auf die stürmische Straße des Eroberers zu werfen. Ueberall öffnete es die Sammelbassins des orientalischen Reichthums, und diese strömten durch große und kleine Röhren ihren Inhalt über Rom aus. Mit welcher Wirkung weiß Jeder-mann. In jähem Absturz fiel die Republik von der Höhe herab, zu der sie einen so langen Weg gebraucht hatte.

Daß der verhängnißvolle Fehler für das gedeihliche Fortschreiten des römischen imperium in dem Aufgeben des traditionellen Weges gelegen hat, beweisen die Reformversuche der Gracchen. Die Agrargesetze dieser beiden großen Staatsmänner haben zwar der römischen Republik ebenso wenig wieder auf die Beine helfen können wie die über die Ausführung von Bürgerkolonieen, aber es ist charakteristisch, daß sie, wie von den Erfahrungen einer besseren Zeit her genommen, so über den Tod ihrer Urheber hinaus die Angelpunkte aller späteren Gesetzgebung geblieben sind. Auch zu dem neuen Staatsbau, den dieser aufrichtete, bilden sie den Eckstein, und in noch späterer Zeit waren die Legionen der Imperatoren das, was in den ersten Jahrhunderten die Bürgerkolonieen gewesen waren. Ob ganz dasselbe, vor der Frage wird Niemand lange still halten, aber es kann nicht geleugnet werden, daß die Gründungen, die in den Provinzen von ihnen ausgingen, zum Theil den Sturm überdauerten, der Rom selbst hinwegfegte. —

Bei dem Beginn des Burenkrieges, der jetzt ungefähr zwei Jahre dauert, hat es einmal lieblich in den Ohren der Engländer geklungen, das von ihnen selbst angestrebte imperium durch ihre gelehrten Männer mit den einstmals von den Römern behaupteten vergleichen zu hören. Der Vergleich, womit besonders der Professor Marshall die Gemüther seiner Landsleute erfreut hat, hat für den ersten Augenblick etwas sehr Bestechendes, aber, wenn man genauer zusieht, so beruht er doch dem Wesen nach nur auf Aeußerlichem. Schon aus dem Grunde, weil der englische Soldat, der auch in seinem Staate das imperium trägt, außer der Waffenführung und deren Gebrauch kaum etwas mit dem alten miles Romanus gemein hat.

Selbst mit den Legionaren des Kaiserreichs können nicht einmal die esten Regimenter der englischen Armee verglichen werden. Das wird Jedem ar, der bedenkt, daß die Angehörigen des britischen Heeres als grund-:gend für Kolonieen gar nicht in Aussicht genommen werden und auch icht in Aussicht genommen werden können. Der Abhub der englischen ževölkerung, der noch vor wenigen Jahren nur durch die neunschwänzige atze in Ordnung gehalten werden konnte, und dessen Zucht auch jetzt noch esentlich blos durch die härtesten Strafen gewährleistet wird, ist nicht das lement für Neubildungen, in denen britisches Leben Wiederauferstehung iern will. Das englische Volk denkt auch garnicht daran, dieser zusammen kauften Masse die Verjüngung seiner Kraft anzuvertrauen. Als Militär r Gegenstand allgemeiner Verachtung, die nur während des Krieges einer othgedrungenen Scheinachtung Platz macht, hat er im Civilstandsregister ich keine hohe Nummer. Gewöhnlich sinkt er wieder dahin zurück, woher zu seiner Dienstleistung genommen war.

Die britischen Kolonieen in der ganzen Welt beruhen auf Handel, lantagenbau und der gewöhnlichen Landwirthschaft. Da die beiden ersten werbsklassen für den gewöhnlichen Soldatenstand überhaupt keine Aussicht eten, es sei denn in dienender Stellung, so bliebe nur die dritte übrig, freilich ese für einen aus den unteren Bürgerständen hervorgegangenen und eben hin zurückfallenden Soldaten von hervorstechendem Belang. Indeß wie rtheilhaft es für den Staat auch sein würde, einem großen Soldaten-rgerstande die entsprechenden Territorien zur Bewirthschaftung im kleinen ndbau oder in der Viehzucht offen zu halten, so hat man doch zu keiner it von einem Versuche bei den Engländern gehört, in einen solchen volks-rthschaftlichen Betrieb einzutreten. Es ist natürlich. Der Soldatenstand niemals als Pfropfreis auf das treibende Leben des britischen Volkes ge-t worden und ist deshalb immer etwas Aeußerliches, blos Angelehntes blieben. Die englische Armee verhält sich zum übrigen Volke wie der ßen angesetzte Strebepfeiler zu den mächtigen Säulen, die inwendig das ich des Domes tragen.

Der englische Soldat ist im Zusammenhang des Staates und in seiner

organischen Weiterführung ohne alle Bedeutung, für seine äußere Aufrecht-
haltung ist diese Bedeutung trotz Allem, was er zu verschiedenen Zeiten
und an verschiedenen Orten geleistet hat, doch nur recht fragwürdiger Natur.
Die ganze Geschichte der Eroberungen Großbritanniens ist dafür ein fort-
laufender Beweis. Nicht, als ob es dem englischen Soldaten an der Fülle
militärischer Eigenschaften mangelte, deren sich der nationale Krieger des
Festlandes rühmen mag. Obgleich er angeworben ist, so soll ihm Alles
zugestanden werden, was seine Lobredner von ihm sagen, aber, um vorab
von allem Anderen zu schweigen, seine Anzahl reicht zur Vertheidigung des
ungeheuern Gebietes, das er zu schützen hat, nicht aus und ist zu keiner
Zeit ausreichend gewesen.

Als im Beginn England aus seiner insularen Beschränktheit in die
Welt hinaustrat, waren ihm die Zeitläufte günstig. Stehende Heere gab
es damals noch nicht, und was der von ihm ausgehenden Kolonisation an
Landtruppen gebrach, das mochte die Besatzung seiner Flotten und der
Wagemuth seiner Siedler ersetzen. Nach der Besiegung der spanischen
Armada war keine europäische Macht im Stande, wo immer es seinen
Fuß an eine fremde Küste setzte, seinem siegreichen Vordringen Einhalt zu
thun. In Ostindien mußten die Portugiesen und in Nordamerika die
Holländer vor ihm zurückgehen, doch die Einbringung aller dieser Vortheile
ist vorzugsweise auf das Konto der auf die Seemacht verwandten Pflege
zu setzen. Wer wollte an dieser Stelle nicht auch die Größe seiner führen-
den Männer, die nachhaltige Kraft des Volkes selbst in Rechnung bringen?
Keine Nation hat jemals mehr geleistet.

Aber je weniger dies verkannt werden kann, desto nachdrücklicher dar[f]
darauf hingewiesen werden, daß zu dem Umfang der jedes Mal gewonnene[n]
Resultate die Ausbildung der englischen Landmacht niemals in Verhältni[s]
gestanden hat. Während des siebenjährigen Krieges schlug Friedrich de[r]
Große die Schlachten, die zu Englands Gunsten Frankreich in Schac[h]
hielten und ihm in Amerika Kanada, in Asien die Erweiterung seiner vorder-
indischen Gebiete gewannen. Noch später in den französischen Kriege[n]
waren es wiederum die deutschen Mächte, die durch ihre zu Lande geschlagene[n]
Schlachten seine Seesiege ermöglichten und ihm den ungeheuern Gewinn ein-
heimsen halfen. Wäre es diese ganze Zeit hindurch nur auf seine eigene[n]
Landstreitkräfte angewiesen gewesen, so hätte es mit der Erweiterung sein[es]
Außenbesitzes ganz anders ausgesehen. Englands Flotten hätten lang[e]
auf den Meeren umherfahren können, ohne die Beute zusammen zu fege[n],
die sie so unter günstigen Umständen ihren Feinden abgejagt haben.

Das sind irreale Sätze, die an und für sich nur ihrer Form na[ch]
Werth haben, aber sie erhalten unter dem aus der nächsten Gegenwa[rt]
einfallenden Lichte eine Bedeutung, die der Wahrheit gleichkommt. Jed[er]
kann sich aus den Erfahrungen, die die Engländer in ihrem Kampfe m[it]
den Buren gemacht haben, den richtigen Schluß ziehen. Wenn es sch[on]

im Ringen mit diesem kleinen Volke der allergrößesten Anstrengung bedarf, um wie viel größer müßten da die Schwierigkeiten sein, wenn England sich mit einem der nationalen Heere des Kontinents zu messen hätte.

Die britische Landmacht steht außer allem Verhältniß zu ihrer Marine, aber auch, wenn dieses Mißverhältniß ausgeglichen wäre, so wäre damit doch der moralische Fehlbetrag nicht eingebracht, woran das englische Landheer leidet. In demselben Maße, wie der Soldat in England ohne die lebendige Berührung mit dem Volksleben bleibt und außer dem Zusammenhang mit dem Staatsorganismus steht, in demselben Maße fehlt ihm auch die Kraft und die Fähigkeit, das Fremde, das er im Interesse seines Auftraggebers erobert hat, auch festzuhalten, es für dessen ruhigen Besitz nicht blos zu gewinnen, sondern es auch mit seinem Leib und Leben zu verschmelzen. Zu diesem Zwecke war die römische Heeresverfassung geradezu geschaffen, aber die englische? Es ist nicht möglich, daß ein Mittel wie Tommy Atkins, das nur mechanisch gehandhabt wird, sittlich wirken sollte.

Das Civis Romanus sum, das einst der Stolz des Römers war, lieben die Engländer zu usurpiren, aber es fehlt ihnen dazu die innere Berechtigung. Im civis Romanus war nicht blos die bürgerliche, sondern auch die militärische Eigenschaft verkörpert, und vielleicht war gerade die zweite, als die Betonung menschlicher Willenskraft gegen das Fremde, die wichtigere von beiden. Indeß, wohlverstanden, nur in der Verschmelzung. Im römischen Staatsleben hält der Bürger das, was er als miles dem Feinde abgerungen hat, nicht blos für die Gesammtheit, sondern auch für sich persönlich fest. Im englischen aber fallen beide Personen auseinander, und der Bürger nimmt nicht nur das von dem Soldaten Gewonnene für sich in Anspruch, sondern versagt auch seiner nützlichen Thätigkeit die gebührende Anerkennung. So fehlt dem englischen Gemeinwesen die geschlossene Einheit, die auf die Dauer allein die sichere Gewähr für den Bestand des Staates nach innen und außen leistet. Erst wenn Tommy Atkins englischer Bürger geworden und als solcher stolz darauf ist, den ihm vom Staate verliehenen Waffenrock nicht blos vorm Feinde zu tragen, erst dann hat der Engländer das Recht, sich mit dem civis Romanus in Vergleichung zu stellen.

## II.

Der Imperialismus, wie er heutzutage im Vorgehen Englands und Amerikas laut wird und früher in den gewaltsamen Besitzergreifungen der Spanier und Portugiesen zu Tage trat, hat mit dem von der Vernunft geleiteten Willen einer erobernden Nation, der die besten Zeiten der römischen Herrschaft charakterisirt, nichts zu thun. Oder waren auch die Okkupationen der Holländer und Engländer doch nur scheinbar von denen der romanischen Rasse verschieden? In früheren Geschichtswerken liest man,

daß die Völker teutonischer Abstammung ihre Kolonisationsarbeit ernster aufgefaßt hätten. Vielleicht liegt diese Verschiedenheit nur in dem Unterschied der Zeit, der die einen früher, die andern später aus den gemachten Entdeckungen Vortheil ziehen ließ.

Portugiesen und Spanier, die die Entdecker waren, warfen sich ganz natürlich auf die Länder, die, ohne viel Mühe und Arbeit zu fordern, den reichsten Gewinn versprachen. Dagegen mußten die seefahrenden Nationen des nördlichen Europa sich mit dem begnügen, was sie hinterher vorfanden, und hier richteten sie sich ein, wie die Nothwendigkeit der sie empfangenden Natur es ihnen vorschrieb. In Nordamerika kam es zunächst darauf an, den Urwald auszuroden und das gewonnene Land urbar zu machen. Als man damit festen Boden gewonnen hatte, folgte die Ausrottung der wilden Indianerstämme und das Weiterschieben der europäischen Civilisation ganz von selbst. Eine der Vergangenheit angehörige Geschichtsauffassung hat davon gesprochen, daß die amerikanischen Rothhäute sich ihrem Untergange nicht hätten entziehen können, weil ihnen die Fähigkeit für die Aufnahme der europäischen, von den Engländern verbreiteten Kultur gefehlt habe. Dem wird in neuerer Zeit immer entschiedener, und nicht am wenigsten von der amerikanischen Geschichtforschung selbst, widersprochen.

Ohne auf die hierdurch hervorgerufene Kontroverse einzugehen, mag an dieser Stelle nur so viel gesagt sein, daß, wie immer auch die Naturanlage der Indianer beschaffen sein mag, die englischen oder die anglo-amerikanischen Siedler keinen Grund daraus für ihr kolonisatorisches Verfahren haben entnehmen können. Man hat mit viel moralischer Entrüstung von der Härte und Grausamkeit der spanischen und portugiesischen Konquistadoren in Ostindien, Peru und Mexiko geredet, aber, soweit Engländer und Amerikaner sich an dieser Geschichtschreibung betheiligt haben, kann ihnen mit gutem Grunde entgegengehalten werden, daß sie besser gethan hätten, vor Allem den Staub vor den eigenen Thüren zusammen zu fegen. Niemals ist ein freies Volk mit ausgesuchterer Bosheit in den Untergang gehetzt worden als die Nationen der Delawaren und Sioux, der Irokesen und Pawnees von den amerikanischen Squatters. Wer sich hierüber genau unterrichten will, dem empfehle ich ein*) Buch des Oberleutnants Georg Friederici, der als mehrjähriger Gesandtschaftsattché in Newyork Gelegenheit genommen hat, die eingehendsten Studien über den Gegenstand zu machen.

Moralische Betrachtungen an das in diesem Buche geschilderte Vorgehen der amerikanischen Kolonisation zu knüpfen, kann dem besonnenen Beobachter nicht beikommen: seine Besonnenheit beruht eben darin, daß er sich mit Friedrich Nietzsche jenseits von Gut und Böse hält. Engländer und

---

*) Indianer und Anglo-Amerikaner von Georg Friederici, Oberleutnant im Infanterie-Regiment Graf Bose. Braunschweig, Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn. 1900.

Amerikaner müssen ganz allein selbst wissen, wie sie zu erobern und zu kolonisiren haben, wie ihnen denn auch Keiner die Verantwortung dafür abnimmt. Wohl aber ist die Bemerkung gerechtfertigt, daß moralisch die Besiedlung von Nordamerika durch Angehörige des angelsächsischen Stammes keinen höheren Werth hat als die von Mexiko durch die Eroberer spanischer Nation. Ob die alten Einwohner aus Wäldern vertrieben werden oder von Goldfeldern, macht für die Beurtheilung keinen Unterschied, und die Herrennoral Nietzsches, deren Panier auf fruchtbaren Kornfeldern aufgeflanzt vird, wiegt für den, der zu urtheilen berufen ist, nicht schwerer, als die s von den Goldbergwerken Perus herabwehen läßt.

Auch volkswirthschaftlich hatte die eine Art von der andern nichts voraus. Innerhalb der Mauern Iliums wird gesündigt, aber auch außerhalb. Das System der überhasteten Ausbeutung oder des Raubbaus, wie nan zu sagen pflegt, ist in der Handhabung der Pflugschar so schädlich wie m Betriebe der Pochhämmer. Der rasche Gewinn mag für den einzelnen ınd im Augenblick vortheilhaft sein, aber im Ausblick auf das Ende und ür das Ganze kann er seine Bedenken haben. Den Spaniern war es um en schnellen Erwerb von Gold und Silber zu thun; zu diesem Zweck aben sie in ihrer Verwaltung große Fehler gemacht. Aber auch die Anglomerikaner konnten theils nicht Land genug, theils nicht früh genug unter en Pflug werfen und haben mit dieser Gier wie auch aus Gründen ähncher Art eine solche Verwüstung in ihrem waldreichen Lande angerichtet, aß es gegenwärtig schon waldarm genannt werden muß. In Peru und Nexiko ist der Reichthum an Erzen noch lange nicht erschöpft, aber in ordamerika ist die Holzarmuth für den Boden des Landes schon seit ahren eine Kalamität und wird es in nicht gar zu langer Zeit für den ewohner immer mehr werden.

Die spanische Politik ist von langer Zeit her der Gegenstand des Spottes und der Verachtung für die Engländer gewesen. Allerdings, bigotter tholischer Absolutismus und protestantischer, geistesfreier Republikanismus nd zwei Dinge, die sich ungefähr vertragen wie Feuer und Wasser. ndeß, wenn auch der Eine den Habsburger Philipp und der Andere den ranier Wilhelm zum Stammvater hat, so ist doch die Frage berechtigt, nicht die beiden Richtungen nur durch die Uebertreibung so weit ausnander gehalten werden. Für den, der durch den Umhang der Dinge ndurch sieht, ist es schon lange kein unsicheres Wissen mehr, daß auf iden Seiten das bestehende Regiment nur zum Vortheil einer verltnißmäßig kleinen Anzahl von Menschen da ist. In Spanien schöpfen e Jesuiten den Rahm von der Milch und in England die oberen Zehnusend. Mag dies auch nicht durchweg stimmen, so ist es doch auch nicht dem, daß auf der einen Seite blos Ungerechtigkeit und Unterdrückung id auf der anderen nur weises Maßhalten und Gerechtigkeit gegolten itten. Wenn die Engländer triumphiren, daß den Tendenzen der heiligen

Allianz gegenüber der liberale Gedanke die südamerikanischen Provinzen in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von spanischer Herrschaft befreit habe, so sollen sie nicht vergessen, daß schon 140 Jahre früher dieselben Ideen den Anstoß zur Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikaner gegeben haben.

Aus dem Geschehenen soll der Besiegte lernen und der Sieger. Da die Nordamerikaner den Gedanken des Liberalismus im Kampfe mit England den siegreichen Austrag gegeben haben, so sollte man meinen, daß sich der Stolz und die Freude über die Durchsetzung ihrer Unabhängigkeit in ganz andrer Weise äußern würden. Nicht daß das Selbstbewußtsein dem früheren Unterdrücker gegenüber schwächer werden müßte, aber es wäre nicht nur dankbar, sondern auch logisch und deshalb klug, dieselbe Freiheit, die mit der einen Hand gewonnen wurde, mit der anderen weiter zu geben. Daß zwar die Indianer unter demselben Gesetz hätten leben sollen, wie ihre Besieger, auf den Gedanken kann Niemand kommen. Aber andererseits ist der Imperialismus, womit diese Recht und Leben der Ureinwohner des eroberten Landes unter die Füße getreten haben, der blutigste Hohn auf die Erklärung der Menschenrechte, die einstmals von ihnen selbst den Engländern entgegengehalten wurde.

Nach den Erfahrungen, die uns die Geschichte darbietet, ist es zweifelhaft, ob König Republik oder König Selbstherrscher den ungerechtern Imperialismus gezeitigt hat. Von Alexander dem Großen wird berichtet, daß er im Widerspruch gegen Makedonier und Griechen Milde gegen die unterworfenen Asiaten habe walten lassen, und in Rom blieb während der letzten Jahrzehnte der Republik die Härte und die Habsucht der Prokonsuln und Proprätoren kaum hinter dem zurück, was später Nero und Caligula geleistet haben. Die Behandlung, die sie den Indianern zu Theil haben werden lassen, wollen zwar die Amerikaner als Beispiel nicht anerkennen, aber dann mögen sie gefragt sein, mit welchem Recht sie sich über die Grenzen der Monroedoktrin hinweg in Kuba und auf den Philippinen an die Stelle der Spanier gesetzt haben.

Gründe für ein Ding lassen sich bekanntlich so leicht finden, wie man Brombeeren von der Hecke pflückt; auch für Eroberungskriege. Benjamin Franklin war ein ehrenfester Republikaner und tugendhafter Bürger. In der Geschichte glänzt er als der Tyrannenbezwinger, und als er noch lebte, hat er mit Ruhe und Gelassenheit sich den Ruhm, der von seinen Thaten ausging, als Glorienschein um sein mildes Haupt ansammeln lassen. Er ist der erste Säulenheilige im Dom des amerikanischen Republikanismus. Aber was neben alle diesem nicht verschwiegen werden darf, das ist, daß er vor Allem ein praktischer Geschäftsmann war und daß er bis auf den kleinsten Bruchtheil den Vortheil zu berechnen wußte, der aus einem Umschwunge der Dinge für seine Mitbürger herauskommen mußte. Franklin verstand es, die Ideen, mit denen die Welt schwanger ging, praktisch zu

verwerthen, und in dieser Eigenschaft ist er noch jetzt das Vorbild des smarten Yankee von heute.

Wenn einem eine reiche Insel auf dem Wege liegt, auf die man keinen Rechtsanspruch hat, so ist die Veranlassung, Streit um sie anzufangen, leicht gegeben, aber auch die innere Nothwendigkeit, das Streitobjekt, wenn man es glücklich erobert hat, auch zu behalten, ist nicht schwer zu finden. Die Amerikaner sind die Erben der Tugenden ihrer Vorfahren nach allen Richtungen. Auch sie entreißen das Scepter den Tyrannen; damit es aber nicht, wie das des Tiberius, dem es der Tod entrang, unter die Wilden falle, behalten sie es lieber selbst. Von den Juden in der Bibel liest man, daß sie im Auftrage Jehovahs ihre Feinde mit der Schärfe des Schwertes vernichtet hätten. Desgleichen hat man von den Amerikanern gesagt, daß sie das Werkzeug in der Hand der Vorsehung seien, um die Spanier für die vielen Sünden zu strafen, die sie an der Menschheit begangen hätten.

In der That ein ausreichender Grund für die Annektion von Inseln, auf denen die Bewohner gar kein Verlangen nach ihr hatten. Man könnte sich über dies mangelnde Verständniß bei den Kubanern und den Philippinern wundern, aber weg mit der Ironie! Wie die Amerikaner mit ihrer politischen Moral im Himmel und auf Erden fertig werden, darüber haben wir in keiner Form, weder in der ironischen noch in der ernsthaften, zu befinden. Da siehe Du zu, sagten die Priester, als Judas ihnen das Gold zurückbringen wollte, wofür er seinen Herrn und Meister verrathen hatte. Ob die vorgegebenen Motive zu einer That mit dem wirklichen übereinstimmen, darüber zu urtheilen ist ebensowenig Sache eines Dritten, wie den Grad der seelischen Befriedigung zu bestimmen, den eine Handlung ihrem Urheber einbringen müsse.

Anders aber ist es, wo blos die realen Mittel zur Beurtheilung verstellt sind, die zur Aufrechthaltung einer ausgeführten That bereit gehalten werden. Ob die kolonisatorische Kraft zur wirklichen Befriedigung der annektirten Volkselemente in den Amerikanern ausreichen werde, darf billiger Weise bezweifelt werden. Die Stützen, die sie für ihren weitaus greifenden Imperialismus benützen, sind keine anderen als die von den Engländern gebrauchten. Der amerikanische Soldat steht mit dem Kern der bürgerlichen Bevölkerung in keinem engeren Zusammenhang als Tommy Atkins mit dem Grundstamm des englischen Volkes. Die Folge davon ist, daß seine Fähigkeit, als Medium zwischen dem Eroberer und dem Unterjochten zu dienen, auch nicht höher anzuschlagen ist. Außerdem haben die Amerikaner wie die Engländer das Geld. Mit dem Gelde aber ist es ähnlich wie mit dem Feuer, von dem Schiller in der Glocke singt. So lange es bezähmt und bewacht ist, wirkt es wohlthätig nach allen Richtungen, läßt man es aber ungehemmt auf der eigenen Spur einherschreiten, dann schießt der Imperialismus in die Blüthe, und die Kolonisation verkümmert.

III.

Mit einem von irgendwoher genommenen Imperialismus hat die Welt schon viele böse Erfahrungen gemacht, die schlimmste das heilige imperium Romanum deutscher Nation. Es mußte so sein, aber wenn es anders hätte sein können, so hätten die Deutschen besser gethan, sich diesseits der Alpen zu halten. Karl der Große hatte das Beispiel gegeben, aber ihm war es weniger um die Herrschaft in Italien zu thun als um den Glanz der traditionellen Krone, der seinem auf Christianisirung ausgehenden Gedanken unter den Völkern des Nordens Weihe und Nachdruck verleihen sollte. Den Glauben an das Kreuz unter den Heiden zu verbreiten war damals gleichbedeutend mit Kolonisation und Civilisation. Hätten sich die deutschen Könige nur diesem Theile der ihnen überkommenen Aufgabe widmen wollen, so hatten sie für ihren Anspruch auf imperium einen starken realen Untergrund, und auf ihm mußte sich die deutsche Vorherrschaft weit nach Norden und Osten vorschieben lassen.

Wie das denn auch einige kraftvolle Fürsten, soweit ihnen durch Kaiser und Reich Muße dazu gelassen ward, mit Erfolg ausgeführt haben. Nur nach Süden und Westen ging diese Mission nicht, denn dazu reichte der geistige Gehalt und die dem entsprechende Spannkraft des deutschen Volkes noch nicht aus. Nichtsdestoweniger haben die ersten drei großen Kaiserhäuser den Versuch gemacht, sind aber kläglich damit gescheitert. Denn nicht allein, daß ihre nach außen gerichteten Bestrebungen fehl schlugen, sondern sie ließen auch das ohnehin so wenig gefestigte Gefüge des Reiches immer gelockerter hinter sich und waren schuld daran, daß selbst gesunde starke Außenposten, die in eine bessere Zukunft wiesen, verloren gingen.

Auf dem alten deutschen Reiche hat der Fluch eines Imperialismus gelegen, der nicht aus den eigensten Kräften herangewachsen war, sondern auf eitel Schein und Trug beruhte. Was hätte werden können, wenn immer Weisheit mit der Kraft gepaart gewesen wäre, das zeigen die deutschen Gründungen an der Ostsee und in Preußen, geht auch aus der mächtigen Stellung hervor, die einstmals weit in den Norden und den Osten hinein die Hansa behauptet hat. Hier hätte das deutsche imperium ein weites Arbeitsfeld vor sich gehabt, aber es war nicht da, weder zur Förderung noch zur Unterstützung, sondern jagte im Süden einem Phantom nach. So gingen dem Reiche nicht allein die baltischen Provinzen und die Siedelungen des Deutschritterordens verloren, sondern schon früher brach die Kraft des Hansa-Bundes in sich zusammen.

Noch schlimmer. Der Schwäche eines aufgeblasenen imperium, das nicht einmal die eignen Reichsglieder im dürftigsten Zusammenschluß halten konnte, ist auch der Verlust der Niederlande zuzuschreiben. Die Schwere dieses Verlustes läßt sich nicht annähernd darstellen, aber, wenn irgend ein Ereigniß der Geschichte, so predigt dieses die Lehre, daß eine Reichsgewalt,

ie die realsten Kräfte ihres Volkes ohne Belebung läßt, aus sich selbst dem
lntergange geweiht ist.

Das deutsche Reich hatte unter dem Druck des Adels seinen Bauern-
and verkümmern lassen, und die Städte waren erst spät, hauptsächlich
urch die eigene Kraft, zu Wohlstand und Blüthe gelangt. Besonders in
en Niederlanden lag die Schwerkraft des Volkes in den Städten. Aber
enn auch das Geld der reichen holländischen Kaufleute im Kampfe mit
panien die hervorragende Rolle gespielt hat, so kann man doch nicht sagen,
ıß nicht die gleiche Anstrengung aller Stände an dem gewaltigen Ringen
gen die Tyrannen theilgenommen habe. Eben in der Belebung und An-
annung aller Nerven und Sehnen des kleinen Volkes lag die Gewähr
s Gelingens, und als wirklich später der Sieg das Werk krönte, da
nnte Keiner dem Andern vorwerfen, daß er in der Arbeit am Vaterlande
rück geblieben sei.

Man sagt mit Recht, daß die Kraft, die zur Gründung eines Staates
führt habe, in gleicher Weise zu seiner Erhaltung in Uebung bleiben müsse;
hen wir zu, in welchem Maße der Gang der holländichen Geschichte
esem Grundsatz entsprochen hat. Auf die schweren Jahre des Befreiungs-
ieges folgte eine große Zeit, hundert Jahre dauernd, während der das
eine Holland sich siegreich gegen die Anmaßung Englands behauptete.
er wie staunenerregend für den Zuschauer diese Erhebung auch ist, so
igen sich jedoch mehr und mehr während der Zeit die Kennzeichen einer
nseitigkeit, die nichts Gutes für die Zukunft bedeutet. Der Geist des
pitalismus überwuchert allmählich bessere Grundsätze und zeitigt einen
perialismus, der herb und ungerecht sich nach verschiedenen Seiten hin
äßert.

Wer Lust dazu hat, kann hierüber in der holländischen Geschichte
nches Belehrende lesen. Nicht daran soll erinnert werden, daß sie auf
ı Gipfel der Macht jetzt den Schwachen unterdrückten, wie sie einstmals
st von den Spaniern bei Seite geschoben waren, sondern die eigne
lonisation mag den Beweis hergeben. In Brasilien hatten die Nieder-
der in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts den Portugiesen
ße Strecken Landes entrissen. Das weite und fruchtbare Gebiet, das
Eroberern fast mühelos in die Hände gefallen war, stand unter der
sen und staatsmännischen Verwaltung des Prinzen Johann Moritz von
nien, eines Mannes, der die Staatskunst in der besten Schule gelernt
e. Aber gerade dies war für die Hochmögenden genug, ihn mit dem Miß-
ıen zu umstellen, womit sie durch alle Zeit hindurch sein Geschlecht be-
 haben. Den reichen Kaufleuten floß der Gewinn nicht schnell genug
ie Geldsäcke, und deshalb ließen sie seine weit ausschauende Regentschaft
 die Unterstützung, die an der Küste Brasiliens ein neues Holland ge-
ıdet hätte.

Auch an Siedlern fehlte es, aber wenn auch das kleine Holland selbst

die nöthige Menschenzahl allein nicht herzugeben vermochte, so konnte doch das nahe Niedersachsen und Westfalen aushelfen. Mit dem Grund und Boden allerdings durfte man nicht knausern, aber gerade hierhin lag es. Der Geiz, von allen Arten vom Imperialismus der härteste, hielt seine mageren Schwingen über den vollen Geldkasten ausgespannt und ließ die goldenen Stoßvögel nur dahin ausfliegen, woher sie raschen Gewinn mit heimbrachten. Allein aus diesem Grunde konnte die niederländische Herrlichkeit in Brasilien nicht lange dauern: schon kurz nach der Mitte des Jahrhunderts hatten die Portugiesen das verlorene Gebiet zurück erobert.

In allen anderen niederländischen Kolonieen ist der negative Verlauf ihrer Geschichte auf keine anderen Gründe zurückzuführen. Wenn die Generalstaaten es verstanden, ihre Ansiedelungen im Sinne einer nicht für den Augenblick arbeitenden Staatskunst auf einer breiteren volkswirthschaftlichen Grundlage aufzubauen, als durch die einseitige Rücksicht auf den Handel geboten wird, so mußte sich, mag es nun sein, wie es will, ein anderes Ergebniß für ihre Kolonisationen herausstellen. Freilich kommt noch ein anderes Erforderniß hinzu. Die Niederländer mußten es am besten wissen, wodurch sie in schwerer Zeit Land und Leben, Freiheit und Staat wieder erworben und behauptet hatten, aber was die freien Männer der That hochgemuth errungen hatten, das ließen die Sklaven des Geldes schwachmüthig wieder aus der Hand. Es ist eine Thatsache, daß die Kriegsflotte der Holländer der Hort des Glücks und der Wohlfahrt im Lande gewesen war. Wenn es nun auch zweifelhaft erscheint, ob die Generalstaaten allein mit der Pflege dieses Machtmittels sich auf der Höhe hätten halten können, die sie noch um's Jahr 1675 behaupteten, so ist doch das außer aller Frage, daß die Erhaltung ihrer Marine in dem Bestande, der zur Wahrung ihrer vielseitigen Interessen im richtigen Verhältniß stand, sie in ganz anderer Verfassung über den Sturm der Zeit hinweg getragen haben würde.

Eine Flotte auch nur zweiten Ranges, aber von der Thatkraft und der Disciplin früherer Zeiten belebt, reichte zur Durchführung einer Rolle aus, die unter kluger Benutzung der Umstände nicht blos die politische Selbstständigkeit des Landes, sondern auch den Besitz der Kolonieen gesichert hätte. Man braucht hier blos an die wichtigste aller holländischen Ansiedlungen, an die Kapkolonieen, zu erinnern. Die Hälfte der Seestreitkräfte, die in der Schlacht an der Doggersbank auf's Spiel gesetzt wurden, reichte aus, ein Land zu retten, das, wenn es zugleich unter die alles umfassende national-ökonomische Verwaltung gestellt wurde, später einmal zur Vergeltung das Vaterland halten konnte.

Was für ein Menschenmaterial mit der gezwungenen Abtretung des Kaplandes von Holland preisgegeben worden ist, das zeigt die Geschichte von Südafrika vom Jahre 1836 an in steigender Potenz. Ueber anderthalb Jahre hat England mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte den Krieg

geführt, hat aber die beiden Freistaaten nicht wieder zu erringen vermocht. Höchstens dreißigtausend Männer haben während dieser ganzen Zeit der erdrückenden Uebermacht Großbritanniens Stand gehalten, allerdings waren es freie Männer. Von selbst drängt sich der Gedanke auf, was sein würde, wenn diese Bauern und Viehzüchter auch durch die Schule einer modernen nationalen Wehrpflicht gegangen wären. Freiheit und Vaterlandsliebe, Mannesmuth und Disciplin. Diese Summe von Tugenden unter den Schutz und die sorgfältige wirthschaftliche Pflege des Landes gestellt, von dem sie ausging, wagte auch England nicht anzutasten.

Der Krieg, den das kleine Burenvolk mit den Engländern führt, ist mit Donner und Blitz wie ein reinigendes Gewitter durch die schwüle Luft gefahren, die sich um die Machenschaften der europäischen und der Weltpolitik angesammelt hat. Fast ein Wunder, daß er nicht Alles in seiner Umgebung ergriffen und in Flammen hat aufgehen lassen. Auch ein Glück. Denn selbst das stärkste Volk ist nicht immer in der Lage, die Erfahrungen eines Krieges anders als theoretisch einsammeln zu dürfen. England, das sie praktisch an seinem Leibe schmerzvoll genug gemacht hat, hat alle Ursache, das Gelernte zum Besten für sich zu wenden und es in bildende Gesetze für sein Volksleben umzuwandeln.

Die Stimmen, die im englischen Publikum für Derartiges eintreten, mehren sich fast Tag für Tag, wie denn auch die Tonart, womit man in dem Kriege die Oeffentlichkeit zu leiten suchte, jetzt nach achtzehnmonatlicher Dauer ganz anders geworden ist. In dem Augenblick, wo dieses geschrieben wird, klagt in einem patriotischen Klub ein bekannter Politiker über die schlechte Behandlung, die während des Krieges den englischen Kolonisten zu Theil geworden sei. Wenn dem nicht abgeholfen würde, so läge die Gefahr nahe, daß auch die britische Bevölkerung schwierig und einem allgemeinen Abfall vom Mutterlande geneigt werde. Im Anschluß hieran schlägt der Vorsitzende, der auch einen bekannten Namen trägt, eine umfassende, systematisch geleitete Kolonisation vor, die, aus Angelsachsen und Kelten bestehend, den wankend gewordenen Zuständen dauernden Halt zurückbringen solle. Außerdem müsse, um der friedlichen Ansiedelungsarbeit den nöthigen Rückhalt zu geben, ein stehendes Militärlager in Südafrika eingerichtet werden, worin jedes britische Regiment eine bestimmte Zeit Dienst zu thun habe.

Man sieht, daß die Rathschläge, die hiermit gemacht werden, weithin auf dem Wege liegen, den die Gedanken in dieser Erörterung genommen haben. In der That, sie sind gut gemeint, aber andrerseits wird es auffallen, daß auch in ihnen die letzte Folge zu ziehen vermieden ist. Kolonisten auszusenden ist nöthig, nicht minder Soldaten. Aber warum wird nicht die Verschmelzung Beider verlangt? Warum soll nicht der Kolonist Soldat, und der Soldat Kolonist sein? Die großen europäischen Staaten, die man die Großmächte nennt, haben alle die allgemeine Wehr=

pflicht bei sich eingeführt, auch das kleine Holland ist, von der Einsicht der Nothwendigkeit getrieben, diesem Beispiele gefolgt. Nur Großbritannien hält sich noch zurück, weil man in der breiten Masse des Volks von der Unfreiheit des Soldatenstandes nichts wissen will. Der festländische „Militarismus“ steht jenseits des Kanals in Verachtung, und im Gegensatz dazu sind weite Kreise in Deutschland der Meinung, daß die englische Erziehung zur Freiheit den Deutschen als Muster dienen solle. Körperliche Uebung, viel Bewegung im Freien und Sportspiele sind freilich eine gute Sache, aber die haben wir auch, und in der von der Allgemeinheit unsrer Jugend auferlegten Erziehung zum Militärdienst sind wir ihnen voraus. Ein Volksheer ist zu Eroberungen im Dienst eines unberechtigten Imperialismus nicht so leicht zu gebrauchen, aber zur Anlegung von Kolonieen und zur Erweiterung des vorhandenen Herrschaftsgebiets ist es tauglicher, als irgend etwas, das die Engländer ihnen gegenüber stellen können.

# Deutsche Plakatkunst.

Von

## Mil Richter.

— Leipzig. —

Ungefähr ein Jahrzehnt ist es her, als das moderne Plakat hier in Deutschland sich einzubürgern begann. Aus einem Lande der freien Kunst, aus Frankreich kam es zu uns herüber. Dort ıtte es sich bereits unter der Meisterschaft Jules Chérets, des Königs der anzösischen Plakatkunst, sowohl in technischer als in künstlerischer Hinht zu hoher Blüthe entfaltet. Von Hause aus ein Meister der Lithographie ıd Beherrscher einer gediegenen, künstlerisch ausgereiften Technik, war er , der die neue Schule der Plakatkunst aus der Eigenart seines grobkörnigen, turalistischen Schaffens heraus begründete und ihr binnen kurzer Zeit ıen unvergleichlichen Weltruhm verschaffte. Seine künstlerische Auffassung ıtsprach so ganz den Bedingungen, unter denen sich das Plakat als Kunstöpfung nur behaupten konnte: seinen für die Erscheinungen des sozialen ıd gesellschaftlichen Lebens empfänglichen Sinn verstand er in ebenso enartiger wie meisterhafter und wirkungsvoller Weise durch Pinsel und ırbe zum Ausdruck zu bringen. Geschmack und Tendenz trugen natürlich ı Stempel französischer Eigenart. So wurde das Plakat als junges is eines ebenso jungen ausländischen Kunstzweiges in deutschen Boden pflanzt. Von dort her brachte es also seinen Charakter mit.

Diese Spuren französischen Ursprungs sind lange in die Erscheinung reten, und sie haben sich auch dann nicht gänzlich verwischen lassen, deutsche Künstler sich des modernen Plakates annahmen und versuchten, ıs dem heimischen Kunstschaffen heraus eine deutsche Plakatkunst zu entıkeln. Diese innige Berührung mit der ausübenden Künstlerschaft drückte n deutschen Plakat alsbald den Stempel der nationalen Eigenart auf.

Interessante Erscheinungen aus dem alltäglichen Leben wurden in Bild oder Figur dargestellt. Dadurch kam eine ganz neue Richtung in die deutsche Heimatkunst hinein. Denn die Beziehungen zu dieser waren auch im Plakat vorhanden. Anfangs kamen sie allerdings infolge des Einflusses der ausländischen Erzeugnisse nur in geringem Maße oder überhaupt nicht zur Geltung. Es war daher mit Freuden zu begrüßen, daß die Verbindung zwischen Plakat und Künstlerschaft bald eine engere, innigere wurde. Da waren es Künstler mit Namen von Klang, hervorragende Pfadfinder, die bereits die Führerschaft einer großen Kunstgemeinde übernommen hatten: sie alle widmeten sich der deutschen Plakatkunst, um ihr die Bahn zu weisen, die sie in ihrer künftigen Entwickelung zu beschreiten hatte. Darunter befanden sich Anhänger des nüchternen Realismus bis zur freiesten naturalistischen Schule, welche dem Plakat ihre künstlerischen Dienste widmeten. Einige unter ihnen bethätigten sich sogar ausschließlich als Plakatkünstler.

Natürlich hatte diese enge Verbindung mit den verwandten Kunstzweigen auch einen überaus günstigen Einfluß auf die Entwickelung des Plakates als Kunstschöpfung. Eine fruchtbare Quelle fand es zunächst in der Karikaturenzeichnung, die hauptsächlich in dem Figurenplakat Verwendung fand. Bisher wurde die Karikatur besonders in den Witzblättern und satirisch-politischen Zeitschriften gepflegt, wo sie hauptsächlich als Textillustration sich zeigte. In dieser primitiven Form wurde sie keineswegs in hinreichendem Maße beachtet. Wer hätte es auch vermuthen sollen, daß darin die Grundlage zur Plakatzeichnung geschaffen war. Nur bedurfte es noch der weiteren Ausbildung, der technischen Reife. Als nun die technischen Fortschritte im Dreifarbendruck und ähnlichen Illustrationsverfahren hinzukamen, erhielt das Plakatwesen einen ungeahnten Aufschwung. Die Herstellungsverfahren genügten nicht nur den weitgehendsten Ansprüchen vom künstlerischen Standpunkte aus, sondern sie hatten außerdem den Vorzug der Verbilligung. Nun erst konnte das Plakat im Sinne eines vornehmen und künstlerisch ausgestatteten Reklamemittels Verbreitung finden.

So wurde der Uebergang von der Karikaturenzeichnung zur Plakatkunst vermittelt. Und es ist hauptsächlich den Karikaturblättern, die vielfach wegen ihres vermeintlich perversen Inhalts verpönt wurden und noch werden, zu danken, daß die Entwickelung des Plakates so schnelle Fortschritte machte. In erster Linie war es die Münchener „Jugend“, ein in durchaus vornehmem Stile gehaltenes satirisches Kunstblatt, welches der jungen Schule des Naturalismus sich zuwandte und in ihrer künstlerischen Eigenart dem Plakat den Boden vorbereitete. Zunächst galt es ja überhaupt den Geschmack des Publikums zu modernisiren, damit die aus dem Leben oder aus der Natur geschöpften Bilder und Motive Interesse erwecken konnten. Denn die künstlerische Auffassung der Allgemeinheit, die noch zu sehr an die Romantik und ihre Schwesterkunst, den Symbolismus

gewöhnt war, mußte sich dem neuen Stile, diesen vielfach noch fremden Formen der Plakatzeichnung anpassen. Auch hier arbeiteten die modernen Kunstzeitungen vor. Ausgerüstet mit einem Stabe hervorragender Talente widmete sich der später gegründete „Simplicissimus“ der Pflege dieses neuen Stiles. Seine ungeheure Verbreitung, die er als Münchener politisch-satirische Wochenschrift durch die ordinäre Witzigkeit seiner Zeichnungen erhielt, trug nicht wenig dazu bei, diese junge Schule im wahren Sinne des Wortes populär zu machen. Mit satirischer Schärfe, verbunden mit künstlerischer Feinheit, wurde hier die Häßlichkeit des menschlichen Lebens, die lasterhaften Schwächen der Gesellschaft im Karikaturbilde dargestellt.

Damit war diese moderne Bewegung auf dem Gebiete der Kunst in Fluß gekommen. Die Künstlerschaft that nun ihr Möglichstes, weitere Kreise für ihre Anschauungen zu gewinnen. In öffentlichen Ausstellungen wurden die Erzeugnisse dieses neuen Kunstschaffens gesammelt und damit gezeigt, welche Fortschritte es in künstlerischer oder technischer Hinsicht gemacht hatte. Natürlich gab es noch manches Minderwerthige, aber im großen Ganzen offenbarten sich theils aussichtsvolle, theils schon hervorragende und bewährte Talente. So konnte die ganze Bewegung nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die verwandten Gebiete bleiben. Eine besonders starke Strömung machte sich namentlich auch im Buchgewerbe geltend. Die moderne Litteratur, die bisher noch größtentheils in weniger geschmackvollen Gewändern stak, erhielt ebenfalls ein Kleid im modernen Stile. Während die Bucheinbände sich bisher gewöhnlich in ornamentalen Verzierungen, symbolistischen Schnörkeleien gezeigt hatten, wurden sie jetzt durch die einfache breite Linienführung, durch ein sorgfältiges Arrangement etwa verwandter Vignetten und durch ebenso einfache wie charaktervolle Titelbilder oder Randleisten ausgestattet. Diese schöne, vornehme Einfachheit bekundete sich namentlich in der Verwendung der Farben — Farben, die natürlich von einander abstachen. So findet man beispielsweise Einbände in grauer oder brauner Grundfarbe, mit rothem, blauem oder auch grünem Aufdruck der Verzierungen. Schon jetzt erscheint nicht blos die schöne Litteratur der modernen Richtung in diesem Gewande, sondern auch wissenschaftliche Werke werden mehr und mehr mit diesen Einbänden ausgestattet. Und es ist ebenso erfreulich wie interessant zu beobachten, welch' ein gewaltiger Umschwung durch Einführung dieser modernen Bucheinbände sich im deutschen Buchgewerbe vollzogen hat. Allerdings stand diesen Bestrebungen auch eine mittelreiche Technik zur Seite, sodaß es bald gelang, das, was der Künstler in neuen Ideen aus seiner modernen Kunstauffassung heraus schuf, durch die Kunst des Buchbinders in stilgerechter Weise technisch zu verwenden. Trotzdem, also trotz der ausgezeichneten Technik und des künstlerischen Strebens soll es nicht in Abrede gestellt werden, daß die deutschen Bucheinbände hinter denen der Niederlande, Dänemarks, Belgiens und zum Theil auch Englands zurückstehen. Andererseits ist die Bewegung bei uns ja

auch noch ziemlich jung und daher um so mehr von ihrer künftigen Entwickelung zu erhoffen.

Wie die modernen Bestrebungen hier im Buchgewerbe sich verbreiteten, so sind sie in gleicher Weise auch auf dem Gebiete der Zeitschriftenlitteratur vorgedrungen. Noch vor einigen Jahren zeigten die gelesensten Familienblätter das alte Kleid, das sie seit Jahrzehnten getragen. Es war meistens die Abbildung einer altdeutschen Landschaft zu sehen, welche das traute Familienleben unserer Vorfahren im Bilde zeigte. Als nun die moderne Bewegung immer größeren Umfang annahm und immer mehr Anerkennung auch im Publikum fand, da mußten auch diese Familienblätter sich wohl oder übel in ein neues Gewand werfen. Auf diese Weise gelang es der Plakatzeichnung, ihren mächtigsten Einfluß auf die Anschauungen des Volkes auszuüben. Denn nun wurden diese im Plakatstile gehaltenen Umschläge der Familienblätter in's deutsche Haus, in die deutsche Heimat hineingetragen. Sie waren also in erster Linie geeignet, den Sinn des deutschen Volkes auf die neue Kunst zu lenken, ihn zu modernisiren. Gerade in diesem Uebergreifen auf die Familienblätter dürfen wir die Tragweite der modernen Kunstbewegung nicht unterschätzen. Während bisher die künstlerische Auffassung des Volkes in dem deutschen Familienleben oder überhaupt in der altdeutschen Eigenart wurzelte, werden heute in diesen neuen Formen und in diesem neuen Kunststile auch andere Anschauungen gepflegt, die vielleicht einen Anstrich zum Fremdartigen haben. Das kann natürlich nicht ohne Einfluß auf die deutsche Heimatkunst bleiben. Wo sich der Stil einer fremden Kunst einbürgert, wird die deutsche Kunst von ihrer heimatlichen Scholle verdrängt und aus dem Bereiche des nationalen Volkslebens hinausgedrängt. Gerade deshalb wird man aber darauf bedacht sein müssen, diese moderne Bewegung, die jetzt auch in den Stätten der alten Volkskunst eingekehrt ist, von allen ausländischen Einflüssen frei zu halten.

Auch dieser Gefahr haben sich in jüngster Zeit die modernen Künstler entgegengestellt, indem sie in ihrem Kunstschaffen die deutsche Eigenart im Sinne der heutigen Zeit betonten. Das ist besonders bei den alten Familienzeitungen der Fall, deren Titelblätter sich in der Regel an die Kunst der Romantik anlehnten. Hier hat sich nun ein Umschwung vollzogen. Ihre Umschläge zeigen eine besonders hervorstechende Grundfarbe, während sich davon ein andersfarbiger Ueberdruck kontrastirend abhebt. Farbenkontraste sind daher in erster Linie die Mittel der äußeren Wirkung, die Mittel der neuen Kunst. So trägt jetzt eins der ältesten Familienjournale, das „Daheim", das Kleid eines grünen Umschlages, während sich darauf eine Randzeichnung — der Stengel einer Pflanze nebst Blättern und Blüthen mit ineinanderlaufenden Verschlingungen — in dunkelgrünem Ueberdruck befindet. Schon hier in dieser einfachen Umrahmung werden wir an die nahen Beziehungen dieses modernen Kunstschaffens mit der Natur erinnert. Wie hier als Motiv eine Pflanze gewählt wurde, so ist es überhaupt ein

arakteriſtiſches Zeichen dieſer modernen Richtung, daß ſie ihre Motive aus
m Reiche der Pflanzenwelt, zum Theil auch aus dem Mineralreiche holt.
o finden wir häufig die gewöhnliche Blume, die am Wegrande blüht
nd an der wir ſonſt achtlos vorübergehen, künſtleriſch dargeſtellt, oder
eſe und jene Erſcheinung der heimatlichen Erde verbildlicht. Namentlich
nden wir auch heimiſche Thiere, beſonders Vögel, auch Inſekten oder kleine
rdbewohner als Symbole der neuen Kunſt, vorwiegend als Vignetten-
ichnungen. So haftet hier die Kunſt an der heimatlichen Scholle, und es
keine Frage, daß man auf dieſem Wege der deutſchen Heimatkunſt wieder
iher kommt.

Aehnlich hat ſich eine andere Familienzeitſchrift „Die weite Welt"
oderniſirt. Schon durch ihren grasgrünen Umſchlag fällt ſie auf. Eine
rbenfreudige Stimmung liegt auf dem Titelblatte. Allerdings wird die-
be etwas geſtört durch die Aufſchrift des Titels ſelbſt, die in ſchwarzem
eberdruck erfolgt iſt. Große, breite Lettern ohne beſonderes Arrangement
it ein paar umrahmenden Linien, weiter ſieht man nichts. Minderwerthiger
er iſt die Umſchlagszeichnung auf „Reclams Univerſum". Hier findet man
Häuſermeer abgebildet, welches den Typus einer Großſtadt, von der
gelperſpektive aus geſehen, darſtellen ſoll. Rauchende Eſſen, hohe Kirch-
ürme und eine Unzahl von Dächern, auf der einen Seite des Stadtbildes
Hafen mit ein paar Schiffen — das iſt das Gepräge dieſes Titelblattes.
ie die Zeichnung für eine Familienzeitung unpaſſend, die künſtleriſche
sführung geſchmacklos iſt, ebenſowenig befriedigt die techniſche Herſtellung.
as iſt die Mißgeburt eines modern ſein ſollenden Plakatbildes.

Nicht ganz in dieſem Stile iſt die Umſchlagszeichnung der illuſtrirten
itſchrift „Ueber Land und Meer" gehalten. Sie hat eher den Charakter
es Oelgemäldes. Auf aſchgrauem Untergrunde befindet ſich ein lachendes
ind in voller Naturtreue wiedergegeben, ganz wie es leibt und lebt, in
inen Armen einen Stoß der Ueber Land und Meer-Blätter haltend. Es
dieſelbe Kindergeſtalt, die wir ſchon ſo und ſo viele Male in den
nſtausſtellungen geſehen, vielleicht auch näher betrachtet haben. Deshalb
rkt ſie hier auf dem Umſchlage einer Familienzeitung um ſo mehr. Der
trauliche, muntere Blick, die gewöhnliche, volksthümliche Haustracht ver-
t uns mit einem Male mitten hinein in's traute Familienleben. Wir
den Gefallen und Freude an dieſem Bilde. Auch hier handelt es ſich
ein vorzügliches Plakat, welches überall Intereſſe erweckt. Daß man
hier mit einer vornehmen Kunſtſchöpfung zu thun hat, erklärt auch
Thatſache, daß dieſe Titelzeichnungen auch als Kunſtbeilagen dem Fa-
ilienblatte beigelegt werden. Das Bild macht beinahe den Eindruck eines
mäldes, ſo ſchön iſt es in ſeiner techniſchen Ausführung.

Ebenſo haben „Velhagen und Klaſings Monatshefte", die, von der
genwart ſich abwendend, hauptſächlich geſchichtliche Erzählungen oder die
ſchichte überhaupt in beſchreibender Form pflegen, ein Titelblatt mit

lila Untergrund und schwarzem Aufdruck erhalten. Eine Umrahmung durch einige Zierleisten, welche an die ornamentale Zeichenmanier erinnern, in der Mitte zur Vervollständigung des Titels im Arrangement ein vignettenartiger Aufdruck. Man könnte diese Titelzeichnung ebenso gut als Plakat verwenden, denn die hier zum Ausdruck kommenden Farbengegensätze sind äußerst wirkungsvoll. So verhält es sich mit fast allen modernen illustrirten Zeitschriften. Sie haben sich modernisirt. So „Die Woche", welche als jüngstes Familienblatt die Tagesereignisse im Bilde wiedergiebt. Als rein moderne Zeitschrift gegründet, trägt sie naturgemäß ein ebenso modernes Gewand. Das Titelblatt zeigt eine ziegelrothe Grundfarbe, während Text und Titelzeichnung schwarz aufgedruckt sind. Zwischen dem Haupt- und dem Untertitel befindet sich eine vignettenartige Sieben in künstlerischer Ausführung. Dieses Bild ist so einfach, ohne jeden Prunk und Schnörkel, daß man darin allerdings weniger Kunst erblicken wird. Aber das ist es ja gerade: auch hier ist wieder die litterarische Titelzeichnung mit der Plakatkunst vereinigt worden. Technisch ist das gewiß ein Vorzug, denn die so gedruckten Umschlagblätter können gleichzeitig als Plakate Verwendung finden. Hier treffen demnach die künstlerischen Bestrebungen, wie sie sich in der modernen Zeitschriftenlitteratur äußern, mit der Plakatkunst zusammen. Und so befinden wir uns an dem Ausgangspunkte des öffentlichen Plakatwesens.

Staunenden Blickes nimmt man heute in allen Straßen der Großstadt und in allen Städten des Verkehrs wahr, wie sehr das Plakat sich hier ausgebreitet und zu einer modernen Kunstschöpfung aufgeschwungen hat. Es ist nicht mehr die gewöhnliche Fabrikwaare, die sich hier zeigt, sondern etwas Stilvolles, etwas Künstlerisches, hier ist etwas, was unserm Geschmack entspricht, was uns gefällt und imponirt. Das Plakat, noch vor wenigen Jahren als ausländische Erscheinung verpönt, ist ein Schmuck im Straßenbilde, eine Zierde der Großstadt geworden. Jeder, der eine fremde Stadt besucht richtet zunächst sein Augenmerk, auf die buntschillernden, farbenstrahlenden Bilder der Plakatsäule. Es liegt etwas Interessantes in dieser Vielheit und bunten Mannigfaltigkeit der Plakatbilder. Tausend Stimmen reden zu uns in allen Tonarten und Nuancirungen des Lebens. Ueberall ein anderes Bild, ein neues Motiv und eine eigenartige Ausführung. Da wird uns die Wirkungsfähigkeit der Zahnpasta vor Augen geführt. Eine blonde Schöne, welche lachenden Antlitzes entzückend weiße Reihen blitzender Zähne zwischen rothen, schwellenden Lippen hervorleuchten läßt. Oder ein lachender Mohr, in der Hand eine Dose mit rother Aufschrift der Firma haltend, zeigt zwei elegante, gleichmäßige Reihen gutgepflegter, blendend weißer Zähne. Das ist ein vortrefflicher Gedanke, den weißen Glanz der Zähne an einem Neger zu charakterisiren. Denn die schwarzbraune Gesichtsfarbe ist ein ausgezeichneter Gegensatz, der die Eleganz der weißblitzenden Zähne erst recht scharf hervortreten läßt. Oder wir eilen durch die langen, verkehrsreichen Straßenreihen an bunten Schauläden vorüber.

aus dem rauchende Odalisken uns verlockende und anmuthige Blicke zuwerfen. Wir befinden uns in ihrem Zauberbanne, und wir kaufen. So offenbart sich die äußere Wirkung des Plakates an diesen mehr karikaturenhaften, als gemäldeartigen Bildern.

Oder ein anderes Plakat. Beladene Elephanten und Dromedare ziehen langsamen Schrittes ihren weiten Wüstenweg, bepackt mit großen, gewichtigen Kisten japanischen Thees oder „Stollwerck-Chokolade". Ein Karawanenbild in entzückender Naturschönheit, und man weiß eigentlich gar nicht, daß es Reklame sein soll, daß dieses Bild in geschäftlichen Diensten steht. Es macht beinahe den Eindruck eines Oelgemäldes, so schön und vornehm sieht es aus. Nur in großen, weithin erkennbaren Buchstaben sehen wir den Namen auf jeder Kiste prangen, den die Marke dieses Thees oder dieser Chokolade führt. Sonst weiter nichts. Keine Firma und keinen Preis der Waare. Alles ist einfach, gefällig, geschmackvoll. Das ist die Reklame des popularisirenden Schlagwortes. Nur der Name, die Bezeichnung der Waare oder — um im kaufmännischen Sinne zu reden — die Marke soll sich einprägen. Die Bezeichnung der Waare soll so dem Publikum bekannt werden, daß es, wenn es sie hört oder sieht, sofort weiß, was sie bedeutet. Weltbekannt will die Reklame den Namen machen, dann — ist es erreicht.

Macht es nicht einen geradezu imponirenden Eindruck, wenn wir am gedeckten Familientische fröhliche Kinder sehen, deren lachende Gesichter uns auf den ersten Blick zeigen, daß sie sich den dampfenden Gesundheitskaffee, Kakao oder Chokolade wohl schmecken lassen. Gewöhnlich trägt das ganze Bild oder vielfach auch die einzelne Tasse den Namen der Marke, um seinen Zweck als Anzeigemittel zu erfüllen. So finden alle Geschäftsartikel entsprechende Anpreisung: Kindermehl und Glanzwichse, Kolonialwaaren und Veilchenparfum, Wachslichter, chinesischer Thee und türkischer Tabak. Ueberall sehen wir schönheitsstrahlende Bilder aus dem Leben, aus dem Reiche der Schönheit und Kunst.

Freilich artet auch die Kühnheit der Motive bisweilen in Uebertriebenheiten aus. Zerrbilder in unnatürlicher Darstellung entstehen, die auf die Augen des Vorübergehenden häßlich einwirken. Derartige Bilder dürften auch nur ihren Zweck erreichen, wenn mit ihnen ein gesunder, nicht verletzender Humor verbunden ist, wie er in der Regel in den englischen illustrirten Familienzeitschriften zu Tage tritt. Das Plakat setzt vor allen Dingen ein freies Spiel der Phantasie voraus. Ob da der Künstler ein Motiv symbolistischer oder idealistischer, grob realistischer oder echt naturalistischer Art wählt, das ist überall eine rein persönlich-individuelle Auffassung. Er muß vor allen Dingen ein Bild zeichnen, das sich in seiner künstlerischen Tendenz mit dem geschäftlichen Charakter des Gegenstandes deckt. Denn dieser soll ja durch das Bild, durch das Plakat überhaupt empfohlen, durch die Idee mitgetheilt werden. Das Motiv kann also nichts anderes als ein Mittel zum Zweck sein. Das schon deshalb symbolistische

oder idealistische Kompositionen nicht diejenige Wirkungsfähigkeit, nicht denjenigen Augenblickseffekt besitzen können als naturwahre oder realistisch lebensvolle Sujets, liegt in der Natur der Sache. Die Idee muß überall klar hervortreten, um einerseits den Zweck der Plakatanzeige mitzutheilen, um andererseits aber auch einen dauernden Eindruck auf den Beschauenden auszuüben. Farbendisharmonien haben daher immer ihre Berechtigung. Denn sie brauchen noch keineswegs häßlich oder verletzend zu sein, wenn sie scharfe Kontraste aufweisen. Hier muß die künstlerische Eigenart die Gegensätze ausgleichen, verbinden. Farbe, Bild und Zeichnung müssen als etwas Ganzes auftreten. Namentlich bei der Verschiedenheit charakteristischer Lokaltöne.

Erst freilich behauptete sich eine Zeit lang die prunkhaft schillernde Fabrikwaare, die schließlich in eine schablonenhafte Zeichenmanier ausartete. Aber das Konventionelle mußte weichen, als die Sezessionisten eine neue Richtung des unverfälschten, lebenswahren Naturalismus der Plakatkunst durch das künstlerische Plakat ihrer Schule anbahnten. Dieser neue, moderne Stil ging von dem süddeutschen Kunstschaffen aus unter der Führung des Münchener Meisters Franz Stuck. Andere folgten bald, und die moderne Plakatkunst machte Schule. Die naturalistischen Motive wurden unterstützt durch die großlinigen, flächenhaft wirkenden Konturen. Dazu kam noch eine überaus mittelreiche Technik, die die großzügigen und lebhaften Ausdrucksformen voll und ganz zu ihrem Rechte kommen ließ. Unter diesem Zeichen entwickelte sich die Plakatkunst bald zur höheren Stufe der Industriekunst. Namentlich hat die Technik einen geradezu eminenten Aufschwung durch den Dreifarbendruck erhalten — ein vervollkommnetes Druckverfahren, welches die gleichzeitige Reproduktion von Zeichnungen und Bildern in drei verschiedenen Farben gestattet. Durch diese Kunstdruckerfindung ist in der Entwickelung des modernen Plakatwesens eine neue Epoche angebrochen. So folgte dem künstlerischen und technischen Fortschritte die Verbilligung auf dem Fuße.

Zunächst war es natürlich nothwendig, daß sich das Kunstschaffen an diese neue Technik anlehnte. So, wie die technische Ausführung eine andere geworden war, mußten die Künstler darauf bedacht sein, sich den dadurch hervortretenden Erfordernissen anzupassen. Die französische Plakatkunst genügte dem nicht ganz. Sie trug mehr der Lithographie Rechnung. Auch die älteren Meister der deutschen Plakatkunst wie Franz Stuck standen der neuen Technik noch fremd gegenüber. In all seinen Zeichnungen das Ornamentale bevorzugend, fand man bei ihm eine überaus ideenreiche künstlerische Ausstattung vor. Seine Plakate machten den Eindruck der Komplizirtheit. So war es natürlich, daß er nicht den höchsten Grad im Effekt der Fernwirkung erzielen konnte. Der Stil besaß eben die Vorzüge für das Gemälde, aber er erwies sich als weniger glücklich im Plakat.

Anders Thomas Theodor Heine, der Großmeister der deutschen Plakat-

kunst. Er besitzt eine durchaus eigenartige Technik, der man an jedem Strich ansieht, daß es Heine'sches Erzeugniß ist. Mit dieser Eigenart verbindet sich vor Allem auch die künstlerische Einfachheit, die Einfachheit und Klarheit im Ausdruck der Ideen. Der Freiheit der Motive stehen stets die Vorzüge der Kraft und Wirkungsfähigkeit in den äußeren Gegensätzen gegenüber. So stehen seine Arbeiten den französischen Schöpfungen nicht im Geringsten nach. Ueberhaupt ist er ein meisterhafter Karikaturist mit einer starken und lebhaften Neigung zur satirischen Schärfe. Sein Kunstsinn jedoch wurzelt tief im Naturalismus, den eine heftig pulsirende soziale Ader durchzieht. Einen ausgesprochenen Sinn für die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens besitzend, versteht er es wie kein Anderer, die hier und da hervortretenden Häßlichkeiten im Bilde wiederzugeben. So ist er Karikaturist. In diesem Genre sind denn auch seine Plakatzeichnungen gehalten, die sich durch eine überaus charakteristische Formengebung auszeichnen. Originell sind seine Sujets und Affichen; breit, ausdrucksvoll und weich seine Linien, überhaupt beweglich und verbindend, leicht und einschmeichelnd seine Farbentechnik. In diesen Eigenthümlichkeiten liegt auch der Vorzug seiner Fernwirkung. Anfangs in der Wahl seiner Motive etwas begrenzt — er zeichnete gewöhnlich Karikaturen aus dem Thierleben — hat er als Illustrator des Münchener „Simplicissimus" nicht nur seinen künstlerischen Horizont wesentlich erweitert, sondern auch sein großes Talent in reichem Maße vervollkommnet. Seine Bilder haben etwas Fesselndes, etwas Reizvolles — einen faszinirenden Ausdruck in der Wahl der Farbentöne. So ist Heine Plakatzeichner. Was Jules Chéret den Franzosen bedeutet, das ist Heine in der deutschen Plakatkunst: eine Persönlichkeit mit unnachahmlicher Charakteristik. In seinem Stilgefühl liegt gewöhnlich ein bitterer Spott, eine immer und überall vernichtende Schärfe und Kritik.

Künstlerisch steht ihm Bruno Paul am nächsten — einer der größten Künstler im Stabe der Mitarbeiter an der erwähnten Münchener satirischen Wochenschrift. Erstes und letztes Ziel seiner Zeichnung ist die Flächenwirkung, die er wie kaum ein Anderer in Struktur und Ausdruck musterhaft ausführt. Leicht und flüssig gehen die Konturen ineinander über, immer jenen eigenthümlichen Reiz erzeugend, der einerseits den vornehmen Sinn des Künstlers nicht verkennen läßt, andererseits seine günstige Wirkung auf den Betrachtenden nicht verfehlt. Daneben haben die Illustratoren von Reznicek, Thöny und Heilemann nicht minder Großes geschaffen. Sie sind ebenso bedeutend als Karikaturenzeichner wie als Milieuschilderer, die das Sentimentale, Eigenartige, Prunkhafte und Affektirte des gesellschaftlichen Lebens durch ihre Bilder illustriren — natürlich als Mitarbeiter des Münchener Simplicissimus. Ihre Satire ist nicht grob, nicht brutal, dabei sind aber die Zeichnungen abwechselungsreicher und vielgestaltiger in ihren Nuancirungen, im großen Ganzen weniger das Soziale, als vielmehr das Gesellschaftliche hervorkehrend. Während sich diese mehr auf den beiden

Gebieten der Karikatur und Illustration bethätigen, begegnen wir Unger, Eckmann, Caspari, Baluscheck, Brandenburg, Heinemann, Otto Fischer, Edmund Edel, Jütterlin, Fritz Rehm, Rudolf Wille, H. Schwindrazheim, C. F. von Schlichteroll theils als Vignettenzeichner, theils als Plakatkünstler von hervorragendem Talent.

Wenn sie auch in ihrer künstlerischen Tendenz auseinandergehende Verschiedenheiten aufweisen, so haben sie doch Alle bedeutende Vorzüge in der Eigenart der Farbentechnik und in der Charakteristik der Motive und Gestalten. Groß in ihren Ideen, sind sie frei und originell in allen ihren Kompositionen. Mit etwas anderen Mitteln arbeitet Otto Eckmann, der moderne Reformator in der Tapetenkunst. Sie bildete für ihn den Ausgangspunkt seines künstlerischen Schaffens. Auf diesem Gebiete hat er überaus erfolgreich gewirkt. Trotz seines modernen Stiles, den er in die Tapete hineinbrachte, betonte er doch die deutsche Eigenart. Namentlich findet man bei ihm die Pflanze des heimatlichen Bodens als künstlerisches Motiv. So hat er auch dieselbe Stilart auf die deutschen Familienblätter übertragen. Seine Umschlagszeichnungen („Woche“, „Velhagen und Klasings Monatshefte“ ꝛc.) haben allgemeines Interesse gefunden. Naturgemäß steht er als Titelzeichner der modernen Plakatkunst am nächsten. Er gehört der soliden, modernen Richtung an, welche in den freien Bahnen der deutschen Heimatkunst fließt.

So hat die deutsche Plakatkunst während ihrer kurzen Entwickelung bedeutende Fortschritte gemacht. Dazu trugen natürlich auch die Kunstausstellungen bei, wie sie eigens für die Plakatkunst in den größeren Städten des deutschen Reiches, so in Berlin, München, Darmstadt, Düsseldorf und vor Allem auch wiederholt in Leipzig, theils im Kunstgewerbemuseum, theils im Buchgewerbemuseum in den letzten Jahren veranstaltet wurden. Da gab es gute, vielversprechende Leistungen zu sehen, die große hoffnungsvolle Talente verriethen. Hier konnte man den Vergleich ziehen, daß die deutsche Plakatkunst hinter dem Auslande nicht zurücksteht und daß die Leistungen eines Thomas Theodor Heine und anderer deutscher Plakatkünstler den Arbeiten eines Reed, des Vertreters der englischen Plakatkunst, oder denen der Franzosen Guillaume und Simonidy, welch' letzterer einige schöne Plakate für den „Figaro“ entworfen hat, mindestens ebenbürtig sind. Außerdem haben es sich einige kunstsinnige Handelsfirmen nicht nehmen lassen, ihr Theil zur Förderung der modernen Plakatkunst beizutragen. Sie veröffentlichten Preisausschreiben für Plakate aller Branchen und riefen so nicht nur die Theilnahme der Künstlerschaft, sondern auch das Interesse des großen Publikums für diese moderne Bewegung wach. So war es im letzten Jahre die Firma König & Ebhardt in Hannover, welche mit einem derartigen Unternehmen großen Stils vor die Oeffentlichkeit trat und die Künstler zum gegenseitigen Wettbewerbe aufforderte. Da konnte man den regen Eifer sehen, der hier auf diesem Gebiete herrscht. So hat diese

rma den Wiederverkauf der Plakate und die technische Herstellung der=
ben übernommen und dadurch der Geschäftswelt Gelegenheit gegeben,
) ein vornehmes und künstlerisch ausgeführtes Propagandamittel zu ver=
affen.

Schon hat sich aus der modernen Plakatkunst ein neuer Litteraturzweig
wickelt. Schriften und Lehrbücher sind erschienen, welche sich der künst=
ischen Pflege der geschäftlichen Propaganda widmen. In Berlin ist so=
: vor einigen Jahren eine durchaus vornehme, lediglich dem Reklame=
en dienende Kunstzeitschrift „Die Propaganda" erschienen, welche außer
stlerisch ausgeführten Plakatbeilagen von hervorragenden Autoren auch
ustrationsproben und Abbildungen neuer Reklamemittel bringt. Auch
dieser einzig dastehenden Zeitschrift findet das moderne Plakat als ein
läufer der neuen Kunstrichtung eine vorzügliche Pflegestätte.

Das sind die Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Plakatkunst.
re Entwickelung zeigt also von Jahr zu Jahr ein erfreuliches Fort=
eiten, und es ist deshalb keine Frage, daß wir den Einfluß, den sie
die Kunstanschauung des Volkes ausgeübt haben und noch ausüben,
eswegs unterschätzen dürfen. Um so interessanter ist es daher zu sehen,
das Plakat nicht nur die Reklamekunst modernisirt und ihr einen vor=
meren Charakter gegeben hat, sondern daß es auch auf die übrigen
eige des deutschen Kunstschaffens nicht ohne Einwirkung blieb. In erster
ie hat sich dieselbe wohl in der deutschen Zeitschriftenlitteratur gezeigt,
n auch hier noch mancher Schritt zur Besserung zu erwarten ist. Be=
ers ist die Entwickelung des Plakates der Illustrationskunst zu Gute
ommen. Einen engen Zusammenhang haben wir auch zwischen dem
eren Buchschmuck und dem Plakat gefunden, und so ist es erklärlich,
auch hier eine gegenseitige Wechselwirkung der fortschreitenden Erfolge
fand. Also haben Industriekunst und Kunstgewerbe in gleicher Weise
n Aufschwung durch das Plakat erfahren. Aber auch in technischer
iehung konnten wir Fortschritte konstatiren, so durch die Vervollkomm=
g des modernsten Druckverfahrens, des Dreifarbendruckes oder der Um=
kverfahren auf photolithographischem Wege. Angesichts dieser mannig=
en Auszweigungen betrachten wir die moderne Plakatkunst als eine
tige Bewegung, welche das nationale Kunstleben des jungen Deutschland
hzieht. Ebenso eng ist sie daher auch mit dem deutschen Geistesleben
wachsen.

# Gedichte von Charles Baudelaire.

Deutsch von

**Stefan Zweig.**

— Wien. —

## Don Juan in der Hölle.

Als Don Juan zur Unterwelt gestiegen
Und mit dem Obolus zu Charon kam,
Erhob ein Schatten sich mit strengen Zügen,
Der starken Arms die Ruderstange nahm.

Die Brüste schlaff, die Kleider aufgerissen,
Drängten sich Frauen dort in bittrer Schmach,
Und wie von Opfern, die ihr Schicksal wissen,
Klang wild ihr Stöhnen dem Verruchten nach.

Auch Sganarell wollt' seine Sündenlöhne,
Indeß Don Luis mit schmerzdurchbebter Hand
Den Todten wies den schlechtesten der Söhne,
Der Spott für seinen greisen Vater fand.

Elviras Gatte dort! Und hart daneben
War sie es selbst. Ihr Blick so scheu und zag
Wollt' noch ein letztes Lächeln sich erstreben,
In dem der Glanz des ersten Eides lag. —

Nur Einer schien das Treiben nicht zu schauen,
Der stand, ein Riese, an des Bootes Kiel,
In Waffenrüstung und aus Stein gehauen,
Und starrte schweigend nach dem dunklen Ziel . . .

⁂

## Was sagst Du heute.

Was sagst Du heute, Du verwaiste Seele
Und Du mein Herz, dem längst der Lenz entschlief,
Zu ihr, die schön und gut und ohne Fehle,
Die Dich mit Zauberblick zum Leben rief?

— Sing' Du mein Stolz die reichsten Lobeslieder:
„Nichts ist, das ihrer Hoheitsmilde gleicht,
Ein Engelsduft umspielt die reinen Glieder,
Von ihres Blickes Glanz das Dunkel weicht.

Ob mich des Nachts die Einsamkeit umfängt,
Ob mich der Tag in's Straßenlärmen drängt,
Ihr Bildniß loht vor mir wie Fackelschein.

Und manchmal spricht es: „Höre, ich befehle,
Nur ich, nur Schönheit soll Dir heilig sein,
Die ich Madonna bin und Muse Deiner Seele!"

⁂

## Der Balkon.

Born der Erinnerung, Du aller Schönen Beste,
Die Du mir jede Wonne birgst und süße Pflicht,
Denkst Du noch wohl an unsre frohen Liebesfeste
Zur Dämmerzeit, umspielt vom milden Abendlicht?
Born der Erinnerung, Du aller Schönen Beste!

Denkst Du der Abende, erhellt von Kohlenglut,
Auf dem Balkon, den ros'ge Schleier sanft umwanden?
An Deinem Herzen klang so ruhevoll mein Blut,
Daß unsre Worte oft das Allerhöchste fanden.
Denkst Du der Abende, erhellt von Kohlenglut?

Wie leuchtet doch die Sonne schön im Abendschweigen!
Wie ist der Himmel tief und wie das Herz so reich!
Oft meint' ich Deines Blutes Duft im Niederneigen
Zu athmen, Du, o Fürstin in der Schönheit Reich.
Wie leuchtet doch die Sonne schön im Abendschweigen!

Gleich einer schwarzen Wand die Nacht herniedersank.
Im Dunkeln sucht' ich Deiner Augen liebe Grüße,
Indeß ich süßes Gift von Deinen Lippen trank
Und sanften Bruderarms umschloß die müden Füße.
Gleich einer schwarzen Wand die Nacht herniedersank!

Ich weiß die Kunst, verklärte Stunden zu beleben
Und all' das Glück, das ich in Deinem Arm gewann.
Allein wozu die todte Seligkeit erstreben,
Da mir Dein süßer Leib die reichste schenken kann?
Ich weiß die Kunst, verklärte Stunden zu beleben.

Die Eide, Düfte all und Küsse ohne Zahl,
Wird aus dem unbekannten Grab ihr froher Reigen
Noch einmal, schimmernd wie der Morgensonnenstrahl,
Der sich dem Wogenbad entringt, zum Lichte steigen? —
O Eide, Düfte ihr und Küsse ohne Zahl!

## Die gesprungene Glocke.

Es ist so schmerzlich süß, wenn Winterflocken
Hell vor den angefrornen Scheiben schweben,
Und am Kamin, beim Spiel der Vesperglocken
Sich traurig längsterstorb'ne Träume heben. —

O Heil der Glocke, die mit starker Kehle
Und hellem Klang, den Jahre nicht verrosten,
Ihr Abendlied noch singt aus frommer Seele,
Treu, wie ein alter Krieger seinem Posten.

Doch meine Seele ist schon lange still,
Erstarrt in grauem Gram. — Und will
Sie manchmal sich zu frohem Liede pressen,

So klingt's wie Todesröcheln müd' und schwer
Des wundenübersäten Kämpfers, der
Am Feld verscheidet, einsam und vergessen.

# Die Motive der Sittlichkeit.

Von

**Dr. Julius Reiner.**

— Charlottenburg. —

Der Ursprung der moralischen Werthe reicht in die fernste Ver-
gangenheit zurück, in eine Zeit, wo weder das moralische Be-
wußtsein, noch die metaphysische Spekulation ausgebildet waren.
Menschen haben diese ererbten Werthe übernommen, nicht auf Grund
r vorhergegangenen reiflichen Ueberlegung, sondern weil sie eben über-
rt wurden und sich als gut eingebürgerte Sitte erhalten haben. Die
cht der Gewohnheit zeigte auch hier ihren gewaltigen Einfluß.

Die Entstehung der moralischen Werthe ist ein höchst komplizirter Vor-
g, der zwar nicht überall sich gleich abgespielt hat, wenn auch die
ultate dieses Vorganges fast immer und überall dieselben sind. Soviel
jedenfalls nach dem Stande der heutigen etnographischen und philo-
gisch-historischen Untersuchungen fest, daß die Sittlichkeit ursprünglich
m angeboren moralischen Gefühle ihren Ursprung zu verdanken hatte,
ern daß sie das Kind der Sitte ist, welche durch tausendjähriges Be-
n das sittliche Gefühl erst ausgebildet hat.

Der Urmensch hat nichts gethan oder unterlassen, weil es moralisch
unmoralisch, sondern weil es für ihn zweckmäßig war. Diese Zweck-
igkeit hat oft in der Folgezeit ihre Geltung verloren, nicht desto weniger
e die überlieferte Sitte beibehalten, und das Befolgen der Sitte wurde
nehr als sittlich gepriesen. Daher auch die vielen moralischen Werthe,
war öffentlich streng anerkannt werden, obwohl man innerlich sich längst
deren Werth hinweggesetzt hat, ohne dadurch unsittlich zu sein.

Mit der Frage nach dem Ursprunge der moralischen Werthe hängt
Engste die Frage nach den Motiven der Sittlichkeit zusammen; ja sie

ist gewissermaßen die Grundfrage, aus der erst die Antwort auf die erstere abgeleitet wird. Weshalb wir die eine Handlung gut und tugendhaft, die andere dagegen schlecht und verwerflich nennen, diese Frage hat die Denker zu allen Zeiten beschäftigt. Die verschiedenartigste Auffassung und Beantwortung dieser Frage verdient es der Sache ein wenig näher zu treten.

Sobald die Menschen aufhören, gewohnheitsmäßig ihre Handlungen zu verrichten, tritt auch die Frage „Weshalb" und „Wozu" mit einer unabweisbaren Zudringlichkeit an sie heran, und der Denker ruht nicht früher, bis er sich mit diesem Problem abgefunden hat.

Die Antworten, die die Moralphilosophen auf die Frage nach den Motiven der Sittlichkeit geben, kann man in zwei Hauptgruppen eintheilen, von denen zwar jede eine mehr oder weniger große Anzahl von Unterabtheilungen aufweist, die untereinander abweichen, die aber trotz dieser Abweichungen in der Hauptsache übereinstimmen.

Zu der einen Hauptgruppe gehören diejenigen Moralphilosophen, die eine intuitive Moral lehren und die beim Menschen ein angeborenes, unmittelbares, moralisches Bewußtsein voraussetzen. Zur zweiten Hauptgruppe gehören die utilitarischen Moralisten, die ein angeborenes moralisches Bewußtsein beim Menschen leugnen und die Begriffe Gut und Böse aus den Folgen, welche die Handlungen mit sich führen, ableiten. Nach der ersten Schule sind wir tugendhaft, weil eine innere Stimme es uns befiehlt, nach der zweiten Schule dagegen ist die Tugend ein Produkt der historischen Entwickelung, und wir anerkennen diese Tugend, weil unser und unserer Mitmenschen Wohl davon abhängt.

Dieser Gegensatz in der Auffassung und Begründung der Sittlichkeit tritt schon andeutungsweise bei Plato und Aristoteles auf, nimmt eine schon etwas ausgeprägte Form bei den Stoikern und Epikuräern an, und ist erst in der Neuzeit mit einer Klarheit und Bestimmtheit aufgetreten, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes wohl verdient.

So lange die Religion das menschliche Leben beeinflußt, nimmt in der Moral der Nützlichkeitsstandpunkt eine dominirende Stelle ein. Alle Religionen huldigen dem Utilitarismus, alle versprechen für das Einhalten der von ihnen auferlegten Pflichten Belohnung und für das Nichteinhalten Strafe. In allen Religionsbüchern finden wir Versprechungen auf Wohlergehen für das Befolgen ihrer Vorschriften. In der Bibel sowohl als im Koran ist die Motivirung der Tugend eine durchwegs utilitarische: „Wenn Du meinen Geboten . . . treulich gehorchst . . . werde ich Dir auf Deinen Fluren Gras für Dein Vieh geben, so daß Du Dich satt essen kannst" (V. B. Mosis XI, 13) oder: „Wenn Du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden; so bist Du selig . . . es wird Dir vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten." (Evang. Lucä XIV, 13. 14.) Im Koran findet man ähnliche Stellen, so z. B.

i der XXXV. Sure: „In des Edens Gärten sollen sie geführt die
ugendhaften) und dort geschmückt werden mit Armbändern von Gold und
erlen." Wir unterlassen es, weitere Citate anzuführen, um nachzuweisen,
iß alle Religionsstifter die menschliche Natur sehr gut gekannt haben,
idem sie auf das Einhalten der Gebote Belohnungen aussetzten. Sie
iben die Moral praktisch begründet, und so lange das religiöse Bewußtsein
Kraft alle anderen Triebe übertroffen hat, erwies sich diese Begründung
s die beste.

Eine derartige Begründung der Moral muß aber zur Voraussetzung
ben, daß die Welt durch ein stetes Eingreifen Gottes geleitet wird, und
ß in Folge dessen jedes Unglück als eine himmlische Strafe oder Warnung
zusehen sei. Diese Begründung erzeugt auf religiösem Gebiete einen
natismus, der auf eine Vernichtung der Andersgläubigen hinausgeht.
ir wissen aus der Geschichte, daß die schrecklichsten Katastrophen des
ttelalters und viele der Neuzeit und Gegenwart als Warnung oder
rafe eines zürnenden Gottes angesehen wurden.

Von den vielen Beispielen heben wir nur Folgendes hervor. Ein
en die Juden und Samaritaner gerichtetes Gesetz des Codex Justinianeus
eibt ihnen ausdrücklich die Unfruchtbarkeit des Bodens zu, welche früher
Heiden den Christen zur Last legten. Schon die Existenz der Anders-
lubigen mußte das Gemüth der Frommen reizen, die jede Wandelung
Geschickes mit einem Wunsche Gottes in Zusammenhang zu bringen
egten. Man ging zuweilen so weit, daß man Seuchen und Hungers-
h auf das Vorhandensein ketzerischer Schriften zurückführte.

Während das alte Testament sich damit begnügte, die Aussicht auf
ohnung oder die Drohung der Strafe auf die Erde zu beschränken,
ig die Kirche und der Islam noch weiter, indem sie eine Hölle und ein
radies annahmen, um ihren Satzungen größeren Nachdruck zu verleihen.
diese Weise sollten die Buchungsfehler, die im irdischen Contokorrent
ermeidlich waren, durch einen Hinweis auf das Jenseits kompensirt
den. Und dieses System hatte einen starken Erfolg.

Jedoch die Zeiten schreiten, wenn auch langsam, so doch stets vorwärts.
Augenblicke, wo die wissenschaftliche Erklärung der Naturvorgänge über-
id nimmt, wo man dem Einhalten religiöser und sittlicher Pflichten das
eihen des Ackers und das Wohlergehen auf Erden nicht mehr zuschreiben
i, verliert auch diese Begründung der Moral ihren Werth. Der reli-
e Utilitarismus mit der Annahme einer geoffenbarten Moral verschwindet,
an seine Stelle tritt der soziale Utilitarismus mit seinen mehr oder
iger anziehenden Formen.

Die meisten Utilitarier betrachten die Moral unter dem Gesichtspunkt
Entwickelungslehre; für sie ist die Moral das Erzeugniß einer tausend-
igen Erfahrung. Tugendhaft sind solche Handlungen, welche die Glück-
keit des Menschen fördern, oder ihre Leiden vermindern. Lasterhaft

sind dagegen alle Bestrebungen, die das Glück der Menschheit hemmen. Aus der Dehnbarkeit des Begriffes Glückseligkeit erwächst sodann eine verschiedenartige Sittlichkeit.

Die extremste Form dieses Utilitarismus finden wir bei Mandeville, nach welchem die Tugend aus dem Eitelkeitsgefühl entstanden sein soll. Durch eine schlau angelegte Behandlung sollen die Menschen so weit gebracht worden sein, daß sie alle wohlwollenden Handlungen als gut bezeichneten. Diese Auffassung war nicht mehr neu, denn schon Hobbes hatte ein ähnliches System früher aufgestellt, das für alle folgenden Utilitarier die Hauptquelle bildete. Hobbes war auch der Erste, der in der Neuzeit die Moralphilosophie von jeder religiösen Begründung zu befreien suchte. Der einzige Grund der Tugend ist Schmerz und Lust. Nur die Glückseligkeit ist das Ziel der Menschheit. Die Wohlthätigkeit entspringt demnach dem Wunsche, die Achtung unserer Mitmenschen zu gewinnen, und dem Verlangen, diese Unterstützung zurückzubekommen, sobald wir ihrer bedürftig werden. Das Mitleid, welches wir mit Anderen empfinden, ist nichts mehr als eine starke Vorstellung eines ähnlichen Leides, das uns in der Zukunft begegnen könnte.

Auch in Frankreich stand die Moralphilosophie unter dem Einflusse der Meinung, daß die Selbstsucht die Quelle aller Tugenden ist. La Rochefoucauld, Helvetius, Bossuet, Voltaire, d'Alembert u. A. behaupteten dasselbe. „Je regarde l'amour éclairé de nous-mêmes comme le principe de tout sacrifice morale," sagt d'Alembert. Alle Tugenden werden von ihnen auf die Eigenliebe zurückgeführt. Jede Tugend ist nach ihnen nur eine Klugheit und eine Berechnung. Diese Berechnung erstreckt sich zuweilen bis über das Grab hinaus und bildet ein sehr wirksames Mittel der Religion.

Der sociale Utilitarismus erreichte seinen Höhepunkt bei Bentham (1848—1832). Nach ihm ist Alles, was zur Steigerung der Lust und zur Minderung des Schmerzes beiträgt, tugendhaft. Die Moral ist di Kunst, die größte Summe von Glück für die meisten Menschen zu erzeugen. Er will, daß die menschlichen Handlungen nicht nach metaphysischen un dogmatischen Gesichtspunkten, sondern nach ihren nützlichen oder schädliche Folgen beurtheilt werden.

Diese Auffassung und Begründung der Moral, die in Wahrheit m dem Leben mehr rechnete als ihre Gegner, verletzte und erschreckte manchen Moralphilosophen, der daran festhielt, daß das sittliche Leben au der Natur des Menschen begriffen werden müsse. Der Gedanke, daß di edelsten und schönsten Formen des moralischen Lebens schließlich immer nu auf selbstsüchtige Triebe zurückgeführt werden, reizte Viele zum Widerspruch.

Die Stoiker waren die Ersten, die der Moral einen selbständige Halt verliehen. Nicht darauf kommt es an, irgend eine Handlung für d Welt zu verrichten, sondern Alles bewegt sich darum, was das eigen

Innere des Menschen will und thut. Die Tugend ist Selbstzweck, und außer der Tugend giebt es kein Gutes. Bei den Stoikern wurde das sittlich Gute bis zur Unvergleichlichkeit über alles Andere hinaus gehoben und für das Einzige erklärt, was erstrebenswerth ist. Das ganze System der stoischen Sittenlehre entstand um das Jahr 300 v. Chr. und übte über ein halbes Jahrtausend einen selten übertroffenen Einfluß aus, ohne jeden Beistand von Seiten einer jenseitigen Vergeltung für sich in Anspruch zu nehmen. Nach den Stoikern müsse man alles Laster vermeiden, obgleich es vor den Augen der Götter und Menschen verborgen wäre. Nichts der Meinung, Alles der Ueberzeugung wegen thun. Was schön ist, ist an und für sich schön, das Lob der Menschen erhöht keineswegs den Werth desselben.

Die Ansichten der Stoiker über die Tugend waren für alle folgenden unabhängigen Moralphilosophen mehr oder weniger maßgebend. Sie alle führten die sittlichen Begriffe auf eine intuitive Anschauung zurück und behaupteten, daß gewisse Anlagen unserer Natur höher und besser sind als die anderen.

Wir können hier nicht auf die Einzelheiten der Systeme eingehen, wir heben nur den charakteristischen Grundzug, nämlich den Gegensatz in der Motivirung der Moral hervor. Auf der einen Seite sehen wir Selbstsucht, Interesse und Berechnung als die Haupttriebfedern der Tugend, auf der anderen Seite dagegen einen inneren, nothwendigen und uneigennützigen Hang, der uns zur Tugend führt.

Diese Meinungsverschiedenheit in der Beurtheilung der sittlichen Motive ist theilweise in der metaphysischen Frage zu suchen, ob unsere Ideen ausschließlich von den Sinnen herzuleiten sind, oder ob sie aus dem Geiste selbst entspringen. Das Vorhandensein oder Fehlen dieser Begriffsquelle bildet eben die Grundlage der abhängigen und unabhängigen Moral. Diese Frage wurde von Locke und Leibnitz umständlich, aber nicht endgiltig erörtert.

Es fehlte auch nicht an vermittelnden Versuchen. So nannte z. B. Cumberland die selbständige Grundlage der Sittlichkeit Wohlwollen, und Hutcheston behauptete, daß alle Tugend zwar im Streben nach der Beförderung der Glückseligkeit unserer Mitmenschen bestehe, daß aber dieses Streben angeboren sei und durch einen moralischen Sinn offenbart wird. Auch David Hume nimmt einen ähnlichen Standpunkt ein, indem er den Nutzen als den eigentlichen Maßstab der Tugend ansieht, aber auch zugiebt, daß unser Streben nach Tugend selbstloser Natur sei.

Gegen eine derartige vermittelnde und versöhnende Stellungnahme in der Moral wendete sich Kant mit einer Entschiedenheit, die für die Folgezeit nicht ohne Einfluß bleiben sollte. Nach Kant ist nur das Pflichtbewußtsein als einzige sittliche Triebfeder anzusehen, und die Achtung für das Sittengesetz der alleinige Maßstab bei Beurtheilung der mora-

lischen Handlungen. Die moralische Stärke beruht lediglich in der Befolgung der Pflicht. Kant hat diese Moral über alle Lust hinaus gehoben und auf diese Weise einen entschiedenen Bruch mit dem Utilitarismus vollzogen. Mag das moralische Handeln noch so viel äußeren Schaden bringen, der innere Gewinn ist ein unermeßlicher. Kant geht sogar so weit, daß er es als Kennzeichen wahrhaft pflichtmäßiger Handlung ansieht, wenn man seiner Neigung zuwiderhandelt. Das sittliche Handeln steht über jeder natürlichen Neigung. Er verlangt gleichsam ein Hinausheben des Menschen aus seiner eigenen Persönlichkeit, um im Pflichtbewußtsein gleichsam ganz aufgehen zu können. Diese strenge Fassung der Moral zog ihm sogar den Spott eines Mannes wie Schiller zu, der über diese Art der Tugend, wie sie Kant verlangt, folgendermaßen sich äußert:

„Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Da ist kein anderer Rath, Du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, was die Pflicht Dir gebeut."

Wir haben nur die typischen Vertreter der zwei Schulen, der abhängigen und unabhängigen Moral, angeführt, um den großen Gegensatz zu zeigen, der in der Auffassung und in der Begründung der sittlichen Triebfedern besteht. Man würde aber irren, wollte man die praktischen Folgen des Gegensatzes zwischen den zwei Richtungen so hoch anschlagen, wie man vielleicht aus der sie trennenden Kluft anzunehmen geneigt wäre. Welche Theorien die Moralisten über die sittlichen Motive auch aufstellen mögen, sie erkennen doch die großen Moralprincipien der Welt und der Menschheit an. Die Theorie scheint überhaupt hier sehr wenig Einfluß auf das praktische Leben zu üben. Wir haben einen solchen Ueberfluß an Moralsystemen, daß wir längst den Höhepunkt der sittlichen Vollkommenheit erreicht haben müßten, wenn wir durch dieselben gebessert werden könnten. Alle Moralsysteme stimmen in dem Princip überein, welches Kant so formulirt hat: „Handle so, daß die Maxime Deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne." Diesen Grundsatz finden wir bei allen Moralisten, wenn auch verschiedenartig ausgedrückt. In der Begründung dieses Grundsatzes weichen die Schulen von einander ab, indem Manche ihn auf den Willen Gottes, Andere wieder auf die Selbstsucht und Andere auf einen angeborenen Trieb zurückführen.

Wenn aber einerseits von der Begründung der Moral nicht immer der Erfolg derselben abhängt, so läßt es sich doch andererseits nicht leugnen, daß es nicht so gleichgiltig sein kann, welche Gründe bei der Motivirung unserer Handlungen geltend gemacht werden.

Der Streit der Schulen läßt im Grunde genommen das wirkliche Leben unberührt. Kein Moralsystem kann uns mehr als deutliche Begriffe geben, die dazu dienen, uns den Kopf zurecht zu setzen, unser Herz aber lassen sie in derselben Verfassung, in welcher sie es gefunden haben. Nur

fern unſere Fehler dem Verſtande und nicht dem Herzen entſpringen, kann
nen durch Belehrung vorgebeugt werden. Auf unſer ſittliches Verhalten
nn nur die unmittelbare Herzenserkenntniß beſtimmend und befruchtend
nwirken, nie aber ein bloßer abſtrakter Gedanke.

Daher iſt auch die Frage, ob wirklich alles Leben und Streben der
enſchen im letzten Grunde ſelbſtſüchtiger oder ſelbſtloſer Natur iſt, für den
raktiſchen Ethiker nicht ſo wichtig, wie für den Theoretiker. Im praktiſchen
eben kommt es nur auf die Erfolge an, die man erzielen kann und ſoll;
an muß in erſter Reihe diejenigen Beſtrebungen unterſtützen und fördern,
elche die Welt und die geſammte Menſchheit beſſer und glücklicher machen,
anz abgeſehen davon, welcher Natur die Motive der Handlung ſind.

# Schatten der Vergangenheit.

Eine Künstlergeschichte.

Von

## Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

I.

Eine Künstlerkneipe! Nicht wahr, das ist ein Ort, mit dem sic Eure Phantasie schon häufig beschäftigt hat? Die Dekoratio muß ein Ausfluß des Gesammtgeistes der Künstlergesellschaf sein; stilvoll, — nein, das Wort besagt zu wenig, — prächtig, märchen haft, sinnverwirrend! Und auf diesem Hintergrunde bewegen sich die al Menschen, deren unsterbliche Werke man in Museen und Galerien, ode wenigstens in xylographischer Nachbildung auf den Blättern der illustrirte Journale bewundern gelernt hat. Es sind Idealgestalten von stattliche Wuchs, mit gelocktem Haupthaar und schönen Bärten; die Gesichter sta markirt und durchgeistigt, die Kleidung etwas vernachlässigt, aber doch vo wunderbarer Harmonie; Haltung und Bewegungen sind edel und maßvoll und die Gespräche, die dort geführt werden, o! die sind das Beste. D giebt es keine Trivialitäten und Gemeinplätze, kein Geschwätz vom Wetter keinen Klatsch und keine politische Kannegießerei; man bewegt sich in eleganter humorgewürzter Causerie, und dazwischen blitzen die geistreichen Pointe nur so hinein. Ja, eine Künstlerkneipe, — wer doch solch' ein olympische Lokal einmal besuchen könnte!

Es gilt! Ich führe Euch hin. Wir sind gar nicht weit davon entfern wenn wir Abends aus dem Theater kommen und die breite Allee bis zu Hälfte verfolgen. Dort biegen wir in die untere Hirschstraße ein, un schon am vierten oder fünften Hause strahlt uns eine rothe Laterne en gegen mit der Aufschrift „Grüblers Restaurant". Das ist die gottbegnadet Stelle; das große, von dem übrigen Lokal abgeschlossene Hinterzimmer dien dem Künstlerverein als Versammlungsort und Trinkgemach.

Die Gelegenheit ist günstig für uns: der warmen Sommernacht wegen
ehen die unverhangenen Fenster weit offen; wir postiren uns auf dem
it einem festen Deckel versehenen Gemüllekasten im Hofe und können von
ı aus das Allerheiligste bequem übersehen.

Himmel! was herrscht da drin für eine Atmosphäre! In krausen
augrauen Wolken lagert der Qualm von einem Dutzend Cigarren und
igaretten über der Versammlung wie ein Gewitter auf dem Hochgebirge;
irch die Fenster kann so viel nicht abziehen, wie fortwährend producirt
ird. Auf der langen Kneiptafel stehen nicht etwa hochfüßige Römer um
ne mit Weinlaub bekränzte Bowle herum, sondern plumpe, profane Bier-
:del wie auf jedem philiströsen Wirthshaustisch. Aber die Ausstattung
s Raumes entspricht doch wenigstens unseren Erwartungen; sie verräth
eschmack und zeugt von der feinen künstlerischen Durchbildung ihrer Ur-
ber. Die rings um die Wände sich ziehende Draperie macht sich prächtig;
lche zarte Farbenabtönung, welch' tadelloser Faltenwurf! und wo sie eine
icke läßt, ist diese trefflich motivirt. Zwei ausgezeichnete Kopien bedeuten-
r Meister: „Eine Weinprobe" und „Zechende Landsknechte" geben dem
mmer die rechte Stimmung; zahlreiche schöne Gefäße in antikem und
naissancestil — eine wahre Elitesammlung von Kabinetsstücken — voll-
den den harmonischen Eindruck, da sie durchweg mit Sorgfalt und Ver-
ndniß placirt sind.

Wahrhaftig, von diesem Raume muß man sich angeheimelt fühlen,
d wem hier keine Inspiration kommt, wer hier mit nichtssagenden All-
glichkeiten sich beschäftigen kann, der muß ein unrettbarer Flachkopf sein!

Gemach, gemach! Voreiliges Urtheil hat schon Manchem unliebsame
schämung eingebracht. Schaut Euch lieber die Künstlergesellschaft, die den
istvoll geschnitzten Kneiptisch umlagert, ein wenig genauer an. Ich will sie
ch, Einen nach dem Andern, vorstellen; ich kenne die Leutchen ganz genau;
weiß, was Jeder von ihnen schon geschaffen hat und noch zu schaffen
enkt, und von Manchem ist's mir auch nicht unbekannt, wie's auf seines
rzens Grunde aussieht.

Dort am unteren Ende der Kleine mit dem kurzgeschorenen borstigen
ar, der eben seine tiefliegenden Spitzbubenäuglein pfiffig lächelnd zukneift,
das ist Eduard Kieping, ein angehender Historienmaler, der noch die
lt von sich reden machen wird. Seine erste bedeutende Leistung: „Be-
nung der beiden Abenteurer Cagliostro und Saint-Germain" zeigt eine
rraschende Charakterisirungsfähigkeit und sorgfältiges Studium der
oche. Ein Zug in's Dämonische verleiht dem Bilde einen ganz eigenen Reiz.

Neben dem Kleinen der geckenhaft gekleidete junge Mensch mit der
lnerfrisur und dem zerhackten Gesicht, augenscheinlich ein ehemaliger
rpsstudent, ist Erdmann Rönnhagen, Landschafter von Beruf. Er versteht
seine Bilder eine unnachahmliche lyrische Stimmung zu legen. Seine

„Waldeinsamkeit" ist von einem als Kunstkenner bekannten regierende
Fürsten angekauft worden.

Dann folgt Kurt Wendler in der Reihe. Seht Euch den blasser
träumerisch dreinschauenden Mann mit den sanften Augen und den schie
mädchenhaften Zügen genau an. Ihr werdet in ihm gewiß nicht de
rabiaten Naturalisten vermuthen, der er in Wirklichkeit ist. Aber es steck
Kraft und Genie in ihm, und er weiß seine Richtung mit einer logische
Schärfe zu vertreten, daß Niemand gern mit ihm anbindet.

Neben ihm lehnt sich ein finster blickender Schwarzkopf nachlässig i
den Stuhl zurück. Das ist Gerhard Walker, der geistvollste, aber au
der Unzugänglichste in der Gesellschaft. Von ihm geht die Mär, daß e
noch nie ein Bild ausgestellt und noch nie eins verkauft habe; auch ist d
Thür seines Ateliers stets für jeden Besuch geschlossen. Und doch habe
sie Alle vor seinem Können einen heidenmäßigen Respekt.

Dann kommt ein Bildhauer, der — — — doch Halt! jetzt schweig
ja plötzlich das Summen der verschiedenen Stimmen, und die allgemein
Aufmerksamkeit richtet sich auf einen Punkt. Die Unterhaltung muß ein
interessante Wendung genommen haben. Horchen wir also ein bische
mit darauf.

„Rodebrand ist verliebt!" sagt eben Kieping mit ganz eigenartig
Betonung, und aus der malitiösen Visage des Kleinen kann man deutli
ersehen, daß er sich bewußt ist, eine besonders pikante Neuigkeit auf frem
Kosten zu serviren.

Alle beugen denn auch die Köpfe vor, um von der Geschichte mehr z
hören, und der Erzähler fährt mit erzwungen ernstem Gesicht fort: „Scha
mich nur nicht so rettungslos schafsdämlich an! Die Sache hat ih
Richtigkeit; ich will Euch wahrhaftig keinen blauen Dunst vormachen. W
von Euch hat Rodebrand seit vierzehn Tagen gesehen? Niemand! D
habt Ihr's! Er, der während der Mittagsstunde sonst niemals in d
Galerie gefehlt hat und im Atelier des alten Trautmann tagtäglich w
angenagelt vor seiner Staffelei stand, er hält sich seit zwei Wochen f
jegliches Auge verborgen. Das ist verdächtig und bei seiner sprichwörtlich
Solidität doppelt verdächtig. Ich habe mir gleich gesagt, daß dahin
etwas stecken muß und mit meiner gewohnten Gründlichkeit nach des Räthse
Schlüssel gesucht."

„Mit einem Wort: spionirt!" schnarrt Rönnhagen, die keimen
Hoffnung seines Schnurrbarts drehend, „feudaler Kerl, der kleine Kieping

„Meinetwegen, nennt es auch so," erwidert gleichmüthig der Erzähl
„auf den Namen kommt mir's nicht an; Name ist Rauch und Scha
Die Hauptsache ist: ich weiß jetzt, wo Bartel den Most holt."

„Hoho! berichten, — berichten!" erschallt es von allen Seiten, u
der kleine Kieping legt sein Spitzbubengesicht in noch malitiösere Falten u
fährt selbstgefällig fort:

„Ich wußte gleich, an welchem Zipfel ich die Sache anzufassen hatte. odebrand haust bekanntlich im Olymp einer Miethskaserne der Breiten- :aße, und vis-à-vis ist eine kleine Konditorei, die mit Vorliebe von den ngen Damen der Akademie besucht wird. Na, Ihr wißt, man hat seine :kanntschaften unter ihnen. Ich ließ sie im Geiste Revue passiren und ır bald mit mir darüber einig, welche sich am geschicktesten für meine vecke anstellen würden. Ich ging also gestern in der Mittagsstunde hin, ı sie auf die Fährte zu bringen. Aber gleich beim Eintritt merkte ich, ß ich mir alle Mühe sparen konnte.

Um den großen Mitteltisch herum saß die plappernde, zischelnde und ɔernde Gesellschaft, und in eine Ecke des hintersten Hintergrundes gedrückt, lb versteckt hinter der Pariser ‚Illustration‘ hockte unser guter Rodebrand f einem Stuhle. Er bemerkte mich nicht, obgleich ich nicht weit von ihm atz nahm, denn sein ganzes Wesen war in seinen Augen konzentrirt, und se starrten unverwandt ein Mädchen an, das unter der munteren Schaar e isolirte Stellung einnahm und wie traumverloren in einem Journal ıtterte.

Es war nicht zu verkennen, daß die Kleine — übrigens eine auffallend ɔsche Erscheinung, nur mit etwas zu schwermüthigem Gesichtsausdruck — ihn der Gegenstand stiller Verehrung war.

Die Art seiner wortlosen Anbetung hatte etwas so tölpelhaft Komisches, ; ich am liebsten laut aufgelacht hätte. Der gute Junge ist mir doch ge genug als schüchtern und linkisch bekannt, aber daß er sich so ındanermäßig einem Mädchen gegenüber benehmen könnte, hatte ich ihm ) nicht zugetraut. So lange ich dasaß, hat er an sein Idol auch nicht Wort zu richten sich getraut; und während er mindestens fünf Gläser nsch vertilgte, — ob aus Verzweiflung, oder um sich Muth zu machen, ıß ich nicht, — stellte er mit rührender Beharrlichkeit die Figur eines dernen Toggenburgers dar. Und doch darf man überzeugt sein, daß er seine Werbung eine ganz andere Antwort erhalten hätte, als dieser ɡlückliche Rittersmann von der traurigen Gestalt.

Na, unter den gegebenen Umständen konnte ich mir's ersparen, die ıippischen Mädels noch expreß auf den guten Jungen zu hetzen. Er saß schon mitten unter ihnen, wie die Eule unter den Singvögeln, und ich ɔer wußte auch, was ich wissen wollte: ich kannte den Namen der Holden, ɛn verführerischem Reiz ein Rodebrand zum Opfer gefallen war. Weiter llte ich ja nichts. So, da habt Ihr die pikante Neuigkeit, und nun seht wie Ihr sie verwerthen könnt. Ich selber will sehen, ob sich die Beiden ɔt zu einer kleinen Skizze „Joseph und Madame Potiphar“ vereinigen en.“

„Das wirst Du nicht,“ spricht eine tiefe Stimme mit Nachdruck, und alle Andern scheu sich nach dem Sprecher umsehen, erhebt sich Gerhard :lker von seinem Stuhle und tritt an den kleinen Kieping heran, der

erst mit einer gewissen Aengstlichkeit zu ihm aufblickt und dann eine trotzige Grimasse schneidet.

„Das wirst Du nicht," wiederholt der finstere Warner, „weil es Deiner unwürdig ist, den Kunstgenossen, der mit einer Leidenschaft ringt, zu verspotten und ein schutzloses Mädchen dem Klatsch der sogenannten Gesellschaft preiszugeben."

„Spaßverderber!" knirscht Kieping gereizt, aber doch schon halb eingeschüchtert, und bestellt sich einen neuen Schoppen.

Walker bleibt ruhig stehen und scheint noch weiter sprechen zu wollen, aber ein um die ganze Tafelrunde laufendes Murmeln unterbricht ihn, und aus der Mitte der Andern ruft Einer: „Um Gotteswillen blos keine Moralpredigt! Sag' uns lieber, wie das Mädchen heißt, Kieping; Du hast uns lange genug danach zappeln lassen, alter Geheimnißkrämer."

Der kleine Satiriker athmet auf; seine Scheu vor dem ernst blickenden Genossen verliert sich bei dem Bewußtsein, daß er die Majorität hinter sich hat. Sein Trotz geht sichtlich in Zuversicht über, und beinahe barsch klingt seine Antwort: „Ich brauche mich wahrhaftig nicht schulmeistern zu lassen denn ich habe mit keinem Wort geflunkert. Den Namen der Schönen wollt Ihr wissen? Natürlich! der ist auch kein Geheimniß. Sie heißt Marie Landold und ist Musterzeichnerin bei dem Tapisseriehause „Finkler und Weber" am Elisabethplatz. Im vorigen Jahre hat sie den Kursus in der kunstgewerblichen Klasse bei Professor Lauter beendet und ihrer Geschicklichkeit wegen gleich eine gute Stellung erhalten."

„Gut, daß ich jetzt Bescheid weiß," sagt Walker gelassen, „so bin ich doch im Stande zu handeln. Wenn Einer von Euch den Kitzel spürt, an dem armen Rodebrand seinen Witz zu probiren — schön! ich kann's nicht verhindern, aber er nehme sich in Acht, so lange Gerhard Walker noch Augen, Ohren und Hände in gutem Stande hat. Addio, a rivederci!"

Damit wendet er sich langsam um, nimmt seinen Hut von der Wand und verläßt gemächlichen Schrittes das Zimmer, indeß die Anderen die Köpfe zusammenstecken und, augenscheinlich eingeschüchtert durch die Autorität des Sprechers, halblaut mit einander flüstern.

## II.

Ein schwüler Wind streicht durch die Straßen der Stadt dahin; am westlichen Himmel steht eine Wand von schwarzen Gewitterwolken, aus der es hin und wieder wetterleuchtend grell hervorzuckt, während hoch oben noch immer die Sterne klar aus dem tiefdunklen Himmelsgewölbe herabblicken.

Der Mann, der jetzt aus dem Hausthor des Grübler'schen Restaurants heraustritt, achtet nicht auf das drohende Wetter; er ist von Kopf bis zu Fuß in dauerhaften regendichten Lodenstoff gekleidet, und Blitz und Donner sind für ihn Aeußerungen der gewaltigen Natur, die seine meist gedrückte Stimmung nur befreien und zu ungewohnter wilder Freudigkeit steigern.

Indem die ersten Tropfen klatschend auf das Straßenpflaster hernieder-
allen, gönnt er sich den Genuß, langsam mit abgenommenem Hute seinem
Ziele zuzuschreiten.

Vor einem Hause der „Breiten Straße“ macht er Halt und schaut,
he er sich einzutreten entschließt, gedankenvoll zum Himmel empor. Ein
ächeln fliegt über sein Gesicht, da er in die Sternenwelt schaut und sich
abei erinnert, daß er im Begriff ist, einer kleinlichen Klatscherei die
Spitze abzubrechen. Welcher Kontrast! Dort oben die Unendlichkeit, die
in Geist nicht ermessen kann, die aber sein Herz begreift, weil er sie
sich ebenso gut spürt, wie außer sich, weil er empfindet, daß er selbst
on dem großen Urbilde der Welt ein Abbild ist, — und hier unten die
enschliche Erbärmlichkeit, von der auch Künstler sich nicht freimachen
nnen, obwohl ihr Auge zum Anschauen des Weltganzen befähigt ist!

Vorüber — vorüber! Solche Betrachtungen taugen nicht zu der
ission, die er sich heute selbst übertragen hat.

Er steigt vier Treppen empor und läutet an einer Thür, neben der
f einem Porzellanschilde der Name „Rodebrand“ zu lesen ist. Die Thür
rd sogleich von innen geöffnet, und im nächsten Augenblick finden sich
e Hände der beiden Freunde zu wärmerem Druck zusammen, ohne daß
i der Begrüßung ein Wort laut wird. Ein festes Band verknüpft ihre
rzen, und doch haben sie sich selten viel zu sagen und können oft stunden-
ng wortlos beieinander sitzen. Jeder von ihnen aber weiß, was der
dere denkt, wenn sie über den Gegenstand, der sie gerade beschäftigt,
r wenige aphoristische Bemerkungen ausgetauscht haben. Diese stumme
rständigung ist gleichzeitig der Kitt und der Prüfstein ihrer Freundschaft,
n der die andern Kunstgenossen keine Ahnung haben.

Das Zimmer, in dem die Freunde jetzt einander gegenüber sitzen,
igt bei aller Einfachheit der Ausstattung von dem feinen Geschmack
nes Bewohners. Es athmet eine Behaglichkeit, die durch keine noch so
ichtige Einrichtung zu erzielen ist, die nur der Geist eines Menschen
breiten kann, der den Werth einer eignen Heimstätte zu schätzen weiß.

Walker läßt seinen Blick über die ihm wohlbekannte Umgebung schweifen.
ist seit Wochen nicht hier gewesen, da Rodebrand selbst ihm aus dem
ege ging. Die Veränderungen, welche sich inzwischen hier vollzogen
en, liefern ihm einen beredten Kommentar für den Seelenzustand des
eundes. Die frühere Ordnung hat einer gewissen Vernachlässigung Platz
nacht, dafür aber zeugen unter den zahlreichen Skizzen und Entwürfen
Oel, Kreide und Bleistift verschiedene neue Erscheinungen von der regen
ätigkeit Rodebrands.

Ein und derselbe schöne Mädchenkopf schaut wohl ein Dutzend Mal
s unergründlichen Augen in's Zimmer, und hie und da findet er sich
h in einer flüchtig entworfenen Gruppe wieder.

Einer dieser Entwürfe fällt ihm besonders auf. Er stellt die Ver-

suchung eines Anachoreten durch ein schönes Weib dar. Der Kopf des letzteren ist mit Meisterschaft herausgearbeitet; er trägt die bekannten Züge, während das vorläufig nur skizzirte Gesicht des frommen Einsiedlers eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Maler selbst zeigt. In Haltung und Physiognomie der männlichen Figur prägt sich so deutlich der Kampf des sittlichen Willens mit der Gewalt des Sinnenzuges aus, und das Gesicht des Weibes zeigt bei geradezu berückender Schönheit einen so frivolen Zug, daß die Situation den Beschauer unwiderstehlich packen muß.

Walker betrachtet lange die geniale Skizze mit tiefem Sinnen und sagt dann trocken:

„Ein vortreffliches Motiv! Denkst Du es auszuführen, oder ist es blos wieder ein Entwurf, an dem Du das Interesse verloren hast, noch ehe Deine Phantasie ganz damit fertig ist?“

Der Angeredete schweigt verlegen; seine Augen schweifen mit miß- trauischem Ausdruck von dem Bilde auf den Freund hinüber, in dessen unbeweglichen Gesichtszügen sie zu lesen versuchen. Fast eine Minute lang schauen die beiden Freunde einander an, dann springt Rodebrand heftig auf, ergreift die Skizze und stürzt damit auf den Ofen zu, von fern schon nach dem zugeschraubten Thürchen des Feuerraumes langend.

Gleichzeitig aber fühlt er sich mit kräftigem Griff am Arme festgehalten und hört die ruhig gesprochenen Worte an sein Ohr tönen:

„Du bist ein Kind, Fritz, und mußt als Kind behandelt werden. Laß die Thorheit, die Du eben begehen wolltest, unterwegs, setze Dich hierher zu mir und erzähle mir die ganze Geschichte, die Dir auf dem Herzen liegt.“

Rodebrand seufzt tief auf, sinnt einen Augenblick nach und erwidert dann, sich auf einen Sessel niederlassend, mit einer Weichheit, die son noch Niemand bei ihm wahrgenommen hat:

„Du hast Recht, Gerhard, wenn man den Gram nur immer in sic verschließt, muß man am Ende daran ersticken. Ich will Dir mein ganze Herz eröffnen. Aber ich kann Dir mein Leid nicht klagen, ohne Di meine ganze Lebensgeschichte erzählt zu haben. Hast Du Geduld dazu eine einfache, aber recht düstere Geschichte zu hören, so wirst Du mich z großem Dank verpflichten. Allzulange werde ich Dich nicht in Anspru nehmen.“

Der Angeredete lehnt sich bequem im Sessel zurück und erwider

„Recht so, Alter! Du brauchst Dich aber meinetwegen nicht kurz z fassen. Es ist mir im Gegentheil sehr erwünscht, einmal Näheres üb Deine Vergangenheit zu erfahren, von der Du bisher immer fast ängstli geschwiegen hast. Ich bin gewiß nicht neugierig, aber man hat das Bi eines Freundes nur halb, wenn man von seiner Kindheit nichts wei Direkt darüber befragen mochte ich Dich nicht, solange Du selbst nicht da Schweigen brechen wolltest.“

Rodebrand seufzt wieder und hebt nach einer kurzen Pause an:

„Es ist wahr, ich habe bisher niemals über meine Vergangenheit ge-
sprochen, so oft ich auch dazu angeregt worden bin. Das geschah aber
aus guten Gründen, wie Du gleich sehen wirst. Meine Lebensgeschichte
gleicht einer Winternacht mit spätem, trübem Sonnenaufgang. Der darauf
folgende Tag will sich auch jetzt noch nicht aufhellen.

Ich stamme aus einer Proletarierfamilie. Das ist an sich kein Un-
glück und noch weniger eine Schande. Dennoch — dennoch verschwieg ich
es bisher ängstlich Jedermann. Wer von Euch hat auch nur eine blasse
Vorstellung von dem Elend, das mitunter in dieser Sphäre herrscht? Ich
habe die bitterste Noth kennen gelernt, ich habe tagelang gehungert und zur
Winterszeit in einem eisigen Kämmerchen gelegen, ohne auch nur einen
Strohsack zu haben, auf dem ich meine ausgemergelten Glieder hätte betten
können, — aber das ist bei Weitem noch nicht das Schlimmste, was ich
erleben mußte.

Das materielle Elend ertödtet alle edlen Regungen des Herzens und
lähmt den Geist in seiner Schaffenslust und Fähigkeit; der Mensch geht
aller Eigenschaften verlustig, die ihn über das Niveau des Thieres hinaus-
heben, und stumpfsinnig läßt er sich nur von dem Erhaltungstriebe leiten.
Ihr, die Ihr solche Verhältnisse nur vom Hörensagen kennt, habt keine
Ahnung von der unverschuldeten Verrohung des darbenden Volks. Und
doch leuchtet auch aus diesem Sumpf zuweilen noch ein Strahl der hehrsten
Gottähnlichkeit hervor, aber Niemand achtet darauf, und oft erscheint sogar
eine That der edelsten Selbstaufopferung den gestrengen Sittenrichtern auf
ihrer ästhetischen Höhe wie eine Gemeinheit, da sie hinter der widerwärtigen
äußeren Form den ethischen Kern nicht entdecken können. — — —

Mein Vater war ein Schlosser, der in einer Maschinenfabrik arbeitete.
Er war von Natur gut beanlagt; mein künstlerisches Talent hatte auch
schon in ihm geschlummert, aber die Ungunst der Verhältnisse hatte ihm
nie gestattet, aus der niedersten Sphäre sich zu erheben. Ein starker Hang
zur Schwermuth, der ihm eigen war, so lange ich zurückdenken kann, mag
wohl darin seine Ursache gehabt haben.

Er hatte für seinen Stand erst spät geheirathet, denn er war schon
über dreißig Jahre alt, als er ein bedeutend jüngeres Mädchen heimführte,
das bei der Gattin des Fabrikherrn in Diensten gestanden hatte. Die
Ehe wurde eine sehr unglückliche. Die Frau hatte sich in dem vornehmen
Hause an einen Komfort gewöhnt, den ihr der arme Arbeiter nicht ge-
währen konnte, obgleich er einen recht ansehnlichen Sparpfennig hinter sich
gebracht hatte. Sie richtete die Wirthschaft in großem Stile ein, und die
Folge war, daß schon nach Jahresfrist die beiderseitigen Ersparnisse ver-
macht waren.

Von dem Zeitpunkt an nahm das Elend im Hause seinen Anfang.
Es brach nicht plötzlich herein, denn mein Vater war ein fleißiger und ge-

schickter Mann, der immer, selbst zu Zeiten der Geschäftsstockung, seinen guten Verdienst fand, aber schleichend, verderbend, unterminirend drang es vorwärts und gewann mit jedem Jahre mehr Terrain.

Es gingen drei Kinder aus der Ehe hervor; ich war das älteste, meine Schwester um zwei, mein Bruder um vier Jahre jünger als ich.

Ich kann Dir kein Bild von unserer Kindheit entwerfen; ich will es nur mit wenigen Worten andeuten. Wir wuchsen in dem unfreundlichen Heim wild auf; Niemand kümmerte sich um unsere Erziehung. Die Mutter brachte ihre meiste Zeit damit zu, daß sie sich mit allerhand Flitterkram putzte und vor dem Spiegel stand, so lange ein solcher in unserer Wohnung vorhanden war, oder daß sie mit den Nachbarinnen klatschte, und den Vater sahen wir überhaupt nur wenig. Blos des Sonntags fand er manchmal Zeit, mit uns zu spielen und uns Geschichten zu erzählen. Das waren die Lichtblicke in unserer Kindheit. Vor der Mutter, die uns bei jeder Gelegenheit unmäßig schalt und schlug, hatten wir nur Furcht, aber keinen Respekt. Warme elterliche Liebe und Fürsorge, die auch die finsterste Spelunke der Armuth dem Gedächtniß des Kindes als eine Freudenstätte einzuprägen vermag, haben wir niemals kennen gelernt, da der Vater mehr und mehr der ungemüthlichen Heimstatt ferne blieb. Ich erinnere mich noch deutlich, wie erstaunt ich war, als ich in meiner späteren Schulzeit zum ersten Male einen Weihnachtsabend in der Familie meiner Wirthsleute mit ansehen durfte. Etwas auch nur annähernd Aehnliches hatte ich im Vaterhause niemals erlebt.

Dazu war recht oft Schmalhans Küchenmeister, weil die Mutter durchaus das Haushalten nicht lernen mochte, und jedes Mal, wenn das Wirthschaftsgeld vorzeitig verbraucht war, was beinahe immer geschah, gab es Zank und Streit zwischen den Eltern, oftmals endeten solche Scenen sogar mit Thätlichkeiten.

So war meine früheste Kindheit beschaffen. Bejammernswerth wirst Du sagen; und doch war dies nur das Vorspiel zu dem Entsetzlichen, was später noch kommen sollte.

Als ich sieben Jahre alt war, glaubte es die Mutter im Hause ihres Gatten nicht mehr aushalten zu können. Sie hatte nach ihrer Meinung ihr Glück und ihre Jugend geopfert, um dafür nur eitel Elend einzutauschen, ohne auch nur wenigstens die Anerkennung zu finden, die ihren hohen, persönlichen Vorzügen von Rechts wegen gebührte.

Solche Anschauung ist sonst den Frauen des Proletariats fremd. Sie hatte sie im Hause des Fabrikanten in sich aufgenommen, und da ihre Eitelkeit und Oberflächlichkeit der beste Boden dafür war, ging sie ihr allmählich in Fleisch und Blut über.

Die arme unverstandene Frau ergriff daher die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, den unwürdigen Fesseln zu entfliehen. Eines Tages war sie mit einem Maschinenschlosser, den wir als Schlafburschen beherbergt hatten,

auf und davon gegangen. Die kleine Karoline, meine fünfjährige Schwester, hatten sie mit sich genommen, ob aus wirklicher Liebe, oder um den Vater, der an dem Kinde besonders hing, recht empfindlich zu kränken, weiß ich nicht, doch ist mir das letztere heut wahrscheinlicher. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört.

In unserem Hause wuchs seit jenem Tage das Elend mit rapider Geschwindigkeit. Der Vater mußte auf dem Grunde seines Herzens für die Mutter trotz ihres Unwerthes noch immer eine gewisse Neigung gehegt haben, denn ihre letzte Schändlichkeit, die schmachvolle Flucht, traf ihn bis in's Mark. Während er vorher stets ein arbeitsamer und nüchterner Mann gewesen war, suchte er von da an immer häufiger Trost bei der Flasche, und nach wenigen Jahren war er ganz dem Trunke ergeben.

Welche Noth und welchen Jammer wir beiden Jungen damals erlebt haben, davon will ich schweigen, das läßt sich mit Worten nicht schildern. Wer es nicht aus nächster Nähe geschaut hat, wird es nie begreifen. Daß wir nicht gänzlich verwahrlost sind, erscheint mir noch heut als ein unfaßbares Wunder.

Ich eile über die schreckliche Zeit hinweg, um zur Schlußkatastrophe zu kommen, die für mein ganzes Leben entscheidend wurde.

Grausam, herzzerreißend ist wahrlich, was mir zu durchleben bestimmt war, aber noch grausamer ist heut die Erinnerung daran; heut, da ich, reif an Verstand und mit dem Rüstzeuge der Bildung versehen, im Stande bin, all' die seelischen Vorgänge zu zergliedern und die Qualen zu ermessen, die meinen armen Vater am Ende in den Abgrund der Verzweiflung stürzten.

Du wirst das selbst am besten ermessen können, wenn ich Dich ohne weitere Reflexion mit den Thatsachen bekannt mache.

Ich war zwölf Jahre alt geworden, als das Wetter, das sich langsam über uns zusammengezogen hatte, endlich hereinbrach. Der Fabrikherr hatte mit dem Vater viel Geduld gehabt. Dem bewährten Arbeiter war manches nachgesehen worden, was bei den jungen Leuten unerbittlich die Entlassung zur Folge zu haben pflegte. Von Zeit zu Zeit waren ernste Mahnungen an ihn ergangen, die sich nach und nach zu immer ernsteren Rügen gestalteten. Anfangs hatten sie auch ihre Wirkung nicht verfehlt und wenigstens zeitweise eine gewisse Besserung herbeigeführt. Aber der Schnaps war stärker, als Willenskraft und Ehrgefühl; er behauptete in dem ungleichen Kampfe das Feld.

Eines Tages — es war im December, und der Winter fing an, seine Herrschaft empfindlich geltend zu machen — kam der Vater nicht nach Hause. Er hatte am Lohntag wegen unverbesserlicher Trunksucht seine Entlassung erhalten und war in seiner Wuth und Verzweiflung mit dem Wochenlohn, das ihm ausgezahlt worden, in die nächste Kneipe gegangen, um sich systematisch zu betäuben.

Sonst pflegte er wohl auch am Sonnabend die Hälfte seines Verdienstes, mitunter sogar noch mehr, durchzubringen, diesmal aber kehrte er erst am Montag zurück; er sah wüst aus und hatte keinen Heller mehr in der Tasche.

Das Getriebe der Großstadt ist damals nicht stillgestanden; nicht einmal unsere allernächste Umgebung hat sich darob alterirt. Und doch — — weißt Du, was es zu bedeuten hat, wenn zwei Kinder ohne Nahrung, ohne Schutz, ohne Trost zwei volle Tage sich selbst überlassen, allein in einer eisigen Stube eingesperrt sind? Buchstäblich verstanden, waren wir allerdings nicht eingesperrt. Die Thür war unverschlossen, wir konnten gehen, wohin wir wollten, aber die hilflose Angst bannte uns an den Platz. Wir hatten zwei Tage lang nichts zu essen, da die Nachbarin, welche unsere elende Wirthschaft nothdürftig mitbesorgte, sich wohl hütete, etwas für uns auszulegen. Zum Betteln waren wir trotz unserer jammervollen Lage niemals angehalten worden und verfielen deshalb auch nicht auf diesen Ausweg. Da die Weihnachtsferien bereits angegangen waren, konnten wir auch nicht einmal in die Schule gehen. Wir hockten zähneklappernd in einem Winkel der öden Stube bei einander, und als wir inne geworden waren, daß keine Seele sich um unsere Thränen kümmerte, versiegten auch diese, und eine stumpfe Ergebung in das Unabänderliche überkam uns. Die Resignation eines Erwachsenen hat etwas Rührendes, bei einem Kinde ist sie grausig.

Die Stunden krochen in fürchterlicher Eintönigkeit an uns vorüber, und so grauenvoll war die Qual des Verlassenseins, daß wir die Ankunft des Vaters am Montag Mittag förmlich mit Jubel begrüßten, obwohl sein Anblick wahrlich kein erquickender und trostreicher war.

Als unsere sehnsüchtige Hoffnung auf Brod sich nicht erfüllte, fingen wir jämmerlich an zu weinen. Er fuhr uns wild an und gebot uns zu schweigen, so daß wir trotz Hunger und Kälte uns ängstlich im Winkel verkrochen. Dann warf er sich schwer auf den leeren Strohsack nieder, der ihm als Lagerstatt diente, und begann seinen zweitägigen Rausch auszuschlafen.

Gegen Abend stand er auf und verließ schweigend das Zimmer. Nach einer halben Stunde kehrte er zurück und warf uns einige Semmeln hin, die wir sogleich mit Gier verzehrten. Ich weiß heut noch nicht, ob er sie gestohlen, oder auf welche Weise er sie sonst erlangt hatte. Dann schliefen wir in unserer Ecke auf dem Lumpenhaufen, der uns zum gemeinsamen Lager angewiesen war, trotz aller Angst und Qual, eng an einander gedrückt ein.

Der nächste Tag war nicht trostreicher als dieser. Der Vater saß mit verstörtem Gesicht da und starrte stumpfsinnig vor sich hin; Mittags ging er fort, kam mit Semmeln zurück und versank wieder in wortloses Brüten, und als der Abend kam, war Alles noch auf dem alten Fleck.

Endlich am dritten Tage ſchien er einen Entſchluß gefaßt zu haben. Er verließ bereits Vormittags das Zimmer und brachte bei ſeiner Rückkehr außer den Semmeln noch einen Korb Kohlen mit. Unſre Freude war unbeſchreiblich, denn eine warme Stube war ein Genuß, den wir ſeit langer, langer Zeit ſchmerzlich hatten entbehren müſſen.

Während wir heißhungrig über die Semmeln herfielen, zündete der Vater im Ofen Feuer an, und das luſtige Praſſeln, vereint mit der wohligen Wärme, die ſich bald um uns verbreitete, ſtimmte unſre empfänglichen Gemüther bald zu lauter Freude empor. Wir fingen an zu ſchwatzen und zu lachen, und drängten uns wie in früherer Zeit an den Vater heran, indem wir hofften, er werde ſich wieder einmal freundlich mit uns beſchäftigen, mit uns ſpielen und uns Geſchichten erzählen. Wir wußten ja nicht, wie es um ihn ſtand, denn was ich Dir hier im Zuſammenhang erzähle, iſt mir erſt ſpäter in ſeinem ganzen Umfange verſtändlich geworden.

Unſere kindliche Zuthunlichkeit ſchnitt dem unglücklichen Manne tief in's Herz. Er wehrte uns rauh ab und gebot uns, ſtill in unſerm Winkel ſitzen zu bleiben. Jetzt fiel uns erſt ſein verſtörtes Weſen und ſein düſterer, unſteter Blick auf. Erſchrocken gehorchten wir dem Befehle und wagten uns von dem elenden Lager nicht mehr fort.

Als es zu dämmern begann, erfaßte uns eine unſägliche Bangigkeit. Der Vater hatte bis dahin regungslos in unheimlichem Schweigen auf ſeinem Strohſack geſeſſen; jetzt bemerkten wir, daß er von Zelt zu Zeit lauernd zu uns herüberblickte. Die aus der Ofenthür dringende düſtere Glut ließ uns ſein Geſicht nur undeutlich erkennen; doch ſchien uns ſein funkelndes Auge nichts Gutes zu verheißen. Zu weinen wagten wir nicht mehr, ſondern ſchmiegten uns nur eng an einander und ſchauten angſterfüllt der nächſten Zukunft entgegen. Daß ſie unheilvoll ſein müſſe, ſagte uns deutlich eine unabweisbare Ahnung. Die entſetzliche Ungewißheit, das räthſelhafte Verhalten des Vaters und der Aufenthalt in der finſteren, unheimlichen Stube, — alles das wirkte zuſammen, um unſere kindlichen Herzen völlig verzagen zu machen. Die Erinnerung an jene Stunden, welche die fürchterlichſten meines ganzen Lebens geweſen ſind, hat ſich unauslöſchlich meiner Seele eingeprägt. Sie ſteigt mir oft in der fröhlichſten Geſellſchaft plötzlich mit furchtbarer Klarheit empor, um als ein ſchauerliches Memento die harmloſe Lebensfreude von mir zu ſcheuchen, und bei der Arbeit ſteht ſie neben der Staffelei und giebt nur zu häufig meinem Werke ihr Gepräge.

Da wir ſtill und regungslos auf unſern Lumpen lagen, wähnte der Vater, wir ſeien eingeſchlafen. Er ſtand ſchwerfällig auf und ſchaute eine lange Weile ſtumm auf uns hernieder. Seine Lippen waren feſt zuſammengekniffen, die Augen ſtrahlten einen unſteten Glanz aus, und der Geſammtausdruck des Geſichts war ſo drohend, ſo unheimlich, daß ich vor Angſt ſchier verging. Erſt nach Jahren iſt mir nach und nach klar geworden,

welch' einen grausam harten Kampf der arme Mann in jener Stunde mit sich selbst durchgekämpft hat, und wenn mein Herz jemals auch nur einen Schein von Groll gegen ihn gehegt hätte, um dieses sein Golgatha hätte ich ihm vergeben müssen.

Sein Thun erschien mir von Minute zu Minute schrecklicher. Er holte aus dem Küchenraum eine große irdene Schüssel, die einzige, welche unsere zerrüttete Wirthschaft noch aufzuweisen hatte, füllte sie mit Hilfe eines zerbrochenen Tischmessers aus dem Ofen zur Hälfte mit glühenden Kohlen und warf aus dem Korbe einen großen Haufen frische darauf; dann stellte er das Becken mitten in die Stube und nahm wieder auf seinem Strohsack Platz. Ich hatte ihn genau beobachtet, wußte mir aber sein seltsames Treiben absolut nicht zu erklären.

Der Qualm, welcher sich alsbald im Zimmer verbreitete, drang mir beißend in den Hals und reizte mich zum Husten; die Augen thränten mir heftig, und eine gewisse grausige Ahnung ließ mich bis in's Mark erbeben, so daß mir trotz der herrschenden Wärme die Zähne klappernd an einander schlugen. Auch mein kleiner Bruder, der bereits eingeschlafen war, fuhr aufschreiend empor; aber der Vater gebot uns mit dumpfer Stimme Ruhe, und so unerbittlich streng klang der Befehl, daß wir nicht dagegen zu handeln wagten, sondern uns tief in die Lumpen einwühlten und unter verhaltenem Schluchzen wieder einzuschlafen versuchten.

Allmählich wurde mir ganz sonderbar zu Muthe. Ich spürte eine sich von Minute zu Minute bemerklicher machende Uebelkeit im Magen und einen bleischweren Druck auf der Stirn; ich wollte mich in die Höhe richten, fühlte mich aber wie mit Ketten an das Lager gefesselt; dann wurde mir immer wüster im Kopf; meine Gedanken verwirrten sich; schreckliche Traumbilder krochen an mir vorüber; der Angstschweiß brach mir aus allen Poren, ich wollte aufschreien und brachte doch keinen Ton aus der trocknen Kehle, und endlich schwand mir das Bewußtsein ganz. Im letzten Augenblick des drückenden Halbschlafes hatte ich noch die Empfindung, als ob mir weit, weit in der Ferne ein freundliches Licht aufginge, der schmerzende Druck über den Augen hörte auf, ein wohliges Gefühl umfing kosend meine Sinne, dann tauchte meine Seele in den finsteren, unendlichen Ocean der Selbstvergessenheit, der mich von der Welt des Bewußtseins trennte."

* * *

Rodebrand machte hier eine kurze Pause in seiner Erzählung und stützte, wie ermüdet von der Erinnerung an seine traurige Kindheit, das Haupt schwer auf beide Hände. Der Freund störte ihn nicht in seinem Sinnen. Sein Feingefühl sagte ihm, daß selbst der Ausdruck aufrichtigster Theilnahme ein schlechter Trost ist für längst überstandene Leiden, die ihren Schatten über das ganze Leben werfen. Die Mittheilung allein mußte schon erleichternd wirken; was bedurfte es da der Trostworte, die doch

mmer banal klingen müssen, ob sie gleich aus dem theilnehmendsten Herzen ommen.

Der Erzähler knüpfte auch von selbst den Faden wieder an und fuhr ach einer Weile unaufgefordert fort:

„Als ich erwachte, befand ich mich in einem großen Saal, wo viele Betten neben einander standen. Von allen Seiten hörte ich seufzen und töhnen, und ein scharfer Karbolgeruch, den ich übrigens damals noch nicht annte, stieg mir unangenehm in die Nase. Aber ich lag warm und weich ebettet auf einem guten, reinlichen Lager, und das allein erregte mir nbewußt schon ein Gefühl von Behagen. Ich war immer noch meiner Sinne nicht mächtig, sondern befand mich in einem halb traumhaften Zu- ande, so daß ich aus der neuen Umgebung nicht klug werden konnte.

Du merkst, daß ich im Krankenhause lag, wohin man mich, fast erstickt urch Kohlenoxydgas, gebracht hatte. Ich will Dich nicht mit der Schil- erung meines Rekonvalescentenzustandes langweilen und übergehe daher ie nächste Zeit wieder.

Ich genas nur langsam, da mein ausgehungerter Körper wenig Wider- andskraft besaß. Als ich außer aller Gefahr war, erfuhr ich erst mein chicksal in seinem ganzen fürchterlichen Umfange. Mein Vater hatte in iner Verzweiflung den Versuch gemacht, sich selbst und seine Kinder zu ödten, da er einen anderen Ausweg nicht finden konnte. Ein Zufall hatte e Nachbarin, welche unsere Wirthschaft besorgte, noch spät Abends in's immer geführt, und so war der Versuch zum Theil vereitelt worden.

Mein kleiner Bruder war allerdings dem tückischen Gift bereits er- gen, aber der Vater und ich wurden gerettet.

Gerettet!! Zu was? Zu noch größerem Elend, zu unsäglicher Pein! h wußte zwar nicht, was nun kommen mußte, aber der arme, gebrochene ann, dem ich das Leben verdankte, konnte diese Rettung nur als einen neidenden Hohn des Schicksals ansehen. Nach meinem heutigen Empfinden irde ich gern auf das weitere Leben verzichtet haben, wenn uns damals nächste Zukunft erspart geblieben wäre, — mir und meinem unglück- jen Vater, besonders aber ihm, an den ich noch heute nicht ohne die merzlichsten Thränen zurückdenken kann.

Die Ereignisse des dunkelsten Tages, den mir das Leben bis jetzt racht hat, will ich Dir nur andeuten. Es war der, an welchem mein ter des vollendeten und versuchten Mordes angeklagt, vor den Assisen Schwurgerichts stand und ich als Zeuge wider ihn aufzutreten be- en war.

Ich hatte bis dahin über all das Schreckliche noch nicht gehörig nach- ken, den Zusammenhang der Dinge mir nicht zurecht legen können, weil ine geistigen Kräfte wie gelähmt waren. Und nun wurde die ganze agödie in der unbarmherzigen Beleuchtung der Anklage vor meinen gen entrollt! Ich vermochte dem Gange der Verhandlung zwar nicht

in allen Einzelheiten zu folgen, aber ich begriff doch, daß man meinen Vater eines todeswürdigen Verbrechens zieh, und daß man von mir verlangte, ihm sein Grab graben zu helfen. Ich bin allerdings von dem Präsidenten darauf hingewiesen worden, daß mir das Recht zustehe, mein Zeugniß zu verweigern, aber ich habe damals nicht verstanden, was das zu bedeuten habe.

Ich war völlig verwirrt und hatte nur fortwährend mit meinen Thränen zu kämpfen. Hinter einer starken Barrière sah ich meinen Vater sitzen, zusammengesunken, theilnahmlos vor sich hinstierend. Ich hatte ihn seit der Katastrophe nicht mehr gesehen und erschrak beim ersten Anblick bis in's Innerste vor ihm. Sein Gesicht war fahl und grau, der Rücken gebeugt, wie unter einer schweren Last; der struppige Bart bedeckte nur theilweise die zusammengefallenen Wangen, und das Haupthaar, das vorher noch voll und braun gewesen, war stark gelichtet und fast weiß. Aus seinen Zügen sprach, selbst meinem kindlichen Blick erkennbar, ein wilder, hoffnungsloser Jammer, der nur durch einen leisen Zug von Ergebung gemildert ward. —

Ich berichtete dem Vorsitzenden des Gerichts, der in sehr gütigem Tone mit mir sprach, Alles, was ich wußte; meine Erzählung mußte wohl auf alle Hörer einen tiefen Eindruck machen, denn ich vernahm wiederholt aus dem Zuschauerraume verhaltenes Schluchzen. Mein Vater saß, als ich geendet hatte, gebeugten Hauptes auf seiner Bank und vergrub laut weinend das Gesicht in beide Hände.

Wie die Verhandlung weiter sich entwickelte, ist mir nicht mehr erinnerlich; es verschwamm Alles um mich herum wie ein wüster Traum, und nur der Schluß steht mir noch klar vor Augen. Der Wahrspruch der Geschworenen erklärte meinen Vater für nichtschuldig, weil die zum Richteramt berufenen Männer aus dem Volke durch die eindringlichen Worte des Vertheidigers zu der Ueberzeugung geführt worden waren, daß der unglückliche Mann in einem Zustande der Verzweiflung gehandelt hatte, der eine freie Willensbestimmung ausschloß.

Nach der Verkündigung des Urtheils, das im ganzen Saale ein Beifallsgemurmel hervorrief, stieg der Vater mit gesenktem Blick von den etwas erhöhten Anklageraum herab und trat zagenden Schrittes vor mich hin.

Ich war völlig verwirrt und vermochte kein Wort hervorzubringen, aber die Bedeutung des Moments begriff ich doch instinktiv. Ich klammerte mich fest an den Vater und wankte an seiner zitternden Hand hinaus.

Er war nun frei und durfte nach Hause gehen.

Nach Hause?! Er hatte ja kein Heim! Er besaß nichts, als die Lumpen, welche er am Leibe trug. Das elende Stübchen, in dem er damals der finsteren Macht der Verzweiflung verfallen war, hatte der Hauswirth längst an andere Leute vermiethet, und das bischen Gerümpel

das sich noch darin befunden, war für die rückständige Miethe in Beschlag genommen worden.

Da stand er nun hilf- und rathlos mit seinem zitternden kranken Buben vor dem Portal des Justizpalastes und wußte nicht, wohin er jetzt als freier unbescholtener Mann seine Schritte lenken sollte. Er schluchzte tief auf, und zwei schwere Zähren rannen ihm über die eingefallenen Wangen in den Bart. Er legte mir die Hände auf die Schultern und brachte nichts weiter hervor, als:

„Armer, armer Junge!“

Der dumpfe, hoffnungslose Ton seiner Stimme klingt mir noch heut nach einem halben Menschenalter in den Ohren.

In dieser fürchterlichen Situation bewährte sich aber wieder das Wort, daß die Hilfe am nächsten ist, wenn die Noth ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Während wir, anscheinend von Gott und den Menschen verlassen, in dem vorüberfluthenden Menschenstrome standen, fühlten wir uns plötzlich beide an den Schultern sanft berührt, und als wir aufblickten, schauten wir in das freundliche Gesicht eines alten Herrn, der vorhin unter den Geschworenen gesessen hatte. Er führte uns bei Seite hinter den Vorsprung der Freitreppe und sagte dort ohne weitere Einleitung:

„Es wird für Sie jetzt schwer sein, Rodebrand, lohnende Beschäftigung zu finden. Nehmen Sie daher einstweilen diese kleine Summe; sie ist das Ergebniß einer Sammlung, die wir in der Eile unter uns veranstaltet haben. Suchen Sie mit Ihrem Sohne ein Unterkommen und melden Sie sich nach einigen Tagen bei mir im Komptoir, — hier ist meine Karte, — dann werden wir für das Weitere Sorge tragen. Den Kopf hoch, Mann! Und nicht wieder verzweifelt! Behüt' Dich Gott, mein Junge.“

Bei den letzten an mich gerichteten Worten fuhr er mir mit der Hand liebkosend über den Scheitel und war im nächsten Augenblick verschwunden, ohne unseren Dank abzuwarten. Sein Wort aber war der Felsgrund, auf dem unser fürderes Leben fest und sicher sich aufbauen durfte.

Mit einem Schlage ward unser Elend in eine ganz behagliche Existenz verwandelt. Mein Vater bekam eine Stelle als Hausverwalter eines großen Fabrikgrundstücks, und durch eine in der ganzen Stadt veranstaltete Sammlung wurde zum Zweck meiner Erziehung eine stattliche Summe zusammengebracht, welche mir erst den Weg in eine höhere Schule eröffnete und dann das Betreten der Künstlerlaufbahn möglich machte, als Talent und Neigung dazu bei mir hervortraten.

Glaube mir, Freund, es steckt ein unermeßlicher Schatz an geistiger und sittlicher Begabung im Proletariat, der in der dumpfen Atmosphäre der Fabriksäle ungenützt verkommt. Nur zu oft gerathen die Träger desselben auch auf die schiefe Ebene und verwenden dann ihre reiche Intelligenz zum Schaden der Menschheit, während ein Fall wie der meinige zu den Ausnahmen gerechnet werden muß.

Mein armer Vater hat die guten Tage nicht mehr lange genossen. Die Erinnerung lag mit einer zu furchtbaren Wucht auf seiner Seele. Er neigte mehr und mehr zum Trübsinn, und kaum ein Jahr später mußte er in eine Nerven-Heilanstalt gebracht werden, die er im Leben auch nicht mehr verlassen hat. Jetzt ruht er schon seit einer Reihe von Jahren im Schoß der Mutter Erde von seines Lebens Pein und Plagen aus.

Mich hat seitdem das Schicksal äußerlich auffallend begünstigt, aber glücklich bin ich nicht geworden." — — —

Rodebrand schwieg wieder eine Weile still. Sein Gesicht, auf dem sich bisher nur wechselnd die durch die Erinnerung geweckten Schmerzen gespiegelt hatten, nahm jetzt einen finsteren, fast unheimlichen Ausdruck an, und regungslos starrte er wohl eine Viertelstunde verdüsterten Blickes vor sich auf die Erde.

Als Walker es endlich an der Zeit fand, ihn aufzurütteln, fuhr er wie aus einem bösen Traum empor, und auf die freundlich an sein Ohr klingende Mahnung, nun auch seine Herzensgeschichte zu berichten, stieg ein schmerzlicher Seufzer aus seiner Brust empor. Dann nickte er zustimmend mit dem Kopfe und fuhr leise, wie mit sich selbst sprechend fort:

„Bis vor wenigen Wochen bin ich mir des Fluches, der auf meinem Lebensschicksal lastet, selber nicht bewußt gewesen. Ich lebte, im Vergleich mit meiner Kindheit, in den glänzendsten Verhältnissen; die Kunst, welche mir schöne Erfolge bescherte, nahm mich voll in Anspruch, und eine ruhige Zufriedenheit erhellte wie freundlicher Abendsonnenschein meine Seele.

Es war nur eine Frist, die mir gelassen ward; und als meine Zeit gekommen war, mahnte mich das Schicksal um so empfindlicher daran, daß auch ich zum Geschlecht der aus dem Paradiese Vertriebenen gehöre.

Ich begegnete eines Tages einem schönen Mädchen, und bei deren ersten Anblick wußte ich, wie durch plötzliche Erleuchtung, daß mein Verhängnis in ihre Hand gelegt war. So tapfer ich auch gegen den Zug meines Herzens angekämpft habe, — ich fühle, daß mein Wille gänzlich machtlos ist, und täglich lerne ich deutlicher erkennen, daß es aus dem Bann dieses Fluches für mich kein Entrinnen giebt.

Du schüttelst den Kopf, weil ich das einen Fluch nenne, was Du sonst nur als des Lebens höchste Seligkeit preisen hörtest? Ach ja, ich muß Dich zuvor an die andere Seite meines Verhängnisses erinnern, und deshalb eben konnte ich meine unselige Jugendgeschichte nicht unerzählt lassen. Das Schicksal meiner Kinderjahre hat eine tiefe Abneigung in meine Seele gepflanzt, eine Abneigung gegen das ganze weibliche Geschlecht. Wo Andere das Ideal der Weiblichkeit in der Lichtgestalt der Mutter verehren lernen, die ihrem Fuße mit aufopfernder Liebe alle Pfade ebnet, da stand bei mir das Zerrbild jenes verkommenen Weibes, dem der nicht irreleitende Instinkt des Kinderherzens die Schuld an allem Uebel beimaß, das so üppig für mich am Lebenswege emporwuchs. Und heut noch dräng

sich der schwarze Schatten zwischen mich und das Glück, nach dem mein Herz mit jedem Pulsschlage verlangt. Die Sehnsucht treibt mich unaufhaltsam in des Mädchens Nähe; ich fühle, daß ich das irdische Glück nur bei der Geliebten finden kann, und wenn ich es möglich gemacht habe, ihr in die Augen zu schauen, scheucht mich wieder das grausige Phanton jener unaustilgbaren Erinnerung von dannen.

An diesem Zwiespalt muß ich zu Grunde gehen.“ — —

Rodebrand war mit den letzten Worten, die wie ein Verzweifelungsschrei durch das stille Zimmer klangen, von seinem Sitz emporgesprungen und begann nun mit nervöser Heftigkeit auf und nieder zu gehen.

Walker ließ ihn eine Weile ruhig gewähren. Er schien selbst noch nicht mit sich darüber einig, in welcher Weise er helfend und rettend in das Geschick des Freundes einzugreifen habe, und benutzte die Pause, um mit seinen eigenen Gedanken fertig zu werden.

Die Situation wurde indeß von Minute zu Minute peinlicher, da Rodebrand, nachdem er einmal sein so lange Zeit verschlossenes Herz dem Freunde eröffnet hatte, die Herrschaft über den reißenden Strom seiner Empfindungen verlor und unter hervorquellenden Thränen zu schluchzen anfing wie ein Kind, dem seine liebste Hoffnung fehlgegangen ist.

Gerhard Walker stand deshalb rasch auf und trat gerade vor den Fassungslosen hin, und als dieser sich beschämt zur Seite wenden wollte, legte er ihm beide Hände auf die Schultern und sagte mit bewegter Stimme:

„Verbirg Deine Thränen nicht, alter Junge; sie machen Dir, weiß Gott! keine Schande. Was mußt Du, armer Kerl, gelitten haben in den letzten Wochen, da solche Last Dein Herz bedrückte und Dein verschlossener Charakter kein Sicherheitsventil fand für diese Pein! Weine Dich aus, das wird Dich erleichtern, aber dann geh' zu Bette und thu' einen langen Schlaf, damit Dein Körper zu seinem Rechte kommt. Vergiß nicht, daß nur in sano corpore eine sana mens bestehen kann. Morgen gegen Mittag, wenn Du ausgeschlafen hast und frisch an Leib und Seele bist, hole ich Dich ab, dann verrichten wir erst in der Galerie unsere Andacht am Altare der Kunst, und nachher weise ich Dir — darauf kannst Du Dich verlassen — den Weg, welchen Du einzuschlagen hast, um aus dem Labyrinth der widerstrebenden Gefühle herauszukommen. Ich bin mit meinem Plane noch nicht fertig, aber ich werde die Nacht nicht ungenützt verstreichen lassen, das verspreche ich Dir. Und nun gute Nacht! Du hast die Ruhe nöthig.“

Damit drückte er flüchtig dem Freunde die Hand und war im nächsten Augenblick verschwunden, ehe Rodebrand ihm zu antworten vermochte.

Auf der Straße reckte er sich hoch in die Höhe und sprach grollend vor sich hin:

„Hier muß geholfen werden! Es wäre eine Schmach, wenn solch

ein Genie im Schatten seiner Vergangenheit verkommen müßte. Hm! erst selber klar sehen, erst Erkundigungen einziehen! Ein Viertel über elf Uhr, — hm, gerade die richtige Zeit. Jetzt sitzt der alte Lauter noch in der Winkler'schen Weinstube fest. Wollen doch sehen, ob der alte Knabe nichts über die Privatverhältnisse seiner begabtesten Schülerin weiß."

Mit diesen Worten schlug Walker den Weg nach der inneren Stadt ein und war bald im Dämmer des Gaslaternenlichts verschwunden.

## III.

Ein Gerhard Walker hält immer Wort.

Wie er's in diesem Falle in so kurzer Zeit möglich gemacht hatte, blieb sein Geheimniß, aber zur Stelle war er um die versprochene Stunde, führte den willenlosen, übernächtig aussehenden Freund programmmäßig erst in die Galerie und dann zum Mittagstisch in ein von Bekannten gewöhnlich nicht besuchtes Restaurant, Alles mit gleichgiltiger Miene, als ob gar keine brennende Frage zwischen ihnen schwebte, und erst am Nachmittag, als sie sich wieder in Rodebrands Atelier gegenübersaßen, hob er von dem zu sprechen an, was sie Beide während ihres ganzen einsilbigen Beisammenseins allein beschäftigt hatte.

„Du verlangst nach Licht für das Dunkel Deines Pfades," begann er, „und einen Fingerzeig von Freundeshand in dem Zwiespalt Deiner Empfindungen, — Du sollst Beides haben. Nach dem, was ich in Erfahrung gebracht, giebt es für Dich jetzt nur einen Weg, den Du einschlagen kannst. Höre mich an.

Das Mädchen, dessen Erscheinung Dich wie mit Zaubergewalt gefesselt und Dein Blut in Gährung gebracht hat, ist eine ganz allein in der Welt stehende Waise. Ihre Mutter ist vor zwei Jahren, gerade als Marie ihr kunstgewerbliches Studium begonnen hatte, gestorben. Das kleine Vermögen reichte gerade zur Vollendung ihrer Ausbildung hin; jetzt ist sie völlig auf ihre eigne Kraft angewiesen.

Das ist an sich gewiß kein Unglück. Du weißt ja, wie ich über die Frauenfrage denke, daß ich die Erziehung der Frau zur Selbstständigkeit und zum eignen Kampfe mit dem Ernst des Lebens für unerläßlich halte. Doch im Augenblick müssen wir davon absehen, was der Gesammtheit der Frauen Noth thut, und was erst eine spätere Zeit zur Vollendung bringen wird. Hier handelt es sich nur um die eine, ohne die Du bei Deiner Veranlagung Deines Herzens Ruhe nun einmal nicht wiederfinden kannst. Und da darf man die Gefahren, die dem schutzlosen Mädchen drohen, nicht außer Acht lassen und nicht zu gering anschlagen.

Die schöne Phrase von dem Charakter des Mädchens, der als der beste Schutz gegen die Anfechtungen des Lebens zu gelten hat, ist so lange ein leerer Gemeinplatz, als man den Charakter der Mädchen bei der Erziehung nicht ausbildet und festigt.

Diese Gefahren sind im vorliegenden Fall ganz besonders groß, das darf ich Dir nicht verhehlen. Marie Landold ist ein reines, gänzlich unverdorbenes Kind, aber sie befindet sich in schlimmen Händen, und wenn man sie daraus nicht bald befreit, könnte es eher um sie geschehen sein, als sie selbst in ihrer Unerfahrenheit es sich träumen läßt.

Es giebt hier eine stadtbekannte Schöne von zweifelhaftem Ruf und völlig dunkler Vergangenheit. Karola Brand nennt sie sich, und Niemand weiß, woher sie gekommen ist und wovon sie lebt. Die Einen behaupten, sie sei als Kind in Berlin Blumenmädchen gewesen und habe sich später durch Modellstehen ernährt, die Anderen wollen wissen, daß sie einen hochstehenden Beschützer habe, der sie vollständig unterhalte. Sicheren Aufschluß kann Keiner über ihre Verhältnisse geben, auch vermag Niemand ihr irgend welche üble Nachrede zu beweisen. Aber aliquid haeret; für eine einwandsfreie Frau wird sie niemals gelten. Sie muß in der That gute Verbindungen haben, denn sie hat ohne Mühe die Konzession zur Einrichtung eines Pensionats für alleinstehende Damen erlangt. Und nun liebt sie es, mit ihren Schützlingen, mit hübschen, jungen Mädchen, sich überall in der Oeffentlichkeit zu zeigen.

In dieses Pensionat ist auch Fräulein Landold gerathen, und daß sie da gut aufgehoben sei, vermag ich nicht zu glauben. Sie selbst aber hat davon offenbar keine Ahnung, sondern fühlt sich geborgen wie an der Seite einer wirklichen mütterlichen Freundin. Die Brand mit ihrer weltkundigen Sicherheit und mit ihrer Eleganz imponirt dem unerfahrenen Mädchen gewaltig. Daß es Talmi von Gold unterscheide, kann man von dem Auge eines Kindes nicht verlangen.

Das sind meine thatsächlichen Mittheilungen, Fritz. Sapienti sat, meine ich. Ich will Dich jetzt allein lassen, damit Du Dir die Sache nach allen Richtungen überlegen kannst. Abends hole ich Dich hier wieder ab. Du wirst dann, davon bin ich überzeugt, von selbst auf den richtigen Ausweg verfallen sein, und ich kann mir meine Weisheit als Berather sparen. Begehrst Du dennoch meine Meinung zu hören, so ist es dann noch Zeit. Also auf Wiedersehen heut Abend, auf fröhliches Wiedersehen! Es müßte doch mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn ein Kerl wie Du nicht mit seinen Gefühlen fertig würde, und dann auch mit den Verhältnissen, mögen sie noch so schwierig sein!"

Damit schüttelte er dem Freunde die Hand und war verschwunden, ehe Fritz Rodebrand ein Wort zu erwidern vermochte. Offenbar wollte er sich jetzt auf keine Erörterungen weiter einlassen, sondern den Freund zu selbstständigem Handeln zwingen.

Der feine Psychologe und Menschenkenner hatte richtig gerechnet. Rodebrand, sonst ein energischer Charakter, den nur die Zerrissenheit seiner Seele momentan niedergedrückt und schlaff gemacht hatte, raffte sich ge-

waltsam auf und zwang sich, dem empfangenen Fingerzeige folgend, zu handeln. —

Eine halbe Stunde später stand er vor einer Entreethür, an deren Messingschilde „Damen-Pensionat von Karola Brand" zu lesen war. Eine niedliche Zofe mit kokettem Hamburger Häubchen nahm seine Karte in Empfang; es dauerte auffallend lange, bis das Mädchen mit dem Bescheid zurückkam, die gnädige Frau lasse bitten; dann ward er aber auch sofort in einen stilvoll eingerichteten Salon geführt und sah sich im nächsten Augenblick einer schönen Frau von vornehmer Haltung gegenüber, die ihn nicht unfreundlich, aber doch mit einer gewissen Reserve zum Sitzen einlud und nach seinem Begehr fragte.

Die Eröffnung der Unterhaltung war für ihn eine schwierige Aufgabe. Er wußte absolut nicht, wie er den Zweck seines Besuches erklären sollte, und war im ersten Augenblick nur im Stande, einige verlegene Phrasen hervorzustammeln. Doch die weltgewandte Dame half ihm leicht über die Einleitung hinweg. Sein Name hatte ja in der Kunstwelt einen so guten Klang, und es war ihr, wie sie mit besonderer Betonung sagte, ein Vergnügen, den genialen Künstler, dessen Werke sie in der Ausstellung stets bewundert, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Sie war offenbar bemüht, in gewinnendem Tone zu sprechen, auch war ihr schönes, klangvolles Organ ganz geeignet, angenehm auf den Hörer zu wirken, aber sei es nun, daß Robebrand schon mit einem unüberwindlichen Vorurtheil gegen sie hergekommen war, sei es, daß seine fast pathologisch zu nennende Antipathie gegen die Frauen unbewußt sich wieder in ihm regte — er vermochte kein Vertrauen zu ihr zu fassen. Es quoll etwas wie Feindseligkeit gegen die schöne Frau, die so freundlich zu ihm sprach, in seinem Herzen auf, das von Minute zu Minute mächtiger wurde und ihn zu einem schroffen Abbruch der Unterredung drängte.

Zumal ihre Stimme hatte trotz ihres einschmeichelnd melodischen Klanges etwas, das mit Gewalt das Gefühl des Hasses in ihm erregte, ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte. Wie ein finsteres Traumbild, wesenlos, unfaßbar und doch deutlich empfunden, webte es in seiner Seele und schürte sein Mißbehagen mit unwiderstehlicher Gewalt.

Schon wollte er sich brüsk erheben und ohne weitere Erklärung verabschieden, da fiel ihm just im rechten Augenblick noch ein, was ihn hierher geführt, daß er das Mädchen unter allen Umständen aus dieser schwülen Atmosphäre erretten müsse, und daß er sein eignes Lebensglück nicht um einer unerklärlichen finstern Laune willen verspielen dürfe.

Gewaltsam rang er nach Fassung, doch es gelang ihm nur insoweit Herr seiner Stimmung zu werden, daß er in äußerlich höflicher Form der Dame eröffnen konnte, er sei gekommen, um eine in ihrem Pensionat wohnende junge Dame, Fräulein Marie Landold, um eine Unterredung zu bitten, womöglich unter vier Augen, vorausgesetzt, daß dies nicht wider die

Hausordnung verstoße, und daß die Genannte selbst kein Bedenken dagegen habe.

Karola Brand antwortete nicht sogleich. Sie spielte unschlüssig mit den Franzen des Tischteppichs und schaute nachdenklich vor sich hin. In ihrem Gesicht vermochte Rodebrand nicht zu lesen, denn sie hatte sich so gesetzt, daß die Fenster ihr im Rücken und ihre Züge beschattet waren. Sie schien auffallender Weise sehr erregt durch seine Mittheilung und athmete ein paar Mal vernehmlich auf, bevor sie mit leise bebender Stimme erwiderte: „Es steht Ihnen selbstverständlich jeder Zeit frei, hier mit Fräulein Landold zu sprechen, in meiner Gegenwart oder allein, je nachdem die junge Dame selbst es bestimmt, doch gestatten Sie mir zuvor eine Frage: Hegen Sie ein tiefer gehendes Interesse für das junge Mädchen?"

„Ehe ich diese Frage beantworte, müßte ich doch erst wissen, aus welchem Grunde und mit welchem Recht sie gestellt wird," war seine schroffe Entgegnung. Mit seiner mühsam errungenen Fassung war es vorbei. Er war mit den letzten Worten aufgesprungen und stand nun der schönen Frau, die sich mit vornehmer Ruhe in ihrem Fauteuil zurücklehnte, in feindseliger Haltung gegenüber. Die Situation war so gespannt, daß ein peinlicher Auftritt unvermeidlich schien.

Da ließ sich plötzlich Karolas Stimme mit ganz verändertem Klang vernehmen. Leise, schüchtern, beinahe wehmüthig kam es aus ihrem Munde: „Erscheint die Frage auch dann unbescheiden, wenn eine Schwester sie stellt?"

Fritz Rodebrand schaute sie mit einem Ausdruck verständnißlosen Erstaunens an. Ihm war die plötzliche Wandlung ihres stolzen, vornehm-reservirten Wesens zu dieser fast kindlichen Demuth, die aus ihrem Tone sprach, ein Räthsel, und mit ihren Worten wußte er gar nichts anzufangen.

Bevor er aber seinem Erstaunen Ausdruck geben oder eine Frage hervorbringen konnte, stand Karola, ihm beide Hände entgegenstreckend, vor ihm und wiederholte mit leiser, wie von Thränen verschleierter Stimme: „Ja, eine Schwester! Ich mag das unwürdige Versteckenspiel nicht länger fortsetzen, das nur die Verlegenheit mir aufgenöthigt hat. Bruder und Schwester sollen sich frei gegenübertreten und offen mit einander aussprechen, wenn sie auch fast ein Vierteljahrhundert von einander gerissen gewesen sind und sich wie zwei ganz Fremde plötzlich vom Zufall zusammengewürfelt finden. Ich heiße nicht Karola Brand, sondern eigentlich Karoline Rodebrand. Warum ich meinen Namen so verändert habe? Das ist eine lange und nicht sehr erfreuliche Geschichte, die so ziemlich mit meiner Lebensgeschichte zusammenfällt. Es hängt von Dir ab, Bruder Fritz, ob du sie hören willst."

Fritz Rodebrand war bei dieser Eröffnung zurückgefahren, als hätte ein giftiges Thier sich ihm unversehens genähert. Der finstere Schatten seiner Vergangenheit fiel wieder einmal auf seinen Lebensweg, und da er

diesmal nicht blos durch die Erinnerung heraufbeschworen, sondern durch die leibhaftige Erscheinung seiner Schwester ihm vor die leiblichen Augen geworfen wurde, war die Wirkung auch viel heftiger und viel lebendiger.

Die Geschichte brauchte er eigentlich nicht zu hören. Sie stand ja in der Gestalt des schönen Weibes, das innerlich wahrscheinlich ein getreues Abbild der Mutter war, verkörpert vor ihm, und die Einzelheiten konnte er sich leicht zusammenreimen.

Ein heftiger, beinahe körperlicher Widerwille erfüllte ihn, und wieder war er in Versuchung, seinen Besuch brüsk abzubrechen. Aber auch diesmal bezwang er sich, und jetzt war es sein Gerechtigkeitsgefühl, das ihn veranlaßte, dem Impulse seines eingerosteten Hasses nicht zu folgen.

Die Schwester war ja auch ein Opfer jenes Weibes, das der ganzen Familie Leben vergiftet hatte; anhören wollte er sie also wenigstens, wenn es auch von vornherein bei ihm feststand, daß er mit ihr keine Gemeinschaft werde haben können.

In dieser Absicht nahm er, wenn auch schweigend und mit finsterer Miene, seinen Platz wieder ein und forderte Karola durch eine Handbewegung zum Sprechen auf.

Es war eine alltägliche Geschichte, die er zu hören bekam, und doch so ergreifend, daß ihm anfänglich das Herz dabei wehethat.

Die Schwester war vom Leben nicht minder hart angefaßt worden, als er selbst. Die Mutter hatte sich mit ihrem Geliebten damals nach Berlin gewandt, wo dieser lohnende Arbeit zu finden hoffte. Dies war ihm auch gelungen, aber er hatte sich bald überzeugt, daß die Person, die er sich in einer Stunde der leidenschaftlichen Verblendung auf den Hals geladen, ihn binnen Kurzem ruiniren würde, und so hatte er das Verhältniß ebenso leichten Herzens, wie es angeknüpft worden war, wieder gelöst.

Von da an war es mit der Mutter rapide abwärts gegangen, und das beklagenswerthe Kind hatte alle Stufen weiblicher Verkommenheit schon im zartesten Alter aus eigener Anschauung kennen gelernt.

Daß auf diese Weise aus der kleinen Karoline keine Heilige geworden, war nur natürlich und konnte ihr selber am wenigsten zum Vorwurf gemacht werden. Sie war schon als zwölfjähriges Mädchen eine ausgelernte Kokette, trieb sich als Blumensträußchenverkäuferin auf eigene Hand in der Weltstadt umher und kannte die Schlupfwinkel des Lasters und Verbrechens ganz genau.

Trotzdem bewahrte ein gewisses Schönheitsgefühl, ein ästhetischer Sinn, das Erbtheil des Vaters, sie vor dem Schicksal, im untersten Schlamm des Weltstadtlebens zu versinken. Sie blühte vielmehr als echte Sumpfblume über die Oberfläche empor und wußte sich bald in ihrer Weise Geltung zu verschaffen, nachdem die zum elenden Bettelweib herabgesunkene Mutter sozusagen hinterm Zaune gestorben war und ihr nicht mehr am Emporkommen hinderlich sein konnte.

Ganz offen, doch ohne Cynismus sprach sie sich vor dem Bruder über ihr abenteuerreiches Leben aus, beschönigte nichts und verschwieg auch nichts.

Sie hatte zuletzt einen reichen Freund aus der hohen Aristokratie gehabt, der ihr mit verschwenderischer Hand alle Wünsche erfüllte und dabei von grenzenloser Nachsicht gegen ihre Launen und Eigenheiten, selbst gegen die verwerflichsten, war. Ihn hätte sie gewiß nicht so bald verabschiedet, wie ihre früheren Verehrer, wenn nicht ganz unerwartet ein Moment in ihr Leben getreten wäre, das ihr einen Spiegel ihres Wesens vorhielt und sie zum Nachdenken zwang.

Eines Tages hatte sie im Kataloge der Kunstausstellung den Namen Fritz Rodebrand gelesen; derselbe hatte in ihrem Innern eine Saite berührt, die bisher nie geklungen, jetzt aber nicht mehr aufhören wollte zu klingen. Der Familiensinn war in ihr erwacht und ließ sich nicht mehr zurückdrängen.

Sie war zwar als fünfjähriges Kind in die Welt hinausgeschleudert worden, hatte sich aber doch noch einige Erinnerungen aus der ersten Kindheit bewahrt und wußte zudem aus den Mittheilungen der Mutter, so schief dieselben auch sein mochten, immerhin genug, um in dem Künstler, dessen Werke sie bewundern gelernt hatte, den Bruder zu vermuthen.

Die Sehnsucht, zu diesem einer ganz anderen Sphäre angehörigen Blutsverwandten in Beziehungen zu treten, wie sie sie in ihrem verlorenen Leben nie gekannt hatte, verließ sie nun nicht mehr. Nach einigem Zaudern und Schwanken gab sie ihrem Freunde den Laufpaß und wandte sich hierher nach der ansehnlichen Provinzialhauptstadt, wo sie ihrem Geburtsschein zufolge das Licht der Welt erblickt hatte.

Schon in der ersten Zeit erkannte sie jedoch, daß sich der Erreichung ihres Zieles große Hindernisse in den Weg stellen würden, da ihr zweifelhafter Ruf ihr hierher gefolgt war.

Theils um sich eine unanfechtbare Position in der Welt zu schaffen, theils aus dem instinktiven Empfinden heraus, daß sie dadurch ihrem Zwecke dienen könne, gründete sie das Pensionat, zu dem ihr auf gewichtige Fürsprache von Berlin her von der Behörde nach einigem Zögern die Konzession ertheilt wurde.

Auf diesem Wege war sie denn heut nach langer, ach so langer Zeit an ihr Ziel gelangt. Sie hatte ihrem Bruder, dessen Abgeschlossenheit sonst in Künstlerkreisen sprichwörtlich war, Aug' in Auge schauen und ihr ganzes Herz ausschütten dürfen. Dafür konnte sie dem Schicksal nicht genug danken.

Mit diesen Worten schloß sie ihren Bericht und harrte demüthig gesenkten Hauptes, was der Bruder zu der neugefundenen Schwester sagen würde.

Fritz Rodebrand war von der Beichte trotz seiner anfänglichen Ergriffenheit sehr wenig gerührt. Sein scharfer Blick sah hinter der Offen=

heit, mit der diese Verlorene ihre Schande enthüllt, und hinter der scheinbaren Demuth, mit der sie sich vor ihm erniedrigte, die Heuchelei der Komödiantin, der es selbst in diesem ernsten Momente hauptsächlich um den Effekt zu thun war; und daß sie mit keinem Worte nach dem Vater und nach dem Bruder fragte, deren tragisches Schicksal sie offenbar nicht kannte, bestätigte ihm seine von vornherein gehegte Vermuthung, daß sie ein verjüngtes Ebenbild ihrer würdigen Mutter sei. Nur den einen Umstand, daß sie von dieser ohne ihr Verschulden mit in den Sumpf hineingezogen und zur Ausbildung ihrer bösen Instinkte offenbar angeleitet worden war, konnte er ihr zu Gute rechnen, und lediglich deswegen stieß er sie nicht zurück, sondern reichte ihr mit etwas reservirter Freundlichkeit die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß sie nun in dem selbstgewählten Beruf ihre Befriedigung finden werde. Auf seinen thatkräftigen Beistand könne sie in allen ernsten Lagen rechnen, wenn sie diesen Weg weiterwandle.

Als sie sah, daß er keine direkt ablehnende Haltung beobachtete, richtete sie sich merkwürdig rasch aus ihrer demuthvollen Gebeugtheit wieder empor, und in den seichten Ton der geistreichelnden Salonkonversation verfallend, war sie unverkennbar bemüht, ihm einen möglichst hohen Begriff von ihrem — in Wahrheit natürlicherweise sehr geringen — Bildungsgrade beizubringen, wobei ihre Augen von koketter Munterkeit glänzten. Daß sie bei diesem ernsten Manne gerade das Gegentheil von dem erreichte, was sie bezweckte, ahnte sie nicht.

Fritz hörte eine Weile schweigend zu und überlegte dabei, wie er das Gespräch auf Marie Landold lenken könne. Es widerstrebte ihm, unmittelbar im Anschluß an die unsaubere Geschichte das junge Mädchen direkt zu erwähnen, und doch lag ihm die Dringlichkeit der Sache schwer auf dem Herzen, da die Geständnisse seiner Schwester ihm die von Gerhard Walker angedeutete Gefahr vollauf bestätigt hatten.

Da kam ihm Karola unverhofft selbst zu Hilfe.

Nachdem sie von allem Möglichen geplaudert, konnte sie nicht umhin, auch auf ihr Pensionat zu kommen. Fritz hatte sie ja nach ihrer Beichte so freundlich behandelt, daß sie nach ihrer Meinung eine echt kavaliermäßige Auffassung bei ihm voraussetzen durfte, die jedes kleinbürgerlich-philiströse Bedenken ausschloß; und da konnte sie schon mit einer kleinen Pikanterie, wie sie sie liebte, herausrücken. Sie war ja so froh, ihren Bruder, auf dessen Protektion sie für ihre gesellschaftliche Position große Hoffnungen setzte, ihren Erwartungen entsprechend gefunden zu haben; da brauchte sie nicht mehr auf ihrer Hut zu sein. Zudem empfand sie eine wirkliche Dankespflicht gegen ihn und wollte ihm deshalb gern gefällig sein. Da er Interesse für die kleine Landold zu haben schien, war ja die beste Gelegenheit dazu geboten.

Aus allen diesen Erwägungen heraus begann sie nach einer kurzen
Gesprächspause, eine schelmische Miene annehmend:

„Apropos, Bruder, Du bist mir noch die Antwort auf meine Frage
huldig, die ich zur Einleitung meiner Bekenntnisse an Dich richtete.
Willst Du mir nicht sagen, wie Du mit Marie Landold eigentlich stehst?"

Fritz stutzte ob des frivolen Tones, den sie plötzlich angeschlagen hatte.
Da er nicht gleich antwortete, fuhr sie geheimnißvoll lächelnd fort:

„Ich habe wirklich nicht aus müßiger Neugier gefragt; nein, wahr=
aftig! ich dachte mir gleich, daß ich Dir würde nützlich sein können. Ich
ann wohl sagen, daß alle meine Pensionärinnen mich gern haben, und
e kleine Mieze Landold, die hängt an mir, wie an einer älteren Schwester.
ie folgt mir blindlings, wohin ich sie führe. Mein Einfluß steht Dir
atürlich zu Gebote, wenn Du ein Faible für das süße Kind hast."

Fritz war bei ihren leicht hingeplauderten Worten blaß geworden;
nen Augenblick stand er stumm und innerlich bebend vor ihr, dann packte
mit jähem Griffe ihr Handgelenk, preßte es zusammen, daß sie laut
ufschrie vor Schmerz, und sprach in heiserem Tone, Wort für Wort wie
eitschenhiebe ihr in's Gesicht schleudernd:

„Wir haben eine Stunde lang als Bruder und Schwester zusammen
sprochen; wir sind's von diesem Augenblick an nicht mehr, Madame!
nd wenn Sie es trotzdem wagen sollten, die Komödie fortzusetzen, so
erken Sie, daß mein Einfluß so weit reicht, Sie binnen Kurzem aus
n Mauern dieser Stadt fortzubringen. Danach wollen Sie sich richten.
eiter habe ich Ihnen nichts zu sagen."

Er ließ ihre Hand los und drückte selbst auf den Knopf der elektri=
en Klingel neben der Thür. Als darauf die Zofe erschien, befahl er:

„Bitten Sie Fräulein Landold auf einen Augenblick hierher!" und
hrend das Mädchen ging, den Auftrag auszuführen, sagte er über die
ulter:

„Ich wünsche das Fräulein hier allein zu sprechen."

Der Befehl klang so bündig, daß Widerspruch unmöglich war. Die
ze Karola wankte leichenblaß und völlig zerschmettert hinaus.

* * *

Eine halbe Stunde später verließ Fritz Rodebrand das Haus. An
em Arme hing ein liebliches junges Mädchen, dessen Augen zwar vom
inen noch rothe Ränder zeigten, aber ein inniges seliges Glücksgefühl
strahlten, wie nur die Liebe es im Herzen zu erwecken vermag.

Auf der Straße gesellte sich wie unversehens Gerhard Walker zu dem
are, stattete in seiner trockenen Weise seinen Glückwunsch ab und fragte,
denn die Reise jetzt hingehen solle.

„Eine andere Pension für meine Braut suchen," — war die kurze
wort.

„Schön," erwiderte er, — „da darf ich wohl mitgehen und suchen helfen."

So wanderten sie zu Dritt eine Weile weiter, und als das Fräulein in einer bekannten Familie untergebracht war, begleitete Gerhard den Freund noch heim.

Wohl zehn Minuten lang ging er schweigend neben ihm her, dann fragte er wie beiläufig:

„Nun, wie steht's denn jetzt mit dem Schatten Deiner Vergangenheit?"

Da fiel ihm Fritz Rodebrand auf offener Straße um den Hals und schluchzte wie ein glückliches Kind:

„Ach Freund, wo die Sonne des Glücks so hell und warm auf ein lange vereinsamtes Menschenkind scheint, da müssen alle Schatten verschwinden!"

Gerhard Walker nickte in seiner wortkargen Art nur stumm zu diesem Ausbruch, reichte dem Freunde beide Hände und verließ ihn an seiner Hausthür. Daß er eine Thräne der Rührung in seinem Auge zerdrückte ward Niemand gewahr.

# Sein oder Nichtsein?

## Aus den Erinnerungen eines Arztes.

Von

**Rudolf Meyer-Kraemer.**

— Berlin. —

[E]s waren unvergleichliche Tage, in denen die Maienluft der pfingstlichen Jahreszeit sich mit der volksthümlichen Begeisterung eines rheinischen Musikfestes zu doppelter Wirkung paarte. Ein freundlicher Zufall fügte es, daß ich sie mitießen durfte. Daß meine Schwester Stephanie, die meinen Junggesellenhaushalt lte, dahin reiste, um als gefeierte Sängerin mitzuwirken, hätte allein nicht genügt, h dem akademischen Lehramt und ausgedehnter Praxis zu entziehen und mit ihr Heidel- g auf acht Tage zu verlassen. Dazu waren ihre Triumphe mir doch zu sehr Alltagsbniß, und ihre Kunst konnte ich oft genug zu Hause genießen. Vielmehr rief mich ein nders schwieriger und lehrreicher Fall an denselben Ort, es galt eine entscheidende eration, bis zu deren Krisis ich den greisen Patienten sorglich im Auge behalten mußte.

Ich ahnte nicht, welch ein Wiedersehen mir beschieden sein würde.

Die abendliche Hauptprobe war eben vorüber, der Applaus verklungen, und mit en Köpfen und blitzenden Augen strebte das Publikum den Ausgängen zu. Inmitten wortreichen Begeisterung stand ich wartend, um Stephanie in's Hotel zu geleiten. Umgt von Lobern, schlug sich der siegfrohe Uebermuth mit Lachen und Scherzen tapfer h, als sich zuletzt noch ein Herr ihr vorstellte, dessen Erscheinung mich seltsam anzog. mochte einige dreißig zählen; das volle Haupthaar und der spanische Kinnbart aber e bereits einen leisen Anflug von ergrauenden Spitzen; in seinem Gebahren lag zuh sichere Haltung und ritterliche Verbindlichkeit; eine ursprüngliche Schalkheit in seinen en erschien wie von müdem Ernste gedämpft. Es fiel mir auf, daß das Gespräch in die Länge zog, Stephanies Blicke irrten suchend über die Menge; ich drängte mich ald in ihre Nähe.

„Ah, Kurt, — endlich! Nun rathe mal, wer Dich zu haben wünscht, Dich sammt em Anhängsel von Schwester! — Annie, Annie von Helffen!"

Annie von Helffen! Mir schoß das Blut zu Kopfe, und in einen kurzen Moment ichtete sich eine jähe Flucht alter, lieber Bilder aus Schul-, Studenten- und Ball- , bis vor etwa zehn Jahren: da hieß sie freilich noch Annie Gallas; die schöne e hatte einen dämonischen Querkopf und einen Vater, der zwischen dem Millionär dem Bankrottirer schwankte, und war nahe daran, meine lange unbeirrte Liebe durch Hand zu belohnen. Aber ein kecker Maler war mir durch Entführung zuvorgekommen. nun —

Ich verbeugte mich stumm und jedenfalls etwas steif, als Herr von Helffen mir die Hand reichend, mit großer Wärme und ohne alle Umschweife hinzusetzte: „Nicht wahr Herr Professor, Sie machen meiner Frau, die leider das Zimmer hüten muß, die besondere Freude? Sie thun ein gutes Werk, und wir sind ganz unter uns."

Noch immer nicht ganz meiner Ueberraschung Herr, murmelte ich einige halbe Sätze die einer Zustimmung ähneln mochten, und der rasche Eroberer empfahl sich bei Stephanie durch einen Handkuß, winkte mir mit sehr herzlichem Blicke dankbar zu und rief noch einmal über die Köpfe der Dazwischendrängenden: „Also — nach der Aufführung! Rheinstraße 18 — auf Wiedersehen!"

* * *

Mein Herz klopfte recht vorlaut, als wir am nächsten Vormittag unseren Besuch machen gingen: Stephanie hatte darauf bestanden, um der kranken Frau den Wunsch zu erfüllen. Die Rheinstraße lag im Villenviertel, Nummer 18 erwies sich als ein zierliches Terracottahäuschen im Grünen.

Das öffnende Mädchen wies den Weg zum Atelier im Oberstock nach dem Garten zu. Wir durchschritten ein lichtes Treppenhaus, von dessen Wänden sich alte Stiche kräftig abhoben, und ein wachthaltender Leonberger von mächtigem Bau erzeigte uns das Vertrauen, ernsthaft und würdevoll wedelnd voraufzutappen. Rudolf von Helffen — so nannte ihn das Außenschild — wurde sichtlich überrascht: ein nacktes Kindermodell flüchtete in eine Seitenkammer, und er empfing uns „in der Amtsrobe" mit einer echten Freude, die von seinem vornehmen, blassen Gesicht im Nu alle Kümmerniß wegwischte.

Ich bewunderte in all den zahlreichen Früchten seines Fleißes ein entschieden großes Können; nur glaubte ich im Stillen zu bemerken, daß die jüngsten fertigen Schöpfungen zugleich auch die schwächsten waren: in diesen Portraits von Damen und Kindern verdarb irgendwo ein gequältes mißglücktes Nebensächliches die gesammte Wirkung. Zuletzt blieb ich vor der Staffelei stehen, auf der die neueste Arbeit ihrer Vollendung entgegenging, und während der Maler Stephanie auf den kleinen Balkon hinaustreten ließ, um ihr den knospenden Frühling zu zeigen, versank ich tief und tiefer in den Bann, in den düstern Zwang, den dies Bild auf mich übte. Es war eine weite Landschaft in den großen stillen Formen eines Claude Lorrain; Abendlicht überwob ferne Hügel und spiegelte in kleinen Lachen wieder; rechts aber im Vordergrunde blickte, von Gebüsch umdacht, eine sitzende Madonna mit drei Engelknaben auf die Himmelsruhe ihres Kindes, — mütterlich sorglich und mit unsäglicher Liebe, aber zugleich mit einem tiefen Schatten wie vorahnenden Grames über ein unabwendbares Schicksal. Ich fühlte mich im Innersten erschüttert und gleichsam entzweit, wie hier frommes Vertrauen und menschlicher Schmerz gegen einander rangen. Und zugleich überfiel mich eine ungreifbare Erinnerung, als müßte ich diese Züge schon gesehen haben. Ah, sollte wirklich —? Aber nein, das konnte doch nicht Annie sein, die blühende Annie Gallas, deren stolze Reize nur so hinweggelacht hatten über die lockendsten Verheißungen, die ihren Jugendglanz umwarben — Und doch —,

Meine Verwirrung stieg noch, da ich fühlte, daß der eben wieder eintretende Künstler in meinen Zügen las. „Herr Professor, geben Sie Ihren Segen! Fräulein Stephanie hat soeben eingewilligt, mir zu sitzen. Ich verspreche mir ein Pastellportrait, das die Bewunderer ihrer Kunst erobern soll — und das will viel heißen! Meinen persönlichen Dank kann ich ihr ohnehin nicht besser abstatten." Nur um etwas zu sagen, sprach ich von Ehre und Freude und äußerte ein vergebliches Bedenken wegen der Kürze der Zeit. Da meldete das wiederkehrende Mädchen, die gnädige Frau lasse bitten. Helffen bat meine Schwester, voranzugehen: er wolle nur rasch den Rock wechseln. „Aber bitte, sagen Sie ihr — ich meine, nach so langer Zeit werden Sie Annie wohl etwas verändert finden. Sagen Sie ihr — etwas Ermuthigendes, bitte!"

Kaum waren wir allein, so fiel die hohe Gestalt sichtlich zusammen; sein Gesicht sah plötzlich welk aus, und tief aufathmend, indem er auf die Madonna wies, begann e

ehr hastig: „Ja, sehen Sie, das — das ist sie nun, das ist sie heute. Einst haben Sie e anders gekannt und mit den Augen der Liebe gesehen: ich weiß Alles, lieber Professor! . . Und jetzt dürfen Sie vor der grausamen Wirklichkeit nicht zurückschrecken; denn eine Frau hat scharfe Augen und darf beileibe keinen Argwohn fassen, daß —" Er rank ein Glas Sherry, das ich abgelehnt hatte. „Ich muß Sie also mit drei Worten orbereiten. — Annie ist viel kränker, als es — vielleicht noch! — scheinen mag. Sie egt auf dem Kanapee und empfängt Besuch. Sie hat sogar ihre guten Momente, wenn Augenblicken der Begeisterung — Enthusiastin war sie von je — das alte Feuer in e Augen kommt, — Brandfackeln ihrer Energie. O, sie hat eine übermenschliche Willens= aft, sich so zu beherrschen! Denn sie muß jedenfalls schlimm, schlimm ausstehen." Er hr sich über Stirn und Augen. „Also kurz: vor fünf Jahren wurde uns ein Sohn boren —" ein Räuspern unterbrach die heiser klingenden, heraus gestoßenen Worte — er starb aber nach vierzehn Tagen. Seitdem kränkelte Annie, sodaß wir schließlich eine peration wagen mußten. Nachher ging es denn auch wieder: wir hatten einen unsäg= h herrlichen Herbst im Engadin und wollten eben auf ein, zwei Semester nach Paris ersiedeln — da brach es aus." Er starrte vor sich hin; ein leises Zittern schien ihn überlaufen. Dann faßte er meine Hand: „Verzeihen Sie, aber — ich muß, muß ch einmal aussprechen! Wir Beide leben ganz eingezogen, einfach weil wir keinen ritten brauchen und Alles mit einander theilen. Aber — es übermannt Einen dann h! Und Sie — ich weiß nicht, Sie sind mir wie ein guter Kamerad." Mein Hände= uck bestätigte ihm das, und er fuhr fort: „Wir müssen hinunter. Die Höflichkeit. — ssen Sie mich nur noch den Kittel ausziehen!" Währenddessen wagte ich zu fragen: nd — Sie sind ohne Hoffnung?" Er nickte. „Einen neuen Eingriff hält Geheimrath sius für fruchtlose Quälerei. Sie ist aufgegeben. Unrettbar." Flüsternd und mit gezogenen Brauen fügte er das eine furchtbare Wort hinzu: „Carcinom." — Einige unden lang drückte bleiernes Schweigen auf die Seelen: ich sah in einem schrägen nnenstrahl die bläulichen Stäubchen tanzen. Plötzlich reckte sich Helffen auf und, zum en gewendet, sprudelte er heraus: „Und dabei glaubt die Frau an Zukunft und Licht, Gesundung und Glück — unentwegt, jetzt im dritten Jahre ihres Herumliegens! Sie t von Siegesthaten meines Talentes — großer Gott! — träumt von Reisen, von yreuth, von Rom — Ach! . . . Und sehen Sie, lieber Professor, jetzt kommt mein umph: Alles, Alles hab' ich ihr ferngehalten, die lange Zeit über fern halten können, sie irgend von außen her an sich hätte irre machen müssen! Alle Verbände, alle spritzungen habe ich selbst, ich allein gemacht — und ihr so die tröstliche Täuschung tet. — Sie rechnet auf völlige Herstellung, und jeden Tag sicherer. Manchmal lt sie förmlich, und ich — juble mit. Man könnte uns für Wahnsinnige halten. r ich bin so glücklich, daß sie nichts ahnt — so glücklich!"

Wir gingen die Treppe hinab. Ich suchte das Geländer und hätte viel darum ge= n, mich erst fünf Minuten in den Garten stehlen zu dürfen, um niederzukämpfen, in mir arbeitete. Und dabei sollte ich jetzt ihr selbst entgegentreten! Mir war, als ch eben in der kurzen Spanne Zeit um Jahre gealtert.

* * *

Es war wirklich merkwürdig — Stephanie fand es auch — wie gut Annie zuweilen aussehen konnte.

Jenes erste Mal freilich hatte ich mit größter Beherrschung an mich halten müssen, mit keiner Miene mein Mitleid zu verrathen. Die reizende Fülle der Formen war vunden, der ganze Körper von einer gewissen rührenden Dürftigkeit der Erscheinung, Hände elfenhaft schlank und durchsichtig, und die Augen verkohlten gleichsam inmitten tiefen, dunklen Gruben. Aber Geschmack und Anmuth standen ihr noch immer wie m als willige Genien zu Häupten, und die wahrhaftige, warme Freude des Wieder= s hob ihr ganzes Wesen rasch in die Höhe angeregter, fast scherzhafter Unterhaltung.

Schließlich vergaß man beinahe, wie die frische Kamelienblüthe in ihrer Hand trog, und welche Zerstörung das helle, festliche Frühjahrskleid deckte. Ihr entzückendes Lachen war ja noch immer da!

Und nun waren es schon acht Tage, die in lebendigem Verkehr vorbeigeflogen. Geheimrath Lipsius, dem ich einen kollegialen Besuch machte, hatte mir allerdings die unbarmherzige Wahrheit über Annies Zustand bestätigt. Aber — war es die verklärende Lenzessonne oder der Austausch froher Erinnerungen oder auch die ganz gemeine Gewöhnung, der Balsam der Heilerin Zeit, — wenn wir so unsere Patientin bequem in eine Kalesche gebettet hatten und nun in munterem Trabe hinter ihr drein fuhren, flatterte eine gute Laune dazwischen her, die auch draußen anhielt, wenn wir etwa in der Waldschenke bei der Solitüde einkehrten und den Kaffeetisch an Annies Wagen trugen. Und wenn des Abends Stephanie am Flügel ihr Bestes gab und so schön sang, wie es ihr selbst im Festkonzert nicht gelungen, so lebte Frau Annie gleichsam auf und dachte der Zeit, wo ihr eigener Alt wieder tüchtig geübt und wieder jung werden würde wie ein Adler. Helffen schien während der ganzen Zeit wie in einem Rausch des Genusses dem Augenblick zu gehören: das Portrait Stephanies wurde und wuchs und glückte, wie er behauptete, als führe St. Lukas ihm die Hand; und man sah deutlich, wie er aus ihrer gottbegnadeten Heiterkeit eigene Erfrischung schöpfte.

So kam der letzte Abend heran, das Nachtmahl des Abschieds: meine Thätigkeit am Orte war beendet, und Stephanie riefen neue Konzertverpflichtungen von hinnen.

Unsere Wirthe hatten Alles gethan, um diesem Beisammensein das Gepräge einer kleinen intimen Festlichkeit zu verleihen. Die nicht eben großen, aber äußerst behaglich und mit feinstem Geschmack, fast mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Zimmer waren sämmtlich erleuchtet: nur im Speiseraum war das elektrische Licht mit Rücksicht auf Annie durch eine grüne Ampel abgeblendet. Eine Ziergruppe aus frischen Blumen und Blattpflanzen umschloß am Ende der Tafel einen altarartigen Aufbau, auf dem das eigentliche Prunkstück stand: Stephanies fertiges, vorzügliches Bildniß, das in seinem halb bacchantischen, halb priesterlichen Aufputz und Beiwerk die Eigenart meiner Schwester auf's Glücklichste getroffen hatte, so daß sie sich gar nicht satt sehen konnte und immer neue Ausdrücke des Lobes und Dankes fand. Das Souper selbst bot eine Folge erlesener Leckerbissen, und beim Sekt ließ sich's der Hausherr nicht nehmen, mit einer Reihe ebenso holpriger wie lustiger Reime uns Nachbarn vom Neckar droben als Segenspender und Freudenbringer zu feiern. Und zu alledem fächelte die laue Nachtluft vom Nebenraum erquickend herein, wo eine offene breite Thür auf den Gartenaltan hinausführte.

Frau Annie strahlte; eine glänzende Röthe auf ihrem scharf geschnittenen Gesicht schien alle Krankheitsspuren getilgt zu haben. Nur das Auge des Arztes bemerkte, wie oft die feinen Finger sich nervös in einander schlangen und die Füße unter leichter Decke in unaufhörlicher Bewegung arbeiteten. Eben war Stephanie mit Herrn von Helffen lebhaft plaudernd in das anstoßende Zimmer getreten; sie standen vollbeleuchtet in dem jenseitigen Thürrahmen, von dem dunkeln Hintergrunde des Gartens sich abhebend.

Annie war ihnen mit den Augen gefolgt. Jetzt richtete sie sich, als hätte sie auf diesen Augenblick gewartet, aus ihrer halbliegenden Stellung auf und sah mich voll an. „Kurt Bennrath — so nannte ich Sie einst, und so nenne ich Sie wieder. Ein alter Freund neu gewonnen, das ist doppelter Besitz, nicht wahr? — Fast zehn Jahre! — Sie sind ein berühmter Professor geworden, und ich — eine alte Frau . . . Aber —" ein tiefer Athemzug hob ihre schmächtige Gestalt, — „ich habe gelebt! Wissen Sie, was das heißt? Nein, das können Sie als Junggeselle nicht wissen. Gelebt! Mit ihm! Ganz mit ihm — und ganz in der Kunst!" Sie trank ihre Schale voll Champagner und mußte sich verschluckt haben, denn sie hustete. „Geben Sie mir doch mein Morphium," flüsterte sie; „es steht dort in dem kleinen Wandschrank." Ich gehorchte; sie nahm eine kleine Dosis in Wasser und steckte das Fläschchen zu sich. Dann fuhr sie nachdenklich fort: „Sie haben immer trübe Bilder vor sich; Sie studiren an ihren Opfern die Kunst zu

terben. Wie traurig!" Meinem Versuch zu widersprechen wehrte sie sanft. „Da quält
ich in Ihrem Krankenhaus eine schwindsüchtige Näherin eben hin, — und da verendet
in wüster Trunkenbold in bestialischen Phantasien — ein Arbeiter mit zerquetschter Brust
öchelt seine letzten Seufzer —" Sie schüttelte ein Grauen ab, um mit gesteigerter Stimme
t wiederholen: „Ich lobe mir die Kunst, zu leben! O, wie mich Armuth und Elend
nd Dummheit und Häßlichkeit von jeher erschreckt und angewidert hat! Die dürfte es
ar nicht geben: sie stören. Lichtes Glück und Genuß und Kraft — dazu ist das Erden-
eschlecht bestimmt! Das ist mein Glaube." Mit einem innigen Blick der Liebe sah sie
ach ihrem Gatten hinüber: „Und auch Rudi denkt so. Sehen Sie, darin hat er mich
ganz verstanden und so richtig genommen: abwechselnd war Eins des Andern Meister
nd Schüler . . . Und er braucht diese Stimmung, um zu schaffen. Ich weiß, daß er
n großer Meister ist: ich sage es Ihnen; ihm habe ich es nie gestanden. Ihn habe
immer gehetzt, gepeitscht mit rücksichtsloser, oft schneidender Kritik: ‚Werde, was Du
st!‘ Denn sonst erlahmt er leicht. Aber er muß eben dafür auch sonnige Luft um sich
ben und frohe Gesichter und einen glänzenden Ausblick vor sich . . . Haben Sie seinen
inderkreuzzug‘ auf der Berliner Ausstellung gesehen?" Ich bejahte. Die Knöchel der
hten Hand auf den Tisch stoßend, grollte sie durch die weißen Zähne: „Dafür hat er
große Medaille bekommen sollen, — ich weiß es, ich kann's beschwören. Aber mit
eibereien und Schmeicheleien haben sie sie ihm vorweg abgejagt — die Schufte!" Sie
chte: „Indessen — es kommt noch. Ganz sicher. Er muß nur haben, was er braucht
. Sehen Sie 'mal, wie er jetzt glücklich scherzt! O, Ihre Schwester ist schön, Kurt.
eses herrliche braune Haar — um nur gleich so drin zu wühlen; diese süß begehrlichen
gen, aus denen die lachende Jugend überschäumt! — Und dieser weiche Hals, und die
le drin mit dem berückenden Wohllaut! — Ich beneide Ihre Schwester . . ."

Sie sank so plötzlich zurück, daß ich erschrocken halb aufstand. Schon aber hielt sie
h nieder und flüsterte lächelnd: „St! Lassen Sie nur. Ich bin nicht eifersüchtig."
in Erschöpfung lag sie hintenübergelehnt, und in halbem Selbstgespräch, als eine
chte, tropfte es nun von ihren dünnen Lippen. „Oder doch. Ich darf nicht lügen.
bin es oft, oft gewesen — und habe ihn bös gequält damit. Wir sind alle Menschen
. Aber doch erst — erst, als — erst später habe ich so gesündigt. Was konnte ich
denn noch sein — was denn? Und er hatte doch seine Gesellschaften, in die er
n mußte, weil — weil es die Rücksichten verlangten, die Originale all' der Konterfeis
all' die dummen Weiber, die er für schweres Geld zu malen hatte." Wieder faßte
ine innere Empörung; wieder bog sie sich zu mir herüber und reckte die rechte Hand.
es nicht eine Schande und ein Jammer, so als ein Schmarotzer auch nur zu
ten, nur um ein paar elende, bildhäßliche Gottesfratzen in den Rahmen einzufangen?
wissen Sie, es mußte sein. Meine Krankheit hat Unsummen aufgezehrt; mein
rögen —"

Sie stockte und brach ab; Helffen trat herein, nickte ihr übermüthig zu und bog
nieder, sie auf die Stirn zu küssen. Mit beiden Armen hielt sie ihn einen Augenblick
und schloß die Augen . . . „Lieb! Fräulein Stephanie möchte wissen, welche Jahres-
e wir für unsere Hütte zahlen. Du weißt das besser als ich." Sie nannte eine
me, und Helffen ging mit einer neuen Flasche Champagner davon.

Annie murmelte: „Ich habe nämlich die Kasse. Rudi geht mit Geld um wie ein
mit Seifenblasen. Er hat nie gewußt, wie wir stehen. Ist auch nicht nöthig. Er
nicht gestört werden." Plötzlich faßte sie meine Hand mit kaltem, feuchtem Griff:
en Sie, was er glaubt? Der liebe Thor glaubt, mich getäuscht zu haben." Ein
ckendes Lächeln huschte über die schlaffen Züge. „Er glaubt, ich glaubte an meine
ng. Ich! O Gott —! Und er ist darin so rührend, und ich will ihm die Freude
verderben. Nie, nie!"

Ueberrascht horchte sie auf. Stephanie sang, in der Thür stehend, a capella in

die Nacht hinaus. Umwoben von aller Innigkeit des Vortrages, ergreifend in ihrer Einfachheit, klangen die Worte des alten Volksliedes:

„Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen:
O Du allerschönste Zier,
Scheiden — das bringt Grämen!
Da ich Dich so treu geliebt
Ueber alle Maßen,
Soll ich Dich verlassen —
Soll ich Dich verlassen!"

Annie lag weit vornübergebeugt; das Kinn in der Faust auf den Tisch gestützt, die Augen zu übernatürlicher Größe geöffnet, spähte sie nach der Thür des Altans. Ich wagte kaum zu athmen . . . Auf den Gesang folgte eine tiefe, traumhafte Stille; man hörte nur einige knirschende Schritte, da das Paar in den Garten hinaustrat. Eben schwamm drüben am östlichen Himmel ein Streif von milchigem Licht durch Wolkeninseln dem fernen Tage vorauf. Glucksend regte sich eine verschlafene Vogelstimme . . .

Und jetzt flötete der schluchzende, weiche Ton einer Nachtigall halb erstickt auf. Hoch im Grauen blinkte der Stern der Venus — — —

* * *

Am anderen Morgen, gerade als wir den Hotelomnibus zur Abreise besteigen wollten hielt uns ein eiliges Billet zurück, das die Magd von Helffens überbrachte: Annie war todt! — Alles, was die Weinende Verständliches stammelte, war: die gnädige Frau lieg wie ruhig schlafend, wie eine wunderschöne Heilige aus Wachs in ihren Kissen; auf ihrem Nachttisch habe man das Morphiumfläschchen bis auf den äußersten Rest leer gefunden . .

Zu Dreien haben wir ihr die letzte Ehre erwiesen. Lebensbaum und Rose grünen und blühen um ihren Hügel.

ENDE

LIBER

# Illustrirte Bibliographie.

**Berühmte Musiker.** Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. XII. Heinrich Marschner von Dr. phil. Georg Münzer. Berlin, 1901, Verlagsgesellschaft „Harmonie". Preis gebunden 4 Mk.

Eine charakteristische Erscheinung in der schriftstellerischen Produktion der Gegenwart ist die Monographie. Schier unabsehbar ist die Zahl aller jener litterarischen „Essays", der kunst-, sitten- und staatsgeschichtlichen Einzeldarstellungen, die sich fast alle die Aufgabe stellten, das scharf gezeichnete Bildniß eines individuell hervorragenden Mannes aus dem Rahmen seiner Zeit und Nation auf ein Laienpublikum hinabblicken zu lassen. Es ist ganz natürlich, daß in unserer betriebsamen, bildungseifrigen Gegenwart, die von socialen Strömungen und Gegenströmungen überfluthet wird, die Encyklopädie, die Universalgeschichte, der streng wissenschaftliche Foliant durch die leichter orientirende und weniger mühevolle Monographie beinahe verdrängt wurde. In dieser wird nicht nur auf eine bestimmte Persönlichkeit, sondern auch auf deren „Milieu" das Interesse des Lesers koncentrirt, so daß ein geschickter, den idealen Zweck nie vernachlässigender Monograph immer periodische Geschichte schreibt, aber ohne sich den Blick für den Zusammenhang der Dinge trüben zu lassen. Es ließe sich noch so mancher Gedanke zur „Naturgeschichte der Monographie" beisteuern, das würde jedoch zu weit führen. Außerdem stellte ich schon gelegentlich meiner letzten Besprechung in der Illustrirten Bibliographie ähnliche Betrachtungen an, deren Anwendung auf das damals (Heft 294) kritisirte Buch ein theilweise negatives Resultat ergaben. Diesmal bin ich in einer viel angenehmeren Lage. Die Verlagsgesellschaft „Harmonie" in Berlin arbeitet an dem ersten und bisher einzigen Unternehmen, in zwangloser Folge musikalische Monographieen zu liefern. „Dieselben sollen," wie der Herausgeber Prof. Dr. Heinrich Reimann in der Vorrede zum ersten Band verspricht, „in allgemein verständlicher Darstellung historisch getreue Lebensbeschreibungen unserer großen Meister enthalten und durch Hinzufügung von Notenbeispielen, Portraits, Facsimile und anderem Bilderschmuck ein möglichst anschauliches Bild der künstlerischen Thätigkeit eines jeden Meisters geben, vor Allem aber durch eine möglichst eingehende Darstellung des Inhalts und vorurtheilsfreie Beurtheilung des Werthes ihrer Werke das Verständniß für dieselben erschließen und so zur Förderung der Kunst in weiteren Kreisen beitragen. Möge diese gewiß edle und gute Absicht sich in reichem Maße erfüllen!" Den im letzten Satze ausgesprochenen Wunsch kann man als einen bereits erfüllten ansehen, da die einzelnen Nummern des Reimann'schen Programms bisher thatsächlich ausgeführt sind. Die Mitarbeiter an dieser Sammlung lassen sich nicht durch den Grundsatz leiten, eine Anzahl mehr oder minder guter Reproduktionen durch bei-

Marschners Geburtshaus in Zittau.
Aus Heinrich Marschner, von Dr. Georg Münzer. Berühmte Musiker, Bd. XII. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.

gegebenen Text zu illustriren. Soweit ich das Unternehmen der „Harmonie" kenne, ist der in einen guten Stil eingekleidete Gedankeninhalt die Hauptsache, wobei unsere bibliotechnischen Errungenschaften die glücklichst gelungenen Dienste leisten. Ein Verlag, der sich Max Klinger, Franz Stuck, Sascha Schneider u. v. a. zu Bundesgenossen gewählt hat, ist des rein ästhetischen Erfolges schon sicher. Aber die Kunstbeilagen haben nicht allein ornamentalen Zweck, sie sollen auch dem Biographen seine Aufgabe, den Leser in das Leben und die Werke des Musikers einzuführen, erleichtern. So kann z. B. H. Reimann sich damit begnügen, die „Feldeinsamkeit" Brahms' Lied der Lieder zu nennen, „dessen Lob nimmer ausgesungen wird, und das erst vergessen werden wird, wenn der letzte Liedermund sich schließt." Denn neben dem Text ist zum besseren Verständniß das gleichbenannte Blatt aus Klingers „Brahms-Phantasie" reproducirt, so daß jeder für den Stimmungszauber empfängliche Leser im Stande ist, das Mysterium der Künstlerseele ohne Interpretation zu durchdringen. Ueberhaupt macht sich hier allenthalben das löbliche Streben nach einer Deutung der Tonräthsel geltend. Die einzelnen Autoren scheinen die Organistenweisheit überwinden zu wollen, die jeden Tonartwechsel, jede kontrapunktische Finesse emsig, aber mit geflissentlicher Verschweigung des inneren Grundes notirt. Das Werk der „Harmonie" besteht also in gewisser Beziehung aus größeren, vornehmer gestalteten „Musikführern", deren Aufgabe es ja ist, den musikalischen Ton nicht nur als physiologisches Produkt, sondern auch das dahinter verborgene Mitschwingen der geistigen Stimme zu vernehmen. Wahrscheinlich wird das Unternehmen des Berliner Verlags wesentlich zur Verbreitung der Thatsache beitragen, daß die Musik — man gestatte mir einen von mir eingeführten Ausdruck hier zu citiren — das hörbare Bewußtsein der Innen- und Außen-Weltseele, ja selbst tongewordene Beredsamkeit ist. Diesen Bestrebungen der ganzen Sammlungen schließt sich der vorletzte Theil, G. Münzers Marschner-Biographie, in würdiger Weise an. Die neue Monographie der Reimann'schen Kollektion ist äußerlich und innerlich nicht ganz so reichhaltig, wie manche ihrer Vorgängerinnen. Aber es kam wohl den daran Betheiligten mehr darauf an, einen im Strome der Zeit fast

Die Sängerin Marianne Wohlbrück, spätere Gemahlin Marschners.
Aus Heinrich Marschner, von Dr. Georg Münzer. Berühmte Musiker, Bd. XII. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.

versunkenen Künstler zu retten und zu bergen. Wenn nun auch die Behauptung des Verfassers der sehr guten Weber-Biographie (Dr. H. Gehrmann Nr. V), — es wäre unmöglich, auf die psychologischen und ästhetischen Feinheiten der Partitur und auf die realistischen Tonschilderungen näher einzugehen — ihre Berechtigung hat, so möchte ich doch hie und da eine etwas größere Berücksichtigung des Rein-Musikalischen selbst auf Kosten des Rein-Biographischen wünschen. Jedenfalls ist es ziemlich schwer, auf verhältnißmäßig knappem Raume (Band XII hat 84 S., mit den am Schluß folgenden, die Lektüre zuweilen hemmenden Anmerkungen 90 S.) ein wahres, liebevolles Lebensbild zu zeichnen und das für das Schaffen eines Meisters und die ganze Kunstgeschichte besonders Charakteristische herauszuschälen, eine Aufgabe, die auch Münzer mit Geschick gelöst hat. Er gewährt uns einen tiefen Einblick in eine „dämonisch vierdimensional veranlagte Periode“ und hebt stets die charakteristischen Unterschiede zwischen Marschner and seinen Kunst-

Heinrich Marschner. Gemalt von Reichmann.
Aus Heinrich Marschner, von Dr. Georg Münzer. Berühmte Musiker, Bd. XII.
Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.

nossen hervor. Indem er sich des so wichtigen, kritischen Hilfsmitttels, des Vergleichs, dient, gelangt er von selbst auf den richtigen Weg zur Fixirung der Stellung Marschners der historischen Entwicklung von Weber zu Wagner“. Das Lebensbild des Komnisten selbst ist reich an interessanten, packenden Zügen. Der es entworfen hat, versteht mühelos, darin die Seele eines Künstlers zu enthüllen, der auch zu den exceptionellen scheinungen gehört, „die weder als gut noch als schlecht zu klassificiren sind. Sie sind ders‘ als die übrige Menschheit und müssen daher anders beurtheilt werden.“ Derselbe danke spricht aus dem Satze: „Man muß diese Dithyramben lesen, um zu erkennen, es in der Künstlerseele Mächte giebt, die sein Lieben und Hassen anders regeln, als dem Kodex der Allgemeinheit.“ Diese entzückend unphilistrischen Töne läßt der Licht Schatten angenehm vertheilende Darsteller in dem hübschen Vergleich ausklingen: o Gluthen lohen, giebt es auch Schlacken . . .“ Bei Besprechung der Opern des Ton-

meisters geht der Verfasser jedes Mal auch auf das Libretto und dessen ethisch-ästhetische Würdigung ein. Die Behandlung des musikalischen Theils hat in Münzer nicht nur einen sachkundigen, sondern auch einen liebevollen Interpreten. Hoffentlich trägt das Buch dazu bei, Marschner'sche Werke, wie den geistvollen „Bäbu", unverdienter Vergessenheit zu entreißen. Möchten wir uns nur auch bald und öfters davon überzeugen können, daß manche Lieder Marschners noch heute freudigen Widerhall wecken würden, und daß auch in den „Sonaten und Kammermusikwerken für den, der gern eine einsame Blume auf unbetretenem Pfade pflückt, des Schönen und Eigenartigen gar Manches zu finden ist." Der Verfasser bedient sich, wie man sieht, weder des trocknen Historistenstils, noch der auch bei ihm bisweilen so unangenehmen Reporter-Allüren. Einerseits war ich sehr erfreut, daß Münzer ein ernster Schriftsteller sein kann, wenn er will, andererseits wehmüthig berührt, daß er erst aus sich herausgeht, wenn er vor dem Klirren der eigenen Sklavenketten erschrickt. Diese Leistung ist weder geschmacklos oberflächlich, noch bewußt ungezogen, sondern vornehm und tief durchdacht. An die Nonchalance des Zeitungsschreibers erinnern höchstens hie und da die ohne zwingenden Grund angewandten, von Alfred Kerr heraufbeschworenen, allzu abgehackten Sätze.

Marschner-Denkmal in Hannover.
Aus Heinrich Marschner, von Dr. Georg Münzer. Berühmte Musiker, Bd. XII. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.

Paul Riesenfeld.

---

# Bibliographische Notizen.

**Lessings Werke.** Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildniß des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Reihe der billigen einbändigen Klassikerausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt ist nun auch durch eine Lessingausgabe bereichert worden. Auf annähernd 900 Seiten sind in zwar engem, aber doch klarem und gut lesbarem Druck sämmtliche Werke Lessings untergebracht. Voraus geht ihnen eine sorgsam, nach den besten sowie neuesten Quellen gearbeitete Biographie Lessings von Ludwig Holthof. Das Bild des Dichters sowie drei Tafeln Abbildungen (neben Bildern zu der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" auch eine Reproduktion der Laokoongruppe) sind dem Buche beigegeben, das wiederum in gutem Einbande für den erstaunlich billigen Preis von 3.00 Mk. der deutschen Lesewelt dargeboten wird.

—a.

**Kreuz- und Querfahrten** von Poths-Wegner. Theil I—III. Berlin, Paul Scheller.

Jeder Theil des vorliegenden Werkes bildet einen Band für sich. Band I Corsika, Band II Capri-Venedig, Band III Dalmatien, Montenegro und Albanien. —

Als eine Folge der großartigen Verkehrsmittel der Jetztzeit ist das Reisen zu einer wahren Passion geworden. Daß die Reisenden dann auch von der Reise gern etwas erzählen wollen, kann man ihnen nicht verdenken, und so ist die Reiselitteratur in der Neuzeit erheblich gewachsen. Selbst Reisen in Gegenden, die schon längst ganz bekannt sind, werden wieder auf's Neue beschrieben. Durch die verschiedene Auffassung seitens der betreffenden Reisenden gewähren solche Beschreibungen aber immer eine reizvolle Lektüre, wenn so interessant erzählt wird, wie dies der Verfasser des vorliegenden Werkes versteht. Bei seinen Fahrten hat es ihm nicht an angenehmer Reisegesellschaft gemangelt. Nach

der Insel Corsika fuhr er von Nizza aus. Das nächste Ziel war Ajaccio, das er mit einem Leben und Treiben und seiner Umgebung interessant schildert. Den Mittelpunkt dieser Schilderung bildet die Erinnerungsstätte an Napoleon I. Von Ajaccio begab sich der Verfasser nach Bonifacio, dann nach Sartani, Bastia, Corte und zurück nach Ajaccio. Ueberall werden Land und Leute besprochen und die geschichtlichen Reminiscenzen, an denen es in Corsika nicht mangelt, in geschickter Weise eingeflochten. Im II. Theil Capri-Venedig sind es zwei etwas romanhaft klingende Erzählungen, die im Vordergrunde stehen. Die eine — in Capri — spielt sich auf hypnotischem, die andere — in Venedig — auf spiritistischem Gebiete ab. Der III. Band Dalmatien, Montenegro und Albanien ist der stärkste und insofern interessanteste, als hier eine Reise auf weniger bekanntem Gebiet geschildert wird. Dieser Band zerfällt in 3 Theile. Theil 1 enthält die Reise in Dalmatien und Montenegro, Theil 2 die erste Reise nach Albanien, Theil 3 die zweite Reise nach diesem Lande. Die hauptsächlichsten Orte, die der Verfasser berührt hat, sind Triest, Ragusa, Cannossa und das Omblathal, Cattaro, Dulcigno, Cetinje, Skutari, Rjeka, Podgoritza, Alessio, Drvén und Kroja, Tirana und Durazzo. In diesem Bande hat der Verfasser wie im ersten bei der Schilderung von Land und Leuten es an geschichtlichen Rückblicken nicht fehlen lassen. Von Anfang bis zu Ende folgt man mit Interesse seinen Schilderungen, und kann damit die Lektüre dieser Kreuz- und Querfahrten bestens empfohlen werden. K.

**Heidenstamm.** Roman von Wilhelm Meyer-Förster. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Meyer-Förster ist nicht einer der tiefsten und originellsten, sicher aber einer der liebenswürdigsten und kurzweiligsten Erzähler; ob er uns humoristisch oder ob er uns sentimental kommt — er pflegt Beides in angenehmer Abwechslung zu thun — stets erfreut uns eine natürliche, kecke Grazie und die wohlthuende Frische und Wärme des Empfindens; und das flotte Tempo, in dem er erzählt, zieht uns in angenehmer rascher Bewegung ununterbrochen bis an's Ende mit, das Meyer-Förster nicht weit hinauszuschieben pflegt. Ueber den kritischen Punkt des psychologischen Problems weiß er uns dabei geschickt hinüber zu bugsiren, wie er selbst ein wenig allzu glatt und leicht darüber hinweggleitet. In dem vorliegenden Roman nimmt der Ernst und die Sentimentalität gegenüber dem Humor einen größeren Raum ein als in der jetzt vom Dichter mit Erfolg dramatisirten Erzählung „Karl Heinrich“ und dem Radfahrerroman „Eldena“. Er erzählt hier die Geschichte eines flotten Reiteroffiziers, der in der Hoffnung, mit einem Schlage seine ungünstigen finanziellen Verhältnisse regeln und die Geliebte heimführen zu können, Alles auf eine Karte, d. h. auf den Ausfall eines Rennens setzt, aber von dem eigenen Bruder geschlagen wird und über das große Wasser geht. Als Gatte einer reichen Amerikanerin kehrt er zurück, um die Heimat und die Jugendgeliebte, die endlich dem Bruder die Hand gereicht, wiederzusehen. Es ist ein erschütterndes Wiedersehen, das der an der Seite des ungeliebten Mannes verblühten Frau den Tod in den Armen des Jugendfreundes bringt. Es fehlt nicht an Dagewesenem Romanhaftem und an starkem Druck auf die Thränendrüsen — aber das Werk ist doch in der Charakteristik der Personen, der Darstellung einzelner Scenen, in der Schilderung des Schauplatzes der Handlung so fesselnd und lebendig und zum Theil von so feiner Stimmung, daß man das Buch mit wirklichem Genuß und mit wirklicher Antheilnahme in einem Zuge zu Ende liest.

O. W.

**Die Suchenden.** Roman von Johannes Schlaf. Berlin, F. Fontane & Co. 1902.

Dieser neue Roman Schlafs fesselt, wie die meisten seiner Schöpfungen, durch die psychologische Feinheit seiner Problem-Stellung und -Gestaltung, die Pracht seiner Natur- und Stimmungslyrik und den künstlerischen Experimentirdrang, der wiederum daraus spricht. Damit ist freilich zugleich die Schwäche des Buches angedeutet: es ringt unfertig nach der entsprechenden künstlerischen Ausdrucksform. Große ideelle Probleme werden mit jener „intimen“ Dialogtechnik behandelt, die wir aus Schlafs dramatischen Arbeiten kennen, die überdies hier immer von lyrischen Ergüssen und philosophischen Commentaren störend durchbrochen wird. Man merkt wieder einmal, daß Schlaf selbst ein „Suchender“ ist, als Formkünstler, wie als Mensch. Denn es ist auch diesmal eine Art von „drittem Reich“, nach dem seine Sehnsucht steht, hier durch die muntere „Flora Urak“ verkörpert, ein rassiges vollblütiges Instinktgeschöpf,

das den Gehirnmenschen Dr. Falke aus dem sanften Frieden seiner rangirten Verhältnisse und seiner bürgerlich-„harmonischen" Ehe befreit. Als ein interessanter, an vielen Feinheiten reicher Versuch kann das Buch jedenfalls empfohlen werden.

K. W. G.

**Der Flurschütz.** Roman von Alfred Bock. Berlin W., F. Fontane & Co.

Schon die Novellensammlung: „Wo die Straßen enger werden —" und die ersten Romane dieses Schriftstellers verriethen ein starkes, eigenartiges Talent, zeigten sich von der hellen Flamme elementarer Schöpferkraft durchglüht. Die vorliegende Erzählung erregt dieselbe Empfindung. Nicht nur die Hauptperson „der Flurschütz", der als Typus des oberhessischen Bauern gelten kann, sondern auch alle Nebenpersonen sind so charakteristisch gezeichnet, daß sie als wahre, warmherzige Menschen unsere Theilnahme wecken und wach erhalten. A. B. ist ein Realist, der sowohl das äußere, das Lokalkolorit, als auch das Innere, den vollen, weichen Gemüthston, treffend wiederzugeben versteht. Eine solche Probe feiner Seelenmalerei ist hier die unglückliche Christine. „Der Flurschütz" kann den besten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs an die Seite gestellt werden.

N.

**Eintagsfliegen.** Novellen und Märchen von Francis Wolf-Cirian. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Eintagsfliegen nennt der talentvolle Verfasser die acht Phantasiestücke, welche den Inhalt seines Buches bilden. Mögen auch diese Dichtungen nur dem flüchtigen Unterhaltungsbedürfniß des Tages dienen, so thun sie dies doch in gefälliger und kunstvoller Form. Die beiden Novellen, von denen die eine während der großen französischen Revolution, die andere zur Zeit der italienischen Renaissance spielt, versuchen nicht ohne Geschick, lebenswahre Bilder aus einer interessanten Vergangenheit heraufzubeschwören, die Märchen aber zeigen, daß der Dichter nicht nur fabuliren, sondern auch ernste Wahrheit in ein allegorisches Gewand kleiden will.

N.

**Geschichten aus Sachsen - Sieben-Indien.** Des Wolkenkuckucksheimer Dekamerone zweiter Theil. Von Eduard Aly. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

Wer ohne Schlagworte nicht leben kann, mag auch den Autor dieses Buches zu den „Neuromantikern" werfen. Denn er theilt mit ihnen den Haß gegen alle Philister und Alltäglichkeit in Kunst und Leben und die subjektive Zwanglosigkeit der Form. Er kontrastirt sehr ergötzlich das „Normalheim" des modernen Spießerthums und das „Wolkenkuckucksheim" der Dichter und Träumer, flicht Verse, Anekdoten, Stimmungsbilder, Humoresken ein und giebt so nebenher seine Ansichten über Gott, Welt und Menschenleben zum Besten. Und es ist immer ein gescheiter, warmherziger und freier Mensch, der da zu uns spricht. Kein großes, aber ein liebenswürdiges Buch.

K. W. G.

**Sturmlieder vom Meer.** Von Clara Müller. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietzs Nachf.

Wenn es gilt, die Leidenschaften reden zu lassen, haben fast alle Menschen dieselben Ideen, jedoch die Art, sie auszudrücken unterscheidet den geistreichen von dem geistlosen Menschen und den Dichter von dem der es sein möchte. Cl. M. ist eine solche Sprachkünstlerin. Ihr von der Kritik einmüthig günstig aufgenommener poetischer Erstling: Mit rothen Kressen bewies, daß sie Herzensmousseux d. h. den Ueberschuß an Geist und Gefühl besitzt, der das sicherste Kennzeichen des wahren Poeten ist. Daß sie sich auch in ihren neuen Liedern der feurigen Zunge der Leidenschaft, jener allgemein verständlichen Mundart des heiligen Geistes bedient, das deutet schon der Titel an: Sturmlieder vom Meer. Das Meer bildet dabei nur den stimmungsvollen landschaftlichen Hintergrund; im Vordergrund steht der gewaltige Befreier der Natur und der Menschenseele, der Sturm. Mit heißem Odem facht er das im Herzen der Dichterin glimmende Feuer der Liebe zu heller Lohe an, daß sie singt: „Die Gluth bin Ich — und Du bist mein! wirf ab, wirf ab das Alltagskleid: gieb Deine ganze Seele hin in ihrer nackten Herrlichkeit! Umschlingen will ich glühend Dich und pressen Dich an's heiße Herz, die Kette schmelzen, die Dich band, in meinem Kuß wie tropfend Erz. Und flüstern will ich Dir in's Ohr ein Wörtlein, zaubrisch, wunderfein, daß Du nichts Andres denken sollst, als mich allein, als mich allein . . ." Der Sturm der Leidenschaft aber rüttelt sie auch auf vom weichen Pfühl seligen Traums mit dem Lenzruf erlösender That und läßt sie das Banner ergreifen, das über dem Heer der Schmerzen als loderndes Flammenzeichen schwebt: Die rothe Fahne wieder faßt sie mit festem Muth, wildtrotzige Freiheitslieder

brausen durch ihr Blut. Trotz aller Leidenschaftlichkeit wird sie nie unpoetisch. Vor der Gefahr der Zügellosigkeit, vor dem Ueberschäumen ihrer elementaren Kraft bewahrt sie derselbe Engel, von dem sie in bitterer Resignation sagt: „So sind auch mir zum Paradies die Pforten aufgeschlossen; ich brach die Frucht vom Lebensbaum und hab' sie nicht genossen: Der Engel des Verstandes steht mit blankem Schwert daneben — — ein halbes Glück, ein schaler Rausch — und ein verfehltes Leben!" — Bei ihren Gedichten empfindet man die Wahrheit, die Zola mit den Worten ausspricht: „Une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un temperament." Das Temperament ist die vor Nachahmung geschützte Fabrikmarke ihrer Poesie. Dieses Merkmal gefiel und fiel uns namentlich auf bei den Gedichten: „Flamme. Morgenandacht. Helle Nächte. Mittagtraum. Reife. Alte Weise. Vom Sterben. Mich lockt Deine Stimme. Kreuzweg der Liebe. In arktischer Nacht. Ohne Liebe. Am Meer. Roth. Völkermai. Der Knabe von Budapest. Einer." — Durch die Beigabe ihres Bildes hat die Dichterin ihren Verehrern noch eine besondere Freude gemacht.

N.

**La Cithare, Valère Gille.** Paris, Tischbacher. 1897.

**Le Collier d'Opales, Valère Gille.** Paris, Tischbacher. 1899.

**Le Coffret d'Ébène, Valère Gille.** Paris, Tischbacher. 1901.

Drei Bändchen formvollendeter Gedichte hat der belgische Poet Valère Gille in den letzten Jahren veröffentlicht. Sie gehören alle der „Collection des poètes français de l'étranger" an, die George Barral herausgiebt. Diese Sammlung will alle Schriftsteller französischer Zunge, die im Ausland sich bedeutsam geltend machen, vereinen. Valère Gille ist einer in dieser Schaar. Welche Fülle schöner Verse hat er uns beschert! Bedenkt man nun, daß es gar noch viele solcher Dichter giebt, so wird man die Produktionskraft in dieser Kunstgattung staunend bewundern. Wird viel davon der Nachwelt bleiben? Die Entscheidung darüber dürfte schwer zu finden sein. Unsere großen Lyriker werden ja bereits ziemlich wenig gelesen. Wie wenige kennen und schätzen etwa die edlen Wiedergaben unseres Albert Moeser!

H. L.

**Ekstasen.** Gedichte von Paul Mongré. Leipzig, Hermann Seemanns Nachfolger.

„Selbst der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat." In diesen Worten Theodor Storms fanden wir die Antwort auf die Frage: Warum lassen uns so geist- und kunstvolle Gedichte, wie P. M. sie in den „Ekstasen" bietet, kalt? Die Poesie dient unserem Dichter nicht als Vermittlerin wohlthuender Gemüthswärme, sondern als Mittel feinster seelischer Selbstbespiegelung. Besonders der erste Theil „Falterflüge" ist reich an den wunderlichsten poetischen Versuchen, das Unaussprechliche auszusprechen. Meisterhaft sind die Sonette und Rondels. Auch der letzte Theil „Vermischte Gedichte" stellt an den Verstand des Lesers geringere Anforderungen. Allen Freunden tiefsinniger, grüblerischer, raffinirter Gedankenlyrik sei das Buch bestens empfohlen.

N.

---

**Den Festgeschenken für die Jugend,** denen wir im vorigen Hefte ein paar Worte gewidmet, seien hier noch ein paar andere mit kurzer Erwähnung angereiht. In erster Linie sei auf die im Verlage von Otto Maier in Ravensburg erschienenen „Hundert kurzen Erzählungen" von Christoph von Schmid hingewiesen. Wir begrüßen diese Auswahl aus den Erzählungen des trefflichen gemüthvollen Jugend- und Volksschriftstellers mit Freuden, denn wir gehören nicht zu denjenigen, die, vor jeder moralischen Belehrung zurückschreckend, seine Jugenderzählungen für veraltet und überholt erachten; wir meinen, daß sie auch heute noch Genuß bereiten und segensreich wirken können. Unter den Illustrationen treffen wir alte liebe Bekannte. Ebenfalls im Verlage von Otto Maier in Ravensburg erscheint eine beliebte „Jugendbühne" (herausgegeben von Sophie v. Adelung), von welcher uns Band 6 und 8 vorliegen, die je zwei nach Erzählungen von Chr. v. Schmid, Marie von Nathusius sowie nach einem englischen Vorbilde verfaßte Theaterstücke enthalten. Ein hübsches Geschenk für kleine Mädchen bietet derselbe Verlag mit der von Agnes Lucas herausgegebenen

Neuen Folge von Puppenmütterchens Nähschule, die in dem Rahmen einer illustrirten Puppengeschichte eine durch Schnittmuster ergänzte Anleitung zur Selbstanfertigung von Puppenkleidern giebt. Recht ansprechend sind die Kindergedichte, die Wolrad Eigenbrodt unter dem Titel „Aus der schönen weiten Welt“ im Verlage von R. Voigtländer in Leipzig in einem schmucken Büchlein veröffentlicht hat, das Hans von Volkmann mit Illustrationen geziert hat, in denen etwas von Hans Richters schlichter poesievoller Kunst lebt. Der billige Preis von 80 Pfg. für das Bändchen, dessen Ausstattung eine schöne Probe neuer Buchkunst bietet, wird seine Verbreitung erleichtern. — Im 20. resp. 18. Jahrgang liegen vor: der Schüler-Kalender und der Schülerinnen-Kalender herausgegeben von Dr. Ad. Sütterlin (Verlag von W. Schauenburg, Lahr), die dem praktischen, dem Lernwie dem Unterhaltungsbedürfniß unserer Schuljugend in bewährter Weise Rechnung tragen. — l —.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. &. Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Zeit.**

**Afghanistan.** Von R. von Bieberstein. Z. X. 7.
**Anarchistische Gedanken über den Anarchismus.** Von G. Landauer. Z. X. 4.
**Bacteriengifte und Immunität.** Von K. Oppenheimer. Z. X. 6.
**Belloni, Vincenzo.** Von C. Droste. B. u. W. IV. 3.
**Brettlseuche, Berliner.** Von W. Genschel. G. XVII. Nov. II.
**Bruno, Giordano.** Was ist uns? Von G. Louis. Z. X. 8.
**Camorra in Neapel.** Von O. Olberg. Z. X. 8.
**Civis Romanus u. Tommy Atkins.** Von A. Fokke. N. u. S. 1902. Jan.
**Colonne in Deutschland.** Von G. Göhler. Z. X. 7.
**„Deutsche Zukunft“.** Von L. Zeitlin. G. XVII. Nov. I.
**England im 18. Jahrh.** Eine kulturhistor. Skizze. Von R. Günther. N. u. S. 1902. Jan.
**Flaubert, Gustav.** Von E. Platzhoff. N. u. S. 1902. Jan.
**Geucke, Kurt, und seine Tragödie „Sebastian“.** Von B. Wildberg. G. XVII. Nov. II.
**„Geyer, Florian“.** Von W. Weigand. G. XVII. Nov. I.
**Goethes Symbolik.** Von W. Bode. Z. X. 6.
— **„Faust“ auf dem Deutschen Theater.** Von Gg. Witkowski. B. u. W. IV. 2. 3.
— **Unterhaltungen mit Carl Friedrich, Anton von Conta.** Von B. Suphan. D. Ru. XXVIII. 2.
**Gorki in Deutschland.** Von G. Adam. L. E. IV. 4.
**Götze, Emil.** Von H. Chevalley. B. u. W. IV. 2.
**Humanität im Kriege.** Z. X. 8.
**Karlweis.** Von E. Pötzl. L. E. IV. 4.
**Käthe Kollwitz.** Von M. Lehrs. Z. X. 9.
**Käthchen von Heilbronn, Beim.** Von R. Kohlrausch. B. u. W. IV. 2.
**Kritik, Erzählende?** Von I. E. L. E. IV. 4.
**Kunstgewerbeschule, Die Wiener.** Von Baronesse Falk. G. XVII. Nov. I.
**Lehmann, Else.** Von Ph. Stein. B. u. W. IV. 3.
**Lortzings Leben, Scenen aus.** Von Gg. R. Kruse. B. u. W. IV. 2
**Luftschifffahrt, Zum Problem der.** Von Von A. Hofmann von Vestenhof. G. XVII. Nov. I.
**Mach, Ernst.** Von O. Friedländer. G. XVII. Nov. II.
**Mauthners Sprachwissenschaft.** Von G. Landauer. Z. X. 8.
**Pfizer, Paul.** Von R. Kraus. Z. X. 4.
**Plakatkunst, Deutsche.** Von Mil Richter. N. u. S. 1902. Jan.
**Plastik, Problem der.** Von H. Brühl. Z. X. 4.
**Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten und die Anarchisten, Der.** Von M. von Brandt. D. Ru. XXVIII. 2.
**Provinztheater, Brauchen wir P.?** Von Prof. L. Fleischner. B. u. W. IV. 3.
**Reitzel, Robert.** Von J. Gaulke. L. E. IV. 4.
**Roeber, Friedrich, Zur Erinnerung an.** Von J. Joesten. N. u. S. 1902. Jan.
**Roman, Der südamerikanische.** Von R. Dario. L. E. IV. 4.
**Schall und Rauch.** Von M. Martersteig. Z. X. 4.
**Sittlichkeit, Die Motive der.** Von J. Reine[illegible] N. u. S. 1902. Jan.
**Theater.** Von den Berliner Theatern 1901/1902. Von H. Stümcke und Ph. St. II. III. B. u. W. IV. 2. 3.
— Das Herzogl. Hoftheater zu Dessau. Von C. Droste. B. u. W. IV. 2.
— Theater in Neapel. Von K. F. Aug. Keller. B. u. W. IV. 3.
**Vertheilung der Kräfte im Mittelmeer, Die.** Von E. Fitger. D. Ru. XXVIII. 2.
**Volkslied und Volkskunde.** Von R. Stei[illegible]
**Wissenschaft und Politik.** Von K. [illegible] Döscher. G. XVII. Nov. II.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**bermals eine neue Orthographie in Sicht!** Ein Weckruf an das orthographische Gewissen des deutschen Volkes. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

**lberti, Conrad,** Lang ist's her. Heitere und ernste Erinnerungen aus 30jähr. Dienstzeit in Frieden und Krieg. Berlin, Fr. Luckhardt.

**as fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang (1901) Heft 21, 22. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**rclay, Johann,** Euphormio. Satirischer Roman nebst Euphormios Selbstvertheidigung und dem Spiegel des menschlichen Geistes. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Gustav Waltz. Mit dem Bildniss Barclays. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

**udelaire, Charles,** Die künstlichen Paradiese (Opium und Haschisch). Uebers. von Max Bruns als der zweite Band von Charles Baudelaires Werken in deutscher Ausgabe. Minden, J. C. C. Bruns.

**ıermann, C.,** Lachpastillen. Humoristische Allotria für Lektüre und Vortrag. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

**m, Albert,** German Export Review. No. 2. 1901. (Sept.—Nov.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

**rnson, Björnstjerne,** Leonarda. Schauspiel in vier Akten. Einzig berechtigte Uebersetzung von Cläre Mjöen. München, Albert Langen.

Das Neue System. Schauspiel. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. Auerbach. München, Albert Langen.

**le, George W.,** Aus alten Kreolentagen. Novellen. Deutsch von Hans H. Ewers. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

**Bad in Wort und Bild.** Eine Darstellung aller gebräuchlichen Badeeinrichtungen nebst ihrer Anwendungsform nach ärztlichen Vorschriften. Diverse gesundheitstechnische Apparate der Sanitätswerke Mooslorf & Hochhäusler, Berlin S. O. 33, Köpenicker Landstrasse 24. 11. Ausgabe. 1901.

**ten, Richard,** Manuia Samoa. Samoanische Reiseskizzen und Beobachtungen. Mit inem Deckelbilde von Hans Deiter, Düsselorf. Oldenburg, Gerhard Stalling.

**older, Eugène,** Trois Contemporains: Henri de Brakeleer — Constantin Meunier — élicien Rops. Bruxelles, Edm. Deman.

onstantin Meunier. Bruxelles. Edm. Demau.

**ient, Dr. Otto,** Luther. Historisches harakterbild in 7 Abtheilungen. Programmeft u. Festnummer. Berlin, Verein zur örderung deutsch-evangelischer Volksschauiele.

**mans, Heinrich,** Die Wahlverwandthaften der deutschen Blutmischung. Der ulturgeschichte der Rasseninstinkte zweiter heil. Leipzig, Eugen Diederichs.

**c, Julius,** Die Freunde. Schauspiel in er Aufzügen. Dresden, C. A. Kochs Vergsbuchhandlung (H. Ehlers).

**eyer, Friedrich,** Der Zorn Jehovahs. agödie in einem Akt. München, Staegyr'sche Verlagshandlung. (Ant. Karl egmeyr).

**Max,** Der Kampf um die Cheopspyramide. ne Geschichte und Geschichten aus dem ben eines Ingenieurs. Band 1 und 2. idelberg, Carl Winters Universitätsbuchndlung.

**Egidy, von, Emmy,** Ilse Bleiders. Dresden. E. Piersons Verlag.

**Feldmann, Dr. Gustav,** Jüdische Krankenpflegerinnen. Cassel, Gebr. Gotthelft, Königl. Hofbuchdr.

**Freudenthal, Friedrich,** Sonderlinge und Vagabunden. Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Haide. Oldenburg, Gerhard Stalling.

**Gorki, Maxim,** Der grüne Kater. Ausgewählte Erzählungen mit dem Bildniss des Verfassers. Autoris. Uebers. von Stefanie Goldenring. Zweite Auflage. Dresden, H. Minden.

**Grimm, Marie,** Unseren Söhnen. Rathschläge für ihr äusseres Leben daheim und in der Fremde. Medizinisches von Dr. K. Karl in Wien. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

**Harnack, Otto,** Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

**Haufe, Ewald,** Am Gardasee. Skizzen und Charakterbilder. 2. Auflage. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.

**Hausschatz älterer Kunst.** Heft 1. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

**Heymann, Robert,** Nackt. Eine Skizzensammlung. München. Selbstverlag.

— Frau Königin. Ein dramatischer Einakter. München, Selbstverlag.

**Hein, Franz,** Die Nixe. Ein Märchenspiel in fünf Aufzügen. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchdruckerei.

**Hindermann, Adele,** Des Lebens Bürde und andere Novellen. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

**Höcker, Paul, Oskar,** Letzter Flirt. Eine Wintergeschichte. Leipzig, Paul List.

**Jacobowski, Ludwig,** Stumme Welt. Symbole. Skizzen aus dem Nachlass. Herausgegeben von Dr. Rudolf Steiner. Mit einem Bilde des Verfassers. Minden i W., J.C.C. Bruns.

— Aus Klang. Neue Gedichte aus dem Nachlass. Herausg. u. mit Einleitung versehen von Dr. Rudolf Steiner. Mit einem Bilde des Verfassers. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

**Klöpper, Dr. Clemens,** Shakespeare-Realien. Alt-Englands Kulturleben im Spiegel von Shakespeares Dichtungen. Dresden, Gerhard Kühtmann.

**Kobylanska, Olga,** Kleinrussische Novellen. Eingeleitet durch einen Essay „Ein Jahrhundert kleinruss. Litteratur" von Georg Adam. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

**Kosterwitz, Dr. Karl.** Ueber Bergobservatorien und das projektirte astrophysikalisch-meteorologische Höhenobservatorium im Semmeringgebiete bei Wien. Vortrag, gehalten am 22. März 1901 im Oesterreichischen Touristen-Club. Mit 15 Illustrationen. Wien, Commissions-Verlag von Carl Gerolds Sohn.

**Kretzer, Max,** Die Verkommenen. Berliner Sitten-Roman. Mit einem Bilde des Verfassers. Zwei Theile in einem Bande. Dritte durchgeseh. Auflage. Berlin, Fr. Luckhardt.

**La Mara,** Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. 3. Theil. (Franz Liszts Briefe. VI. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Lang, Peter,** Lafontaines beste Fabeln. Mit Illustrationen von Karl Girardet und dem Bildnisse Lafontaines. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Lange, Sven,** Hertha Juncker. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen.

**Lasker-Schüler, Else,** Styx. Gedichte. Berlin, Axel Juncker.

**Lehmann-Felskowski, G.,** Die hohe See als Luftkurort. Eine populäre Abhandlung über die sanitären Einflüsse und die Entwicklung der Seereisen. Berlin, Boll u. Pickardt.

**Lesueur, Daniel,** Slavische Leidenschaft. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Französ. von Natalie Rümelin. 2 Bände. Engelhorns All-gem. Roman-Bibliothek. 18. Jahrg. Bd. 5. 6.) Stuttgart, J. Engelhorn.

**Lichtwark, Alfred,** Blumenkultus. Wilde Blumen. Zweite, erweiterte Auflage. Dresden, Gerhard Kühtmann.

**Lie, Bernt,** Zauber. Novelle. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Mjöen. München, Albert Langen.

— **Jonas,** Böse Mächte. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen.

**Monsterberg-Münckenau, von, Elimar,** Gedichte. Dresden, E Piersons Verlag.

**Müller-Waldenburg, Walther,** Reklame! Lebensbild in einem Akt. Leipzig, C. Cnobloch.

**Oertzen, E. von,** Entenrike und andere Hinterpommersche Geschichten. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

— **Georg, von,** Symphonien des Windes. Alles Leben ist nur ein Hauch. Freiburg i./B., C. Ragoczy (E. Jedcle).

— Vom Heimwege. Ritornelle. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

— **Margarete von,** Auf der grünen Gottes-erde. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuch-handlung.

**Paar, Elisabeth, (L. Gies),** Auf der Jagd nach dem Glück. Zweite Auflage. Berlin, Fr. Luckhardt.

— Das Pflegekind des Hagestolzen. Zweite Auflage. Berlin, Fr. Luckhardt.

**Rafael, L.,** Abendgluthen. Gedichte. Vierte Sammlung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Renner, Gustav,** Ahasver. Eine Dichtung. Leipzig, Julius Werner.

**Rosner, Karl,** Ein Brandstifter und andere Erzählungen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Roth, Elise,** Die Tochter in Haus und Welt. Wegweiser zur Weiterbildung nach dem Austritt aus der Schule. Stuttgart, Schwa-bacher'sche Verlagsbuchh.

**Saenger, Carl,** Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. 1. Jahrgang. Nr. 16. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

**Schahovskoy-Gleboff-Strechneff, Fürstin,** Drei russische Frauengestalten. Uebersetzt von Frida Arnold. Mit Vorwort von Kuno Fischer. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

**Scheerbart, Paul,** Die Seeschlange. Ein See-Roman. Minden, J. C. C. Bruns.

**Schickele, René,** Sommernächte. Gedichte. Strassburg (Els.), Ludolf Beust.

**Schlesisches Dichterbuch.** Herausgegeb von Aug. Friedr. Krause u. Philo vom Wal Mit Portraits. Breslau, Rudolf Dülfer.

**Schuler, G. M.,** Etwas für Dich. Poetiscl Quodlibet. Zweite vermehrte Auflage. Leipz Leo Woerl.

**Seeck, Otto,** Geschichte des Untergangs d antiken Welt. Zweiter Band. Berl Siemenroth & Troschel.

**Serao, Mathilde,** Riccardo Joannas Leben u Abenteuer. Roman. Einzig berechtig Uebersetzung aus dem Italienischen von M von Weissenthurn. München, Albert Lang

**Sklarek, Elisabeth,** Ungarische Voll märchen. Mit einer Einleitung von A. Sch lerus. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbu handlung Theodor Weicher.

**Stavenhagen, W.,** Aus der fortifikatorisch Vergangenheit von Paris. Für Offiziere al Waffen Mit 4 Tafeln in Steindruck. Berl Richard Schröder, Verlagsbuchhandlung.

**Stenglin, Felix Freiherr von,** Leidenscha Die Geschichte eines Offiziers. Zweite Au Dresden. Heinrich Minden.

**Stentze, Arthur,** Die Entstehung der Mate und der Nebularsysteme. Mit 3 Tafe 5. Auflage. Hamburg, E. A. Christians.

**Strindberg, August,** Schlafwandler - Näc an wachen Tagen. Gedichte in freien Vers Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwe schen von Erich Holm. Frankfurt a. Rütten & Loening.

**Tobias, Wilhelm,** Theodor von Bernhardi u Theodor Goldstücker. Idolatrie und Ideal mus. Betrachtungen eines Achtundvierzige Berlin, Rosenbaum & Hart.

**Vierordt, Heinrich,** Gemmen und Paste Tagebuchblätter aus Italien. Heidelbe Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

**Vögtlin, Adolf,** Stimmen und Gestalten. G dichte. Zürich, Müller, Werder & Cie.

**Voss, Richard,** Der gute Fra Checco u andere Geschichten. (Engelhorns Allge Roman-Bibl. 18. Jahrg. Bd. 7.) Stuttga J. Engelhorn.

**Wagenmann, Adolf,** Künstliches Gold! E deckung eines auf Grund neuerer wiss schaftlicher Anschauungen beruhenden V fahrens zur Umwandlung der Stoffe. F Jedermann verständlich dargestellt. Stu gart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhdlg.

**„Welt - Correspondenz".** Internation Monatsrevue. No. 12. II. Jahrgang. No. bis 2. 4. III. Jahrgang. Wien III/2, Haus gasse No. 3, Internationale Corresponde Gesellschaft.

**Wolf, Carl,** Anno Dazumal und heute. Meran Skizzen. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.

**Zastrow, Carl,** Die Bureaukraten von Flaus heim. Humorist. Roman. Zweite Aufla Berlin, Fr. Luckhardt.

**Zobeltitz, Fedor von,** Die Perrücke der Pri zessin Narischkin. Eine abenteuerliche G schichte aus dem Rococo. Dritte Aufla Berlin, Fr. Luckhardt.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Wilhelm Bölsche

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in B[illegible]

# Mann und Weib.

## Novelle.

Von

## Mite Kremnitz.

— Berlin. —

Ein einsamer Wanderer stieg von Brand zum Lünersee empor. Er war mit der Jagdgesellschaft, die alljährlich im Oktober zehn Tage lang den Hirschen und Gemsen nachstellt, in's Thal ge-
mmen, aber nicht mit den anderen Herren abgereist. Der Arzt hatte ihm,
m überarbeiteten Staatsmanne, schon mehrmals Ruhe im Hochgebirge
gerathen; Brand gefiel ihm, darum beschloß er, die ärztliche Vorschrift
szuführen. Ueber Hygiene hatte er seine besonderen Ansichten: er hielt
für heilsam, wenn der Mensch hin und wieder einmal aus allen seinen
wohnheiten herausgerissen wird. Darum schickte er sogar seinen Diener
f Urlaub und blieb, zum Schrecken der Wirthsleute, die vor diesem
spruchsvollen, immer unzufriedenen Gaste vom ersten Tage an mehr als
spekt gehabt hatten, allein im Dorfgasthaus zurück.

Seine Jagdgefährten lachten ihn aus und vermutheten natürlich
nd einen geheimen Beweggrund für Staatsrath von Woltens merk-
würdigen Einfall, allein im herbstlichen Thale zu bleiben: Da er
überhaupt keinen ihm genießbar scheinenden Bissen bekommen konnte,
die Mahlzeiten ihm bekanntlich das Wichtigste am Tage waren, mußte
rgend welche Absichten mit diesem Aufenthalte verbinden.

Er aber pflegte sich nie um die Meinung Anderer zu kümmern.

Das bewies er auch beim Aufstieg zum See. Nachdem er der
thin zu seiner eigenen Erbauung und mit der Miene, als verkünde er
Lebensweisheit, erklärt hatte: ihre Nudelsuppe würde er selbst seinen
n nicht vorzusetzen wagen, gab er seine Absicht kund, zur Klubhütte
fzusteigen und dort zu nächtigen.

Der Wirth rieth ihm in bäurisch-diplomatischer Weise von der Tour ab; er meinte, indem er besorgt in alle Richtungen des Himmels blickte, es läge etwas in der Luft, das ihm garnicht gefiele! Was, entschloß er sich aber nicht zu sagen. Herr von Wolten blickte seinerseits in den wolkenlosen Himmel, forderte sich den Schlüssel zur Hütte, wies die angebotene Begleitung als störend und lästig zurück und machte sich mit einem leichten Rucksack auf den Weg.

Der Pfad war nicht zu verfehlen, und er freute sich bei jedem Schritte über ihn. So mäkelnd und nörgelnd er im Verkehr mit Menschen war, ebenso hingebend und bewundernd war er vor der großen Natur.

Wie sich die Berge verschoben und verwandelten! Was aus der Ferne steil und schroff erschienen war, nahm milde, lockende Formen an, sogar die tobenden Wasserfälle verloren ihre Schrecken und rauschten ihm sehnend entgegen! Die graue starre Wand war von bunten, schillernden Adern durchzogen, war abgebröckelt und verwittert, nun er sie mit Händen greifen konnte. Was mochte sie in den zahllosen Jahren erlebt haben, seitdem sie dem heftigen Werben von Sonne und Regen preisgegeben, regungslos dastand! Wie stolz und aufrecht hielt sie sich, ob sie Mitleid für das Wandelbare empfand oder nur Verachtung? Von fern erschien sie kalt und glatt — ergeht's nicht manchen Menschen ebenso? Galt nicht auch er für glatt und kalt? Und zogen nicht durch sein Gemüth auch bunte, glitzernde Adern, die man entdecken würde, wenn man nur einmal zusähe! Aber wer gab sich diese Mühe in der Hetzjagd des Lebens? Es war auch besser so, besser, daß er sie für sich behielt, die verscharrten Schätze, auf die dicke Lagerungen weltlichen Staubs geweht waren!

Es lag etwas Berauschendes im Spätherbst-Sonnenschein, in dieser klaren Luft. Er fühlte sich wieder Knabe; was er wußte und erfahren hatte, schien von ihm abzufallen, er war wieder voller Illusionen über sich selbst!

Fern unter ihm prangten noch einige Buchen in rothgoldenem Kleide, um ihn ragten nur schwarze Tannen; und bald begann sogar knorriges, harziges Knieholz, das sich wie dunkle Inseln auf dem Meer der hellen Steine ausnahm, vor ihm aufzutauchen.

Er sah, über die Holzbrüstung gelehnt, dem Alvierbach, der sich unbändig zu Thal drängt, ein Weilchen zu und murmelte leise das Lied „Sahst Du ein Glück vorübergehen, das nie sich wieder findet" — wie lange schien's her, daß er es in der damals noch deutschen Schule zu Riga gelernt hatte, aber so etwas vergißt man nie! Da verschwand plötzlich, unbegreiflich plötzlich die Sonne, und weiße Nebel umgaben ihn. Woher waren sie nur gekommen? Aus jedem Riß und Spalt der Felsen zogen sie herbei: neben ihm, über ihm und unter ihm nur Nebel!

Er dachte an den Mythos der Göttin, die ihr Opfer in eine Wolke

hüllte, und setzte sich auf einen flachen Felsstein am Wege nieder, um abzuwarten, ob der Himmlischen Eine ihn auserkoren habe! Wozu wohl auserkoren? Selbst wenn es nur zu einem Opfer wäre, müßte es ihm als hohe Auszeichnung gelten. Das Auge der Götter trifft nur Wenige! Ungekannt, unbeachtet ziehen Millionen und Milliarden Sterblicher die lichtlose, schwerbeschattete Heerstraße zum Orkus!

Ihn fröstelte. Unwillkürlich gedachte er seiner grausen Knabenvorstellung vom Orkus!

Die Nebel umwallten und umschwebten ihn, es war, als wollten sie etwas von ihm, er aber konnte ihren Sinn nicht deuten.

Gehört hatte er wohl schon früher von diesem plötzlichen Auftauchen der Herbstnebel im Hochgebirge, aber er hoffte, daß sie so schnell gehen sollten, wie sie gekommen waren! Umkehren wollte er nicht, sein Wandern war bisher so schön gewesen, er dachte wieder an die Rückblicke auf Brand. Wenn er die Augen schloß, sah er das in der Sonne gebadete Thal mit der rührenden kleinen weißen Kirche von Neuem vor sich: die Häuser lagen auf den Matten zerstreut, als hätten Künstlerhände sie gerade so geordnet, und von seinem sich hoch und höher schlängelnden Pfade aus waren Kirche, Gehöft, Mensch und Vieh so zierlich erschienen, daß er die Lust des Riesenfräuleins, die schöne Landschaft als reizendes Spielzeug einzustreichen und mit nach Hause zu nehmen, ganz begriffen hatte.

Aber die Nebel wurden immer dichter und kälter! Einmal durchbrach die Sonne sie mit bläulichem Scheine, aber nur, um ihm zu zeigen, daß sie wohl die Macht hätte, sie aufzusaugen, diese Macht aber nicht gebrauchen wollte! Als ob er je an ihr gezweifelt hätte!

Wollte er also vor Nacht am See sein, so mußte er im Nebel weiter. Den Weg konnte er noch gerade erkennen, mehr aber nicht, schade! Wie schön wären die alten verwitterten Felswände gewesen, wie überwältigend eine athmende Einsamkeit unter diesen erstarrten Zeugen der Allgewalt der Natur! Die Nebel schieden ihn von seiner Umgebung ab, er hätte in einer Ebene oder mitten in einer volkreichen Stadt sein können.

Als er, raschen Schrittes, denn ihn fror, etwas gestiegen war, hüllte ihn kein Nebel mehr ein, sondern Schnee! Wirklicher, winterlicher Schnee fiel so emsig vom Himmel nieder, als hätte er längst Versäumtes nachzuholen! Wer hätte das vor einer Stunde gedacht! Immer dichter fielen die Flocken; der erste Schnee im Jahre macht Spaß, aber gerade hier hätte er ihn gern vermißt, er erinnerte ihn zu sehr an Petersburg! Dabei war er weiter thalwärts, als er geglaubt hatte. Rechts vom Pfade, hinter einigen schimmernden Tannen sah er zu seiner Ueberraschung die Halbwegs-Hütte, an der er längst vorüber zu sein glaubte. War sie etwa nur ein Spuk aus Schnee und Nebel? Zwei kurze Sommermonate wird sie bewirthschaftet, jetzt sollte sie längst geschlossen sein, und doch konnte er Licht in ihr zu erblicken! Er blieb stehen, es war kein Irr-

thum, er sah einen flackernden Feuerschein! Was konnte das bedeuten? War Jemand eingebrochen, um Schutz zu suchen? Aber wer? Außer den Grenzjägern gingen um diese Jahreszeit höchstens noch beherzte Schmuggler diese Straße, und die würden kaum Feuer anzünden.

Er war nicht neugierig, der Nebenmenschen Leben und Leiden ließ ihn vollkommen kalt; je weniger er davon erfuhr, desto besser. In seinem hochmüthigen Sinne hielt er ein wirkliches Verstehen zwischen sich und Anderen von vornherein für ausgeschlossen, und das Heerdenvieh interessirte ihn nicht. Aber heute! War es der Nachglanz des sonnigen Thalbildes, das er noch im Herzen trug? Er fühlte sich zu dem geheimnißvollen Lichte hingezogen und ging über die Veranda zur Hütte hinein.

## II.

Die Thür war nicht verschlossen, knarrte aber so laut, als solle sie Todte erwecken. Es war ein schriller Mißton, der durch die stille Schneeluft drang, fast wie ein böses Omen, und er hatte Lust umzukehren. Da ertönte rechts von ihm, wo er den Feuerschein gesehen, eine klangvolle, weibliche Stimme, die in accentlosem Deutsch in den Raum hineinrief: „Ist etwa Jemand da?"

Es war die Stimme einer gebildeten Frau.

„Nur ein Tourist; ich war zum See unterwegs und bin hier hineingeschneit!" entgegnete er verblüfft.

„Diesmal paßt „hineingeschneit!" entgegnete sie lachend und zeigte sich in der niedrigen Thür.

Soweit die Dämmerung erkennen ließ, war sie eine schlanke, schöne Frau; ihr Kopf war von einer eigenthümlichen, sehr kleidsamen dunklen Kappe umschlossen, deren abstehender Rand ihr eine Art Heiligenschein verlieh. „Ich koche hier mein Abendbrot," sagte sie, nachdem sie einen Blick auf ihn geworfen hatte, in ihrer sympathischen Stimme, „wollen Sie nicht daran theilnehmen? Bei dem Schnee können Sie nicht gut weiter — oben geht's in's Gletscherrevier — und Sie werden wohl oder übel hier nächtigen müssen!"

Sie, die so zu ihm sprach, war wirklich eine Dame. Jetzt zündete sie eine Laterne an und hieß ihn auf einer kleinen Stiege ihr in's Atelier folgen, nachdem er den Schnee von den Füßen getreten hatte. Beim Schein des Lichts sah er sie genauer; aus einem länglich schmalen Gesicht, das jung ausgesehen hätte durch seine gesunden, blühenden Farben, wäre es nicht gar zu mager gewesen, strahlten ihm braune Augen entgegen. Sie trug einen kurzen Rock und klotzige Nagelstiefel, die bei jedem Schritt Lärm machten. Er sagte ihr einige Dankesworte und nahm ihr Anerbieten an, aber nicht in seiner gewöhnlichen sicheren Weise; er war wirklich bestürzt, hier in der Felsenwildniß eine gebildete Frau anzutreffen.

Oben, wo ein kleiner Ofen Wärme spendete, befand er sich in einem

primitiven, aber doch geschmackvollen Atelier, das sogar durch ein Fenster in der niedrigen Decke Oberlicht hatte. Nun verstand er wenigstens, was diese Dame in der einsamen Hütte suchte; sie war Künstlerin, machte vielleicht Fels- oder Schneestudien; merkwürdig genug war es immer noch, aber nicht mehr ganz unerklärlich!

„Hat Ihnen in Brand denn Niemand von mir gesprochen?" fragte sie, als er ihr mittheilte, daß er mit der Jagdgesellschaft in's Thal gekommen sei. „Das zeigt wieder einmal die angeborene Diskretion dieser prächtigen Menschen! Anfangs konnten die Leute sich nicht genug über meinen Entschluß wundern; mit der Zeit haben sie sich daran gewöhnt!"

Sie wohnte schon seit drei Jahren in dieser Einsamkeit!

Er sah sich in dem Raume um; ein paar Teppiche und Seidenstoffe an den Wänden, viele ungerahmte Bilder und Skizzen, die zu erkennen es zu dunkel war — er konnte nicht umhin, sie zu fragen, warum sie sich freiwillig lebendig begrübe?

Sie lachte; sie hatte überhaupt etwas wohlthuend Heiteres an sich: „Ich finde es hier schön; für mich ist dies die einzige Art, das Leben zu ertragen!"

In ihm stieg die Ahnung auf, daß sie vielleicht geistig nicht ganz normal sei, zumal als er erfuhr, daß sie sich keine Art von Bedienung hielte, sondern Alles allein thäte, im Winter sah sie infolgedessen manchmal wochenlang kein menschliches Gesicht.

„Und kennen Sie denn keine Furcht?" fragte er.

„Furcht? Wovor? Als ich hier einzog, sagte ich mir: Du und die Furcht könnt unmöglich zusammen hausen — und da bin nur ich geblieben! Wer etwas zu verlieren hat, hat Furcht, nicht ich!"

„Aber Sie haben doch unter Anderem das Leben zu verlieren."

„Oh" — sie machte eine wegwerfende Bewegung, „das ist Niemandem des Nehmens werth, und ich wäre so froh, wenn mich Jemand davon befreite!"

„Wenn ich so dächte, würde ich mich selbst davon befreien," entgegnete er hart.

Sie sah ihn verweisend an: „Das darf man nicht, man muß sein Geschick erfüllen. Sind Sie denn kein Christ?"

„Wenn man nur immer wüßte, was das heißt: Geschick erfüllen und Christ sein!" antwortete er.

Während dieses Gesprächs hatte sie einen kleinen Tisch gedeckt und ging nun trapsig die Stiege wieder hinab in die kleine Küche, um die Mahlzeit zu holen.

Was sie wohl bringen würde? Goldene Nichtschen oder silberne Warteeinweilchen! Ihm war zu Sinn, als sei er in eine verzauberte Hütte gelangt. War sie eine Fee oder eine Hexe? Vielleicht etwas von Beidem!

Die Wanderung, der Nebel und Schnee hatten ihn schon in eine ungewöhnliche Stimmung versetzt, nun noch diese überraschende Begegnung! Er hatte gemeint, es gäbe für ihn nichts Neues unter der Sonne, aber dies Wesen war neu!

Ihre Mahlzeit bestand aus aufgewärmten Linsen und in der Schale gekochten Kartoffeln — poetisch war es nicht, aber ärmlich. Kein Stück Fleisch war im Hause, zufällig auch kein Tropfen Milch; als wärmendes Getränk genoß sie Thee, und ihr einziger Luxus bestand in Aepfeln. Gut, daß er in seinem Rucksack etwas Schinken und Wurst führte; sie freilich verweigerte Fleischgenuß, sie sei Vegetarierin! Eine neue Schrulle!

Zur Feier seiner Anwesenheit wurde mit großer Mühe eine Stehlampe zum Brennen gebracht, sie war seit mehr als einem Jahre nicht angezündet gewesen. Bei ihrem Scheine konnte er nun die ungerahmten Skizzen, die an die Wand gepinnt waren und auf der Erde standen, ordentlich sehen.

„Das ist ja ein famoser Kopf, eine ganz geniale Skizze," rief er und ließ seine Kartoffeln im Stich, um das Bild näher zu betrachten.

„Es ist der Ziegenbub, der mir Sommers die Milch bringt; ein prächtiges Kerlchen, nur sitzen mag er nicht; ich muß ihm immer zwei Kreuzer für die Viertelstunde geben, und selbst dann hält er nicht still, aber bildschön ist er!"

„Die Skizze ist jedenfalls meisterhaft gemacht und muß sprechend ähnlich sein."

„Aehnlich mach ich immer, das ist ganz leicht," meinte sie etwas verlegen, „aber das Schlimme ist, daß ich nie über die Skizze fortkomme!"

Sie wollte das gemacht haben? Das schien ihm schier unglaublich. Ihm fiel ein, daß es ein bekannter Zug der Irrsinnigen ist, zu glauben, daß sie Alles machen können.

Sie fuhr fort: „Aber kommen Sie lieber zu Ihren Kartoffeln zurück, damit sie nicht kalt werden, wärmen könnte ich sie nicht, sonst reicht das Holz nicht für morgen früh! Die Kathi sollte kommen, um mir etwas hinaufzutragen; wenn aber der Schnee anhält, kommt sie nicht und muß ich es allein thun!"

„Eine Hand, die das machen kann, gnädige Frau," er zeigte auf die Bilder, „darf doch nicht Holz sammeln."

Sie lachte wieder: „Frau? Nein, ich bin nicht verheirathet, mich hat Keiner gewollt! Was aber das Holztragen betrifft, das ist gesund! Schwerer ist es schon, das Wasser vom Brünnli zu holen, manchmal gar vom Bach! Vorigen Winter bin ich mit den vollen Eimern arg auf's Knie gestürzt und mußte stilliegen. Es war mir schon recht, warum war ich so ungeschickt! Die Hauptsache im Leben ist, daß der Mensch allein mit Allem fertig wird und keine Hilfe gebraucht! Wenn meine

Hand das Mühsamere und Feinere versteht, muß sie doch das Gröbere erst recht können?"

„Wie sind Sie zu lauter so falschen Anschauungen gekommen?" fragte er.

„Falsch? für mich sind sie richtig! So allmählich; hier in der Einsamkeit habe ich Alles entdeckt, was an meiner und der meisten Menschen Erziehung falsch war! Es muß doch einen Grund haben, daß so viele Menschen unglücklich sind?"

Ihre lachenden Augen schienen sich plötzlich mit Thränen zu füllen. Diese Frau mußte schwer nervenkrank sein, das erklärte Alles! Wahrscheinlich stand sie hier unter ärztlicher Aufsicht und bildete sich nur ein, ihr Aufenthalt sei ein freiwilliger. Er hatte davon gehört, daß man kranke Nerven durch Holzhacken oder ähnliche grobe Arbeiten neuerdings heilt. Daher ihr Wassertragen! Sein Arzt hatte ihm ja auch Turnen und Kegeln angerathen.

Diese plötzlich ihm aufsteigende Erkenntniß ihres krankhaften Zustandes lähmte ihm die Zunge, er suchte jetzt mühsam das Gespräch wieder anzuknüpfen. „Sie haben mich nicht einmal gefragt, wie ich heiße," begann er, „das nennt man großartige Gastfreundschaft!"

Sie dachte bei diesen Worten, daß er sicherlich wisse, wie sie heiße, daß er doch schon in Brand von ihr gehört habe, und seine Ueberraschung beim Eintreten nur eine gespielte gewesen sei! Infolgedessen begann sie, ihn nicht mehr so sympathisch zu finden, wie er ihr anfangs geschienen war. Sie wollte sich vor ihrem alten Fehler hüten, der darin bestand, jeder neuen Bekanntschaft mit der unbestimmten Hochachtung, dies müsse ein Idealmensch sein, entgegenzutreten!

Doch sie mußte ihm antworten, aber sie that es in etwas absprechender Art: „Solche Kleinigkeiten gewöhnt man sich in den Bergen und beim Schneetreiben ab! Das ist ja das Gesunde an diesem Leben. Was würde mir ein Name oder ein Titel auch sagen? Sie sind ein Mensch, das ist mir ganz genug!"

„Aber ich könnte doch einen Ihnen bekannten Namen haben, irgend was in der Welt bedeuten?"

„Welchen Werth hätte das hier? Für mich wäre es augenblicklich interessanter, Sie könnten Holz tragen und Schnee schaufeln, als wenn Sie der Kaiser von China wären — denn selbst der hat nichts zu versprechen, was mich reizen könnte!"

„Der Kaiser von China bin ich nicht, und das Holztragen kann ich ja versuchen."

„Ich habe Ihre Hände schon taxirt, Sie können keine Außenarbeit machen! Wenn Sie Goethe wären, das hätt' mich freuen können! Aber der ist leider todt! Sehen Sie, das wäre der einzige Mensch, den ich so herzlich gern einmal gesprochen hätte! Der hätte mir auch helfen können!"

„Wenn Sie so hohe Forderungen stellen, muß ich freilich schweigen. Aber darf ich wenigstens wissen, worin Goethe Ihnen hätte helfen können?" fragte er scherzend.

„In Allem!" entgegnete sie ganz ernsthaft. „Mein größtes Unglück, — aber das können Sie vielleicht garnicht verstehen? — war, daß ich die Menschen, aber alle, alle, (ich werde gewiß mit meiner Amme angefangen haben!) überschätzte! Wenn ich nun Goethe einmal gesehen hätte, würde ich mich trösten, daß ich mich wenigstens ein einziges Mal nicht geirrt hätte! Es ist so furchtbar, immer enttäuscht zu werden, man flieht dann schließlich bis hierher!"

Er schwieg. Sie war entweder ein sehr originelles Wesen oder unzurechnungsfähig. Er machte sich klar, daß das blöde Zutrauen, mit dem sie ihn aufgenommen, ihre ganze Furchtlosigkeit, nicht normal sei.

Da er nichts sagte, fuhr sie fort: „Sie sehen so klug aus und sind entschieden ein Mann der großen Welt — als Malerin habe ich Blic dafür, außerdem kenne ich dies gewisse Etwas, was der Kaiser von Chin auch haben würde, wenn er sich einmal dazu herabließe, Mensch zu spielen die Ueberzeugung, wie gut es von ihm ist! So sahen Sie auch bein Schälen Ihrer Kartoffeln aus; sie waren überzeugt: unendlich, verdienstvol herablassend zu sein! — Also, um auf meine Frage zurückzukommen, Si könnten mir gewiß sagen, ob es ein Zeichen von Talent oder gerade vo Gegentheil ist, wenn man immer wieder sich irrt und immer wieder be trogen wird? Sehen Sie, das quält mich seit drei Jahren; ich habe ga nicht die Möglichkeit, etwas Ordentliches zu arbeiten, weil ich das nic entscheiden kann . . ."

„Mir scheint, das Eine hat gar nichts mit dem Anderen zu thun, entgegnete er ausweichend.

Er hatte eine kindische Scheu vor allem Krankhaften, besonders v Geisteskranken; er wollte sie nicht reizen, sie schien in einer so groß inneren Erregung zu sein, als sie ihm nun lebhaft erwiderte:

„Wie können Sie nur sagen, das Eine hätte mit dem Anderen nich zu thun? Was ist denn das Talent Anderes als die letzte Quintesse des Menschen? Glauben Sie denn, daß man ein starkes Talent und e schwacher Mensch sein kann?"

„Sicherlich," entgegnete er, obgleich er es sich gleich darauf vorwa ihr widersprochen zu haben. Aber sie that immer das Gegentheil von de was er erwartete, sie ärgerte sich gar nicht über seinen Widerspruch, sonde meinte nach kurzem Schweigen:

„Das wäre ja herrlich! Dann könnte ich doch noch einmal etw leisten, obgleich . . ."

Nun ließ sie das Gespräch fallen und war nur um ihren Gast b müht, ob er nicht rauchen wolle, ob es ihm warm genug sei? Er steck

sich eine Cigarette an, und sie nahm dankend auch eine von ihm an. Mit einem Male sagte sie:

„Sie halten mich am Ende für verrückt?“ Es gab ihm einen förmlichen Stoß, sie fuhr aber unbekümmert fort. „Man müßte eine andere Adaptionsfähigkeit haben, als Männern in die Wiege gelegt wird, um zu verstehen, wie Einem zu Muth ist, der Jahre lang nur mit sich gesprochen hat, und dem der Schnee unvermuthet einen gebildeten Mann in's Haus jagt! Natürlich scheint es Ihnen unlogisch. Ich bin hierher gegangen, um nichts von Welt und Menschen zu hören, d. h. nur von dem äußeren Getriebe; die tiefen, ewigen Fragen des Menschseins beschäftigen mich nur desto mehr.“

Er wollte nun von ihr wissen, woran sie erkannt habe, daß er ein gebildeter Mann sei? Sie citirte mehrere Aeußerlichkeiten und warf die Gegenfrage auf, warum er gleich gewußt habe, daß sie keine Bäuerin sei, sie sähe doch aus wie ein armes Weib, das Holz sammelte; und dann sprachen sie über das, was man Bildung zu nennen pflegt. Im weiteren Verlauf des Gesprächs merkte er zu seinem Erstaunen, daß sie keine Zeitung as und nichts von den Ereignissen des Tages wußte! Sie meinte, man rauche nur seinen Goethe, damit könne man überall bestehen. Seit Goethe ie Augen geschlossen habe, sei nichts Lesenswerthes geschrieben worden.

Er wurde dadurch von Neuem in seinem Argwohn bestärkt, und es eschlich ihn ein unheimliches Gefühl, das noch anwuchs, als sie ihm ein Stübchen unten anwies, das weder Riegel noch Schlüssel hatte. Ihm fiel ne Scene aus einem Roman ein, wo eine Irre Nachts einen Tobsuchts-nfall bekommt und einen harmlosen Fremden bedroht. Er hielt es für rsichtiger, in einem anderen Raum, als dem von ihr hergerichteten, sich iederzulegen. So schlich er, sowie sie in ihr oberes Gemach verschwunden ar, über den Flur, der zwischen den vier Gastzimmern lag, und richtete h in einem nach der anderen Seite belegenen Stübchen häuslich ein. er Sicherheit wegen trug er noch Tisch und Stuhl vor die Thür.

Es war feucht und kalt in diesen Löchern! Unter den harten Filz-cken und den unbezogenen Federkissen schauerte er auf der Strohmatratze sammen, obgleich er sich natürlich vollständig angekleidet hingeworfen tte. Er schalt schließlich seinen Impuls, dort einzukehren, in allen rachen thöricht. Als er die Gardinen vom Fenster gezogen hatte, hatte sich zwar überzeugt, daß er nur einen halben Meter über dem Erdreich r, also bei irgend einer Gefahr mit einem Schritt im Freien stand. e merkwürdige Person konnte ja auch die Hütte anzünden; er traute ihr es zu! Er hatte sich in ein förmliches Abenteuer begeben, und nichts r ihm mehr zuwider als Abenteuer, aber in der Dunkelheit zurück-ehen, war ausgeschlossen. — In Schnee und Nebel nimmt übrigens s große Proportionen an — damit schlief er schließlich etwas be-igter ein.

### III.

Als er aus einem beängstigenden Traume auffuhr, war es ganz hell im Zimmer. Anfangs konnte er sich nicht Rechenschaft darüber geben, wo er sich befand, sondern starrte bestürzt um sich. Erst allmählich entsann er sich des gestrigen Abends, und nun wurde ihm klar, daß der Mond voll in das Stübchen schien, und der Schnee noch besonders helle Reflexe durch's Fenster warf. Der Schneefall hatte also aufgehört, und es war klarer Himmel. Er zog seine Uhr hervor; da er vergessen hatte, sie aufzuziehen, war sie nach Drei stehen geblieben; es mußte also noch später sein. Er sann nach, was er eigentlich geträumt hatte und wovon er aufgewacht war; es war irgend etwas Furchtbares gewesen — ein Alpdrücken, das von den Kartoffeln oder den schweren Federbetten, die ihn fast erdrückt hatten, herrührte. Er warf die Kissen bei Seite und wollte an's Fenster treten; mit einem Mal fuhr er entsetzt zurück — nur wenige Schritte vor ihm, im grellen Mondschein stand draußen seine Wirthin! — Sie hatte ein helles Gewand an, die langen Haare hingen lose den Rücken hinunter; sie schien in den Mond zu schauen. Vielleicht war sie Nachtwandlerin?

Nein, sie setzte sich auf eine kleine Holzbank unter dem Fenster nieder; sie war wach.

Er trat so weit zurück, daß er von ihr nicht gesehen werden, sie aber genau beobachten konnte. Natürlich glaubte sie ihn an der anderen Seite der Hütte bei verhängten Fenstern im festen Schlafe! —

Was in aller Welt begann sie da?

Daß Kneipp vorschreibt, barfuß im nassen Gras zu gehen, war ihm nicht unbekannt, sie aber wollte augenscheinlich im Mondschein barfuß im frischen Schnee laufen. Was für ein Aberglaube mochte sie dazu treiben? Sie entledigte sich rasch ihrer Strümpfe, ahnungslos, daß er sie immer genauer beobachtete, denn sie gewährte ihm einen seltenen Anblick: Kaum an Statuen hatte er je so wunderschöne Gliedmaßen gesehen; der Fuß war unvergleichlich schön! Konnte es wirklich in Fleisch und Blut — nicht nur in Marmor — so vollendete Formen geben? Das hätte er wirklich nicht für möglich gehalten. Tadellos in jeder Linie, mit gänzlich unverkrüppelten Zehen, die zweite Zehe bedeutend länger als die große, mit rosigen, wie polirten Nägeln. Und mit diesen zarten Gehwerkzeugen wandelte sie im Mondschein auf dem frischen Schnee — hoffentlich war ein Streifchen Rasen darunter und nicht hartes, spitzes Geröll! Wahrscheinlich sollte das gegen Schlaflosigkeit helfen! Lange währte es nicht; sie mochte die Kälte des Schnees wohl bis in's Gehirn spüren, denn sie rieb sich die Stirn, setzte sich dann wieder auf die Bank und sperrte die Füße, naß wie sie waren, in lange Wollstrümpfe, die ihm dick wie Filz schienen, zog die Schuhe darüber und verschwand. Er hörte die Stiege knarren — ihr Atelier schien auch ihr Schlafgemach zu sein, denn dort endeten ihre Schritte.

Er selbst legte sich nicht wieder nieder, sondern öffnete behutsam das Fenster und sah in die berückende Mondscheinnacht. Unter ihm im Schnee lagen die Abdrücke ihrer schönen Füße; er starrte darauf hin, als könnten sie ihm etwas über dies merkwürdige Wesen sagen; aber er war weder Kriminalist noch Arzt und verstand sich nicht auf's Deuten. Nur seine Ueberzeugung, daß sie eine Irre sei, kam jetzt unlogischer Weise in's Schwanken; er schalt sich übereilt, daß er einem originellen Wesen gleich den Verstand abgesprochen hatte! Immer schwebte ihm der schlanke, weiße Fuß vor Augen! Er hätte ihn wohl einmal im Sonnenschein sehen mögen und ihn berühren — ihre Haut war gewiß so glatt wie Atlas; er stellte sie sich am Rande des Baches vor, mit diesen süßen Füßen im Wasser spielend, während heißer Sonnenschein auf dem flachen, tosenden Strome euchtete! Es müßte ein schönes Bild sein — aber plötzlich war sie es nicht, es war die kleine Amerikanerin, deren liebliches Gesicht ihn anlachte! Wie lange hatte er nicht an Millie gedacht; sie war lange todt, elend zu Grunde gegangen! Das kommt von der Liebe! Sie hatte einen leicht-innigen Burschen geheirathet, Beide arm, und jedes Jahr ein Kind! — Und sie hätte es doch besser haben können, hätte sie ihn genommen!

Mit einem Mal fühlte er, als ob das kleine, niedrige Zimmer ihn edrückte, er nahm den Alpenstock, schwang sich aus dem Fenster — heller unte es am Tage auch nicht sein, als bei diesem Monde! Am ganzen immel war kein Wölkchen, er wollte jetzt gleich zurück nach Brand. Vor-htig vermied er es, die Spuren ihrer Füße mit seinen dicken Nägelschuhen zerstören, und wandte sich dann rasch thalwärts.

Es läutete schon sechs Uhr, als er an der Kirche vorbeikam. Der chnee hatte schon weit oberhalb des Dorfes aufgehört, aber daß es „oben" rk geschneit habe, wußten die Wirthsleute bereits, als er eintrat. Man agte höflich, ob er die Nacht am See gut verbracht habe, und als er ählte, daß er nur bis zur Halbwegshütte gekommen, meinte der Wirth:

„So, so, dann haben Sie wohl die Gräfin angetroffen?"

„Wen?" fragte er.

„Die Gräfin — wie heißt sie doch?" Er rief es in die Küche hinein, er ältesten Tochter zu. Aber auch diese hatte den Namen eben ver-en — gestern hatte sie ihn noch gewußt; es wären eigentlich zwei nen!

„Wir nennen sie immer ‚die Gräfin,‘, weil sie die einzige im Thal sagte sie entschuldigend.

Erst als er in seinem Zimmer bei der Toilette war, machte er sich in wie häßlichem Licht er durch sein abschiedsloses Fortgehen vor ihr d. Es mußte ihr weh gethan haben! War er denn solch' brutaler st, daß er nie an die Gefühle Anderer dachte? Sie hatte ihm dar-ten, was ihre Armuth hatte, und er war ohne ein Wort des Dankes

davongegangen! . . . Natürlich mußte er noch heute zur Hütte zurück, um das gut zu machen.

Während er Kaffee trank, brachte ihm die Wirthstochter einen Streifen Papier, auf dem: „Elfriede, Gräfin Langenfurt-Kehrsheim“ stand.

„Welch' entsetzlicher Name!“ rief er mit übertreibendem Hohne. „Der muß erfunden sein,“ setzte er hinzu. Natürlich! Hier hätte sie sich ja eben so gut Prinzessin Hutzliputzli nennen können, sie heißt vielleicht Anna Schulze oder Müller! „Habt Ihr denn keinen Grafenkalender im Haus?“ fragte er barsch.

Das Mädchen wußte nicht, was das sei, und antwortete nur scheu, als wäre es ihre Schuld, daß der Name dem Fremden mißfiel: „Sie will auch immer nur Fräulein Elli genannt werden.“

Der Wirth meinte, sie sei so merkwürdig wie ihr Name. Anfangs hätten sie manchmal über sie gelacht, es sei schon richtig, daß alle unverehelichten Frauen etwas Absonderliches bekämen — sie hätte es besonders mit Waschen und Barfußlaufen, und außerdem mit Aepfeln, Aepfel seien ihr mehr als Brod! Aber sie sei dabei so gut wie ein Engel! Als der Lehrer im vorigen Jahre krank gewesen, habe sie die Schule drei Wochen lang für ihn abgehalten, und die Kinder hätten so brav bei ihr gelernt. Den kleinen Mädchen gäbe sie noch immer Strick- und Nähstunden; wo sie könne, helfe sie, und keinen Sonntag fehle sie in der Kirche.

Der Staatsrath fand in seinem Herzen, daß Frömmigkeit nicht zu ihr passe; er stellte sie sich lieber als Heidin vor, die zu ihren Naturgöttern betete — er sah sie wieder barfuß im Mondschein über den Schnee schreiten. Darauf erkundigte er sich nach ihrem Malen. Ja, den Ziegenbub hatte sie abkonterfeit, auch das blonde Marieli und den Wirth. Die Leute im Dorf hielten das für eine Fertigkeit wie das Klavierspielen, die jede Dame habe, aber ihm war das Ganze unbegreiflich. Ein so schönes Mädchen mit so großem Talent und seit Jahren allein in einer Holzhütte beim tosenden Bach, unter dem drohenden Gletscher! Das paßte nicht in seine Weltanschauung, wie hatte das geschehen können in der besten der Welten? Das mußte er ergründen. Er fragte den Wirth unter vier Augen, wie denn das zuginge, daß sie so allein da wohne, ob nicht manchmal Besuch käme, wenigstens ein Arzt? Sie sei doch eine schöne und noch junge Person. Der Wirth meinte: so jung sei sie wohl nicht mehr, und zu ihr komme nie Jemand.

Ob sie vielleicht besondere Gründe gehabt, als sie sich zuerst in die Einöde zurückgezogen habe? Der Wirth verstand die Frage gar nicht und erzählte, anfangs sei sie wohl mehr aus Zufall in's Thal gekommen, einer der geistlichen Herren in Feldkirch hätte es ihr empfohlen. Schließlich hätte es ihr so gefallen, daß sie nicht mehr fortgewollt, und sie hätte sich ihre paar Sachen aus Paris kommen lassen. Arm schiene sie sehr zu sein, denn sie hätte immer auf die Billigkeit der Unterkunft geschaut, aber hoch

in die Berge hinein, nah' an den Gletscher hätte sie immer gewollt. Darum hätte sie gleich, als die Halbwegshütte erbaut worden, dort um das Oberstockwerk gebeten . . .

Der Staatsrath war wenig befriedigt von dieser Auskunft; er hörte nur äußere Gründe, aber irgend ein tief innerer mußte da sein. Es ging ihn ja eigentlich nichts an, aber er hatte sich vorgenommen, dies merkwürdige Schicksal zu ergründen.

Für's Erste stieg er jedoch planlos oberhalb des Dorfes auf den Matten umher und suchte sich ihre schönen Füße aus dem Kopf zu schlagen! Der Himmel war so klar wie gestern, ehe die Schneelaune ihn umdüstert hatte; Sonnenglanz durchzitterte die Luft.

Er setzte sich schließlich nieder.

Alles um ihn herum war still und warm, heilige Ruhe in der Luft, vor ihm wieder die berückenden Formen der bläulichen Berge und die sanfte Mulde des Thals. Das specifisch Menschliche war in ihm ausgelöscht, er fühlte sich ein Stück der unbegreiflich großen Natur, er lebte durch sie, gedankenlos vom Aether getragen. Unzählige Käfer und andere Insekten, sogar Schmetterlinge, waren durch die Oktobersonne zum Leben erwacht. Wie das schwirrte und kroch und sich mühte! Wozu? Wofür? Mußte er mit kleinem menschlichem Maßstab sie messen? Konnte er das Ziel- und Zwecklose, nur einfach Seiende nicht erfassen?

Stunden vergingen; alle Eindrücke zogen oberflächlich, wie leichte, gleich wieder zerfließende Wolken an ihm vorüber; es war das höchste Glück, bei dem man sich selbst nicht einmal empfindet! Er schlummerte nicht, aber ihm war zu Muthe, wie im Augenblicke sanften Einschlafens, wenn des Lebens Schwere von Einem abfällt. Die melodischen Schläge der alten Kirchuhr drangen bis zu ihm; er wußte, daß man ihn unten zur Mittagsmahlzeit erwartete, aber er konnte dem Zauber dieser Stimmung nicht entfliehen. Es bannte ihn etwas. War's die Sonne, oder waren es die blauen Berge im Mittagsduft? Ihm war, als kehre solche Stunde nimmer wieder, als müsse er ein Traumleben festhalten, das ihm entfliehen wolle.

## IV.

Drei Stunden später bog er aus den Tannen, die die Halbwegshütte umgaben, und stand unvermuthet vor der Malerin. Sie saß mitten in der Sonne auf einem Stein am Brünnli und flickte einen Wamms, augenscheinlich den des Ziegenbubs, der in Hemdsärmeln neben ihr hockte. Sie hatte wohl nicht an die Möglichkeit eines Wiedersehens mit ihrem gestrigen Gaste gedacht, denn sie wurde, zu seiner Verwunderung, über und über roth, als sie ihn erblickte. Sollte sie etwas von seiner Indiskretion gemerkt haben?

Heute trug sie nicht die originelle Sammetkappe, sondern einen großen,

phantastisch zurechtgebogenen Strohhut. Die Füße steckten wieder in den groben Schuhen; er schielte unwillkürlich nach ihnen hin, als er guten Tag sagte. Dann holte er sich einen Stuhl; ihm schien es feucht vom gestrigen Schnee, sie aber behauptete, es sei ganz trocken, und der Sommer sei noch einmal wieder gekommen. Sie erklärte ihm ihre Arbeit: des Buben Mutter sei krank, und der Wamms schon lange zerrissen, da habe sie den Knaben herbestellt; er lerne indessen ein geistlich Lied."

„Ekelt es Sie nicht an?" fragte sie etwas ironisch. „Das Einfache, Volksthümliche ist nicht Ihr Genre!"

Sie hatte einen anderen Ton gegen ihn als gestern; es war, als müßte sie sich gegen irgend etwas zur Wehre setzen.

„Sind Sie böse, daß ich Ihr Obdach so undankbar verlassen habe?" begann er.

„Böse?" unterbrach sie ihn hochmüthig. „Auf Jemand böse sein, das ist eine Ehre, die ich nicht so leicht erweise! Ich habe lange geschlafen und weiß gar nicht, wann Sie aufgebrochen sind. Im Gegentheil, ich bin sogar sehr gerührt, daß Sie noch einmal gekommen sind," fuhr sie ironisch fort. „Wahrscheinlich steigen Sie heute bis zum See?"

„Nein, vielleicht morgen; heute wollte ich mir die Ehre geben, für Ihre große Güte zu danken und Ihre genialen Skizzen noch einmal zu bewundern!"

Er wollte sie bei ihrer Künstler-Eitelkeit packen, und sie merkte die Absicht und wurde verstimmt.

„Die Männer," brach es förmlich aus ihr heraus, „sind doch Alle gleich! Sie denken mir zu schmeicheln, wenn Sie meine Arbeiten ‚genial' nennen und meine Güte preisen! Aber wer sind Sie denn, daß Sie das wagen? Glauben Sie, daß Kunstverständniß vornehmen Leuten angeboren ist? Ich bin wirklich sehr begabt und bin auch besser, als Sie ahnen können. Wahrscheinlich stehen Sie innerlich gar nicht höher als ich und haben nicht das Recht, mich zu beurtheilen. Die dummen Einrichtungen der Welt geben Ihnen als Mann nur eine falsche Ueberlegenheit! . . . Ich bin aber keine Frau, die auf den Brocken wartet, den ihr irgend ein Mann zuwirft . . . Doch ich sah es schon gestern in Ihrem Gesicht: von der einen Seite könnte man Sie für einen Faust halten, aber von der anderen, besonders wenn Sie lächeln, sind Sie ein Mephisto — ich habe noch nie zwei so ungleiche Gesichtshälften gesehen!"

Er war starr über diesen Zornausbruch, der ihm, dem Ruhigen, eine so gewaltige Ueberlegenheit über sie gab. Er besann sich einen Augenblick, dann war ihm Alles klar:

„Also so böse sind Sie über mein heimliches Davongehen!" sagte er dann, „da fühle ich mich sehr geschmeichelt!"

Sie konnte nicht umhin als lachen, trotz ihres kaum verrauchten Zorns, weil er sie gleich durchschaut hatte.

„Ja," erwiderte sie, „es war zu typisch-männlich gehandelt; so lange ie mich brauchen konnten, so lange meine Armuth Ihnen noch etwas bieten hatte, nahmen Sie sie an; sowie Sie mich nicht brauchten, war werthlos. Das ist eben männlich!"

„Wer mag der Glückliche sein, der Sie diese hohe Meinung von einem Geschlechte lehrte" . . . unterbrach er spöttisch, aber sie fuhr fort: „Als Sie jetzt wiederkamen, ward ich an Ihnen irre — aber irgend was Schurkisches — pardon, Männliches, für mich ist das synonym — kt gewiß dahinter! Vielleicht haben Sie Edelweiß bei mir gesehen und nen es brauchen, oder irgend einer meiner alten Scherben paßt im Ton Ihre Sammlung" . . . sie nähte eifrig weiter, der Junge, der sein d lernen sollte, schielte immer vom Einen zum Andern. Es machte ihm Eindruck, als zanke das Fräulein den Herrn tüchtig aus, und der sah nicht so aus, als hätte er irgend eine Dummheit begangen!

Der Staatsrath zögerte einen Augenblick: Als Diplomat war er ge-mt, nicht immer seinem ersten Impulse zu folgen, aber er wußte auch, gerade das Spontane, Wahrhaftige manchmal verblüffend wirkt. nn er ihr nun sagen würde: „Sie haben Recht, etwas spezifisch Männ-s, Bewunderung Ihres wunderschönen Fußes hat mich hergezogen" — würde sie entgegnen? Es war doch zu gewagt! Er erwiderte also r: „Sie haben Ahnungsvermögen; ich bin wirklich mit einer Bitte her-nmen, die ich Ihnen vortragen werde, wenn Sie diese, Sie ganz birende Arbeit einmal bei Seite legen!"

Sie nähte eifrig weiter, als hätte er nichts gesagt. Wie kam er zu m Herrenton?

„So, jetzt ist der Wamms fertig," sagte sie zum Buben, „zieh' n!"

Er that wie geheißen. Sie wickelte einen Rest Garn auf, steckte ihre ln und einige Tuchreste in einen Nähkasten und bemühte sich, ein giltiges Gesicht aufzustecken; sie fühlte aber, daß er den Blick nicht hr nahm und sich dabei entschieden amüsirte. Schließlich mußte sie lachen, sie saßen in einer gezwungenen Intimität da.

„Nun können wir den Unsinn ja lassen," sagte sie, rührend verlegen. len Sie noch in's Haus eintreten oder gleich zurück nach Brand? abe Ihnen gar nichts vorgesetzt und besitze heute doch sogar Milch!"

Sie sah entzückend mädchenhaft aus, als sie so verlegen zu ihm , und unter diesem Eindruck sagte er etwas, woran er bisher nicht t hatte! Er hatte sie bitten wollen, ihr die Skizze des Ziegenbubs kaufen, jetzt sagte er statt dessen: „Wollen Sie mich nicht portraitiren? aben hier doch nur wenig Modelle und immer nur gewisse Typen Männern; ein Stubengelehrter wie ich bietet Ihrem geübten Auge ndere Farbennuancen — und ich bleibe noch acht Tage hier im e —"

„Ein Stubengelehrter sind Sie nicht," unterbrach sie ihn und sah ih prüfend an. „Aber vielleicht haben Sie eine Frau, der Sie das Bil mitbringen möchten" — sie blickte auf seine Hand, die mehrere Ring trug. Es reizte sie augenscheinlich sehr, ihn zu malen; er hatte wirkli ihre Schwäche getroffen! Er ergriff gern das ihm angebotene Sicherheits ventil einer Frau: „Sie haben meine Absichten errathen," sagte e „Meine Frau hat die Geschmacklosigkeit, meine Visage gern vervielfältig zu sehen!"

Sie sah ihn kritisirend an und entgegnete dann: „Es ist ihr nic zu verdenken, denn Sie haben ein interessantes Gesicht — hauptsächlic durch seine, ich möchte sagen, Modulationsfähigkeit" —

„Sie meinen, es sei eine Gummifratze" . . .

Sie lachte kindlich über den ihr fremden Ausdruck. — „Nein, S haben im Gegentheil fast starre Züge, aber die Fleischtöne verändern i schnell — Ihre Starrheit ist nur Zwang, Gewohnheit" . . .

Er fand es außerordentlich angenehm, sich so von ihr kritisiren z lassen, und hörte ihr gern zu.

„Wird es Ihnen nicht zu weit sein, jeden Tag herzukommen? fragte sie.

„Ich kann mich ja in Ihrer Hütte einquartieren."

Sie aber meinte, es sei zu wenig Komfort dort; er wandte ein, da er das Nöthige heraufbringen lassen könne. An die Bewegungsfreihe die Geld giebt, hatte sie natürlich nicht gleich gedacht. Sie zögerte noc aber er wußte, daß es nur Scheu war, und besiegte alle ihre Einwänd

Wie ein Schuljunge, der in die Ferien geht, eilte er dann in's Do zurück. Lange hatte er sich auf nichts so gefreut wie auf dieses Portraitir werden! Ihm war, als sei plötzlich neues Blut in seine Adern gegoss worden. War das wieder der von ihr gerügte männliche Egoismus?

Es amüsirte ihn, inkognito mit einer Frau prahlen zu können v dieser hübschen und so unglaublich kindlichen Person. Ihm war doch i ganzen Leben noch nichts so Leichtgläubiges und Harmloses vorgekomm wie sie! Ob sie direkt dumm war?

Sowie er in's Dorf zurückgekehrt war, schickte er ein Mädchen, d Wäscherin Marie, der er einige Gulden für die Arbeit der nächsten Ta voran gab, zur Hütte — sie solle dort Holz tragen und ihm ein Zimm herrichten. Auch Schinken und einige Liter Wein sandte er mit. Ma fand, daß der Fremde etwas knauserig zahlte, er hielt sich aber für koloss generös, denn wie die meisten Reichen, rechnete er für sich mit ander Maß als für Andere.

Elli hatte schon in ihrem Atelier herumgewirthschaftet, um es „schö zu machen, als die Magd zu ihrer Hilfe eintrat. Hocherfreut nahm dieſe Hilfe an, denn nun konnte Alles gründlich gescheuert und gep werden, außerdem mochte sie die Marie gern leiden, weil sie flink bei d

Arbeit und fröhlich war. Elli hatte glückliche Menschen so gern, und Marie hatte ein Gesicht wie Leben und Sonnenschein! So scherzten die Beiden fleißig bei ihrer Arbeit und ihren Kartoffeln, die, als Alles fertig, zur Stärkung genossen wurden!

Elli hatte sich längst klar gemacht, daß ihr erster Eindruck vom Fremdem der Richtige gewesen sei. Es mußte ein vornehm denkender, edler Mann sein! Er ließ sich augenscheinlich nur portraitiren, um ihr eine so nöthige Anregung zu geben, es war pure Güte von ihm! Und wie zartfühlend, daß er das Bild für seine Frau haben wollte! Menschenliebe in ihrer reinsten Form war es, die er an ihr übte! Er hatte wohl verstanden, was sie quälte: daß sie an ihrem Talente zweifelte, da ihm nie eine öffentliche Anerkennung geworden war! Und nun wollte er sich malen lassen, das Bild vielleicht auf eine Ausstellung schicken, um sie bekannt zu machen! Sicherlich war er ein einflußreicher Mann, irgend eine Fürstlichkeit, er würde ihr Glück werden!

Und sie hatte an den Menschen verzweifeln wollen, weil Einer schlecht und gemein gewesen war, und nun schickte die Jungfrau ihr hier in diese Wildniß ein so herrliches Exemplar, um sie zu beschämen! Sie hatte nicht vergebens auf die Heiligen vertraut; sie wußte, daß auch heutigen Tages noch Wunder geschehen für die, welche fest glauben und beten. O, wie oft hatte sie in diesen Jahren schier verzweifeln wollen an sich und der Welt, besonders in all den schlaflosen Nächten, die sie durch Kneipp'sche Mittel immer zu bannen bestrebt war! Als sie es am wenigsten glaubte, hatte die Jungfrau ihr in Schnee und Nebel den Retter in's Haus geschickt!

Als die Magd unten, in dem letzte Nacht vom Fremden bewohnten Stübchen schon lange in festem Schlafe schnarchte, lag Elli noch immer auf dem Betstuhl in ihrer kleinen Bodenkammer und dankte der Mutter Gottes für das Glück, das ihr so unverhofft in's Haus geschneit war. Dann legte sie sich nieder und wiegte sich in Zukunftshoffnungen. Wenn man ihre Bilder erst kaufte — o, wie fleißig wollte sie arbeiten, um ihre Schwestern unterstützen zu können! Wenn sie viel erwürbe, wollte sie eine Stiftung für arme Künstlerinnen machen und jedem begabten Mädchen umsonst Unterricht ertheilen. Wer in ihre Hände käme, sollte sich nicht quälen, wie sie es gemußt, und nicht so viele künstlerische Irrungen durchmachen . . . Aber sie würde Allen rathen, in Paris zu studiren und bei Ihm . . . — sie würde ihren Schülerinnen Empfehlungen an ihn mitgeben! . . .

Was er wohl sagen würde, wenn er ihren Namen wieder sähe? . . . Ach, wenn sie nur einmal nicht an ihn zu denken brauchte . . . aber sie verdankte ihm doch ihr Können, ohne ihn wäre sie nie zur Beherrschung der Technik gelangt! . . .

Wenn sie nur erst wieder schlafen könnte wie andere Menschen! Es

war gewiß schon wieder zwei Uhr oder gar vier, wie gestern! Sie rieb ein Streichholz an und sah auf ihre kleine silberne Taschenuhr — die Mutter hatte sie ihr einst zur Firmung geschenkt. Wie ihr das eben einfiel, küßte sie die Uhr.

Es war erst Eins! Ob sie noch einmal ein kaltes Bad nehmen sollte? Das Schneelaufen gestern hatte gleich genützt, aber Schnee ist auch etwas Besonderes, Geheiligtes; Schnee fällt direkt vom Himmel! Jetzt war keiner mehr da, Alles weggethaut, sie mußte Wasser nehmen.

Mit der Laterne ging sie in den kleinen zweiten Verschlag neben dem Atelier, den sie Toilettenzimmer getauft hatte. Hier standen die verschiedenen Holzwannen zu ihren Waschungen. Es war kalt, und sie schauerte zusammen, direkt aus dem warmen Bett in eiskaltes Wasser — aber gerade das sollte ja nervenstärkend sein!

Nach einer Viertelstunde lag sie wieder im Bett. Aber der Schlaf wollte nicht kommen, die Erregung über das am folgenden Tage zu beginnende Bild ließ ihn nicht eintreten. Erst kurz vor sechs Uhr schlummerte sie leicht ein, um gegen acht müde und abgespannt zu erwachen!

## V.

Die Freude über die bevorstehende Arbeit trug aber den Sieg über das körperliche Mißbehagen davon. Es war doch ein großes Ereigniß in ihrem Leben.

Das Atelier strahlte in Sauberkeit; sie hatte es mit Herbstzeitlosen und Tannenzweigen geschmückt, auch die Stiege war für den Gast dekorirt worden.

Sie selbst ging vor der Thür auf und ab, um dem Fremden, für den sie einen Namen gefunden, möglichst früh zu erspähen. Sie nannte ihn „Athanarich"; es hatte sich ihr so aufgedrängt, vielleicht, weil sie als geschichtliche Reminiscenz „aus dem Hause der Balten" nur den Namen jenes Helden behalten und ihr das eingefallen war, als die Magd erzählte, der Fremde habe sich „einen Balten" genannt, was das hieße?

Von Kindheit an hatte Elli für ihre Bekannten besondere Benennungen erfunden! — Die Magd hatte ihr noch mehr über den Fremden mitgetheilt, dessen Wäsche sie besorgt habe: Er trüge nur sehr feine Sachen, und sein Diener, der wie ein Herr gekleidet sei, habe im Gasthaus die Nase gerümpft und gemeint, das niedrigste Gesinde bei ihnen hätte nicht so gewöhnliche Kost, wie man dort seinem Herrn vorsetze! Auch von einem Palast in Petersburg und mehreren Schlössern im Kurland — Marie besaß ein gutes Gedächtniß und hatte sich Alles gemerkt — hatte er geredet . . .

Wenn Elli auch Manches der Uebertreibung des ungebildeten Dieners zu Gute hielt, so hatte sie dem Fremden doch auch angemerkt, daß er sich schwer in die Rolle eines einfachen Touristen schickte. Es hatte ihr nicht

gefallen, denn der Mensch soll doch Herr seiner Gewohnheiten bleiben! Jedenfalls aber wollte sie nicht, daß er zu ihr unter dies einfache Dach zöge; mehr als fünf Stunden konnte sie doch nicht arbeiten; da war es besser; er kam um zehn Uhr aus dem Dorfe hinauf und kehrte um vier Uhr heim.

Mit dem Wetter hatte er Glück; als er erschien, stand die Sonne hell am Himmel; für das Licht zum Bilde machte sie der Malerin sogar zu schaffen, da diese einige Strahlen, die durch's Oberfenster kamen, mühsam ausschließen mußte. Wie ein Pfeil schoß sie um ihn herum, und mit ganz beseligten Blicken maß sie ihn, als endlich auch der richtige Ton für den Hintergrund gefunden war.

„So ist es gut! Wenn ich Sie doch gerade so, mit dem leise ironischen Zug, auf die Leinwand bannen könnte. Jeder Mensch lächelt über sich selbst, wenn er sich so in Positur setzt, um sich abkonterfeien zu lassen."

Er hatte sich öfters portraitiren lassen, aber dieses Entzücken des Künstlers über sein Modell hatte er noch nie gesehen.

„Welch' eine Meisterin ist doch die Natur, diese wunderbare Harmonie in Allem, was sie schafft! Sehen Sie nur: Ihre Stirn und die Nasenlinie hätten etwas Hartes, wenn nicht die Mundpartie den Ausgleich herstellte. Alles hat Ergänzung. Aber wie soll ich nur diese Augen wiedergeben . . ." Dabei skizzirte sie mit großen Strichen den ersten Entwurf auf die Leinwand. „Wissen Sie, was in Ihren Augen so eigen ist? Meist sind sie licht und kühl; plötzlich aber, wahrscheinlich, wenn Sie lieb sein wollen, werden sie intensiv blau, als quille Himmelsfarbe aus dem Innersten ihrer Seele in sie hinein! Dann werden es Kinderaugen, lächelnd, unschuldig, gütig!"

„Mein Gott!" sagte er belustigt. „So etwas von Verhimmeln ist mir noch nicht vorgekommen! Ich muß mir einen Spiegel ausbitten, um mich zu überzeugen, daß ich nicht solch' Ideal bin!" —

Sie lachte: „Lassen Sie nur gut sein, es hört ganz von selbst auf, wenn ich es hier auf der Leinwand habe, dann ist es ein Stück von mir und wird scharf kritisirt; ich habe nur eine so endlose Bewunderung der Natur; oft stehe ich vor einer kleinen Blume und sage mir: „Wie verwegen ist doch der Mensch, das nachzeichnen zu wollen!"

„Blumen sind auch unvergleichlich viel schöner als Menschengesichter!"

„O, sagen Sie das nicht! Schöne Gesichter haben den ganzen Liebreiz der Blumen, aber noch so sehr viel außerdem!"

„Nein, das liegt nur im liebenden Auge!"

„Alles liegt im Auge!" Und nun sprachen sie darüber, ob es etwas gäbe, außer dem sehenden Auge und dem ihn treffenden Lichtstrahl. — „Nur nicht zu gelehrt," unterbrach sie ihn, „sonst kann ich Ihnen nicht folgen, ich habe nämlich gar nicht viel gelernt."

Sie arbeitete in fieberhafter Hast; er fühlte sich unendlich wohl unter

ihren Augen; es war, als ob noch nie ein Mensch ihm so tief in's Herz geschaut hätte, denn sie fand nur die Eindrücke edler Regungen auf seinen Zügen. Und was sie so an ihm begeisterte, war er selbst, seine eigenste Persönlichkeit, nicht Rang oder Stand, von denen sie nichts wußte!

Nach zwei Stunden war die Zeichnung vollendet und so sprechend ähnlich, daß er ihr vorschlug, auch nicht einen Strich mehr zu machen, sondern sie so, wie sie war, ihm zu überlassen, er sähe sich so, wie er lebte und leibte! Aber sie wollte davon nichts hören, und er gab nach. Er war förmlich ergriffen von ihrer großen Begabung und fragte sich wieder, wie es nur möglich sei, daß eine Frau mit solchem Talent verloren und ausgestoßen hier hause? Wenn sie ihn so strahlend ansah, stolz über ihre eigene Kunst, dann war ihm manchmal, als müsse er ihr sagen: „Ich bin's nicht werth, ich treibe nur aus Zeitvertreib einen Sport mit Dir, nimm mich nur nicht ernst! Nach acht Tagen bist Du mir so gleichgiltig wie eine alte Semmel; dann tritt das wirkliche Leben wieder in sein Recht, dies ist Höhenschwindel."

Aber er sagte kein Wort, ihre Schönheit fing an, stark in ihm zu gähren. Es war keine Möglichkeit, das Gespräch auf sie persönlich zu bringen, sie blieb Herrin desselben — wahrscheinlich wegen dieses ihn immer mehr beherrschenden Schwindels. Während sie arbeitete, schwand alles Leidende, Gezogene aus ihren Zügen, sie sah ganz jung und glücklich aus.

Nach einiger Zeit nahmen sie zusammen eine kleine Mahlzeit ein; sie behandelte das Essen aber als etwas ganz Nebensächliches — er hatte nie Aehnliches gesehen und sagte ihr scherzhaft: das sei ein Beweis geringer Kultur! Der Kulturmensch zeige sich erst bei den Mahlzeiten: sie nahm jedes Wort von ihm freundlich hin, aber sie beharrte auf ihrer Ansicht, es sei gemein, sich viel mit den Bedürfnissen des Körpers abzugeben, und ein Gourmand sei ihr immer nur wie ein halber Mensch erschienen — „nicht etwa, daß ich viele im Leben gesehen hätte, im Gegentheil, ich habe überhaupt mehr Hungernde als Satte gekannt!"

Nun ergriff er die Gelegenheit zu fragen: woher? Woher gerade sie mit einem so großen Namen dazu gekommen sei? Seinen Zweifel an dem Namen äußerte er nicht, er hatte sich den Gothaer Grafenkalender von seinem Wiener Buchhändler verschrieben und wartete ihn ab.

Sie lächelte: „Macht denn ein Name satt? Wir sind mit lauter großen Häusern verwandt, aber nie hat Einer für meine arme Mutter, die sich furchtbar quälen mußte, das Geringste gethan! Der Vater nahm wegen Schulden als Oberleutnant seinen Abschied — thun konnte er aber nichts, um Geld zu verdienen; das Vermögen der Mutter wurde aufgezehrt ... Es war eine schwere Jugend. Ich bin jetzt oft froh, daß mein einziger Bruder früh starb, wenn's uns damals auch sehr hart schien, auf ihn waren alle Zukunftshoffnungen gebaut ... Meine zwei Schwestern

ind Krankenpflegerinnen, da sie nicht in's Kloster wollten . . . Nur mir ist's besser ergangen, ich war immer frei! Ein Onkel, der mir den häßlichen Namen Elfriede gegeben hat, setzte mir eine kleine Rente aus, viel ist es nicht, aber ich hab' doch damit studiren können . . ."

„Also nur Armuth war's, die Sie hierher trieb?"

Sie wurde dunkelroth bei dieser direkten Frage, indirekt hatte er ja vom ersten Augenblick an gefragt.

„Ich fühlte mich auch überarbeitet, krank," sagte sie ausweichend, und mit einem Mal erwachte sein beinahe vergessener Argwohn, sie sei doch nicht ganz zurechnungsfähig. Warum war sie bei seiner Frage erröthet, während sie doch von der Misere ihrer Jugend ohne jede Scham gesprochen hatte? Er fühlte irgend etwas Furchtbares in ihrer Vergangenheit. Oder war es Einbildung, hatte sie ihn mit ihrem phantastischen Wesen angesteckt? Was war das nun wieder für eine merkwürdige Idee, ihn Athanarich zu nennen? Aber es schmeichelte ihm, daß sie sich so intensiv mit ihm beschäftigte.

Sie trieb jetzt zum Weitermalen; die Stunden wären hier im engen Thale gezählt, und morgen sei Sonntag. Er sah sie verblüfft an; aber sie blieb dabei, Sonntags arbeite sie nie, sie hielte es für eine Sünde, auch würde es im Thale Anstoß erregen. Es sei Unrecht, die göttlichen Vorschriften zu übertreten!

„Eins wundert mich nur bei Ihren vielen Vorurtheilen und Ihrer strengen Kirchlichkeit," entgegnete er, „daß Sie auf Goethe schwören. Sie sollten statt seiner den Heiligen Augustin oder einen anderen Kirchenvater sich erwählen!" Aber weder sein Spott noch seine vernünftigen Einwände konnten daran etwas ändern, daß sie Sonntags nicht arbeiten wollte.

Bei der nächsten Sitzung fragte er sie, wie sie denn eigentlich den langen Tag in der Einsamkeit todtschlüge, sie könne doch nur ein paar Stunden und nicht einmal jeden Tag malen? Sie lachte ihn aus und meinte, meist seien ihr die Tage zu kurz! Dann erzählte sie von ihren Spaziergängen auf dem Gletscher, zu dem sie nur auf steilen Kletterpfaden gelangen könne, und der eine so besondere Anziehung für sie habe. „Das Zeitlose lernt man da erfassen — er ist wohl unberechenbar alt, und wie schön ist's in seine tiefen Spalten schaudernd zu starren! . . .

Aber natürlich geht das nur im Sommer; viel herumlaufen thue ich aber in jeder Jahreszeit — und dann habe ich eine Arbeit unternommen! Sie werden mich auslachen, weil ich nicht die nöthige Vorbildung habe, aber gestehen will ich es Ihnen doch: Ich möchte der Natur durch genaue Beobachtung die Wettergesetze ablauschen! Wie ich zuerst hier in's Thal kam, fragte ich nach den Bauernregeln für's Wetter. Nie traf irgend eine ein. Hieß es: ‚jetzt wird's kalt!' hatten wir den folgenden Tag unnatürliche Wärme, sagte man: ‚dieser Regen hört noch lange nicht auf,' war's eine Stunde später klar! Darum versuchte ich mir selbst einen Vers zu

machen, beachtete jedes Anzeichen — o, was hat die Natur für unergründet[e]
geheimnißvolle Stimmen, selbst hier, wo kein Vogel mehr singt!"

„Und sind Sie schon zu einem Resultate gelangt?" fragte er belustig[t].

„Noch nicht. Aber denken Sie nur, wie schön es wäre, wenn i[ch]
wenigstens für dieses Thal untrügliche Vorzeichen für gutes und schlecht[es]
Wetter aufdeckte, wenn ich auf die Art den lieben, braven Menschen hi[er]
helfen könnte! Ich habe schon große Tabellen angelegt — und nun wiss[en]
Sie auch, warum mir der Tag nie lang wird, denn mit dem Wetter kan[n]
man sich unaufhörlich beschäftigen."

## VI.

Seitdem sie des Portrait begonnen hatte, konnte sie Nachts überhau[pt]
nicht mehr schlafen; nur Morgens eine kurze Stunde mit so schwere[n]
Träumen, daß sie in Todesängsten erwachte.

Sie wandte alle ihre großen Mittel an, stundenlanges Gehen, häufig[e]
Waschungen, Einwicklungen, es wurde nicht besser, sondern ein bohrende[r]
Schmerz im Hinterkopf begann, sowie sie sich niederlegte.

Sollte sie zu ihrem Beichtvater nach Feldkirch, der ihr einmal geholfe[n]
und sie hierher geschickt hatte, gehen? Da ihr Vater dort im Kollegium
erzogen worden war, hatte die Familie immer Fühlung mit dem Ort be-
halten. Aber sie würde ihm Alles sagen müssen, auch ihre unklaren Ge-
fühle, und über den Fremden konnte sie nicht sprechen! . . .

Athanarich war der klügste und zartfühlendste Mann, der ihr je be-
gegnet war, ihr wurde wohl in seiner Nähe, und er liebte sie augenschein-
lich. Sie sah es kommen und wollte es vermeiden, aber es war eigentlic[h]
schon geschehen: die Natur sprach zwischen ihnen Beiden! Darum schlief s[ie]
nicht mehr und träumte immer von Henry! — Sie durfte sich dem Glü[ck]
von Athanarichs Nähe nicht hingeben, sie mußte ihm erst Alles sagen,
Alles — davon konnte kein Beichtvater sie entbinden!

Es war der fünfte Tag, seitdem sie sein Bild begonnen, und de[r]
vorletzte vor seiner Abreise. Sein Diener war bereits im Gasthof ein-
getroffen, um alle Vorkehrungen zum Aufbruch zu machen. Für's Erst[e]
sollte die Fahrt nur bis Wien gehen.

Das Wetter im Gebirge war umgeschlagen und war einfach schrecklic[h].
Tief hingen die Wolken; man sah nicht einmal die nächsten Berge, un[d]
der Regen war kalt und schien unerschöpflich. Für die Beleuchtung beim
Malen an und für sich war es nicht ungünstig, nur war der Tag noc[h]
kürzer geworden, und der Weg hin und zurück weniger genußreich. Un[d]
doch ging der Staatsrath ihn heute schneller und lieber als je. Er hatt[e]
ihr so viel abzubitten.

Mit den Postsachen, die sein Diener aus der Stadt heraufgebrach[t]
hatte, war auch die Sendung aus Wien, der Grafenkalender, eingetroffen.
Fast bange hatte er ihn bei L aufgeschlagen; er erwartete wirklich nich[t]

ihren Namen dort zu finden — aber da stand er, und da stand sie, die jüngste der drei Schwestern einer Seitenlinie. Elfriede, Gräfin Langenfurt-Kehrsheim, und sie war 33 Jahre alt! Er begriff jetzt, wo er es gedruckt sah, gar nicht, warum er ihre Angaben immer bezweifelt hatte! War denn Druckerschwärze und Lumpenpapier mehr Wirklichkeit als ihr Wort? Wenn sie eine Schwindlerin wäre, würde dieser Kalender doch nur beweisen, daß es Jemand dieses Namens gäbe, nicht, daß sie dieser Jemand sei! Aber ihre leuchtenden, fast rothbraunen Rehaugen waren ein Urbild von Wahrhaftigkeit. Und ihre Erzählung von ihrer großen Strähne weißen Haars, die sich von der Stirn bis in den Nacken zog und ein Erbtheil der Familie sei, mit dem sie schon geboren worden sei! So etwas läßt sich gar nicht erfinden. Wie eigenthümlich wirkte diese weiße Strähne im krausen, rothbraunen Gelock ihrer Haare; ihretwegen bedeckte sie ihr Haupt, denn sie zog immer die Blicke auf sich. Daher die Sammetkappe, die er schon lange ihren Heiligenschein nannte, und die tief über die Stirn schirmenden Hüte!

Ueber den Ursprung dieser erblichen weißen Haarlocke, die angeblich nur Einer in jeder Generation trug, gab es eine grause Familiensage. Ihr Vater hatte sie nicht gehabt, aber der Onkel, dem sie die Leibrente von 500 Mark, die sie vor'm Verhungern schützte, verdankte. Elli war sogar überzeugt, diese Vergünstigung sei ihr nur wegen der Haare zugewandt worden. Wie milde erhaben hatte sie über die gedankenlose Hartherzigkeit der Verwandten, über ihre eigene Misere gescherzt — all' das war echt, und der Staatsrath schämte sich, daß er dennoch des gedruckten Beweises bedurft hatte.

Als ein Anderer trat er so an diesem fünften Tage bei ihr ein; aber sie war auch eine Andere.

Meist erwartete sie ihn vor der Thür, seitdem es regnete, wenigstens auf der Veranda; heute aber stand sie schon vor der Staffelei, die Palette in der Hand. „Haben Sie Nachricht von Ihrer Frau?“ fragte sie ganz unvermittelt. Er besann sich einen kurzen Augenblick, ob er ihr die Lüge eingestehen sollte; aber dann antwortete er: „Ja, ganz gute!“ Es war sein Princip, nie etwas einzugestehen.

Nun trat er hinter sie. Während er ihren Augen folgte, die auf dem fast vollendeten Portrait ruhten, legte er, wie aus Versehen, seinen Arm um ihre Schulter. „Da haben Sie aber viel seit gestern gemacht!“ sagte er ganz harmlos. „Es ist ja schon fertig!“

Bei seiner Berührung war ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper gegangen, sie schüttelte den Arm aber nicht ab, sondern trat sanft zur Seite, als habe sie die achtlos sein sollende Vertraulichkeit nicht gespürt. Als sie so einige Schritte von ihm entfernt stand, war ihm, als sähe er zum ersten Mal ihre wunderschöne Gestalt; der schlechte Schnitt des Kleides, die grobe weiße Schürze versteckten doch nicht das Ebenmaß ihrer Glieder.

Vor seinen Augen erstand wieder der schlanke, weiße Fuß — und eine eigenthümliche Gewißheit, daß sie die ganze Skala der Leidenschaft schon einmal durchgemacht und das Leben der Frau durchlebt, wenn sie auch nie den Namen eines Anderen getragen hatte, überkam ihn. Es war ihr zu natürlich gewesen, mit ihm, einem fremden Manne, zu verkehren, sie hatte ihn zu schnell begriffen und wiedergegeben, sie konnte keine welkende Knospe sein, sondern sie war eine voll erschlossene Frauenblüthe. Und dies erfüllte ihn mit einer unbegreiflichen Freudigkeit. Sie wußte, was ihn zu ihr zog, und wußte auch, was sie einander sein konnten. Und kindlich wahr wie sie war, würde sie ihm das ganze Geheimniß ihres Lebens offenbaren, wenn er sie jetzt mit seiner jung erwachten Leidenschaft in seine Arme zöge. Was daraus werden sollte, störte ihn keinen Augenblick; er ersehnte das kurze Glück der maßlosen Leidenschaft, die er in ihr ahnte! Einen Tag oder zwei hatte er noch — vielleicht konnte er sogar einen dritten zugeben. — Aber wie sollte das Eis schnell zwischen ihnen brechen, damit keine Zeit unnöthig verloren ginge? Er wußte, daß sie unter seinem Händedruck zitterte, aber es stand etwas Unfaßbares, Unbegreifliches zwischen ihnen. Was konnte es nur sein?

Mit tonloser Stimme bat sie ihn jetzt, seinen Platz einzunehmen.

„Es ist die letzte Sitzung, dann sind Sie erlöst!“

„Bin ich dann wirklich erlöst?“ entgegnete er mit besonderer Betonung.

Sie antwortete nicht darauf, sondern beschäftigte sich mit ihrer Arbeit. Warum hatte er auch heute die Unwahrheit gesagt, als sie absichtlich nach seiner Frau gefragt hatte? Zufällig, durch die Magd, die es vom Kammerdiener erfahren hatte, wußte sie, daß er unverheirathet war; seitdem hatte sie ihren Gefühlen zu weit Thor und Thür geöffnet. Wollte er es ihr erst im letzten Augenblicke, erst wenn die Flammen ihnen über dem Kopfe zusammenschlugen, sagen? Wollte er sagen: „Ich hatte keine Frau, aber jetzt habe ich eine!“ Alles an ihm war Zartgefühl und Edelmuth — sie wollte ihn nur machen lassen! Sie fühlte sich nicht werth, ihm anzugehören, er selbst nur konnte entscheiden, wenn sie ihm ihre ganze Vergangenheit darlegte! Wenn sein Spruch auch gegen sie ausfiele, glücklich würde sie doch bleiben, ihn gekannt zu haben. Nun erst fühlte sie sich wieder Mensch!

Das Wetter draußen wurde immer „wüster“, wie die Leute dort sagten. Er sah hinaus und meinte:

„Heute dürfen Sie mich nicht wieder hinausjagen, heute bleibe ich ganz gewiß auch die Nacht hier!“

„Aber jetzt haust das Mädchen unten!“ warf sie ein.

„Wollten Sie mir wirklich wieder eine der Kabachen unten anbieten?“ entgegnete er. „Nein, ich gedenke mich hier auf dem Divan im Atelier einzurichten, möglichst in Ihrer Nähe!“

Sie wurde bleich, aber etwas Frivoles wollte und konnte sie in
einen Worten nicht vermuthen.

„Dies ist freilich schlimmer als Schnee," meinte sie, auch hinaus-
chauend.

Sie fühlte sich wie in einem Traume, sie wußte gar nicht recht, was
e that und sagte, denn er sah sie so eigen an, daß ihr schließlich ganz
hwindelig wurde. Er sprang auf, da er sie schwanken sah, umfaßte sie
it beiden Armen, flüsterte ihr zu:

„Ich weiß, was Dir fehlt, ich mache Dich gesund," und küßte sie
idenschaftlich auf den Mund. Ein leiser Duft wie von lauter Frühlings-
umen entquoll ihr und nahm ihn ganz gefangen, als sie sich mit glühender
nnigkeit an ihn festsaugte. Wie eine ausgetrocknete Pflanze den Regen
ifsaugt, so nahm sie seines Mundes heißen Athem auf. Plötzlich riß sie
) los: das Mädchen stand mit dem Brett mit Tellern auf der obersten
tufe; sie wollte zur Mittagsmahlzeit decken. Elli hatte sie nicht kommen
ren und wußte nun nicht, ob Maria diese Umarmung gesehen hatte
er nicht? Sie ging in ihren kleinen Verschlag, er aber, wie ein Löwe,
: Blut geleckt hat, ging unruhig im Zimmerchen hin und her und
ließlich die Treppe hinunter.

„Dies dumme Frauenzimmer," dachte er, „mußte sie gerade in dem
igenblick auftauchen? Dabei habe ich selbst mir diese Magd hier auf-
alst!"

## VII.

„Was soll nun werden?" so fragte sich Elli unterdeß in ihrem Boden-
immerchen! „Wenn es nur im Kopfe nicht so eigen bohrte!"

Das Furchtbare war wieder über sie gekommen! Sie hatte ganz
eine Einsiedlerin gelebt, seit Jahren keinen Bissen Fleisch, nie einen
luck Wein zu sich genommen, sie hatte sich täglich stundenlang müde
ufen, mit kaltem Wasser ihren Körper gestählt, sie hatte das Weib in
ertödten wollen, nur ihrem Talente leben, und mit der ersten Mani-
rung ihres Könnens war auch die Leidenschaft in alter Kraft erwacht!
r diese denn Eins mit dem Talent? Konnte sie das Eine nicht vom
eren trennen? Hatte der Dämon so von ihr Besitz ergriffen? Alle
Pulse flogen nach ihm, und dabei mußte sie dennoch der furchtbaren
nde mit dem Anderen gedenken! Sie mußte ihm das sagen, sie hätte
ängst gesollt! . . .

Er klopfte an der Thür — nein, nicht er, das Mädchen war es,
zum Imbiß rief. —

Elli folgte dem Ruf mechanisch und setzte sich im Atelier an dem
en Tische nieder; sie hörte seinen Schritt unten, dann auf der Stiege
vie eigen es klang: trapp, trapp, trapp, wie das Verhängniß näherte
ch, fest und sicher.

„Elli," sagte er überrascht. „Ich hatte keine Ahnung, daß Sie sch
hier säßen und auf mich warteten!"

Ihr steckte etwas im Halse; vielleicht, weil er sie zum ersten M
„Elli" genannt, mußte sie es jetzt gleich, unvermittelt sagen!

„Können Sie wohl begreifen, wenn man leidenschaftlich liebt und g
mein betrogen wird, daß man dann nach der Gurgel des Geliebten grei
greifen muß — aus Menschenwürde? . . . Nein, das ist nicht klar g
sagt . . . denken Sie sich einen Mann, der die Schlechtigkeit so we
treibt, daß er schon vorher Zeugen bestellt, die bekunden sollen, was d
verrathene Frau ihm anthut, im Augenblick, wo sie erfährt, daß er
verräth! . . . Ist es nicht, als ob er sie wissentlich in's Verbrechen u
in den Tod treibt, um frei zu sein?"

Der Staatsrath war ganz fahl geworden: war dies auch Irrsin
hatte es doch Methode! Sie fühlte sich von ihm betrogen! Aber er ha
doch nie auch nur die leiseste Andeutung gemacht, daß er es ernst meint
Er hatte sie in dem Wahn gelassen, daß er verheirathet sei; die Liebel
mit ihr war doch nicht mehr als ein kleines Ferienabenteuer! Sie ha
ihm nichts vorzuwerfen, er gedachte sie für das wirklich ausgezeichne
Portrait glänzend zu honoriren!

Sie hielt sich die Augen fest mit der linken Hand zu, während d
Ellbogen auf den Tisch gestützt blieb, und fuhr fort:

„Man hätte mich wegen Mordversuchs verhaftet, und das war sei
Absicht, um mich ganz los zu werden — eine Irre war ich bestenfall
Aber die Wirthin hatte Mitleid mit mir und schämte sich im letzten Augenbl
des abgekarteten Spiels! Sie versteckte mich bei sich und sorgte dafü
daß eine meiner Schwestern mich an der Schweizergrenze empfing, u
dann kam ich nach Feldkirch und hierher! Und hier habe ich wieder lach
gelernt, vom Bach und von den kleinen Blumen, und ich habe lange nic
an ihn gedacht — bis Sie kamen!" . . .

Er hatte sich beruhigt! Dies hatte mit ihm nichts zu thun! Ab
es interessirte ihn brennend. Also das war es! Darum dieser wunde
bare Aufenthalt.

„Er war in Paris?" fragte er leise, als wolle er sie nicht aus ihre
Gedanken aufschrecken.

„Ja, in Paris. O, was waren wir arm! Aber glückli
und fleißig. Er hatte noch einen kleinen Bruder, den erzog ich — u
Alles mit meinem bischen Geld! Er war ein Sohn des Volks, aber i
habe immer geglaubt, das Echte läge tief unten im Volk, und Charakt
und Talent wären Eines! Und er war so talentvoll! . . . Als er mi
zuerst sah — wir lernten bei demselben Meister — schien ich ihm etwa
Ueberirdisches, ich war noch jung und muthig und glaubte an meine
Genius — die Flügel gebrochen hat er mir erst . . .
. . . Acht Jahre hielt ich ihn über Wasser, ich malte Blumen, weil d

h am leichtesten verkauften, damit er weiter studiren könnte und das öchste leisten! . . . Ich selbst führte ihn durch meine Beziehungen in das aus ein, wo er die Tochter — nur weil sie reich war — er sagte es ir erst, als sie schon getraut waren . . . und da konnte ich nicht anders . . zu falsch, zu hinterrücks hatte er an mir gehandelt! . . .

Natürlich habe ich ihm kein Leids angethan, ich wollte es nur, ein chwindel überkam mich, ich sah roth vor Augen und packte ihn — aber hatte ja keine Kraft, er schüttelte mich ab . . . Aber klagen wollte . . ." Sie lachte kurz auf, doch es klang wie ein Schluchzen.

Das Eine wollte der Staatsrath gern wissen, nur das Eine inter- rte ihn: war diese Liebe platonisch gewesen?

„Und warum hatten Sie ihn denn nicht geheirathet?" fragte er.

Sie nahm die Hand von den Augen und sah ihn groß an:

„Wenn man so arm ist, wie soll man denn das machen? Heirathen t ja Geld! . . . Und meine Rente, unser bischen trocken Brot hätte damit verloren! So lautet des Onkels Testament — Onkel war für losigkeit — war überhaupt ein Narr! . . . Aber das quält mich nicht r, all das ist mir lange vergeben . . .

. Bin ich in Ihren Augen schuldlos? Können Sie es verstehen?" te sie noch einmal. „Sehen Sie, es ist doch menschlich, daß die be- gte Natur im Weibe sich auch einmal rächt? Ich glaube" . . . und flüsterte sie, „ich glaube wirklich, daß ich das Recht hatte, ihn zu er- eln, denn er hatte doch mit dem Heiligsten, der Liebe, gespielt, um ichen Tand" . . . Er wurde der Antwort überhoben, die Magd kam Stiege herauf, um die Teller abzunehmen; Elli saß da, die Hände zusammengeballt.

„Regnet es denn noch immer?" fragte der Staatsrath das Mädchen. atte nur noch den einen Gedanken, so bald wie möglich aus dieser zu entkommen. Nur zu genau verstand er den inneren Zusammen- zwischen seiner Umarmung und dieser Erzählung. Jede Regung für ır erloschen, er konnte auf nichts Anderes mehr sinnen als auf seine Flucht.

Nachdem er ein paar Bissen gegessen, sagte er aufstehend:

„Ihre Worte haben mich so mitgenommen, ich muß einen Augenblick e Luft; mir ist zum Ersticken. Es ist wohl zu viel verlangt, wenn ie mitschleppe?"

Da sie im Hauskleid war und nur Schuhe anhatte, redete er ihr inmal zu; als sie aber aufstand, um seiner Aufforderung zu ent- n, machte er sich Vorwürfe, zu egoistisch zu sein; es wäre besser, ebe im Hause, er werde ja gleich wieder bei ihr sein!

Und so verließ er sie. —

Sie war wie entzweigebrochen vor Erregung; Alles schien sich mit drehen, so theilte sie der Magd mit, daß sie sich einen Augenblick ege, sowie der Herr zurückkäme, möchte sie an die Thüre pochen.

Und überwältigt von dem Glücksgefühl, ihm das Leid ihres Leben anvertraut zu haben und ihn gleich wieder zu sehen, schlief sie ein.

VIII.

Es war stockfinster, als sie aufwachte. Sie hörte den Regen auf da Dach prasseln und blieb einen Augenblick in einer süßen Betäubung, eine Nachklang des tiefen, erquickenden Schlafes, liegen. Dann besann sie sic Es war spät, er hatte gewiß nicht erlaubt, daß Marie sie wecke, er sa ungeduldig da und freute sich, daß sie endlich schliefe! Das sah ihm glei — immer an den Andern denkend, nie an sich! So hatte sie sich eine ganzen Mann geträumt!

Sie stand auf, zündete ihre Laterne an, um sich zu kämmen und z bürsten, ehe sie vor ihn trat. Er wollte ja die Nacht oben bleiben, s hatten noch lange schöne Stunden vor sich und hatten sich so viel zu sage

Hoffentlich hatte das Mädchen die Lampe im Atelier angezündet? Nein! Auch dort war es dunkel! Wie ungeschickt von Marie!

Elli leuchtete durch den kleinen Raum, er war nicht da; doch sei Bild sah sie mit einem so höhnischen Ausdruck, den sie nie darin beme hatte, an, daß ihr das Herz förmlich einen Augenblick stille stand. Hat sie sich verzeichnet? Nein, es waren falsche Schatten, die das Laterne licht auf sein Gesicht geworfen!

Sie stieg die Treppe hinab und rief das Mädchen. Diese kam a der Küche heraus. Wo der Herr sei? Er sei gar nicht zurückgekeh darum habe sie auch das Fräulein nicht geweckt. Nicht zurückgekehr Gar nicht zurückgekehrt? Sie stieß einen Schrei aus — um Gottes Wille dann war ihm etwas geschehen, er war ausgeglitten auf den Steinen, hatte den Fuß gebrochen und lag hilflos irgendwo — oder er hatte i Nebel gar den Weg verfehlt — sie konnte es nicht ausdenken — gera oberhalb der Klamm! Jesus Maria! das Unglück schreitet so schnell! U sie hatte geschlafen, als er ihrer bedurfte, Stunde um Stunde geschlafe

Sie hatte schon Stiefel und Rock angezogen, den Wettermantel darüb geworfen und stürzte nun mit der Laterne in der Hand in das Unwett hinaus. Das Mädchen ihr nach, denn sie mußten doch zu zweien sei um ihm Hilfe zu bringen!

Wenn er nur nicht die Straße aufwärts gegangen war — sollte das Mädchen hinaufschicken und selbst den Weg thalwärts absuchen? S jodelte, sie rief — nichts! Nicht einmal ein Echo! Sie rannte vorwär dann stand sie wieder still und leuchtete mit der Laterne um sich. Mar erklärte, daß sie das Fräulein um keinen Preis verließe; Nachts, b diesem Wetter müßten sie wenigstens zusammen bleiben.

„Nachts?“ fragte sie verstört.

Es war wirklich schon zehn Uhr. Mit jedem Schritt, den sie weiter gingen, ohne auf ihn zu treffen, wurde sie verzweifelter. Es war ja eigentlich von Anfang an ein hoffnungsloses Beginnen gewesen! . . .

Jetzt waren sie am Anfang des Dorfes. Alles schlief schon, aber sie gingen weiter, das Fräulein sagte, sie müßten sich Hilfe aus dem Gasthof holen, mit Fackeln müßte die ganze Gegend abgesucht werden, man könnte ihn ja noch lebend finden.

Natürlich lag auch das Gasthaus im tiefen Dunkel da; die Thüren waren fest verschlossen.

Elli setzte sich, überwältigt von ihrer Angst, auf eine kleine Bank vor ▯er Kegelbahn und überließ es der Magd, die sich besser darauf verstand, ▯ie Leute aus dem Schlaf zu klopfen; Marie rüttelte an der Thür, rief ▯ernehmlich und warf schließlich ihre Schürze, in die sie ein Stück Holz ▯ewickelt hatte, gegen das Fenster der Schlafstube. Elli hörte dem Gepolter ▯einahe theilnahmlos zu, der Regen rauschte dazwischen — sie konnte ▯icht mehr!

Endlich war Jemand wach geworden; Elli erhob sich müde von der ▯ank, weil sie hörte, daß die Thür aufgeschlossen worden war, und Marie ▯it dem Wirth sprach. Da kam diese ihr lachend entgegen. Sie lachte ▯, daß sie kaum erzählen konnte, warum dieser nächtliche Streifzug so ▯höricht gewesen sei: Der Herr war heil und gesund schon um drei Uhr ▯achmittags dort im Gasthof eingetroffen; da er sich im Vorbeigehen bei ▯egele schon den Wagen bestellt hatte, war dieser ihm auf dem Fuß gefolgt; ▯it Diener und Sachen war er eilig zur Stadt gefahren, um womöglich ▯och den Fünf-Uhr-Zug zu erreichen! Jetzt war er schon längst über ▯nnsbruck hinaus, und sie suchten ihn hier auf dem Geröll!! Es war doch ▯irklich zum Todtlachen. Auch der Wirth erschien und lachte, daß er sich ▯üttelte; als er sich beruhigt hatte, fand er es aber nicht recht, daß der ▯err dem Fräulein nichts gesagt habe. Solch' eine Angst sei sehr un- ▯sund. Aber so sei der Herr in Allem gewesen, gar zu wenig auf Andere ▯dacht. Das möge vornehm sein, schön fände er es nicht.

Elli entgegnete kein Wort; sie bestimmte nur, daß Marie jetzt unten ▯iben solle, da sie ganz durchnäßt sei und keine Kleider zum Wechseln oben ▯ der Hütte habe. Auch morgen brauche sie nicht zu kommen, falls es ▯ch regne; erst wenn's wieder schön geworden, möchte sie 'mal gelegentlich ▯naufsteigen. Dann dankte sie ihr noch und wandte sich zum Gehen.

Der Wirth bat das Fräulein, doch die Nacht bei ihm zu bleiben, in ▯r Nässe und Kälte schiene es ihm Unvernunft, noch hinauf zu gehen, und ▯s Zimmer, wo der Herr gewohnt habe, sei noch schön warm.

Sie schauerte zusammen bei dem Gedanken, sein Zimmer zu betreten. ▯im Fortgehen lächelte sie aber und meinte: „Ich und mein Laternchen, ▯r kennen keine Furcht! Grüß Gott!"

Und fort war sie, raschen Schritts, in der Dunkelheit entschwunden.

Der Wirth schüttelte den Kopf: sie war doch gar zu merkwürdig, aber gut. Da hatte sie sich all' die Angst und Noth um den unangenehmen Herrn gemacht. — Der würde sich für keinen Menschen bemüht haben! —

* * *

Es regnete noch zwei Tage lang ununterbrochen; am dritten klärte es sich langsam auf. Da ging Marie zur Halbwegshütte, um sich ihre paar Sachen zu holen. Es war ein grauer Tag, und die Leute meinten, es würde am Ende noch mehr Regen geben; darum ging sie schnell, damit sie noch vorher wieder heim sei. Hin und wieder hoben sich die Wolken von den Bergen und zeigten, daß sie lichten Schnee zurückgelassen, wo sie ausgeruht; aber schnell hüllten sie ihn wieder ein, als sei er noch des schützenden Schleiers bedürftig, oder als sei es noch nicht an der Zeit, dem grauen Thale die strahlende Helle zu zeigen.

Marie trat gedankenlos, wie sie den ganzen Weg gemacht hatte, auch in die offene Hütte ein.

„Fräulein," rief sie, „ich bin's!" wie es ihre Gewohnheit war.

Keine Antwort erfolgte.

Das war ungewöhnlich, meist rief das Fräulein zur Antwort: „Grüß Gott, Marie, gut, daß Sie da sind!" und ihre Stimme klang beinahe so schön wie eine Glocke — Marie hatte es daheim öfters gesagt. —

Aber vielleicht war das Fräulein beim Umkleiden . . .

Der Ofen brannte nicht. Wie eigen! Und das Atelier mit den beiden Nebenkammern war leer.

Sie war also ausgegangen. Da mußte Marie halt warten, bis sie wiederkam.

Sie stieg die kleine Treppe hinab, um sich in der Küche niederzusetzen. Vielleicht fand sie da auch ein Stück Brot; sie hatte sich hungrig gelaufen. In der Küche stand Alles noch so unfertig, wie sie es an jenem Abend in der Eile verlassen hatte, als wäre dort seitdem nichts angerührt worden. Ein eigenthümlich Gefühl beschlich das Mädchen, aber sie lachte es sich weg: das Fräulein hatte sie wohl mit der damaligen Angst angesteckt! Nein, Fräulein Elli kannte den Weg, um sie brauchte sich Keiner zu sorgen, ihr konnte nichts geschehen sein!

Sie wartete eine volle Stunde.

Es war so furchtbar still! Nicht einmal der Wecker, den Fräulein Elli ihr voriges Jahr geschenkt und den sie letzthin mit hinauf genommen hatte, weil sie leicht die Zeit verschlief, tickte mehr! Marie hielt es nicht aus; sie zog wenigstens die Uhr auf, um eine Art Gesellschaft zu haben. Wie mochte Fräulein Elli das nur aushalten, so Tag für Tag, Jahr für Jahr — eigentlich war es, um den Verstand zu verlieren! Sie, die Marie, hatte es sich noch nie so richtig vorgestellt, wie Einem zu Muth ist, wenn man ganz allein ist, nichts sich regt, Alles laut-

os bleibt! Sie war immer nur mit dem Fräulein in der Hütte gewesen, nd dann hatten sie Beide viel Arbeit gehabt, mit Scheuern und Putzen!

Langsam verrann noch eine Stunde.

Das Mädchen ging die Stiege hinauf, um sich oben umzusehen. ielleicht lag dort ein Brief für sie?

Wie merkwürdig, daß sie das vorhin garnicht beachtet hatte!

Das Bild vom fremden Herrn stand nicht mehr auf der Staffelei, ndern lag auf dem Diwan! Und wie sie näher zusah — Jesus Maria, e gräßlich! — Da hatte Jemand es zerschnitten, gerade am Halse! ein, wie furchtbar! Wie konnte das nur geschehen sein? Und das nze Gesicht sah so verwischt aus, garnicht mehr wie der Herr, und es r doch so wunderschön gewesen und so ähnlich, ganz wie er selbst!

Ob das Fräulein deswegen fortgegangen war? Es konnte doch nicht, va ein Bär hier hineingekommen sein, oder ein Wolf?

Ihr wurde so angst, ihre Kniee zitterten. Nein, sie hielt es hier ht länger aus, dies war kein Ort für ein Mädchen allein, es war zu urig, sie wollte mit dem Bruder wiederkommen oder mit dem Wirth, r mit Beiden. Damit lief sie davon und vergaß die Uhr und alle Habseligkeiten!

Der Wecker tickte nun allein weiter, und um sechs Uhr am nächsten rgen weckte er mit dröhnendem Gerassel, so daß die Maus, welche eben der Küche einen ungeahnten Fund von Schinkenresten gemacht hatte, etzt in ihr Loch verschwand.

Marie kam am folgenden Tage mit dem Bruder und dem Wirthe der; später kamen auch noch andere Männer aus dem Dorfe.

Das Fräulein aber war und blieb spurlos verschwunden.

„Wenn sie neulich in Regen und Nebel den Weg verfehlt hat und die Klamm gefallen ist,“ meinten sie schließlich, „dann finden wir sie nals wieder.“

Aber auch der Gletscher giebt seine Opfer manchmal erst nach Jahr-erten heraus.

# Wilhelm Bölsche.

Von

## Josef Theodor.

— Breslau. —

Vor ganz geringer Zeit erst wurde ein Mann zur letzten Ruh bestattet, ohne lauten Klang und ohne feierlich staatliche Ehrung Herman Grimm. Bescheiden und nicht lärmend, wie er i seinen letzten Jahrzehnten der rasenden Entwicklung der Zeit zugesehen hat Der letzte Goethemensch. Seine Hörer mögen, wenn sie den menschliche Durchschnitt nur um ein Geringes überragten, bei seinem Anblick leis Schauer gespürt haben. Sie sahen den letzten Mann aus Goethes strenge und heiterer Welt vor sich. Einen Mann, der in Goethe'scher Lebenskuns den Zweck des Lebens gesehen und sie für sich zur idealsten Vollendun gebracht hat. Freilich war er durch Geburt, litterarische Tradition un Erziehung wie kein Zweiter prädestinirt dazu. Aber doch — das Schau spiel, eben noch in unseren Tagen diesen Mann unter uns umhergehen z sehen, hatte einen kostbaren Reiz. Als winkte Goethe aus seinem uns i immer weitere, trostlosere Ferne rückenden, spartanisch schönen Traumlan noch einmal mit der Hand herüber. Als mahnte es zur Strenge i Kampf dieser beiden Seelen, die in unserer Brust ihr ewiges Kriegslage aufgeschlagen haben . . . Von Herman Grimm stammt auch, wenigsten dem Sinne nach, das hübsche, heut kaum mehr paradox klingende Wort „Sage mir, wie Du zu Goethe stehst, und ich werde Dir sagen, we Du bist."

In der That, Goethe ist für den Kulturvollmenschen Werthmesse geworden. Nicht die schlechtesten Kreise sind es, die heut gegen den Heroen kultus in's Feld ziehen; ich finde aber, daß noch nie in einer Zeit di Sehnsucht nach dem mächtig emporragenden Heros so heiß und drängen

var, wie in der unsrigen. Ach, daß uns doch ein glänzender Held käme,
em wir in unserer gottsüchtigen, glaubensbereiten Sehnsucht anbetend zu
Füßen sänken! So ist Goethes scheinbar in klassischer Marmorschöne er-
arrtes Bild unter der Hand zum Götterbilde geworden, das leuchtender
nd lebendiger als je uns herüberstrahlt. Im Ringen unserer intelligentesten
öpfe bezeichnet das starke Streben ungeheuer, ihm ähnlicher zu werden.
anz einsam in der Geschichte steht jedenfalls die Thatsache, daß die
oderne Kultur zu diesem Einzelmenschen, als bedeutete er eine ganze Welt,
Stellung nimmt. Wer sich gegen ihn nicht stellt, dem müssen die modernen
robleme ewig ein Buch mit sieben Siegeln geblieben sein.

Gefahren für den Künstlermenschen liegen nun allerdings in Goethe,
as darf nicht verkannt werden. Das hat Nietzsche, der vielleicht stärkste
sychologe des letzten Jahrhunderts, schon mit schneidender Schärfe aus-
sprochen. Im Goethemenschen ist die Gefahr des Philisters, und es ist
greiflich, daß der heroische Romantiker Nietzsche sich dagegen hat wehren
ollen. Aber auch Goethe hat die strenge Größe seines unendlichen Lebens-
erkes erst durch eine mächtige Versöhnung seiner Romantik mit seiner
irklichkeit schaffen können, und so weit sehen wir klar, um zu wissen, daß
ie harmonische und zukunftfrohe, fruchtbare Lebensführung eine Synthesis
n Traum und Leben verlangt. Hier hat der Heros, wenn er nicht
agisch an seiner ganzen Größe untergehen will, auszusetzen. Hier aber
rührt er sich mit dem Philister. Goethe hat den Philister mit in den
auf genommen. Aus dem Dichter des „Werther" ist darum so grandios
r Dichter der „Iphigenie" und des „Wilhelm Meister" emporgewachsen.
in, der Philister scheint in der holden Rundung nicht fehlen zu dürfen.
hilosophie und Lebensführung ist Privatsache. Mag an romantischem
ternehmen zu Grunde gehen, wer will. So viel ist gewiß: in solchem
ginnen steckt kein Zukunftskeim. Hart an dem Untergehenden vorbei
sen die Donnerräder des Weltgeschehens, während er ihnen, den Mund
l unfruchtbaren Heldengesanges, nachstarrt.

Eine ganze Welt scheint uns von Goethe zu trennen, obwohl sieben
hrzehnte erst seit seinem Tode vergangen sind. Sieben Jahrzehnte aller-
gs, voll einer ganz unvergleichlichen Entwicklung, in denen der Mensch
ungeahnter Rapidität seine immer mächtigere Herrschaft über die Erde
getreten hat. Die Kultur ist so riesenhaft rasch emporgewachsen in
iem lächerlich kleinen Zeitabschnitt, daß diese Entwicklung vollkommen
spiellos in der Geschichte ist. Wohl ist hier auch die Philosophie in die
iche gegangen. Immer weiter hat sie sich vom Leben, aus dem sie
nmt und zu dem sie in ihrem tiefsten Zwecke zurückführen soll, entfernt
in unfruchtbare Spekulationen verloren. Der Materialismus wuchs
, bis in's lächerlich Grenzenlose. Auf diese Welterretter hinter Schopen-
er paßt so ausgezeichnet jenes Wort aus dem „Faust" von dem Menschen,
spekulirt. Zwischen dem kleinen, verworrenen und verwirrenden Philo-

sophengewimmel von heut und dem mächtigen, das Bild der Welt restlos umspannenden Blick Goethes ist keine Brücke. Alle moderne Bethätigungssehnsucht weiß den Weg aus den unheilvollen Bezirken Werthers zu kräftigster Harmonie nicht zu finden. Und welcher moderne Mensch wäre nicht mehr oder weniger bewußt — „Werther“?

Und hier bietet ein solcher Mensch aus der Kulturhöhe vom Eingang des 20. Jahrhunderts Euch das eigenartige Schauspiel der Annäherung an Goethe: Wilhelm Bölsche. Alle hohen Menschheitsprobleme ruhen in ihm, wenn er auch zum Glück nicht die Spuren des Kultur-Uebervollen zeigt. Er schlägt Euch das Buch des Mensch-Ewigen auf, und was er Euch aus ihm herauslieſt, daran sollt Ihr ihn erkennen.

Die glücklichste Mischung des Blutes, die auch ihn dazu vorher bestimmt haben mag, hat ihm die Natur freilich auf den Weg gegeben. Ein Sohn des heiteren Rheinlandes (am 2. Januar 1861 in Köln geboren), das Kind einer Familie, die auf jahrhundertelange Geistesaristokratie zurücksah. Ein Ahne seiner Mutter war jener berühmte Kunkel, der unter dem Großen Kurfürsten Alchemie trieb und das Rubinglas erfand. Er selbst kam aus einem von äußeren Sorgen befreiten und in reiner Geistigkeit lebenden Elternhause. Alle äußeren Bedingungen scheinen erfüllt, seine Jugend und Studienzeit waren ungetrübt. Darum kommt so gar keine Bitterkeit auf in ihm; auch nicht, wenn er das leuchtende Goethebild betrachtet. Er empfindet kaum, wie die meisten Verbitterten seiner Zeit, die Trostlosigkeit der Distance, die uns von Goethe scheidet.

Ein Wort allein beinahe ist es, das ihn im letzten Grund bezeichnet: Er ist einer der stärksten und besonnensten Gottsucher. Das ist, wie wohl bei jedem Geistmenschen, die tiefste Ursache seines imposanten Lebenswerkes. Besonnen vor Allem ist er. Nicht, daß die absolute, kalte Vernunftarbeit ihm seine Welt aufgebaut hat. Alles, was er ist und was er hat, kam auch ihm durch die Intuition, jenen eigenthümlich tiefsten Zustand der Seele, die den Menschen zum Glühen und Schaffen bringt. Jene Stunden der Ekstase, die den Künstler im Menschen wachrufen. Aber auch den Philosophen in seines Wesens eigentlichster Bedeutung. Hier, wenn die Seele mystisch und glühend aus ihren dunkelsten Schächten ein ungeahntes Leben emporbrauen fühlt, ist die Ursache aller menschlichen Schöpfung zu suchen: Kunst und Philosophie als höchste Schaffenskrönung. Auch die Kritik setzt darin ein, und die besten kritischen Köpfe erzählen heut gerade aus der Psychologie der Kritik, daß in ihnen mindestens das Kunstwerk stecke, vor dem sie stehen. Sie behaupten sogar, mit ihrer Ausübung der Kritik dieses Kunstwerk, die unmittelbare Kunstschöpfung, überwunden zu haben. Das ist zum Theil sehr spaßig zu hören. Aber warum sollen nicht auch die Kritiker aus den Geheimnissen ihrer Psyche einmal einen strahlenden Glorienschein eitel sich ersinnen? In Wirklichkeit ist die Kritik nichts Anderes, als die absolute Kunstunfruchtbarkeit. Alle Bedingungen für den

Schöpfermenschen, den Künstler oder Philosophen scheinen gegeben, bis auf jene letzte Geheimnißvollste, auf die es gerade ankommt: die Schöpferkraft.

Hier berühre ich einen der Hauptmomente in Bölsches Wesenheit. Gefahr hat für ihn, den der erste Instinkt zu tieferer Erkenntniß geführt hat, mindestens stark vorgelegen, unfruchtbar im Schaffen sich zu erweisen. Die kritische Fähigkeit ist denn auch ganz ungemein stark in ihm entwickelt, und erst in der letzten Zeit hat er in einem prächtigen Sammelband („Hinter der Weltstadt") hohes Zeugniß von ihr gegeben. Es ist für diese kritische Neigung bemerkenswerth, daß er nach dem ganz unverdienten, ähmenden Mißerfolg, den er vor zehn Jahren mit seinem hervorragenden Roman „Die Mittagsgöttin" erlitten hat, sich — öffentlich wenigstens — ls Kunstschöpfer hat ausschweigen können. Das ist allerdings nun wieder icht ganz richtig, denn aus dem wissenschaftlich-philosophischen Buche „Das iebesleben in der Natur" ist ihm unter der Hand ein lyrisches Kunst-erk, ein Roman der Liebe geworden. Kunst und gleich ganz hohe, ganz nsame Kunst ist es, wenn er den ersten Band mit den beiden burlesken ebesspielen der Eintagsfliegen und der Heringe einleitet und von hier mächtigem Symbol zur sixtinischen Madonna des Rafael emporsteigt-er im zweiten Bande Aphroditen und Marien neben einander, in einander llt. Aber seine Romane wären nicht einmal nothwendig, um das eigent-) Schöpferische Bölsches unzweideutig erkennen zu lassen. Philosophie ist auch „Schöpfung", und wenn Ihr ganz untertaucht in die Wurzeln der affenden Menschenseele, dann erkennt Ihr, daß Philosophie und Kunst s einem einzigen Willen stammen. Das Zwillingspaar des Schöpfer-llens. Freilich nicht diese lächerliche, lebensentfremdete Wissenschaft, die n in Deutschland seit einem halben Jahrhundert Philosophie nennt. ese Haarspalterei und diese kleinlichen, befremdenden Streitereien um Kaisers Bart. Eine Philosophie etwa Tolstoi'scher Art. Unmittelbar der drängenden Lebensfülle hervorgegangen, vom Genie gemeistert und mittelbar wieder von ihm an das Leben zurückgegeben. Philosophie der opheten. Bölsche ist nun freilich kein prophetischer Philosoph oder igstens nicht in dem glanzvoll überragenden Sinne des Tolstoi oder des Nazareners, der an dieses glänzende Genie der Eklektik, Tolstoi, das Lebensblut hat geben müssen. Aber er ist ein Philosoph im ne Goethes, des großen Antichristen.

Wie Goethe, so kam auch Bölsche, das echte Kind seiner Zeit, aus Romantik. Nicht aus der ganz einzig dastehenden Romantik des jungen ther, denn diese weltweiten und welttiefen Seelenabgründe der Goethe-t scheinen in ihm nicht zu lauern. Nicht die Abgründe und nicht die n Goethes, der nach der Ueberwindung Werthers uns doch den „Faust", lhelm Meister", die „Iphigenie", „Wahlverwandtschaften" und den sso" hat übermächtig aufbauen können. Bölsches Romantik war jener brausende, alle Ufer mächtig sprengende Strom, aber doch eine

höchste Menschheitsfrage war es, die ihn zu romantischem Traum verführ[t]
hatte: Sein Gottsucherthum, das sich wie ein leitender Faden durch sei[n]
ganzes, stattliches Lebenswerk zieht, der Religionsgedanke, der das Dogm[a]
der Kirchen längst leer gefunden hat, der sein „eigener Dalai lama, sei[n]
eigener Jesu Christ" hat werden wollen. Seine romantische Vergangenhe[it]
hat er in dem großen Roman „Die Mittagsgöttin"*) niedergelegt. Dur[ch]
diesen Roman geht leider ein unheilvoller Riß, der wahrscheinlich dari[n]
seinen Grund hat, daß Bölsche sein romantisches Bekenntniß zu spät au[s]
sich heraus geschrieben hat. Das Buch setzt ein auf der Mittagshöhe d[er]
Mannentwicklung. Der Held ist genau dreißig Jahre alt geworde[n].
Seine seelische Kraft hat den Zenith erreicht und hat Gott, die ruhige E[r]
füllung der dunklen metaphysischen Sehnsucht, noch nicht finden könne[n].
Der rothe Faden, an den sich hier die Kulturprobleme reihen, wird vo[n]
einem der seltsamsten Religionsphänomene der neuen Zeit gebildet, de[m]
Spiritismus. Diese eigenartige Erscheinung ist ja inzwischen von d[er]
bourgeoisen Partei ihrer Anhänger, die ohne Dogma, ohne schematisch[e]
Einkastelung nun einmal keine Seelenruhe zu finden scheinen, zu eine[r]
lächerlichen, theoretischen Wissenschaft ausgebaut oder besser: ausgebeut[et]
worden, zur Theosophie. Das sind natürlich Dinge, gegen die Mensche[n]
mit nur einigermaßen klaren Sinnen sofort Stellung nehmen werden. E[s]
zeugt aber andererseits von seelisch nicht überragender Fülle, gegen de[n]
nackten, sogenannten Spiritismus ohne Weiteres Front zu machen. Ma[n]
muß ja durchaus nicht sich durch seine Experimente auch nur im Geringste[n]
„überzeugen" lassen. Man darf ihn aber nicht schmähen. Zum Mindeste[n]
hat das letzte Jahrhundert gerade in imposanter Fülle das Vorhandensei[n]
großer, latenter Kräfte bewiesen, die dem menschlichen Erkennen und d[er]
Nutzbarkeit bisher fremd waren; warum leugnen, daß eine frühere od[er]
spätere Zukunft andere, geheimnißvolle Kräfte entdecken wird? Der gigan-
tische Reichthum der Natur scheint sich vor unserer Erkenntniß noch nic[ht]
erschöpft zu haben. Vor Allem aber: den Vätern des Spiritismus schie[n]
der Wunsch (das Gottsucherthum) der Vater des Gedankens gewesen z[u]
sein. Und es ist nicht unbillig, zu verlangen, gerade in unserer Zeit hei[l]
losester philosophischer Décadence, vor jeder Aeußerung des religiöse[n]
Wunsches ein wenig mehr Respekt zu haben. In einer Zeit der Büchne[r]
und Häckel, in der die mechanistische, allen religiösen Gefühles baare An-
schauung ihre höchsten und blamabelsten Blüthen treibt. Diesen Respe[kt]
hat Bölsche besessen, als er die Probleme seines Romans aufrollte. Da[s]
eigentlich Wertherische wäre nun gewesen, wenn sein Held daran zu Grun[de]
ginge. Werther erschoß sich ja, weil er das grenzenlose Bild der We[lt]
nicht allmächtig hat umfassen und sich zu Willen umkneten können, währen[d]
Goethe doch forsch weiterstrebte, und ihm den Wilhelm Meister, den Roma[n]

*) 1901 in zweiter Auflage bei Eugen Diederichs, Leipzig.

der Läuterung, hat folgen lassen. Die „Mittagsgöttin", in der übrigens lyrische Schönheiten von ganz ungewöhnlicher dichterischer Kraft stecken, wollte nun über die Romantik, über „Werther" hinaus; allerdings ohne die Zukunftsklarheit schon in sich zu besitzen. Ganz einfach aus dem Instinkt der Lebensliebe heraus, aus Robusticität, aus Gesundheitsprangen. Das erfreut einerseits gewiß, wenn man nach der Zukunft sieht, die doch auch ganze, gesunde, lebensfähige Kerle braucht; auf der anderen Seite belastet es aber: Die Tragödie des Werther scheint ihm nun doch nicht das tiefste Herz gerüttelt zu haben. Seine Seele hat den Sprung nicht breit genug gezeigt, um darüber die Welt einmal herzhaft in Trümmer schlagen zu müssen. So wirft der gottsuchende Held des Romans, ein Wissenschaftler, den ganzen Spiritismus beiseite, nachdem er in seinem Einzelfalle den geschickten Betrug des Mediums entdeckt hat, und wendet sich zu seiner Naturwissenschaft zurück. Leute, die Bölsche nicht weiter kennen, werden ihn nach diesem bedenklichen und gewaltsamen Abschluß, der keine Zukunftsreligions-Seligkeit verräth, für einen argen Rationalisten und Materialisten halten.

Wenn für Bölsche diese Seelengefahr bestanden haben sollte, woran ich übrigens im Angesichte seines gewaltig drängenden Religionsbewußtseins nicht glauben kann, dann hat er sie doch nicht viel später auf das Glänzendste widerlegt und überwunden. Von seinen vorangegangenen Arbeiten ist nicht viel zu erwähnen. Den römischen Roman „Paulus"*), der aber auch schon einen metaphysischen Hintergrund hat, halte ich für wenig bedeutend, und im „Zauber des Königs Arpus"**) ist für meinen Geschmack zu viel Bierseligkeit, Kneiptafelbehaglichkeit, wenn auch das Kulturbewußtsein darin stark ausgeprägt und über das Ganze der sonnige Schimmer einer heiteren lyrischen Kunst gebreitet ist. Auf die „Mittagsgöttin" hat er inzwischen sein Hauptlebenswerk, diesen mächtigen und fast lückenlosen Roman der Liebe, folgen lassen, der seinen Namen mit einem Schlage in breite Kreise getragen hat: „Das Liebesleben in der Natur"***), das bisher in zwei Bänden vorliegt, während ein dritter Band in wenigen Monaten erscheinen soll.

Künstlerische Mißerfolge, der Zwang des Broterwerbes haben auf ihm gelastet. Mit einer gewissen schlichten Wehmuth erzählt er in der Vorrede der „Mittagsgöttin", daß er um des Erwerbes willen seine Kunst nicht habe verkaufen wollen. Dazu haben leichtere Fähigkeiten helfen müssen. Aus einer Anzahl von naturwissenschaftlichen Vorträgen, die er überall in Vereinen und Versammlungen gehalten hat, stellte er dann ein plastisches zweibändiges Werk zusammen, „Entwicklungsgeschichte der Natur"†),

*) Bei Karl Reißner, Dresden.
**) Bei Karl Reißner, Dresden.
***) Bei Eugen Diederichs, Leipzig.
†) Bei J. Neumann, Neudamm. 1894.

eine Encyklopädie gewissermaßen der modernen wissenschaftlichen Forschungs- und Spekulationsergebnisse. Dieses Werk kann Allen, die sich eine ernsthafte und reiche Anschauung der Welt, für die sie eine gründliche naturwissenschaftliche Basis nicht gut werden entbehren können, zu Frommen ihrer Seelenstabilität zurechtzimmern wollen, nur ganz angelegentlich empfohlen werden.

Hier aber hat sich ein neuer Zug von Bölsches Persönlichkeit erschlossen. Ein demokratischer Zug gewissermaßen. Der Naturwissenschaftler Bölsche nimmt der exakten Forschung, die sich in ihrer wissenschaftlichen Arbeit vornehm vom Leben und von den Laien zurückgezogen hatte, sozusagen ihren geheimnißvollen Schleier. Er wendet sich mit ihren Resultaten, die er in seinem blühenden Stil und mit seinen anschaulichen Bildern herausschöpft, unmittelbar an den Laien, indem er ihm nicht Wissenschaft — denn die giebt es nicht ohne exakte eigene Forschung und eindringliches Studium — sondern jenen Extract giebt, der für den Philosophen zur Anschauung der neuen Welt nothwendig ist. Man hat ihm das vielfach übel aufgenommen; das Lager jener absoluten und absolutistischen Nietzscheaner hat ihn begreiflicher Weise auf der ganzen Linie angegriffen. Mindestens aber sein Bestes, seine tiefste philosophische Bedeutung verkannt. Es ist durchaus richtig, daß Bölsche die hohe Wissenschaft ein wenig tiefer gehängt hat. Er hat ihr die Fachbedeutung, die spezialistische Bedeutung genommen. Die Zeit der Allumfasser ist vorüber; jedes Persönchen hat sein Spezialfächlein, ob auch darüber der lebendige Zusammenhang mit der grenzenlosen Welt, in der doch noch viel mehr vor sich geht, zum Teufel marschire. Eine Zeit, die darin von Goethe um Jahrhunderte getrennt scheint. Bölsche hat sich mit seinem Werk, das er zuerst aus den brodelnden Kesseln eifriger Spezialisten geschöpft hat, unmittelbar an das Leben zurückgewandt und sich ihm in echt Goethe'schem Sinne mit klammernden Organen anzuschließen verstanden. Er hat die Wissenschaft verwässert? Das ist ein grenzenloser Irrthum. Um die Tausende, die auch durch sein Werk ihre ärmlichen Seelen sich nicht bereichern lassen konnten, ist es nicht zu thun. Aber doch in Wenige sicher, die in den Härten des Lebens mit knirschender Bescheidenheit sich durchbeißen, hat er einen seltsam sprießenden Keim gepflanzt, der in Prangen aufgehen und kostbare Blüthen treiben wird. Und damit hat er sich und sein Werk dem lebendigsten Leben vermählt. Wer das von sich sagen kann, den befreit im tiefsten Herzen der Erlösergedanke: Ich habe nicht umsonst gelebt.

Das ist aber noch nicht das Wesentlichste. Er hat sich dem Goethe'schen noch viel inniger und bedeutsamer genähert. Die Naturwissenschaft, nun, hier berühren wir seine tiefste Bedeutung. Naturwissenschaft und die Romantik, Hellas und die blaue Blume: man findet kaum eine Brücke zwischen diese unversöhnlichen Weltpolen, die doch stärker oder schwächer in der Brust des modernen Menschen, einträchtig oder hadernd, je nach der

Fülle des Temperamentes, nebeneinander hausen. Und doch — Goethe
hat diese beiden Seelen miteinander versöhnt. Heine niemals; er strebte
es auch niemals an: als Werther hat er begonnen, als Werther ist er ge-
storben. Man lese das unsagbar wundervolle Gedicht an die Mouche.
Und je weiter wir uns von Goethe entfernten in der Zeit, desto weiter
auch in der Seele. Betrachtet daraufhin einmal das deutsche Genie der
Décadence (um es ganz grob auszudrücken): Hugo von Hofmannsthal, der
nirgends mehr das Leben, das lebendige und allmächtige über den Bildern
eines Traumes mit festen Armen packen kann. Oder, seht einmal in
diese ganze Kunst der Zukunftslosigkeit, die heut in Europa blüht, in
Deutschland nicht zum Wenigsten. Oder blickt auf Nietzsche, der beinahe
Goethe überwunden hätte, wenn es nicht die Ekstase der Romantik wäre,
aus der er weit über das Ziel hinausschoß und gewissermaßen alles Irdische
verwischte. Und nun unsere Romantiker heute. Welches Entsetzen faßt
. wenn man ihnen von der „Wissenschaft" spricht! Eine Welt, die sich
auf Empirie gründet, hat mit ihnen nichts gemein. Die Härte und Kälte
der Weltwirklichkeit verletzt sie; gerade vor ihr fliehen sie in die blauen
Wunder eines schöneren Traumes, die aus dem Dunkel ihrer fabulirenden
Sehnsucht ihnen mit tausend süßen Reizen und Lockungen empor-
tauchen. Werther ist der Ahasver geworden. In ewiger Unrast vererbt
er ein Geschlecht dem anderen, bis dem Ueberragenden in der suchenden
Seele die starke Frage aufkeimt, wenn er die Geschichte zurückläuft mit
dem klaren, inneren Auge und mit ihr die Gegenwart zusammenschweißt:
Wohin führt uns dieser Werther, dieser ewige Jude der neuen Zeit? Das
ist ihm ein Zurückbäumen, eine stärkste Lebensliebe, eine harte Ver-
bindung mit der Wirklichkeit. In diesem Augenblick ist er Antichrist zugleich
geworden, wie es auch Goethe war, während einst doch Fausten beim er-
innachenden Klange der Osterglocken die Thränen rannen, daß die
Erde ihn wiederhatte. Und dieser Antichrist, der sein eigener Schmied ist
und auf sich einhämmert: Landgraf, werde hart, werde hart! — dieser
Antichrist blickt mit kritischem Auge in die unendliche Natur der Welt
hinein. Er begreift den Sinn des Fernrohrs, des Mikroskops, der Physik
als erste Station; Dinge alles, mit denen er sein Dogma und seine er-
starrte Religionsphilosophie nicht hatte in Einklang bringen können. Er hat
den tiefsten Gott, der ihm unausrottbar im Herzen lebt und um neue
Gestaltung ringt, nicht verloren und ist eines Tages doch vor Darwin hin-
getreten, über den er weiter zu Goethe hinaufschreitet.

Von Goethe bis zum Kulturvollmenschen, der diese imposante Natur-
wissenschaft besitzt, scheint der Schritt riesengroß. Und dennoch laufen alle
Fäden geradezu auf ihn zurück. In diesem Augenblicke wird man sich
am mächtigsten bewußt, daß er in der That ganz außerhalb des Menschheit-
himmels als leuchtende Inkarnation aller tiefen Kulturkräfte vor ihm
steht als der erste „geschichtliche Mensch", wie ihn Bölsche in seinem pracht-

vollen Goethebüchlein selbst fein nennt. Goethe hat in seinen Laienstudien ganz unbefangen den Grundstein für die ganze moderne naturwissenschaftliche Entwickelungslehre gegeben. Dieser kolossale moderne Erkenntnißgedanke scheint da ganz naiv in dem unendlichen Weltbilde Goethes aufgetaucht, ihn mit logischer Natürlichkeit erfüllt zu haben. Ein Mann wie Bölsche, dem es kaum einen stärkeren Seelenbeschwörer als Darwin geben mag, sagt deshalb das Folgende: „ . . . Darin war Goethe nicht ein Vorläufer Darwins, sondern er ist ein Entwickelungsdenker gewesen, wie die ganze Zeit bisher auch nicht annähernd einen mehr hervorgebracht hat. Bis jetzt kann es sich da nur um Nachfolger Goethes handeln, aber um nichts weiter.“ Wie dieses Menschenbild da aus der Erscheinungen Flucht immer gigantischer, immer krönender, strahlender und göttlicher (um das schlecht genützte Wort „übermenschlicher“ zu vermeiden!) heraus wächst! Die Jahrtausende vor ihm ein einziger Aufstieg zu ihm. Und jetzt ein langsames, stetes Durchdringen seiner Kraft, die Wirkung seiner Erscheinung in seine Zeit und über sein Grab hinaus in das Leben des Geistes.

Und von dieser Welt hat Bölsche sich einen mächtigen Theil erobert in einer für die sogenannten „modernen Menschen“, deren Rückgrate von der gährenden Problemfülle und den fatalen Unterströmen ihrer Zeit mehr oder weniger angekränkelt sind, geradezu bewunderungswürdigen und idealen Intensität. Aus der Romantik der „Mittagsgöttin“ wuchs er in eine Welt lichter Helle und krystallener Klarheit, die nicht geringer als Goethisch genannt werden muß. In diesen Büchern des „Liebeslebens“ lebt wirklich ein moderner Vollmensch, dem moderne Schauer nicht fremd geblieben sind, und der doch, mit beiden Füßen als echter Antäos auf der nährenden Muttererde stehend, mit einer imposanten Gewalt und einer zielbewußten Ruhe ohnegleichen die Welt in seines Herzens und seines Hirnes Tiefe eingefangen hat. Ein entwirrter Mittelpunkt der Welt, wie es — allerdings in viel reckenhafteren Dimensionen — ja auch Goethe war. Aber doch ein mächtiger Weltmittelpunkt. Das ist nicht etwas Geringes, will ich meinen. Und nun wird auch, wenn die Blätter des Buches seelische Entwickelung da auch etwas hastig überschlagen werden müssen, jener vermeintliche Sprung des Romans in seiner unvermittelten Strenge und Kälte verständlicher. Damals hat Bölsche schon an der Schwelle der neuen Welt gestanden und die alte, verwirrende Romantik in plötzlichem Erkennen einfach über Bord geworfen. Das ist nicht befremdend. Solche entscheidenden Entwickelungen, die doch unerkannt schon lange sich aus dem unaussagbaren Seelendunkel in das holde freie Licht der Bewußtheit ringen, pflegen für das Bewußtsein ruckartig, jäh vor sich zu gehen. Dieses Psychologie-Kapitel wäre interessant genug, um zum Ausbau anzuregen.

Und nun: die neue Welt, die mit Darwin oder gar mit Goethe einsetzt. Es giebt in der That heut noch kaum ein Kapitel der modernen

Naturwissenschaft, dem nicht Darwin in großzügiger Erkenntniß den bestimmenden Grund gelegt hätte. Ueberall war er der mächtige Bahnbrecher, Aussager, Anordner. Sein Lebenswerk ist in der That von ganz außerordentlicher Stärke und Fülle. Herr Häckel ist sein Statthalter gegenwärtig auf Erden. Er soll Glänzendes für die Wissenschaft geschaffen haben. Aber Philosophie hätte Herr Häckel um Alles in der Welt nicht treiben sollen. Philosophie . . . das Thema ist im Grunde nicht so schwierig. Philosophie ist die Arbeit der metaphysischen Sehnsucht in der ringenden Menschenseele. Metaphysik das ist über-die-Physik-hinaus; da wo der religiöse Wunsch jenes unersättliche „Gieb mehr des Lichtes!“ schreit. Nun, noch kein Mechanist hat wohl in starker Fülle jene Begriffe „Metaphysik“, „religiöser Wunsch“ in seiner Brust gefühlt. Jene dunklen Schauer, die Goethe in nicht übler Psychologie der Menschheit bestes Theil nennt, sind kaum durch seine kalte Seele geflattert. Positivismus ist noch lange nicht Weltanschauung, gerade noch eine Ingredienz, wenn man so will. Die Philosophie wird allmählich einsehen, daß die Entwickelung der Naturwissenschaften nicht mehr gut zu ignoriren ist. Ich rede nicht von Schulphilosophie und nicht von Philosophiewissenschaft, die schließlich doch nur unangenehme Begleiterscheinungen der tiefphilosophischen Erkenntniß sind, sondern von jener wirklichen Philosophie, die aus dem Gottsucherthum des Individuums geboren und vom hervorragenden Intellekt zu einer freien und befreienden Anschauung der Welt sich entwickelt hat. Die Naturwissenschaften haben das positive, unerschütterliche Fundament für alle Philosophie der Zukunft gegeben. Wer von ihnen nichts annehmen will, ist unfruchtbar im tiefsten Kerne. Aber sie haben eben nur das Fundament, das unterste Gerüst gegeben. Von hier erst beginnt die krönende Spekulation der eigentlichen Philosophie, die darauf einen Tempel errichten wird, dessen strahlende Kuppel im Glanze der Sonne sich über ihm, wie über einem Hause Gottes wölben soll.

Nun ist Wilhelm Bölsche gekommen und hat uns des harten Weges ein gut Stück weiter geholfen. Er hat uns in seinem Liebesleben mächtig den Bau aufgerichtet, den der Gottsuchergedanke echter Philosophie wie eine goldblitzende Kuppel strahlend umwölbt; ein Stück neuer Philosophie damit erstehen lassen. Er hat zum ersten Male in einer ganz umfassenden Weise den Positivismus der Naturwissenschaften mit dem krönenden Religionsgedanken vermählt. Ein großes bewunderungswürdiges Werk dieses „Liebesleben“. Es führt durch Aeonen. Von der Krone alles Organischen, dem Menschen in aller seiner Geistespracht und seinem dem Göttlichen Entgegenreifen in einem ungeheueren Schacht hinunter in die Tiefen alles Lebenden, zum Urbazillus. Bis an die Grenze des Anorganischen, wenn es für die naturwissenschaftliche Spekulation überhaupt ein „Anorganisches“ giebt. Auch hier walten doch schon bestimmte Kräfte der Anziehung und Abstoßung, die der modernen Chemie kein Geheimniß

mehr sind. Wo aber Kräfte der Natur schon walten, da ist doch schon ein Leben, ein „Urleben“ vorhanden. Aber bescheiden wir uns mit den Grenzen, die sich die Spekulation der Naturwissenschaft vielleicht im Schwindel der ungeheueren Ergebnisse, vielleicht aus Bescheidenheit vorläufig noch selbst zieht, das Organische beginnt beim Urbazillus. Und von da in steter Linie hinauf. Pflanze, Thier, Affe und Mensch, jene bekannte Entwickelungslinie des aus dem Einzeller Geborenen. Ueberall eine mächtige Kraft. Die Kraft der Liebe. Ganz unten im Dunkel des Einzellers die einfache Abspaltung des neuen Individuums. Höher hinauf die Geschlechtseinheit oder besser die Hermaphroditen. Mann und Weib im selben Individuum; sie begatten sich kreuzseitig mit einem Zweiten, denn auch hier schon verpönt die Natur die Selbstbegattung. Weiter hinauf die Trennung des Geschlechts. Mann und Weib stehen zum ersten Mal als zwei Individuen da. Ein ungeheueres Liebesspiel, das an Tragik und Groteskem kaum zu erfassen ist, so rollt sich dieses milliardenjährige Hinaufsteigen zum Menschen auf.

Bölsche sagt: Der Aufstieg zu Goethe. Hier habt Ihr den ganzen Mann, der Euch das Schauspiel entrollt. Die Entwickelung in ihrer allerstolzesten, imponirendsten Macht und Ueberfülle. Nicht der Mensch ist die Krone dieses Aufstiegs, sondern Goethe, der wirklich Herr des Erdengewimmels und des Welträthsels geworden ist. Es giebt nichts Zwingenderes und Packenderes, als diese Vorstellung einer so ungeheueren Entwickelung. Das Leben hat auf diesem lächerlichen Erdball eingesetzt, als der Weltstaub vor nicht zu beziffernden Zeiten Atome eines Lebens auf der Erdkruste haften ließ. Und daraus ist der Mensch in einer so gottähnlichen Art geworden, daß er sich alle Ewigkeit und alle Raumunermeßlichkeit in seine Brust hat zwingen können, daß er dem höchsten Gotte selbst mit einem goetheklaren Auge unbeirrt, aber auch unvermessen entgegentritt.

In dem Werke Bölsches rollen sich die tausend Probleme auf, die unsere Kulturseele bedrängen. Das Problem der Geistigkeit, das der Mensch in die Liebe gebracht hat, um eine tiefste Frage zu nennen. Tief in die Thierheit hinunter reicht ein höheres Princip, das der Treue in der Liebe. Der Mann wählt ein Weib zur Liebe, zur Ehe. Er wählt das Weib. Nun betrachte man von da den Weg aus einer unteren Thierheit bis hinauf zum Liebesgedanken des Plato. — Das Problem des Kampfes im Menschen zwischen „Thier“ und „Gott“. Die Liebe in ihrer Naturform beginnt unter dem Drucke einer „veredelnden“ Kultur sich ihrer selbst zu schämen. So schuf der Mann sich den Typus der Madonna. Das geistliche Dogma lehrt, daß Christus von einer unberührten Jungfrau geboren wurde. Die Kulturmenschheit konnte damals vermuthlich nicht mehr an die Gottessendung des Mannes von Nazareth mit der Vorstellung glauben, ein weiblicher Schooß hätte ihn in thierähnlicher Art empfangen. Bis daraus heut ein häufiger Marientypus wurde. Das Weib — bis auf Weiteres

nur, natürlich — für den Mann heilig. Wer kennt nicht die süßen, unschlosen Schauer der Jünglingsliebe in ihrer holden, lebensfremden, ngebrochenen Keuschheit? — Das Problem des Individuellen, des Ich-efühls, das im Menschen aufgeht. Bölsche streift es flüchtig; der dritte Band wird wohl hier Ergänzungen bringen. — Das Problem der Un-erblichkeit . . . Hier faßt uns Gott wieder an. Ewige Unsterblichkeit der ewigen Fortzeugung, ewige Unsterblichkeit des Ichs im Gedanken, Werk des Geistes. Goethe kann nicht sterben auf dieser Erde.

„Es wird der Ruhm von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n . . ."

Und nun breitet die dunkle Sehnsucht der Metaphysik, des Ueber-die-hysik-hinaus ihren Mantel um uns. — Oder das Problem der Aesthetik der Liebe! — Das Problem der „Urzeugung", das in bodenlosestem auschwarz, in den tiefsten Tiefen der Spekulation ruht. Woher alles s, woher? Auch hier führt uns die Naturwissenschaft Bölsches zu Gott. Am Endziel allen Lichtes ist Gott, das Dunkel, das Räthsel. Die etaphysik.

Jetzt erkennt man Bölsches Bedeutung. In alle Höhen und Tiefen er geführt, überall hat er den Schlüssel gegeben, bis an jene Dinge, die Welt der Erkenntniß mit Brettern vernagelt ist. Bist Du ein nsch, dann hilf Dir selbst! Wer denkt hier nicht an Kant, und wen chzittert nicht eine leise, feine Trauer, wenn er in eine Enge zusammen-mmen sieht Kant und Faust und uns von heute, die wir auf's Neue spekuliren beginnen?

Aber fest auf die Erde hat er uns gestellt. Mitten in Gottes blühen-Garten. Er hat sich das Werk gedacht wie Platos Gespräche über Liebe. 2000 Jahre später und ein bischen anders angesehen. Aber mit gutem Freunde über die Kneiptafel herüber. Bei Wein und in tlicher Stunde, während Bürger und Bürgerin von des Leibes Freuden men. Das giebt dem Buche einen goldenen Schimmer von Behaglich-und Intimität. Wenn er dann in das Tiefste hinein der Seele des 's spricht, dann steht er gleich mit ihm auf Du und Du. Das ist äußerlich. Es ist hell in dem Buche oder in der Seele Bölsches, die aus dem Buche haben, hell, daß uns die lichtentwöhnten Augen thränen. hes Helle. Eine glitzernde, heitere Klarheit, eine krystallene Durch-zkeit, das ist ihm die Welt geworden. Er umfaßt sie; sie sträubt sich ihn nicht mehr. Bis an alle ihre Pole reicht seine bändigende Kraft. monistischer Pantheismus, der dem Goethe'schen fast verblüffend ähnlich ist seine Betrachtung der Welt. Jedenfalls einer der stärksten und agendsten Monisten, der so rein in der Anschauung kaum je aufgetreten Zwar wird es Leute geben, denen er zu durchsichtig und seine Welt lle ist, deren Räthselsucht sich an ihr und in ihr bald nicht ermüden Das werden nicht die Schlechtesten sein, und in der That wirkt

seine vollkommene Weltruhe oft beängstigend. Man fragt sich dann un- willkürlich: Ist es möglich, daß er nicht mehr in das Dunkel hineinkämpft? Ist er denn ein fertiger Mensch mit vollendeter Geistigkeit? So liegt die Sache nun nicht, und die Erfahrung wird lehren, daß da unter den glatten Wassern ewige Bewegung und Gährung ist. Er selbst schreibt von sich, daß er seine Entwicklung noch in keiner Weise für abgeschlossen hält. „Das eigentlich Ernsthafte soll erst jenseits des Schwabenalters kommen,“ sind seine eigenen Worte. Das ist ja nun das eigentlich Selbstverständliche jeder höchsten Menschgeistigkeit, diese endlose Entwicklung. Höher hinaus, gottähnlicher; Goethes Leben von 83 Jahren war ein ewiger Kampf und eine endlose „Entwertherung“, und wenn Fausten endlich nach diesen Jahren schwerster Noth und Wirrnisse sich die Pforten lichter Himmelsseligkeit auf- thun, dann singt der Chor:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

Man erkennt jetzt, daß kaum Einer berufener war, sich Goethe gegen- überzustellen und uns sein Bild noch einmal heraufzuzaubern. Bölsche that es in einem dünnen Heftchen: „Goethe im 20. Jahrhundert*). Es ist das Ausgezeichnetste und Umfassendste, das seit Grimm über Goethe ge- schrieben wurde. Es ist unsagbar spaßig, wenn die zünftige Litteratur- geschichtsschreibung, die ihre fade und durchschnittliche Weisheit mit Löffeln gegessen hat, über diese kleine Schrift urtheilt. Gewöhnlich lobt sie be- zeichnender Weise die Ehrenrettung der Goethephilologie, als hätte sie des Geistes dieser Goetheanschauung nicht einen Hauch verspürt. Ein moderner Mensch, auf der Höhe moderner Anschauungsweise, stellt sich hier gegen Goethe. Durch und durch persönlich, bis auf die Knochen persönlich, Selbstbewußt und bescheiden zugleich. Goethe der erste geschichtliche Mensch. In ihm scheinen die Jahrtausende aller Kultur einen unvergänglichen genialsten Typus geschaffen zu haben. Alles, was sie bis zu ihm erobert hatte, ist in ihm unermeßlich aufgespeichert. Er hat in seiner Seele den Arbeitsreichthum von fast dreitausend Jahren! Er erkennt das Welt- entwicklungsprincip, zerbricht wirklich in voller Kraftblüthe alle Tafeln be- fangener Werthe. Er befreit den Menschen aus dem alten Bann, in den ihn Schuld und Sühne gefangen hatten. Er stellt das neue Ideal der ewigen Läuterung auf. Wer immer strebend sich bemüht . . . Er schafft den Faust, das unvergleichlichste Menschheitsgedicht, schafft die „Iphigenie“, den „Tasso“, die „Wahlverwandtschaften“. Wer sinkt hier nicht anbetend und scheu in die Kniee? Auch Bölsche geht es mit Goethe nicht viel anders. Ein strahlendes Götterbild entsteht ihm unter den Händen, während er doch seine Luft athmet, seinem Blicke bis in die tiefsten Horizonte folgen kann.

*) Akademischer Verein für sociale Wissenschaften. Berlin, 1901, Dr. John Edelheim.

Und hier beginnt das Kapitel über Bölsche als Aesthetiker. Man
vird suchen müssen, heute einen Ebenbürtigen zu finden. der mit den
ieben Sternen, Milchstraßen, Entwicklungsgängen des Menschen nur so wie
ur Erholung Fangball spielt und an diesen Dingen die Kunst der Menschen
nessen will. Da kann von diesem Kunstgewimmel kleiner und kleinster,
ufgeblasenster Herrschaften nicht viel übrig bleiben bei solchem Maßstabe.
lber man bekommt eine Ahnung von Ewigkeitswerthen in der Kunst dann,
vill ich meinen. Ich übergehe daher einen Sammelband „Vom Bazillus
um Affenmenschen"*) naturwissenschaftlich kritischen Inhalts, der nicht
iehr wesentlich bereichern kann nach diesen beiden Bänden des „Liebes-
ebens", obwohl darin über den „dicken Vogt" z. B. oder den „Affen-
ienschen von Java" ganz ausgezeichnete, geistsprühende Essays enthalten
nd. Aber von dem letzten Buch Bölsches will ich sprechen: „Hinter der
Seltstadt"**), das Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur
ıthält. Flüchtig nur, unter Verdienst flüchtig, denn der Raum wird
ider eng.

Das Buch kommt von Friedrichshagen, das eine knappe Stunde
nter der Weltstadt Berlin am Ufer des Müggelsees liegt. Aus dem be-
emmenden Dunstkreis des Millionencentrums, in dem die gewaltigsten
cialen Gegensätze in jeder Stunde auf andere Art auf einander gerathen,
ll Gestank und Süßigkeit, voll Armuth und Reichthum, voll Kunst und Un-
nst, hat er sich in eine ruhige Beschaulichkeit gerettet. Das stellt im Kleinen
ıe Art Lösung des tragischen Problems der Ueberkultur-Müdigkeit dar.
nd da wandert er in den märkischen Kiefernforsten, von deren feinen
chönheiten nicht eben Viele wissen, an den Schilfufern des tückischen
ees und sinnt den Fragen nach, die ihm von der Weltstadt herüber-
nnern, während weit im Horizonte ihre Schlote qualmen und ihre Lichter
fstrahlen. Der Mensch, der aus dem Einzeller emporgeklommen ist; die
mst des Menschen, über die so endlos geschwatzt wird. War sie je etwas
deres, so lange sie groß und ewig war wenigstens, als der Ausdruck
; Religionsbedürfnisses im schaffenden Künstler? Religion je Anderes,
die Bemühung zu neuer Entwicklung? Höher hinauf, einem aus
eren vornehmsten Bedürfnissen in's Nebelblaue projizirten „Gotte"
lich zu werden? Hat Raffael in der Sixtina nicht so über alle Maßen
rlich die Madonna gemalt mit dem pausbäckigen, ernsten Jesuskindlein?
d ist diese Madonna, deren Augenausdruck über allem Irdischen ist in
ıer sinnirenden Pracht, nicht das Bild höchster Geistigkeit aller mensch-
en „Liebe"? Hier hat der Mann aus dem Weibe ein Höheres ge-
ffen, ein Heiliges geadelt. Ueber das Thier hinaus . . . Madonna!
. Tiefe Thore öffnen sich in der Mannesseele. Ein Gluthstrom gebet-

*) Bei Eugen Diederichs, Leipzig 1900.
**) Bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901.

bereiter Innigkeit. Lauter, fromm und kindlich wird er vor seiner eigenen Schöpfung. Sein Liebeswille umkleidet sich mit Keuschheit und Scham ... Das Alles hat Bölsche in Friedrichshagen zu überdenken, die Rast der Seele sich erobert. Sein Buch beginnt mit einem Triumphgesang auf das neunzehnte Jahrhundert, das den modernen Menschen geschaffen hat; es endet mit einer großen kritischen Studie über Fechner, der es in allen Keimen schon in der Seele getragen hat.

Und über Allem von des Menschen geistigster Arbeit des Menschen Kunst! Will man Euch erzählen, daß die Kunst ein Luxus der Reichen und Satten sei, so hat man ihren Sinn und Zweck noch niemals tiefer mißverstanden. Die Kunst ist der höchste Ausdruck menschlicher Geistigkeit, die zu neuen Idealen aufsteigen, Euch um ein Stück weiter hinauf bringen, Eurem Gotte ähnlicher machen will. Jahrtausende ist sie alt, sie ist das ewig Unsterbliche des Menschen. Hier habt Ihr kostbar eingefaßt die Geschichte der Kultur: Homer, Cervantes, Michelangelo, Raffael, Shakespeare, Goethe. Der Ruhm von ihren Erdentagen kann nun nimmer untergehen, wir besitzen das Beste von ihnen noch heut, die feinste Auslese ihrer Seelen aus den Stunden allertiefster Feier und allerweisester Augenkraft. Erinnert Euch jenes Eskimo der Eiszeit, die nun ein paar schöne tausend Jahre zurückliegt. Er hatte wohl einen bösen Feind glücklich erschlagen, oder gar sich die Liebe einer holden, blinzelnden Eskimomaid erobert, die ihm Stunden süßer Tändelei verhieß — genug, er bemalt seinen Leib mit grellbunter Farbe, die er am Flußufer oder am Berghange fand, rothem Schlamm; er stößt einen barbarischen Schrei in kippenden Tönen aus: der erste „Gesang". Hosiannah, die Kunst ist dem Menschen entstanden! Hier beginnt sein Weg in die Unsterblichkeit zu Gott hinauf. Goethe hat auf dem historischen Boden dieser ersten „Kunst" gewohnt, in Weimar.

Und nun, wie kam der Mensch zu ihr, zur Kunst? „Die Kunst, o Mensch, hast Du allein," sang der Dichter. Bölsche wirft es in die Rumpelkammer. Er geht am Ufer des Müggelsees an einem klingenden Wintertage. Keines Menschen Nähe ringsum. Sein Schritt auf dem hart gefrorenen Boden klingt hell und eigenthümlich in der scharfen, dünnen Luft. Der See eine einzige Eisdecke. Siehe da, diese Herrlichkeit! Eisblumen! Feine Krystallbildungen auf der weiten Fläche, zart und duftig. Kein Maler mit hoher Kunst könnte diese zierliche Pracht nachahmen. Das hat die Natur geschaffen. Daheim auf seinem Schreibtisch steht die Schale eines südamerikanischen Gürtelthieres, die schon manche Laien für das kostbare Erzeugniß einer liebevollsten Kunst gehalten haben. Eine Pracht der Zeichnung auf diesem kleinen Panzer, eine Kühnheit der Linien und eine erlesene Harmonie der Farben. Da hat kein Mensch geholfen. Die Natur hat ganz wortlos dieses Werk vollendet. Der Paradiesvogel! Forscher, ernsthafte Männer der Wissenschaft, die ihn in den Wäldern Neu-Guineas zum ersten Male lebend sahen, vergessen ihre objektivirte Ernsthaftigkeit.

Sie rangen nach poetischen Worten, um dieser ungeahnten Pracht, der unsagbaren Symphonie leuchtender Farben einen Ausdruck zu geben. Nun, das Merkwürdigste dabei. Das Paradiesierweibchen ist unscheinbar graubraun, nur die Herren der Schöpfung tragen das von Gold und Prangen schimmernde Federkleid. Aus der Zahl der Bewerber wählt das Weibchen zur Liebe nicht den Stärksten nach Weiberart, sondern den Schönsten; sie wählt mit ästhetischem Geschmack. Wohin geräth das Dichterwort, das den Menschen als den einzigen Kunstbesitzenden apostrophirt? Die Natur verläßt, wenn die Nothwendigkeit aufhört, das Princip der Nützlichkeit (Anpassung, Mimikri) und strebt auf zum Princip der Kunst, des „Schöneren". Ein Kunstprincip also schon außerhalb des Menschen in der Natur. Der Mensch aber ist ja Natur, er kann nie und nimmer aus ihr heraus. Aus dem Einzeller herauf bis zur Krone, ist er ein Geschöpf dieser Natur. Seinen Drang zur Kunst hat ihm die Natur schon von unten herauf mitgebracht. Dieser Naturkunstwille feiert seine stärksten Triumphe im Menschen, denn hier weicht das Gebot der Nützlichkeit immer weiter gegen das Geistige, die Idee, das Ideale, das „Schöne" zurück. Und nun der Weg von der „Kunst" des Anorganischen, den Eisblumen auf dem Müggelsee bis hinauf zum Faust, zu Raffael! Schwindelt dem Blicke nicht, der zum ersten Mal diese ungeheure, mit eiserner Logik fest gekettete Bahn durchmißt? Eine spekulative Aesthetik für die übliche Wald- und Wiesenkunstbetrachtung hat Bölsche damit heraufbeschworen. So versteht er Novalis, dem er in seinem Buche einen ausgezeichneten Essay widmet. Seine philosophische Kunstbedeutung, die in allen Wurzeln bis zu uns ragt, ist so stark kaum je erkannt worden. Hier schon die Kunst als Lebenskrone, höchste und intensivste Lebensbethätigung, als Unsterblichkeitswerk. — Dann ein excellenter Aufsatz über Herman Grimm, den verehrten ästhetischen Lehrer, der zwischen heute und Goethe eine lebende Brücke geschlagen hat. Das Buch wird seinen Weg machen und wohl auch holde Früchte tragen.

Was eine derartige Aesthetik, die mit prachtvoller Kühnheit bis hinter zum Anorganischen spekulirt, an Zukunft in sich birgt, braucht kaum mehr gesagt zu werden. Bölsche als Philosoph und als Aesthetiker hat jedenfalls der modernen Metaphysik Wege geöffnet, die zu lichten, freieren Höhen emporführen werden. Auf seinem Lebenswerke soll jetzt das Genie bauen, der überragende Typus, der Goethe überwindet, wie Bölsche es ausspricht, indem er den „Faust" zu überbieten wagt.

# Ein deutscher Philanthrop auf russischem Boden.

Von

**N. Golant.**

— Wien. —

Von der Njemezkaja Sloboda (deutschen Ansiedlung) bei Moskau, wo Peter der Große den ersten Ansporn zur Europäisirung Rußlands erhielt, bis fast auf unsere Tage zieht sich durch di Kulturgeschichte Rußlands wie ein rother Faden der Einfluß deutsche Kulturarbeit, deutscher Thatkraft und deutscher Wissenschaft. Die Spure dieses Einflusses sind in Rußland überall zu finden, doch selten versteh ein russischer Kulturhistoriker, uns mit sachkundiger Hand die wohlthuende Folgen dieses Einflusses für den geistigen Entwicklungsgang der russische Gesellschaft zu schildern. Mit um so größerer Dankbarkeit muß das Wer begrüßt werden, welches ein hervorragender russischer Staatswürdenträge und ausgezeichneter Publicist einer Episode aus der Geschichte der deutsche Kulturarbeit in Rußland gewidmet hat. Es ist dies das Werk des russi schen Senators A. Koni, welches dem Leben und Wirken des deutsche Arztes und Philanthropen Theodor Haas in Rußland gewidmet is Das Werk ist vor Kurzem in zweiter Auflage in Petersburg erschienen*) und bietet für den deutschen Leser hervorragendes Interesse.

Der Verfasser des Buches, der russische Senator und Geheimrat Anatolij Fjodorowitsch Koni, zählt zu den erleuchtetsten Geistern de modernen Rußland. Ein hervorragender Jurist und geistreicher Publicis ein gewaltiger Redner und tiefsinniger Kritiker, ist Senator Koni zu gleiche Zeit eine durch und durch humane Natur, welche überall das rein Mensch

---

*) „Theodor Petrowitsch Haas." Eine biographische Skizze. Von A. F. Koni Petersburg, 1901.

liche sucht und es überall zu entdecken weiß. In allen seinen Werken, ob über Dostojewsky oder das Geschwornengericht, ob über Gorbunow, den geistreichen russischen Erzähler, oder Gradowsky, den bekannten russischen Rechtslehrer, versteht es Koni, den Leser zu fesseln, zu erschüttern und in ihm die besten Gefühle zu wecken. Mit meisterhafter Hand gruppirt er Thatsachen und Ereignisse, welche in ihrer Gesammtheit nachhaltige Wirkung üben. Alle diese Vorzüge zeichnen in hohem Maße Konis Werk über Theodor Haas aus. Noch mehr, die Gestalt des deutschen Arztes Haas ist mit so viel Wärme und Liebe gezeichnet, daß sie ehrfurchtsvolle Theilnahme, ja Anbetung wecken muß.

Theodor Haas, der deutsche Howard auf russischem Boden, hat auf dem Gebiete der Reform des Gefängnißwesens und der Milderung der Leiden der Verbrecher und der Unglücklichen mehr geleistet als der berühmte Engländer. Howard wirkte im freien England, wo Parlament und Presse seine philanthropischen Bestrebungen unterstützten und förderten; das Thätigkeitsfeld Theodor Haas' war das Nikolai'sche Rußland, das, um mit einem berühmten russischen Kritiker zu sprechen, einer endlosen Wüste glich, wo nur die Rufe „Habt Acht!“ ertönten. Der Eine verfügte über alle Mittel, um seine humanitären Pläne verwirklichen zu können; der Andere, den Eingebungen seines unermeßlich tiefen Herzens und den Forderungen einer unerreichbar hohen Moral und Menschenliebe folgend, mußte unsägliche Leiden, Erniedrigungen und Unbilden aller Art erdulden, um seine humanen Bestrebungen durchsetzen zu können. Und darin liegt die Größe des deutschen Howard auf russischem Boden. Von Gegnern umringt, von schier unüberwindlichen Hindernissen umgeben, auf die fast thierische Verstocktheit der damaligen russischen Machthaber stoßend, gelang es dem schlichten deutschen Arzte Theodor Haas dennoch, Verbesserungen auf dem Gebiete des Gefängnißwesens in Rußland zu erringen und für die Sache der Menschlichkeit Unvergängliches zu leisten. Still und geräuschlos, von einer inneren geheimnißvollen Stimme geleitet, legte Theodor Haas seinen dornenvollen Weg zurück, um eine Saat auszustreuen, auf der nunmehr die denkwürdigen Reformen Nikolaus II., die Aufhebung der Deportation nach Sibirien und die Reorganisation der Strafanstalten der Insel Sachalin, emporgeschossen sind.

Die Zustände in den russischen Gefängnissen in den ersten Decennien des abgelaufenen Jahrhunderts boten ein schreckliches und erschreckendes Bild. Diese Zustände halten keinen Vergleich aus, und nicht einmal Dantes „Hölle“ mit allen ihren Schrecken kann mit den russischen Gefängnissen von dazumal verglichen werden. Der völlige Mangel an Luft und Licht, welcher im social-politischen Leben des damaligen Rußland geherrscht hatte, warf auf die Gefängnisse und die Strafanstalten des Czarenreiches seine unheimlichen Schatten. Katharina II., welche Radischzew, den Autor des Buches „Eine Reise von Petersburg nach Moskau“, nach Sibirien ver-

bannen und Nowikow, den ersten Verbreiter guter und nützlicher Bücher in Rußland, nach Schlüsselburg abführen ließ, hatte für die Tausende und Tausende von Unglücklichen, welche in den Gefängnissen ein unmögliches Dasein führen mußten, weder Herz noch Mitgefühl. Sie erließ wohl einige Ukase zur Verbesserung der Zustände in den Gefängnissen, machte aber nicht die mindeste Anstrengung, die Vollstreckung ihrer Befehle zu überwachen, so daß ihre bezüglichen Ukase von dem alltödtenden russischen Bureaukratismus ohne Sang und Klang zu Grabe getragen wurden.

Alexander I., der in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit mit der Bekriegung Napoleons und mit der Durchführung der Bestimmungen der heiligen Allianz beschäftigt war, stand in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit unter dem Einfluß des rohen, unwissenden Generals Araktschejew, des fanatischen Mönches Fotij und der scheinheilig-mystischen Frauen Krüdener und Tatarinowa. Araktschejew verwandelte ganz Rußland in eine große Kaserne, Fotij verwandelte es in eine Bußsünder-Anstalt, die Damen Krüdener und Tatarinowa verdunkelten durch ihre mystischen Predigten die Geister der Hoch- und Höchststehenden. Was Wunder also, wenn sogar die guten Absichten dieses Zaren durchkreuzt wurden!

Der Engländer Wening, den Alexander I. mit der Inspektion der damaligen russischen Gefängnisse und Strafhäuser betraut hatte, hinterließ eine Schilderung derselben, welche in ihrer Düsterkeit und Entsetzlichkeit vereinzelt dastehen dürfte. Die Petersburger Gefängnisse von dazumal bestanden aus finsteren und feuchten Räumen, ohne Luft und Licht. Weder Senkgruben noch Wasch- und Lagerstätten waren dort vorhanden. Die Häftlinge schliefen auf dem nackten und feuchten Fußboden, sich mit ihren von Ungeziefer starrenden, zerfetzten Kleidern vor Kälte und Nässe schützend. Die Räume waren stets vollgefüllt, so daß nur ein Theil der Häftlinge unter Gewaltanwendung sich eine Schlafstätte erkämpfen konnte. Die Ueberfüllung der Räume überstieg alle Grenzen. Wo nur 50 Häftlinge mit Mühe untergebracht werden konnten, dort befanden sich 200 und noch mehr Arrestanten. Diese Gefängnisse und Strafanstalten waren aber auch Stätten des Lasters und des Martyriums in weitestgehendem Sinne des Wortes. Die weiblichen Häftlinge waren von den Männern durch nichts getrennt, ihre Ueberwachung lag in den Händen der hungernden Garnisonsoldaten und der bestechlichen Aufseher, welche vom Aerar einen unmöglich winzigen Lohn bezogen. Das Beisammensein der schwersten Verbrecher mit den wegen Nichtbezahlung von Schulden Verhafteten war eine alltägliche Erscheinung. In einem Strafhause fand Wening in einer Zelle einige elfjährige Kinder beisammen mit in Ketten gelegten Raubmördern und einem 72jährigen Greis, der sich bereits zweiundzwanzig Jahre in Untersuchungshaft befand . . . In den Gefängnissen für Frauen ging es nicht besser zu. Straßendirnen und lasterhafte Frauen, oft mit ansteckenden

Krankheiten behaftet, waren in einer Zelle mit unschuldigen Mädchen untergebracht. Beim Anblicke dieser Strafanstalten rief der Engländer Wening aus: „Diese Anstalten sind doch nur Brutstätten des Lasters!“ Von einer Pflege der kranken Häftlinge war keine Spur. Fürst Golitzyn, welcher 1828 das Moskauer Centralgefängniß inspicirte, sah dort ansteckende Kranke in einer Zelle mit gesunden Häftlingen, ohne ärztliche Behandlung und ohne Pflege . . . Auch Senator Oserow fand im städtischen Gefangenhause zu Moskau in einem Bette zwei Typhuskranke und einen Hautkranken vor . . . Wie und womit die kranken Häftlinge behandelt wurden, ersieht man daraus, daß im Jahre 1827 eine irrsinnige Arrestantin im Lazareth des Moskauer Gefangenhauses mit einem Holzknebel im Munde aufgefunden wurde . . . Die Verpflegung der Inhaftirten war gleich Null. Sie lag in der Hand des Aufsehers, der, keine Kontrole fürchtend, Alles in die eigne Tasche gleiten ließ. Die meisten Häftlinge waren deshalb auf milde Gaben der Bevölkerung angewiesen. Liefen diese ein, so erhielt der Häftling einige Nahrung; blieben sie aber aus, so war der Häftling dem Hungertode preisgegeben . . . Der Chef des Strafhauses von Poltawa berichtet im Jahre 1810 an seine ihm vorgesetzte Behörde: „In Folge Mangels an milden Gaben sind die Sträflinge sehr siech geworden; Einer ist an den Folgen des Hungers bereits gestorben, die anderen Dreißig dürften ihm bald folgen . . .“ Auch die Bekleidung der Sträflinge entsprach vollkommen den herrschenden Zuständen. Das Aerar gab den Sträflingen keine Kleider, die mitgebrachten Fetzen versahen nicht lange den Dienst. Und Senator Oserow fand im Moskauer Gouvernements-Gefangenhause zweiundneunzig Sträflinge vor, welche aus Mangel an Kleidern völlig nackt waren. Dabei herrschte in den Zellen eine Kälte, daß, wie Fürst Golitzyn im Jahre 1829 bezeugte, die inhaftirten Mütter ihre jugendlichen Kinder ohne Unterschied des Geschlechts auf die überfüllte Männerabtheilung schickten, damit sie sich dort erwärmten . . . In einem Bericht des Strafhauschirurgen aus dem Jahre 1815 lesen wir: „Im Spitale mangelt es an den allernothwendigsten Medikamenten; die Wäsche ist seit der Eröffnung des Spitals, d. h. seit dem vorigen Jahrhundert, nicht gereinigt; die Schwerkranken haben keine Senkgruben . . .“

Bei all' dem waren die Gefängnißaufseher unerschöpflich in der Erfindung von grausamen, bestialischen Strafen und Martern, um das schreckliche Dasein der Sträflinge zu erschweren. Wening sah im Petersburger Strafhause weibliche Häftlinge mit weit hervorstehenden Holzblöcken um den Hals, welche scharfe Zacken hatten, die der Trägerin des Blocks das Niederlegen unmöglich machten. In einem anderen Gefangenhause fand er fünf schwere Sessel, an denen die Sträflinge mit dem Halse gekettet und damit gezwungen waren, die schwere Last beständig mit sich herumzuschleppen. In der Provinz übertraf man noch die Grausamkeiten der Petersburger und Moskauer Inquisitoren. In Jaroßlaw ließ der Pristaw (Polizei-

kommissär) Bolotow den Arrestanten Ssramtschenko bei strenger Kälte gekettet im Hofe liegen; im Gefangenhause zu Ußtj-Medwjeditzk legte der Sotnik Lewitzky den Häftling Klimow in den Fußblock und hielt ihn so lange, bis er sein Leben ausgehaucht hatte . . .

Glich schon das Schicksal der Häftlinge in den Gefängnissen jenem der Sünder in der Dante'schen „Hölle", so müssen die Leiden der zur Deportation nach Sibirien verurtheilten Verbrecher ihresgleichen suchen. Der Weg von Moskau nach Sibirien, den die Russen mit „Wladimirka" bezeichnen, weil er über die Stadt Wladimir führt, bildete eine ununterbrochene Kette von Leiden, Kummer und unsäglichen Martern. Dantes Worte: „per me si va nella Città dolente; per me si va nel' eterno dolore; per me si va tra la perduta gente" erschöpfen die Schrecken und Qualen dieses leidenvollen Weges nicht. Das weichherzige und gutmüthige russische Volk, das in jedem Verbrecher nur einen Unglücklichen sieht, hat in zahlreichen weisen Aussprüchen, Sentenzen und Sprichwörtern die Schrecknisse der „Wladimirka" verewigt. Um jedoch nur einen schwachen Begriff von diesen Schrecknissen zu geben, genügt, die Art der Beförderung der Verbannten nach Sibirien ein wenig zu beleuchten. An einem dicken, einen Arschin (russisches Ellenmaß, gleich 71 cm) langen Eisenstab waren acht bis zehn Armbänder aus Eisen angebracht, jedes Armband umklammerte die Hand eines Arrestanten, um hierauf mit einem Schloß gesperrt zu werden. Der Schlüssel wurde dem eskortirenden Unteroffizier in die Reisetasche gelegt, die von Amts wegen versiegelt wurde. Unterwegs durfte der Unteroffizier die Reisetasche nicht öffnen. Angekoppelt an diesen Eisenstab, legten die Verbannten den langen, dornenvollen Weg zurück, und man kann sich leicht vorstellen, welche erschütternde Dramen und Tragödien diese gewaltsame Vereinigung von Kindern, Greisen und Raubmördern täglich herbeigeführt hat: Der Eisenstab tödtete jedwede Individualität, er nahm den Sträflingen sogar den schwachen Trost der Einsamkeit, denn jeder Häftling mußte sogar seine natürlichen Bedürfnisse in Gegenwart von Zeugen verrichten! Nicht umsonst rief Dostojewsky im „Todten Hause" entsetzt auf: „Ich werde niemals allein sein!" Die an den Eisenstab gefesselten Verbrecher konnten nicht gleichen Schritt halten: die Schwachen fielen den Starken zur Last, die Kinder mußten von den Erwachsenen förmlich geschleift werden. Einer trat während des Marsches auf den Anderen. Das Armband schnitt tief in das Fleisch. Des Tages unter den Wirkungen der Steppensonne, sengte das Eisen des Armbandes die Hände der Sträflinge, des Nachts unter dem Einfluß der strengen Kälte machte es das Blut der Unglücklichen erstarren. Und auf diese von dem Chef der „inneren Wache", Grafen Komarowsky, im Mai 1825 erfundene bestialische Art wurden Tausende und Tausende nach dem fernen Sibirien befördert, den langen Weg mit herzzerreißenden Wehe- und Klagerufen erfüllend . . .

Dieses erschreckende Bild des russischen Gefängnißlebens der dreißiger Jahre, welches der freie und unabhängige Engländer Wening ungescheut vor Alexander I. entrollt hatte, machte auf diesen Zaren tiefen Eindruck. Er genehmigte das ihm von Wening unterbreitete Projekt zur Errichtung von Gefängniß-Kuratorien in Rußland und sanktionirte im Juli 1819 die Statuten des ersten Kuratoriums. Die Statuten in ihrer ursprünglichen Form räumten den Mitgliedern des Kuratoriums die weitestgehenden Rechte ein, aber Alexander I. änderte dieselben während seiner Anwesenheit in Aachen ab, so daß das Kuratorium sich nur mit einer streng philanthropischen Rolle abfinden mußte. Die Verwirklichung vieler Aufgaben, wie die Verbesserung der Lage der Sträflinge 2c., mußte das Kuratorium aufgeben, weil jeder Versuch einer Besserung oder Neuerung auf den Widerstand des verknöcherten Beamtenthums stieß. Auf die Dauer konnte diese Rolle das Kuratorium dennoch nicht befriedigen. Eine Beibehaltung der Zustände in den Gefängnissen hätte doch die Thätigkeit der Kuratorien überhaupt überflüssig gemacht, und so entschloß sich die Regierung im Jahre 1827, das Aufsichtsrecht über die Gefängnisse und die Verpflegung der Häftlinge dem Kuratorium zu übertragen. Aber auch diese bescheidene Rolle stieß auf viele Hemmnisse, weil die ersten Leiter der ersten Kuratorien ihre schöne Aufgabe völlig verkannten.

Erst mit der im Januar 1828 erfolgten Errichtung des Moskauer Gefängniß-Kuratoriums trat in der Geschichte der Reform des russischen Gefängnißwesens eine neue Phase ein. Der Schöpfer dieses Kuratoriums, der damalige General-Gouverneur von Moskau, Fürst Dmitrij Wladimirowitsch Golitzyn, ein Zögling einiger deutscher Universitäten, ein feingebildeter Staatsmann und hervorragender Feldherr, war durch seine materielle Unabhängigkeit und durch seine geistige Ueberlegenheit eine persona grata bei Nikolaus I. Er organisirte das Kuratorium auf den Grundsätzen der weitestgehenden Philanthropie, er hielt Reden, welche zündend wirkten, er gab dem Kuratorium Mitglieder, welche von der Heiligkeit der ihnen zugefallenen Aufgabe durchdrungen waren. So befand sich unter diesen Mitgliedern der berühmte Moskauer Metropolit Filaret, dem es auch beschieden war, das Manifest Alexanders II. über die Aufhebung der Leibeigenschaft zu redigiren.

Aber Fürst Golitzyn zeichnete nur den Weg vor, den das Kuratorium bei der Vollführung der erhabenen Aufgabe zu wandeln hatte. Das Kuratorium hätte aber diese Aufgabe kaum ausführen können, wenn nicht ein Mann erschienen wäre, der ihr sein ganzes Leben weihte, der zum Herzen dieser Institution wurde, dessen heftige Schläge in allen Arterien dieses komplicirten Organismus hörbar und fühlbar waren. Das Kuratorium hätte das Schicksal ereilt, dem viele andere nützliche Unternehmen in Rußland verfallen waren, die, von der Oblomowerei, dem Mangel an Initiative und Thatkraft, zerfressen, an Siechthum starben. Es bedurfte

eines Mannes, der von diesem national-russischen Charakterübel völlig frei war und zugleich in seinem Innern unversiegbare Schätze von Menschenliebe und Barmherzigkeit, von beispielloser Selbstaufopferung und Selbstverleugnung, von ungeschwächter Energie und Thatkraft hatte, um das in den damaligen russischen Gefängnissen herrschende System aus den Fugen und in das von uns geschilderte düstere Reich der „todten Häuser“ Licht, Wärme und Menschlichkeit bringen zu können . . .

Dieser Mann war Friedrich (Theodor) Haas.

In Münstereifel, in der Nähe von Köln am Rhein, als Sohn eines Apothekers am 24. August 1780 geboren, erhielt Friedrich Theodor Haas eine sorgfältige häusliche Erziehung. Sein Vater scheint keine Kosten gescheut zu haben, um alle seine Kinder ordentlich zu erziehen und auszubilden. Die zwei älteren Brüder von Friedrich Theodor Haas betraten nach Absolvirung der theologischen Fakultät die geistliche Laufbahn; die zwei jüngsten Brüder traten in die Justizverwaltung ein, von denen Einer als Mitglied des Appellations-Gerichtshofes zu Köln im Jahre 1876 im hohen Alter von 86 Jahren verstarb. Friedrich Theodor Haas, der künftige Reformator der russischen Gefängnisse, studirte zuerst Philosophie und Mathematik an der Universität zu Jena, ging jedoch später nach Wien, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Er absolvirte dort seine medizinischen Studien, wurde zum Arzt promovirt und that sich besonders auf dem Gebiete der Augenheilkunde hervor, welche er unter der Leitung des dazumal berühmten Wiener Ophthalmologen Schmidt erlernte. Kleine Ursachen rufen bekanntlich oftmals große Wirkungen hervor. Die Erkrankung des dazumal in Wien weilenden russischen Fürsten Repnin, eines „Adlers“ aus der Regierungszeit der großen Katharina, entschied das Schicksal des jungen deutschen Arztes. An das Krankenlager Repnins berufen, gelang es Haas, seinen hohen Patienten völlig gesund zu machen und dadurch die Dankbarkeit Repnins zu erwecken. Repnin überredete auch Haas, mit ihm nach Rußland zu gehen. Als zweiundzwanzigjähriger Arzt traf Haas im Jahre 1801 in Moskau ein.

In der alten russischen Kremlstadt gelang es Haas alsbald, eine angesehene Position zu erringen. Im Preobraschenski-Krankenhause zu Moskau war es, wo Haas zum ersten Mal die russische Wirklichkeit kennen lernte. Er fand im Jahre 1806 in diesem Krankenhause zahlreiche Augenkranke vor, welche hilflos und fast ohne Behandlung dalagen. Mit Erlaubniß des damaligen Gouverneurs Lansky übernahm Haas die unentgeltliche Behandlung dieser Kranken. Der Erfolg dieser Behandlung war so groß, daß Haas mit einem Mal zum populärsten Arzte von Moskau wurde. Diese Popularität hatte aber zur Folge, daß die Verwaltung des Pawlow-Spitals zu Moskau, das dem Ressort der russischen Kaiserin unterstand, am 4. Juni 1807 einen Ukas der damaligen Zarin Maria Fjodorowna erhielt, „Haas zu zwingen, den Posten des

Chefarztes dieses Spitals unverzüglich anzutreten". Das war
war echt russisch, aber diesmal war dieser Zwang von wohlthuenden
Folgen für die leidende Menschheit begleitet. Haas widmete seine Fürsorge
allen Krankenhäusern von Moskau, er fand für alle Kranke Zeit und
liebevolle Behandlung, er trug Sorge für Alle, welche krank und hilflos
waren. Seine bahnbrechende Thätigkeit auf dem Gebiete der Reform des
russischen Gefängnißwesens hatte zwar noch nicht begonnen, aber die ersten
Spuren dieser Thätigkeit ließen sich bereits erkennen. Diese Spuren
traten mit besonderer Deutlichkeit in einem Werke zu Tage, das Haas
den Naturreichthümern des Kaukasus gewidmet hatte. Von Wißbegierde
getrieben, unternahm Haas in den Jahren 1809 und 1810 eine Reise
nach dem Kaukasus, um die dortigen Mineralwässer zu untersuchen. Und
sein Verdienst bestand nicht nur darin, daß er die Schwefelthermen in
Essentuki und viele andere Heilquellen in Scheljeznowodsk entdeckt und die
Thermen von Alexandrowsk zum ersten Mal wissenschaftlich beschrieben
hatte, sondern auch in den humanen Ideen, Gedanken und philosophischen
Sentenzen, welche Haas in seinem Reisewerke „Ma visite aux eaux
d'Alexandre" ausstreute. „Was der Mensch unter den Produkten der
Natur ist, das ist der Arzt unter den Gelehrten" — das war Haas'
Devise. Der ärztliche Beruf erschien ihm heilig; er erblickte in dem
Arzt den höchsten Vollstrecker der Nächstenliebe und der Barmherzig-
keit, der Selbstverleugnung zu Gunsten der Leidenden. Seine laut
ausgesprochenen Ideen der Menschlichkeit und der Barmherzigkeit, in
einem Land und zu einer Zeit, wo die Menschenquälerei als oberstes
Prinzip galt, weckten in der damaligen geistig schlummernden russischen
Gesellschaft den Menschen und gaben ihr Stoff zu ernstlichem Nachdenken.
Und indem Haase seine Worte mit Thaten bekräftigte, indem er die Armen
unentgeltlich behandelte, die Medikamente für dieselben aus eignen Mitteln
bestritt und für alle anderen Nöthe stets Verständniß und Herz hatte, er-
warb er ohne jedwede Anstrengung seinerseits die Sympathie der ge-
sammten Bevölkerung der damaligen Kremlstadt. Vom Zaren zum Hofrath
ernannt und mit dem Wladimirorden ausgezeichnet, war Haas unermüdlich
und unerschöpflich in dem Bestreben, neue Mittel und Wege zur Ver-
besserung der Krankenhäuser und der Lage der Leidenden ausfindig zu
machen. Als in der Verwaltung der Moskauer Reserve-Apotheke, welche
...000 Soldaten und 30 Spitäler mit Medikamenten zu versehen hatte,
...ckliche Mißbräuche entdeckt wurden, wandte sich deshalb Fürst Golitzyn
an Haas mit der Bitte, den Posten des Stadtphysikus zu übernehmen.
...sträubte sich anfangs, dieser Bitte Folge zu leisten, gab endlich nach
und trat das Amt am 14. August 1825 an. Treu seinem Wahlspruche:
„Eilet Euch, Gutes zu thun!" arbeitete Haas als Stadtphysikus eine ganze
Reihe von Projekten zur Verbesserung der sanitären Zustände der Stadt,
zur Schaffung von Garantien für die streng wissenschaftliche und un-

parteiische Untersuchung der Irren, zur Vermehrung der Plätze in den Spitälern und zur erfolgreichen Durchführung der erst unter Katharina II. eingeführten obligatorischen Impfung aus. Aber die Nachteulen in der damaligen Verwaltung, welche jedes Licht scheuten, erhoben ein unheimliches Geschrei gegen die Neuerungen des „gefährlichen Deutschen", der die hohe Obrigkeit angeblich mit nichtigen Projekten belästige. Diesen in ihrer Apathie versteinerten Beamten war kein Mittel zu schlecht, um Haas sein Amt zu verleiden. Noch mehr, sie erhoben gegen Haas die Beschuldigung ärarische Gelder in der Höhe von 1502 Rubel unterschlagen zu haben . . . Die Beschuldigung erwies sich zwar als völlig grundlos, aber der in seinem ganzen Wesen ehrliche Haas wollte nichts mit Männern zu thun haben, die in ihrer Demoralisation vor nichts zurückschreckten, um eine ihnen mißliebige Person zu vernichten. Er trat von dem Posten des Stadtphysikus zurück, um sich seiner ärztlichen Thätigkeit wieder vollauf widmen zu können.

Als Eigenthümer eines Hauses in Moskau und eines Gutes in Tischino, wo er auch eine Tuchfabrik errichtet hatte, war es Haas möglich den zahlreichen Armen und Kranken, welche seine Hilfe ansuchten, jedwede Unterstützung zu gewähren. Seine Mußestunden, deren er wenig hatte, füllte Haas mit dem Studium philosophischer Werke und mit seinem lebhaften Briefwechsel mit Schelling aus. Um diese Zeit erhielt Haas die Einladung des Fürsten Golitzyn, dem neugegründeten Gefängniß-Kuratorium als Mitglied beizutreten.

Mit dem Eintritt in das Gefängniß-Kuratorium begann für Haas jene Thätigkeit, welche den Weg für alle späteren humanen Reformen auf dem Gebiete des Gefängnißwesens in Rußland ebnete und seinen Namen mit dem Schein eines Heiligen umgab. Als Mitglied des Kuratoriums und als Chefarzt der Moskauer Gefängnisse brachte Haas die Ueberzeugung mit, daß zwischen Verbrechen, Unglück und Krankheit ein enger Zusammenhang bestehe, daß somit die Behandlung des Häftlings dreifach sein müsse: gerecht, theilnahmvoll und fürsorglich. In den Gefängnissen Rußlands von dazumal herrschten bekanntlich die entgegengesetzten Anschauungen: dem Verbrecher sprach man jedwedes Menschenrecht ab, dem Kranken versagte man jede Hilfe, dem Unglücklichen jede Theilnahme. Und dieser Lage der Dinge erklärte Haas den offenen Krieg, er führte ihn bis zu seinem letzten Athemzuge, gleichviel, ob gegen die einflußreichen Machthaber oder gegen die Hinterlistigkeit der Tschinowniks, ob gegen die Hartherzigkeit der Gefängnißaufseher oder gegen die allgemeine Apathie. Von unerschütterlicher Liebe zum Menschen und zur Wahrheit geleitet, eröffnete Haas seinen Kampf um Verbesserung des Looses der Unglücklichen, unverzüglich. Und in den Sitzungsprotokollen des Kuratoriums spiegelt sich die aufopferungsvolle Thätigkeit Haas' mit besonderer Deutlichkeit wieder.

zu den 293 Sitzungen, welche das Kuratorium von seiner Begründung
is zum Tode Haas' abgehalten hatte, fehlte Haas nur ein einziges Mal,
nd wir werden später die Ursachen dieses Fernbleibens kennen lernen . . .
Seine Arrestanten" nahmen sein Herz und seine Sinne so gefangen, daß
r sich und seine eignen Interessen gänzlich vergaß. Das Gut Tischino
umt der Tuchfabrik wurden öffentlich versteigert, das Haus in Moskau
erkauft, Wagen und Pferde verschwanden, so daß, als Haas, einst der
opulärste Arzt von Moskau, im Jahre 1853 starb, die Polizei die Be-
rdigungskosten bestreiten mußte . . . Er gab ihnen, den Sträflingen und
rrestanten, deren Leid sein Herz mit Kummer erfüllte und seinen Verstand
nablässig beschäftigten, Alles hin: Gesundheit, Leben und materiellen
Wohlstand . . .

Verpflichtet, das Moskauer Centralgefängniß, diese Sammelstelle für
le zur Deportation nach Sibirien Verurtheilten, täglich zu besuchen, war
aase beim Anblicke des barbarischen Eskortirungsmittels, des Eisenstabes,
rart erschüttert, daß er den Entschluß faßte, für die Abschaffung dieser
tsetzlichen Menschenquälerei sofort einzutreten. Die Anzahl der Menschen
eichviel ob Greise, Weiber oder Kinder, welche dieser Marter unterzogen
urden, war Legion, das erhellt schon daraus, daß in der Zeitperiode von
27 bis 1846 allein die Zahl der nach Sibirien Verschickten, welche das
oskauer Centralgefängniß passiren mußten, 159 755 betrug! Und Haas
lug Lärm. In seinen Eingaben an das Kuratorium verstand es Haas,
rch die Schilderung der Wirkungen des Eisenstabes die Mitglieder des
ratoriums zu erschüttern. Er nannte dieses Folterwerkzeug eine beweg-
he Schule des Menschenhasses, der Verachtung fremder Leiden, des
sters und der grenzenlosesten Demoralisation. Seine Schilderungen und
zählungen machten insbesondere auf den Fürsten Golitzyn großen Ein-
ck. Und nun begann der Kampf beider Männer um die Abschaffung
s Eisenstabes. Der Kampf gestaltete sich äußerst heftig, weil die Minister
 Krieges und des Innern, Sakrewskij und Tschernyschow, sowie der
herzige Chef der inneren Wache General Kopzewitsch, sich für Bei-
altung des Eisenstabes aussprachen; aber Haas ließ sich durch diese
nderniſſe nicht entmuthigen. Im Gegentheil, sie entfachten nur noch
hr das in seiner Brust lodernde heilige Feuer der Menschenliebe und
 Barmherzigkeit.

Unter dem Eindruck der Haas'schen Wirksamkeit entschlossen sich die
ersburger Machthaber, nachzugeben: 1831 erließ General Kopzewitsch
 Verordnung, den Eisenstab durch eine Kette mit Armbändern zu er-
n. Diese Konzession bedeutete in Wirklichkeit nichts. Denn sie ließ
 den unbeweglichen Eisenstab durch eine bewegliche Kette ersetzen, aber
Thatsache allein, daß man in Petersburg nachzugeben gewillt war,
 von Bedeutung. Haas wandte alle Mittel an, um den Widerstand
 Petersburger Machthaber endgiltig zu brechen. Er schrieb an Niko-

laus I., er richtete sogar ein Schreiben an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit der flehentlichen Bitte, seine Schwester, die damalige russische Zarin für die Abschaffung des Eisenstabes zu gewinnen. Um aber die mögliche Flucht der Arrestanten, welche die Petersburger Machthaber in's Treffen gegen die Abschaffung des Eisenstabes führten, unmöglich zu machen, schlug Haas vor, sämmtliche Arrestanten in Fußketten zu legen. Aber die von der Regierung in Anwendung gebrachten Fußketten für Zuchthäusler waren äußerst schwer und den Schritt hemmend. Sie hatten ein Gewicht von 5½ Pfund und eine Länge von nur 11 Werschok. Haas ließ andere Fußketten anfertigen, die ein Gewicht von nur 3 Pfund und eine Länge von einem Arschin hatten, in denen man eine lange Strecke ohne Ermüdung zurücklegen konnte. Und bevor Haas die von ihm angefertigten Fußketten als Ersatz für den Eisenstab empfahl, erprobte er die Wirkungen dieser Fußketten an sich selbst. Als der Gouverneur Senjawin 1830 in einer Dienstangelegenheit Haas besuchte, fand er den deutschen Howard im Zimmer auf- und abgehend, unter Geklirr etwas vor sich murmelnd. Und was war das? Haas ließ sich in seine erleichterten Fußketten legen, legte so im Zimmer eine Strecke zurück, welche der Entfernung von Moskau bis Bogorodsk, der ersten Etappe, glich, um zu erproben wie sich die Arrestanten in diesen Ketten auf ihrem langen Marsche fühlen werden . . . Und erst nach dieser Probe überreichte Haas dem Kuratorium seine Eingabe, in welcher er in zündenden herzzerreißenden Worten die Leiden der an den Eisenstab Gefesselten schilderte und die Annahme seiner Fußketten als Ersatz für dieses Folterwerkzeug forderte. Und seine Vorstellungen dürften diesmal die nachhaltigste Wirkung geübt haben, denn Fürst Golitzyn forderte mit Umgehung der Petersburger Machthaber das Kuratorium auf, das Nöthige zu veranlassen, um sämmtliche Arrestanten, welche mittelst Eisenstabes eskortirt würden, in Moskau in Fußketten zu legen, und zwar in die von Haas angefertigten. Das Kuratorium gab dieser Aufforderung statt und beauftragte im Namen des General-Gouverneurs von Moskau die berufenen Behörden, den Forderungen Haas' in Bezug auf die Ersetzung des Eisenstabes durch die von Haas angefertigten Fußketten keine Hindernisse in den Weg zu legen. Und so vollzog sich in der Stille die Abschaffung des Eisenstabes in Moskau. Die zur Verbannung Verurtheilten begrüßten mit Begeisterung die Neueinführung Haas'.

Aber dieser „Ausländer" schien den russischen Volkscharakter allzugut zu kennen, um sich mit der bloßen Thatsache der Aufhebung des Eisenstabes zu begnügen. Er schien zu wittern, daß die wohlgemeintesten Verfügungen der oberen Behörden von den kleinen Beamten in ihrer unausrottbaren Apathie und Gleichgiltigkeit stets durchkreuzt wurden; er schien aber auch zu wissen, daß der russische Charakter in seiner Passivität stets angespornt werden muß, um in der Verfolgung irgend einer Aufgabe nicht

zu erlahmen. Und Haas entschloß sich, die von ihm geschaffene Sache der Barmherzigkeit und Humanität selbst zu überwachen, der Ankunft und der Abfertigung der Arrestanten-Transporte beizuwohnen. Und das that Haas bis zu seinem letzten Athemzuge. Ganze Tage brachte er auf den Worobjow-Bergen, wo sich das Central-Gefängniß befand, zu, nicht eine einzige Partie von Arrestanten ließ er vorüberziehen, ohne sie von den Qualen des Eisenstabes befreit zu haben. Weder das zunehmende Alter noch physische Leiden, weder der ständige Widerstand der Schubbehörden, noch der Mangel an Mitteln zur Anfertigung seiner erleichterten Fußketten vermochten ihn von der Erfüllung seiner schweren Pflichten abzuhalten. Dem Widerstand stellte er eine beispiellose Energie entgegen, den Mangel an Geldmitteln deckte er durch eigene Spenden, solange er noch etwas hatte, und später durch Sammlungen bei seinen Freunden, welche nicht im Stande waren, ihm die Hilfe für „seine" Unglücklichen zu verweigern. Als die Regierung im Jahre 1847 die Verminderung der Verpflegnug der Arrestanten anordnete, übergab Haas dem Kuratorium im Namen „einer unbekannten wohlthätigen Persönlichkeit" den Betrag von 11 000 Rubeln, um die Kost der Arrestanten zu verbessern. Und die „unbekannte wohlthätige Persönlichkeit" war er selbst. Auch gegen das Abrasiren des Kopfhaares, dem die Arrestanten unterzogen wurden, eröffnete Haas den Kampf. Diese barbarische Kennzeichnung der nach Sibirien Verbannten war eine Art von Tortur, außerdem für den Gesundheitszustand der Arrestanten äußerst nachtheilig. Das abrasirte Haupt der Arrestanten litt unter der Gluth der Steppensonne während des Tages und unter der strengen Kälte während der Nacht unsäglich, was eine Schwächung des Organismus und zahlreiche Krankheiten herbeiführte. Haas kämpfte gegen diese „überflüssige Grausamkeit", kämpfte lange, bis es ihm gelang, das Kuratorium für sich zu gewinnen und dadurch den Reichsrath zur Abschaffung des Kopfrasirens zu bewegen. 1846 gab der Reichsrath der Bitte des Kuratoriums um Abschaffung dieser Kennzeichnung statt.

Der Kampf um die Abschaffung des Eisenstabes wurde von Haas siegreich zu Ende geführt, aber er begnügte sich damit nicht. Nicht minder als der Eisenstab erschütterte Haase die Thatsache, daß den Arrestanten jedwedes Menschenrecht abgesprochen wurde. Die Obrigkeit ließ sogar keinen Gedanken zu, daß die Arrestanten Bedürfnisse haben könnten, deren Nichterfüllung grausam oder unmoralisch wäre. Weder die Krankheit des Arrestanten noch irgend welche moralische Bedürfnisse vermochten die grausame Behandlung der zur Verbannung nach Sibirien Verurtheilten zu ändern. Gegen diesen Zustand der Dinge ging Haas nicht minder energisch vor. Er unterbreitete dem Kuratorium eine Druckschrift, in welcher er in zündenden Worten die herrschenden Zustände schilderte und um Abschaffung dieses Uebels flehentlich bat. Seine Bitte bestand darin, daß man ihm das Recht einräumen möge, den Gesundheits-

zustand der Arrestanten selbst, ohne Theilnahme der engherzigen Polizeiärzte untersuchen und die Kranken und Schwachen bis zur völligen Wiederher stellung in Moskau zurückhalten zu dürfen. „Das Kuratorium," schrie Haas, „würde sich selbst widersprechen, wenn es die Thränen und die er schütternden Hilferufe der nach Sibirien Gehenden ignoriren wollte." Da Kuratorium gab dieser Bitte statt und ermächtigte Haas, das Amt eine Gefängnißarztes anzutreten.

Und in dieser Eigenschaft entwickelte Haas eine Thätigkeit, welch in ihrer Menschenliebe und Fürsorge für die Unglücklichen vereinzelt da stehen dürfte. Seine ärztliche Kunst nicht als Handwerk betrachtend, ver stand er es, auch im Kranken die leidensvolle Seele zu entdecken un demgemäß zu handeln. Er ließ sich durch nichts binden, wenn es galt das Uebel auszurotten. Er trieb die nöthigen Mittel auf, um ein Spita zu errichten, wo er das Werk der Nächstenliebe ungestört ausüben konnte Die Kranken, welche er in diesem Spitale zurückbehielt, ließ er von de Ketten befreien und behandelte sie als Menschen, in erster Reihe aber al unglückliche Menschen. Und in der Vertheidigung der Interessen diese Unglücklichen kannte er keine Kompromisse und keine Nachgiebigkeit. E hielt nicht nur kranke Häftlinge zurück, sondern auch solche, deren Zurück haltung die Moral forderte. So hielt er einen Arrestanten zurück, dessen Ehegattin infolge Entbindung dem Transporte nicht folgen konnte und ge zwungen war, in Moskau noch eine Woche zu verweilen; ein andere Mal einen Häftling, der die Ankunft seiner Frau und Kinder ab warten wollte, um von ihnen Abschied zu nehmen. Diese Verfügungen Haas' brachten ihm die Feindschaft der Obrigkeit ein, welche in de Aktionen des „übertriebenen Philanthropen" eine Störung der Schubordnun und eine Erschwerung der Erfüllung der obrigkeitlichen Obliegenheiten er erblickte. Daß es infolge dieser Feindschaft sehr oft zu Zusammenstößen zwischen Haas und der Obrigkeit kam, braucht nicht erst gesagt zu werden. So hielt er einmal ein gesundes Mädchen zurück, wei dessen Schwester krank danieder lag. Der Etappenchef war jedoch da mit nicht einverstanden und ordnete die Einreihung des Mädchens in den Transport an. Darauf erklärte die kranke Schwester, mit dem selben Transporte gehen zu wollen. Nun standen beide Mädchen im Hof des Gefängnisses, ihrer Eintragung in die Listen der nach Sibirien Gehenden harrend. Das kranke Mädchen, das sich von seiner Schweste nicht trennen wollte, konnte sich kaum aufrecht erhalten. Da erschien Haas, e erblickte die Mädchen und begriff sofort, daß man seine Verfügung rückgängig gemacht hatte. Und nun trat er auf den Etappenchef Obersten Müller zu und richtete an ihn die Bitte, die Schwestern zurückzulassen. Müller wies die Bitte barsch zurück. Haas drohte ihm, über diese Unmenschlich keit dem Zaren zu berichten, aber auch dies blieb wirkungslos. Da richtete Haas an ihn die Worte: „Es giebt noch ein höheres Gericht, vor dem

ir Beide werden einst erscheinen müssen, wo diese stillen Untergebenen
hreckliche Ankläger sein werden!" Müller entgegnete zwar, daß er hier
en Katechismus nicht anhören wolle, befahl jedoch, beide Schwestern zurück=
halten. Ein anderes Mal erblickte Haas unter den im Gefängnißhofe
ufgestellten, zur Verbannung bestimmten Sträflingen ein sieches Weib, das
n anwesenden Gouverneur flehentlich bat, in einem Wagen, der ge=
öhnlich dem Transporte folgte, Platz nehmen zu dürfen, vom Gouverneur
doch roh und barsch zurückgewiesen wurde. Haas sprang förmlich hinzu
d erklärte, daß das Weib zu Fuß nicht gehen könne, daß er es Niemandem
lauben werde, in seine Rechte als Chefarzt der Gefängnisse einzu=
eifen. Der Gouverneur wollte nicht nachgeben, aber Haas drohte, sich
fort beim General=Gouverneur zu beschweren, und das Weib wurde in
n Wagen gesetzt. Aber Haas begnügte sich damit nicht, daß seinen
erordnungen endlich Folge gegeben wurde. Er überwachte auch mit
usend Augen, ob die Verordnungen auch durchgeführt wurden. So
legte er kurze Zeit nach der Abfertigung des Arrestanten=Transportes
der Rogoschskaja Sastawa, einem von Moskau ziemlich weit entfernten
rorte, den die Arrestanten passiren mußten, zu erscheinen, um sich selbst
überzeugen, ob Alles in Ordnung wäre. Und noch da sprach er den
glücklichen Muth zu, spendete ihnen Trost und nahm von ihnen noch=
ls Abschied, oftmals die Sträflinge küssend.

Diese Zusammenstöße mit den „Mächtigen" entfesselten eine Fluth von
nunciationen und Verleumdungen gegen den „Ausländer" und gegen den
bertriebenen Philanthropen", welche Haas stets widerlegen mußte. In
lreichen Eingaben an das Kuratorium und an die hohe und höchste
rigkeit mußte Haas seine Handlungen vertheidigen und für die primi=
ten Begriffe von Menschlichkeit und Gerechtigkeit kämpfen und streiten.
e Genugthuung für alle diese Bitternisse und Unbilden fand Haas in
Glückseligkeit, welche die Arrestanten beim Anblicke des „Gottesmenschen",
die Sträflinge Haas nannten, ausdrückten. Lady Bloomfield, die
tin des damaligen englischen Botschafters in Petersburg, hat in ihrem
Jahre 1882 in London publizirten Buche: „Reminiscences of court
diplomatic life" einen Besuch des Moskauer Central=Gefängnisses
ildert, den sie 1847 gemacht hatte. Und es ist rührend zu lesen, mit
her Liebe und Zärtlichkeit die Sträflinge Haas zugethan waren. Raub=
Vatermörder, verstockte Verbrecher, — sie Alle knieten vor Haas nieder,
en seine Hände und baten ihn um Verzeihung für die von ihnen be=
enen Verbrechen. Das wiederholte sich an jedem Montag, dem Tage
Abfertigung der Arrestanten=Transporte nach Sibirien. Und Haas
n in dieser Glückseligkeit der Sträflinge sein eigenes Lebensglück zu
. An jedem Montag pflegte er mit einem vollbeladenen Wagen mit
nsmitteln und Wäsche zu erscheinen, um sie unter den nach Sibirien
nden zu vertheilen. Dabei hatte er für jeden ein ermuthigendes Wort,

eine Liebkosung, eine Zärtlichkeit. „Küsse mich, mein Lieber," mit diesen Satze pflegte er sich gewöhnlich von den Sträflingen zu verabschieden. Un Lady Bloomfield hat Recht, wenn sie sagt, Haas, dieser Wundermensch tröste die Sträflinge wie ein Bruder, der hierher kommt, um den Unglück lichen Muth zu ihren bevorstehenden Leiden einzuflößen.

Die gute Lady vergaß aber zu sagen, daß die Einrichtungen im Ge fängnisse, welche ihr halbwegs gefielen, ebenfalls ein Werk dieses „wunderbaren Menschen" waren und diesem nicht nur Mühe und Sorgen sondern auch tiefe Kränkungen und großen Kummer verursacht hatten Haas zwang bereits 1832 den Fürsten Golitzyn, das Gefängniß zu be suchen, um sich selbst von dessen unmöglichem sanitären Zustande zu über zeugen. Das Ergebniß dieses Besuches war, daß Haase ermächtigt wurde das Uebel nach Möglichkeit zu beseitigen. Und nun ruhte und rastete e nicht, bis es ihm gelang, ein fast neues Gefängniß zu errichten, das zu damaligen Zeit musterhaft genannt werden konnte. Er errichtete reine lichte Zellen mit Lagerstätten, führte Ventilationen ein, ließ Senkgruben machen, errichtete Waschstätten, ließ einen eigenen Brunnen im Hof graben und einen Garten anlegen, um, wie er sagte, die Luft zu er frischen. Er errichtete auch Werkstätten, so eine Buchbinderei, ein Tischlerei, eine Schneiderwerkstätte u. A., wo die Arrestanten zu arbeiten pflegten und so dem Müßigange entrissen wurden. Noch mehr, er errichtet im Gefängnisse eine Schule für die Arrestantenkinder, in der er auch Unterricht ertheilte und durch seine Zärtlichkeit die Liebe der Kinder in höchstem Maße gewann.

In dieser Fülle von Sorgen um die Sträflinge vergaß jedoch Haas nicht, auch für das geistige Leben der Arrestanten zu sorgen. In erster Reihe drückte sich diese Fürsorge in der Vertheilung von Büchern moralischen und kirchlichen Inhaltes unter den Arrestanten aus. Er verschaffte sich einen reichen Engländer, der ihm solche Bücher, wie Haas vorgab, unentgeltlich zur Verfügung stellte. Und in einem Zeitraume von 15 Jahren vertheilte Haas unter den Arrestanten 200 000 Bücher, darunter Evangelien, Kirchen geschichten, Psalmen 2c. Er verfaßte sogar ein Handbuch für die zur Verbannung nach Sibirien Bestimmten, das Regeln für das Verhalten der Sträflinge enthielt. Diese Regeln predigten: Liebe, Frieden, Duldung, Ver gebung und körperliche Reinlichkeit. Und dieses Buch mußte jeder Arrestant entgegennehmen und sich schriftlich verpflichten, die Regeln unter allen Um ständen einzuhalten ... Haas kannte die Seele des gemeinen Russen so gut daß er wußte, wie schwer es einem solchen Russen fällt, das schriftlich verpfändet Wort zu brechen. Und deshalb ließ er sich die schriftliche Verpflichtung geben

Die Wirkung dieser Fürsorge blieb denn auch nicht aus. Erbittert verzweifelt und von Haß gegen die Menschheit erfüllt, trafen die Sträflinge in Moskau ein, um unter dem wohlthuenden Einfluß Haas' ihr besseres „Ich" und den verlorenen Muth wiederzufinden.

Es gab jedoch noch ein Gebiet, auf dem der Reformator des russischen Gefängnißwesens und Verbesserer der Lage der Sträflinge eine Thätigkeit entwickelte, welche für das Geschick der Arrestanten von einschneidender Bedeutung war. Die damalige Justiz-Ordnung in Rußland war Alles, nur keine Justiz. In den Gerichten herrschte, wie Chomjakow, der Schöpfer des Slavophilenthums, klagte, Unwahrheit, Bestechlichkeit und Willkür. Daß die Sträflinge unter diesen Zuständen viel zu leiden hatten, ist selbstverständlich. Viele völlig unschuldig, wurden zu den schwersten Strafen verurtheilt, ohne irgendwo Gerechtigkeit finden zu können. Hatten doch die Herren, welche Paul I. beseitigen wollten, die Ungerechtigkeit der damaligen Gerichte dazu benützt, um den treuesten Wächter Pauls I., den Kosakenoberst Grusinow, aus der Nähe dieses Zaren zu entfernen und ihn in Tscherkaßk am Don hinrichten zu lassen*). Aus dem beständigen Verkehr mit den Sträflingen lernte Haas auch alle Ungerechtigkeiten kennen, welche diesen in den Gerichten widerfuhren. Und er beschloß, einen juristischen Beirath zu begründen, der die Aufgabe haben sollte, die Interessen der Arrestanten vor dem Gerichte zu vertheidigen. Haas überreichte dem Kuratorium das Projekt zur Errichtung eines juristischen Beirathes für die Arrestanten. Nach langen Irrfahrten und Kämpfen wurde 1842 der Beirath begründet und Haas mit der Erfüllung seiner Obliegenheiten betraut. Und mit derselben Energie und Selbstverleugnung trat Haas sein neues Amt an. Weder Beleidigungen noch Kränkungen, weder Hindernisse noch sogar scheinbar Unmöglichkeiten vermochten den Eifer Haas' in der Vertretung der Rechte der Arrestanten vor den Gerichten abzukühlen, geschweige denn zu lähmen. Er erschien einmal in der Kanzlei des Oberpolizeimeisters von Moskau, um einige Informationen über die Angelegenheit eines Arrestanten einzuholen. Der Beamte, dem Haas die Angelegenheit vortrug, wies ihn mit der Motivirung zurück, daß in dem Gesuche einige Daten fehlten. Haas verneigte sich still und verließ das Zimmer. Indessen brach ein Gewitter aus, das im Nu die Straßen von Moskau in Bäche verwandelte. Zwei Stunden vergingen, das Gewitter hatte noch immer nicht aufgehört. Da trat Haas in das Beamtenzimmer neuerdings ein. Er war vom Scheitel bis zur Sohle durchnäßt. Lächelnd übergab Haas, damals schon ein sechzigjähriger Greis, dem Beamten die fehlenden Daten. In strömendem Regen war, wie es sich später ergab, der Greis aus der Stadt nach Sokolniki [?]mowniki, einem äußerst entfernten Vororte von Moskau, gefahren, um die Daten zu verschaffen. Die Protokolle des Kuratoriums weisen viele Fälle, in denen Haas als Anwalt unschuldig Verurtheilter auftrat. Der verstorbene russische Senator D. Rowinskij, ein hervorragender russischer Kulturhistoriker und Archäologe, war Zeuge eines ernsten Konfliktes, der

*) Siehe Schachowskoj: „Der Leibwächter Pauls I.", „Istoritscheskij Wjestnik", Petersburg, April, 1901.

auf dem Gebiete der Vertheidigung der Unſchuldigen zwiſchen Haas und dem Präſidenten des Kuratoriums, dem berühmten und allmächtigen Metro- politen Filaret, entſtand, und der deutlich beweiſt, mit welcher Selbſt- verleugnung Haas die Vertheidigung der unſchuldig Verurtheilten führte. Haas trat einmal für einen ſolchen ein. Filaret apoſtrophirte ihn mit den Worten: „Sie ſprechen immer von unſchuldig Verurtheilten. Solche giebt es nicht! Wenn ein Menſch beſtraft wird, ſo iſt er ſchuldig.“ Haas ſprang vom Sitze auf und rief laut: „Sie haben, Wladyko, Chriſtus vergeſſen!“ Dieſer ſcharfe Hinweis auf die Herz- loſigkeit der Erklärung Filarets, welche die Verurtheilung des un- ſchuldigen Erlöſers ganz außer Acht ließ, und die in dem Munde eines Dieners der Kirche noch ſeltſamer klang, rief unter den Anweſenden Be- ſtürzung hervor. Solche Worte hatte noch Niemand dem allgewaltigen Filaret in's Geſicht zu ſchleudern gewagt. Es trat tiefe Stille ein. Filaret ließ das Haupt ſinken und ſchwieg eine Weile. Dann erhob er ſich vom Sitze und ſagte: „Nein, Fjodor Petrowitſch! (So nannte man Haas in ruſſiſcher Sprache.) Als ich meine voreiligen Worte ſprach, habe ich nicht Chriſtus, ſondern Chriſtus hat mich vergeſſen!“ Er ſegnete Haas und verließ das Kuratorium. Die Tiefe des Verſtandes Filarets glich der Herzenstiefe Haas'.

Und war Haas von der Unſchuld eines Sträflings überzeugt, ſo bot er alle Mittel auf, um das Unrecht gut zu machen. In dieſer Beziehung huldigte er nicht einmal dem ſchönen Grundſatze Paſteurs, daß „die Pflicht dort aufhört, wo die Unmöglichkeit beginnt“. Er leiſtete ſogar Un- mögliches. Er hielt Jahre hindurch den ſiebzigjährigen Sträfling Deniſ- Korolew in Moskau zurück, weil er überzeugt war, daß er den dornenvollen Weg nach Sibirien nicht werde zurücklegen können. Und da traf es ſich, daß Kaiſer Nikolaus I. das Moskauer Gefängniß beſuchte. Die Mißgönner Haas' zeigten dem Zaren den Sträfling Deniſſow, der durch die „Schuld“ Haas' noch immer nicht nach Sibirien geſchickt werden könne. „Was ſoll das heißen?“ frug der Zar Haas, der ihm perſönlich bekannt war. Statt einer Antwort kniete Haas vor dem Zaren nieder. Nikolaus I. glaubte, Haas wolle Verzeihung für die begangene Verletzung des Reglements er- bitten und ſagte zu ihm: „Laß es doch gut ſein, ich bin nicht böſe, ſteh auf, Fjodor Petrowitſch, was fällt Dir ein?“ — „Ich werde nicht auf- ſtehen!“ entgegnete Haas entſchloſſen. — „Aber ich bin nicht böſe, ſage ich Dir. Was willſt Du alſo?“ — „Majeſtät, begnadigen Sie dieſen Greis, deſſen Lebenstage gezählt ſind, der ſiech und ſchwach iſt, dem es ſehr ſchwer fallen wird, den Weg nach Sibirien zurückzulegen. Begnadigen Sie ihn; ich werde nicht aufſtehen, ſolange Sie ihn nicht begnadigen.“ Der Zar verfiel in Gedanken. Nach geraumer Weile ſagte er: „Auf Dein Gewiſſen, Fjodor Petrowitſch!“ und ſprach die Begnadigung aus. In glücklichſter Erregung erhob ſich Haas vom Fußboden.

Wie sehr Haas sein ganzes Sinnen und Trachten den Sträflingen gewidmet hatte, erfahren wir aus der schlichten, aber erschütternden Erzählung des unlängst verstorbenen russischen Senators Arzimowitsch, eines hervorragenden Theilnehmers der Bauern-Emanzipation in Rußland. Arzimowitsch begleitete im Jahre 1851 den Senator Annenkow nach Westsibirien, um die dortigen Gefängnisse zu inspiziren. Ein volles Jahr brachten die Revisoren dort zu und kehrten nachher über Moskau nach Petersburg heim. Arzimowitsch, der seine Moskauer Bekannten besuchte, ;hrte erst spät nach Mitternacht in sein Absteigquartier zurück. Kaum atte er sich zur Ruhe begeben, als an der Thür gepocht wurde, und herein rat Haas, tief Athem schöpfend. Einige Worte der Entschuldigung für e nächtliche Störung murmelnd, näherte er sich dem Bette, ließ sich auf inen Rand nieder, nahm Arzimowitsch bei der Hand, und sagte treuherzig: Sie haben doch sie in verschiedenen Orten Sibiriens gesehen, nun sagen ie mir, wie geht's ihnen dort? Ist ihnen dort das Leben vielleicht schwer? Was brauchen sie am nothwendigsten? Ich bitte um Entschuldigung, aber mein Herz ist voll Mitleid für sie!" Und der zu hränen gerührte Arzimowitsch erzählte Haas bis Tagesanbruch Alles, as er in Sibirien gesehen hatte.

Daß die Menschlichkeit und die beispiellose Fürsorge des „übertriebenen hilanthropen" in den Herzen der Sträflinge die menschlichsten Gefühle ckten, erfahren wir ebenfalls aus einer Erzählung desselben Arzimowitsch. s war in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre. Arzimowitsch war nals Gouverneur von Tobolsk. Auf einer Inspektionsreise durch das uvernement übernachtete Arzimowitsch einmal im Hause eines ehemaligen portirten, der sich nach Abbüßung der Strafe mit seiner zahlreichen milie dem Ackerbau widmete und einen gewissen Wohlstand erlangte. Arzimowitsch am folgenden Tage schon die Equipage bestieg, um seine se fortzusetzen, näherte sich dem Wagen der Hausherr, ein Greis mit zen wallenden Haaren, und fiel auf die Knie. In der Meinung, der hätte eine Bitte an den Gouverneur, befahl ihm Arzimowitsch, sich zu ben und seine Bitte vorzutragen. Der Greis sagte aber: „Bitten, ellenz, habe ich keine, ich bin mit allem zufrieden, aber —" dabei fing Greis heftig zu schluchzen an. — sagen wenigstens Sie mir, ich konnte von Niemandem erfahren, sagen Sie mir, lebt noch in Moskau dor Petrowitsch?"

Die unabläßigen, mit Kummer, Kränkungen, und Erniedrigungen mmster Art verbundenen Sorgen um das Wohl und Wehe der Sträf- hinderten jedoch Haas nicht, auch der Sache der Krankenpflege und Wohlthätigkeit in Moskau überhaupt seine Kräfte und sein Leben zu en. Jeden Augenblick widmete Haase der Linderung der Leiden der schen, bald als Arzt, bald als Wohlthäter, bald als Priester, bald als er. Er verstand es garnicht, wie man leben könne, ohne dem leidenden

14*

Mitmenschen zu Hilfe zu eilen. Und in seiner Liebe zu den Unglückliche erhob sich Haas oftmals bis zu göttlicher Höhe. „Der richtigste We zum Glücke," schrieb Haas an seinen Schüler Norschin, „liegt nicht i dem Bestreben glücklich zu sein, sondern darin, Andere glücklich zu macher Um das zu erreichen, muß man die Menschen lieben, je stärker, desto besser. Und diese Worte bildeten den Halt und den Inhalt seines Lebens. E umfaßte alle Unglücklichen und Bedrückten, alle Hilflosen und Armen, al Beleidigten und Erniedrigten mit einer schier göttlichen Liebe, er fühlt sich erst dann glücklich, wenn er Andere glücklich machen konnte.

Ist Jemand wegen Crida eingesperrt worden, eilt Haas zu desse Familie, sorgt für ihren Unterhalt, solange ihr Ernährer im „Loche" sitz Ist Einer ohne Verschulden in Armuth und Noth gerathen, versäum Haas nicht, zu erscheinen, um die nöthige Hilfe zu bringen. Er schie überall zu sein und mit Argusaugen Alles zu verfolgen, was in der große Kremlstadt vorging. Der Moskauer Obrigkeit, welche in ihren Rapporte nach Petersburg das stereotype „Alles in Ordnung" meldete, war der un ruhige Haas, welcher überall himmelschreiende Ungerechtigkeiten und Grau samkeiten zu entdecken wußte, ein Dorn im Auge, aber das kümmerte de „übertriebenen Philanthropen" blutwenig.

Als Haase die Reform der Krankenpflege in Moskau, welche vor ihr ein jämmerliches Bild bot, in Angriff nahm, da zischten und zeterten vo allen Seiten die Vertreter der sumpfigen Bureaukratie und der alltödtende Apathie. Er aber steuerte unbeugsam auf sein Ziel los und reformirt die Krankenpflege in Moskau so, daß es unter ihm in der Kremlstad keinen einzigen Kranken gab, der nicht in einem Krankenhause Unterkunf finden konnte. Die wohlthuendste Wirkung übte in dieser Beziehung da von Haas errichtete Krankenhaus und Ambulatorium, das noch jetzt „Haas Krankenhaus" heißt. Wie groß die Hilfe des „Haas-Krankenhauses" wa beweist die Thatsache, daß im Ambulatorium allein in einem Zeitraum von nur acht Jahren 30 000 Kranke unentgeltlich behandelt und 2100 davon gänzlich geheilt wurden. Und furchtlos wie in seinem Auftreten für di Arrestanten, kannte Haas keine Furcht auch in seiner ärztlichen Thätigkei Diese Furchtlosigkeit steigerte sich oftmals bis zum Heroismus.

Einige Episoden aus dieser Thätigkeit theilt der Arzt Schiznewsk mit, welcher Assistent bei Haas war. Es war im Jahre 1834. I Moskau wüthete die Cholera. Nicht nur die Bevölkerung, sondern au die Aerzte von Moskau waren damals von Angst und Furcht befaller Sogar der Metropolit und die Geistlichkeit sperrten sich, wie aus den vo Kurzem in Petersburg publizirten Memoiren Mamajews*) ersichtli ist, in ihren Wohnungen ein, um nicht der Beerdigung von Choleratodte beiwohnen zu müssen. Haas that Alles, um die Ansicht von der Ansteckungs

---

*) Siehe: „Mamajews Denkwürdigkeiten", „I. W.", Petersburg 1901.

gefahr der Cholera zu widerlegen und die Furcht zu bannen. Während der Visitation der Kranken trat er auf einen im Bette stöhnenden Patienten zu und sagte zu seinem Assistenten Schiznewskij: „Dieser ist der erste Cholerakranke in unserem Spitale," dabei bückte er sich und küßte den Kranken. Ein anderes Mal setzte sich Haas in das Wannenbad, in welchem kurz zuvor ein Cholerakranker gewesen. Die Gerüchte von diesen furchtlosen Thaten Haas' beruhigten ein wenig die Bevölkerung, sodaß der damalige General-Gouverneur von Moskau, Graf Sakrewskij, den von ihm mit „übertriebener Philanthrop" benannten Haas ersuchte, in den Straßen von Moskau häufig zu erscheinen und das Volk zu beruhigen. Und den Worten Haas' schenkte das Volk volles Vertrauen. Er war doch sein Arzt. —

Wir sagten früher, daß Haas in seiner Menschenliebe und Selbstaufopferung sich oftmals bis zu göttlicher Höhe erhoben hat. Wir wollen ein Belege dafür anführen, die außerdem noch beweisen, daß die Anhänger der Theorie, wonach zwischen Dichtung und Wahrheit ein unaussöhnlicher Gegensatz besteht, im Unrechte sind. Was Viktor Hugo in seinem Roman „Die Elenden" von dem Bischof Miriel erzählte, welcher dem entsprungenen Galeerensträfling Jean Valjeane, der bei ihm silberne Löffel stahl, mit den Worten entgegenkam: „Warum, lieber Freund, haben Sie nicht auch die Leuchter mitgenommen, welche ich Ihnen geschenkt habe?", das that Haas zwanzig Jahre vor dem Erscheinen von „Les misérables". Ein armer Kranker, der von ihm behandelt wurde, stahl von seinem Schreibtisch die goldene Uhr Haas'. Der Dieb wurde ertappt und zu Haas zurückgebracht. Dieser untersagte den Dienern, die Polizei zu holen, sperrte sich mit dem Diebe ein, sprach mit ihm lange, händigte ihm das ganze Baarvermögen, das er bei sich hatte, ein und begleitete ihn lächelnd und vergnügt zur Thür hinaus . . .

Viele kennen gewiß die rührende Legende vom heiligen Julian dem Gütigen, die in Flaubert einen so meisterhaften Erzähler fand. Julian brachte in seine Waldzelle einen unbekannten Fußgänger, der mit einem ekelerregenden Aussatz behaftet war. Alle Körpertheile des Unbekannten waren von eiternden Wunden bedeckt, und aus seiner halbverwesten Nase und dem blaugewordenen Munde drang ein unerträglicher Uebelgeruch. Julian stillte den Hunger und den Durst des Aussätzigen, wobei Krug und Messer, welche der Kranke berührte, sich mit verdächtigen Flecken bedeckten. Julian führte den Kranken an's Feuer, damit dieser sich erwärme, aber der Aussätzige flüsterte mit sterbender Stimme: „Bringe mich in Dein Bett!" Und als dieses geschehen, forderte der Kranke, daß Julian sich entkleiden und zu ihm in's Bett legen solle, um ihn mit dem nackten Körper zu erwärmen. Julian that auch dies. „Ich sterbe!" rief der Kranke mit erlöschender Stimme, „umarme und erwärme mich!" Julian umarmte ihn und küßte den übelriechenden Mund des Aussätzigen . . . Da preßte der Kranke den

heiligen Julian fest an sich, seine Augen erglänzten plötzlich wie Sterne seine Haare verwandelten sich in Sonnenstrahlen, dem Munde des Kranke entströmte ein süßer, wohlthuender Geruch gleich Rosenduft, und die Welle des naheliegenden Flusses huben an, ein entzückendes Lied zu singen, ein überirdische Freude erfüllte die Seele des in Verzückung gerathenen Julian während der, welcher ihn umklammert hielt, sich immer höher schwang . . . Die Bedachung des Zeltes verschwand, der von Sternen bedeckte Himmels dom wölbte sich rings umher, und Julian flog in die Höhe, vom Herr und Erlöser Jesus Christus in die Himmelshöhe getragen . . .

Das ist die Legende, eine rührende, poetische Dichtung auf religiöse Grundlage. Und nun sehen wir uns die Wirklichkeit an. Der Augen zeuge dieser Thatsache, der Direktor der Klinik an der Moskauer Universitä Professor Novatzkij, berichtet darüber Folgendes: „Es war im Jahre 185 Ich war Assistent im Katharinen-Spitale. In's Spital wurde eine inte essante Kranke, ein elfjähriges Bauernmädchen, gebracht. Diese Märtyreri war von einer seltenen und grausamen Krankheit befallen, welche unte dem Namen Wasserkrebs (Noma) bekannt ist. In einem Zeitraum vo nur fünf Tagen vernichtete der Wasserkrebs die Hälfte des Gesichts de Kranken mit dem Nasenbein und einem Auge. Außer den schreckliche Schmerzen, welche die Krankheit dem Mädchen verursachte, zeichnete si dieser Fall noch dadurch aus, daß die getödteten Gewebe, in Verwesun übergehend, einen so üblen Geruch verbreiteten, daß es ihn zu ertragen unmöglich war. Weder die Aerzte, noch die Pflegerinnen, ja, nicht einma die zärtlich liebende Mutter der Kranken vermochten, am Krankenbe der unglücklichen Märtyrerin zu weilen. Auch das Verweilen im Zimm war fast unmöglich. Nur Theodor Haas allein blieb zum ersten Mal b der Kranken über drei Stunden ununterbrochen. Er saß auf dem Bet der Kranken, umarmte, küßte und segnete sie. Haas wiederholte die Besuche bis zum Tode der Unglücklichen . . .“

Der Anblick der Fülle von Jammer und Elend hatte Haas nur an gespornt, für die Verminderung dieser Leiden zu kämpfen. Als das Kura torium sich durch die Hetzereien der Obrigkeit ein einziges Mal hinreiße ließ, Haas wegen „Ueberschreitung der Befugnisse“ eine Rüge zu ertheilen erkrankte er aus Befürchtung, daß die Arrestanten darunter zu leiden habe könnten. Und diese Erkrankung war auch die Ursache, warum Haas eine Sitzung des Kuratoriums nicht beiwohnen konnte . . .

So lebte und wirkte der deutsche Howard auf russischem Boden, kämpfte er mehr als ein halbes Jahrhundert gegen Unmenschlichkeit, Un gerechtigkeit und Willkür, so focht er für die Unglücklichen und Bedrückten Nur der 1853 eingetretene Tod machte der aktiven Menschenliebe Haas ein Ende. Was er in der Erfüllung seiner Sendung gelitten, das faßt er in den wenigen Worten zusammen, welche er angesichts des Todes a

seinen Freund, Dr. Paul, richtete: „Ich hatte nicht geglaubt, daß ein Mensch so viel Leiden ertragen kann! . . .“

Die Kunde von der Erkrankung Haas' erschütterte die Moskauer Bevölkerung, noch mehr aber die Sträflinge. Diese forderten den Geistlichen Orlow auf, einen Bittgottesdienst für die Gesundung Haas' abzuhalten. Orlow wagte nicht, dies zu thun, weil Haas nicht der orthodoxen Kirche angehörte. Er begab sich zum Metropoliten Filaret, um ihm die Angelegenheit vorzutragen. Filaret gestattete das Gebet und ermächtigte Orlow außerdem, Haas das Abendmahl zu geben. Als Orlow nach Abhaltung des Bittgottesdienstes im Gefängniß sich der Haas'schen Wohnung näherte, erblickte er in der Einfahrt die Equipage des berühmten Moskauer Metropoliten . . . Filaret war inzwischen vorausgeeilt, um von dem Apostel der Wahrheit und der Menschenliebe“ Abschied zu nehmen.

Am 16. (28.) August 1853 verschied der unschuldige, reine Mensch, dessen Leben in Rußland eine ununterbrochene heroische That war. Dem Leichenbegängnisse wohnten zwanzigtausend Menschen bei, der Sarg wurde nach dem weit gelegenen Friedhofe auf dem Wwedenski-Berge getragen. Graf Sakrewskij, der Chef von Moskau, entsandte damals den Polizeimeister Zinskij mit einer Abtheilung Kosaken dahin, um eventuelle Demonstrationen zu verhüten, aber Zinskij war von der Majestät des aufrichtigen Schmerzes des Volkes so überwältigt, daß er die Kosaken nach Hause schickte und selbst den todten Haas bis zu seiner letzten Ruhestätte begleitete.

Aber vom bescheidenen Grabhügel auf dem Wwedenski-Friedhofe strömte ein Licht aus, das den Weg beleuchtete, welcher zu den Reformen Nikolaus' II., der Aufhebung der Deportation nach Sibirien und der Umgestaltung der Strafanstalten auf der Insel Sachalin führte. Ohne Haas, der die russische Gesellschaft lehrte, in dem Verbrecher und Sträfling einen Menschen und einen Unglücklichen zu sehen, wären die humanen Reformen Nikolaus' II. kaum möglich. Dem Andenken Haas', das die Sträflinge am Baikal heilig halten und die Gebildeten in Rußland ehren, hat Senator Koni durch sein geistreiches Buch ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Er verstand es, die Gestalt des deutschen Howard auf russischem Boden in ihrer ganzen Erhabenheit und Seelengröße dem Leser vorzuführen. Und wenn auf dem vor Kurzem in Moskau abgehaltenen russischen Kriminalisten-Kongreß Reden über die ersprießliche Wirksamkeit Haas' gehalten wurden, so ist es nur ein Beweis mehr dafür, wie groß der Einfluß dieses Deutschen auf die kulturelle Entwicklung der russischen Gesellschaft gewesen ist.

---

# Weib und Weibchen.

Von

**Anna Behnisch-Kappstein.**

— Berlin. —

Im Gesellschaftsbilde unserer Zeit machen sich vier Gruppen von Frauen bemerkbar. Diejenigen, die man als „vom guten alten Schlage" bezeichnen hört, — die Weibchen, der brave Durchschnitt — das eine weniger brav als das andere, das eine blond, das andere schwarz, eins lebhaft und eins phlegmatisch, hübsch oder häßlich — mit etlichen anderen feineren Unterschieden unter sich, — aber alle „ohne besondere Kennzeichen", — die liebe Mittelmäßigkeit. Da sind keine Höhen und Tiefen, auch keine Disharmonien, — lauter Glätte; nirgends kann eine kräftige Natur zufassen. Als Mädchen warten sie auf den Mann, eine mit Berechnung, die die gute Versorgung im Auge hat, die andere mit der Naivetät und Verschämtheit des Gretchens; aber durch den Mann wird ihnen das Leben erst lebenswerth, auch wenn sie einen Beruf haben. Der ist ihnen dann nur Uebergangsstation. Auch die geistigen Interessen werden nur im Blick auf den Mann kultivirt. Untereinander sind sie, wenn die Backfischfreundschaften vorbei sind, eifersüchtig und mißgünstig, aber natürlich unter dem Lächeln der Liebenswürdigkeit . . . Vor der „alten Jungfer" graut ihnen; aber sie geben es nicht zu; denn sie wollen dem Mann doch vormachen, daß sie ihn nicht brauchen. Aber sowie sie geheirathet haben, kommt der Triumph über die alte Jungfer rücksichtslos zum Durchbruch. Niemand ist grausamer gegen ein altes Mädchen als die verheirathete Frau. Es kommt ihr garnicht in den Sinn dabei, wie niedrig sie sich selbst dadurch einschätzt, indem sie zugiebt, daß sie erst durch den Mann einen Werth erlangt hat.

Das Eheweibchen wird rund und rosig und bequem — nicht bei der Hausarbeit; es ist eine „musterhafte" Hausfrau, sitzt selten still ohne eine Beschäftigung zwischen den Fingern, wirthschaftet mit Leidenschaft und theil-

das Jahr nach seinen Scheuerfesten ein, deren gründliche Feier es auf die Höhepunkte seiner Lebensbefriedigung führt. Nur die geistigen Anstrengungen erscheinen ihm jetzt überflüssig, — es braucht ja nun diesen Aufputz nicht mehr, nun es durch das Titelchen „Frau“ eine Stellung in der Gesellschaft erobert hat. Ihren Mann verwöhnt sie mit Handreichungen, die ihn zum Philister machen, ohne daß sie von ihm Cavalierdienste erwartet. Sie ist tief durchdrungen von ihrer Inferiorität ihm gegenüber und hat sich von vornherein gegen ihn, wenn auch nur in Scherz und Spiel, als die „andere“ Partei gerirt, und so lieb sie ihren Mann haben mag, ganz wohl wird ihr eigentlich erst, wenn die Frauen „unter sich“ sind und das Dienstbotenkapitel und die Große-Wäschefrage fern von seinem kritischen Ohr erörtert werden kann. Dann wird auch ein bischen aus der Schule geplaudert; kleine Vertraulichkeiten aus dem Eheleben sind so erquickend, man ist ja unter sich, — was nicht ausschließt, daß man der guten Freundin morgen die Augen auskratzen möchte, wenn sie eine besonders kleidsame Toilette trägt.

Daß der Mann sie von gewissen Interessen ausschließt, ist ihr selbstverständlich und nicht unangenehm, dafür steht ja Privileg gegen Privileg.

Fraglos sind diese Frauen sehr gute Mütter; die Mutterschaft weckt in vielen erst ihre einzige große Seite auf, leider meist auch nur vorübergehend; denn die Eitelkeit und Eifersucht der „Mütter unter sich“ deckt mit ihrer Kleinlichkeit diesen großen Zug bald wieder zu. Denn der mütterlichen Aufgabe fehlt eben auch die Vergeistigung. Die animalischen Instinkte sind durch das Gefühlsleben vertieft und verklärt, aber nicht durch bewußte Geistigkeit zu einer durchdachten Pflichterfüllung erhoben. Darum sind den meisten Frauen die kleinen Kinder am liebsten, — die sie päppeln und patschen und mit denen sie spielen können; dem reiferen Kinde, der erstehenden Persönlichkeit gegenüber versagt die Fähigkeit, diese zu entwickeln. Von der Aufgabe der Erziehung, sich durch sich selbst überflüssig zu machen, ahnen unsere sogenannten „gebildeten“ Frauen so gut wie nichts, — woraus dann die „bösen Schwiegermütter“ erwachsen. Sie sind ja selber nicht im wahren Sinne gebildet, nie zu einer fertigen Individualität gediehen und brauchen mit grauen Haaren in allen großen Fragen noch die leitende Hand des Mannes — oder der Konvention.

Uebrigens sind diese Gattinnen und Mütter ausnahmslos sehr liebenswürdig, wie sie das schon als Mädchen waren, — sind sie doch alle so durchaus zufrieden mit sich und der Welt, haben sie doch niemals Widersprüche und Kämpfe kennen gelernt, niemals Fragen gefragt, und niemals vor Räthseln gestanden . . . Glückliche Bornirtheit!

Aus Prinzip unliebenswürdig sind sie eigentlich nur gegen die Ueberlegeren ihres Geschlechts, wenn diese auch einen Mann haben. Dem „überspannten“ jungen Mädchen oder der „verrückten“ alten Jungfer verzeiht man das Eigengepräge schon; so was „verliert sich eben in der Ehe“ oder „kommt,

weil sie keinen Mann gekriegt hat". Wenn aber eine, die auf dem Standesamt der großen uniformirten Armee eingereiht ist, es wagt, sich aus der Reihe herauszuheben, nicht nur durch einen weitergeführten Beruf, oder eine künstlerische Anlage die wirthschaftliche Selbstständigkeit zu besitzen, sondern auch ihre geistige Selbstständigkeit, ihr Urtheilsvermögen und ihren Lebensernst zu vertreten, — und wenn diese Feindin sogar ganz solide in glücklicher Ehe lebt, weder unter noch über dem Manne steht, sondern neben ihm in innigster Freundschaft eine höhere Gemeinschaft darstellt, wenn diese Gemeinschaft sie so völlig ausfüllt, daß sie der Gefährtinnen nicht bedarf —: dann fangen die Weiber um sie her an wie eine Meute zu kläffen und sich gemein zu machen.

Diese Weiblein beherrschen leider Gottes das Gesellschaftsbild noch in erdrückender Mehrzahl. Der neue Typus, für den die Frau nicht durch Verkümmerung ihrer weiblichen Anlagen zum Manne verbildet, sondern durch Ausbildung aller Fähigkeiten zum reineren Menschenthum erzogen werden soll, muß erst durch Generationen entwickelt werden — wenigstens in unserer alten Kultur. Die neue Welt hat schon einige Vertreterinnen des Edeltyps aufzuweisen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es nicht zu allen Zeiten werthvolle, harmonische und verehrungswürdige Persönlichkeiten unter den Frauen gegeben hat; man braucht nur an Goethes Mutter, an die Königin Luise oder — um eine Lebende, doch schon zu den Alten Gehörige zu nennen — an Marie von Ebner-Eschenbach zu denken. Ein Blick in Hansteins Buch über die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens in den letzten zwei Jahrhunderten würde die aufs Gerathewohl herausgegriffenen Namen beträchtlich vermehren. Aber jene Frauen erfüllten ihrer Zeit das Größte; unsere Zeit mit ihren ganz veränderten Lebensbedingungen, mit ihren Widersprüchen und ihren überraschenden neuen Perspectiven hat auch einen veränderten Weibtypus nöthig. Er ist es, den wir suchen, und die Erscheinungen *unserer* Zeit sind es, von denen unsere Betrachtung handelt. Dies sei betont, um niemand in der Hochachtung der Bewunderung für diese oder jene weibliche Gestalt der Geschichte oder der Gegenwart zu verletzen.

Bei uns zu Lande macht sich nach russischem Muster — als gerades Gegenstück zum Weibchen — das Mannweib breit: als Studentin, Dozentin und Schriftstellerin, immerhin nur in vereinzelten Exemplaren, wenigstens außerhalb gewisser Universitätsstädte. Kurzgeschnittenes Haar, Cigarette, wenn nicht gar Cigarre — und männliche, möglichst unkleidsame, aber todtsicher praktische Gewandung sollen bei ihm die Vorgeschrittenheit seiner Daseinsform beweisen. Natürlich heirathet das Mannweib nicht; denn es verachtet die Männer und kämpft gegen sie, — obgleich es nicht zu stolz ist, sie sogar in Allüren und Gewohnheiten zu kopiren. Es verachtet auch die Frauen, trotzdem es für sie streitet, — es verachtet Poesie, Kunst und

Aesthetik, — seltener die Ethik, vielleicht weil ihm in dieser Beziehung keine Versuchungen nahe treten. Aber es hat Zähigkeit und Energie und Kraft und nähme den Kampf mit dem Teufel auf, wenn es an einen glaubte. Religiös und politisch denkt es radikal; Traditionen und Familienbande, die ihm immer hinderlich sind, verspottet es. Selbstverständlich hält es auch von Geselligkeit nicht viel; dazu ist es zu ehrlich, und von den andern zu wenig gelitten. Wenn es keine Arbeitserfolge aufzuzeigen hat, muß es sich gefallen lassen, daß sich alle Welt über es lustig macht; wenn es etwas Tüchtiges leistet, gehen ihm die Frauen aus dem Wege, und die Männer, wenigstens die klugen, behandeln es kameradschaftlich, ohne daß es darum zu einer Freundschaft zwischen Mann und dieser Spezies Weib käme; denn es verleugnet aus Prinzip alles Zarte, Schmückende im Leben. Daß es etwas leistet, ist unbestreitbar; denn es ist im Stande, seine ganze unverbrauchte Kraft der geistigen Arbeit zuzuwenden, mehr ohne Abzug als der Mann, der zugleich Gatte, Vater, Freund, Salonlöwe, Vereinsmeier oder Bierphilister ist. Solange es sich auf rein wissenschaftlichem Gebiet versucht, ist es unschädlich, auch wo es nichts nützt; die Zünftigen sind ja da, es zu korrigiren. Aber sowie es auf sozialem Gebiet zu wirken anfängt, wird es gemeingefährlich; denn da wendet es sich an die Unmündigen und Urtheilslosen. Wenn es als Frauenrechtlerin und Jugenderzieherin seine agitatorische Thätigkeit entfaltet, muß seine einseitige Draufgängerei bei einem Heer gedankenloser Frauen Verwirrung anrichten.

Es liebt den Sport und sucht mit Wort und That Propaganda für ihn zu machen, ohne sich klar zu werden, daß der Eindruck, den seine ungraziöse Erscheinung z. B. auf dem Rade oft bietet, von der Nachahmung mehr abschreckt als dazu lockt.

So ist das Mannweib ein einziger großer Widerspruch. Es haßt die Phrasen und thut sich auf seine Natürlichkeit etwas zu gute; dabei ist seine ganze Entwickelung, die alle Weiblichkeit unterdrückt und sich eine erkünstelte Männlichkeit zum idealen Ziele nimmt, nichts als Abkehr von der Natur.

Ob das Mannweib glücklich ist? Ich glaube, es hält sich selbst nicht dabei auf, darüber nachzudenken. Auch strebt es ja nicht nach Glück, sondern nach Fortschritt, und da es in's Unbekannte dringt, kann wohl sein Leben durch die vielen Ueberraschungen, die es bringt, nie ganz öde werden, und weil das Mannweib an sich glaubt, kann es auch nicht ganz unglücklich werden.

Lediglich vom Glückbegehren geleitet sind dagegen jene Frauen, die sich gern die „modernen“ nennen hören und damit von vornherein eine Sonderstellung glauben beanspruchen zu dürfen. Sie nehmen überhand in der Gesellschaft und fangen an zu einer bedrohlichen Erscheinung zu werden, weil sie alle das Zeug zur Tyrannin in sich haben, — obgleich sie für Recht und Freiheit zu kämpfen behaupten.

Diese „moderne" Frau ist in ihrem Bedürfniß nach dem Manne — besser gesagt nach den Männern —, in ihrer Eitelkeit und Launenhaftigkeit noch ganz das Weibchen von gestern; durch ihre Zügellosigkeit und die krankhafte Sensibilität ihrer Nerven wähnt sie allerdings das Weib der Zukunft darzustellen. Ihre Wesensart ist aber so dekadent, daß sie hoffentlich keine Zukunft erleben, sondern einer gesunden Generation Platz machen wird.

Die „modernen" Frauen pflegen hübsch zu sein und schlank und anmuthig; sie sind sehr elegant in allen Dingen, wissen sich immer vortheilhaft zu kleiden und noch vortheilhafter zu frisiren, — überhaupt: sie wissen sich auf alle Fälle zur Geltung zu bringen. Im Verkehr mit Herren sind sie lebhaft und belegen diese ausschließlich mit Beschlag; unter Frauen langweilen sie sich tödtlich. Sie haben, ohne gründlich gebildet zu sein, viel gelesen — die pikante neuere Belletristik aus den bekannten Verlagen, die Litteratur der Frauenfrage und die vornehmen Zeitschriften; sie studiren auch das Feuilleton der Zeitungen und können über Alles mitreden — oft mit Geist und Witz. Sie besuchen alle Theaterpremieren und ertrinken in Musik; in allen Kunstsalons sind sie abonnirt und dilettiren selbst mit mehr oder weniger Erfolg in allen Künsten. Besonders den Redaktionen, die sie mit ihren Manuskripten überschwemmen und denen sie gern in raffinirter Toilette eine Visite abstatten, machen sie sich lästig.

Es befinden sich aber auch tüchtige Künstlerinnen unter ihnen, perverse Kraftnaturen, deren Bilder oder Bücher nicht nur als Zeichen der Zeit, sondern auch als objektiv werthvolle Werke Beachtung verdienen. Die Kraft dieser Werke, zumal der Bücher, liegt in der Ueberfeinerung nervöser Stimmungen, in einer qualvoll tiefgründigen Psychologie, in dem Aufhorchen auf die letzten dunkelsten, kaum noch wahrnehmbaren Schwingungen der Seele. In ihrer Kraft liegt auch ihre Gefahr: sie verweichlichen und verwirren den gefangenen Leser. Man muß sich mit diesen Büchern auseinandersetzen, weil sie etwas zu sagen haben; aber weil sie nur durch einen moralisch geradezu unstatthaften Kultus der Selbstbespiegelung möglich sind, müssen sie doch von den Gesunden bekämpft werden.

An diesen Frauen ist Alles Stimmung; nach ihrer Stimmung hassen oder lieben sie, nach ihrer Stimmung sind sie gut oder schlecht — heute Bacchantinnen und morgen Nönnchen. Wer ihnen sagen wollte: beherrscht Eure Stimmung, den würden sie als einen Barbaren verlachen. Natürlich verlieren diese Frauen, die alle auch einen stark sinnlichen Zug haben, alle Selbstzucht; sie bemessen den Werth jeder Lebenserscheinung nach der Stimmung, die sie in ihnen auslöst; nach Stimmung ziehen sie die Menschen an und stoßen sie zurück. Wille und Grundsatz zerfließt dabei, Rücksichten hören auf zu existiren, — unter den Formen vollkommener Aesthetik bildet sich der brutalste Egoismus aus — und das nennt man „originell", früher hieß es launisch oder hysterisch.

In der Unterhaltung sprechen diese Frauen verwegen Alles aus, was
ie denken — oder Andere gedacht haben, ohne zu erröthen. Sie halten
as für Natürlichkeit und vergessen nur, daß die Schamhaftigkeit, in der
ich die seelische Keuschheit des Weibes beweist, doch auch eine Naturanlage
st . . . Die erotischen Beziehungen beschäftigen die „moderne Frau“ un-
gemein, — theoretisch wie praktisch. Sie ist den „dreieckigen Verhältnissen“
icht abgeneigt. In einer regelrechten Ehe fühlt sie sich unbefriedigt und
ernachlässigt; ohne mehr oder minder platonische Verehrer hat das Leben
einen Reiz für sie; häufig ist sie geschieden oder entführt, und wenn sie
ie verheirathet war, so hat sie mit der „freien Liebe“ gewiß geäugelt.
lebrigens ist sie auch gegen die Männer duldsam, selbst wenn es ihre
igenen sind.

Keiner Art von Frauen wird das Altwerden so schwer wie den
modernen“; sie fühlen instinktiv, daß Alles, was sie interessant und an-
ehend, ja ihre Art nur möglich macht, sich mit der Jugend von selber
ufhebt. Sie werden unter Schminke und falschen Haaren, unter unechter
röhlichkeit und alberner Naivetät die traurigsten Ruinen.

Natürlich giebt es unter all diesen Frauen Spielarten und Mischungen,
sonders bei den Unverheiratheten. Da hat sich oft das Weibchen erst
äter zum Mannweib verkehrt und ist doch von diesem nicht ganz über-
unden worden, was sich besonders in einer unausrottbaren Klatschsucht
kundet, — welch letztere zwar nicht nur ein Charakteristikum der alten
ungfer ausmacht . . . Oder der Typus der modernen Frau und der
s Mannweibes haben sich vereinigt zu einem widerspruchsvollen Gebilde
n starker Geistigkeit und sinnlicher Schwäche, oder das simple Weibchen
t sich ein bischen als moderne Frau zurechtgeputzt, oder aber das Bohemien-
um, zu dem diese neigt, hat sie so verlottert, daß sie nur noch ihren
bsten und elementarsten Weibcheninstinkten gehorcht.

Glücklicherweise steht und stand von je neben dieser Weiblichkeit noch eine
cte Gruppe von Frauen, über die nicht viel zu sagen ist, weil sie sich nicht
drängen und gering an Zahl sind. Ich meine das echte, ernste, selbständige,
denkende Weib. Noch sehen wir seine geistige Erscheinung oft ver-
mmert, weil die Verhältnisse auf ihm lasten; noch wird es von ihnen
rochen, — noch fehlt ihm die frohe Selbstgewißheit, mit der es sich
eitend und genießend durch's Leben findet. Noch hat es nicht gelernt,
los zu genießen, weil es immer fürchtet, sein ernstes großes Ziel zu
äumen; es hat ja so viel nachzuholen, was die Jahrhunderte an ihm
ehlt haben.

Der Grundzug des echten Weibes ist Lebensernst und Pflichtgefühl.
seine Pflichten liegen, ist für seinen Werth belanglos. Es kann nur
sfrau, es kann Mutter oder geistige Gefährtin des Mannes, Künstlerin
Gelehrte sein, es kann einen praktischen Beruf üben und im strengen
nge leben, entscheidend für seinen Werth ist die große Auffassung, die

es in seine Lebensaufgabe trägt, und der Scharfblick, mit dem es seine
Horizont über seinen kleinen Interessenkreis hinaus erweitert, in dem di
meisten Frauen sich als Mittelpunkt der Welt vorkommen. Es verspiel
sein Leben nicht mit Kleinlichkeiten wie das Weibchen, es ist nicht so ein
fältig, seine Natur zu verleugnen wie das Mannweib, und nicht so frivo
wie die „Moderne“, sich in leichtsinniger Berufung auf den leider so of
mißverstandenen Nietzsche ausleben zu wollen um jeden Preis. Es wi
in der höchsten Entwicklung seiner menschlichen Fähigkeiten den Mann er
gänzen — nicht ersetzen — und ihm als Freundin, Frau, Berufsgenossin
Gehilfin, Erzieherin nützen. Es will nicht gleichgewerthet mit dem Mann
sein; denn es ist ja andersartig, es will nur ebenso hoch gewerthet sein
darum verlangt es auch nicht im einzelnen dieselben Rechte, sondern di
seiner Eigenart und seinen Zielen entsprechende Freiheit der Lebens
bedingungen. Es will Arbeit und es will Liebe, — und es will Rein
heit. Es ist nicht für die Ehe verloren, wie die Gegner der Frauen
bewegung meinen; sondern es weiß tiefer und ausdauernder und opfer
williger zu lieben als das unentwickelte Weib; denn es hat mehr Schätz
zu verschenken als jenes, und weil es das ganze Leben ernster nimmt
wird ihm auch seine Liebe, und diese vor Allem als seines Lebens Krönung
etwas Heiliges sein. Dafür wird es sich aber auch nicht an den Erste
Besten weggeben — weil's in sich selbst gefestet ruht und einen auc
pekuniär befreienden Beruf hat, braucht es ja nicht auf den Mann al
auf seinen Erlöser zu warten, und wird mit dem rechten Gefährten idea
glücklich, aber ohne Mann nicht unglücklich und inhaltlos sein.

Das Weib will nicht, daß alle Mädchen studiren: so wenig wie e
angeht, daß alle Männer studiren; es will nur seinem Geschlecht ein solche
Maß von Bildung vermitteln, daß sie das Leben zu erkennen und z
werthen vermögen — und dabei bescheiden bleiben. Nur Halbbildun
macht unbescheiden. Das echte, ernste Weib will überhaupt noch nicht ga
so viel für seine Zeitgenossinnen. Es kennt sie besser als der Mann un
weiß, daß sie noch gar nicht reif sind für das, was ihnen die Ungeduldige
schon geben möchten, und daß sie es auch gar nicht wünschen in ihre
Mehrzahl. Die Sehnsüchtigen, die Unzufriedenen, die Höherveranlagte
sind immer nur einige, — sie sollen den Weg frei bekommen; die Meng
ist zufrieden und will höchstens mehr Verdienst. Sie muß erst langsam
ganz langsam, so daß sie nicht verwirrt wird, dazu erzogen werden, da
sie mehr verlangen lernt.

Es ist schwer, das Weib äußerlich zu charakterisiren; es ist imme
Kämpferin, einmal Siegerin, zweimal Besiegte, und wie es mit seinem
Schicksal zurechtkommt, das hat ihm auch äußerlich den Stempel aufgepräg
Es kann vergrämt und müde aussehen, und es kann stolz und kräftig ein
herschreiten; es kann seine Verhältnisse und seine Umgebung zwingen ode
sich still in die Reihe setzen, durch nichts von den Anderen unterschieden

und seine reiche, freie, zukunftsfrohe Welt in sich tragen. Es kann einsam sein im Wittwenschleier oder mit der unberingten Hand; es kann vom glücklichsten Familienkreise freudig umschlossen sein oder öffentlich im Großen wirken. Noch findet es nicht überall seinen Platz; aber die Zukunft wird ihm gehören, und wenn es ihm erst so selbstverständlich sein wird wie dem Manne, daß es berufen ist, seine Kräfte zu entfalten, dann wird sich ihm auch der Frohsinn, der ihm häufig jetzt noch fehlt, lachend gesellen; dann wird es die Bitterkeit und Schärfe verlieren, an der sich jetzt noch Mancher reibt. Wenn es keine Ausnahme mehr unter seinesgleichen bilden, sondern mit seinen Genossinnen in voller Kameradschaft leben wird, wenn der Mann erst erkannt haben wird, daß es ihn nicht verdrängen, sondern einen eren Platz neben ihm einnehmen will, den sein Geschlecht niemals ausillen könnte, — wenn es selber sein Sehnen und Streben nicht mehr s eine Tragik empfinden, sondern seiner selbst froh geworden sein wird, - dann ist das neue Weib geschaffen, das wir brauchen.

# Das Deutsche Parlament 1848/49.

Von

## Robert von Mohl*).

Mit Anfang des Jahres 1848 ergriff mich eine Entzündun
krankheit, welche mich wochenlang zwischen Leben und Tod hi
Auch nachdem sie gebrochen war, lag ich in solcher Schwä
und Ermattung, daß die Kunde von der Februarrevolution in Paris u
von den in ihrem Gefolge auch in Deutschland vorgefallenen Ereigniss
mich fast unberührt ließ. Ich hatte nur das Bedürfniß zu schlafen. D
war ich Ende März wenigstens so weit wieder zum Bewußtsein und
einiger Kraft gekommen, daß ich es unternahm, zu dem Vorparlame
nach Frankfurt zu gehen.

Ich hatte jedoch meine Kraft überschätzt und konnte nicht bis zu E
aushalten. Doch nahm ich noch an den Beschlüssen Theil gegen die repub
kanischen Anträge Struves**), gegen die Permanenz der Versammlu
endlich für die Ausschreibung von Wahlen für einen verfassunggebend
Reichstag. Die nächste Gefahr eines allgemeinen Umsturzes in Deutschla
war abgewendet und die Neugestaltung wenigstens in eine geschäftsmäß
Bahn geleitet und dieser mit einer Berechtigung von der ganzen Nat
versehenen Körperschaft übertragen. Aengstlich war die Spannung,
leidliche Ruhe bis zum Zusammentritte des Reichtags, welcher auf Anfa

---

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz mit freundlicher Erlaubniß der Verlagshandlung
von Dr. Dietrich Kerler herausgegebenen „Lebens-Erinnerungen von Robert von M
(1799—1875)". (Zwei Bände, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Wir komm
an anderer Stelle auf dies interessante Werk eingehender zurück. Bemerkt sei, daß die
Artikel beigegebenen Fußnoten von dem Herausgeber des Werkes herrühren. D. R.

**) Struve beantragte Abschaffung der stehenden Soldatenheere, der stehenden H
von Beamten, der stehenden Heere von Abgaben, Aufhebung der erblichen Monarchie u
Ersetzung derselben durch freigewählte Parlamente u. s. w. (Blum, Die deutsche Revo
tion 1848—49, S. 212).

Mai festgestellt war, zu erhalten sei. Glücklicherweise gelang es, so hoch uch die Wellen einer nicht immer sich der Ziele und Mittel bewußten Begeisterung gingen, so groß die Meinung von dem Rechte und der Macht es Volkes war, und trotz frevelhafter bewaffneter Versuche zur Einführung er Republik.

Unerwarteter Weise wurde mir von dem württembergischen Wahlbezirk Nergentheim-Gerabronn eine Wahl angeboten, jedoch unter der Bedingung, aß ich persönlich erscheine. Ich nahm die Einladung an, hielt in Mergent-im selbst in einer großen Volksversammlung in freiem Felde Reden und urde mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Festessen und dergleichen rstehen sich von selbst.

Die Zwischenzeit bis zur Eröffnung der Versammlung benützte ich : Ausarbeitung einer Geschäftsordnung für dieselbe, damit weder kostbare it mit der Berathung einer solchen verdorben werde, noch gleich von fang Unordnung einreiße. Ich ließ sie zum Voraus drucken, legte sie ich in einer der ersten Sitzungen zur vorläufigen Annahme ohne Be-hung vor und hatte die Genugthuung, sie alsbald*) und mit Dank ätigt zu sehen. Nur Jakob Grimm gab einen Maßstab für seine ge-iftliche Befähigung und Menschenkenntniß, indem er es für würdiger t, wenn die Versammlung ihr Werk ungehemmt durch alle formellen jeln vornehme.

Meine Stellung in der Versammlung übertraf meine Erwartungen. Redner habe ich allerdings nicht geglänzt; ich sprach nur, wenn ich ste, und dann kurz zur Sache. Theils fand ich, daß mehr als genug echer vorhanden seien; theils aber sah ich wohl ein, daß ich mit den nern ersten Ranges nicht auf gleicher Linie stehe, und in zweiter mich erklich zu machen, paßte mir nicht. Dagegen fand ich unerwartetes rauen zur Besorgung von Geschäften. Ich wurde zum Vorstande ner Sektion gewählt; ebenso von dieser einstimmig in den Verfassungs-chuß, welcher selbstverständlich der Mittelpunkt der ganzen Thätigkeit und an welchem ich auch emsig theilgenommen habe bis zu meinem ritt in das Reichsministerium; ich wurde vom Reichsverweser zum hsjustizminister ernannt, nicht nur ohne irgend ein Zuthun von irgend Seite, sondern selbst gegen anfängliches Weigern.

Im Ministerium bin ich geblieben vom 9. August 1848 bis 10. Mai ), also unter dem Präsidium sowohl von Schmerling als von Gagern,

*) Schon in der ersten vorberathenden Versammlung in der Paulskirche am Mai 1848 vorläufig, und in der neunten am 29. Mai endgiltig (Stenographischer t über die Verhandlungen der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu furt a. M. Herausgegeben . . . von Franz Wigard, I. 9. u. 173). Daß die — nicht zu viel gesagt: überflüssige — Rede Jak. Grimms den Beifall eines v. Mohl nicht gefunden, ist nicht zu verwundern.

namentlich auch im September 1848 mit ausgetreten, als die erste A
stimmung der Versammlung gegen die Genehmigung des Malmöer Waff
stillstandes ausgefallen war, aber auch wieder mit eingetreten, als es
Bekämpfung des offenen Aufstandes der Republikaner am 18. Septem
galt. Damals hätte es bei einer Unterredung mit dem Reichsverwe
nur von mir abgehangen, das Präsidium zu übernehmen. Der Reic
verweser war gegen Schmerling eingenommen, ich rieth ihm aber, densel
zu behalten, sicher zum Glück, denn Schmerling hielt sich eben in die
gefährlichen Krisis vortrefflich. Die Versammlung verließ ich Mitte M
1849, als die Selbstauflösung derselben schon sehr weit vorgeschritten w
nur noch die republikanische Linke ihr ebenso wüstes als machtloses We
trieb und von der Erreichung des Zweckes gar nicht mehr die Rede s
konnte.

Nachdem meine Frau mit den Kindern, welche bis dahin trotz a
meiner Bitten mitten in dem revolutionären Treiben in Heidelberg
blieben war, durch einen gewandten Abgesendeten aber noch mit dem letz
rheinabwärts gehenden Dampfboote sich geflüchtet hatte, schlugen wir uns
Aufenthalt in Melem, gegenüber von Königswinter, auf bis zur Wied
ordnung der Dinge in Baden und zu meiner Erholung von den Ue
reizungen und Anstrengungen der Parlamentszeit. Ende August keh
wir nach Heidelberg zurück, wo wir die hinterlassene Habe in gutem Sta
und nur eine große Rechnung für indessen auf meine Kosten im Gast
verpflegte Einquartierungen von Feinden und Freunden vorfanden.

In Melem beschäftigte ich mich mit der Aufzeichnung meiner Erin
rungen und Anschauungen in Betreff des Parlamentes. Sie waren nat
lich noch frisch und unmittelbar, und insofern mag das Niedergeschrieb
seinen Werth haben; allein eine volle objektive Wahrheit und ein unbefangen
über den augenblicklichen Ereignissen stehendes Urtheil will ich nicht für
in Anspruch nehmen. Ich stand den Ereignissen noch zu nahe, war zu
mit in dieselben verwickelt gewesen. Dennoch glaube ich sie im Nachstehen
in der Hauptsache unverändert — nur vielfach abgekürzt — aufnehmen
können und zu sollen. Es wäre unzweifelhaft nicht schwer, nach der weit
Erfahrung so vieler Jahre und mit Hilfe der inzwischen erschienenen z
reichen Litteratur über die Parlamentszeit jetzt ein richtiger bemesse
Urtheil über den ganzen Verlauf abzugeben und überhaupt das ganze n
würdige, aber erfolglose Ereigniß auf seinen wirklichen Werth und Chara
zurückzuführen; allein ich ziehe doch vor, die Dinge so zu zeichnen, wie
mir unmittelbar nach ihrem Vorkommen erschienen sind. Eine s
Schilderung dient auch zur Signatur der Zeit, und schließlich handel
sich darum, meine persönlichen Eindrücke zu verzeichnen, nicht aber
Dritter. — Bemerken will ich nur noch, daß ich Bruchstücke aus di
Aufzeichnungen in der „Deutschen Vierteljahrschrift", Jahrgang 1850 Hef
ohne Namennennung habe abdrucken lassen.

## 1. Die äußere Erscheinung des Parlamentes.

Daß die Reichsversammlung, wie schon das Vorparlament, in der Paulskirche ihre Sitzungen hielt, ist weltbekannt. Das Gebäude hatte nanche gute Eigenschaften, aber auch unzweifelhaft, als zu einem ganz ındern Zweck errichtet, große Mängel. Zu loben war, daß für eine aus ast 700 Mitgliedern*) bestehende Versammlung Raum genug vorhanden var, wenn schon der Zugang zu der Mehrzahl der Sitze beschwerlich sein nochte; ferner, daß es keiner übermäßigen Anstrengung der Stimme beurfte, um sich von der Rednerbühne aus in dem ganzen Saale verständch zu machen; endlich, daß der architektonische Charakter, ein von Säulen ingefaßtes Eirund, einen gefälligen und anständigen Eindruck bot. Richtig ar die hohe Stellung des Präsidentenstuhles und der Sitze für die Vizeräsidenten und für die Schriftführer, von welchen aus man die ganze ersammlung überblickte und beherrschen konnte. Für Beleuchtung und eizung war gut gesorgt. Allein übel war, daß sehr wenig freier Raum r Gänge und in der Mitte bestand, und daß dieser sogar durch Einumung von Plätzen für privilegirte Zuhörer noch unnöthig beengt wurde. s war dadurch der Verkehr unter den Mitgliedern sehr schwierig, so daß rsönliche Bekanntschaft mit solchen, welche in einem andern Theile des auses saßen, im Saale kaum gemacht werden konnte, kürzerer Meinungsstausch, Anfragen, Verabredungen nicht wohl stattfanden. Noch schlimmer d eigentlich kaum erträglich erwies sich, daß gar keine Nebenräume benden, wie dies bei einer freistehenden Kirche natürlich war. Von kalen für Ausschüsse war gar keine Rede; diese waren in der Stadt, n Theile in ziemlichen Entfernungen, gemiethet. Es konnte also, was h oft nöthig gewesen wäre, kein schneller Zusammentritt eines Ausschusses ttfinden. Allein nicht einmal der Präsident oder das Ministerium ten Sprechzimmer, so daß eine Berathung oder schnelle Besprechung in er Luft auf dem Paulsplatze bei jeder Witterung stattfinden mußte. erinnere mich, eine Verhandlung mit dem Staatsrathe . . . über den tritt in ein von ihm zu bildendes Ministerium hier in strömendem gen gehabt zu haben. Störend und in den Folgen unanständig erwies daß kein Raum für Erfrischungen im Hause selbst eingerichtet werden nte. Solche zu genießen war aber bei den langen, oft sechs bis acht nden dauernden Sitzungen für viele ein Bedürfniß. Es blieb nichts ig als eine der in benachbarten Gäßchen liegenden Schenken zu been, was denn für das Straßenpublikum den nicht sehr erbaulichen An- des Hin- und Herströmens aus dem Sitzungssaale in die Kneipe und ekehrt zur Folge hatte. Endlich und hauptsächlich war es ein wirks Unglück, daß die Emporbühnen der Kirche Raum für viel zu viele

*) Im August 1848 war die Versammlung am zahlreichsten besucht und zählte „Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche," S. 24, damals 565 Mitglieder.

Zuhörer boten. Mehrere Tausende hatten auf denselben Platz, und wen
auch das Gesammtbild, das sich so darbot, einen großen Eindruck macht
so entwickelte sich gar bald der Unfug einer lauten Einmischung dies
großen Menge in die Verhandlungen; ihr Beifalls- oder Mißfallensruf
war unwürdig für die Versammlung und hatte auf manches Mitgli
einen Einfluß bei der Abstimmung. Diese Zuhörerschaft aber war zu
großen Theil sehr schlecht zusammengesetzt; allerdings strömten unzähli
Menschen aus allen Theilen von Deutschland herbei, um die Versammlun
von welcher man so Großes erwartete, zu sehen; allein die Mehrzahl d
Anwesenden waren müßige, namentlich jüdische Umtreiber aus Frankfu
bestellte und wohl auch bezahlte Schreier und Demagogen. Je übler
sich in der Versammlung selbst allmählich gestaltete, desto ungezogener u
selbst drohender wurden die Galerien. Die Sitzungen boten dann ein
häßlichen Anblick dar.

Ohne Zweifel waren Fehler gemacht worden. Der Zuhörerrau
hätte sehr beschränkt werden sollen; man mußte eine Einrichtung treffe
welche verhinderte, daß jeder Strolch von der Straße hereinlaufen konn
es war geboten, vom ersten Anfang an strenge Ordnung auf der Gale
zu halten, um dadurch die Gewohnheit einer anständigen Haltung
gründen. Doch darf man nicht zu streng im Tadel sein. Um die Z
hörer ruhig zu erhalten, war es nöthig, daß auch die Mitglieder sel
sich passend verhielten. Nun war aber die Versammlung keine geschul
an eine altherkömmliche Disciplin gewöhnte. Sie lebte in einer fieberh
bewegten Atmosphäre, war in sich selbst tief gespalten, die Parteien stand
sich feindlichst gegenüber. Daß unter solchen Umständen Ausbrüche lau
Beifalls oder Tadels vorkamen, war ganz natürlich. Dann konnten al
auch die Galerien schwer von Theilnahme abgehalten werden. Davon ga
abgesehen, daß bald eine gute Anzahl von Mitgliedern der Linken sich,
es aus Mangel an feinerer Bildung, sei es aus bewußter Absicht, in u
gezogenem Benehmen gegen die Mehrheit ergingen und zu gleichem a
die Zuhörer, nicht einmal immer nur mittelbar, aufforderten.

Glücklicherweise war jedoch dieser Unfug nicht regelmäßig, im Anfa
sogar sehr selten; bei ruhiger Haltung aber machte die Versammlung
der That einen großen Eindruck, welchen Keiner, welcher sie sah, leicht v
gessen wird*).

Wie unselig auch ihre Bemühungen schließlich gescheitert sein mögen
viel durch ihre Schuld; wie unfreundlich ihr Ende war; was immer die
oder jener von seinem Standpunkt aus gegen dieselbe sagen mag; e

---

*) So legt auch der Oesterreicher v. Arneth Zeugniß ab von dem erhebenden E
druck, den bei seinem Eintritt die Versammlung auf ihn gemacht habe. Fast Alles, w
sich in Deutschland während der letzten Jahrzehnte glänzend hervorgethan, habe sich d
zusammengefunden; einer solchen Versammlung anzugehören, habe ihn mit Stolz erfü
(„Aus meinem Leben" I. 208.)

solche Versammlung hatte Deutschland noch nie gesehen und wird sie vielleicht nicht wieder sehen*). Man hat sie einen Professorenkonvent gescholten**). Es saßen allerdings Dahlmann und Jakob Grimm und Mittermaier, Beseler, Waitz, Vischer, Zachariä, Albrecht, Phillips, Gervinus, Arndt und so noch manche von Deutschlands berühmtesten Hochlehrern in der Paulskirche; allein machen etwa große Geisteskraft und tiefe Kenntnisse, macht namentlich Meisterschaft im Recht und in der Geschichte unfähig zu geistigem Werke? Und wenn etwa eine Berichtigung des theoretischen Wissens durch die Erfahrung des Lebens nöthig war, so befanden sich ja noch hunderte von Männern aus allen Ständen in der Versammlung. Waren ier nicht praktische Staatsmänner der verschiedensten Richtungen, wie Radowitz, Arnim-Boytzenburg, Flottwell, die Gagern, Jaup, Beisler? ählte man nicht fünf***) Bischöfe, Döllinger, Gfrörer, neben ihnen aber ertreter des Deutschkatholicismus und den edlen Reformator der Juden?†) onnte Deutschland größere lebende Dichter senden als Uhland und Anaasius Grün? Berühmtere Statistiker als Czörnig, Reden, Fallati? Bessere ationalökonomen als Hermann, Moritz Mohl? Und bedurfte es der rlamentarischen Berühmtheit und Erfahrung, so waren ja da: Welcker, assermann, Mathy, Beckerath, Vincke, Lichnowsky, Rotenhan, Jordan, ömer, Freudentheil, Lang, Baumbach, Buß. Das rheinische Recht war rtreten durch Wiedenmann, Compes, Schüler; das alte Recht durch ckscher, Barth, Reh und so manche Andere. Große Kaufherren waren erk, Roß, Godeffroy, Gevekoht, Dröge, Meier, Carl; Fabrikanten aber senstuck, Degenkolb, Schwarzenberg; reiche Weinbergsbesitzer aus der Pfalz d große Landwirthe aus Posen, Preußen, Mecklenburg und Oesterreich. rz, Deutschland war vertreten in allen seinen Richtungen und Interessen o hatte einen guten Theil seiner besten Männer jeder Art gesendet. e aber lebten in der ersten frohen Hoffnung eines glücklichen Erfolges, ren voll jungfräulichen guten Willens und Eifers.

Allerdings waren diese trefflichen Bestandtheile auch gemischt mit iger löblichen, zum Theile sogar höchst verwerflichen. Wie jede große vegung, welche eine Bevölkerung bis in ihre untersten Schichten aufregt,

---

*) In Worten hoher Anerkennung der Frankfurter Nationalversammlung läßt ding seine akademische Rede „Der Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche den Jahren 1848 und 1849, Leipzig 1892", S. 62—64 ausklingen. Ebenso erld lautet der Nachruf in v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches, I. 319.

**) Eine Würdigung der Stellung, welche die 76 Professoren im Frankfurter Parnt einnahmen, s. auch bei Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche, 260—262.

**) In dem Verzeichniß der Abgeordneten, welches sich in dem „Inhaltsverzeichniß en Stenographischen Berichten über die Verhandlungen der deutschen constituirenden onalversammlung . . ., herausgegeben von Wigard", findet, stehen drei Bischöfe nbrock aus Breslau, Geritz aus Frauenburg, Müller aus Münster.

†) Gabriel Riesser.

so hatte auch die Erhebung Deutschlands im Frühjahr 1848 manche
Bodensatz an die Oberfläche gebracht. Schreier, Wirthshausdemagogen
abgebrannte Menschen verschiedener Art hatten sich Gehör und Anhang z
verschaffen gewußt, namentlich in solchen Ländern, welche bisher jeder g
ordneten politischen Freiheit entbehrt hatten, und in Gegenden von zurüc
gebliebener Gesittung. So kam denn eine ziemliche Anzahl von Männer
in die Versammlung, bei denen kein vernünftiger Mensch auch nur de
geringsten Beruf zur Mitarbeit an einem so wichtigen und so schwierige
Werke entdecken konnte, welche Freiheit mit Pöbelhaftigkeit verwechselten
ihre bisherige untergeordnete und unbeachtete Stellung in Staat und G
sellschaft durch Ungezogenheit gegen alle geistig oder social höher Stehende
rächen zu müssen glaubten. Zwar war in Deutschland damals noch kei
Socialdemokratie und bis zu Volksvertretern wie Bebel, Liebknecht, Schweitz
war man noch nicht gesunken: allein nicht eben viel höher standen d
Schmidt von Löwenberg, Rösler von Oels, Erbe, Wolff und so fort. U
selbst von den in Bildung und Anschauung an sich höher stehenden Repub
kanern glaubte Mancher, um sich nicht bei den Massen der Proletarier u
beliebt zu machen, in äußerer Erscheinung und in gelegentlichem Auftret
sich plebejisch geben zu müssen. So ein Ludwig Simon von Trier, e
Karl Vogt, ein Wesendonck. Auch verbesserte ihr ausschließliches Unte
sich-Leben ihre Sitten keineswegs. —

Kurz, es war dafür gesorgt, daß es an Schatten und zwar an tief
Schatten in dem Bilde der Versammlung nicht fehlte, und je länger d
Versammlung dauerte und je sichtbarer sie ihren Zweck nicht erreichen
können schien, desto weiter breiteten sich dieselben aus.

Abgesehen von diesen schlimmen Bestandtheilen, mit welchen ein g
bildeter Mann keinen Umgang hatte noch haben konnte, war der Umgang
ton unter den Mitgliedern ein sehr angenehmer, anständig unbefangen
namentlich in der ersten Hälfte der Versammlung, ehe die auch unter d
mehr oder weniger konservativen Mehrheit hervortretenden politisch
Meinungsverschiedenheiten und Ziele manche Spannung und Bitterkeit
zeugten. Die Formen waren herzlich, kameradschaftlich, vielleicht mit ein
leichten Anstriche von burschikosem Gehenlassen. Von Benützung der Amt
titel war gar keine Rede, von der einer Adelsbezeichnung nur ganz au
nahmsweise; die Anrede mit dem Namen genügte, höchstens unter wenig
Bekannten mit Vorsetzung des Wortes Herr. Man wurde auf diese We
so wenig in Kenntniß gesetzt von dem genaueren Grade von Ehren u
Würden des Einzelnen, daß man wohl komisch berührt werden konn
wenn durch einen Zufall, etwa die Anrede eines Fremden, der Herr G
heimrath oder die Excellenz sich entpuppte. Ebenso einfach und kamera
schaftlich waren in der ersten Zeit die gemeinsamen Mittagessen in öffe
lichen Gärten oder sonstigen großen Räumlichkeiten. Später zogen
freilich die nach Lebensgewohnheiten und Ansprüchen Zusammengehörig

nehr in's Engere. Ein sinnliches Bild von der Versammlung im Ganzen
oder von einzelnen Gruppen von Mitgliedern, endlich von hervorragenden
Mitgliedern kann man leicht erhalten durch die zahlreichen graphischen
Darstellungen aller Art, mit welchen Deutschland förmlich überschwemmt
vurde. Und wenn es noch einer belebenden Zuthat bedürfen sollte, so
nag diese geliefert werden durch eine Sammlung von Karikaturen, welche
vitzige, wohl auch boshafte Laune in reichlichem Maße lieferte. Viele
erselben entstanden in der Versammlung selbst, namentlich durch einen
Mecklenburger, v. Boddien; und einige haben wirklich höheren Werth.
So das berühmt gewordene Album über die parlamentarischen Thaten des
bgeordneten Piepmeier, welches der sarkastische Detmold angab, der Düssel-
orfer Schroedter aber zeichnete*). Die harmlose Freude an diesen Scherzen
starb jedoch allmählich, als zwei Mitglieder, welche mit am häufigsten
s Zielscheibe gedient hatten, Fürst Lichnowsky und Robert Blum, einen
utigen Tod gefunden hatten.

Bei einer Schilderung parlamentarischer Erlebnisse ist es ohne Zweifel
n geeignetsten, sich vor Allem mit denen zu beschäftigen, welche das ge-
rochene Wort am besten zu handhaben verstanden haben oder am häufigsten
er wirksamsten aufgetreten sind. Ich stelle daher zunächst meine Er-
nerungen und Urtheile über

## 2. die Redner

ammen.

Das Vorparlament hatte Deutschland mit einem Reichthum bekannt
macht, welchen es unbewußt besaß, mit seinem Reichthum an Redner-
ne. Die Reichsversammlung aber hat diese Entdeckung bestätigt. Mag
n von der Begabung der letzteren erachten, was man will; unmöglich
n man leugnen, daß viele und bedeutende Redner in derselben saßen.
d es sind nicht einmal Alle aufgetreten, welche gekonnt und vielleicht ge-
hätten. Man durfte aber von dieser unbekannten Gabe des deutschen
kes um so mehr überrascht sein, als die Erfahrungen in den Stände-
ammlungen der Einzelstaaten keineswegs darauf vorbereitet hatten.
in „es wächst der Mensch mit seinen Zwecken"; und was bei kleinen
genständen, in engem Raume und vor einigen Dutzenden von Zuhörern
erlich gewesen wäre, fand eine passende und selbst großartige Anwendung
dem räumlich und geistig größeren Schauplatze in Frankfurt.

Nachstehende leichte Skizzen machen nicht den Anspruch, die Leistungen
einzelnen bedeutendsten Redner vollständig zu entwickeln, zu so weit-

---

*) In einem trefflichen Ueberblick macht Laube, „Das erste deutsche Parlament II.
-113", mit den gelungensten unter den in überreicher Fülle zu Tage getretenen
ikaturen bekannt. Zahlreich sind die Proben, welche Wichmann, „Denkwürdigkeiten
der Paulskirche" 532—554, der Schrift „W. de Porta, Weltlicher Humor in Ge-
e . . .", entnimmt.

läufigem Unternehmen fehlt Raum und Luft, und noch weniger, sie v
theoretischen Standpunkte aus zu beurtheilen, wozu das Wissen fehl
würde: es sind nur die natürlichen Eindrücke und Aeußerungen eines Z
hörers, welchem am Ende am Ergebnisse weit mehr lag, als an den da
verwendeten Mitteln. Jedenfalls wird nicht die Eifersucht den Stift führ
denn diese kann doch nur bei dem Anstreben nach gleicher Auszeichnu
bestehen.

Der allgemeine Charakter der in der Paulskirche zu Tage gekommen
parlamentarischen Beredsamkeit war der französischen weit ähnlicher a
der englischen. Als Eigenthümlichkeit der letzteren nehme ich nämlich, u
hoffentlich mit Recht, völlige Vermeidung aller philosophischen Standpun
und jeder deklamatorischen Wendung an. Seit Burke das Höchste in die
Richtung geleistet, damit aber endlich das Parlament völlig ermüdet hat
gilt es hier für unerträgliche Geschmacklosigkeit, die Kunst der Rede
Anderm als in der inneren Kraft der Beweisgründe und in der logisch
Anordnung des Stoffes, ihren Schmuck anderswo als in der einfachst
Klarheit und der gebildeten Sprachrichtigkeit zu suchen. Dazu kommt, d
bei Reden vom Platze aus in einem nur selten vollen Hause und v
beinahe keinen Fremden rednerischer Schwung gar leicht in's Lächerli
fallen würde. In Frankreich dagegen drängt Volksanlage, Gewohnh
und Räumlichkeit zu weiter ausholenden und künstlich zubereiteten Rede
Namentlich mag der Umstand, daß hier Viele ihre Reden lesen, sämmtli
Auftretende nöthigen, gewählter und gehaltener zu sprechen, um nicht u
angenehm abzustechen.

Fiel nun auch glücklicherweise dieser letztere Grund in der Reichsve
sammlung weg, da hier mit größter Strenge darauf gehalten wurde, d
nicht gelesen werde, so wirkten doch die andern in Paris wirksamen U
sachen auch in der Paulskirche. Die natürliche Anlage führt den Deutsch
von selbst zu allgemeiner Begründung seines Satzes, wenn schon in etw
andrer Art und Form, als der des Franzosen. Sodann war in d
Kirche das Reden vom Platze aus akustisch unmöglich und würde überdi
in der wenig disciplinirten Versammlung zu der unerträglichsten Unordnu
geführt haben. Nun liegt aber in dem Betreten einer Rednerbühne
sich eine Aufforderung zu gehaltenerem, geschmückterem Vortrage, weg
weniger und einfacher Worte scheint es nicht der Mühe werth, sich so se
hervorzustellen. Hierzu kam noch die Größe des mit der Stimme
füllenden Raumes, welche zwar zu überwinden war, aber doch nur d
Ton der Leidenschaft gab. Endlich ist nicht gering anzuschlagen, daß m
sich zum Worte oft lange vorher melden, mit Beschwerlichkeit dazu dräng
mußte; es war also etwas Vorbereitetes und für bedeutend Erachtete
was man vortrug. Unmöglich konnte dieses denn nun aber nur in einig
kurzen Sätzen bestehen, mochten sie auch noch so triftig sein. Wer wä
gern so geistesarm und dürftig vor der längst auf das Auftreten vorb

reiteten Versammlung erschienen? Nur bei zufällig entstandenen Verhand-
lungen über Zwischenfälle, plötzlich hervorgerufene Erklärungen der Minister
und dergleichen fielen diese Gründe einer philosophischen und geputzten
Redeweise weg. Dann war aber auch der ganze Charakter der Aeuße-
rungen sogleich ein andrer. Uebrigens konnte im Ganzen weder über eine
allzu abstrakte Beweisführung, noch über ungebührliche Länge der Reden
eklagt werden. Wo letztere zu sein schien, war oft nur Langweiligkeit.

Das Bedürfniß, eine große Menge von Einzelheiten nach Aehnlichkeit
und Verschiedenheit zu ordnen, ist allzu groß, als daß ich mich seiner Be-
friedigung auch bei einem Gegenstande, wie die Aufzählung und Beur-
theilung der deutschen Parlamentsredner ist, entziehen könnte. Mag auch
viel Subjektives und Willkürliches mit unterlaufen, so dient eine solche
Gattungseintheilung doch zur Uebersicht und Gedächtnißunterstützung. So
theile ich die Redner in der Paulskirche in die drei Abtheilungen: beweis-
führende, streitbare und gefühlsanregende, je nachdem sie vorzugsweise
durch verständige Entwicklung zu überzeugen suchten, kampflustig die Gegner
aus dem Felde zu schlagen sich freuten oder auf Entschluß durch Anregung
der Gefühle zu wirken wußten. Dazu vielleicht noch ein Nachtrag über
„stumme“ Redner.

Die beweisführenden Redner waren der Zahl nach bei Weitem
vorherrschend. Natürlich! Theils liegt es in dem Geiste der Deutschen,
theils war ein großes Werk mit tausend Einzelheiten festzustellen, wobei
denn die Aufgabe war, zu überzeugen, wenigstens die Gründe des eignen
Handelns in dem günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Auch war diese Art
von Rednern durch alle Theile des Saales verbreitet, von Radowitz an
bis zu Ruge. Doch ließen sich allerdings wieder verschiedene Unterarten
unterscheiden. Während die einen staatsmännisch die Thatsachen zu Grunde
legten und nach diesen und für diese zu sorgen suchten, strebten andre in
strenger wissenschaftlicher Form einem Ideale zu; dieser stützte sich in seiner
Beweisführung hauptsächlich auf die Lehren der Geschichte, jener handhabte
gewandt haarspaltende Logik. Nicht nur die natürliche Anlage, sondern
auch der Lebensberuf sprachen sich in der Regel deutlich genug aus. Ich
lasse die einzelnen in einer Reihenfolge von rechts nach links vorüberziehen.

Bedeutender aber kann die Heerschau nicht eröffnet werden als mit
Radowitz, meiner Ueberzeugung nach dem größten Redner dieser Gattung;
durch vollendet und abgeschlossen wie keiner sonst, ein Staatsmann nach
englischem Schnitte. Den unzweideutigsten Beweis seiner Begabung, seines
feinen Taktes und seiner Selbstbeherrschung lieferte er dadurch, daß er
es überhaupt dazu brachte, gehört zu werden. In der ganzen Versamm-
lung war kein Mann, gegen welchen die Meinung so entschieden und so
allgemein bei seinem Eintritte war. Er galt für die Verkörperung des
gefährlichen Systems, für einen Begünstiger der Adelsvorrechte, für ein
Werkzeug der Jesuiten, er war ein Saul unter den Propheten. Und wahr-

lich, es fehlte nicht an spitzen und an plumpen Angriffen, an Zeich
tiefen Mißtrauens und Grimmes. Diese Ungunst wußte er aber du
ruhige Haltung, durch gänzliches Unterlassen jeder Gegenrede oder Persö
lichkeit, durch Eingehen auf den Standpunkt der Versammlung ohne A
geben seiner Ueberzeugungen, vor Allem aber durch die Macht seines Geist
und Wissens so völlig zu beseitigen, daß Niemand in der ganzen V
sammlung von seinem ersten Auftreten ab mit solcher lautloser Stille g
hört, mit so unumwundener Anerkennung behandelt wurde als er. Radow
sprach selten, dann aber auf das Sorgfältigste vorbereitet und also n
völliger Beherrschung des Stoffes. Offenbar waren seine Reden nicht n
vorher geschrieben, sondern auch mit Kunst und Beharrlichkeit auf d
kürzesten Ausdruck und das bezeichnendste Wort gebracht. Sie hatt
keine Bewegung als die einer siegreichen Logik, keinen Schmuck als d
vornehmer Einfachheit. Gesprochen wurden sie mit unerschütterlicher Ruh
langsam und mit einem Tone der Ueberzeugung und Selbstachtung;
Stimme war ausgiebig und ausgebildet. Am besten möchte man die Red
des merkwürdigen Mannes ihrer Form nach vergleichen mit einer antik
Bildsäule aus Marmor. Ueber den Inhalt und Zweck konnte man all
dings wohl abweichender Meinung sein; allein Keiner zog in Abrede, d
der Standpunkt der eines Staatsmannes, der Gedankengang musterh
geordnet, die Beweisführung schlagend sei. Von nichts war Radow
weiter entfernt, als von dürrer, formaler Logik; seine Reden waren
Sache selbst, beleuchtet von hellstem Geiste und von weitem Wissen. Deuts
land hat sicher wenige Staatsmänner gehabt wie Radowitz; und hätte m
vergessen können, daß er selbst offen erklärte, in einem Verwicklungsfa
zwischen Vaterland und Kirche die letztere höher zu stellen, so hätte ma
so lange er lebte, immer wieder in jeder Noth vor Allem zu ihm n
Vertrauen gesehen. Pitt hatte selbst in dem Augenblick des Todes n
das Vaterland im Auge; darum war er aber auch der „Steuerma
welcher den Sturm durchsegelte".

Kein Mann in der Versammlung, vielleicht meinen Bruder Mo
ausgenommen, hat so viel für sie gearbeit, als Georg Beseler, u
keiner hat wohl so oft und zuweilen so lange die Rednerbühne eingenomm
Als Berichterstatter des Verfassungsausschusses für die bedeutendsten Kapi
sprach er einleitend und am Schlusse der Verhandlung zusammenfasse
außerdem sonst noch oft in den großen politischen Fragen und bei Zwisch
fällen. Beseler gehörte ohne Zweifel zu denjenigen Mitgliedern, welc
das Zustandekommen einer vernünftigen Verfassung am meisten am Her
gelegen war; er setzte die ganze Zähigkeit und Festigkeit seines Wesens u
seine bedeutende Gabe der Ordnung und Uebersichtlichkeit unermüdlich dar
seine Reden waren voll Stoffes und guter, gesunder Logik. Dennoch machten
nicht den Eindruck, den sie der Sache nach verdient hätten zu machen.
Schuld lag theils an der Einförmigkeit des Vortrages, theils an einem gewis

Mangel an innerer Lebendigkeit und Wärme, theils endlich, zuweilen wenigstens, an der übergroßen Dauer. Es waren mehr Berichterstattungen an eine Behörde, als politische Reden zu einer großen und gemischten Versammlung; und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher jeder einzelne Einwand oder Vor-schlag beleuchtet wurde, schadete der Gesammtübersicht und dem Durch-schlagen der Hauptgedanken. Das reihenweise Abschlachten schwacher Gründe rmüdet und stumpft auch für die Hauptbeweise ab. Den besten Beweis, aß Beseler es nur in der Art der Behandlung verfehlte, wenn er nicht mmer Erfolg als Redner hatte, lieferten die Fälle, in welchen ihn der egenstand oder eine persönliche Reizung so belebten, daß er mit Wärme rach. Dann konnte er mit großer Kraft, beherrschendem sittlichen Ernste nd schneidender Logik reden, und es machte dann der lebhaft bewegte ann um so größeren Eindruck, je mehr diese Bewegung von seiner ge-öhnlichen Kälte abstach und den Glauben an seine eigne Ueberzeugung ben mußte.

Durch Aehnlichkeit des Gemüthes und Strebens und durch gleiche Be-äftigung eng verbunden mit ihm war sein Landsmann Waitz*), doch terschied er sich wesentlich als Redner. Waitz war ohne Zweifel der nlichste und einer der klarsten Redner der Versammlung. Sein Ge-nkengang war so geordnet, die einzelnen Abschnitte desselben so abge-ndet und so fertig, es fand in dem Vortrage so gar keine Verwirrung er Uebereilung statt, daß der Zuhörer das Ganze im Geiste vor sich , fast wie einen schönen Druck, mit gehörigen Absätzen der Perioden, rückungen und Ueberschriften. Und zwar war dieses schön geordnete rk nichts weniger als pedantisch. Davor behütete es die Lebendigkeit Gedanken, die Kraft des Willens und die klassisch reine Sprache. gleich der Redner durch ungefällige Haltung des Kopfes und gänzliches ließen der Augen während des ganzen Vortrages sein Möglichstes , sich zu schaden, so wurde doch Waitz mit gespannter Aufmerksamkeit ört.

Biedermann aus Leipzig gehörte zu den Männern, welche den th hatten, zu ihrer jeweiligen Ueberzeugung zu stehen, trotz Umgebungen, gängen und des zu erwartenden Lärms. Seine frühere Thätigkeit in hsen ließ in ihm ein entschiedenes Mitglied der Linken erwarten; allein iberzeugte sich, daß für das Vaterland kein Heil sei bei dem Hin-rn auf eine Republik und der Mißachtung der einmal bestehenden tigen Gegenkräfte; er sah ein, daß Einheit und Freiheit nicht durch esetztes Wühlen, sondern durch einen starken Neubau zu erreichen sei.

*) Laube nennt a. a. O. II., 38 Georg Waitz den vollendetsten Redner unter den ssoren der Paulskirche. Auch Biedermann a. a. O. 268—270 stellt ihn als Redner rls Arbeiter am Verfassungswerk hoch.

Nothwendig wurde auch seine feine Bildung und Anlage von der Rohhei welche sich als Tugend ausgab, angewidert. Er trat zur linken Mitte*) und wurde einer ihrer thätigsten Führer. In der Ordnung und Hand habung des Parteiwesens war keiner unermüdeter und geschickter: Gründ genug, ihn bei der Mehrzahl seiner sächsischen Landsleute, welche unbe streitbar zu den widrigsten und untauglichsten Bestandtheilen der Versamm lung gehörten, verhaßt zu machen und ihm jede Art von Neckerei zuzu ziehen. Biedermann ließ sich jedoch dies nicht anfechten, sondern blieb un erschütterlich auf der Linie der konstitutionellen Monarchie und des Erb kaiserthums mit möglichsten staatsbürgerlichen Freiheiten. Als Redner wa er durch Leichtigkeit, Gefälligkeit und Sicherheit ausgezeichnet; dabei spra er jedoch entschieden seine Meinung aus, auch wenn er dem heftigsten un ungezogensten Widerspruche entgegensah. Die Staatsansichten des junge Mannes**) zeigten, daß ihm vertraute Bekanntschaft mit allen Tagesfrage und staatsmännisches Urtheil zur Seite standen. Er war auf der Redner bühne eine sehr wohlthuende Erscheinung durch die Harmonie des ganze Wesens. Die Gestalt, die Sprache, die Haltung, der Vortrag un der Gedankengang waren von milder Schönheit und zeugten von einem glücklichen Vereine wohlwollender Absicht und geschmackvoller Bildung Nichts ließ einen tieferen Blick in die wüste Verwilderung durch da Wühlerwesen thun, als daß solche bedeutende und liebenswürdige Eigen schaften bei diesen nur Haß erweckten.

Es wird sich Gelegenheit finden, von Karl Mathy als Staats- un Geschäftsmann zu reden; hier daher nur ein kurzes Wort über ihn al Redner. Mathy sprach nur selten, dann aber trefflich. Von schärfste Urtheile, ruhigem Ueberblick, voll einschlagender Kenntnisse überdachte de schweigsame Mann die Fragen nach allen Seiten, bis ihm das Ergebni klar und abgerundet vor dem Geiste stand. Dann sprach er sich in ruh fließender, etwas eintöniger Sprache, in krystallhellem Gedankengange, m einem leichten Anfluge von Humor in möglichst engem Raume aus. E war die Art von Reden, wie sie im englischen Unterhause gefallen. E mag sein, daß sie keine Versammlung überrumpeln zu einem plötzliche Entschlusse; allein gewiß tragen sie dazu bei, die in Verhandlung befindlic Frage richtig zu stellen und um einen tüchtigen Schritt zu fördern***).

---

*) Biedermann war zuerst einer der Vorsteher des „Württemberger Hofs", dar nahm er die leitende Stellung im „Augsburger Hof" ein (Heller 40—42; vgl. über de einflußreichen Politiker auch Laube III. 33—35 und insbesondere seine Selbstbi graphie, die unter dem Titel „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", 2 Bände, e schienen ist).

**) Geboren 1812.

***) Die drei bedeutendsten Reden, die Mathy im Frankfurter Parlament gehalte hat, sind wohl die Reden über die Centralgewalt, über das Wahlrecht und über di

In lebhaftem Gegensatz gegen den ruhigen Gang der Reden Mathys
nd seine fast regungslose Haltung auf der Rednerbühne war die bis an
ie Grenzen des Erlaubten gehende Lebendigkeit Wurms. Wenn bei
nem der ganze Vortrag rein objektiv war und die Person des Sprechen=
en fast zu viel zurücktrat, so war hier die stärkste Ausprägung der eigen=
ümlichen Persönlichkeit. Die Gebärden waren rasch und weit ausgreifend,
e Haltung mehr die eines im Freundeskreise Redenden, die Mittheilung
unmittelbar und fast zudringlich an die Hörenden gerichtet, die ganze Er=
heinung ein Mittelding zwischen dem bequemen Gehenlassen des Unterhaus=
itgliedes und dem Behaben eines italienischen Volksredners. Muthete
n diese Art nicht Jeden an, vielleicht ihrer Ungewohntheit wegen, so war
er Verstand und Kenntnisse keine Meinungsverschiedenheit. Mit richtiger
kenntniß des Weges, welcher am sichersten und dauerndsten, wenn auch
ht augenblicklich, zum Einflusse in einem Parlament führt, hatte Wurm
n Auftreten wesentlich auf einen Gegenstand beschränkt, auf die völker=
htlichen Fragen. Bei diesem kam ihm seine ausgebreitete Kenntniß der
eren Geschichte sehr zu statten; und es war wohl Keiner, der ihm das
erkenntniß versagte, von der Geschichte der Völkerverträge und was
mit zusammenhängt, mehr zu verstehen als irgend ein andres Mitglied.
Uebrigen erwies sich Wurm in seinen staatlichen Ansichten durchweg
ein Anhänger der englischen Zustände. Ein erklärter Whig, war er
n so sehr gegen alle Umsturzrichtungen, als man ihm in Selbstregierung
Volkes und in dem Vertrauen auf die Heilkraft der Freiheitsmißbräuche
h sich selbst kaum weit genug gehen konnte, so daß wohl die Frage
geworfen werden mag, ob er nicht zu früh bei den Deutschen jetzt schon
enschaften voraussetzt, welche auch der Engländer erst durch eine jahr=
dertelange Uebung der Freiheit erwarb. Allerdings muß einmal an=
ngen werden, aber nur nicht beim Ende*).

Durch Mißgeschick und eigne Fehler kam ein andrer Hamburger,
scher**), nicht zu der Wirksamkeit in der Versammlung, welche sein
utendes, in einer Richtung ohne Nebenbuhler stehendes Talent und
Vorgänge im Vorparlamente und im Fünfzigerausschuß erwarten
n. Mißgeschick war es nämlich, daß er in den wichtigsten Zeiten nicht
send war. Zuerst hielten ihn die Reisen zu dem Reichsverweser und
demselben entfernt; dann machte der Wahnsinn, welcher sich wegen
Waffenstillstandes von Malmö gegen ihn, den beim Abschluß ganz

---

egeln zur Durchführung der Reichsgewalt. Sie sind abgedruckt in „Huhn, Carl
", 144—164.

*) Mohl stimmt in der Schilderung Ch. Wurms überein mit Biedermann 334—335.

*) Johann Gustav Moritz Heckscher, Advokat in Hamburg. Wurm, geborener
emberger, war in Hamburg als Lehrer angestellt.

Unbetheiligten, wüthend wendete*), eine lange Versendung desselben außerhalb Deutschlands rathsam. So verlor er die besten Gelegenheiten, sich bei dem Verfassungswerke und bei den brennendsten politischen Fragen geltend zu machen. Dann aber war für Heckscher diese dänische Sache überhaupt ein schweres Unglück. Solange sie in Verhandlung stand, trug er den ganzen Haß der aufgeregten Versammlung. Es war ihm völlig unmöglich, seiner Person und seinen Gründen gerechte Würdigung zu erringen. Was er sprach, war zum voraus verurtheilt. Allein selbst mit der Rückkehr der Vernunft und Einsicht in der Sache wurde Heckschers persönliche Stellung nicht gebessert. Gegen ihn wenigstens wirkte der Haß auch dann noch giftig nach, so daß er, als er wieder in die Versammlung trat und, wie natürlich, die ihm gebührende Stelle in der Verhandlung einnehmen wollte, mit entschiedener Mißgunst aufgenommen ward. Doch war allerdings dieses Schicksal des Mannes nicht blos dem Zufall und der Ungerechtigkeit zuzuschreiben; eigne Fehler trugen Vieles dazu bei. Heckscher war einer der scharfsinnigsten und ohne allen Zweifel der logischste Kopf der ganzen Versammlung. Augenblicklich entdeckte er die Schwäche des Gegners, fand die für seine Ansicht sprechenden Gründe und wußte sie in das beste Licht zu stellen; einen Trugschluß entdeckte er instinktmäßig und verfolgte ihn unbarmherzig; eine Gedankenverwirrung konnte ihn in Verzweiflung bringen. Dabei hatte er die Sprache sehr in der Gewalt und war, wenn es Noth that, niederschmetternd derb. Den Muth seiner Ueberzeugung hatte er bis zur Verwegenheit. An vielfachen Kenntnissen und Welterfahrenheit fehlte es auch nicht. Kurz, er war ein bedeutender und ein höchst eigenthümlicher Mensch. Aber leider verdarb er diese für eine große Rolle im öffentlichen Leben unschätzbaren Eigenschaften durch fast ebenso große Untugenden, welche meistens in Uebertreibungen und ungezügeltem Gebrauch der Gaben bestanden. Sein logisches Genie riß ihn hin zu Haarspaltereien und Sophismen; trieb ihn zu oft auf die Rednerbühne auch bei Kleinigkeiten; verleitete ihn, einen wichtigen Gegenstand nur von der formellen Seite zu fassen. Dadurch stellte er sich aber unter die Höhe, welche er hätte einnehmen können, und machte sich durch Schulmeistern unangenehm. Noch mehr vielleicht schadete er sich durch falsche Anwendung seines Muthes und Selbstgefühls. Nur zu häufig trieb es ihn zu schroff hervortretender Mißachtung der Ansichten Andrer und zu herausforderndem Trotz. Man hätte meinen sollen, nicht den menschenkundigen, in einer Weltstadt bewegt Lebenden, sondern einen in kleinem, beschränktem Kreise seiner überwiegenden Geisteskräfte bewußt Gewordenen vor sich zu sehen. Mißachtung e

---

*) Von dem Auftreten Heckschers in der Parlamentsdebatte über den Waffenstillstand entwirft eine lebendige Schilderung Laube, II., 222—224. Von dem „wortkargen Misanthropen“ spricht Haym, Die deutsche Nationalversammlung, 28, während Laube I., 207—208 und Biedermann, 193—196 noch ungünstiger über ihn urtheilen.

rägt nun aber eine Versammlung so schwer als der Einzelne; man mag
gern das größte Talent eines Anderen anerkennen, nur aber nicht auf
verächtliche Aufforderung von ihm selbst. Endlich war es völlig unverzeih-
lich, daß Heckscher nicht nur seine wirklichen persönlichen Beziehungen zu
dem verhandelten Gegenstande in den Vordergrund stellte, sondern auch zu-
weilen welche geltend machte, wo keine waren. So war es zum Beispiele
in der That schmerzlich anzuhören, als er, das erste Mal nach seiner Rück-
kehr aus Italien auftretend, die schwer gewordene Lage des Vaterlandes
hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt seiner Abwesenheit bei dem Ver-
fassungswerke auffaßte. Auf diese Weise kam es dann, daß ein Mann,
welcher unbezweifelt zu den begabtesten in der Versammlung gehörte, große
Anlagen zu einem bedeutenden Redner hatte, der anfangs auch weitaus
in der ersten Reihe stand, nicht nur wenig bewerkstelligte, sondern am Ende
sich grollend und mißmuthig völlig verschwand.

Groß und allgemein war das angenehme Erstaunen, als Löwe von
Calbe mehrere Monate nach Eröffnung der Versammlung zum ersten Mal
auftrat und seine bis dahin, wenigstens im weiteren Kreise, ganz unbekannte
Meisterschaft der Rede bewies. Selbst auf diejenigen, welche die politischen
Ansichten Löwes — die man übrigens nicht nach dem unglücklichen Ende
desselben auf dem Präsidentenstuhle*) beurtheilen darf — nicht zu theilen
vermochten, machte er dieses erste Mal und so immer, wenn er auftrat,
einen äußerst angenehmen Eindruck. Die tiefe, wohllautende Stimme, die
gemäßigte äußere Bewegung bei ungekünsteltem inneren Antheil, der ruhige
Fortschritt und die reifliche Durcharbeitung der Gedanken, vor Allem aber
die erstaunenswerthe Sicherheit der Sprache und der ohne Ueberladung
treffende Ausdruck wiesen ihn mit einem Male eine Stelle unter den ersten
Rednern der Versammlung an. Dazu kam noch, daß bei einem Mitgliede
der Linken die Enthaltung von allen Beleidigungen und Drohungen gegen
die Mehrheit, die Bemühung, wohlmeinende und unterrichtete, allein auf
unrichtigem Wege befindliche Gegner durch ehrliche und verständige Gründe
zu überzeugen, die ganze höchst anständige und gebildete Erscheinung des
Redners eine sehr wohlthuende Abwechslung gewährte**). Man bedauerte
aber, wenn Löwe sprach, einer so schön ausgedrückten und so gewinnend
vorgebrachten Meinung nicht beitreten zu können. Allein dies war aller-
dings der Mittelpartei nicht möglich; denn leider bewegte sich der treffliche
Mann in einem abstrakten, unpraktischen Radikalismus. Täuscht aber
nicht Alles, so wäre dieses ganz anders gewesen, wenn Löwe, anstatt Arzt
zu sein, Rechts- oder Staatsgelehrter geworden wäre, dadurch aber Stoff

*) W. Löwe war Präsident des Rumpfparlaments. —

**) Biedermann 403 rühmt an Löwe die „gemessene, würdevolle und saubere
Redeweise“.

und Erfahrung für seine Gedanken über öffentliche Dinge erhalten hätte. Auch möchte ein größerer Aufenthaltsort vielleicht zu richtiger Ausgleichung der Wirklichkeit und des Nachsinnens bei ihm geführt haben. In seiner Natur lag Uebertreibung nnd roher Umsturz nicht, sondern Maß, Sinn für Bildung und Schönheit.

Es erscheint vielleicht wunderlich, daß unter den beweisführenden Rednern jetzt Ludwig Simon von Trier aufgeführt wird. Hat nicht er mehr als ein Andrer angegriffen, gescholten, gedroht? Hat nicht er sich der Anwendung der Gewalt geneigter gezeigt als die Meisten? War nicht Simon von Trier einer der wüthendsten Republikaner, der zu den ärgsten Maßregeln sich hinreißen lassen konnte? Allerdings; allein dennoch gehört er seiner innersten Natur nach hierher. Er war fanatisch für seine Meinung und seine Partei; allein da er es ehrlich meinte, so wollte er auch bei Andern dieselbe Ueberzeugung hervorbringen. Was er an Gründen und Wissen hatte, brachte er in dringendster Aufforderung vor; und wenn er dabei freilich die Harthörigen bedrohte, wenn Jugend und Leidenschaft ihn alle Schranken, selbst die seiner eignen besseren Natur, überspringen ließen, so wollte er doch immer nur überzeugen. Es war bei ihm nicht auf kalten Spott, nicht auf das Vergnügen, dem Gegner wehe zu thun, nicht auf den Kitzel des Witzes abgesehen; er glaubte nicht, eine Widerspruchspartei habe nur den Auftrag, jede Handlung der Gewalthaber, wie untadelhaft sie auch sei, zu begeifern und anzubellen: er machte nur seine Ansicht geltend, und Niemand wäre es lieber gewesen, wenn er darüber gar nicht zu streiten gehabt hätte. Simon von Trier war einer der merkwürdigsten Menschen in der Versammlung; täglich wuchs er an innerer Bedeutung, und er, der wie ein Junge begonnen hatte, war am Ende eine geistige Macht geworden. Der Grund aber lag eben darin, daß seine Fehler, seine großen und gefährlichen Fehler, in seiner Jugend*) und seiner Unwissenheit wurzelten, seine reiche Begabniß aber nur Gelegenheit und Stoff bedurften, um sich zu bilden.

Ein solches Urtheil habe ich allerdings nicht zu fällen über das Mitglied der Linken, mit welchem ich die Abtheilung der beweisführenden Redner der Reichsversammlung schließen will, nämlich über Ruge**). Nicht nur weil er wohl zu tief in die Wühlereien und die Bodenlosigkeit der Ver

---

*) Geboren 1810. — Heller, S. 173, spricht von dem „Lavastrom eine[r] Simon'schen Rede“.

**) Ein Portrait von Arnold Ruge, „dem Minister des Aeußersten“, s. „Da[s] neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ III. Nr. 325. Der ihm befreundete Hart schilder[t] sein Aeußeres und sein parlamentarisches Auftreten in „Ein Tag in der Paulskirche“ S. 33—34. Im Oktober 1848 verließ Ruge die Nationalversammlung. Bekannt ist, daß der zu Frankfurt von windigen Volksbeglückungsplänen und zügelloser Phrasenlust beherrschte Litterat, durch die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 belehrt, ein entschiedener Anhänger der Bismarck'schen Realpolitik wurde.

chwörungen und Umtriebe der Demagogen, Flüchtlinge und Abenteurer
ersunken war, um sich je unbefangen auf einen erlaubten Standpunkt
ellen zu können, sondern weil ihm der Sinn für verständige Auffassung
es Staatslebens versagt war. Seine Beweisführung war dem Inhalte
ach eine über den Wolken schwebende Philosophie, dem Aeußeren nach ein
edantischer Formalismus, was ihn zur Verleugnung des Vaterlandes und
ler Reste von positivem Rechte führte. Die sittliche Verkehrtheit, die
bleugnung des gesunden Menschenverstandes waren so groß, daß es sich
hr ernstlich fragt, ob hier von Zurechnung überhaupt noch die Rede sein
nnte. Je hochmüthiger und wegwerfender Ruges Aussprüche über Alles
d Alle waren, desto mehr durfte man erstaunen über den völligen Mangel
Urtheil, welcher sich in seiner Behandlung praktischer Geschäfte in einer
ßen gemischten Versammlung kundthat. Sie war die vollständigste
rikatur der Beweisführung, und Ruge war längst in der Lächerlichkeit
kommen, als die Versammlung ihn für ausgeschlossen erklärte. Viel-
cht hat er selbst dies gefühlt und ist deshalb ausgeblieben.

(Schluß folgt.)

# Sollen die Buren Frieden schließen?

Von

**A. Rogalla von Bieberstein.**

— Breslau. —

Ueber zwei Jahre währt nun der Vergewaltigungskampf, den d
übermächtige, nahezu 400 Millionen Bewohner zählende britisc
Reich gegen die beiden Burenrepubliken mit ihrer zu dessen A
fang etwa 288000 Köpfe betragenden burischen Bevölkerung führt. N
immer ist der heldenmüthige Volksstamm nicht unterworfen, und sind
Engländer nicht nur häufigen empfindlichen Niederlagen ausgesetzt, sonde
auch genöthigt, einen Heeresapparat von etwa 230000 Mann zur Fo
führung des Krieges in Südafrika zu unterhalten. Zur Mitbewachu
der Bahnlinien und für andere militärische Zwecke sind sie in neuerer Z
sogar dazu geschritten, viele Tausende von Schwarzen zu bewaffnen u
zum Heeresdienst zu verwenden. Gegen drei Milliarden und über hunde
tausend Mann hat ihnen bereits der Krieg gekostet. Ein wirthschaftlic
Rückgang ist nicht nur in Großbritannien, sondern auch auf dem kontin
talen Markt, wesentlich in Folge des Krieges, eingetreten. Beide lei
schwer unter demselben, und die gesammte civilisirte, nicht britische W
verurtheilt den Krieg und wünscht seine Beendigung. Allein außer i
zahlreichen Manifestationen innerhalb der Völker zu Gunsten der Bu
erhebt Niemand unter den Regierungen seine Stimme oder den Arm
den unglücklichen Volksstamm, und derselbe ist daher gezwungen, hilflos
dem ungleichen Kampfe zu verbluten. Selbst der von den Mächten
gesetzte Schiedsgerichtshof im Haag, zu dessen Aufgaben es gerade gehö
würde, einen so verheerenden, einen beträchtlichen Theil der Welt in M

leidenschaft ziehenden Kampf zu schlichten, hat den Antrag der Buren-delegirten auf Eintreten des Schiedsgerichtshofs abgelehnt, und sogar der holländische Minister des Aeußeren erklärte, die Regierung müsse den Haager Vertrag betreffend den Schiedsgerichtshof achten, der dem Verwaltungsrath desselben verbiete, zu Gunsten des Antrags der Buren einzutreten. Sowohl die diplomatische wie die bewaffnete Intervention der Mächte oder selbst nur einiger derselben zu Gunsten der Buren, und sogar die Einberufung des Schiedsgerichtshofes erscheinen daher ausgeschlossen, und dürfte die jüngst aufgetretene Nachricht, daß mehrere Mächte unter dem Vortritt der Union zur Intervention entschlossen seinen, wenig Glauben verdienen, und zwar deshalb, weil England den Konflikt mit den Buren als eine interne, keine andere Macht berührende Angelegenheit betrachtet und von vornherein eine Intervention ablehnen zu müssen erklärte. Die bewaffnete Intervention aber, weil, so sehr auch die Sympathieen der gesammten, nicht britischen Welt und ihrer Regierungen den Buren zur Seite stehen, die politischen Interessen an den beiden Republiken in keinem Lande so bedeutende sind, um für sie Gut und Blut der Bewohner im Kampfe gegen eine Großmacht auf's Spiel zu setzen, die, so minderwerthig ihr Landheer sich auch in diesem Kriege erwies, immerhin die erste Seemacht der Welt ist, und der in diesem transozeanischen Kriege nur zur See beizukommen wäre.

Zwar traten in neuerer Zeit auch über die Seemacht Großbritanniens höchst abfällige Urtheile hervor, und man wies auf zahlreiche bei ihr bestehende Mißstände hin, und erst, als man neuerdings sogar so weit ging, die britische Flotte als so gut wie entwerthet hinzustellen, begann sich eine Reaktion gegen die falsche Minderbewerthung und die Geringschätzung der englischen Flotte zu regen, und trat man von berufener fachmännischer Seite, wie in der Marine-Rundschau und an anderen Stellen den verfehlten, abfälligen Urtheilen über die englische Flotte in ihrer Gesammtküchtigkeit und Leistungsfähigkeit, sowie auch betreffs ihrer jüngsten großen Manöver, entgegen. So wenig Grund daher für ein bewaffnetes Einschreiten der Nationen zu Gunsten der Buren, unter Uebernahme der ungeheuren Lasten und Opfer eines großen Krieges vorhanden ist, so gering würden auch die Chancen des Erfolges in einem solchen Kriege, der zuvörderst nur Seekrieg zu sein vermöchte, gegen das meerbeherrschende England sein, dessen Schlachtschiffflotte an Deplacement auch heute noch den vereinigten französischen, deutschen und russischen Schlachtschiffflotten überlegen ist, da auf die Verwendung der im mare clausum des Schwarzen Meers liegenden russischen Schwarzen Meer-Flotte im Kriegsfalle nicht, jedenfalls nicht rechtzeitig, zu rechnen ist.

Bei dieser Lage der Verhältnisse aber erscheint für die Buren jede Aussicht auf eine erfolgreiche bewaffnete oder selbst nur eine diplomatische Intervention des Auslandes zu ihren Gunsten, abgesehen von der in Holland angeregten hinsichtlich des Transports ihrer Frauen und Kinder

16*

nach den Niederlanden, völlig ausgeschlossen, und man muß sich, wie dies auch unlängst veröffentlichte Aeußerungen aus ihren leitenden Kreisen er wiesen, die allerdings etwas post festum bekundeten, sie rechneten nich auf eine solche und hätten nie darauf gerechnet, darüber bei ihnen völli klar sein. Somit bliebe daher nur die Aussicht für sie übrig, die Eng länder durch noch längeres Hinziehen des Krieges in ihrem Entschluß denselben bis auf's Letzte durchzuführen, wankend und dem Frieden geneig zu machen. Allein dazu ist, ungeachtet dessen, daß in England die Partei der Liberalen von Anfang an gegen den Krieg war und nur widerwilli seiner Durchführung zustimmte, und heut für den Frieden zu agitiren be ginnt, sehr geringe Aussicht vorhanden, so lange die Liberalen nicht an's Ruder gelangen, und auch in diesem Falle vermöchten dieselben, der über wiegenden Stimmung der Nation gegenüber, daß alle die gebrachten un geheuren Opfer nicht schließlich mit dem Aufgeben des Kernpunkts de Streits: dem Fortbestehen der Unabhängigkeit der Burenrepubliken, zu ver geblichen gemacht werden dürfen, nicht diese Hauptforderung der Bure bewilligen können. Hat doch noch unlängst einer der Hauptführer de Liberalen, Lord Roseberry, sich für rücksichtslose Fortsetzung des Krieges un Nichtgewährung der Unabhängigkeit bei allerdings sehr weitgehenden liberale Konzessionen aller Art und völliger Amnestie ausgesprochen, und trat de ein zweiter Führer der Liberalen Asquith bei.

Auch für König Eduard VII. liegt es sehr nahe, daß er auf's Ernste bestrebt sein muß, den schweren, von seiner Vorgängerin an der Kro übernommenen Krieg, den ersten während seiner Regierung, erst mit d völligen Niederwerfung des Gegners zu beenden, um derart das in seine Weltreich schwer erschütterte Prestige Großbritanniens wieder herzustelle In diesem Sinne äußerte er bereits nach den schweren Niederlagen a Tugela: „Wenn die Buren glauben, daß wir uns dadurch einschüchter lassen, so kennen sie den Charakter der Engländer nicht," und Lord Sal bury erklärte: „Wir haben die Hand an den Pflug gelegt und werd unser Werk durchführen." Neuere Erklärungen des leitenden Staatsmann in gleichem Sinne haben sich jener ersten angeschlossen. Es kann sich dah heut nur darum handeln, ob der Krieg die Streitkräfte und die Geldmit Englands auf die Dauer derart zu absorbiren vermag, daß seine Regieru gezwungen ist, von seiner Fortsetzung abzusehen und den Buren d Frieden auf Grund ihrer Unabhängigkeit anzubieten. Was die Geldmit betrifft, so vermag jedoch England, das reichste Land der Welt, wenn i der Krieg auch bereits drei Milliarden kostete, die Fortsetzung dessel eher auszuhalten, wie jedes andere Land dazu in der Lage sein wür Denn die Periode der pekuniären Hauptopfer für den Krieg, die gewaltig Truppenmobilisirungen und Transporte und die der enormen Pferde- u Maulthierbeschaffung, ist mit Ausnahme der immer noch sehr beträchtli Mittelaufwendungen erfordernden Pferdeergänzung vorüber. Auch ist

berücksichtigen, daß die für den Krieg verwandten Gelder, bis auf die für die im Auslande beschafften Reit- und Zugthiere, sowie 18 Batterien und einiges Andere verbrauchten, in England bezw. in Britisch-Südafrika geblieben sind, und daß zwar eine starke wirthschaftliche Einbuße im britischen Handelsverkehr und der Industrie, jedoch kein eigentlicher Nothstand eingetreten ist. Der Kolonialkrieg in Afrika, bei welchem der Handel Englands nur wenig direkt betheiligt ist, da die beiden Republiken kein bedeutendes Export- und Importgebiet für Handelsobjekte Englands bildeten, vermag daher die Finanzkraft Großbritanniens nicht genügend zu schwächen, um dasselbe zum Frieden zu zwingen. Immerhin ist der Unterhalt einer mobilen Truppenmacht von etwa 230000 Mann im überseeischen Auslande, und namentlich unter den besonderen Verhältnissen Südafrikas und der britischen Heeresbedürfnisse, sehr kostspielig. Allein andere, weit weniger reiche Großmächte wie England sind heute genöthigt und darauf vorbeitet, im Kriegsfalle eine, ja selbst zwei Millionen Mann Truppen und deren Reserven auf unbegrenzte Zeit mobil zu halten. Wenn diese jedoch sich dabei keinem wirthschaftlichen Zusammenbruch ausgesetzt glauben, den Herr von Bloch ihnen allerdings prophezeit, so hat England denselben noch weit weniger zu befürchten. Eine wirthschaftliche Zwangslage, die England zur Beendigung des Krieges nöthigen könnte, erscheint daher ausgeschlossen, und es fragt sich nur noch, ob der für seine beständiger, starker Einbuße ausgesetzten Streitkräfte erforderliche Ersatz vorhanden ist oder nicht. Der britische Gesammtverlust betrug bisher, wie erwähnt, etwa 104000 Mann, und noch heut ist die allmonatliche Einbuße in Folge von Gefechten, und namentlich durch Krankheit und Dienstuntauglichwerden, eine sehr beträchtliche; allein sie nimmt in beiden Richtungen nicht zu, sondern ab, und so schwer es auch dem Kriegsamt wird, den erforderlichen neuen Nachschub zur Ausfüllung der Lücken und besonders zur Ablösung der ermüdeten Truppen nach Südafrika zu senden, so ist dies doch thatsächlich bisher immer noch gelungen, und sendet England neuerdings wieder 15000 Mann nach Südafrika, darunter 6 Milizbataillone, die zum dortigen Dienst gesetzlich nicht verpflichtet sind, 1000 Mann Yeomanry und einige 1000 Mann aus den Kolonien, die sämmtlich bis Ende Januar in Südafrika eingetroffen sein sollen. Uebrigens wächst dem englischen Heere in normaler Zeit ein Rekrutenkontingent von 39000 Mann alljährlich zu, eine Ziffer, die, wenn auch die Ergebnisse der Rekrutirung gegenüber denjenigen zu Anfang des Krieges sehr zurückgegangen sind, sich, in Anbetracht der Industrie- und Geschäftsstockung in England, durch Erhöhung des Handgeldes und des Soldes nunmehr wieder erreichen lassen wird. Ueberdies wurden in neuerer Zeit die Schwarzen, wie erwähnt, zu vielen Tausenden zur Vertheidigung der britischen Verbindungslinien herangezogen, und die Kolonien fahren, wenn auch in vermindertem Maße fort, Hilfstruppenkontingente zu senden.

Das gewaltige Gebiet, von mehr als der doppelten Größe Deutschlands,

auf welchem der Krieg gegenüber einem unternehmenden, des Lande
genau kundigen, berittenen Gegner geführt wird, der längst darau
verzichten mußte, in Kämpfen in offener Feldschlacht dem Gegne
gegenüber zu treten, sondern heut lediglich den Guerillakrieg gegen die wei
ausgedehnten, empfindlichen Verbindungslinien des Gegners führt, zwing
die Engländer, den bei Weitem größten Theil ihrer enormen Uebermach
lediglich auf die Sicherung ihrer über 700 d. Meilen langen Verbindunge
zu verwenden, und erfordert das Vertheidigungssystem der Eisenbahne
allein die stete Bereithaltung von 135000 Mann und 80000 Pferde.
Da ferner die Konzentrationslager der Buren zu bewachen, und manch
nicht an der Bahn gelegenen Plätze besetzt zu halten sind, so soll Lor
Kitchener heute nur über 45000 Mann zu Operationszwecken verfüge
die, in mehrere Dutzend Kolonnen formirt, den Guerillakrieg der Bure
mit dem allein dagegen wirksamen Mittel des Contre-Guerillakrieges b
antworten. Auf burischer Seite stehen zur Zeit noch einige 60 Kommando
und Trupps von 50—400 Mann im Felde, und zwar einige 20 in Transvaa
etwa 30 im Oranje-Staat und 13 in der Kapkolonie. Ihre Gesammtstär
betrug im November noch etwa 12500 Mann, wovon 7000 Mann i
Transvaal, 3200 im Oranjestaat, und 2300 in der Kapkolonie stande.
Hiervon ist bis Ende December ein Verlust van gegen 2000 Mann a
zuziehen, so daß noch 10500 Mann im Felde stehen, eine Anzahl, d
unlängst von offizieller englischer Seite angegeben wurde. In den Konze
trationslagern der Buren befinden sich etwa 117000 Köpfe, darunter Fraue
Kinder und Greise, in nichts Anderem wie britischer Gefangenschaft u
leiden unter einer furchtbaren Sterblichkeit.

Auf den Inseln Ceylon, St. Helena und im Gefangenenlager a
Kap sind etwa 16000 wehrfähige Buren in Gefangenschaft, und
Präsident Krüger selbst zugab, daß die Buren zur Zeit ihrer höchst
Kräfteentfaltung nie mehr als 30000 Mann im Felde stehen hatten, u
da seit Anfang des Krieges doch auch viele Tausende von ihnen gefall
bezw. kriegsdienstuntauglich geworden sind, so dürfte, selbst unter Anrechnu
der nur zum Theil am Kriege betheiligten Kapländer, jene Schätzung v
12500 Mann richtig gewesen sein, und soll diese Anzahl sich in Folge i
Verluste in den letzten Monaten wie erwähnt auf etwa 10500 Mann v
ringert haben, zu deren Ueberwältigung englischerseits eine über vierfache Ueb
macht verfügbar ist. Seit dem 1. Mai d. J. bis Anfang Dezember betr
der Verlust der Buren 965 Todte, 785 Verwundete, 1724 sich Ergeben,
5836 Gewehre, 4800 Wagen, 44000 Pferde und 128000 Stück Vi.
Für die Durchführung dieser Ueberwältigung wird jedoch, da der Kr
nicht mehr im Gebirgsland Natal geführt wird, wo der Defensive
Buren so außerordentliche Vortheile erwuchsen, aller Voraussicht nach e
nicht mehr allzulange Zeit, wenn auch noch mancher Monat, erforder
sein, da auch die Einbuße der Buren eine beständige und verhältnißmä

eit stärkere als die britische ist. Die letztere betrug z. B. vom 1. bis 1. Dezember 1619 Mann exclusive der Verluste Dewets bei den Angriffen auf die Lager Dartnells und Firmans sowie der nachträglich gemeldeten. Setzt sich die monatliche Einbuße der Buren in gleicher Proportion uch ferner fort, so würde allerdings noch über ein halbes Jahr vergehen önnen, bis sie gänzlich aufgerieben sind. Allein bis zum letzten Mann at noch kein Volk selbst in einem Unterdrückungskriege gekämpft, und enschlichem Ermessen nach muß vorher der Augenblick eintreten, wo die nglücklichen Vertheidiger ihrer Unabhängigkeit das Zwecklose des ferneren Widerstandes gegen die überwältigende Uebermacht Englands erkennen. Bereits ist es Lord Kitchener gelungen, durch die Anordnung seines Blockaussystems über 1/3 des Gebiets des Oranjestaats und 1/8 des Transvaalebiets in seine Kontrole zu bekommen, durch dessen Blockhausgrenzlinien var kleine Burentrupps noch mit Schwierigkeit hindurchschlüpfen, jedoch nicht ingere Zeit innerhalb derselben zu existiren vermögen. Ja, wenn Transvaal nd der Oranjestaat die stark gebirgige Beschaffenheit Natals besäßen, dessen on den hohen Drakensbergen eingefaßtes Bergland sich im Spionskop zu ber 4000 Fuß und in zahlreichen anderen Gipfeln zu 2000—3000 Fuß hebt, oder wenn beide Republiken Länder wie der Kaukasus wären, in welchen r Widerstand der tscherkessischen Bergvölker den Russen 50 Jahre zu schaffen achte! Allein bei der vielfach ebenen und gangbaren Beschaffenheit beider ebiete stehen den Buren die geographischen Verhältnisse derselben nicht dem Maße unterstützend zur Seite, und sobald sie etwa ihre Operationen sschließlich in's Gebirgsland Natals verlegen würden, würden sie von r alsdann fast völlig für die dortigen Operationszwecke frei werdenden itischen Uebermacht bald eingekreist und, wenn auch vielleicht nicht im mpf, so doch durch Abschneiden der Lebensmittel überwältigt werden. as heut von den Buren befolgte System der Kriegführung auf len den weiten Gebieten des jetzigen Britisch-Südafrikas; im pland, im Oranjestaat und Transvaal, ist das einzig richtige r die Fortsetzung ihres Widerstandes; denn es fesselt enorme reitkräfte an den Schutz der britischen Verbindungslinien d paralysirt daher in hohem Grade die englische Uebermacht. f die Dauer jedoch nicht genug, denn der Zuwachs der Buren an neuen reitern ist, da ein großer Theil ihrer Bevölkerung sich, wie erwähnt, in Konzentrationslagern detinirt oder in Gefangenschaft befindet, ein nimaler. England aber vermag, wenn auch mühsam, seine 230000 Mann Südafrika komplett zu erhalten. Das Unterliegen der Buren erscheint er gewiß, und es wäre bei der Gesammtlage der Verhältnisse politisch , wenn sie den Frieden nachsuchten. Denn ihre Volkskraft wird mit r Woche, die der Krieg länger währt, mehr aufgerieben und muß daher ter vor dem Element der Uitlander und dem der Engländer weit mehr den Hintergrund treten, als wenn sie durch einen schleunigen Friedens-

schluß vor fast gänzlicher Vernichtung bewahrt würde. Je eher der
erfolgte, je besser würde es sein, denn einerseits sind die Sterblichkei
den Konzentrationslagern und die beständigen Verluste sehr große, und
Engländer sind neuerdings sogar zu Exekutionen geschritten. Je länger
Krieg überdies dauert, je mehr Buren verfallen der über sie verhän
Landesverweisung, die bei baldigem Friedensschluß sich voraussichtlic
eine Amnestie verwandeln würde. Schon als Lord Roberts Bloemfon
und Pretoria eingenommen hatte, war der Moment zu einem güns
Friedensschluß für die Buren gekommen, da nach der Einnahme Preto
die Hauptkraft ihres militärischen Widerstandes gebrochen war, und d
nur einmal noch im Stande waren, in einem größeren Kampfe in of
Feldschlacht westlich Middelburgs den Engländern die Spitze zu bi
Lord Roberts hatte es bei Pretoria, wie es scheint, versäumt, die sich
dort bietende Gelegenheit durch Verweigerung des Abzuges und rechtze
Umfassungsbewegungen zu einer Katastrophe für die Buren zu gesta
Nichtsdestoweniger war die Hauptkraft der Buren gebrochen und diese
fortan auf den Guerillakrieg verwiesen, der einem so überlegenen G
gegenüber keine siegreiche Entscheidung zu bringen vermag, und der,
dargelegt, jeder Aussicht auf ein Dazwischentreten des Auslandes entb
England aber kann, nachdem es die Republiken sich als Kronkolonien
verleibt hat, indem es etwa nach allen gebrachten Opfern den Buren
Unabhängigkeit bewilligte, sich nicht als besiegt erklären, ohne sein b
schwer erschüttertes Prestige in der Welt und seinen Kolonien vollend
vernichten. Dies Alles müßten die Buren reiflich erwägen, und
auch England ihnen keine Separatexistenz wie früher zu lassen entsch
ist, so ist dasselbe, den jüngsten Erklärungen des Ministers Ritch
Folge, doch gewillt, auf der Basis einer den Buren zu gewährenden
präsentativ-Regierung mit weitgehendster Selbstregierung mit
Frieden zu schließen. Da man überdies englischerseits bereit ist, auf
Basis ihnen noch wichtige andere Konzessionen zu machen, und
Amnestie für alle Kämpfer, britische Unterthanen ausgenommen,
beförderung der Kriegsgefangenen, Gleichberechtigung beider Racen
Sprachen, Befriedigung von Schadenersatzansprüchen, keine Anleihe zu
seitigung der Kriegsschäden oder Auferlegung von Kriegssteuern, Fre
des Besitzes von Feuerwaffen, beschränktes Stimmrecht der Kaffern
wird man zugeben müssen, daß die Buren nur weise handeln wü
wenn sie den günstigen Augenblick benutzten und sich zum Friedens
entschlössen; denn damit würde, mit Ausnahme der nominellen Ober
der Engländer, in allem Wesentlichen der frühere Zustand mit
gehendster Selbstregierung wieder hergestellt. Zwar könnten sie
längeres Ausharren im Kampfe den Krieg noch länger hinziehen, alle
ist sehr fraglich, ob sie, wenn sie endlich niedergekämpft sind, auf der
Bedingungen zu rechnen hätten.

Unseres Dafürhaltens liegt es daher im wohlverstandensten Interesse der Buren, wenn man ihnen zum Friedensschluß räth und ihren ferneren Widerstand weder direkt noch indirekt ermuntert. Denn die Bedingungen Englands dürften, je länger der Krieg sich hinzieht, und je mehr die für ihn gebrachten Opfer anschwellen, nicht leichtere, sondern immer schwerere werden.

Hoffentlich bildet die Unterredung des intimen Freundes des Präsidenten Krüger, Doctor Clar, mit Chamberlain und seine Reise nach Hölversum und dem Haag den ersten Schritt zur Anbahnung von Friedensunterhandlungen.

# Ikarus.

Novellette von

## Lina Vagt.

— Wismar. —

I.

Wir befinden uns in einem Gartenzimmer, dessen Thüre offen steht. Die Zim
Einrichtung ist die eines eleganten Boudoirs.

Eine köstliche Frühlingsluft strömt von draußen herein. Die
Kinder der erwachenden Natur, die zarten Schößlinge an Baum und Strauch, die fr
Knospen, tragen durch die Thüre einen Hauch von Auferstehungsluft herein, der
minder schön ist als der, welcher einige Wochen später kommt, wenn die Rose blüh
der Fliederbusch seine krausen Blüthendolden schüttelt.

„O, schöne Welt!“ tönt es aus einer Ecke hervor, und man gewahrt dort,
der Ruf kommt, inmitten eines Chaos von Decken und Polstern eine Frau, die sich
dem Vogel im Neste in den weichen Flaum des Lagers drückt und sich mit innerer
hagen schüttelt; dann springt sie auf, bricht einen Ast von dem in die Thüre h
spielenden Busche des Pfefferstrauches ab, drückt ihn an ihre Wange und fähr
Zimmer auf- und abgehend, fort:

„Frühling, Lust, Leben! Verzeihe mir's Gott, wenn ich frevle. Böses th
nicht, nein, Ihr Penaten meines Herdes, ich morde nicht, ich begehe keine Unthat.
bin, ja, was bin ich? — ich bin übermüthig, glaube ich; ich amüsire mich —
gewiß. Schießen nicht auch dort am Strauche hundert Triebe auf und fragen nic
sie damit Eingriffe, Durchgriffe, Uebergriffe begehen? Verargt es mir Jemand, we
sie als Muster nehme? freilich bin ich mehr, als sie sind — ‚Noblesse oblige‘ — un
mit einem Citate zu versündigen. Aber“ . . .

Die Dame, welche dieses Selbstgespräch gehalten hatte und dabei ein Morg
von lebhaften Farben, dessen Schleppe den weiß und schwarz gemusterten Fuß
abfegte, gleich einem Pfauenschweif um sich spielen ließ, hörte auf zu sprechen, horch
verschwand so schnell wie ein Blitz.

Eine der Gartenthür des Zimmers entgegengesetzte Thür, welche in den Ko
mündete, öffnete sich, und ein Diener geleitete zwei junge Herren in das Gemach.

„Also Sie melden, vergessen Sie den Namen nicht, den Baron von Geiershei
mich — meinen Namen kennen Sie,“ sprach der eine der Eingetretenen. „Oder
Sie ihn vergessen, Sie altes Inventarium? Also melden Sie den Herrn Baron
Dr. Steinacker.“

Der Diener verneigte sich und verschwand.

„Sie sind Hausfreund hier?“ nahm der Baron das Wort, „man erlaubt Ihnen das Allerheiligste zu betreten.“

Dabei blickte er neugierig umher, und sein Gesicht, welches weniger schön als ausdrucksvoll und frisch war, nahm einen sarkastischen Ausdruck an.

„Wie Sie wollen,“ erwiderte sein Begleiter, ein etwas älterer Mann mit scharfgezeichneten Gesichtszügen. „Doch vor Allem, wo kommen Sie her, wo leben Sie? Lassen Sie mich Ihre Schicksale hören seit damals, wo wir zu den Füßen der alma mater saßen. Sie verschwanden aus meinem Gesichtskreise; ohne Zweifel vergruben Sie sich, sargten sich ein in irgend einem Verstecke des geeinigten deutschen Vaterlandes. Sie waren stets kontemplativer Natur, Idealist — sind Sie etwa Trappist, Säulenheiliger oder so etwas geworden? Lassen Sie mich davon hören.“

„Später, später,“ antwortete der Baron lachend; „nur soviel, ich wohne auf dem Lande, und darum verloren Sie mich aus dem Auge. Wie hübsch von Ihnen, mir ein so warmes Gedächtniß bewahrt zu haben. Doch Sie, mein lieber geistreicher Freund, sind mir gleicherweise Ihre Erlebnisse schuldig. Wo ankerten Sie sich fest?“

„Ich bin — nun, wie soll ich es nennen,“ erwiderte der Angeredete und warf sich dabei auf einen Lehnstuhl, ohne das Auge von der Thüre zu wenden, aus welcher der Diener hinausgegangen war; ich bin Jünger der Litteratur, die vom Katheder auf die Gasse gestiegen ist.“

„Was wollen Sie so nennen?“ fragte der Baron. „Sie sind doch noch immer der alte Spaßvogel, der mit witzigem Raketenfeuerwerk um sich herum wirft.“

„Nun, ich bin Journalist.“

„Nur Eintagsfliege — ein so bedeutender Kopf wie Sie!“ rief der Baron aus.

„Sie haben von Ihrer zufälligen Begegnung mehr erwartet,“ antwortete Dr. Steinacker lachend. „Doch, was wollen Sie, cher baron, die öffentliche Meinung ist nicht die größte Großmacht der Welt, und sind wir Journalisten nicht innig mit ihr verwachsen?“

„Ihr macht sie, nicht wahr? Das ist es, was Sie sagen wollten . . . O, diese Bescheidenheit! Und damit, daß Sie Journalist sind, ist der Anknüpfungspunkt mit Frau von Fechthelm, in deren Wohnung Sie mich führen, nachdem Sie mich auf der Straße entdeckten, gefunden? Schriftstellerin und Journalist, ohne ihr Zusammenhalten giebt es keine Kraft, keinen Erfolg. Ich muß gestehen, daß ich einen gelinden Schauer durch meine Nerven rieseln fühle, wenn ich an die Gottheit dieses heiligen Haines denke.“

„Ihr Standpunkt ist veraltet, mein Freund,“ antwortete Bruno Steinacker lebhaft. „Wenn Sie diesen Raum betreten, müssen Sie nicht als Skeptiker kommen.“

„Um ein Gläubiger zu werden, muß man das Ideal kennen lernen. Wer ist Frau von Fechthelm? Woher stammt sie? Sie im Mittelpunkte des litterarischen Treibens unserer Stadt wissen das, — ich aber, was weiß ich davon? Ich bin unwissender als ein Irokese auf diesem Gebiete. Wie können Sie mich hier einführen wollen!“

„Mein lieber Hyppolit,“ erwiderte der Angeredete mit scherzhaftem Tone, „ich that es nicht, um von Ihnen diese Schwelle entheiligt zu sehen.“

„Wenn ich allzu sehr den Landjunker verrathen werde, so treffen die Folgen Sie.“

„Es wäre Ihnen zu gönnen, daß Sie den Eindruck eines ungelenken Bären machten. Sich in eine Einöde zu vergraben! Sich zu vergraben, wenn man Ihre Renten besitzt! Von ‚Blühe, liebes Veilchen‘ und ‚Guter Mond, Du gehst so stille‘ zu leben, wenn man ein moderner Krösus ist.“

„Nun, was hat Ihre Welt an dessen Stelle zu setzen?“ fragte der Baron, unterhalten von der Plauderei seines Gesellschafters.

„Um Ihnen das zu zeigen, führe ich Sie, sowie ich Sie ergreife, zu Frau von Fechthelm, deren Person der Mittelpunkt unserer Welt ist.“

„Sie sprechen als begeisterter Freund dieser Dame, lieber Freund,“ antwortete der Baron. „Uebrigens scheint sie keine Eile zu haben, unseren Besuch anzunehmen.“

Mit diesen Worten stand er auf und fing an, die einzelnen Gegenstände im Boudoir zu mustern.

„Sie sind mir noch immer schuldig zu sagen, woher diese interessante Schriftstellerin gekommen ist, denn obgleich ich dem Jahrmarkte der Tageslitteratur fernstehe, so hörte ich doch genug davon, um zu wissen, daß sie plötzlich hier auftauchte. Frau von Fechthelm — ist es mehr als ein nom de bataille? Wer ist sie? Oder ist sie das ‚Mädchen aus der Fremde‘, — man wußte nicht, woher sie kam?“

„Frau von Fechthelm ist die Wittwe eines Mannes, der natürliche Begabung hatte, Luftschlösser zu bauen, eine Art von Vermögens-Anlegung, bei der man, wie Sie wissen, à fonds perdu arbeitet. Eines Tages suchte er seine erträumte Welt an die Stelle der wirklichen zu setzen und erwachte als Reisender auf fremde Unkosten, d. h. die Regierung schickte den eines Komplottes wegen Angeklagten in die Verbannung.“

„Und Frau von Fechthelm, — theilte sie sein Schicksal?“

„Sie würde es vielleicht gethan haben, wenn der arme Träumer nicht, kaum abgereist, wie ein Licht ohne Oel erloschen wäre. Nach dem Tode ihres Gatten kam sie hierher.“

„Wie wachte ihr Talent auf?“ fragte der Baron beharrlich weiter.

„Frau von Fechthelm erfuhr, wie schnell die Noth das Metall prägt, das wir im Kopfe tragen. Sie ward zur geistigen Tagelöhnerin, gab Unterrichtsstunden und erwachte eines Tages, nachdem sie tapfer in der Tretmühle des Lebens gearbeitet hatte, als Besitzerin des Gebietes, worin sie heute thätig ist.“

„Ohne Zweifel erscheint sie als eine Gebrochene, Zusammengeknickte, an allen Lebensfreuden Verarmte?“ fragte der Baron.

„O nein, Sie irren,“ antwortete Steinacker, „ihr elastisches Temperament trägt sie leicht über alle Dornen hinweg. Blicken Sie um sich, — dort ist der Altar, der die Seele frisch hält.“

Bei diesen Worten zeigte er auf eine Ecke, in welcher inmitten von Blumengruppen ein Schreibtisch stand.

„Die Pythia dieses Tempels findet an Ihnen einen warmen Vertreter,“ antwortete der Baron. „Wie, Sie lieben am Ende gar die Dame, deren Geist hier waltet?“

„Ich glaube es fast — ja, mein Freund, ich will es gestehen, ich liebe sie,“ schloß Dr. Steinacker seufzend, „Leider ist sie mir so fern wie der keusche Mond, der mit seinem Silberglanze die prosaischen Krautäcker hier unten anlacht, aber nie persönlich zu ihnen heruntersteigt.“

„Aber, was trennt Sie Beide?“ fragte der Baron weiter. „Doch nicht etwa Standesdünkel?“

„Nein, nein, das ist es nicht, was sie ferne von mir hält. Sie wissen, Baron, die Natur hat ihre eigene Rangordnung. Frau von Fechthelm besitzt zu viel Adel des Geistes, als daß ihr der der Geburt nicht nebensächlich wäre. Es ist etwas Anderes, etwas in ihrem Charakter Liegendes. Sie tändelt, spielt mit Allem, vielleicht nur scheinbar — ich räume das ein, aber gewiß ist, daß sie wie ein Schmetterling über Alles hinwegschwebt. Sie giebt heute und nimmt morgen. Man kommt ihr niemals näher. Liebenswürdigkeit und Anmuth sind ihr bezauberndes Gewand, dessen Zipfel eben so schnell entgleitet, als man ihn erfaßt. Spotten Sie über mich, aber ich muß gestehen, diese Frau treibt mich zur Verzweiflung.“

„So sind denn alle Frauen geschaffen, uns zu quälen, zu peinigen, — alle Frauen einander gleich!“ rief der Baron aus, sprang auf und begann schnell auf und ab zu wandeln. „O, diese grausamen Tyranninnen!“

„Himmel, Sie sehen ganz blutgierig aus,“ lachte Steinacker.

„Ich bin es!“ rief der Baron aus. „Die Tollheit einer Frau treibt mich in die Stadt. Ich will vergessen, mich zerstreuen, mich in ein Meer von Genuß stürzen, um an die Frauen, die leider so leicht über uns gebieten, nicht mehr zu denken!“

„Aber Sie Ritter von der fürchterlichen Gestalt,“ sprach Steinacker, „Sie haben

ı köstliches Ansehen. Ganz der Edle von der Mancha, die Luft zittert von Ihren Be=
gungen. Was ist es. — erklären Sie mir näher die Ursache Ihres Zornes?"

Der Baron war bei seinem Auf= und Abwandeln dem Schreibtische näher gekommen;
stand betroffen still und ergriff ein Briefkonvert, welches darauf lag.

„Wie," murmelte er, „wäre ich hier der Lösung nahe? Die Schriftzüge dieser
resse sind mir bekannt, nur zu bekannt. Wäre es zu glauben, daß . . .?"

„Baron, sprechen Sie zusammenhängend," sagte Steinacker, der von seinem Sitze
gestanden war und zu ihm trat. „Was fehlt Ihnen, was reden Sie?"

In diesem Augenblicke trat die erwartete Herrin des Boudoirs aus einer Seiten=
re ein. —

II.

„Willkommen, mein lieber Doktor, willkommen!" sprach die Baronesse und reichte
ı beide Hände, indem sie einen fragenden Blick auf seinen Begleiter warf.

Dieser schien noch immer fassungslos zu sein.

„Baron von Geiersheim, mein Freund," stellte der Doktor vor.

Etwas verwundert über die Haltung des fremden Gastes hieß die Baronesse ihn
chfalls willkommen, lud Beide zum Sitzen ein und setzte sich selbst auf die Ottomane,
in der Mitte des Zimmers stand.

Sie hatte den Anzug gewechselt und trug jetzt ein Kleid von einem Stoffe, der die
ı und gelblich schillernden Farben des heutigen Geschmackes hatte; von dem tigerartig
usterten Sammet ihres Sitzes hob sie sich so vortheilhaft ab.

„Woher?" . . . . sprach der Baron anstatt aller Einleitung, indem er wieder das
vert vom Schreibtisch anfassen wollte, „woher?" . . . . .

Er vollendete seine Frage nicht, da ihm das Seltsame seines Benehmens zum Be=
tsein zu kommen schien . . . .

„Wir haben Sie gestört, meine Gnädige," lenkte er ein, und dabei setzte er sich auf
Sessel zu ihrer Linken hin — dem Freunde gegenüber, der ihn erstaunt ansah.

„Habe ich Sie nicht vielmehr gestört?" antwortete die Baronesse lachend. „Sie
ten eine Frage an mich stellen zu wollen, und da Sie höflich sind, höflich wie ein
narschall, so verschlucken Sie die Frage, stürzen sich in das herkömmliche Geleise des
rächs, um, nachdem Sie die siebenmalsieben Verbeugungen der Phrase gemacht
ı, jene kalt gestellte Frage wieder hervor zu holen."

„In Wahrheit, Baronesse," nahm Steinacker das Wort, „Sie gehen mit meinem
nde zu scharf in's Gericht. Sie strafen ihn hart für seinen Frevelmuth, Fragen
ı zu wollen, zerstreut zu sein, und das Alles in Gegenwart einer schönen Frau."

„Sie nehmen das Wort für ihn!" rief die Baronesse aus. „Baron, erlauben Sie,
nan Sie bevormundet?"

„Ich bin ein Landjunker, meine Gnädige," antwortete Hyppolit lachend, „ich bin es
gewohnt, mich zwischen den Wechselreden so geistreicher Leute zu befinden. Mir zu
len, sprechen wir alltäglich. Also fangen wir noch einmal an. Wir unterbrachen
ıserem Kommen eine angenehme Beschäftigung?"

„Nein und ja," sprach die Baronesse, „ich weiß nicht, ob Sie es so nennen wollen."

„Sie weichen aus, gnädige Frau," erwiderte Bruno. „Wie. Sie hielten Zwie=
e mit irgend einem Vagabunden des Göttersitzes, nicht wahr? — fesselte Sie
t des luftigen Reiches der Träume die Weltgeschichte mit ihren Kathederpredigten?
Ende lasen Sie gerade „Numerorum demoticorum doctrina", sahen in einer Vision
Ptolomäus Euergetes II., die eben entdeckten Sarkophage der Ammonspriester
. m."

„So ernste Sachen interessiren doch keine Frau?" fragte Hyppolit lachend.

„Warum nicht?" warf die Baronesse hin. „Ich merke schon, Sie sind einer der
ichen Barbaren, die sich im Dunstkreis der Kochtopfgesichter am wohlsten fühlen."

„Sie vergessen den Fortschritt der Zeit, mein werther Freund," nahm Bruno das

Wort. „Was sonst nicht für möglich gehalten wurde, verwirklicht jene. Wer weiß wozu die Zukunft die Frauen noch beruft!"

„Aber wo bleibt das Herz der Frau, wenn ihr Geist auf so ungewöhnlichen Bahnen wandelt?" fragte der Baron.

„Nun, Frau bleibt Frau," antwortete die Baronesse; „mein Herz fühlt sicher gleich dem des Weibes."

„Das kann ich gerade nicht bemerken," unterbrach sie Dr. Steinacker komisch trübselig.

„Spötter, Sie verdienen, daß man Sie schlecht behandelt. Beruhigen Sie sich Herr Baron, erschrecken Sie nicht vor mir. Die Beschäftigung, welche Sie unterbrachen dürfen Sie mir erlauben. Sie war alltäglicher Art. Der Mann hier verleumdet mich mit seinen Anspielungen. Ich that, was Jedermann thut, ich kleidete mich an, ich frisirte mich . . . Dies gestatten Sie mir ohne Gewissensbisse, nicht wahr?"

Die Baronesse hatte die mit bezaubernder Anmuth gesprochenen Worte kaum vollendet, als ein Diener eintrat und einen Herrn, der nicht genannt sein wollte, anmeldete.

„Führen Sie ihn in den Salon," sprach die Baronesse, stand auf, entschuldigte sich für einen Augenblick, und indem sie flüsterte: „Ah, ich errathe!" verließ sie das Zimmer.

III.

„Ein unbekannter Herr, der nicht genannt werden will," sprach Dr. Steinacker ging unruhig auf und ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

„Nun, wer wird es denn sein," antwortete der Baron. „Ein Lieferant vielleicht der seine Rechnung übergiebt. . ."

Dr. Steinacker wiederholte, ohne die Antwort zu beachten, „der nicht genannt werden will."

Die höchste Erregung drückte sich in seinen Gesichtszügen aus.

„Sie haben das Ansehen, als ob Sie eine Scene machen wollen," sprach Hyppolit „Ein so geistreicher Mann und von so geringfügigen Dingen aus der Fassung gebracht!"

„Lassen Sie das, ich bin nicht dazu aufgelegt. Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir; mit welcher Selbstbeherrschung hörte ich Ihren Wechselreden mit der Baronesse zu und, wenn Sie wüßten, welche Entdeckung ich vor ihrem Eintritt machte!"

„Eine Entdeckung?" fragte Bruno.

„Eine Entdeckung, die in Verbindung mit meinem Lebensglücke steht."

„Mit Ihrem Lebensglücke?"

„O, Sie wissen nicht, in welcher Lage ich bin!"

„Sie spannen mich auf die Folter, reden Sie doch."

„Ein Elender vernichtet mein Lebensglück, helfen Sie mir ihn finden."

„Aber erzählen Sie doch!"

„Ich muß Ruhe gewinnen, ehe ich erzählen kann . . . ."

Mit diesen Worten trat der Baron an's Fenster und sah hinaus.

Die Zeit war fortgeschritten, und die Nachmittagssonne lag mit ihrem gelblichrothen Scheine über dem Garten.

„Ich finde, daß wir uns für einen Besuch entre chien et loup schon zu lange aufhielten; hören Sie in aller Eile, was mich in die Stadt brachte. Sie wissen oder wissen Sie es nicht? — ich verlor Vater und Mutter früh. Eine alte Dame, eine weitläufige Verwandte, erzog mich auf Rosenthal, unserem Stammgute. Mit mir wuchs Auguste von Tiefensee auf, wie ich verwaist und der Tante verwandt. Schönes, liebes thörichtes Kind, so lange ich denken kann, liebe ich sie. Nach Beendigung meiner Universitätsstudien, von einer großen Reise zurückgekehrt, bitte ich um ihre Hand, und sie sagt Nein."

„Sie giebt Ihnen einen Korb?"

„Sie sagt Nein," wiederholte Hyppolit heftig.
„Aber warum?"
„O, diese Narrheit!"
„Sie haben einen Nebenbuhler gefunden, wie?"
„Einen Nebenbuhler, ja," lachte der Baron ironisch.
„Wer ist es?"
„Ein Federkiel."
„Was!" rief Bruno aus und fixirte den Baron scharf, indem er vor ihm zurückwich. „Sie reden irre."
„Seit einem Vierteljahre, wo ich sie mit Bitten bestürme, gesteht sie mir täglich, daß sie mich herzlich liebe, jedoch daß sie ein ‚Ideal' verehre, den ‚großen, göttlichen, erhabenen Ikarus', den Anonymus, der seine ‚unvergleichlichen Gedichte' unter jenem Namen drucken läßt, und daß sie darum nicht die Meine werden könne."
„Das ist eine ganz harmlose Schwärmerei, lieber Baron," lachte Bruno.
„Durchaus nicht, sobald der Nebenbuhler auf die Scene tritt."
„Der große Unbekannte, der sich hartnäckig verbirgt, der bald hier, bald dort leben soll, bald diese oder jene litterarische Persönlichkeit mit seiner Anonymität deckt, wie?"
„Sobald er die Briefe, die Auguste ihm durch Vermittelung seines Verlegers schrieb, beantwortet, — jetzt mehr als das, wo" . . .
„Wo?"
„Wo er ihr zu Liebe seine Anonymität bricht, sie zu einer Zusammenkunft auffordert in dieser Stadt, wo sie, nachdem sie der Tante das mitgetheilt hat, Rosenthal verließ, keine Spur zurücklassend, nur ein Schreiben, das Alles sagte, — wie, wollen Sie die Schwärmerei noch harmlos nennen?"
„Ikarus befindet sich in dieser Stadt? . . . Wo ist er? . . . Das ist ja ein Ereigniß . . . Haben Sie seine Gedichte gelesen? In unserer Zeit der Politik, der socialen und anderer Fragen ein Nachklang jener anderen Welt, die inmitten des Räderwerks der Gegenwart nicht ausstirbt, — gleich einem Ton der Windharfe durch das Pochen der Lokomotive gleitend, untadelhaft in der Form, Alles, Gedanke, Bild, Gefühl in ein anmuthiges Gewand kleidend, heute ganz Pathos, morgen die lachende Muse selbst, — das sind sie!"
„Sie verfassen einen Artikel, lieber Bruno," erwiderte der Baron. „Ich kenne diese Gedichte nicht, mag sie auch nicht kennen. Mir sind sie fatal und jetzt, wo ihr unvergleichlicher Urheber auf die Scene tritt, verhaßt bis in die Seele hinein."
„Beantworten Sie doch meine Frage, verehrter Baron. Ich wiederhole es, das Ereigniß, von dem Sie reden, ist für die ganze litterarische Welt von Bedeutung. Wo ist Ikarus?"
„Davon hatte ich bis vor Kurzem keine Vorstellung, denn Auguste erwähnt in ihrem Briefe nichts davon. Jedoch in diesem Augenblicke . . . "
„Reden Sie!"
Hyppolit trat an den Schreibtisch der Baronesse, nahm das Kouvert von diesem und sprach:
„Das ist die Handschrift Augustens. Ich glaube jetzt, die Herrin dieses Zimmers kennt ihn und beschützt seine Liaisons."
„Was!" rief der Doktor aus, kam näher, besah das Blatt; „man kann sich irren, es giebt Aehnlichkeiten unter Schriftzügen, die überraschend sind."
„Bemerken Sie gefälligst den Poststempel, sehen Sie dort in der Ecke," sprach der Baron. „Es ist der Ort, wohin unsere Briefe gesandt werden, bevor sie hier eintreffen. Sehen Sie die Zeit des Abgangs, es ist das gestrige Datum. Alles stimmt auf ein Haar, und kein Zweifel ist möglich, daß Auguste durch die Vermittelung der Baronesse Ikarus sieht."

„Sonderbar, höchst sonderbar! . . . Wie, sollte der Mann, der sich vor einem Augenblick melden ließ . . .“

Man hörte Schritte näher kommen . . .

„Die Baronesse kehrt zurück,“ sprach Dr. Steinacker, „ich will der Sache auf den Grund kommen, lassen Sie uns allein. Gehen Sie dort durch die Gartenthüre hinaus und erwarten Sie mich auf jener Promenade, die sich dort drüben hinzieht. Ohne Zweifel werde ich Ihnen in einer Viertelstunde Alles aufklären können.“

„Sie erweisen mir einen unermeßlichen Dienst, mein Freund,“ antwortete der Baron und entfernte sich eilig. —

IV.

„Sie sind allein?“ fragte eintretend die Baronesse. „Verzeihen Sie, es galt einer unaufschiebbaren Sache. Wo blieb Ihr Begleiter?“

„In der That, ich bin allein!“ antwortete Bruno, ohne auf die zweite Frage einzugehen.

„Sie sprechen das so ernst, so hoch, so seltsam aus. Beabsichtigen Sie mit diesem Kothurngang vor mir, mit diesem heftigen Auf- und Abwandeln, das mich nervös macht, sich auf die Bühne vorzubereiten?“

Bruno hielt seine Schritte an, stellte sich vor die Baronesse, welche sich auf einen Stuhl gesetzt hatte, und fragte ohne weitere Einleitung:

„Kennen Sie Ikarus?“

Die Baronesse erröthete und antwortete befangen:

„Was soll diese Frage?“

Die Aufregung des Doktors stieg. Er schien sich kaum beherrschen zu können. Er trocknete sich die Stirne, die mit Schweißtropfen bedeckt war.

„Ha, ich errathe Alles,“ murmelte er zähneknirschend.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sprach die Baronesse, die ihre ganze Haltung wiedergewonnen hatte.

„Während Sie mir Kälte und Gleichgiltigkeit zeigten, unterhielten Sie einen romantischen Verkehr mit jenem Unbekannten!“

„Ihre Worte setzen mich in Erstaunen.“

„Nicht allein jedoch, daß Sie mit ihm im Austausche der Seelen schwelgten, nein, Sie geben sich sogar zum Deckmantel seiner eitlen Thorheiten her.“

„Mein Herr!“

„Ikarus ist ein Elender!“

„Beleidigen Sie mich nicht!“

„Eine Verurtheilung von Ikarus beleidigt Sie, — — o, süßer Einklang der Seelen!“

„Nun, wenn ich Ikarus liebe, wer hat ein Recht, es mir zu verbieten?“ fragte die Baronesse mit anmuthigem Trotze.

„Er war eben bei Ihnen?“

„Wenn es Sie interessirt, — ja.“

„Sie sehen ihn häufig?“

„Alle Tage!“

„Pfui über die Frauen!“

„Was berechtigt Sie, diese Sprache gegen mich zu führen?“

„Sie lieben Ikarus, Sie werden geliebt, und Sie begünstigen seinen Verkehr mit einer anderen Dame?“

„So ist es,“ lachte die Baronesse. „Sie, ein Pionier unserer Tage, wollen mir doch nicht das Aufgeben eines subjektiven Standpunktes anrechnen?“

„Sie treiben Ihren Scherz mit mir,“ sprach Dr. Steinacker; ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit. Wie kommt das Kouvert mit den Schriftzügen des Fräulein von Tiefensee auf Ihren Schreibtisch?“

„Das Fräulein von Tiefensee . . . das Fräulein von Tiefensee?“ wiederholte die
aronesse fragend. „Was wissen Sie von der Dame, ist sie Ihnen bekannt?“
Sie sah dabei erschrocken und befremdet aus.

„Nun ja, ich kenne sie,“ erwiderte Steinacker, und die Worte der Baronesse wieder=
lend, fügte er hinzu: „Wer hat ein Recht, es mir zu verbieten?“

„Niemand, mein verehrter Herr,“ sprach die Baronesse mit scharfem Tone. „Was
h betrifft, so beanspruche ich dieses sicher nicht; meinetwegen mögen Sie sie kennen,
ehren, anbeten, seciren gleich einem Präparat, welches sich der Anatom herrichtet. Oder
len Sie sich nicht lieber von ihr anbeten lassen? Eitles Geschlecht, das Ihr Männer
! Ein unschuldiges Naturkind, wie sie ist, gehört ja zu dem Genre, welches Ihr am
sten liebt!“

„O Lita!“ rief Dr. Steinacker aus, ergriff die Hand der vor Erregung Zitternden,
kte sie an seine Lippen und fügte hinzu: „Thörin, weißt Du nicht, wen ich am
ten liebe?“

„Sie spielen schon wieder Komödie!“ antwortete die Baronesse. „Zur Strafe
n Sie mir sofort beichten, in welchen Beziehungen Sie zum Fräulein von Tiefen=
tehen.“

„Dieser Strafe unterwerfe ich mich, wenn Sie mir gestehen wollen, was Sie an
us kettet. Wo lebt er, ist dieses Haus wirklich der Ort, wo er seine Anonymität
en wird?“

„Ich behalte mir meine Antwort vor,“ sprach die Baronesse lächelnd.

„Nein, Sie ergeben sich auf Gnade und Ungnade.“

„Ich kann doch nicht, ohne seinen Willen zu kennen, über ihn verfügen,“ setzte die
nesse hinzu. „Vielleicht gelingt es mir, ihn zu überreden, daß er mir gestattet, Ihnen
zu sagen. Was mich anbetrifft, so möchte ich Ihre Wünsche erfüllen und Ihre
en beantworten. Jedoch . . .“

„Jedoch? . . .“ fragte Steinacker, auf dessen Stirne schon wieder Zeichen erneuter
gung erschienen. Jedoch? . . .“

„Mäßigen Sie Ihre Neugierde, mein lieber Doktor,“ sprach die Baronesse. „Wir
zuerst übereinkommen, die Sache ruhig zu behandeln. Also, Sie machen den An=
ner Geständnisse.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn mir meine Schooßhündchenrolle immer wieder den
ß auspreßt,“ erwiderte Steinacker, trocknete sich das Gesicht und erzählte dann das
Baron Hyppolit von Giersheim Gehörte der Baronesse in wenigen Worten.

Als er geendigt hatte, verlangte er so ruhig wie möglich nach der Aufklärung über
ziehungen von dieser zu dem anonymen Poeten.

Die Baronesse schien nichts zu hören; sie bemerkte die Frage nicht. Sie stand auf,
n das Fenster, kehrte zurück, setzte sich wieder und zeigte alle Merkmale eines inneren
s.

„Was erregt Sie so, gnädige Frau? Wird es Ihnen so schwer, mit mir von
zu sprechen?“ fragte Steinacker scharf. „Sie sind mir schuldig, zu gestehen, was
. . Ich habe Ihr Wort.“

„Kommen Sie in einigen Stunden wieder,“ antwortete die Baronesse; „bringen Sie
Freund mit, seien Sie Beide zu der gewohnten Stunde, wo wir öfters plauderten,
ast. Ich verspreche nichts, aber ich werde Ikarus beschwören, an unserm Theetisch
cte zu sein.“

„Und das Fräulein von Tiefensee? Was soll ich ihm sagen? Womit kann ich
higen?“

„Adieu!“ rief die Baronesse aus, und mit diesen Worten verschwand sie aus der

V.

Doktor Steinacker stand verdutzt da.

Was sollte er von der Sache halten? Sollte die Baronesse sich mit ihnen eine Scherz machen wollen? Ihr neckischer Ton ließ fast darauf schließen. War er m seiner Eifersucht ein Gespenster sehender Narr gewesen? War die Entdeckung des Briefe von Seiten des Barons ein tolles Phantasiebild, das ansteckend wirkt, gewesen? Eine Augenblick später befand sich Steinacker auf der am Garten entlang führenden Promenad wo er nach dem Baron ausspähte. Der Weg war einsam und zog sich in fast gerade Linie zum Stadtthor hin, so daß nichts hinderte, ihn zu übersehen; soviel er jedoch sei Auge anstrengte, jener war nicht zu erblicken.

Die Zeit war ihm sicher lang geworden, die Unterhaltung mit der Baronesse hat sich allerdings über eine Viertelstunde ausgedehnt. Oder sollte er eine Entdeckung gemac haben, die ihn fortgetrieben hatte?

Was thun?

Wo ihn finden?

Er hatte ihn nach jahrelanger Trennung zufällig auf der Straße gefunden, un er wußte von seinem Aufenthaltsort in der Stadt eben so wenig etwas, als er vo seinem Landgute, von seiner Beschäftigung, von dem, was die zwischen dem Einst un Jetzt liegenden Jahre aus dem Genossen der Universität gemacht, gewußt hatte.

Das Beste war, ihn im Hotel zu erfragen, und es glückte; er fand bei der erste Erkundigung das richtige und warf dort einige Zeilen auf Papier, worin er dem Freun Litas Versprechen und ihre Einladung für den Abend mittheilte. Er trug dem Dien auf, das Billet dem Baron, sobald er heimkehre, sofort zu geben.

Als er auf der Straße stand, nahmen ihn jedoch die Zweifel, die ihn gequä hatten, von Neuem gefangen. Die ganze Sache erschien ihm wieder als eine ernst Sahen sich die Baronesse und Ikarus oft, befand er sich heute in deren Hause? D Beiden hatten viel Verwandtes in ihrer schriftstellerischen Art.

Wieder packte ihn eine schmerzvolle eifersüchtige Angst, wenn er sich vorstellte, da die Geliebte, um deren Herz er warb, längst anderswo gefesselt sei. Das Mißtrauen, da zur unerträglichen Qual ward, trieb ihn nach der Promenade zurück, und er stand ba vor der Gitterthür, die zum Garten der Baronesse führte.

Er stützte dort seinen Arm auf den Thürpfosten, lehnte sein Haupt auf die Ha und sah in die verschlungenen Gebüsche hinein. Lange stand er so da, indem er Zwi sprache mit seinen Gedanken hielt.

Allgemach war es dämmerig geworden, die Sonne war vom Horizont verschwunde und die Bäume warfen tiefschwarze Schatten auf die Wege. In der Ferne schimmer ein Licht, es kam aus Litas Zimmer, sein Auge hing sich daran fest, und sein Herz wa warm, wenn er sich vorstellte, daß sie dort weile . . . „Gleich dem Ritter Toggenburg, dachte er, „stehe ich hier, bis die Liebliche sich zeigte . . ." — sollte es Jemand glaube daß er hier so forsche, er, der scharfzüngige Journalist, der skeptische Spötter!

„Ja, wir sind Alle gleich," murmelte er leise, „ob Ritter sentimentaler, mondbeglänzte Zaubernächte, ob sporenklirrender, säbelrasselnder Federkriege; die Natur, die ewig d gleichen Bahnen geht, ist unser Aller Herr. Ich kann nicht anders, ich bin vernarrt i dieses frische, lebensprühende Geschöpf, und ich muß Wahrheit, Gewißheit haben, son ersticke ich!" . . .

In diesem Augenblicke bemerkte er, daß Jemand sich im Garten befinde; ein Schatte hob sich von den Weißdornhecken ab, die den Weg zum Hause einfaßten. Sollte es Ikaru sein, der hier umherwandelte, vielleicht die Zeit dadurch abkürzend, die zwischen jetzt un dem Augenblick lag, wo er von der Baronesse ihm und dem Freunde vorgestellt werde sollte? Die Eifersucht machte ihn blind, er erkannte seinen Irrthum, — es war ein Frau, die er dort sah. War es die Baronesse, die vor ihm umherging? Sollte er di

reizende Frau anreden, nicht ihres Wunsches achtend, der ihn für später, — zu der Stunde ihres gewöhnlichen Abendcirkels, die ihm bekannt war, zu sich rief?

Die Spaziergängerin kam der Pforte näher, sie strich hart an ihm vorüber, und nur ein herabhängender Birkenzweig verbarg ihn. Doktor Steinacker hörte, daß sie im Selbstgespräch Worte vor sich hinredete.

Eine unwiderstehliche Begierde erfaßte ihn, zu erfahren, wer die Sprecherin sei und was sie treibe. Schon wollte er sich über das Gitter schwingen, um den Garten zu betreten und ihr vorsichtig folgen, als die Pforte, die nur angelehnt gewesen zu sein schien, aufging, so daß er ohne Weiteres hineinkommen konnte.

Die Baronesse war es nicht, — jene Gestalt, die vor ihm herwandelte, und der er vorsichtig tappend folgte, war zart und klein; nichts erinnerte an die Haltung der ersteren. Anstatt der ruhigen, gemessenen Art der Baronesse, hatte diese Gestalt eine Beweglichkeit, eine Unruhe, die sie durchaus von jener unterschied. Vielleicht jedoch deuteten diese hastigen Schritte, dieses Hin- und Herwenden des Kopfes, diese herumspähenden Blicke nicht so sehr auf eine allgemeine individuelle Eigenthümlichkeit, als auf eine besondere des Momentes.

Dr. Steinacker schlüpfte schnell unter einen Vorsprung eines Gartenhäuschens, welches versteckt unter einer Buche sich befand, sonst wäre er von der sich hierher Wendenden entdeckt worden. Jetzt verstand er die Worte, welche die Gestalt vor sich hin murmelte . .

„Hu — — war dort nicht etwas? . . . rührte sich nicht da ein Fuß? . . . raschelt es nicht hier an den Säulen empor? Wie ich zittere! Pfui, wie thöricht! Ein Luftzug ist es nur, der durch das Fenster kommt, oder vielleicht ein Mäuschen, das durch die Blätter auf dem Gartenwege schlüpft. O, wunderbarer, heiliger Abendfriede!“ . . .

Die Sprecherin schwieg, stand still und athmete die erquickende, kühle Luft, welche von dem Dufte der Frühlingsblumen durchzogen war, mit vollen Zügen ein.

„Ohne Zweifel ein schöngeistiges Kammermädchen der Baronesse,“ flüsterte der Horcher. Wie, wenn er sich von ihm zu der Gebieterin führen ließ, — was lag im Grunde daran, daß er sie eher aufsuchte, als sie ihn erwartete; die Sehnsucht nach dem erlösenden Worte, das er erbitten, erzwingen wollte, überwältigte ihn.

„Mein schönes Kind,“ sprach er hervortretend laut, „wo befindet sich Ihre Herrin?“

Die Angeredete wich erschrocken zurück und fragte mit gepreßter Stimme: „Was wollen Sie von mir, mein Herr?“

„Ein Kuriosum ihres Standes, wie es scheint,“ sprach Dr. Steinacker für sich und setzte dann laut hinzu: „Mein schönes, einsames Kind, ich frage, wo die Baronesse ist?“

Die Unbekannte sah ihn forschend an und wandte sich dann um, die Flucht ergreifend. Behend den Weg durcheilend, der zum Hause führte, verschwand sie hinter der Ecke, und Dr. Steinacker verlor sie aus dem Auge.

„Bin ich denn so fürchterlich für Sie,“ rief er ihr nach. „Kommen Sie doch hervor, liebenswürdige Sylphide, beantworten Sie meine Frage, wo befindet sich Ihre Gebieterin?“

Dr. Steinacker folgte mit diesen Worten der Entflohenen, und diese stürzte, als sie ihn kommen hörte, hervor und an ihm vorüber. Es schien, als wolle sie durch die Gartenpforte hinauseilen, um sich vor ihm zu retten.

„Was fällt Ihnen ein!“ rief er aus. „Wer sind Sie, was führt Sie hierher? Sie gehören wohl gar nicht zur Dienerschaft dieses Hauses?“

„Lassen Sie mich fort, mein Herr!“ rief die Angeredete wie im höchsten Schrecken aus.

Belustigt durch die Aengstlichkeit, mit welcher das Mädchen diese Worte hervorbrachte, wehrte ihm Steinacker den Weg, im Scherz den Arm ausstreckend . . .

Die Unbekannte stieß einen Schrei aus, der durch den Garten hinschallend ein fernes Echo weckte, und wandte sich fliehend zurück, dem Hause zu.

In diesem Augenblick stürmte ein Mann durch die offene Gartenpforte herein, stürzte auf ihn zu, packte ihn am Arm und hielt ihn fest.

„Habe ich Sie gefunden, halte ich Sie, Sie gewissenloser Phantast, Sie Verführer, der sich nicht entblödet . . .“

Weiter kam er nicht . . . Dr. Steinacker unterbrach ihn.

„Baron von Geiersheim, Sie!“ rief dieser aus. „Sind Sie toll geworden? Sie zerbrechen mir den Arm, was wollen Sie von mir, wofür halten Sie mich?“

„Für das, was Sie sind,“ antwortete der Angeredete, nach Athem ringend.

„Für das, was ich bin? Was bin ich denn? Kommen Sie meiner Selbsterkenntniß zu Hilfe.“

„Es war die Stimme des Fräuleins von Tiefensee, die ich vernahm, und Sie sind Ikarus!“

„Ich bin Ikarus?“ sprach Dr. Steinacker. „Ihre Leidenschaftlichkeit macht Sie blind, verehrter Freund. Die Welt nennt mich anders, und auch Ihnen bin ich unter meinem rechten Namen, wie ich meine, wohlbekannt. Besinnen Sie sich, kommen Sie zu sich, kühlen Sie Ihren Feuereifer ab. Sie haben meinen Brief erhalten, und nun eilen Sie zu der Stelle, wo Ihr Schicksal sich entscheiden soll, nicht wahr?“

„Sie sind allerdings Dr. Steinacker, aber wer steht mir dafür ein, daß Sie nicht daneben der Anonymus sind, der Auguste bethörte? Ich empfing in der That Ihren Brief, nachdem ich todesmüde im Hotel einen Augenblick vorgesprochen hatte. Vor einigen Stunden, als ich Sie verließ, sah ich Fräulein von Tiefensee die Promenade heraufkommen. Ich stürzte mich ihr entgegen, ich rief ihren Namen — als ich mich kaum zehn Schritte von ihr entfernt befand, war sie verschwunden. Ich suchte sie, ich verfolgte den Lauf aller Wege, die sich von der Promenade abzweigen. Vergebens — sie blieb nicht aufzufinden. Ich glaubte schon, der Spielball meiner Phantasie, der eines Phantoms gewesen zu sein . . . Aber jetzt weiß ich, daß ich mich nicht getäuscht gehabt habe, ihre Stimme, der ihr durch Sie erpreßte Angstschrei verrieth sie. Wo ist sie, wo verbergen Sie sie mir? Ohne Zweifel behandeln Sie sie als eine Cirkusdame oder eine Koulissenheldin. Sie sind mir Rechenschaft dafür schuldig!“

„Mein verehrter Freund, Ihre Reden sind Ausgeburten einer kranken Stimmung,“ achte Dr. Steinacker, der seinen Humor wiedergefunden hatte. Ich kenne Fräulein von Tiefensee nicht und hörte niemals von der Dame, ehe Sie von ihr sprachen.“

„Ich glaube Ihnen nicht. Bei Ihren vertrauten Beziehungen zur Baronesse konnte leicht das Kouvert eines an Sie gerichteten Briefes auf deren Schreibtisch gelangen.“

„Aber ich verrieth Ihnen, daß ich die Baronesse liebe!“ rief der Angeredete aus.

„Sie lieben Sie, aber für ein kleines Abenteuer war Ihnen Auguste, das unschuldige, harmlose Kind, gut genug! Sie verstellten sich, als Sie mir von Ikarus als von einem Fremden sprachen, und indem Sie mir von der Baronesse Aufklärung verschaffen wollten, trugen Sie sie bei sich schon herum. O, diese Tageshelden der Feder mit ihrer Eitelkeit.“

„Mein Herr!“ rief Steinacker gereizt aus.

„Sie leugnen eine Bekanntschaft mit der von mir über Alles verehrten Dame ab, und doch war diese noch eben in Ihrer Nähe, eine Folge der abgeschmackten Komödie, die Sie mit ihr spielten. Sie sind mir Rechenschaft für die Beleidigung, die Sie ihr angethan haben, schuldig.“

„Sie wollen sich mit mir duelliren, theurer Baron?“ lachte Dr. Steinacker. „Nun gut, ich bin bereit dazu. Erstechen, erschießen Sie mich, ja stecken Sie mich wie einen Hasen auf den Bratspieß, wenn es Ihnen Vergnügen macht; man muß Narren zu Willen sein!“

Der Baron wandte sich mit wuthentbrannter Miene zu dem Sprecher und schien nicht abgeneigt zu sein, seinen Spott mit einer thätlichen Beleidigung zu vergelten, als die aus dem Boudoir in den Garten führende Thür sich aufthat und aus dem erleuchteten Gemach eine blendende Helle hervorbrach.

Ein Diener kam ihnen entgegen und lud sie im Auftrage der Baronin einzutreten ein.

„Waffenstillstand, nicht wahr?“ sprach Dr. Steinacker und bot dem Baron die Hand. „Wir dürfen die Baronesse nicht warten lassen.“

Dieser besann sich . . . dann wandte er sich mit ihm der Thür zu, ohne jedoch die ihm dargebotene Hand angenommen zu haben.

VI.

„Sie kommen mit gezückten Waffen?“ fragte die Baronin, welche bei ihrem Eintritt vor dem Theetisch stand und sich mit der Bereitung des Thees beschäftigte. Der Diener sagte mir, Sie Beide schienen in einem Wortwechsel begriffen. Ohne Zweifel, Herr Baron, ließ Ihr Freund Sie die Schärfe seines Geistes fühlen? Sie bemerken nun, daß es gefährlich ist, mit einem Helden der Feder Freund zu sein, wie?“

Die Eingetretenen nahmen Platz — der Baron, nachdem er den Stuhl ein wenig abseits geschoben hatte, — Dr. Steinacker den seinigen in die Nähe des Theetisches rückend. Beide sprachen kein Wort.

„Und Ikarus?“ fragte der Letztere plötzlich, die Pause unterbrechend.

„Sie sind ernstlich erzürnt,“ nahm die Baronin, die Frage überhörend, das Wort, hob dabei den zierlichen Theekessel auf und goß den zweiten Aufguß in die Theekanne. „So, jetzt ist Alles fertig,“ fuhr sie fort, „nehmen Sie diesen Trank, schlürfen Sie ihn langsam und vergessen Sie dabei Ihren Groll!“

„Aber, gnädige Frau, wie ich hörte, soll hier das Räthsel dieser Person gelöst werden, welche uns Alle beschäftigt,“ sprach der Baron, aus ihrer Hand eine Tasse nehmend. Die Baronesse bediente bei ihren kleinen Gesellschaften stets ihre Gäste selbst.

„Die Aufklärung, ich bitte darum!“ rief Dr. Steinacker aus. „Erst diese, denn ich muß sie erst haben, bevor ich Ihren Trank schlürfen kann.“

Dabei sprang er auf und ging mit großen Schritten, überall die Augen spähend herumschickend, auf und ab.

„Nun, wohlan denn!“ rief die Baronesse mit schelmischem Lächeln aus, klatschte in die Hände und zog eine eintretende Dame in's Zimmer hinein.

Beide Herren wandten dieser ihre verdutzten Blicke zu. Der Baron stieß einen Ruf des Erstaunens aus . . . stand auf, und indem er auf die eingetretene Dame zuging, rief er aus:

„Fräulein von Tiefensee . . . Fräulein von Tiefensee!“

„Das ist sie, in der That!“ sprach die Baronin. „Treten Sie ein, mein liebes Fräulein, fürchten Sie sich nicht, kommen Sie näher und trinken Sie vorläufig eine von mir selber bereitete Tasse Thee. Ohne Zweifel werden Sie die Vorzüge einer solchen nach Gebühr zu schätzen wissen.“

„Und Ikarus?“ fragte diese, ohne der Einladung zum Theetrinken Folge zu leisten.

„Machen Sie ein Ende, gnädige Frau!“ rief Dr. Steinacker aus. „Laßt es genug sein des grausamen Spiels!“

„Wo ist Ikarus?“ fragte der Baron. „Ich will wissen, wo dieser Mann bleibt. Wer haben Sie, theuerste Baronin, Ihr Spiel mit uns getrieben?“

„Sie wissen, wo er ist!“ rief Dr. Steinacker aus. „Klatschen Sie ein zweites Mal die Hände . . . er wird eintreten, denn in der Nähe ist er, das scheint mir von Ihrem Gesicht abzulesen zu sein.“

„Als Sie mir heut am Tage versprachen, ich solle Abends bei Ihnen den von mir angebeteten Dichter leibhaftig kennen lernen, glaubte ich Ihnen so fest,“ sprach Fräulein von Tiefensee mit betrübter Stimme. „Ich betrat mit felsenfester Zuversicht auf Ihr Wort den Garten, wie Sie mir sagten, ich setzte mich um deswillen einer unangemessenen Lage aus . . . Es überfiel mich dort ein Fremder —“

„Wie . . .“ flüsterte Dr. Steinacker vor sich hin und trat betreten an das Fenster. Also das Fräulein von Tiefensee hatte er vorhin für ein Kammermädchen der Baronesse gehalten und danach angeredet! Fatale Verwechslung!

Jedenfalls erkannte sie ihn jetzt nicht wieder.

„Und nun," fuhr das Fräulein fort, „nun zögern Sie, verehrte Frau, und Alles scheint vergeblich gewesen zu sein. Sie kennen Ikarus nicht, Sie haben mich zum Besten gehabt."

„Theure, liebenswürdige Anbeterin, Ikarus ist in diesem Augenblicke schon da," sprach die Baronin, indem sie Auguste von Tiefensee umarmte. „Er steht vor Ihnen Allen. Ich bin Ikarus!"

„Wie!" rief Dr. Steinacker aus. „Dieser Dichter sind Sie? Das nenne ich eine Ueberraschung! Sie sind Ikarus, und wir Alle schlugen uns mit Windmühlenflügeln herum. Ihr alter ego hätte am Ende sich noch im Blute gebadet, denn mein eifersüchtiger Freund trachtete danach, mich abzuschlachten vor einer halben Stunde. Sie Ikarus — zu allen Ihren Vorzügen auch noch dieser, der Dichter ohne Gleichen, der gefeiertste Poet unserer Tage und unserer Breitengrade zu sein! Ach, ich Unglücklicher! Reiche ich jemals zu einem solchen Gestirn heran?"

„Verzeihen Sie mir Alles, was ich verbrochen," sprach die Baronin lächelnd. „Diese naiven Huldigungen unseres theuren Fräuleins waren so süß, so anders als alles bisher Genossene: Was wollen Sie? Wir sind übersättigt, und uns hungert nach etwas noch nicht Geschmecktem. Wir wollen uns die Hand geben und Freunde sein, nicht wahr?"

„Verzeihst Du mir!" rief das Fräulein von Tiefensee und barg ihr Gesicht an der Brust des Barons.

„O, ich Glücklicher!" sprach dieser und umschlang das junge Mädchen.

„Ikarus segnet dieses Bündniß!" rief die Baronin aus, indem sie die Arme über das junge Paar ausstreckte.

„Und giebt jener mir auch nicht . . ." sagte Dr. Steinacker zögernd.

„Was soll er Ihnen geben?" lachte Lita schalkhaft.

„Sich selbst," erwiderte Bruno.

„Vielleicht," sprach die Baronin und reichte ihm die Hand. —

# Unlauterer Wettbewerb.

Skizze

von

**Marga von Rentz.**

— Breslau. —

Doktor Ernst Walther hatte sich verlobt.

Er war selbst ganz erstaunt darüber — und doch über alle Maßen glücklich.

Er, der sonst so Schweigsame, erzählte seinen Freunden begeistert von er reizenden Braut. Und es mußte auch ein ganz besonderes Wesen , um ihn, den streng denkenden, charaktervollen Mann, fesseln zu können.

Er fehlt jetzt oft in seinem Freundeskreise, und man findet das ganz eiflich. Alle gönnen ihm sein Glück, haben ihm aufrichtig zu der schönen, enswürdigen und reichen Braut Glück gewünscht.

Schön ist Else Werdenberg wirklich; Max Norden hat sie auf der aße gesehen, doch Norden ist Skeptiker — er glaubt nicht an Voll-menes.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein trüber Decembertag geht zur Rüste — große Regentropfen fallen rmig hernieder auf die Straße, auf welcher, trotz des schlechten Wetters, reger Verkehr herrscht.

Norden ist auch unterwegs. Er macht ein verdrießliches Gesicht; er gt den Paletotkragen hoch — ihn fröstelt. Wenn er in dieser trüben mmung ist, vermeidet er sein Stammlokal; er wandert dann weiter in anderes Restaurant, um allein zu sein.

Als er hier den Hauptgang hinunter geht, stutzt er plötzlich.

Ernst Walther steht vor ihm — ebenso trübe darein blickend wie er.
„Abend, Ernst! Du hier?“
„Ja — ich wollte —“ der Angeredete fährt sich nervös mit der Hand über die Stirn und setzt sich wieder.
Norden nimmt ihm gegenüber Platz und sieht den Freund fragend an.
„Hat man noch nicht davon gesprochen?“ fragt Walther, „meine Verlobung ist zurückgegangen. Hattest Du noch nichts davon gehört?“
Norden schüttelt den Kopf.
„Nein — kein Wort. — Aber so sage mir, um's Himmels willen warum denn?“
Walthers Gesicht hat einen gequälten Ausdruck.
„Das ist eine einfache Geschichte — doch hier ist nicht der Platz dazu, sie zu erzählen. Ich kann Dir's ja gestehen, Max — ich kam hierher — ich wollte allein sein — allein und doch nicht einsam. Zu Hause bei mir hielt ich's nicht aus — so etwas geht einem doch nah und will überwunden sein. Doch ich glaube fast, es thäte mir gut, wenn ich mich gegen einen Menschen aussprechen könnte.“
Er sah vor sich nieder — lange Zeit; dann faßte er Nordens Hand.
„Max — wenn man doch nicht so verdammt anständige Gesinnungen hätte!“
„Komm,“ sagte Norden, den die Verzweiflung Walthers rührte, „komm, Ernst. Wir gehen in meine Wohnung —“
Wie willenlos folgt Walther — ihm ist es recht.
Dann beginnt er plötzlich schneller zu gehen — er kann es jetzt kaum erwarten, bis sie in der Wohnung angelangt sind — er lechzt danach, sich einem Andern mitzutheilen.
Bei Norden war's gemüthlich warm.
Max schob dem Freunde einen bequemen Lehnsessel hin — er holt selbst einen Lichtschirm, damit Walther von dem hellen Lampenscheine nicht belästigt würde. Dann ließ er heißes Wasser bringen und braute einen Punsch. Alles dies that er in einer Art und Weise, die ihm sonst völlig fremd war.
Ernst Walther blickte lange stumm geradeaus, dann begann er:
„Max — ich war ein Thor! Ich glaubte wirklich, das große Loos gezogen zu haben — war lange Zeit der Meinung, daß es kein besseres Mädchen geben könnte als meine Braut. Ich betete sie an — hielt sie für vollkommen fehlerlos.“
Walther erhob sich und ging erregt im Zimmer hin und her.
„Und auf dieser großen Thorheit war mein Glück aufgebaut — es war kein Wunder, daß es zusammenbrach. Ich hätte mir von vornherein sagen sollen, daß auch Else ihre Schwächen und Fehler haben muß — es wäre dann vielleicht nicht gleich so schlimm gekommen. Es war wohl auch meine Schuld. — Doch höre weiter! Elses Eltern sind sehr wohlhabend

— Else selbst erhält ein reichliches Taschengeld. Doch, Ernst, denke Dir, — dieses sonst so liebenswerthe Geschöpf ist habsüchtig und geizig. Du weißt, wie ich das immer verabscheut habe, und nun gar bei einem Weibe, das mir, seinem ganzen Wesen nach, bestimmt erscheint, mit Bedürftigen zu theilen, Mitleid zu üben und zu helfen, wo es irgend möglich ist. Es befremdete mich, daß sie nie das geringste Mitleid mit Bettlern zeigte — ich würde ihr dankend die Hände geküßt haben, wenn ich nur einmal bemerkt hätte, daß sie Jemand eine Wohlthat erwies. Im Gegentheil, sie schmollte mit mir, wenn ich es that. Die Leute seien gewiß liederlich, meinte sie, und meines Mitleids nicht werth. — Du weißt, meine Armenpraxis ist groß. Ich sehe viel verschuldetes und unverschuldetes Elend — viel Kummer und Sorge — viel heimliche Thränen, verschwiegenes Leid. O mein Gott — wer da helfen könnte!

— Ich habe einen kleinen Knaben in Behandlung — einen elenden, kleinen Kerl, dem wohl besser wäre, er vertauschte sein irdisches Leben mit dem Jenseits. Doch gebe ich mir die größte Mühe, den blonden Burschen durchzubringen. Seine Mutter, eine bettelarme Wittwe, hängt an ihm mit aufopferndster Liebe. Sie sitzt den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein an seinem Bettchen und stickt und näht sich die Augen roth. Max — hast Du eine Ahnung, wie diese Arbeiten bezahlt werden?"

Ernst blieb vor seinem Freunde stehen, der den Kopf schüttelte.

„Ich sage Dir, Max," fuhr der Arzt fort, „das sind die richtigen Hungerlöhne. Zum Sterben zuviel, und zum Leben zu wenig."

Es wurde Ernst offenbar schwer, weiter zu sprechen, er überlegte lange, wie um einen Uebergang verlegen. Dann begann er mit einem leisen Anflug von Ironie:

„Else ist auch sehr fleißig. Ich sah sie selten müßig sitzen, und ich hatte immer meine stille Verwunderung, wo diese vielen Decken, Deckchen, Kissen und was weiß ich, die da unter ihren Händen entstanden, eigentlich hinkämen. Ich fand es rührend von Else, daß sie, wie ich schließlich meinte, ihre ganze Verwandtschaft damit beglücke. — Eines Tages arbeitete sie an einer großen Decke. Das Muster war auffallend schön und prächtig. Ich weiß nicht — es sollte wohl so sein, warum mir dieses gerade so besonders auffiel, warum es sich mir einprägte in seinen modernen Linien, warum es mich mit seinen satten Farben festhielt, so daß ich die Blicke nicht davon abwenden konnte. Noch am späten Abende zu Hause war ich im Stande, mir die Decke mit der angefangenen Bordüre genau vorzustellen.

Ein paar Tage mochten vergangen sein, als ich wieder einmal nach dem kranken kleinen Kerlchen, von dem ich Dir vorhin erzählte, sehen wollte. Als ich das kleine Stübchen betreten hatte, glaubte ich im ersten Augenblick, ein Trugbild äffe mich, denn da vor mir auf dem Tische lag, ausgebreitet und in ihrer ganzen Schönheit prangend, die Decke.

Frau Anton starrte mit verweinten Augen darauf nieder. In dieser

trostlosen, einfachen Umgebung that mir der Anblick dieser Arbeit weh, und ich fragte:

„Was ist mit dieser Decke, Frau Anton, und warum sehen Sie gar so trostlos aus?“

„Ach, Herr Doktor,“ antwortete sie mir, „ich hatte diese Decke zu sticken bekommen und hoffte, ich würde die Arbeit noch öfter machen dürfen. Da wurde mir heute in dem Geschäft, wo ich noch etwas Garn holte, gesagt, daß eine Andere den Auftrag bekommen habe, da sie die Arbeit bedeutend billiger herstelle. Es ist mir nun schon öfter so gegangen — aber billiger kann ich nicht werden.“

„Wer in aller Welt wäre denn auch dazu im Stande?“ fragte ich.

„Ach, Herr Doktor,“ antwortete mir die Frau, „es giebt Damen, die das können. Ich kenne welche, die sogar recht wohlhabend sind und das doch thun. Es macht ihnen Spaß, sich ein kleines Taschengeld zu verdienen, und da sie das Geld nicht zum täglichen Leben brauchen, können sie für den geringsten Preis arbeiten. Daß sie damit uns armen Leuten das Brod wegnehmen, daran denken sie nicht, oder es ist ihnen egal!“

Ernst war in größter Aufregung; er blieb vor Norden stehen:

„Max, ist das nicht empörend? Sag doch nur — wie findest Du das?“

„Anständig jedenfalls nicht, Ernst.“

„Siehst Du — ich auch nicht — ich bei Gott auch nicht! Ich faßte einen Verdacht — lief von der Frau fort direkt zu meiner Braut. — Zuerst machte sie Ausflüchte — schließlich war sie aufrichtig. Sie finde gar nichts dabei — begreife mich nicht — es mache ihr Spaß, sich ein paar Groschen zu verdienen. Ach Max, was hätte ich in dem Augenblick darum gegeben, wenn sie ein armes Mädel gewesen wäre, wenn — ach, Du weißt nicht, was ich gelitten habe. Und dann diese ekelhaften Auseinandersetzungen — äh — ihr Trotz und keine Aussicht, daß sie ihr Unrecht einsehe.“ —

Walther warf sich stöhnend in einen Sessel.

„Else galt als fromm — sie ging oft zur Kirche. Ich versuchte sie da zu packen — fragte nach ihrem Christenthum — citirte Bibelsprüche, soviel mir gerade einfielen. Da fing sie zu weinen an — fand, daß ich sie quäle —“ der Arzt lachte bitter laut auf, — „na, und dann das Ende weißt Du ja. Die Mutter war auf Elsens Seite — der Vater verstand weder seine Tochter noch mich. War einestheils empört über Else, von deren heimlichem Nebenverdienst er bis dahin nichts gewußt und die damit seinen Parvenustolz gekränkt hatte — andererseits über mich, daß ich die Sache so aufbausche.“

„Armer Ernst!“

„Findest Du — ich meine, glaubst Du, daß ich zu schroff gewesen bin — hätte ich nicht gleich alle Brücken hinter mir verbrennen sollen?“

„Laß es sein, wie es ist, Ernst. Du bist den rechten Weg gegangen, dreh' Dich nicht um nach dem, was hinter Dir liegt. Mitleid und christliches Erbarmen läßt sich nicht erlernen, das muß im Menschen liegen, Eure Wege hätten doch zu keinem gemeinsamen Ziel geführt, sie hätten sich früher oder später doch getrennt."

Norden erhob sein Glas.

„Auf ein neues, reineres Glück!" sagte er.

Die Regentropfen klatschten gegen die Scheiben — der Wind heulte um die Straßenecken. Walther zündete sich eine Cigarre an; seine Augen verfolgten den Rauch, wie er sich ballte und dann in ein Nichts zerfloß.

# Richard Muther: Studien und Kritiken.*)

Studien zu Kritiken und Antikritiken.

Von

## Paul Riesenfeld.

— Breslau. —

„Hier vollend' ich's, die Gelegenheit ist günstig
Tell.

Dieses neue Buch von Muther hat mich unter vielem Anderen gelehrt, daß Kritike wenn sie gut sind, eine allgemeine Bedeutung haben. Daß sie, indem wichtig Grundfragen „auf das Forum der Oeffentlichkeit gezogen werden," den denkende Leser zu einer selbstständigen Stellungnahme in dem Streite der Meinungen veranlasse Daß sie einen erzieherischen Zweck verfolgen, indem gewisse Zustände grell beleuchtet u Vorschläge zur Aenderung gemacht werden. Daß der Kritiker selbst boshafte Satire n verwendet, um vor solchen bösen Beispielen wie den Objekten seines Tadels zu warn und dadurch zu bessern. Der Leser wird daraus immer etwas lernen, er wird sein kri sches Gesichtsfeld erweitern. Solche Erwägungen bewogen mich, die Grenzen einer „bibli graphischen Notiz" zu überschreiten, um meiner Kritik, der ich den Charakter einer Büche besprechung überhaupt nicht beilegen möchte, einige Ausführungen von allgemeiner B deutung voranzuschicken. Die haben scheinbar mit dem obengenannten Buche nichts z thun, sie gehen aber den Verfasser der „Studien" sehr nahe an. Muther selbst kann a einleuchtenden Gründen nicht die Feder ergreifen, um die ebenso merkwürdige wie u würdige Werthschätzung seiner Persönlichkeit zu berichtigen. Ich sage „Persönlichkeit Aber gerade dieses Wort ist es, das ein jüngerer der allerjüngsten Schriftsteller aus d Charakteristik Muthers beseitigt wissen will. Der gestrenge Herr Kritiker, der sich selbst für viel zu erhaben dünkt über die allzumenschlichen Kleinigkeiten, als daß i meine Ausführungen verletzen könnten, wird ihnen hoffentlich also sine ira, wohl ab cum studio folgen. In fast unmittelbarer Aufeinanderfolge suchte der betreffende Her den wir der Bequemlichkeit halber Herr X. nennen wollen, zumal dieser Buchstabe d mathematische Symbol für nicht zu taxirende Größen ist — Muthers hohe Bedeutung herausfordernder Weise zu verkleinern. Neulich hatte ich versucht, der Kunst Muthers ehrlicher Begeisterung das Lob zu reden. Darum hat mein Exkurs auch ein persönlich Motiv, vielleicht sogar ein „schroff persönliches" Motiv, sodaß Herr X. mich am En gar zu den Auserwählten seines Geschmackes zählt. Denn etwas schroff Persönliches m man ja sein eigen nennen, wenn man nicht mit den Prädikaten „Heerdenhirt" oder „e ganter Feuilletonist" (wie in unserem Falle) belegt werden will. Wenigstens kling solche Töne aus den drei Mutherverkleinerungen heraus. Ich will nun versuchen, ih

*) Band 1: 1900. Wiener Verlag. Zweite Auflage. (Das erste Tausend w im Subskriptionswege schon vor Erscheinen vergriffen.)

schrillen Dissonanzen aufzulösen. Dissonanzen, die bei dem sonst so gründlichen Hörer verborgener Seelentöne höchst befremdlich anmuthen.

Gelegentlich der Kritik einer Böcklin=Feier faßt Herr X. sein Urtheil über den Vortrag des Abends in die Worte: „Jedenfalls war Herrn (?) Muthers Böcklin=Charakteristik wohl abgewogen und geschmackvoll stilisirt.“ Weshalb aber werden diesen zwar kühl zurückhaltenden, aber richtig urtheilenden Worten noch einige Sätze vorangeschickt, die ihren Ursprung lediglich in dem Verlangen des Herrn X. haben, eben auch mal seine Meinung zu äußern, die sich selbstverständlich in Gegensatz zu derjenigen „sterblicher“ Menschen stellen muß. „Herr Muther ist zweifellos ein feiner Anempfinder und ein sehr begabter Stilist, dem man für mancherlei künstlerische Anregungen dankbar sein darf.“ Wir freuen uns sicherlich, daß der unerbittliche Richter diese Dankbarkeit gestattet, daß er überhaupt bei Dankbarkeit von Erlaubnis spricht. Jedenfalls „darf man ihm für diese Anregung dankbar sein.“ Aber wenn man in den zuletzt citirten Urtheilsspruch einen vornehmeren Ton bringt und das Wort „Anempfinder“ durch ein anderes aus unserem reichen Sprachschatze ersetzt, erhält man einen einwandsfreien Satz. Aber unmittelbar an diesen Satz werden folgende Worte angeklebt: „Er (Muther) schwärmt sicher auch (?) für Goethe — für wen schwärmt er nicht? Aber in einem Punkte denkt er jedenfalls streng antigoethisch: Höchstes Glück der Erdenkinder ist ihm nämlich die Unpersönlichkeit. —“ Erstens: daß sich Muther für Alles und Jeden begeisterte, ist eine leicht zurückzuweisende Insinuation. Ich bin nicht unhöflich genug, um hier auszusprechen, wen Richard Muther sicherlich nicht in sein Herz geschlossen hat! Zweitens ist die X'sche Weisheit in Betreff der Auffassung Goethes mindestens anfechtbar.

Man könnte auch deshalb Herrn X. vorwerfen, Goethe nicht zu verstehen, weil er ihn in solcher widerspruchfordernder Weise in seine Kritiken mengt. Und dann! was bedeutet überhaupt dieses merkwürdige „sicherlich auch“? Weshalb soll Muther sich nicht auch für Goethe begeistern? Außer einigen Banausen der Centrumspartei dürfte es keinen mit fünf Sinnen begabten Deutschen geben, der seine uneingeschränkte Begeisterung Goethe versagte. Aber diese Liebe legt uns auch gewisse Pflichten auf, die wir, sobald wir auf Zartgefühl Anspruch erheben, eigentlich nicht verletzen dürften! Auf die andern den X'schen Satz füllenden Behauptungen komme ich später zurück. Also weiter! „Muther citirt auch oft und gern Nietzsche — aber (?!) sollte er nicht wissen, wie Nietzsche die modernen Aestheten genannt hat? „Sensorien von tausend Anempfindungen.“ Das ist ja geradezu einzig! Also weil Nietzsche nicht gerade wohlwollend unserem Aesthetenthum gegenüberstand, darf ein Aesthetiker, der sich ja garnicht getroffen zu fühlen braucht, nicht Stellen aus den Werken des wunderlichen Heiligen als Citate benützen? Das nenne ich wahrhaftig Gedanken einer überschroffen Persönlichkeit! — Die letzten Sätze aus der Anti-Kritik des Herrn X. lauten: „In der That (!) fehlt Herrn Muther jede persönliche Note, jede individuelle Sympathie und Antipathie. Ein Königreich für eine schroffe Einseitigkeit, Herr Professor.“ — Dieser Worte schroffer Sinn — sit venia verbo — liegt auch einer ... Beurtheilung unseres heimischen Kunsthistorikers gelegentlich einer von Herrn X. veröffentlichten psycho=ästhetischen Studie zu Grunde. In diesem mit bewundernswerther ... geschriebenen Essay, an dessen Abfassung der Verfasser ohne allen „Willen zur ..., ohne alle Oppositionsmacherei gegangen sein will, las ich folgende Offenbarung: „Erschreckend geradezu ist der Mangel an jeder höheren geistigen Allgemeinkultur und vor allem an künstlerischem Empfinden . . . wie insbesondere auch bei unsern Akademikern. Ich habe z. B. hochgeschätzte und in Fachdingen wirklich intelligente Nationalökonomen und Historiker kennen gelernt, deren amusisches Wesen auch nicht die leiseste künstlerische Empfindungsmöglichkeit in sich barg. Und der relativ Beste, den ich kennen lernte, war ein Kunsthistoriker mit allerdings sehr feiner, künstlerischer Anempfindungsfähigkeit, aber ohne nur die leiseste Regung einer eigenen Persönlichkeit. Er sang in gleich hohen Tönen des Entzückens von Liebermann und Böcklin, von Menzel und Leibl, wie von ...i und Burne=Jones: Das sagt genug . . .“

Das sagt unendlich viel: nämlich daß Muther als echter Kritiker fähig ist Jeden zu verstehen und zu würdigen, wenn er nur „eigene innere Gesichte zu offenbaren“ weiß. Er lobt ganz entgegengesetzte Künstler und die verschiedensten Erzeugnisse, wenn sie ehrlicher Natur sind und die Worte Anselm Feuerbachs auf sich anwenden lassen: „Nur das ist ein Kunstwerk, in dem sich die ganze Liebe des Künstlers ausspricht.“ Ich verweise hier auch auf die Worte, die ich neulich in meinem Essay über Muther schrieb (Heft 285. Decemb. 1900. S. 317.): „Alle verehrt er, alle schließt er mit der naiven Freude des Begeisterten in sein Herz, sobald sie die eine Grundforderung erfüllen: Echte Persönlichkeiten, wahre künstlerische Individualitäten zu sein.“ Diese so seltene Eigenschaft müßte Gemeingut aller Kritiker sein. Ueberhaupt wenn sie Lehrer sind, namentlich wenn sie Geschichte schreiben! Auf S. 246 seines neuen Werkes schreibt Muther: „Und Sache des Historikers ist es nicht sich als Obervormund des Zeitgeistes zu fühlen. Für ihn maßgebend sind nur die Worte Spinozas: „Non ridere, non lugere neque detestari; sed intelligere.“ Diese Weisheit muß vor Allem ein Jugendbildner in sich aufgenommen haben. Herr X. dagegen stellt sich das Ideal eines Wegweisers durch das Reich der Kunst viel schroffer vor. „Böcklin, meine Herren, ist der herrlichste von Allen, Liebermann dagegen müssen Sie aus Ihrem Herzen vertreiben, weil — weil — weil? Ja mein Gott, weil ich, Ihr Lehrer, durchaus eine Persönlichkeit markiren will. Für Menzel dürfen Sie schwärmen, Leibl jedoch versagen Sie gefälligst Ihre Liebe. Mit Burne-Jones und Rossetti, die sich übrigens theilweise zum Verwechseln ähnlich sind, verfahren Sie ebenso. Den Einen loben Sie, bitte, recht begeistert, den Andern aber müssen Sie, um doch eine individuelle Antipathie mehr zu besitzen, zu den kleineren Geistern rechnen.“ Herr X. wird sich gegen eine solche Auffassung seiner Worte verwahren. Er wird einwenden, daß er nur gegen die Gleichsetzung der abstufungsbedürftigen kritischen Werthe eifern wollte. Aber durch diesen Protest wird ja die Sache nur noch viel schlimmer. Denn ich kann mir nicht denken, daß sonst noch Jemand unter dem wechselnden Mond so unmusikalisch ist zu behaupten: Muther singe z. B. das Lob Böcklins und Leibls in gleich hohen Tönen. Wer die Trauerarien gehört oder in der Partitur gelesen hat, die aus Muthers Munde den beiden Künstlern in's Grab hinunter erschollen, wird gemerkt haben, daß der Gesang zu Leibls Ehre fast eine Oktave tiefer erklang. Daß die Tonleiter der Mutherschen Hymnen eine „Werthskala“ ist, deutete ich schon früher an: „Muther fordert vom Kritiker (so schrieb ich) sich in die Seele des Künstlers zu versenken, um daraus ihr Ureigenes hervorzuholen. Und ganz besondere (!) Ausdrücke sollen dafür geprägt werden, Worte, die gerade ihn und keinen anderen (!) charakterisiren.“ Gerade durch diese feine Abstufung bezüglich der Tonhöhe als auch der Dynamik und durch dieses ewige Mitklingen eines individuellen Untertones, durch die Vereinigung und Variirung der Themen komponirt Muther eine Sinfonie voll herrlicher Polyphonie und Melodik, voll seltener Instrumentation und Charakteristik. Schroffe Eintönigkeit in dieser Musik würde mir recht bedenklich erscheinen.

Wie ganz anders aber ist das bei dem selbstherrlichen, explosiv schaffenden Genie, bei dem querköpfigen Barockmenschen, der stets mit Volldampf und mit geschwellten Segeln dem Strom des Lebens entgegensteuert! Die Schöpfereigenschaften der seltensten Phänomene, Unberechenbarkeit, Leidenschaftlichkeit, Rücksichtslosigkeit ... höchste Extremität und Excentricität berechtigen, ja verlangen eben Urtheile, wie sie der emsig nachschaffende, im Schatten der Giganten dahinwandelnde, berufene Kritiker nicht fällen darf. Nietzsches Ausspruch: „Mein Urtheil ist eine gerade Linie nach einem Punkte“ (Götzendämmerung) finden wir nicht nur erklärlich, sondern geradezu nothwendig, ebenso wie andere „Schroffheiten“. Z. B. die folgende: „Wie herrlich hoch liegt Sils Maria, 6000 Fuß über Bayreuth!“ Diese Worte schrieb Nietzsche kurz nach der Lösung seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Richard Wagner, den er als einen seiner Heroen in Wort und Schrift gepriesen hatte. Aber nach der Aufführung des „Parsifal“ büßte Wagner in Nietzsches Augen nicht nur seine menschliche Größe, sondern auch jede künst-

lerische Bedeutung ein. Ein Musikhistoriker hingegen würde sich, wenn ihm ähnliche schroffe Kriterien entschlüpften, unsterblich blamiren. Was thue ich also? Nun, ich spiele den Vermittler zwischen dem „Jesuiten“ und dem „Antichristen“, die sich ja garnicht verstehen durften. Als friedliche Nachbarn nehmen sie die oberste Sprosse meiner Werthskala ein. Ich behaupte nämlich, daß sie beide die größten Genien sind seit dem 22. März 1832.

Ich will noch einige Beispiele anführen, die ich leicht verzehnfachen könnte. Michelangelo konnte getrost seine marmornen Verse: „Weh Jedem, der vermessen und verblendet, die Schönheit nieder zu den Sinnen reißt,“ gegen Lionardo schleudern, ja er durfte in viel deutlicherer Weise dem großen Gegner seine Abneigung zu erkennen geben. Wenn ich aber für den einen dieser herrlichen Nebenbuhler gegen den anderen schroff Partei ergriffe, würde mich jeder meiner Leser oder Zuhörer mit Recht für einen kritisch schwach begabten Menschen halten . . . Mit unerbittlicher Konsequenz folgt auch Strindbergs Abneigung gegen Ibsen aus den Gefühls- und Gedankenwallungen des Inferno-Dichters. Ibsens Werken wird vom alten Tolstoi in der schroff einseitigen Manier des Tendenzdichters die Bezeichnung „Tschepucha“ (Quatsch) zu Theil. Die Kritiker aber, die derartige schroffe Urtheile an Stelle temperamentvoller Einsicht setzen, rechnet ja Herr X. selbst — und ganz mit Recht — zu den dii minorum gentium!

In der Seele eines großen Kritikers stehen alle geistigen Widersacher friedvoll nebeneinander. Das zeugt eben von genialer Vielseitigkeit, (Nietzsche schreibt Vielsaitigkeit!) von weitem Blick und weitem Herzen, von umfassendem Verstande und einer reich verästelten Seele. Deshalb bewundere ich z. B. Brandes, der stets das Persönlich-Werthvolle herauszuschälen und das Würdigenswerthe an den stärksten Antipoden zuweilen sogar in gleich hohen Tönen der Begeisterung zu schätzen weiß. Georg Brandes hielt ich natürlich für einen Liebling des Herrn X. Aber das Lob Brandes'scher Kunst erfuhr neulich durch ihn eine bemerkenswerthe Einschränkung. „Immer fehlt mir doch schließlich das Einheitsband der Persönlichkeit, (aha! alte Bekannte!) und mitunter klangen mir sogar aus seiner Schöpfung philistrische Töne verletzend an's Ohr . . . Kommen nicht unsere deutschen Romantiker, wie unser herrlicher Novalis, darin kläglich zu kurz?“ Das ist sehr gut! Da schätzt ja also der Herr Allzukritische die anfänglich fast verbannte Wahrheitsucherin Gerechtigkeit höher als die „individuelle Antipathie“, aus der Brandes höchstwahrscheinlich eine Berechtigung für die stiefmütterliche Behandlung des Novalis u. d. A. zu finden meint. Ein ähnlicher lapsus calami fällt bei der Beurtheilung Fritz Mauthners durch Herrn X. in unliebsamer Weise auf. „Mauthner, der tüchtige klare Kopf, der aber den Hamlet für veraltet und (wenn ich nicht irre) den Aristophanes für einen Schafskopf hält.“ Bei dem „aber“ merkte ich auf. Neugierig las ich weiter: „Er (von Leo Berg ist die Rede) hält den Aristophanes nicht für einen Schafskopf — weil dieser Genius das Pech hat, vor mehr als 2000 Jahren geboren zu sein.“ Dieser Kausalsatz enthält eine Beleidigung für Mauthner; denn seine kritischen Fähigkeiten werden durch ihn lächerlich gemacht. Als ob nämlich die abfällige Beurtheilung des Aristophanes allein ihren Grund darin haben sollte, daß der Dichter zur Zeit des Perikles und nicht im Zeitalter der großen Persönlichkeiten das Licht der Welt erblickte! Warum ist sie nicht vielmehr auf das Konto gewisser persönlicher Eigenschaften Mauthners, etwa einer — na sagen wir — einer „individuellen Antipathie“ zu setzen?!“ Aber das wäre ja eine Anerkennung für Mauthner. Und die darf ihm durch Herrn X. nicht zu Theil werden, weil der selbst — vielleicht mit Recht — den Dichter der „Vögel“ ein Genie nennt. Da haben wir's endlich! Der morsche Punkt in dem X'schen Gedankenbau ist eben, daß der Herr Architekt die Bekehrung aller Kollegen zu seinen individuellen Antipathieen verlangt. Ebenso aber fordert er, daß sie vor den Idealen seines Geschmackes den Fußfall thun, wenn sie nicht unbarmherzig zur Kategorie der dii minorum gentium gerechnet werden wollen.

Derlei Schroffheiten freilich sind bei Muther nicht zu finden. Wenigstens keine solchen, die auf Launenhaftigkeit oder unzulänglichem logischen Denkvermögen beruhen.

Die paar schroffen, zuweilen Widerspruch heischenden Urtheile sind hier in der That bedingt durch die Individualität. Wie bei allen wirklichen Persönlichkeiten. Die Berechtigung dieser Bezeichnung wird man mir hoffentlich eher glauben als denen, die auf Grund eines oberflächlichen Einblickes in die Objekte ihrer Kritik sich für berechtigt halten, das Gegentheil zu behaupten. Man darf nur nicht die Ansicht haben, daß ein mit Persönlichkeit begabter Mensch sich unbedingt in die Toga des Uebermenschenthums hüllen müsse. Ein gigantischer Sonderling, ein „Barock-Genie“, ein heroischer Himmelstürmer ist Muther nicht, aber er drapirt sich auch deshalb nie mit den Mänteln der Dämoniden. Niemals, glaube ich, hat er sich für den Vollstrecker einer titanischen Promethidenbestimmung gehalten. Neidlos erkennt er auch die Ueberlegenheit jener ganz-großen Olympier an, die von den Höhen ihrer Unnahbarkeit ein siegesbewußtes „Es ist vollbracht“ in die Lande zu rufen vermögen. Er ist vorläufig in ewiger Veränderung und Entwickelung. An Heraklit muß ich immer denken. Die bekannten tiefsinnigen Aussprüche des hellenischen Weisen „ΠΑΝΤΑ ΡΕΙ“ und ΠΟΛΕΜΟΣ ΠΑΤΗΡ ΠΑΝΤΩΝ schweben mir beständig bei Muthers Worten vor. Auch Nietzsches profunde Verkündigung „Nur wer sich wandelt, bleibt mir verwandt“ kommt dem Leser schon bei der Lektüre des Vorwortes zu den „Studien und Kritiken“ in den Sinn. „Gewisse Widersprüche sind bei einer Republikation unvermeidlich. Man sagt erst zaudernd, was dann als richtig erkannt wird; muß oft dementiren, was man felsenfest glaubte, trotzdem hielt ich für gut, nichts an den Artikeln zu ändern. Ihnen die ursprüngliche Frische zu wahren, schien mir richtiger als alles Einzelne in Einklang mit meinen gegenwärtigen Anschauungen zu bringen, die ja auch nur die des Augenblickes sind.“ Da werden aber die „Exakten“ murren! Und dabei ist der Vorgang so einfach! Der Plan und die Vorarbeiten zur Darmstädter Ausstellung z. B. fanden Muthers höchsten Beifall. Neulich aber eiferte er mit herbem Spott gegen die Thaten der Kolonie des jungen Großherzogs mit der so einleuchtenden Begründung, daß Bilderskizzen oft sehr vielversprechend aussehen, während die fertigen Gemälde eben dann eine um so unangenehmere Enttäuschung bereiten. Diese Unabgeschlossenheit Muthers ist eine Folge seiner reichen sanguinischen Künstlerseele. Auch er scheint sich Lessings Bekenntniß: „Ich schätze das Streben nach Wahrheit höher als die Wahrheit selbst,“ zu eigen gemacht zu haben. Manches herbe Wort in seinen Urtheilen ist erklärlich, wenn man auf S. 33 des neuen Buches den Satz liest: „Und das Alles sage ich, wie ich ausdrücklich betone, nicht aus der Freude am Tadel.“ Denn er besitzt eine gerade bei Kritikern seltene Ehrlichkeit. Ist er doch auch ganz durchdrungen von den Pflichten des Kunstrichters, der ein Erzieher, ein Besserer, ein Mehrer des Reiches der Kunst sein soll. Heute sind wir ja glücklich wieder so weit, wie vor hundert Jahren Schiller, der die ethische Bedeutung der Kunst so genau erkannt hatte. Jetzt wetteifern Lichtwark, Muther u. A. in dem Streben nach der Verwirklichung ihres Ideals von der Kunst als Kulturmission. Auch sie verklären die Kunst zur erhabenen Befreierin von den kleinlichen Miseren des Alltags. Daß Muther dabei nie den Boden der Wirklichkeit unter den emsig suchenden Füßen verliert, daß er sich seinen Blick für die großen Zusammenhänge und die historische Einsicht niemals trüben läßt, ist sein Glück. Nur so ist es ihm möglich, die keineswegs blos phraseologische kritische Gerechtigkeit zu üben und „Jedem das Seine“ zu geben. Böcklin und Liebermann, mein lieber Herr X., Menzel und Leibl, Rossetti und Burne-Jones sind sämmtlich zu schätzen, weil Jeder von ihnen seine eigene Bedeutung hat, weil ein Jeder sein mehr oder minder großes Vermögen zu dem sich ewig verzinsenden Kunstkapital beigesteuert hat. Dieser Mangel an Schroffheit bedeutet beileibe keinen Kompromiß mit den „Historisten“. Oder gar mit der Oberlehrerhistorie, die man sich höchstens als ein statistisches Amt für verwundete Majors oder kirchenbauende Väterlandsfreunde gefallen läßt. Muthers ganze bisherige Thätigkeit ist ja eine Reaktion gegen die Philisterwissenschaft. Er lehrt uns „fröhliche Wissenschaft“, er schildert „erlebte Wissenschaft“. Ihm ist die Wissenschaft ein „Komplement des Lebens“. Diese beiden letzten sehr gut erfundenen Ausdrücke stammen von Herrn X., aus dessen

Schaffen ein ähnlicher Grundton herausklingt. Daher hielt ich Muther für einen Liebling des Herrn X. Das Ziel aller meiner bisherigen Bemühungen war das nämliche, so daß ich mich darüber wundere, wie schlecht wir drei uns trotzdem verstehen. Auch andre Genies waren in demselben Sinne thätig. Heine, Schopenhauer, Nietzsche, Böcklin u. A. Erwartet man von einem Akademiker im landläufigen Sinne ein Bekenntniß wie folgendes? „Ich habe mich auch in Toledo verliebt. Eine Heilige sah ich. Margaretha heißt sie. Den Fuß hat sie auf den Drachen gesetzt. Scheu wie ein Reh, stolz wie eine Königin blickt sie hernieder. Zum Kusse streckt sie das schmale Händchen aus. Geküßt will das Füßchen, das zitternde Füßchen sein. Ich habe sie gekauft. Denn sie ist eine Statue. Alonso Cano vielleicht heißt ihr Meister. Und ich flehe nicht wie Pygmalion, daß sie lebendig werde. Sie hat mich das Feinste, was es giebt, die sinnliche Liebe zur Kunst gelehrt." Diese Sätze stammen aus dem Essaybuch Muthers. Sie stehen in dem der spanischen Reise des Verfassers gewidmeten Theile. „Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen," bestätigt Matthias Claudius. Aber was da gewöhnlich zu Tage gefördert wird, ist nicht werth, auf litterarische Schätzung Anspruch zu erheben. Wohl giebt es gute derartige Bücher, die nicht nur Reisebeschreibungen, sondern, um mit Zola zu reden, uns „ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen" geben. Aber was Muthers „Spanische Reise" über diese Werke noch erhebt, ist die bewunderungswürdige Verquickung von Kunst und Wissenschaft, von Beobachtetem und Hineingelebtem, von historischem Sehvermögen und der feinsten Fühlung mit der Zeit- und Menschenseele. Alle diese Fäden werden durch das Einheitsband der „Persönlichkeit" zusammengehalten, sie werden verknotet durch einen Kunstgelehrten — oder besser durch einen gelehrten Künstler, dessen Wissenschaft das Leben ist mit allen seinen „Leiden- und Freudenschaften." Wie greifbar ersteht vor uns die große spanische Vergangenheit; wie menschlich nahe wird sie uns gerückt, wenn wir mit Muther im Geiste die „Madrider Kunstsammlungen", wenn wir Aranjuez und den Eskorial, wenn wir die Kathedrale von Toledo durchwandern. Man lernt durch Muthers köstliche Stimmungselemente Land und Leute besser kennen als durch tausend „Handbücher". Das schönste ist aber doch das Kapitel „Ein Stiergefecht". Eine wunderbare Inspiration, durch die erlesenste impressionistische Stilkunst in eine unvergängliche Form gebannt. Auch der Leser ist gebannt, ich wenigstens war es. Mir kam unser „kunst- und kulturloses Breslau", wie es Muther nennt, ganz spanisch vor. Im Café Fahrig glaubte ich auf der Terrasse eines zauberumwobenen Schlosses in Sevilla zu sitzen. Die gesprengte Zwingerstraße hielt ich für den Guadalquivir. Erst als die traumverlorenen Augen auf der gedruckten Mittheilung, daß man ein Kaiser Friedrich-Denkmal an unser im ionischen Stil erbautes Museum ankleben will, haften blieben, war ich von meinem Wahn gründlich geheilt.

Muther nennt seine Erinnerungen in sehr feiner Weise „Studien". Er wird sie wohl benützen, um uns die so nothwendige Geschichte der spanischen Kunst zu schenken, die uns Carl Justi trotz seiner Versprechungen noch immer vorenthält. Andere „Die Pariser Weltausstellung" betitelte Skizzen hat ja Muther bereits*) zu der farbenprächtigen Illustration eines wichtigen Kapitels aus der Geistesgeschichte des französischen Volkes verwendet. —

Die Signatur des Buches ist aber doch wienerisch. Die Leute an der Donau können sich was einbilden, daß ihr Kunstleben in allen seinen Wandlungen während der Zeit vom November 1899 bis zum Januar 1901 von einem bedeutenden Könner so genau studirt wird. Muther giebt aber hierbei kein langweiliges Namen- und Sachregister, er verfährt vielmehr nach den kritischen Grundsätzen, die ich hier auf der ersten Seite umschrieb. Künstler, Beschauer und Leser sollen etwas profitiren. Die Artikel in der Wiener Zeit haben also eine weit größere als blos lokale Bedeutung. Muther eifert darin, wie er mit einem wieder so überaus charakteristischen Worte sagt, gegen den „Herbariumsgeschmack" der Museen, der oft so überwiegt, „daß man den Duft der frischen

*) Ein Jahrhundert französischer Malerei (S. Fischer, Verlag 1900).

Blumen nicht fühlt.“ Er selbst ist doch ein so fein begabter Gärtner. Man kann sich ihn so gut vorstellen, wie er auf die im Lenzesschmuck leuchtenden Gefilde der Kunst schreitet und dort den Duft knospender Pflanzen einathmet. Aber er entreißt sie nicht brutal dem fruchtbaren Boden, zählt auch nicht ihre Staubgefäße; er hegt und pflegt jede nach ihrer Eigenart. Diese nach meiner Ansicht beste Eigenschaft im hellsten Lichte zu zeigen, geben ihm die „Gedenkblätter“, der zweite Abschnitt des Buches, die schönste Gelegenheit. Da ist er ganz in seinem Elemente, wenn er sich in Ruskins oder Schwinds Charakter versenken, wenn er in Arnold Böcklins Seele untertauchen kann. Dem Aufsatz über Böcklin entnehme ich folgende für Herrn X. wichtige Stelle: „Der Persönlichkeitskultus trat an die Stelle ästhetischer Abstraktion. Rembrandt, die Regellosigkeit, verdrängte Rafael. Je schroffer, je eigenartiger ein Künstler seine Persönlichkeit zeigte, desto lieber hatten wir ihn.“ (!)

Bei dem vierten Theil des Essaybuches stört mich nur der Titel „Allgemeines“. Wo wir so viel „Besonderes“ erfahren vom „Zusammenhang der Kunst und Kultur im 19. Jahrhundert“, über „Kunstpflege“, über die Pathologie und Therapie der „Geschmacksverbildung“, hätte auch eine andere Bezeichnung stehen sollen. Aber eine hohe, „allgemeine Bedeutung haben auch diese Aufsätze. Ihr Verfasser erstrebt immer das eine Ziel: die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts. Weiter möchte ich darüber nichts sagen, da es mir banal erscheint, das Werk zu „besprechen“. Muther verfährt mit seinen kritischen Objekten oft ebenso wie ich. Das ist mir sehr lieb; denn ich kann als Entschuldigung für meine diesmaligen Exkurse auf ein größeres Vorbild weisen. Einige der Muther'schen bibliographischen Skizzen sind mit dem Titel „Bücher“ als Theil 3 in das neue Werk aufgenommen worden. Interessant ist es, wie der Verfasser darin Kritik übt. Lichtwarks „Makartbouquet und Blumenstrauß“ zerpflückt er nicht, er recensirt nicht in der bekannten schematischen Trockenheit, die man bei vielen Schriften nicht umgehen kann. Statt dessen plaudert er in fesselnder Weise von etwas Erlebtem, von seinem Bekanntwerden mit Lichtwark, dessen Persönlichkeit dadurch plastisch vor uns tritt. Von den übrigen Recensionen erwähne ich noch diejenige über Th. v. Frimmels Buch „Die modernsten bildenden Künste und die Kunstphilosophie“, eine Kritik, bei deren Lektüre man sich wegen ihrer ungebändigten Satire vor Lachen kaum halten kann. Aber haben denn solche Besprechungen von Büchern eine allgemeine Bedeutung?“ So werden die Skeptiker fragen. Nun gewiß, solche Kritiken sicherlich. Denn sie bilden Variationen zu dem Peter Altenberg'schen Thema: „Wie ich es sehe“.

Man kann auch daraus lernen, wie's zu machen ist und wie nicht. Denn selbst die Urtheilsfähigkeit begabter Kritiker ist, wie wir gesehen haben, verbesserungsbedürftig. Herr X. leugnet überhaupt, daß wir gegenwärtig große Kritiker haben. Er will wie Diogenes mit der Laterne nach solchen Leuten gesucht haben. Nun! Wer selbst hellsichtig ist, bedarf keiner Laterne.

Immerhin darf uns das posirte Uebermenschenthum weit sympathischer sein als die neuerdings stets wachsende Philisterschaar. Werfen die Uebermodernen Richard Muther Ueberfluß an Objektivität vor, so tadeln ihn die Herren der hohen Wissenschaft wegen eines allzu großen künstlerischen Subjektivismus! Und die schwarzen Brüder kehren sich von ihm als einem Sohne der Sünde ab. Aber „ohne Feinde sind nur die Nullen“, behauptet Muther auf S. 36 der „Studien und Kritiken“. Und neulich erklärte er in humoristischer Resignation: „Ich habe ja ein Talent, mir Feinde zu machen“; dies ist ein Satz, der wenig zu der ihm untergeschobenen Begeisterung für Alles und Jeden passen will. Ich aber schließe jetzt, indem ich den Herrn Spießbürgern die famosen Worte des famosen Paracelsus aus Schnitzlers Einakter zurufe:

„Weil's Euresgleichen angeborne Gabe,
Des Lichts Geschöpfe, die sich Euch genaht,
In Euren Kreis dumpf kläglichen Behagens
Herabzuzieh'n —.“

---

LIBER

# Illustrirte Bibliographie.

**[D]ie Erde und das Leben.** Eine vergleichende Erdkunde. Von Friedrich Ratzel. Erster Band. Mit 264 Abbildungen und Karten im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1901.

Wiederum läßt das Bibliographische [In]stitut in gediegener und geschmackvoller Aus[sta]ttung ein fesselndes Gelehrtenwerk erscheinen, [da]s in hohem Grade Beachtung verdient. [Pr]ofessor Ratzel in Leipzig ist der Verfasser [de]s neuen über die Erde und das Leben [au]f ihr handelnden, prächtigen Buches. Die [Un]iversität Leipzig stellt augenblicklich eine [gan]ze Anzahl bedeutender geistiger Heerführer. [In] Leipzig schreibt Karl Lamprecht seine [gro]ße Deutsche Geschichte und verknüpft die [Fä]den der Wirthschaftsgeschichte mit dem [ma]nnigfaltigen Gespinnst des Kulturfortschritts [auf] den verschiedensten Gebieten in ange[fochtenen]tener, aber sicherlich geistvoller Weise, dort [wi]rkt Wilhelm Wundt, der geniale Poly[hist]or und Systematiker der modernen Wissen[schaf]t, und nun leitet Friedrich Ratzel die [viel]fach zerstreut fließenden Bächlein natur[wiss]enschaftlicher Gedankenzusammenhänge in [ein] gemeinsames biogeographisches Becken, ein [Verf]ahren, dem sich weder ästhetische Vor[züg]e, noch innere Berechtigung absprechen [lass]t; denn als Erdbewohner sind wir alle zu [de]r Einheit a priori verpflichtet, und nichts kann uns das, auch sittlich nicht unbedeut[same], Bewußtsein der terrestrischen Zusammengehörigkeit fühlbarer machen, als so ein [groß] angelegter Streifzug über das Ganze unseres Wissens hin, wie er immer wieder von [Zeit zu Zeit] mit Erfolg unternommen werden muß. In diesem Sinne reiht sich Ratzels [groß]e Arbeit ein in die Leistungen der unsterblichen Herder, Humboldt, Ritter. Daß alle [...] wissenschaftlichen Erzeugnisse ihrem irdischen Schicksale, einmal zu veralten, nicht

Alexander der Große.
Aus Friedrich Ratzel, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

entgehen, macht sie uns nicht weniger werth und kostbar. Nur eine unreife Kultur kann Ewiges und Bleibendes erstreben. Der Sprung von einer nicht weiter kontrolirbaren Ferne in's Unendliche wird ihr leicht. Wer dagegen aus dem Laufe aller völkerpsychologischen Entwicklungsströme gelernt hat, daß es Menschensache nur immer sein kann, gewissenhaft dem Tage zu gehorchen, der weiß, daß in dieser Bescheidenheit zugleich die Gewähr vorhanden ist, dereinst dem mütterlichen Grunde, ohne ihm eine „nutzlose Last“ gewesen zu sein, wieder einverleibt zu werden.

Der große Meteorit von Melville Bay.
Aus Friedrich Ratzel, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Ratzel beginnt sein Buch mit einer geschichtlichen Erzählung von der allmählichen immer anwachsenden Erdkunde. Dieser lehrreiche Rückblick stellt das heutige Wissen gleich hinein in den Zusammenhang einer kontinuirlichen Gesammtarbeit der Kulturvölker. Mit kräftigen Zügen wird uns das Zustandekommen des geographischen Weltbildes vor Augen geführt. Wir erinnern uns der kühnen alten Seefahrer, denen Unkenntniß den Muth stärkte, Beispielloses zu unternehmen (p. 9). „An nautischer Geschicklichkeit war kein großer Unterschied zwischen den Phönikern Nechos und den Portugiesen Heinrichs des

Seefahrers. Die Fahrten des Hanno und des Pytheas (um 330 v. Chr.) zeigen, daß bei diesem Unternehmen überhaupt nicht das Können im Vordergrund steht, sondern das Wollen." Oft mögen uns auch die Namen energischer Vorkämpfer für eine Erweiterung des Menschheitshorizontes verloren gegangen sein. Sie tauchen „verfrüht" auf in der Geschichte und gleichen jenen zufälligen Vorposten von Baumindividuen jenseits der Waldesgrenze. So gab es „Entdeckungsfahrten, die für Wissenschaft und Gesittung unfruchtbar bleiben, weil kein mächtiges Bedürfniß hinter ihnen nachdrängt".

Steilküste von Sidney.
Aus Friedrich Ratzel, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Zu andern Zeiten aber scheinen die Götter ein Füllhorn edler Gaben auf die be-
gen Erdenkinder auszuschütten. Es ist des fröhlichen Sammelns und Erntens kein
. Die Kenntnisse schließen sich lückenlos zusammen, ein erfreulicher Anblick, wie ihn
ch der Bergsteiger nach öder Wanderung genießen mag, wenn er sich, den Gefahren
ckt, zurecht findet und des landschaftlichen Reizes gewahr wird. Ratzel vergleicht die
chheit im Zeitalter der Renaissance mit einer „zum Bewußtsein ihrer Welt erwachen-

den Kindesseele". Die verschlossenen Pforten thun sich auf, und die Erfahrung entfern machtvoll alle dogmatischen Siegel.

Die historische Einleitung des Ratzel'schen Werkes hinterläßt im Leser den Eindruc einer verheißungsreichen Ouverture. Die eigentliche Darstellung beginnt nun mit eine grandiosen astronomischen Orientirung. Die Erde im Weltraum läßt sich vor unserer

Regenrinnen (Salt Creek Cañon).

Aus Friedrich Ratzel, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Erster Band. Leipz und Wien, Bibliographisches Institut.

geistigen Auge blicken. „Die Entwicklung der ganzen Astronomie ist das Vordringen üb die gewölbte Fläche einer Krystallhohlkugel, an der die Sterne befestigt waren, hinaus i einen tiefen Himmelsraum, wo von Weltengruppe zu Weltengruppe sich weitere Fern sichten eröffneten. Es ist eine gewaltige Eroberung im Raume, der sich erst spät au Eroberungen in der Zeit angeschlossen haben. Diese Eroberung ist auch für die Er

gemacht. Denn darin liegt die große Bedeutung der kosmischen Entfernungen für die Geographie, daß sie jener tellurischen Enge für immer entrücken." (p. 86.)

Das Teleskop ist erfunden, aber wichtiger als dieses äußere Hilfsmittel für den Blick in die räumliche Ferne ist unser geistiges Inbereitschaftsein, vor Größen wie die Herschel'schen Lichtjahrmillionen und „vor dem Gegensatz der Kleinheit der alltäglichen Vorgänge und der Größe des Ergebnisses" in der Geologie nicht zurückzuschrecken. Psychologisch sehr richtig bemerkt Ratzel: „Im Ganzen sind die Geologie und die Geographie noch weit davon entfernt, mit diesen Zeiträumen so unbefangen umzugehen wie die Astronomie. Ihr Blick ist noch immer etwas getrübt und gekürzt durch die Einflüsse der alten Katastrophenlehre, die in den kürzesten Zeiträumen durch unerhörte Kräfte Erdumwälzungen sich vollziehen und rasch auf einander folgen ließ."

„Die Verkleinerung räumlicher Größen durch das Hinausrücken meines geistigen Augenpunktes kann oft allein die Formen in ein Licht setzen, das ihr Wesen plötzlich viel klarer erkennen läßt. Von einem hoch gelegenen Punkte im Gebirge um mich blickend, sehe ich eine Menge beckenförmiger Einsenkungen, deren Breite oft ihrer Länge gleichkommt. Sehe ich nun diese Scenerie durch die Reihe der Jahrtausende an, die sich zwischen sie und mich stellen, fasse ich sie also erdgeschichtlich auf, so gewinnen jene Becken an Länge und Tiefe und werden die Rinnen, in denen ich das Wasser das Gebirge ununterbrochen umspülen sehe, seine Wege von den Höhen nach dem Fuße suchend, dabei kleinste Theile des Gebirges hinabtragend, dessen ganze Erhebung in die Tiefe verschiebend, bis die Arbeit unten angelangt, bis das Gebirge verschwunden ist. Die Zeit giebt mir die richtige, die kosmische Perspektive, durch die ich die Stellung dieser Bildungen in der Geschichte der Erde, ihre Funktion erkenne, und so führt mich die Zeit auf das Wesentliche auch in der Form." (p. 87.)

So bewaffnet Ratzel, gleichsam als ein Optiker für die innere Anschauungsform, unsern Zeitsinn mit einem stärkenden Instrumente. Die starren Massen der Erdoberfläche gerathen, durch dieses Glas gesehen, in rastlosen Fluß. Unsere Phantasie belebt das Gewordene zu einem stillen Bericht über seinen Werdegang in der Vergangenheit.

In diesem genetischen Sinn ist die ganze naturwissenschaftliche Arbeit des geistreichen Geographen gehalten. Mit dem Scharfblick des Gelehrten verbindet Ratzel jedoch eine wunderbare Anschaulichkeit der Wiedergabe des Erforschten und Gesehenen. Beide Eigenschaften machen seine schriftstellerische Leistung zu einem schön geformten und überaus anregenden Kunstwerk.

Meist wird man wohl, und das mag dem selbstlosen Autor vermuthlich das Erwünschteste sein, über dem Gegenstand die gestaltende Hand vergessen. Wir schauen die Riffe und Küsten, die Vulkane und Gebirge, die Thäler, Pässe und den Wald in ihrer geheimnißvoll ausdrucksreichen Schönheit, herrlich wie am ersten Tag. Der Gesang der Erzengel wird angesichts solcher göttlicher Wunder in unserer Erinnerung leise erklingen:

„Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf . . ."

Wie hätte Goethe sich für diese Arbeit interessirt!

H. L.

---

**Geschichte der Kunst.** Von Cornelius Gurlitt. In zwei Bänden mit je 15 Bildertafeln. Stuttgart 1902. Arnold Bergsträßer, Verlagsbuchhandlung.

Ein Riesenwerk, das eine Summe von Arbeit in sich birgt, die schon an und für sich unsere Anerkennung verdient, die aber geradezu Staunen und Bewunderung erregt, wenn man tiefere Blicke in das Werk gethan hat. Wir haben an dieser Stelle vor einigen Jahren auf desselben Verfassers „Deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" (Berlin, Georg Bondi, 1899) aufmerksam gemacht und den eigenartigen Standpunkt dargelegt, von dem aus Gurlitt seine Kunstauffassung verstanden wissen will. Dieselben Principien haben ihn bei der vorliegenden Arbeit geleitet. Sie finden sich ausgesprochen in seinem Vorwort, wo es heißt: „Die neueren Kunstgeschichten stellen sich zumeist die Aufgabe, den Stand der Forschung im Gesammtbilde wiederzugeben. Ich habe mir meine Aufgabe etwas anders gestellt: ich möchte die Kunstgeschichte so schildern, wie mir ihre Entwickelung sich abgespielt zu haben scheint; nachdem ich mich, soweit ich eben konnte, mit dem Stand der Wissenschaft vertraut zu machen suchte.

„Die Kunst für die Kunst!" lautet ein Stichwort unserer Zeit. Ihm nachgebildet ist jenes der Geschichtsschreiber der Kunst, daß sie aus ihrer Wissenschaft heraus, ohne Hinblick auf Nachbarwissenschaften, ihr Gebiet bewältigen wollen. Großes ist geleistet worden, indem die Kunstgeschichte als Geschichte der künstlerischen Formen behandelt wurde. Diese Arbeit bietet der Betrachtung jetzt überall die Unterlage, den willkommenen Grund.

„Aber mir will scheinen, als biete sie nicht zugleich das letzte Ziel. Die Kunst ist doch nur zu verstehen als Ausdruck einer schaffenden Seele, und eine solche steht nicht allein in der Welt, sondern bildet einen Theil des Volkes, der Zeit, des allgemeinen Lebensstandes der Geister. Neben der Geschichte der Form muß auch, will man das Wesen der Kunst möglichst tief erfassen, der innerste Grund zum Wandel der Form gesucht werden."

Um seinen Zweck zu erreichen, mußte der Verfasser daher mancherlei außerhalb der engeren Kunstgeschichte liegende Betrachtungen in sein Buch einflechten; er will aber nicht nur die Kunst, sondern das ganze Leben der Völker und ihrer schaffenden Söhne in Kunst darstellen. Und zwar so, wie *ihm* es erscheint, indem er sich vollkommen klar darüber ist, daß die heiß erstrebte Objektivität ein Ziel sei, das zwar einen Gott begeistern könne, einem Menschen aber nie erreichbar sein wird.

Es liegt auf der Hand, daß nicht Alle diesen Standpunkt des Verfassers theilen werden; *wir* können ihm uns jedoch vollkommen anschließen, umsomehr als wir es bei Gurlitt mit einer *echten, ganzen* Persönlichkeit zu thun haben, deren Aeußerungen auf alle Fälle Beachtung verdienen und stets Interesse erwecken. An jedem guten Kunstwerke wie an jedem guten Buche ist schließlich doch der Autor, der dahinter steckt, das Interessanteste.

Die Darstellung Gurlitts berührt außerordentlich sympathisch durch die ruhige Klarheit, die Abwesenheit alles Phrasenhaften, mit der er — einem fesselnden Lehrer auf dem Katheder gleich — zu uns spricht. Niemals will er geistreich erscheinen, aber immer ist er voll Geist. Sein Standpunkt bringt es mit sich, daß er sich fast gänzlich der Polemik enthält, ein wesentlicher Vorzug vor Vielen seiner Mitstrebenden, bei denen man oft zweifelhaft sein kann, ob ihnen bei ihrer Darstellung *die Kunst* auch wirklich die Hauptsache sei.

Man wird es als durchaus berechtigt anerkennen müssen, daß der Verfasser in den Kreis seiner Darstellung nicht auch die jüngsten Bestrebungen auf allen Gebieten der Kunst mit einbezogen hat, die sich inmitten einer mit gewaltiger Anstrengung durchgeführten Umgestaltung befinden.

„Es war nicht die Absicht dieses Buches," heißt es am Schluß, „das zu schildern, was noch in alljährlichem Wandel sich befindet; worüber ein Urtheil zu fällen nicht möglich ist: denn wer den Wogen des Kampfes folgen will, muß sich selbst in die Reihen mit einstellen, muß den Kampf mit erleben. Dies Buch soll aber jener Kunst gewidmet sein, über die ich mit mir selbst klar geworden bin."

Gurlitts „Geschichte der Kunst" ist unter den zahlreichen ähnlichen Erscheinungen der letzten Zeit sicherlich eine der erfreulichsten, die an Gründlichkeit und Gediegenheit des Wissens die meisten weit überragt, an Geschmack und edler Einfachheit der Darstellung hinter den besten nicht zurücksteht. K. J.

---

# Bibliographische Notizen.

**Einleitung in die Philosophie.** Von *Wilhelm Wundt.* Leipzig, Engelmann.

Als ich dies neue Buch Wundts sah und im Vorwort las, daß es eine Art Niederschlag seiner langjährigen Vorlesungen über Philosophie darstellte, und als ich mich dann bei der genußvollen Lektüre des unendlich abgeklärten Werkes an manches unvergeßlich schöne Kolleg erinnerte, da dachte ich: so wie mir wird es Vielen ergehen, die auch des Glückes theilhaftig waren, den Meister in Leipzig über das System oder die Geschichte der Philosophie oder über Ethik vortragen zu hören, und ich fühlte mich dieser Gemeinschaft mit ihrem nie entreißbaren Erinnerungsschatze dankbar zugehörig. Allein auch für den Leser ohne solche Reminiscenzen ist hier eine edle, herrliche Gabe bereitet worden. Die stete

Klarheit und durch nichts beirrte harmonische
Ordnung der Gedanken des Werkes reihen
dies, für den Anfänger bestimmte, vielleicht
aber selbst den Meistern der Wissenschaft,
wenigstens in der künstlerischen Form, lehr-
reiche Buch würdig ein in die stattliche An-
zahl der so überaus vielseitigen und ge-
diegenen Schriften, die wir dem Altmeister
der modernen wissenschaftlichen Psychologie
zu verdanken haben.

Es ist schwer zu beschreiben, worin das
eigenthümliche beruht, das den Reiz und
die tiefe Schönheit Wundt'scher Darstellung
ausmacht. Vielleicht läßt es sich überhaupt
nicht zureichend schildern. Man hat das
Gefühl, einem Geistesfürsten zu lauschen,
einer völlig reifen Persönlichkeit, in deren
Verstand ein mathematisch präcises Greif-
vermögen schier unfaßbar schwebender Zu-
sammenhänge lebendig wird, so oft die
...kte Anschauung eine solche auseinander-
...lende Festhaltung der in der Popular-
...chologie trüb einherschwimmenden Vor-
...lungsgebilde fordert. Im Lichte der
...undt'schen Dialektik schwinden die ver-
...renen Dinge. Er schafft unterscheidenden
...rchblick wie die Färbungsmethode der
...kroskopie.

Das vorliegende Werk enthält diese
...züge in gleicher Weise. Es bildet zu-
...st eine umfassende und elementar ge-
...ene historische Orientirung in der
...losophie, sodann aber auch eine systema-
...e Einführung in die Erkenntnißtheorie,
...aphysik, und Ethik. Ich glaube, es
...t keine größere und reinere Kunst als
...hier an den Tag gelegte: keine größere,
... der Gegenstand, um den es sich handelt,
...s Gleichen nicht besitzt und nach jeder
...tung hin in's Unendliche mündet, so
... für den, der Kräfte hat, hier Raum
...g vorhanden ist, ihn zu bewältigen,
... reinere, weil die Trübungen der per-
...chen, durch Zeit und Ort bedingten
...nungswelt geflissentlich und mit allem
...e immerwährend zu überwinden ge-
... werden im Dienste jenes heiligen
...es der Wahrheit, welcher allein unsere
...nsten Seelenwünsche göttlich befriedigt.

H. L.

**...chgeschichte und Sprachpsycho-
...gie mit Rücksicht auf B. Del-
...ücks Grundfragen der Sprach-
...schung.** Von Wilhelm Wundt.
...pzig, Engelmann.

...uf Delbrücks, des verdienstvollen
...hforschers, Bemerkungen zu der mit
...r Beobachtung der seelischen Vorgänge
...fenen genialen Riesenarbeit über die
Völkerpsychologie (Sprache) von Wilhelm
Wundt hat der große Psychologe in einer
sehr liebenswürdigen Schrift gründlich be-
lehrend und sein Hauptwerk ergänzend, be-
sonders aber wahrhaft vorbildlich für die
Weise, eine Polemik vornehm zu führen,
geantwortet. Die Entwicklung ernster,
feiner Gedankengänge wird durch humor-
volle Einschaltungen hie und da freundlich
unterbrochen. Ich weiß den Genuß der
Lektüre dieses Buches nur mit dem beim
Anhören entzückend melodisch dahinfließen-
der klassischer Musik zu vergleichen.

H. L.

**Einleitung in die theoretische Bio-
logie.** Von Dr. J. Reinke. Mit 83 Ab-
bildungen im Text. Berlin, Paetel, 1901.

Professor Reinke in Kiel hat sich hier
nicht zum ersten Male aus seinem engeren
botanischen Bezirk zu einer Wanderung in
umliegende und entferntere philosophische
Gefilde auf den Weg gemacht. Dabei liegt
es freilich in seiner Absicht, alles die Er-
fahrung Ueberschreitende mit gewissenhafter
Vorsicht auf sich beruhen zu lassen, und
nur hie und da treibt auch ihn der allge-
mein menschliche Drang nach einer Vervoll-
ständigung des spekulativen Weltbildes in
die Gedankengänge der Metaphysik. Der
Verfasser der „Welt als That", der durch
seine langjährigen Protoplasmastudien den
biologischen Problemen insonderheit auf den
Leib gerückt ist, hat sich in der vorliegen-
den Arbeit mit den großen Geheimnissen,
die das Zellenleben beherrschen, tiefgehender
befaßt, als ihm der Laie zu folgen viel-
leicht im Stande sein dürfte. Unsereins
denkt da wohl zunächst an die poetisch un-
heimlichen Versuche der künstlichen Nach-
schaffung eines Homunculus, wie davon der
Faust Goethes oder etwa eine kühne Phan-
tasie des Gespenster-Hoffmann Zeugniß ab-
legt, und der Stimmungsduft, der diesen
genialen dichterischen Konzeptionen entströmt,
wird auch bei der ernst wissenschaftlichen,
modernen Befassung mit den uralten Fragen
nach dem göttlich Lebendigen in der Natur
nicht fehlen.

H. L.

**Welt-Enträthselung.** Grundriß des
Ideal-Realismus als der Versöhnung
von Natur und Geist. Von G. Tschirn,
Breslau. — Bamberg, Handels-
Druckerei und Verlagshandlung.

Die Enträthselung der Welt ist nicht
so alt wie die Welt selber. Im Laufe
einer unabsehbaren Entwicklung hat sich aus
dem Schooße der Natur heraus allmählich
erst das große Fragezeichen geboren. Der
Menschen-Geist, der sich in der Unendlichkeit

zu orientiren trachtet, ist das Produkt nie zu erschöpfender Konstellationen des allgemeinen Geschehens, und die Gedanken über derartige hehre Probleme werden wohl stets ein Born veredelnder Vorstellungen für uns Erdgeborene sein. Daß die vorliegende Arbeit an den ewigen Räthselfragen miträthseln hilft, macht sie dem Leser werth.
H. L.

**Deutsche Geschichte.** Von Karl Lamprecht. Berlin, Gaertner.

Der erste Band von Lamprechts epochemachender Arbeit erscheint in dritter durchgesehener Auflage, von einem neuen interessanten Vorwort begleitet. Lamprecht versucht, an der Hand einer vielleicht unübertroffenen Kenntniß der Wirthschaftsgeschichte unseres Volkes, von der aus er sich in großen Eroberungszügen auch sonstige Wissenschaft vom Kulturtreiben der Nation angeeignet hat, ein Bild der psychischen Massenentwicklung zu entwerfen.

Außerdem liegt der erste Ergänzungsband zur deutschen Geschichte vor, ein sehr merkwürdiges Buch, auf das ich noch zurückkommen möchte. Hier wird nämlich eine Art Augenblicksphotographie der Jetztzeit aufgenommen. Musik, bildende Kunst, Dichtung und Weltanschauung gelangen, höchst geistvoll beleuchtet, zur Sprache. H. L.

**Auf deutschen Pfaden im Orient.** Reisebilder. Von Paul Lindenberg. Mit 110 Illustrationen. Berlin, Dümmler, 1902.

Die frische Reiseschilderung des gewandten Schriftstellers Paul Lindenberg wird den Leser insofern besonders interessiren, als sie, außer der flotten Bilderfülle, die uns entrollt wird, an vielen Punkten ein liebevolles Eingehen auf die deutschen Angelegenheiten im Orient aufweist. Dieser Tendenz wird richtig auf dem Deckelbilde des hübsch ausgestatteten Bändchens Ausdruck gegeben: ein mit geschwellten Segeln und Volldampf die Fluth durcheilendes Schiff, das allerorts die schwarz-weiß-rothe Flagge aufgehißt hat und in der tropisch-exotischen Umgebung die heimatliche Art munter kund thut. H. L.

**Das weiße Haus.** Roman von Hermann Bang. Berlin, S. Fischer 1902.

Diese Skandinavier sind doch Teufelskerle! Sie haben alle so unheimlich viel Talent! Und sie wissen mit knappen Mitteln so große Wirkungen zu erzielen! — Dieser neue Roman von Hermann Bang ist nur für die Wenigen geschrieben. Es ist ein im besten Sinne aristokratische Buch, das verfeinerte Naturen als Lese voraussetzt, Leute, die ein Ohr für d heimlich mitschwingenden lyrischen Neben und Untertöne haben . . . Von de „weißen Hause“ seiner Jugend erzählt d Dichter in wehmütbig träumender Rüc schau, und dieses „weißen Hauses“ Seel war die Mutter, in der alle höchste Seh sucht und alle tiefste Trostlosigkeit, al Illusion und alle Selbstvernichtung, al Zerrissenheit und aller Höhendrang d modernen Geistes vor uns auflebt. D ist alles in knappen, diskret andeutende nur das Wenigste aussagenden Zügen fe gehalten, und aller Räthselschmerz der m dernen Seele schluchzt in dem kleinen Buc
K. W. G.

**Aus dem Leben.** Von Lu-Rewal Dresden und Leipzig. E. Pierso Verlag.

Schon Motto, Einleitung und d Widmung: Den Denkenden! — lassen e warten, daß hier von edler Frauenha eine ernste, eigenartige Gabe geboten wir In der That ist diese knappe, wah warmherzige, mit zahlreichen weisen Bib worten und guten Lehren durchwobe Schilderung eines nur durch starke Selb überwindung und treue Pflichterfüllung a mählich errungenen Eheglücks geeign Müttern und jungen Frauen als golde Leitfaden zu dienen. Das Büchlein e pfiehlt sich als ein billiges und doch s werthvolles Hochzeitsgeschenk. N.

**Deux Gentilhommes-Poètes de cour de Henry VIII., par Edmo Bapst.**

Die beiden Dichter-Edelleute sind L Rochford und Graf Surrey. Die geleh Arbeit des Diplomaten gewährt einen int essanten Einblick in die damalige Poli Sie ist glänzend geschrieben, klar u spannend, das wissenschaftliche Beiw klappert nicht als ein unbeholfener Appa in den Zeilen des Textes, sondern wird den Anmerkungen für die, welche dergleich zu lesen wünschen, erledigt. Durch za reiche citirte Dokumente erhält die D stellung einen werthvollen Beigeschmack historisch-stilistisch Echten, König Heinri Papst Clemens, der französische Hof, klugen Gesandtschaften, all' das unsel Getriebe einer dahin gegangenen Zeit, l wieder auf, aber es ist jetzt nicht mehr v letzend gefährlich, sondern kann als Kunstw unter Glas gemustert werden. H. L.

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **Z.** = Zukunft. — **Zeit.**

**Arnoldson, Sigrid.** B. u. W. IV. 4.
**Bacons Chiffre-Geheimniss.** Von G. Zieler. B. u. W. IV. 4.
**Bouwmeester, Louis.** Von J. v Schevichaven. B. u. W. IV. 6.
**Buren. Sollen die B. Frieden schliessen?** Von A. Rogalla v. Bieberstein. N. u. S. 1902. Febr.
**Bölsche, Wilhelm.** Von J. Theodor. N. u. S. 1902. Febr.
**Bühnen-Lyrik.** Von M. Grube. B. u. W. IV. 6.
**Carneri und Leo Thun.** Von B. v. Frankl-Hochwart. D. Ru. 1901. Dez.
**Chinesisch-deutsche Jahreszeiten.** (1. Weihnachten.) Von J. Antenorid. Kr. 208.
**Christa.** Von H. Salus. Z. X. 12.
**Darstellenden Kunst, Die Grenzen der.** Von A. Winds. B. u. W. III. 7.
**Deutsche Geschichte.** Von K. Lamprecht. Z. X. II.
**Deutsche Muse, Die.** Z. X. 13.
**Deutsche Parlament 1848|49, Das.** Von R. von Mohl. N. u. S. 1902. Febr.
**Duell,** siehe auch Zweikampf.
**Duellfrage.** Von E. v. Rüts. D. Re. 1901. Dez.
**Europa. Zur Geschichte E. im XIX. Jahrhundert.** Von C. Hartwig. D. Ru. 1902. Jan.
**Geistesfreiheit.** Kr. 208.
**Göttinger Geschichten aus Lichtenbergs und Kästners Zeit.** Von Th. Poppe. D. Ru. 1901. Dez.
**Grabbe, Christian Dietrich.** Von P. Friedrich. B. u. W. IV. 5.
**Grabbe und Freiligrath. Nach ungedruckten Briefen F. F.** Von O. Blumenthal. D. Re. 1901. Dez.
**Grimm, Hermann. Zum 6. Januar.** Von R. Steig. D. Ru. 1902. Jan.
**Guyaus Kunstphilosophie.** Von R. Petrucci. Z. X. 11.
**Haager Konferenz, Zur Vorgeschichte der.** Von B. v. Suttner. D. Re. 1991. Dez.
**Herder und die Herzogin Luise.** Von E. v. Bojanowski. D. Ru. 1902. Jan.
**Herder und Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp.** Von Jansen. D. Ru. 1901. Nov. Dez.
**Husser, Karl.** Von A. Rössler. B. u. W. III. 7.
**Idealismus, Mehr.** Von P. Marsop. G. XVII. Dez. 1.
**Idpien und Denkmäler.** Von H. Helferich. Z. X. 12.
**Kriminalistische Ketzereien.** Von K. Jentsch. Z. X. 11.
**Li Hung-Tschang. Meine Begegnung mit L.-H.-T. und andere Reiseskizzen aus China.** Von Kühne. D. Re. 1901. Dez.
**Litteratur des alten Indien, Die. III. Die beiden Epen und Manus Gesetze.** Von H. Oldenberg. D. Ru. 1901. Dez.
**London, Meine Eindrücke von.** Von W. Kienzl. D. Ru. 1901. Dez.
**Maria von Magdala.** Z. X. 12.
**Mechanik und Biologie.** Von J. Reinke. D. Ru. 1901. Dez.
**Muther, Richard. Studien u. Kritiken.** Studien zu Kritiken und Antikritiken. Von P. Riesenfeld. N. u. S. 1902. Febr.
**Nestroy, Johann.** Von M. Necker. B. u. W. IV. 6.
**Noth der Landwirthe und der „Brotwucher", Die,** Von K. Küster. G. XVII. Dez. I.
**Niemann-Raabe, Hedwig.** Von Dora Duncker. B. u. W. IV. 5.
**Philanthrop. Ein deutscher auf russ. Boden.** (Theod. Haas.) Von N. Golant. N. u. S. 1902. Eebr.
**Pellico, Silvio, Die Haft S. P.** Von C. Tangl. D. Ru. 1902. Jan.
**„Rothe Robe". Ein deutscher Richter über „D. r. R."** Von Areopagiticus. B. u. W. IV. 6.
**Russland am Persischen Meerbusen.** Von H. Vambéry. D. Ru. 1901. Dez.
**Russlands Vordringen gegen Indien.** Von R. von Bieberstein. D. Re. 1901. Dez.
**Salome in der Kunst des letzten Jahrtausends.** Von Marie L. Becker. B. u. W. IV. 4, 5.
**Shakespeares Hamlet.** Von H. Türck. I. B. u. W. IV. 7.
**Stehr, Hermann.** Von W. Lentrodt. G. XVII. Dez. I.
**Strafrechtliche Nothstand, Der.** Von E. Sello. Z. X. 13.
**Strauss', Rich., „Feuersnoth".** Von L. Hartmann. B. u W. IV. 6.
**Tarifpolitik. Die Grundzüge d. preussisch-deutschen T. seit der Begründung des Zollvereins.** Von E. Graf zu Rantzau. D. Re. 1902. Jan.
**Tiefsee Expedition, Von der Deutschen.** Von W. Bölsche. D. Ru. 1901. Dez.
**Theater.** Von den Berliner Theatern 1901/1902. IV. V. VI. Von H. Stümcke. B. u. W. IV. 4, 5, 6. — Vom japanischen Th. Von A. Roessler. B. u. W. IV. 6.
**Vaterlandsliebe und Muttersprache.** Von F. Nonnemann. Kr. 208.
**Was die Engländer von König Eduard VII. erhoffen.** Von R. Templer. D. Re. 1901. Dez.
**Weib und Weibchen.** Von Anna Behnisch-Kappstein. N. u. S. 1902, Febr.
**Wirthshaus der Zukunft, Das.** Von W. Bode. Z. X. 12.
**Zweikampf. Die Berechtigung des Z.** Von O. H. Hopfen. G. XVII. Dez. 1.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Abels, M.**, neues illustrirtes Kochbuch 71.—80. Tausend. Backnang, J. Raths Verlag.

**Amateur-Photograph, Der,** Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Band XV. Heft XII. Dezember 1901. Düsseldorf, Verlag des Amateur-Photograph.

**Amran, L. von,** Englands Land- und Seepolitik und die Orientalische Frage. Nebst Vorschlägen in Betreff der Meerengen und Isthmen des Mittelländischen und des Rothen Meeres. Berlin, Fussingers Buchhandlung.

**Asmus, Martha,** Indiskrete Mittheilungen über Erfahrenes. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Benndorf, Friedrich Kurt,** Traum und Tag. Ein stilles Liebesdrama. Dresden, R. Bertling.

**Benz, Friedr.,** Die Evangelien der gestorbenen Frauen. München, Aug. Schapp.

— Irrendes Glück. Gedichte. München, Litteratur-Magazin.

**Bettelheim, Anton,** Briefe von Ludwig Anzengruber. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie. 2 Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.

**Bern, Maximilian,** Die zehnte Muse, Dichtungen fürs Brettl und vom Brettl, aus vergangenen Jahrhunderten und aus unseren Tagen gesammelt. Berlin, Otto Elsner.

**Bierbaum, Otto Julius,** Die Insel. Drittes Heft. Dezember 1901. Leipzig, Insel-Verlag. G. m. b. H.

**Brausewetter, Ernst,** Finnländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, soziale und politische Leben Finnlands. 1901. Heft 2. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Emerson, Ralph Waldo,** Lebensführung. Uebersetzt von Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**Etzel und Ewers,** „Singwald". Märchen und Fabeln für grosse und kleine Kinder. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellchaft für Litteratur und Kunst.

**Falke, Baronesse,** Eulennest. Roman. Zweite Auflage. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

**Fiedler, Friedrich,** Der russische Parnass. Anthologie russischer Lyriker. Zweite unveränderte Auflage. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

**Foral, Hugo,** Aus dem Herzen. Gedichte. Wien, VI., Selbstverlag des Verfassers.

**Friedrich, Paul,** Im Lebenssturm. Neue Gedichte. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh.

**Haarhaus, Julius R.,** Blätter für Bücherfreunde. Periodische Uebersicht über die Neuerscheinungen der Litteratur. 1. Jahrgang No. 3. Septbr. 1901. Leipzig, F. Volckmar.

**Die Hausbibliothek.** Verzeichniss der besten Werke deutscher und verdeutschter ausländischer Litteratur von A. v. B. Altenburg, Stephan Geibel.

**Helling, Hans,** Reden und Toaste. Erster Theil: Verlobung, Polterabend, Hochzeit, Jubelfeiern, silberne Hochzeit, goldene Hochzeit, diamantene Hochzeit etc. Mit einer Einleitung: Die Kunst der Rede und mit einem Anhang: Bausteine zu selbstständigen Toasten und Tischreden. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchh.

**Heymann, Robert,** Lais, die Hetäre. Band I. Die Brautnacht der Priesterin. München, Verlag Frühroth.

**Lie, Jonas,** Wenn der Vorhang fällt. Aus der Komödie des Lebens. Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

**Lienert, Meinrad,** Die Wildente. Erzählungen Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

**Franz Liszts** Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Vierter Theil. Herausgegeben von La Mara. Mit zwei Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

**Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte.** Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich Ungarn. Schlussband. 2. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Professor Jakob Zeidler. Wien, Verlag von Carl Fromme.

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft 11, 12. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.

**Megede, Johannes Richard zur,** Das Blinkfeuer von Brüsterort. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Meyer, Hugo Christof Heinrich,** Heinrich Schaumberger und Rudolf Köselitz. Dichter und Illustrator. Mit Illustr. aus Heinrich Schaumbergers Werken. Wolfenbüttel Julius Zwissler.

**Nietzsche, Friedrich,** Nachgelassene Werke Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe. (Nietzsches Werke Zweite Abtheilung. Bd. XV.). Leipzig C. G. Naumann.

**Ritter, Alfred,** Umsturz. Kulturdrama in Aufzügen. Wien, Wilhelm Braumüller.

**Saenger, Carl,** Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. 1. Jahrgang Nr. 17, 18. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

**Schuhmacher, Tony,** Spaziergänge ins Alltagsleben. Plaudereien. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Sienkiewicz, Henryk,** Quo vadis? Erzählung aus dem Zeitalter Neros. Deutsch von C Morsztyn. 1.—5. Tausend. Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt.

**Torrund, Jassy,** Wenn's dunkel wird. Berlin A. Goldschmidt.

**Vere Stacpoole, Henry de,** Toto. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von Marie Walter (Engelhorns Romanbibliothek. 18. Jahrgang Band 8.) Stuttgart, J. Engelhorn.

**Warnecke, Albert,** Monatsblätter für deutsche Litteratur. 6. Jahrgang. 1901—1902. Heft 1, 2. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart,** 46 Jahrgang. No. 4. Januar 1902. Heft 544 Braunschweig, George Westermann.

**Wetmore, Helen Tody,** Buffalo Bill der letzte grosse Kundschafter. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von Alwine Vischer. Mit Illustr. Stuttgart, J. Engelhorn.

**Witkop, Philipp,** Ein Liebeslied und andere Gedichte. Zürich, Karl Henkell & Co.

**Zeitlexikon,** Herausg. von Maxim. Kraus u. Dr. Ludwig Holthof. 1901. Oktober. Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Jules Case

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

# An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Heft beschliesst unsere Zeitschrift ihr 25. Lebensjahr; ein volles, bewegtes und inhaltreiches Vierteljahrhundert liegt
bgeschlossen hinter uns. In den Jugendjahren des deutschen Reiches
's Leben gerufen, hat „Nord und Süd“ dessen Entwicklung, die
urch mancherlei Kämpfe, Rückfälle und Hemmungen doch zu einer
achsenden Erstarkung, zu einer unerschütterlichen Festigung geführt
t, begleitet. In den 100 stattlichen Bänden von „Nord und Süd“
iegelt sich zum guten Theile die Geschichte des neuen Deutschland,
Weiteren die Geschichte dieser Zeit überhaupt ab, nicht in dem
nne freilich, dass „Nord und Süd“ in der Weise einer Chronik
es flüchtige Ereigniss gebucht, jedem vorübergehenden Interesse des
ges Rechnung getragen hätte, wohl aber insofern, als die grossen
ömungen, die bewegenden Kräfte, das öffentliche und das Geistes-
en in seinen höchsten und markantesten Erscheinungen in ihm zur
ltung gekommen sind und die gebührende Beachtung gefunden haben.
d zugleich damit sind jene hervorragenden Persönlichkeiten, die der
t den Stempel ihrer Eigenart aufgedrückt, welche Träger ihrer Ideen,

die Führer der Nation gewesen, theils zu Worte gekommen, theils in ihrem Wesen und Wirken von berufener Seite gewürdigt worden. Was Deutschland an hervorragenden Intelligenzen und starken Individualitäten auf den verschiedensten Gebieten besessen, finden wir in den hundert Bänden von „Nord und Süd" in der einen oder anderen Weise vertreten, und auch die anderen Culturnationen sind — wenn auch naturgemäss in beschränkterem Masse — dabei berücksichtigt worden.

Ausserdem haben wir in den 300 Portraits von „Nord und Süd", welche in künstlerischer Ausführung auch die äussere Physiognomie der bedeutendsten Zeitgenossen wiedergeben, die eine Portrait-Galerie von ungewöhnlichem Werthe und einer unvergleichlichen Vollständigkeit bieten, ein Vierteljahrhundert in Bildnissen vor uns.

Wenn wir den verflossenen Zeitraum rückschauend überblicken, mag uns wohl, wenn wir den Wandel des Geschmacks und der Mode, die auch im geistigen Leben, speciell in der Litteratur herrscht, erkennen, der Gedanke an die Vergänglichkeit aller Strebungen und Strömungen überkommen. Aber wir werden auch das Bleibende in der Erscheinungen Flucht erfassen; wir werden sehen, dass das wahrhaft Gute und Grosse Bestand hat, welcher Richtung und welchem Genre es angehöre. Wir dürfen wohl mit Befriedigung dies auf unsere eigene Zeitschrift anwenden, die sich bis heute erfolgreich behauptet hat, ohne doch in fieberhafter Hast jeder Neuerung, jeder Mode nachzujagen. Wir dürfen sagen, dass wir uns selber treu geblieben sind, und zugleich den Beweis geliefert haben, dass man mit der Treue gegen sich wohl die Wandlungsfähigkeit vereinen kann, welcher man bedarf, um mit dem Altwerden nicht zu veralten. So haben wir für alle berechtigten Forderungen einer neuen Zeit, für alles Zukunftsvolle uns die Empfänglichkeit zu bewahren gesucht; mit der grossen Entwicklung haben wir stets Schritt zu halten, mit allem Neuen Fühlung zu finden gesucht, ohne übereilte Empfänglichkeit und ohne Nichtachtung unserer guten Traditionen. —

Und so wollen wir es auch in dem zweiten Vierteljahrhundert halten, in das wir jetzt unter den freundlichen Glückwünschen alter und neuer Freunde und mit dem dankbaren Gefühle gegen alle diejenigen, die uns ihre treue Anhänglichkeit bewahrt haben, eintreten.

Das Jubiläumsheft, in dem sich unsere ältesten und jüngsten Mitarbeiter vereinen, wird dafür Zeugniss ablegen; in ihm und in den ersten Heften des neuen Jahrgangs werden Namen besten Klanges vertreten sein; nämlich:

**Hans Benzmann — O. J. Bierbaum — Freiherr von Dalwigk — Richard Dehmel — Bernard Fischer — Kuno Fischer — Dagobert von Gerhardt-Amyntor — Paul Heyse — Felix Holländer — Hugo v. Hofmannsthal — Hans Hopfen — Wilhelm Jensen — Theodor Lessing — Paul Lindau — Rudolf Lindau — Gräfin Agnes Reventlow — Karl Walcker — Adolf Wilbrandt** u. A.

An **Portraits** in künstlerisch ausgeführter Radirung werden die ächsten Hefte bringen:

**Adolf Wilbrandt — Felix Hollaender — Hugo Stehr — Richard Strauss — Wilhelm Meyer-Förster — Gabriele Reuter, Lesser Ury** u. A.

Als ein seinen Lesern gewiss willkommenes Geschenk wird das ubiläums-Heft von **„Nord und Süd“** ein **General-Register** bringen, as besser als alle Ausführungen von der Grösse und dem Werthe s geistigen Schatzes, den die 100 Bände von „Nord und Süd“ rgen, eine Vorstellung giebt und es den Abonnenten und Freunden möglicht, ihn jederzeit in bequemer Weise sich nutzbar zu machen. löge es dazu dienen, die Bande, die sie mit der Redaction und dem erlage verknüpfen, noch enger und fester zu ziehen, und mögen unsere onnenten ihre Anhänglichkeit durch Werbung neuer Freunde für Nord und Süd“ bethätigen.

Breslau — Berlin. **Redaction und Verlag.**

# Mein erstes Honorar.

## Aus den Erinnerungen eines alten Arztes.

Von

## Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Ich hatte die Herbstferien bis in den November verlängert und machte nun auf der Rückreise nach der Universitätsstadt einen kurzen Aufenthalt in der Festung, deren Kommandant mein ter Onkel war.

Meine Baarmittel waren ziemlich erschöpft, und ich hoffte im Ge- imen auf die mir schon öfters bewiesene Großmuth des alten Herrn. n meiner Tasche befanden sich nur noch zwei Thaler und ein Morphium- ulver; der Rest von einem Dutzend solcher Pulver, mit denen ich während r Ferien die ersten heimlichen Versuche ärztlicher Hilfeleistung gemacht tte, denn ich befand mich noch im letzten Semester meiner medizinischen tudien.

Dieses unselige Morphiumpulver! Hätte ich geahnt, welch ein Quell r Beunruhigung und Reue es mir werden sollte, ich hätte es sicher weit n mir geschleudert. Doch ich muß der Reihe nach erzählen.

Ich saß also bei meinem Onkel in der Kommandantur. Der alte rr lebte mit einer Wirthschafterin in seiner gemüthlichen und nicht ohne en Luxus eingerichteten Dienstwohnung. Er war Junggeselle. Als ner Teufel mit 18 Jahren war er in die Welt hinausgestoßen worden d hatte es ohne Geld und Fürsprache, nur durch seinen Fleiß und seine ichtigkeit bis zur Excellenz gebracht. Zum Heirathen hatten ihm immer ttel und Zeit gefehlt. Da er sehr wirthschaftlich war, hatte er es zu em gewissen Wohlstande gebracht; er lebte von seinem auskömmlichen halte und den Zinsen seiner Ersparnisse auf einem ganz behaglichen ße.

Er gab mir gerade zahlreiche weise Lehren für mein Verhalten al
zukünftiger Arzt, als seine Wirthschafterin in's Zimmer platzte und auf
geregt meldete:

„Excellenz, der Diener von Herrn Görres ist draußen."

„Was will er denn?" brummte Seine Excellenz durch den über di
Lippen hängenden eisgrauen Schnurrbart.

„Herr Görres ist in der Stadt und will Excellenz gegen ein Uhr be
suchen. Wenn er nicht störe, möchte er gern bei Excellenz einen Löffe
Suppe essen.

„Eine Selbsteinladung zum Diner," murmelte der Alte ziemlich un
wirsch. „Nun, geben wir ihm einen Löffel Suppe. Mein Neffe hie
speist ebenfalls mit uns. Es wird doch für Drei reichen?"

Die Wirthschafterin machte ein bestürztes Gesicht.

„Die Suppe würde wohl reichen. Wir haben Bouillon, und die kan
ich schon mit Fleischextrakt ein wenig verlängern. Aber es giebt dann nu
noch ein Schweinefilet mit Kartoffeln und Selleriesalat. Das ist doch nich
genug für Herrn Görres. Könnte Excellenz es nicht anders bestimmen
Herr Görres bleibt doch immer mehrere Tage in der Stadt, vielleich
laden Excellenz ihn lieber auf morgen ein; dann ist man vorbereitet, un
man kann ihn besser bewirthen."

Er hatte die wohlbeleibte, etwas athemlos sprechende Hausstütze ruhi
ausreden lassen, während es um seine Mundwinkel ironisch zuckte; dan
sagte er gemüthlich:

„Wo denken Sie hin, Frau Galle? Ich werde doch nicht so un
gastlich sein und Jemand, der sich an meine Krippe drängt, abweisen."

„Dann müssen wir unbedingt noch etwas einschieben. Den reiche
verwöhnten Herrn Görres können wir unmöglich mit einem bloßen Stüc
Schweinebraten abspeisen."

„So? meinen Sie? Nun ich will Ihnen etwas sagen. Herr Görre
speist heute mit uns, und es giebt nur eine Suppe und ein Schweinefilet
Damit Basta."

„Aber Excellenz . . ."

„Kein Aber mehr!" die Stimme des Alten nahm den Befehlston an
„Es bleibt so, wie ich gesagt habe. Ganzes Bataillon kehrt! abmarschirt!"

Frau Galle kannte ihren Herrn. Sobald er die Kommandoworte de
Exerzirplatzes gebrauchte, dann, wußte sie, war er widerhaarig wie ei
Igel, und seine Entscheidungen waren unerschütterlich. Sie seufzte schwe
auf, zuckte die Achseln, was soviel sagen wollte, als: Ich bin unschuldig
an dieser unpassenden Bewirthung, — und verließ grollend das Zimmer.

Schmunzelnd blickte ihr der General nach.

„Die habe ich wieder einmal kurirt," sagte er zu mir gewendet, der
ich ein stummer Zeuge der Unterhaltung gewesen war.

„Warum will sie denn eines Gastes wegen soviel Umstände machen?“ fragte ich in jugendlicher Ahnungslosigkeit.

„Gott erhalte Dir Deine Unschuld!“ brach der Onkel los. „Weil Görres ein Protze ist, der ihr furchtbar zu imponiren scheint. Aber gerade deshalb mache ich keine Umstände, und wenn es heute nur Hering und Kartoffeln gäbe, so sollte der Patron nichts Anderes essen, als Hering und Kartoffeln. Kennst Du den Görres?“

„Nein, Onkel.“

„Nun, da hast Du nicht viel verloren. Ein kaltherziger, bauernpfiffiger, nur äußerlich den Gentleman vortäuschender Patron ist er, eine Rechenmaschine, ein Geldsack. Was habe ich nöthig, solchem Kerl zu Liebe Umstände zu machen?“

„Aber er besucht Dich doch, Onkel; er scheint Werth zu legen auf ·en Verkehr mit Dir.“

„Weil er mich als Dekorationsstück für seine Tafel benutzen möchte, venn er eine seiner Reklame-Abfütterungen veranstaltet. O, ich kenne diese Sorte von Leuten. Laß Dich vor ihnen warnen, mein Junge, und merke Dir für Dein ganzes ferneres Leben: Umstände macht man nur bescheidenen Gästen gegenüber, aber niemals für Leute, die nur durch Geldbesitz eine Rolle spielen.“

„So verachtest Du die reichen Leute?“

„Hm . . . Beinahe hätte ich ja gesagt . . . Natürlich Alles mit Einhränkung; keine Regel ohne Ausnahme. Du sollst mich nicht falsch verehen und Dir kein unrichtiges Bild von Deinem alten Onkel machen. ieh, mein Junge, ich habe mein ganzes Leben lang mich durchkämpfen, t mich durchhungern müssen, habe aber vermöge meiner verschiedenen tellungen Vertreter von allerlei Menschenklassen kennen gelernt. Das ort im Evangelium von dem Kameel, das leichter durch ein Nadelöhr ht, als daß ein Reicher in's Reich Gottes komme, trifft fast immer zu. giebt Leute, die reich geworden sind, und Leute, die schon reich geren wurden. Gegen die Ersteren besteht der Verdacht, daß die Mittel, sie zur Erwerbung ihres Reichthums benutzten, nicht immer ganz sauber ren; gegen die Letzteren aber besteht ein weit schlimmerer Verdacht: daß durch den Kampf mit der Noth nie gestählt und gefestet wurden und s sie der ersten Versuchung jämmerlich erliegen würden. Ein Kerl, der hts hat als seine ererbten Groschen, keinen Namen, kein Amt, keine ellung, keine Familien-Traditionen, keine Genugthuung über den Erfolg enen Strebens, nur das kalte schmutzige Geld, nur das Bewußtsein einer en Steuerstufe — ein solcher Kerl sieht im Gelde auch nur die einzige ffe, mit der er sich im Kampfe des Lebens behaupten kann. So wird das Geld sein Ein und Alles, sein Freund und Fetisch, von dem er nimmer trennen kann. Selbst die geringste Spende an Andere meidet weil er sonst das Arsenal schwächen würde, dem er allein die Mittel

zur Fortführung des Lebenskampfes entnimmt. Er spendet nur da, wo ihm die Spende selber den größeren Vortheil gewährt, vermehrtes Ansehn, gesteigerte Achtung, die Möglichkeit, Titel und Orden zu erschwindeln. Ein solcher Bursch ist kein Gentleman mehr, er erwirbt nie einen wahren Freund, nie einen berechtigten Platz an der Tafel der Ehrenmänner; man duldet ihn nur, weil man denkt, man werde ihn einmal brauchen können. Herr Görres gehört zu dieser Sorte."

Der alte Sonderling war im Zuge, seine Weltweisheit gründlich auszukramen. Etwas ungeduldig wühlte ich mit der Hand in meiner Tasche und bekam abwechselnd meine zwei Thaler und das Morphiumpulver zu fühlen. Da ich aber aus Erfahrung wußte, daß sich der Onkel nicht gern unterbrechen ließ, so verharrte ich in der Rolle eines schweigsamen und scheinbar aufmerksamen Zuhörers.

Das schien ihm sehr zu gefallen, denn seine streng gewordenen Züge glätteten sich mählich, und nach kurzer Pause hob er gemüthlich an:

„Weißt Du, was das Kennzeichen eines vornehmen Mannes ist? Freundlichkeit und Aufmerksamkeit gegen niedriger Stehende und gegen alle Aermeren. Kommt einmal ein armer Teufel an Deinen Tisch, dann fahre auf, was Küche und Keller Gutes birgt. Er wird es Dir im tiefsten Herzen danken. Denn der Aermere hat die zarteren Empfindungsorgane; wenn Du seinetwegen Umstände machst, merkt er, daß er Dir trotz seiner Armuth doch etwas werth ist; er fühlt sich durch Dein Verhalten in seinen Augen gehoben. Du erwirbst an ihm einen Freund, und einen Freund zu haben, einer anständigen und zuverlässigen, mein Junge, das ist oft mehr werth, als ein ganzer Sack voll Geld."

„Lieber Onkel," wagte ich nun doch einmal skeptisch einzuwenden, um auch das Licht meiner noch grünen Menschenkenntniß leuchten zu lassen. „Du scheinst wahrhaftig arm und anständig für gleichbedeutend zu setzen."

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Was der Reiche mit Geld erwirbt, die Stellung in der achtbaren Gesellschaft, das erwirbt sich der Arme nur durch seine Gesinnung und sein Verhalten. Ein Bettler kann immerhin auch ein Lump sein; ein armer Beamter oder Soldat oder Lehrer oder Geschäftsmann aber muß anständig denken und handeln, weil sein guter Ruf die einzige Waffe ist, mit der er die feindliche Welt zu bekämpfen hat. Macht er sich irgend einer Verfehlung gegen Sitte und Gesinnung schuldig, dann ist er fertig, dann ist sein Lebensschifflein leck; nur der Reiche stopft solch ein Leck noch mit Banknoten und findet dann immer noch Lumpen, die ihm den Hof machen.

„So räthst Du mir den Umgang nur mit ärmeren Kommilitonen? Ich bin so abgebrannt, lieber Onkel, daß mir die Freundschaft mit einem Nabob ganz gut zu statten käme."

„Ich rathe Dir gar nichts. Der Ebbe in Deinem Geldbeutel will ich schon abhelfen, aber Eines merke Dir, nicht Du bist es, der sich sein

Leben und seine Beziehungen gestalten wird; es sind höhere Mächte, die uns führen und denen wir uns vertrauend hinzugeben haben. Warnen will ich Dich aber allerdings, warnen vor den Protzen, denen Du auch m Hörsaal und in der akademischen Welt begegnet sein wirst. Sei höflich gegen sie, aber erwarte niemals von ihnen einen Dienst; das Wort Altruis- nus ist ihnen ein ewig verschlossenes Räthsel. Nur gegen Aermere sei herzlich und gastfrei. Man soll das Gute nie um des Lohnes willen thun. Wenn Dir aber einmal ein Lohn, ein Gegendienst für Dein Verhalten ge- währt werden sollte, er wird Dir immer nur von den wirthschaftlich Schwächeren und niemals vom ichsüchtigen Geldsack werden."

Es ist lange her, daß mir der alte Herr solche Lebensweisheit zum Besten gab. Noch sehe ich ihn vor mir mit seinem frischen, von feinen Runzeln durchfurchten und eisgrau umrahmten Gesicht, das durch den offenen ehrlichen Blick seiner großen leuchtenden Augen zugleich etwas Kind- liches hatte; noch tönen mir seine meist kurz und scharf wie Kommandos hervorgestoßenen Worte im Ohre. Es gab damals noch keine öffentliche Diskussion über das, was man heute die soziale Frage nennt; daß diese Frage sich aber im tiefsten Herzen edler Menschen allzeit geregt hat, das beweist mir heute noch die Erinnerung an jenen alten Herrn. Wenn er aus seinem Grabe auferstehen könnte und seine sonderbaren Anschauungen in einem politischen Klub oder an einer Festtafel vortrüge, manch ein vor- nehmer Nachbar würde vielleicht naserümpfend von ihm fortrücken und im Herzen sprechen: „Pfui, welch' ein verschrobener Mensch." Ich meine aber, die tieferen Menschenkenner und einsichtsvolleren Beurtheiler würden ihn trotz alledem nicht unter die banalen Feinde des Besitzes rechnen. Denn der alte Herr war durch und durch Aristokrat, ein Feind aller Majoritäten und ein Verächter jedes Terrorismus — auch des Terrorismus, mit dem heut gewisse Kreise die Wählermassen zu gedankenlosen Nachbetern und willenlosen, dem elendesten Kadavergehorsam unterworfenen Schablonenmenschen platt zu walzen versuchen. Aber ein Revolutionär würde die brave alte Excellenz doch heute dennoch sein — ein fanatischer Gegner jener Gesellschafts- ordnung, in der vielfach die Geldsäcke mit und ohne verschönernde Etikette obenansitzen; ein unbarmherziger Verurtheiler des Mammonismus, der die Kulturwelt zu verseuchen droht.

Es mochte in der zweiten Stunde sein, als das Geräusch eines vor dem Hause vorfahrenden Wagens hörbar wurde.

„Quand on parle du loup . . ." brummte der Alte und stand auf, um an's Fenster zu treten. „Er ist es," fuhr er, sich rückwärts gegen mich wendend, fort, „wenn Du den Protzen sehen willst, so komm schnell her, mein Junge."

Ich eilte an's Fenster.

Unten hielt ein stattlicher Landauer mit zwei glänzenden Rappen be- spannt, deren silberplattirtes Geschirr in der Sonne funkelte. Auf dem Bock

saß ein Kutscher in hechtgrauer Livree mit kirschrothem Kragen und kirschrother Seidenschleife am schwarzen Cylinder. Ein ebenso gekleideter Diener war abgesprungen und stand am Schlage, um seinem Herrn beim Aussteigen behilflich zu sein.

Herr Görres mochte die Fünfzig schon überschritten haben; aber trotz seines etwas vorgewölbten Bäuchleins sprang er, die Unterstützung seines Dieners abwehrend, schnell und leichtfüßig aus dem Wagen. Er warf einen flüchtigen Blick nach oben, erkannte den am Fenster stehenden General und zog verbindlich lächelnd seinen grauen, damals hochmodernen Filzcylinder. Dann verschwand er im Hause.

Ein junges hübsches Hausmädchen — die alte Wirthschafterin war jetzt wohl an die Küche gebannt — trat herein und meldete Herrn Görres.

Gleich darauf stand der reiche Herr im Zimmer.

„Meine hochverehrte Excellenz," schnarrte er höflich grinsend, „es ist reizend, daß Sie mir meinen Ueberfall so nachsichtig verzeihen."

Der General bot ihm die Hand.

„Ein Gast ist einem alten einsamen Junggesellen immer willkommen. Freilich, Sie kommen à la fortune du pot — Sie müssen fürlieb nehmen."

Ich musterte den Kömmling.

Er war ein hochgewachsener, ziemlich breitschulteriger Mann. Längliches, scharf geschnittenes Gesicht, kluge, etwas hinterhaltig blickende Augen, zwei lange, braune, schon etwas grau überflogene Bartkoteletten bei glattrasirtem Munde und Kinn, eine Barttracht, die ihm in meinen Augen etwas Lakaienhaftes gab. Schwarzer Gesellschaftsrock, hellgemustertes Beinkleid, Lackschuhe, blüthenweiße Leibwäsche; das Einzige, was mir an seinem äußeren Menschen störend auffiel, waren drei erbsengroße Brillanten, die das Bruststück seines Hemdes ewas protzenhaft schmückten.

„Erlauben Sie," fuhr mein Onkel fort, „daß ich Ihnen meinen Neffen vorstelle." Er nannte meinen Namen, dem er mit Betonung das Prädikat doctor medicinae hinzufügte. Dann nannte er den Namen des Gastes: „Herr Görres, unser reichster und berühmtester Grund- und Fabrikbesitzer. Du wirst von ihm schon gehört haben."

„Seine Excellenz lieben das Foppen," sagte Herr Görres, geschmeichelt abwehrend, zu mir. Er drückte mir die Hand; doch der Druck seiner kalten Hand war schlaff. Dann legte er seinen grauen Cylinder auf einen Sessel und wandte sich wieder an den General:

„Der Grund, warum ich persönlich vorspreche, Excellenz, ist diesmal ein recht egoistischer . . ."

„Wie immer, mein lieber Herr Görres," unterbrach derb spöttelnd der Alte.

Der Andere schien diese Zwischenbemerkung gar nicht gehört zu haben und fuhr unbeirrt fort:

„Ich gebe am 18. des nächsten Monats meine erste diesjährige Treibjagd . . .“

„Bei diesem Wetter? Es ist ja noch der reine Sommer.“

„Excellenz wissen: Gestrenge Herren regieren nicht lange; ich denke, die milden thun's erst recht nicht. Sie sollen sehen, der Winter wird eher da sein, als es uns lieb ist. Da wollte ich Sie nun hiermit recht dringend und herzlich eingeladen haben, und ich thue es schon heute, um mir persönlich die Gewißheit Ihres Kommens zu verschaffen.“

„Hm, hm . . . Ich bin ja altes Eisen; ich schieße nicht mehr sicher. Meine Augen nehmen ab.“

„O, Excellenz sind ja noch ein Jüngling, das Muster eines unerschöpflichen Kraftmenschen. Und dann ist es ja auch ganz gleichgiltig, wie viel Stücke Sie zur Strecke bringen. Wenn Sie nur mit dabei sind! Ihren Humor, Ihre Frische und Munterkeit können wir gar nicht entbehren. Sie versprechen mir, pünktlich zum Stelldichein zu kommen, nicht wahr, Excellenz?“

Der Alte ließ den Einlader noch immer zappeln.

„Das kann ich heute wirklich noch nicht versprechen. Aber binnen acht Tagen sollen Sie meine Antwort haben. Jetzt wollen wir erst unseren Löffel Suppe essen . . . sehen Sie, da werden wir schon zu Tisch gebeten.“

Das Hausmädchen hatte die Schiebethür des Herrenzimmers, in dem wir uns befanden, in den Falz der Wand zurückgestoßen; durch die breite Oeffnung blickte man in das Speisezimmer, in dem eine mit drei Gedecken belegte Tafel gastlich hergerichtet war.

„Ich bitte, meine Herren!“ sagte der Alte. Es klang wie ein Kommandowort.

Wir überschritten die Schwelle und nahmen an der Tafel Platz. Der Alte saß zwischen Herrn Görres und mir.

Die Lichterkrone über dem Tische (Gasbeleuchtung gab es damals noch nicht) war trotz der mittäglichen Stunde schon angezündet und warf einen freundlichen Schimmer auf das gediegene Silber und das funkelnde Krystall der Tafel. Der alte Junggesell war reicher und behaglicher eingerichtet, als manch ein Familienvater. Das hübsche Hausmädchen wartete auf.

Die Fleischbrühe war kräftig und wohlschmeckend. Ich aß mit dem Wolfshunger meiner dreiundzwanzig Jahre.

„Lassen Sie sich den Teller lieber noch einmal füllen,“ redete der Alte dem reichen Gaste zu. „Es giebt nur noch einen Schweinebraten . . . voilà tout.“

Herr Görres dankte; er nähme immer nur einmal Suppe.

„Dann werden Sie hungrig aufstehen, was nicht meine Schuld ist. Na, lieber Neffe, Du machst wohl den Mundschenk und gießest Herrn

Görres ein. Es ist keine Ihrer famosen Marken . . . ein ganz gemeiner Sauer-macht-lustig, aber er ist rein und erzeugt keine Kopfschmerzen."

„Sie hören es, Herr Doktor," wandte sich Görres an mich. „Seine Excellenz kann es nicht lassen, mich aufzuziehen. So ein Herr General und Kommandant hat immer etwas Offensives . . ."

„Stimmt nicht, stimmt nicht, verehrter Herr," wandte der General lächelnd ein. „Man merkt, daß Sie nie Soldat gewesen sind. Als Kommandant einer Festung bin ich leider zur Defensive verurtheilt; die Jahre, wo man noch offensiv vorgehen durfte, sind leider für mich vorbei."

„Es giebt aber in der Defensive auch Ausfälle und offensive Rückschläge," bemerkte ich nun meinerseits (ich hatte mein Jahr nicht ohne jeden Nutzen abgedient), „und mein Herr Onkel ist ein Meister in offensiven Rückschlägen."

Geschmeichelt lächend sah mich der Alte an.

„Sollst leben, Doktor! Schade, daß Du ein Pflasterkasten geworden bist; hättest wahrscheinlich einen weit besseren Feldsoldaten abgegeben. Dein Herr Papa, mein seliger Bruder, war ein vortrefflicher Haudegen."

„In unserer Familie muß doch auch Einer sein, der die Wunden heilt, die die Andern zu schlagen pflegen. Ich komme Dir nach, Onkel."

Ich stieß mit dem Akten an, that ein Gleiches mit meinem Gegenüber und leerte dann mein Glas in einem Zuge.

Wir waren gerade bei dem saftig gebratenen Schweinefilet, als mich der Onkel heimlich anblinzelte und dann gegen Herrn Görres gewendet, gemüthlich anhob:

„Da fällt mir ein Dienst ein, den Sie mir oder viemehr meinem Neffen erweisen könnten."

„Mit Freuden bin ich zu jedem Dienste bereit," erklärte ahnungslos der Angeredete.

Gespannt horchte ich auf; in keiner Weise vermuthete ich, um was für einen Dienst es sich handeln könnte.

Der Alte berührte mit seiner Stiefelspitze unter dem Tische leicht meinen Fuß und gab mir so ein unmißverständliches Zeichen, bereitwillig auf seinen Scherz einzugehen. Gegen Görres komisch drohend den Finger hebend, brummte er:

„Na, na, versprechen Sie nicht zu viel. Reiten wir langsam! Es handelt sich um einen wirklichen Dienst, einen Freundschaftsdienst: Nämlich um Geld, um viel Geld!"

Die Wirkung dieser Worte war so verblüffend, daß ich beinahe laut aufgelacht hätte.

Görres machte ein halb erstarrtes, halb noch immer zweifelhaftes Gesicht. Hatte er wirklich recht gehört? War das Ernst? Oder wollte der Alte ihn nur auffitzen lassen? Nur mit Mühe faßte er sich und, nach Athem ringend, stammelte er:

„Excellenz wollen mich armen Schlucker wieder einmal anführen.“

„Nein, nein, ich führe Sie nicht an. Mein Neffe beabsichtigt in der That, Sie cavalièrement anzupumpen, und ich bürge für die Sicherheit des Kapitals. Schauen Sie nur nicht so entsetzt drein; an Hals und Kragen soll es Ihnen noch nicht gehen; mit 5000 Thalern sollen Sie noch einmal davonkommen.“

Eine Granate, die plötzlich durch die Zimmerdecke auf die Tafel geschlagen wäre, hätte kaum eine schlimmere Wirkung haben können, als diese Worte meines Onkels. Herr Görres verfärbte sich und wurde vor Schreck so bleich wie das Tischtuch. Sprachlos und ängstlich starrte er den General an, als ob er ein Gespenst sähe. Dann gurgelte er ein erzwungen-krampfartiges Lachen hervor und mich, wie um Hilfe flehend, ansehend, stotterte er:

„Ihr Herr Onkel spaßt nur? Nicht wahr? Er spaßt nur . . . hi, hi, hi . . . Er spaßt nur! Aber er spielt seine Rolle vortrefflich. Er macht ein so ehrsames Gesicht, als ob es ihm wahrhaftig Ernst wäre. hi, hi, hi . . . ausgezeichnet! Excellenz sind ein famoser Schauspieler!“

Ich wußte in der That nicht, was ich sagen sollte. Etwas verlegen zuckte ich stumm die Achseln und blickte gespannt nach dem Alten, der ruhig fortfuhr:

„Es thut mir leid, Herr Görres, daß ich Sie so erschreckt habe. Aber Sie sind selber Schuld daran. Sie erklärten sich vorhin mit Freuden zu jedem Dienste bereit . . .“

„Bin ich auch, Excellenz, bin ich auch,“ versicherte der Andere, dem es endlich gelang, sich einigermaßen zu beherrschen. „Aber daß Sie, Excellenz, oder der Herr Doktor Geld gebrauchen und sich deshalb gerade an mich wenden, das werden Sie mir nimmermehr weis machen . . . Nein, nein, Excellenz, so leichtgläubig bin ich denn doch nicht.“

„Es handelt sich wirklich um keinen Scherz,“ versicherte unerschütterlich der Alte. „Hören Sie, die Sache ist kurz folgende. Mein Neffe wird im nächsten Jahre mit seinen Studien fertig und möchte sich dann irgendwo als praktischer Arzt niederlassen. Da hat ihm nun ein schon betagter Arzt in einem Landstädtchen den Vorschlag gemacht: mein Neffe soll ihm 5000 Thaler zahlen, dann will er, der alte Arzt, seine Praxis niederlegen und meinem Neffen die ganze Kundschaft überweisen. Die Idee ist gar nicht so übel. Mein Neffe läßt sich nach bestandener letzter Prüfung in dem Neste nieder, in dem es keinen zweiten Arzt giebt. Der alte amtsmüde Herr führt meinen Neffen überall als Stellvertreter und einstigen Nachfolger ein; im Herbste schnappt er dann gänzlich ab, und der neue junge Doktor sitzt dann allein im Sattel. Begreifen Sie? die 5000 Thaler, um die es sich handelt, wird Ihnen mein Neffe mit 5 v. H. verzinsen,“ — (das war der damals noch allgemein gültige Zinsfuß) — und außerdem wird er das geliehene Kapital durch jährliche Rückzahlungen

von 500 Thalern tilgen. In zehn Jahren haben Sie Ihr Geld wieder. Für pünktliche Zinszahlung übernehme ich Bürgschaft."

Er machte eine kurze Pause; dann fuhr er mit der jähen Frage fort: „Wann wollen Sie ihm das Geld schicken?"

Herr Görres rang nach Athem, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ich meinerseits war nicht minder überrascht; ich hätte meinem Onkel diese Fertigkeit in der Erfindung glaubwürdiger Geschichten gar nicht zugetraut. Als Görres immer noch zu überlegen schien — ich hatte die Ueberzeugung, daß ihm das genossene Filet jetzt schon wie Blei im Magen lag — kommandirte der Onkel:

„Trinken Sie erst einmal aus, Menschenkind, damit Sie Ihre Lebensgeister wieder wachrufen. Sie sehen ja aus, als ob Sie seekrank werden wollten."

Mit bebender Hand hob Görres sein Glas an die blutleeren Lippen. Dann zwang er sich zu einem Lächeln, das auf frische Milch wie Kälberlab gewirkt haben würde:

„Excellenz, ich habe erklärt, daß ich zu jedem Dienste bereit bin, und ein Wort ist ein Wort. Ich will versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen; wohl gemerkt, ich will's versuchen. Natürlich kann ich in diesem Augenblicke noch keine bindende Zusage geben; denn die Zeiten sind ungünstig. Meine Brauerei hat wegen eines Maschinendefekts mit Unterbilanz gearbeitet, meine Brennerei hat nur gerade die Betriebsunkosten gedeckt. Was meine Zuckerfabrik bringen wird, das kann ich noch nicht wissen; die Campagne hat ja kaum erst begonnen. Den Marktpreis des Getreides brauche ich Ihnen ja nicht zu nennen. Dazu hat die Maul- und Klauenseuche meinem Viehstande erheblichen Abbruch . . ."

„Halten Sie ein, Theuerster, halten Sie ein," unterbrach ihn mein Onkel mit komischer Dringlichkeit, „sonst bekomme ich noch die Unfälle aller Ihrer Stallmägde zu hören. Wer Sie so sprechen hört, der muß Sie wahrhaftig für einen geschlagenen Hiob halten. Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag, und entscheiden Sie sich dann sobald wie möglich."

„Soll geschehen, Excellenz, soll geschehen. Wenn ich es machen kann, soll Ihr Herr Neffe das Geld haben, trotz des niedrigen Zinsfußes."

Unverkennbar erleichtert athmete Herr Görres auf. Er hatte Zeit gewonnen, und das war für ihn, den geriebenen Geschäftsmann, ein sehr entscheidender Gewinn.

Ich begann ihn zu durchschauen. Offenbar hatte er nicht den Muth zu einer unbedingten Ablehnung gefunden, weil er auf des Generals Theilnahme an der Jagd rechnete und sich durch eine Ungefälligkeit seinerseits nicht die Geneigtheit des hohen Gastes verscherzen wollte. So zeigte er guten Willen; irgend ein Ausweg, sich doch noch dem Darlehn unter einer glaubwürdigen Ausrede zu entziehen, würde sich später wohl noch finden lassen. Ich ließ mir aber von solcher Vermuthung nichts anmerken; im

Gegentheil, ich erhob mein Glas und trank dem schlauen Fuchse scheinbar dankbar verbunden zu.

Der sonnenheitere Novembermittag war durch dichten feuchten Nebel getrübt worden. Es mochte drei Uhr sein, als wir die Tafel verließen, um im vorderen Herrenzimmer den Kaffee zu nehmen. Der Platz vor der Kommandantur war von Menschen belebt, die vorsichtig den schon entstehenden Schmutzlachen auswichen und theilweise schon die Regenschirme aufgespannt hatten.

„Sehen Sie, Excellenz, meine Wettervorhersage!" sagte der am Fenster stehende und seine Kaffeetasse haltende Görres. „Der sonnige Mittag hat einem echten Novembernachmittag Platz gemacht; wer weiß, ob wir nicht morgen schon Schnee bekommen."

„Was fängt man denn an einem so ungemüthlichen Nachmittage an?" fragte mich der Onkel.

„Nun, wir könnten ja eine Partie Whist spielen," erwiderte ich, „und den Abend in's Theater gehen. Der Herr Kommandant," ich wandte mich damit an Herrn Görres — „hat nämlich eine Dienstloge."

„Ich muß leider noch zu meinem Bankier gehen," erklärte Görres, ausweichend, „und Karten spiele ich überhaupt nicht; ich habe noch nie eine Spielkarte in Händen gehabt."

„Ja, ja, Du Sausewind," schmunzelte der Alte mich an, „da kannst du Dir ein Beispiel nehmen; Du ahnst noch garnicht, was für ein Tugendspiegel unser ehrenwerther Gast ist. Ich weiß einen besseren Vorschlag: Wir lassen Herrn Görres jetzt zu seinem Bankier gehen, dann kann er gleich das Dich betreffende Geschäft in Ordnung bringen, und um sieben Uhr holt er uns hier wieder ab. Ich nehme Euch beide Herren dann mit zur Hauptwache, wo ich Monsieur Klaue noch einmal besuchen will, ehe ihm morgen der Kopf abgesetzt wird."

„So findet also morgen wirklich die Hinrichtung statt?" fragte Görres mit plötzlich lebhaft funkelnden Augen.

„Allerdings."

„Und Excellenz wollen den Kerl noch besuchen?"

„Gewiß," erwiderte der General, „nicht aus dienstlichen Gründen, er ist gut verwahrt, aber um mich zu überzeugen, ob der Unglückselige seine Henkersmahlzeit auch richtig bekommen hat."

„Excellenz sagen das so, als ob Sie an dieser Bestie noch Antheil nehmen," bemerkte Görres in leicht vorwurfsvollem Tone.

„Menschenkind, thun Sie denn das nicht?"

„Durchaus nicht. Ich freue mich, daß dem Kerl der wohlverdiente Lohn wird." Ein Zug erbarmungsloser Genugthuung malte sich um die bleeren Lippen des Sprechenden.

„So wollen Sie uns nicht begleiten?"

„Im Gegentheil, ich gehe mit Freuden mit," erklärte Görres voll

Eifer. „Ich bin Excellenz für diesen Vorschlag außerordentlich dankbar. Der Verbrecher hat mich auf zu unverschämte Weise geschädigt."

Görres leerte hastig seine Tasse, nahm seinen grauen Cylinder vom Sessel und empfahl sich.

„Also pünktlich um sieben Uhr," rief ihm der Onkel noch nach, als die Thür schon in's Schloß fiel.

„Da geht er hin, der herzlose Protze," wandte er sich mir zu. „Er würde den Unglückseligen schon zum Tode verurtheilt haben, blos weil dieser ihm ein paar Thaler aus dem Rentamt gestohlen hat."

„Wie das? lieber Onkel. Ich weiß von der Geschichte kein Wort."

Sie ist leider so einfach wie traurig. Klaue war Sträfling in der hiesigen Strafabtheilung; seines Zeichens war er Schornsteinfeger. Er war wegen eines Insubordinations-Vergehens auf die Festung gekommen. Er führte sich ausgezeichnet und stand schon auf der Liste derer, für die ein Gesuch um Begnadigung eingereicht werden sollte. Da verführte ihn der Teufel oder sein unbändiger Freiheitstrieb zur Desertion. Die Art, wie er sie ausführte, ist geradezu klassisch. Auf einem Besen ist er vom Arbeitsplatze weg an der gemauerten Böschung des Wallgrabens hinuntergerutscht; der Posten sandte ihm eine Kugel nach, ohne zu treffen: an irgend einer schadhaften Stelle der Contre-Escarpe muß Monsieur Klaue wieder hinaufgeklettert sein und war entkommen. Er hat dann in der Umgegend mehrere Einbrüche verübt, unter anderem auch in Görreshof, wo er beim Rentmeister des Herrn Görres hundert Thaler gestohlen haben soll. In einer Mühle, wo er übernachtet hatte, hat er den Müller erschlagen, aus Nothwehr, wie er behauptet, um ihn zu berauben, wie die Anklage festzustellen versucht hat. Er wurde gefangen und wieder hierher eingeliefert. Man hat ihn zum Tode verurtheilt und das von Rechts wegen. Des Müllers Tod muß gesühnt werden. Aber es ist schade um den Burschen; er hätte das Zeug gehabt, sonst ein tüchtiger Kerl zu werden."

„Herr Görres schien wahrhaftig besondere Genugthuung über die morgende Hinrichtung zu empfinden," bemerkte ich. „Er ist im Stande, ihr als Zuschauer beizuwohnen."

„Das sollte mich garnicht wundern, mein Junge. Selbst alle Weiber der Stadt werden morgen auf dem Glacis sein." (Die Hinrichtungen waren damals noch öffentlich.) „Wenn ich das zu bestimmen hätte, kein Mensch dürfte dabei zugegen sein, außer den unumgänglich nöthigen Personen."

Ich überlegte, ob ich meinen Aufenthalt in der Festung nicht noch um einen Tag verlängern sollte; als Arzt hätte ich gern der Exkution beigewohnt. Aber ein Griff in meine Tasche erinnerte mich daran, daß ich nur noch zwei Thaler mein eigen nannte; ich war in einer Art Ausspannung abgestiegen und wollte meine Rechnung nicht unnöthig vergrößern. Mit betrübter Miene brachte ich den Inhalt meiner Tasche an's Tageslicht und zeigte ihn dem Onkel vor.

„Was soll das? was hast Du da?"

„Die Reste eines einst fürstlichen Vermögens."

„Zwei ganze Thaler?"

„Leider nur, lieber Onkel."

„Und das Papierchen dort?"

„Ach, das ist nur ein Pulver." Aergerlich schob ich das Morphiumpulver wieder in die Tasche; ich wünschte, es wäre ein Zehnthalerschein gewesen.

„Nun, mein Junge," brummelte der Alte unter seinem Schnauzbart hervor, „ich bin, wie Du weißt, kein Krösus; aber soviel ich vermag, will ich Dir helfen." Er ging zu seinem alterthümlichen Sekretär, dessen halbe vordere Wand sich rechtwinklig zurückklappen ließ, öffnete ihn, zog einen Schub auf und wühlte darin. Dann kam er zurück zu mir und überreichte mir fünf grüne Kassenscheine.

„Mehr ist mir diesmal nicht möglich, genieße es mit Verstand."

Fünfzig Thaler! Das war für meine bescheidenen Verhältnisse ein Vermögen. Jubelnd legte ich die Scheine in meine Brieftasche, dann umarmte ich den Alten und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Wange.

„Dank, bester Onkel, tausend Dank. Du bist, wie immer, der vor-ehme Mann."

„Na, na, laß man gut sein," wehrte er ab, „laß man gut sein. Wir ollen uns lieber noch einen Tobak anzünden. Hier nimm Dir eine igarre; mir gestattest Du wohl, mein Pfeifchen zu schmauchen."

Von einem Gestell, in dem ein Dutzend dunkel angerauchter Meer-haumpfeifen stand, nahm er eine solche mit silbernem Deckel herab, steckte e Spitze in den Mund und ging zur Zündmaschine, die damals noch die olle eines modernen Feuerzeuges spielte. Es war ein Glasgefäß, in dessen rdünnter Schwefelsäure ein Zinkkolben hing. Er drückte auf den Hebel s Gefäßes: das entweichende Wasserstoffgas entzündete sich an einem latinschwämmchen, und an der so erzeugten Flamme brannte er sich den dibus an. Bald war die Pfeife in erwünschten Gang gesetzt, und ge-üthlich paffend sagte der Alte, der sich in die Ecke eines Sophas zurück-ehnt hatte:

„Hast Du vorhin gemerkt, wie Herr Görres uns zu entschlüpfen hte? Ich habe ihm die Geschichte von Deiner Anstellung nur auf-unden, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Nicht einen Groschen wird Dir leihen; er wird schon irgend einen Grund erfinden, warum es un-möglich ist. Hätte ich ihm aber zehn oder fünfzehn Prozent geboten . . ich kenne meine Pappenheimer! . . dann wäre das Geld sofort zur elle gewesen. Der Kerl ist und bleibt ein Schmierfinke, ich glaube nicht, ich an seiner Jagd theilnehnen werde."

Und nun begann der gute Onkel wieder, mir seine Anschauungen über

Welt und Menschen zu entwickeln. Ich hörte ihm geduldig zu, denn die Cigarre war gut, und aus der Kaffeekanne konnte ich mir immer wieder neu einschenken.

So kam die siebente Stunde heran. Der Onkel bat mich um Erlaubniß, sich einen Moment zurückziehen zu dürfen, um die zum Gange nach der Hauptwache nothwendige Toilette zu machen.

Bald darauf trat er im Waffenrock wieder ein. Er sah prächtig aus und erinnerte mit seinem energischen Gesichtsausdruck an den alten Blücher.

Im selben Augenblicke erschien auch Herr Görres, der sich für den abendlichen Gang in einen kostbaren Pelz gehüllt hatte.

„Sie sind pünktlich, Herr Görres," rief ihm der Onkel entgegen. „Aber diese Toilette! Sie schauen ja aus, als ob wir eine Expedition nach Sibirien machen wollten. Da, sehen Sie mich an! Wie ich hier gehe und stehe, so bleibe ich auch, ohne Mantel; der Waffenrock genügt mir."

„Sie sind eben ein Jüngling, Excellenz . . ."

„Schmeichler, Schmeichler! Ich könnte Ihr Vater sein."

Wir brachen auf.

Im Flur stand das hübsche Hausmädchen, das uns die Flurthür öffnete. Ich griff dabei in die Tasche, um ihr ein Trinkgeld zu geben. Ich fand nichts als die beiden harten Thaler. Da aber das Mädchen schon die Bewegung meiner Hand gesehen hatte und mich freundlich anlächelte, so wollte ich mich nicht lumpen lassen und drückte ihr einen der beiden Thaler in die Hand. Freudig überrascht sah sie mich an. Der Onkel schaute gerade zurück, als ich ihr flüchtig das Kinn streichelte.

„Wo bleibst Du denn," rief er. „Hollah, Auguste, lassen Sie sich von meinem Neffen nichts weis machen . . . Der ist ein Doktor und schneidet jedem hübschen Mädel die Nase ab."

Auf diese joviale Weise gab mir der alte Herr eine wohlverdiente Belehrung.

„Wir traten auf die Straße. Es war schon ganz dunkel, und die Oellaternen waren schon angezündet. (Gas war damals erst in Berlin und in Provinzial-Hauptstädten als Straßenbeleuchtung eingeführt worden.)

Wir überschritten den Platz vor der Kommandantur und bogen dann rechts in eine Straße ein, in der die Laternen an quer über den Damm gespannten eisernen Ketten herabhingen. Bei jedem Luftzuge schwankten diese Ketten; die Laternen mit ihren trübröthlichen Lichtern tanzten dann gespenstig hin und her und gaben einen pfeifenden kreischenden Ton.

Als wir uns in dieser Straße der Hauptwache näherten, sagte der Onkel leise zu uns:

„Bitte, meine Herren, bleiben Sie jetzt ein wenig zurück. Ich werde erst die Wache revidiren und Sie dann bitten, näher zu treten."

Görres und ich verkürzten die Schritte. Der Onkel schritt kräftig

aus, und bald hörten wir den langgedehnten R=au=s=Ruf des Postens vor dem Gewehre.

Wir blieben stehen und erkannten im Scheine zweier vor der Hauptwache brennenden Laternen die in's Gewehr getretene Mannschaft, welche der Offizier der Wache präsentiren ließ. Nachdem diese Ehrenbezeugung erledigt und die Mannschaft wieder weggetreten war, blickte sich der General nach uns um und winkte uns, näher zu treten. Wir folgten dem Winke und wurden Beide von dem General dem Offizier der Wache vorgestellt.

„Führen Sie uns noch in die Zelle des Klaue," sagte der General zu dem Leutnant, „ich will den Patron noch sehen."

„Zu Befehl, Excellenz," tönte es zurück, „es ist ihm gerade sein Henkersmahl gebracht worden."

„Was hat er sich denn gewünscht?"

„Bratwurst mit Kartoffeln und eine halbe Flasche Ungarwein."

Wir traten alle vier in's Wachtgebäude, durchschritten einen erleuchteten Gang und hielten vor einer Thür mit einem durch eine kleine Klappe geblendeten Fensterchen.

Ein hinzugeeilter Unteroffizier drehte die Klappe zur Seite, guckte vorsichtig durch das verglaste Fensterchen und schloß dann die Thür auf.

Der General trat mit dem Leutnant zuerst ein; dann folgte ich mit Herrn Görres. Eine ziemlich kahle, durch zwei Lampen hellerleuchtete Zelle empfing uns. In der Mauer uns gegenüber befand sich sieben bis acht Fuß über dem Erdboden eine quadratische Fensteröffnung, durch die sich ein starker Mensch kaum hätte hindurchzwängen können. Dieses Fenster war noch mit einem Eisengitter verwahrt. Unmittelbar darunter war ein Eisenring in die Wand eingemauert, und an diesem Eisenring war der Verbrecher angekettet. Die Handfesseln hatte man ihm abgenommen, damit er sein Henkersmahl bequem einnehmen konnte. Er hatte auf einem Holzschemel vor einem Tischchen gesessen, auf dem die gewünschten Speisen und die halbe Flasche Wein standen. Als der General aber erschien, war er aufgesprungen und stand nun kerzengrade, die Hände an der Hosennaht, still. Auch der Posten, der sich in der Zelle befand, stand mit Gewehr bei Fuß stramm in einer Ecke und schaute den Kommandanten mit etwas seitwärts gedrehtem Antlitz an.

„Guten Abend," grüßte der General. „Kennst Du mich, Klaue?" (Strafgefangene wurden damals ausnahmslos mit Du angeredet.)

„Ja wohl, Excellenz," erwiderte der Gefragte mit fester Stimme.

„Ich bin gekommen, um mich persönlich zu überzeugen, ob Deine Wünsche auch erfüllt worden sind. Ich sehe, Du bist schon ziemlich fertig mit Deinem Mahl. Hat es Dir geschmeckt?"

„Sehr wohl, Excellenz."

„Du gehst einer schweren Stunde entgegen. Hast Du noch irgend einen Wunsch?"

Ueber des Gefragten bleiches bartloses Antlitz, in dem ein paar dunkle Augen unheimlich brannten, ging ein mißtrauisches Lächeln. Er blieb stumm.

„Du antwortest nicht. Hast Du noch einen letzten Wunsch?"

„Excellenz, man will mich ja doch nur in Angst setzen. Ich werde schon noch begnadigt werden."

Der General stutzte. Er schien nachzusinnen; dann sagte er ernst:

„Du bist in einem Irrthum, Klaue, den ich zu zerstören, für meine heilige Pflicht halte. Das Todesurtheil über Dich ist von Seiner Majestät dem Könige bestätigt worden. Morgen früh trittst Du vor Deinen ewigen Richter, gieb Dich keinen falschen Hoffnungen hin und schließe mit dieser Welt ab, damit Du in jener Gnade und Vergebung findest. War der Herr Garnisonprediger nicht bei Dir?"

„Jawohl, Excellenz."

„Nun siehst Du, es wäre ein unwürdiges Spiel, das man mit Dir spielte, wenn die Sache nicht bittrer Ernst wäre."

Von der Straße her ertönte wieder der Herausruf der Schildwacht. Der General wandte sich an den Leutnant:

„Der Posten ruft heraus."

„Es ist die Ablösungsstunde," sagte der Offizier.

„Dann gehen Sie und verrichten Sie Ihren Dienst."

Der Leutnant salutirte und verließ die Zelle.

Der General trat nahe an den Verbrecher heran und fragte freundlich:

„Vertrauen Sie sich mir an, Klaue . . . Haben Sie noch einen Wunsch, den ich erfüllen kann?" Er gebrauchte jetzt das Sie, um den Unterschied der beiderseitigen Lagen aufzuheben.

Das Antlitz des Verurtheilten war ganz fahl geworden; aber er wankte und bebte nicht, als er entschlossen antwortete:

„Jawohl, Excellenz . . . wenn es denn aus mit mir sein soll, ich hätte noch einen Wunsch."

„Was ist es? Sagen Sie es mir."

„Ich habe eine Liebste . . . Sie ist jetzt in Berlin . . . Sie hat ein Kind, ich möchte ihr gern etwas vermachen . . . aber ich habe ja leider gar nichts, womit ich für das Kind sorgen könnte." Seine Stimme hatte jetzt leicht gezittert.

„Und wenn Sie etwas hätten," sagte der General, indem er dem Anderen seine Hand leicht auf die Schulter legte, „ich meine, wenn Sie Geld hätten und darüber verfügen dürften, was würden Sie dann dem Kinde vermachen?"

„Vielleicht zwei oder drei Thaler monatlich. Dann könnte das Mädchen das Kind wohl großziehen."

„Hier ist ein Herr," sagte der General, indem er nach Görres hinblickte, „der wohl in der Lage wäre, auch mehr für Ihr Kind zu thun.

Herr Görres, wie wäre es, wenn Sie diesem unglückseligen Manne hier ersprächen, seinem Kinde, so lange es lebt und noch nicht volljährig ist, monatlich fünf Thaler anweisen zu wollen?"

Herr Görres zuckte zusammen, als wenn er einen Streich erhalten hätte, aus seinen Augen loderte die Flamme des Hasses und der Rachsucht. Mit heiserer Stimme gurgelte er fast heftig hervor:

„Excellenz belieben zu scherzen. Diesem Menschen, der es gewagt hat, bei meinem Rentmeister einzubrechen, der die Frechheit gehabt hat, mich um mein gutes und sauer erworbenes Geld zu bestehlen, der den Rentmeister, wenn er zufällig aufgewacht wäre, wahrscheinlich ebenso kaltblütig umgemordet hätte, wie jenen armen Müller, in dessen Mühle er sich eingeschlichen hatte — diesem Menschen zu Liebe sollte ich eine, mich auf Jahre bindende Verpflichtung übernehmen? Nein, Excellenz, da wollte ich lieber die doppelte Summe an die hiesige Armenkasse zahlen." Die Wangen des Erregten hatten sich geröthet, seine Fäuste hatten sich unwillkürlich geballt, sein Lakaiengesicht hatte einen wilden, brutalen Ausdruck angenommen.

Fast ängstlich sagte der Sträfling zum General:

„Von jenem Herrn dort, Excellenz, möchte ich nichts haben. Dann will ich lieber verzichten."

„Nein, Klaue," sagte der General mit edler Wärme, „auf Ihren letzten Wunsch sollen Sie nicht verzichten. Ich selbst werde für Ihr Kind sorgen. Hier . . . hier auf diesem Zettel schreiben Sie mir mit diesem Bleistift die Adresse Ihres Schatzes auf. Das Weitere besorge ich, Sie brauchen sich des Kindes wegen nicht weiter zu beunruhigen." Zur Bestätigung dieses Versprechens bot er dem Sträfling die Hand, die dieser drückte und dann schnell an seine Lippen zog.

Ich hatte bisher unbeweglich auf meinem Platze gestanden und dem Vorgange als stummer Zuschauer beigewohnt. Eine tiefe Verachtung gegen den reichen Mann neben mir erfüllte mich. Dieser Knicker schlug einem Todeskandidaten die letzte Bitte ab, weil er um lumpige hundert Thaler gekürzt worden war. Hätte er hier nicht eine herrliche Gelegenheit gehabt, glühende Kohlen auf das Haupt eines armen Sünders zu laden? Und mit um so tieferem Mitleide blickte ich auf den Verurtheilten, der noch in seiner letzten Stunde bemüht war, das Schicksal eines von ihm verführten Mädchens zu mildern. Und wie heldenhaft der Unglückselige die Enttäuschung seiner thörichten Hoffnung, noch im letzten Augenblicke begnadigt zu werden, überwunden hatte! Der Anblick dieses Menschen schnürte mir das Herz zusammen, mußte denn durchaus Blut um Blut vergossen werden? Ist denn ein Mensch, und wäre er der weiseste und gerechteste, überhaupt berechtigt, einem anderen das Leben abzuerkennen? Wer hat als junger, schwärmerischer Mensch nicht Zeiten gehabt, wo er ein entschiedener Gegner der Todesstrafe war? Es bedarf erst langer Erfahrung und tiefer Einsicht in das Wesen der menschlichen Gesellschaft, um sich mit der traurigen

20*

Nothwendigkeit einer solchen Strafform abzufinden. Wie gern hätte ich der armen Teufel geholfen, wie gern die Schärfe des Beiles von seinem Nacke abgewendet! Unwillig über die ganze verkehrte Welt, in der ich lebte unzufrieden mit mir selbst, der ich das Schicksal dieses armen Mensche nicht ändern konnte, wühlte ich mit der Hand in meiner Tasche und be kam wieder das Pulver in die Finger, das ich dort geborgen hatte.

Eine Idee, wie sie nur im Kopfe eines jungen unerfahrenen Manne entstehen kann, durchzuckte mein Hirn, und unbesonnen und ohne Zögern gab ich ihr nach. Der Onkel sprach gerade mit dem Posten, der in de Ecke stand, und kehrte uns so den Rücken zu; Herr Görres nestelte a seinem Pelze und schien sich zum Aufbruch zu rüsten, vielleicht bereute e im Stillen, daß er so unvorbedacht sein innerstes Wesen offenbart hatt Schnell trat ich an den Gefangenen heran und ihm heimlich das Pulve zusteckend, flüsterte ich mit einer Kopfbewegung nach der auf dem Tischche stehenden noch halb vollen Weinflasche.

„Ein Schlafpulver! Sie werden es brauchen können.“

Nur einen Moment sah mich der Mann überrascht und unsicher an Dann hatte er schon begriffen und barg das Pulver schnell im Aerme seiner blauen Jacke. Der ganze Vorgang hatte noch keine Minute gedauert er war von keinem Dritten bemerkt worden. Förmlich erleichtert trat i wieder zurück; mein Gewissen belobte mich, daß ich ein gutes Werk getha hätte; ich hatte einem Menschen, der morgen früh durch Henkers Han sterben sollte, ein Mittel in die Hand gegeben, um sich in der bevorstehende Nacht, die sicher schlaflos sein und ihm die schrecklichsten Seelenmartern be reiten würde, ein paar Stunden Bewußtlosigkeit zu verschaffen.

Die Thür zur Zelle wurde weit geöffnet. Der Leutnant der Wach meldete sich beim Kommandanten wieder zur Stelle. Gleichzeitig trat d Ablösung für den Posten innerhalb der Zelle ein.

Der General näherte sich noch einmal dem Verurtheilten und bot ih zum Abschiede die Hand:

„Mit Gott, Klaue, er sei Ihnen gnädig!“

Darauf machte er kurz Kehrt und verließ das Gefängniß. Ich folg ihm mit Herrn Görres auf dem Fuße.

Als wir auf die Straße getreten waren, sagte der Onkel zu Görres

„Ich will Sie nun nicht länger aufhalten! Sie werden gewiß no Anderes zu thun haben. Adieu, Herr Görres.“

Das war eine ziemlich unfreundliche Entlassung. Herr Görres zo seinen Hut und stammelte in unverkennbarer Verlegenheit ein paar un deutliche Worte, die wohl seinen Dank ausdrücken sollten. Dann macht er auch mir eine Verbeugung und ging, sich rechts wendend, davon. Wi wandten uns zur Linken und schlugen den Rückweg zur Kommandantur ein

„Du hast ihm eine empfindliche Lektion ertheilt,“ hob ich anerkenner an, „er hat sie verdient und verstanden.“

„Das soll mir recht sein, Du siehst, mein Junge, wie meine Dir viel-
eicht einseitig und voreingenommen erscheinende Beurtheilung der reichen
ʼeute hier wieder einmal zutrifft. Es ist etwas ganz Merkwürdiges um
ieses rothe Gold; gar zu leicht tödtet es die innere Vornehmheit des
Renschen. Wie hundsföttischgemein hat sich doch dieser Nabob gegen den
Berurtheilten benommen! Der arme Schlucker mit seiner energischen Ab-
vehr jeder Hilfe von Seiten des reichen Herrn entpuppte sich doch als der
veitaus Vornehmere!"

„Ich stimme Dir vollkommen bei, lieber Onkel, und bin auch jetzt
anz sicher, daß Dir Herr Görres morgen ein Billet senden wird, in dem
bedauert, mir diesmal, gerade nur diesmal, mit dem gewünschten
Gelde nicht dienen zu können."

„Ha, ha, ha," lachte der Onkel, „es ist ein Glück, daß wir das Geld
cht gebrauchen. Uebrigens werde ich dem Patron zuvorkommen und ihm
ch heute Abend mittheilen lassen, daß ich an seinem Jagdtage verhindert
n. Meine Beziehungen zu Görreshof sind hiermit ein für alle Mal ab-
brochen."

Ich begleitete den Onkel noch bis zur Thür der Kommandantur; dort
rabschiedete ich mich mit kräftigem Händedruck und nochmaliger Dank-
ung für die mir gespendete Unterstützung, dann kehrte ich nach meiner
sspannung zurück, um mich zeitig zur Ruhe zu begeben, denn der Früh-
, der mich nach der Universitätsstadt zurückbringen sollte, verließ schon
sieben Uhr die Festung.

Ich schlief mit dem köstlichen Bewußtsein ein, dem zum Tode Ver-
heilten einen menschenfreundlichen Dienst erwiesen zu haben, und ahnte
ht, wie viel geheime Reue und Sorge mir meine unüberlegte Gut-
thigkeit noch bereiten sollte.

Als ich am anderen Morgen — es war noch dunkel, und feuchter
bel erfüllte die Luft — mit meiner Reisetasche in der Hand dem Bahn-
zustrebte, verwunderte ich mich über den geräuschvollen Verkehr, der
n auf der Straße herrschte. Ich ging durch das dumpf hallende
tungsthor, passirte die Holzbrücke über den Festungsgraben und erreichte
Weg, der, im Bogen in das Glacis eingeschnitten, nach dem nahen
nhofe führte. In dichten Schaaren bewegten sich vor mir die Fuß-
ger. Aha, dachte ich, die Leute begeben sich zur Hinrichtung. Auf
ne Frage an einen der mir zunächst Gehenden erhielt ich die Bestäti-
meiner Vermuthung. Die Exekution sollte schon um halb acht Uhr,
h nach Aufgang der Sonne stattfinden, und die braven Bürger der
ung beeilten sich, einen guten Platz zu erlangen.

Der Widerwille gegen solche öffentliche Hinrichtungen steigerte sich in
bis zum Ekel. Ich war froh, als sich an einer Gabelung des Weges
Strom dieser Neugierigen rechts wälzte, während ich geradeaus weiter-
um das Ziel des Bahnhofes zu erreichen. Gott sei Dank! Bald

saß ich in meinem Wagenabtheil und konnte dem Greuel, der sich auf de Glacis der Festung abspielen sollte, den Rücken kehren.

Um Mittag war ich in meiner Universitätsstadt angekommen. A ich des Abends in einem Wirthshause die Zeitung las, überraschte mi ein Telegramm, das aus der Festung meines Onkels eingelaufen wa Der zum Tode verurtheilte Sträfling Klaue war in der Nacht vor sein Hinrichtung aus seiner Zelle in der Hauptwache ausgebrochen und spurlos ve schwunden; den Posten, der bei ihm in der Zelle Wache stand, hatte man w leblos auf der Diele liegend gefunden. Erst hielt ich das Gelesene für ei Zeitungsente; es war ja ganz unmöglich, daß der Eingekerkerte entkommen wa Ich rief mir im Geiste das Bild der Zelle zurück. Ein kleines viereckiges m Eisen vergittertes Loch als Fenster — der Verbrecher angekettet an der Mau — seine Hände nach beendeter Mahlzeit wahrscheinlich wieder gefesselt — d Gegenwart eines Postens, der mit Gewehr und Munition ausgerüstet war — hier mußte ein Irrthum vorliegen; wahrscheinlich hatte man dem Zeitung berichterstatter etwas vorgeflunkert. Aber den Posten sollte man auf d Diele liegend gefunden haben; ein Kampf zwischen ihm und dem an di Mauer gefesselten Verbrecher konnte nicht stattgefunden haben; auch w nicht gesagt, daß der Posten getödtet oder verwundet worden sei . . Was in aller Welt hatte das zu bedeuten? Wie war dieses Räthsel z lösen? Da dachte ich an mein Morphiumpulver, an mein unselige Morphiumpulver! Herr des Himmels! Hätte ich es ihm doch nur nich gegeben! Geschäftig malte sich meine Phantasie die Möglichkeit aus, wi Alles gekommen sein konnte. Der Sträfling hatte das Pulver in sei Glas mit Ungarwein geschüttet; er hatte vielleicht den Posten aufg fordert, das Glas auszutrinken, da ihm des Weines zu viel wurde; de Soldat hatte sich verführen lassen, war bald darauf todtmüde geworde hatte sich gegen seine Instruktion niedergesetzt und war in tiefen Schl gesunken. Nun konnte Klaue mit dem Löffel, den man ihm nur zur Mahl zeit gegeben hatte (ich hatte bemerkt, daß Messer und Gabel auf de Tischchen fehlten), das Schloß seiner Kette gesprengt haben. War ih dies gelungen, dann konnte er auch mit Hilfe einer eisernen Kette da Gitter des Zellenfensters herausgerissen und das Weite gesucht habe Ein furchtbarer Schreck durchschauerte mich . . . welche Verantwortun hatte ich da auf mich geladen! Wenn es jemals herauskam, daß ich de Flüchtling das Pulver zugesteckt hatte, man konnte mich ja dann für eine bewußten Begünstiger seiner Flucht halten. Von Reue und Besorgniß ge peinigt, ging ich nach Hause und konnte trotz der Ermüdung der voran gegangenen Reisetage keinen Schlaf finden. Erst gegen Morgen schlummert ich ein, wurde aber durch die tollsten Traumbilder gequält. Als ich i Schweiß gebadet erwachte, fühlte ich mit matt und zerschlagen. Trotzdem beeilte ich meine Toilette, um so schnell wie möglich nach meiner Kneip zu kommen und dort die Morgenzeitungen einzusehen.

Die Nachricht von gestern fand ich bestätigt: Klaue war ausgebrochen und verschwunden; die Bewohner der Festung hatten sich umsonst auf das Schauspiel einer Hinrichtung gefreut und hatten enttäuscht wieder nach Hause gehen müssen. Von einer Morphiumbetäubung des Postens war, Gott sei Dank, nirgends die Rede; der Posten hatte nur gebeichtet, daß er sich hatte verleiten lassen, den Rest des Weines, den der Verurtheilte nicht mehr mochte, leichtfertig auszutrinken; bald darauf wäre er von unüberwindlicher Müdigkeit befallen worden, und er wüßte nicht, was weiter mit ihm geschehen wäre. Auf welche Weise Klaue seine Fesseln gesprengt hätte, darüber hatte man keine Vermuthung, offenbar war er durch das Fensterlein entwichen, dessen verbogenes Eisengitter man auf der Erde gefunden hatte.

Meine Phantasie hatte mich also nicht betrogen; die Sache war so zugegangen, wie ich angenommen hatte; Keiner aber außer mir und dem Flüchtling wußte, daß der Wein, der den Posten betäubt hatte, mit einem Morphiumpulver gemischt gewesen war.

Ein Brief, den ich um Weihnachten mit einer Geldeinlage von meinem Onkel erhielt, erzählte mir noch einmal alle Einzelheiten der Klaue'schen Flucht, ohne daß von einem Verdachte einer künstlichen Betäubung des armen Postens die Rede war; man hatte sich begnügt, ihn wegen Schlafens auf Posten mit dem vorgeschriebenen strengen Arreste zu bestrafen. Meine Beunruhigung wurde so einigermaßen beseitigt, andererseits aber vermehrte sich meine Reue: ich bedauerte den armen Soldaten, der nur durch meine unbedachte Handlung in eine so üble Lage hatte gerathen können, und ich bangte vor der Wahrscheinlichkeit, daß der glücklich entkommene Sträfling wiederum neue Verbrechen verüben würde, für die ich gewissermaßen die Verantwortung zu tragen hatte. Und richtig — es vergingen kaum einige Wochen, als die Zeitungen von einem Einbruche berichteten, der in der Provinz, in welcher die Festung lag, vorgenommen und mit so unerhörter turnerischer Geschicklichkeit ausgeführt worden war, daß der Einbrecher ein äußerst schwindelfreier und gewandter Kletterer sein mußte. Mein Verdacht fiel sofort auf Klaue, der, wie mir der Onkel erzählt hatte, früher Schornsteinfeger gewesen war. Im folgenden Februar und März wiederholten sich solche Berichte; die ganze Provinz befand sich in Aufregung; man wollte genau wissen, daß der zum Tode verurtheilte und entsprungene Sträfling der Räuber war, der das Land weit und breit unsicher machte.

Ich konnte diesen Berichten keine besondere Aufmerksamkeit mehr schenken, da ich ausschließlich mit meinem letzten Examen beschäftigt war. Zwischen Ostern und Pfingsten war Alles überstanden; ich schüttelte den Staub der Hörsäle von meinen Füßen und zog nach der Festung, in der mein Onkel Kommandant war, und die ich mir als den Ort meiner praktischen Thätigkeit ausgewählt hatte.

Am Platze vor der Kommandantur hatte ich mir in einem freundlichen

Hause eine hübsche Junggesellenwohnung gemiethet. An der Hausthür befand sich neben dem Griffe einer altmodischen Zugklingel ein Porzellanschild mit meinem Namen und dem Prädikat: praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer. So war ich als junger Arzt fix und fertig eingerichtet und wartete mit heißem Verlangen auf das Ansehen und die Schätze, die mir meine Bemühungen um die leidende Menschheit einbringen sollten.

Der erste Patient, zu dem ich gerufen wurde, war leider mein Onkel, der Kommandant. Als ich zu ihm eilte, fand ich ihn schon als Leiche: ohne das geringste vorhergegangene Unwohlsein war er durch einen Schlagfluß plötzlich aus dieser Welt in ein besseres Jenseits abberufen worden. Erschüttert stand ich am Lager des Dahingeschiedenen; er war mir allzeit ein treuer Freund und Berather gewesen, und auf seine Empfehlungen meiner Person als Arzt in den besseren Kreisen der Stadt hatte ich nicht unwesentlich mitgerechnet. Das war nun vorbei, das Schicksal hatte es anders entschieden.

Mit großem militärischem Pompe wurde er beigesetzt. Unter den dem Sarge folgenden zahllosen Equipagen befand sich auch der Galawagen aus Görreshof, dessen Gespann von einem Kutscher in schwarzer Livree gelenkt wurde und in dessen Innerem der Besitzer des Wagens in tadellosem Traueranzuge paradirte.

Bald nach der Beerdigung erhielt ich Mittheilung von dem letzten Willen des Verstorbenen. Der größte Theil seines Vermögens war an ein halbes Dutzend Verwandte vertheilt worden. Unter denen, deren der alte Herr sonst noch gedacht hatte, befanden sich das Klaue'sche Kind in Berlin und meine Person: ich erbte ein paar tausend Thaler, deren Zinsen mir im Anfange meiner praktischen Thätigkeit sehr erwünscht waren, denn vorerst fehlte es mir leider noch immer an Patienten.

Es war ein sehr heißer Julitag gewesen. Erst gegen Mitternacht hatte ich mich zu Bett gelegt. Ich hatte den ganzen Abend am offenen Fenster gesessen und vergeblich, wie gewöhnlich, auf irgend einen Menschen gewartet, der meine Dienste als Arzt begehren würde. Ziemlich mißmuthig und niedergeschlagen lag ich noch lange wach im Bett, endlich mußte mich doch der Traumgott in sein Reich entführt haben, denn das anhaltende Läuten meiner Hausglocke, das mich geweckt hatte, hielt ich erst für eine Fortsetzung meiner Träume. Als aber die Glocke immer wieder auf's Neue tönte, sprang ich ermuntert aus dem Bette und eilte im bloßen Nachthemde an's Fenster. Ich riß es auf, lehnte mich weit hinaus und rief gespannt und mit beinahe freudig bebender Stimme hinunter:

„Wer ist denn da?“

„Sind Sie es, Herr Doktor?“ tönte es von unten herauf.

„Jawohl, was giebt es denn?“

„Ach, Herr Doktor, bitte, kommen Sie nur schnell mit mir! Ich bin Diener des Herrn Görres und bin nach der Stadt gefahren, um unseren

Arzt zu holen. Bei uns ist ein Unglück geschehen; Herr Görres ist schwer verwundet, ein Spitzbube hat ihn geschossen. Unser Arzt war nicht anwesend; da wollte ich Sie recht dringend bitten, doch mitzukommen. Der Wagen hält hier vor der Thüre."

Mein erster Patient! Meinen seligen Onkel konnte ich als solchen nicht rechnen, denn er war schon todt gewesen, ehe ich sein Zimmer betreten hatte. In fliegender Hast zog ich mich an, nahm meinen Instrumentenkasten und die Tasche mit dem Verbandzeug in die Hand und eilte hinunter. Der Morgen dämmerte schon, als wir zur Festung hinausfuhren.

Eine köstlich erfrischende Luft wehte mir entgegen, behaglich lehnte ich mich in die Polster des offenen Wagens zurück und genoß entzückt das Schauspiel eines gloriosen Sonnenaufganges.

Eine knappe Stunde dauerte die Fahrt. Unterwegs erfuhr ich vom Kutscher, daß in der Nacht in Görreshof eingebrochen worden war. Der Dieb war in das Rentamt des Gutes eingestiegen, hatte den Rentmeister geknebelt und sich dann über die Kasten und Schränke desselben hergemacht. Der Lärm eines im Wirthschaftshofe angeketteten Hundes hatte aber den im Schlosse schlafenden Herrn Görres aufgeweckt und ebenfalls dessen Kammerdiener. Beide hatten sich bewaffnet und über den Hof nach dem in einem Seitengebäude befindlichen Rentamt begeben wollen. Da schwang sich der Dieb aus einem Erdgeschoßfenster des Rentamts, um das Weite zu suchen; Görres und der Diener riefen ihm ein Halt zu und gaben gleichzeitig aus ihren Gewehren Feuer. Der Dieb war stehen geblieben; Herr Görres war auf ihn zugesprungen, um ihn zu fassen. In diesem Augenblicke hatte auch der Spitzbube eine Pistole abgefeuert und Herrn Görres in die Brust geschossen.

„Was ist denn aus dem Kerl geworden?" fragte ich den Kutscher, dessen Erzählung unklar und verworren war.

„Ja, Herr Doktor, das kann ich nicht sagen."

„Welcher Art ist denn die Verwundung Ihres Herrn?"

„Das weiß ich auch nicht, Herr Doktor. Da gab es gar keine Zeit zu Fragen und Antworten. Der Inspektor hatte uns Stallleute geweckt und mir nur befohlen, so rasch wie möglich den Doktor aus der Stadt zu holen. Da hieß es flink sein; es ging Alles Hals über Kopf; man kam gar nicht zur Besinnung."

Mehr war von dem Kutscher nicht zu erfahren; ich mußte mich in Geduld fassen. Ich legte mich wieder zurück und schaute auf die im Glanze der Morgensonne in sanften Wellen wogenden Getreidefelder, aus denen die blauen Kornblumen freundlich hervorlugten. So profitgierig wie heute nutzte man damals noch nicht den Boden; das Saatkorn wurde noch nicht so peinlich gereinigt, daß die Kornblumen im Felde wie heute zu einer Seltenheit geworden wären. Wie wunderschön war doch die Gottes-welt! Und wie wenig kam der thörichte Mensch zum Genusse ihrer

zauberischen Reize, da er sich in sorgenvoller Unrast und durch allerle
Fehl und Sünde das Leben zur Hölle machte!

Ob nicht etwa wiederum der entflohene Sträfling der Verüber dieses nächt
lichen Einbruches gewesen war? Dann hatte ihn diesmal vielleicht die Nemesi
ereilt, wenn ihn einer von den beiden hinter ihm her Schießenden getroffe
hatte. Aber Herr Görres war bestimmt verwundet; das stand fest, deshal
holte man mich ja . . . barmherziger Gott! Wenn er nun tödtlich ver
wundet war, mußte ich mir dann sein trauriges Schicksal nicht auf mei
Konto schreiben? Hätte ich doch jenes abscheuliche Morphiumpulver damal
lieber selbst geschluckt, als daß ich damit einem zum Tode verurtheilte
Räuber, wenn auch unabsichtlich, zur Flucht verhalf! Und wenn, wa
Gott in seiner Gnade geben mochte, Herr Görres nicht tödtlich verwunde
war, wenn ich seinen Zustand nicht beunruhigend und seine Wiederherstellun
zweifellos finden sollte, wie würde sich das Wiedersehen zwischen un
Beiden gestalten? Mußte es ihm nicht peinlich sein, gerade denjenige
Arzt an seinem Krankenlager zu sehen, gegen den er sich im vorigen Jahr
so wenig hilfsbereit erwiesen hatte? Denn von jenem Darlehn war ni
wieder die Rede zwischen uns gewesen; Herr Görres hatte es für da
Beste gehalten, die Sache scheinbar gänzlich zu vergessen.

So beunruhigte ich mich mit allerlei Vorstellungen und sah der Be
gegnung mit dem Verwundeten nicht ohne eine gewisse Befangenheit en
gegen. Und dennoch fuhr mir der Kutscher, der seine Pferde im schärfste
Trabe gehen ließ, noch immer nicht schnell genug; denn vielleicht wa
Gefahr im Verzuge, und es wäre mir doch eine bittere Enttäuschung ge
wesen, wenn ich Herrn Görres, wie kürzlich meinen seligen Onkel, nich
mehr am Leben vorgefunden hätte.

„Sind wir denn noch nicht bald da, Kutscher?" fragte ich in steigende
Unruhe.

„Das dauert keine fünf Minuten mehr, Herr Doktor. Dort vo
uns das Gehölz rechts von der Chaussee, das ist der Park des Schlosses.

Der Kutscher berührte die feurigen Thiere leicht mit der Peitsche, un
sie stürmten in einem so beschleunigten Trabe vorwärts, als ob sie durch
gingen. Wir flogen die Landstraße entlang, bogen rechts in einen woh
gepflegten Park ein und fuhren mitten in demselben vor der Freitrepp
eines schloßähnlichen Gebäudes vor.

Ich war zum ersten Male in Görreshof und hätte mir unter andere
Umständen die von zwei Thürmen flankirte Residenz des reichen Grun
und Fabrikherrn eingehender betrachtet. Heute war dazu keine Zeit. Ic
wurde von einem Diener, der auf die Rückkehr des Wagens schon gewart
zu haben schien, sofort in die Vorhalle des Schlosses geführt, wo mi
eine kleine bleiche und verhärmt aussehende Dame, die die Mitte de
Vierzig wohl noch nicht überschritten hatte, in fiebernder Aufregun
empfing.

„Gott sei Dank," quoll es ihr über die zuckenden Lippen. „Sie sind der Arzt?"

„Jawohl, gnädige Frau." Ich nannte meinen Namen. „Wollen Sie mich zu dem Patienten führen?"

„Bitte, folgen Sie mir."

Sie geleitete mich durch die Halle in einen hohen gewölbten Gang, der sich durch die ganze Länge des Baues zu ziehen schien. Während wir so nebeneinander herschritten, musterte ich in unauffälliger Weise ihre äußere Erscheinung. Ihre Kleidung war ziemlich vernachlässigt, ihr Gang etwas schleppend. Das, was mir angenehm an ihr auffiel, war ihre klangvolle und doch weiche Altstimme, die etwas sehr Sympathisches hatte.

„Es ist schrecklich," hob sie seufzend an, „daß sich mein Mann persönlich so in Gefahr begeben hat. Was hatte er denn hinauszugehen? Das konnte er doch der Dienerschaft überlassen."

„Ist die Verwundung bedenklich?"

„Ich fürchte es; aber ich verstehe ja nichts davon. Die Kugel hat ihn in die Brust getroffen."

„In die rechte oder linke Brustseite?"

„In die rechte."

„Hm . . . nun wir werden ja sehen."

„Hier drinnen liegt er." Sie hatte vor einer hohen Thür mit doppelten Flügeln Halt gemacht, öffnete sie und führte mich in ein Zimmer, in welchem der Verwundete lag. An dessen Bette hatte der Kammerdiener gesessen, der bei unserem Erscheinen aufstand und bescheiden zur Seite trat.

Zu meiner großen Genugthuung erkannte ich auf den ersten Blick, daß hier keine augenblickliche Gefahr vorlag. Ich trat näher und begrüßte den Verwundeten.

„Es thut mir leid, Herr Görres, wenn ich Ihre Erwartung enttäusche, Ihr Hausarzt, der Sanitätsrath, ist aber nicht anwesend gewesen, und da hat man mich geholt."

„Bitte, bitte, Herr Doktor," sagte Görres mit matter, geängstigt klingender Stimme, „wir kennen uns ja schon." Er öffnete sein Hemd und nahm eine feuchte, von Blut getränkte Kompresse von der Brust. Sagen Sie mir offen und ehrlich: ist es aus mit mir?"

Erst erschrak ich. Die Wunde saß mitten in der Brust; die Lunge konnte durchbohrt sein. Ich beugte mich nieder, um zu untersuchen, und entdeckte bald eine zweite, die Ausschußöffnung, auf dem Rücken, die man nicht bemerkt und auch nicht verbunden hatte.

„Ich gratulire von Herzen, Herr Görres. Die Sache erschien erst schlimmer, als sie ist. Ein einfacher Haarseilschuß! Das Geschoß ist auf der fünften Rippe um den Brustkorb herumgeglitten und unschädlich vor dem Schulterblatt hinausgegangen. In vier Wochen, hoffe ich, sind Sie wieder munter und gesund."

Wie eine Verklärung ging es über das Antlitz des Getrösteten. Er war von seiner Todesangst erlöst und konnte sich wieder des Lebens und aller von ihm erworbenen Schätze freuen.

„Na, siehst Du, Wilhelm," sagte die Gattin mit freudig bebender Stimme — sie war nun ebenfalls an's Bett getreten und ließ sich auf dem Sessel, den der Kammerdiener inne gehabt hatte, nieder — „es ist nicht so schlimm, wie Du befürchtet hast. Ich habe es ja gleich gesagt."

„Ach, über Deine Weisheit," brummte Herr Görres, der seine Gattin wenig freundlich zu behandeln schien. „Jetzt hast Du gut reden, nachdem uns der Doktor beruhigt hat; aber als das Unglück eben passirt war, da warst Du so fassungslos, daß Du keine Hand rühren konntest und mich dem Diener überlassen mußtest."

„Na ja, na ja, rege Dich nur nicht auf, Wilhelm, es wird ja nun Alles wieder gut werden."

Ich hatte den Verband der Wunde beendet und richtete mich wieder auf.

„So, Herr Görres. Jetzt ist Alles in Ordnung. Ich bitte nun, sich recht ruhig zu verhalten . . . leichte Diät und heiteres Gemüth. Ich glaube nicht, daß sich Fieber einstellen wird; sollten Sie aber ein kleines Wundfieber bekommen, nun, dann wird ja Ihr Herr Hausarzt das Nöthige anordnen."

„Nein, nein, Herr Doktor," unterbrach mich Herr Görres. „Ich bitte dringend, daß Sie wieder kommen. Sie haben mir so viel Muth gemacht und mit so wohlthuender Hand den Verband angelegt, daß ich auch ferner in Ihrer Behandlung bleiben möchte. Ich werde meinen Hausarzt sofort abbestellen und ihm mittheilen, daß ich mich Ihnen anvertraut habe."

Er war der reiche Herr, der ohne jede zartere Rücksicht über Dinge und Personen nach Gutdünken verfügte; wo es sich um sein eigenes Wohl handelte, da war es ihm ganz gleichgiltig, ob er einen Anderen vor den Kopf stieß oder nicht.

„Wenn Sie, Herr Görres, dem Herrn Sanitätsrath mittheilen wollen, daß Sie mich ausdrücklich gewünscht haben, dann habe ich nichts dagegen, dann werde ich wiederkommen. Ich bin es aber meinem Kollegen schuldig, daß ich nicht ohne sein Wissen und nicht hinter seinem Rücken Ihre Behandlung übernehme."

„Könnten Sie nicht heute Abend noch einmal nach mir sehen, wie es mit mir steht, vielleicht fiebere ich dann schon."

Unwillkürlich mußte ich lächeln; der Frager war sehr besorgt um sich und außerordentlich vorsichtig.

„Wenn Sie es wünschen, gern; ich glaube aber nicht, daß sich Ihr Befinden verschlechtern wird. Was ist denn aus dem Einbrecher geworden?"

„Ja, das weiß ich nicht, ich hatte auf ihn geschossen und mein

Kammerdiener auch. Es waren keine zwanzig Schritte Entfernung, der Kerl muß mit dem Teufel im Bunde gestanden haben, wenn wir ihn nicht getroffen haben sollten."

Der Kammerdiener, der zu Häupten des Bettes stand, machte mir ein heimliches Zeichen mit der Hand.

Ich unterließ jede fernere Frage und verabschiedete mich.

„Karl, tragen Sie dem Herrn Doktor das Handwerkzeug."

Der Diener nahm meine Tasche und meinen Instrumentenkasten, und wir verließen das Zimmer, während Frau Görres bei ihrem Manne zurückblieb.

Als wir den Gang nach der Vorhalle zu durchschritten, flüsterte mir der Kammerdiener zu:

„Wir haben es Herrn Görres noch nicht mitgetheilt, um ihn nicht aufzuregen, der Einbrecher liegt drüben im Hause des Inspektors, er scheint schwer verwundet und wird wohl nicht mehr aufkommen."

„Führen Sie mich zu ihm."

Wir verließen das Schloß und begaben uns nach dem in der Nähe befindlichen Wirthschaftshofe. Dort in der Thür der im Cottagestil erbauten Inspektorwohnung stand ein Mann in grauer Joppe und hohen Stulpenstiefeln, der uns eifrig zuwinkte.

„Das ist der Inspektor," sagte der Kammerdiener.

„Gut," erwiderte ich, „ich danke Ihnen, jetzt finde ich den Weg auch ohne Sie. Kehren Sie nur zu Ihrem Herrn zurück."

Der Inspektor führte mich in ein sonst nicht von ihm benutztes Zimmer, wo man den verwundeten Räuber auf einer über Stroh gebreiteten Pferdedecke niedergelegt hatte.

Ein nur halb unterdrückter Ausruf der Ueberraschung entfuhr mir.

„Allmächtiger Gott, Klaue! Sind Sie es? Ich habe es mir doch edacht!"

Der Verwundete richtete seinen matten Blick auf mich.

„Es ist aus mit mir," kam es röchelnd über seine Lippen. „Ich kenne Sie wieder, Sie waren damals mit dem Kommandanten bei mir. Sie gaben mir das . . ."

Ich legte meinen Zeigefinger auf meine Lippen und machte eine geeterisch drohende Miene.

Er hatte sofort begriffen und ließ den begonnenen Satz unvollendet.

„Wir wollen sehen, Klaue, ob Ihnen nicht noch zu helfen ist."

Ich beugte mich zu ihm nieder und schob mit sanfter Hand sein Hemd seinander. Die zerrissene Wunde in seiner rechten Brust war offenbar rch den Austritt der Kugel erzeugt worden; die Einschußöffnung saß t mitten auf dem Rücken; die Lunge war durchbohrt. Hier war leider ht mehr viel zu helfen. Ich äußerte nichts über den Befund, reinigte n Patienten und bedeckte seine Wunden mit feuchten Kompressen.

„Geben Sie sich nicht erst Mühe mit mir, Herr Doktor," brachte der Unglückliche pfeifend und in Unterbrechungen hervor, „es ist doch Alles Eins: flicken Sie mich zusammen, dann verfalle ich dem Henkerbeile; da ist es mir schon lieber, ich gehe unter Ihrer Hand zu Grunde."

„Pst, pst," machte ich, „quälen Sie sich nicht mit Sprechen, ich werde thun, was ich thun kann."

„Wie . . . steht . . . es . . . mit . . . Herrn . . . Görres?"

„Sie sollen nicht mehr sprechen. Woher weiß er denn," wandte ich mich an den Inspektor, „daß es Herr Görres war, den er verwundet hat?"

„Ich habe es ihm gesagt, Herr Doktor," antwortete der Inspektor. „Er war schon getroffen, als er noch unmittelbar vor dem Zusammenbrechen seine Waffe gegen meinen Herrn erhob."

„Ich kann Sie beruhigen," wandte ich mich wieder an den Sträfling. „Einen zweiten Mord brauchen Sie, Gott sei Dank, nicht auf Ihr Gewissen zu nehmen. Herr Görres ist nur leicht verwundet und wird in einigen Wochen wieder geheilt sein."

Ein Zug der Befriedigung und des Dankes verschönte das hagere, wettergebräunte und von wüsten Bartstoppeln bedeckte Antlitz des Verbrechers.

„So, nun liegen Sie hübsch ruhig. Der Herr Inspektor wird für Sie sorgen, ich werde ihm die nöthigen Verhaltungsmaßregeln geben."

Ich verließ mit dem Inspektor die Stube und raunte ihm draußen leise zu:

„Der Mann ist ein Kind des Todes. Wünschen Sie, daß er von hier abgeholt wird? Den Transport in einem Tragkorbe könnte man ja allenfalls verantworten, er ist so wie so verloren."

„Ach, Herr Doktor, wenn Sie veranlassen könnten, daß er von hier fortkommt, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Meine Frau ist eben erst von schwerer Krankheit aufgestanden; sie ist durch die Sache sehr aufgeregt worden und wenn er hier stürbe . . ."

„Beruhigen Sie sich, ich glaube es Ihnen versprechen zu können."

Ich stieg wieder in den Görres'schen Wagen und fuhr nach der Stadt zurück. Dort meldete ich den Vorfall auf der Kommandantur, und schon am Nachmittage wurde der Flüchtling, dessen man nun wieder habhaft geworden war, aus Görreshof abgeholt und in das Garnisonlazareth der Festung eingeliefert.

Am Abende machte ich meinen zweiten Besuch bei dem verwundeten reichen Manne, man hatte mir wieder einen Wagen gesandt — diesmal einen leichten Jagdwagen von zwei flinken Apfelschimmeln gezogen — und ich genoß diese abendliche Fahrt, wie eine wahrhafte Erquickung. Ein sanftes Ostlüftchen wehte mir Kühlung zu, während der westliche Himmel von den purpurnen Lichtströmen des Sonnenunterganges überfluthet war. Voll innigen Dankes gegen mein Geschick gedachte ich der eingetretenen

Wendung. Die Beunruhigungen wegen jenes Morphiumpulvers hatten nun ein Ende; der einzige Mitwiſſer war ſo gut wie verſtummt; in ſeinem Zuſtande konnte er kaum noch die Kraft zu längeren Mittheilungen finden. Und daß ich endlich einen Patienten, einen reichen und angeſehenen Patienten gefunden hatte, bereitete mir ebenfalls frohe Genugthuung; ich konnte ihm von wahrhaftem Nutzen ſein, er würde vorausſichtlich wieder völlig hergeſtellt werden, und dann konnte er mein Lob in ſeinen Kreiſen ausposaunen und mir weitere Kunden verſchaffen.

Ich fand ihn, wie ich erwartet hatte. Er war in beſter Laune, hatte ſich durch ein paar Stunden Schlaf erquickt und fühlte gar keine Schmerzen. Den Verband ließ ich unberührt. Seiner Gattin erklärte ich, daß ſie ſich ruhig ſchlafen legen könnte; ſie hatte ihr Bett im Nebenzimmer aufſchlagen laſſen und war ſo im Stande, jedem etwaigen Rufe des Gatten Folge zu eiſten.

Meine Beſuche in Görreshof wiederholten ſich nun täglich. Ein leichtes Wundfieber, das ſich inzwiſchen doch bei dem Patienten eingeſtellt hatte, var ſchon nach wenigen Tagen wieder verſchwunden. Man kannte damals noch nicht die modernen antiſeptiſchen Mittel, mit denen man heute die Wunden behandelt. Ich mußte mich begnügen, den Wundkanal mit übermanganſaurem Kali auszuſpritzen. Auffälligerweiſe wollte die Wunde keine Fortſchritte zur Heilung machen. Eines Vormittags ſtellte ich feſt, daß leine Fremdkörper, wahrſcheinlich Tuchfetzen, die das Geſchoß mit in die Wunde hineingeriſſen hatte, durch eine Operation entfernt werden mußten. ch fragte Herrn Görres, ob er chloroformirt werden wollte.

„Wird es ſehr weh thun?“ fragte er zurück.

„Ich denke nicht, ich will nur hier an dieſer Stelle den Wundkanal fnen, um die Fremdkörper zu entfernen.“

„Dann ſchenken wir uns das Chloroform, erklärte er muthig, „ich erde verſuchen, ſtill zu halten. Meine Frau muß aber herausgehen.“

„Aber Wilhelm,“ ſagte die Gattin, die neben mir am Bette ſtand, Du wirſt mich doch nicht fortſchicken? Ich bleibe hier, Herr Doktor, d wenn ich mich Ihnen nützlich machen kann, ſo ſagen Sie es nur.“

Auf Görres ſchien dieſes gänzlich unerwartete Heldenthum ſeiner Frau n beſten Eindruck zu machen; faſt verwundert ſtarrte er ſie an. War Liebe zu ihm, die dieſem ſchwächlichen und verhärmten Weſen die aft gab, ihre ängſtliche Natur zu überwinden? Dieſe Frage mochte er wohl im Stillen vorgelegt und bejaht haben; denn dankbar zu ihr fblickend, ſagte er nicht ohne innere Bewegung:

„Komm her, Alte, und gieb mir die Hand! Wenn Du ſo tapfer n willſt, ſo werde ich auch feſt ſein und nicht muckſen.“

Der operative Eingriff ging glatt und ſchnell von ſtatten. Der Erg war ein vollkommener. Ich konnte aus der Wunde ganz kleine

Stückchen Leinwand und wollene Fäden entfernen, Theile der Bekleidung die Herr Görres in jener Nacht getragen hatte.

„Sie werden sich nun bald ganz wohl fühlen, Herr Görres; jetzt is Alles in bester Ordnung. Ich gratulire Ihnen auch zu Ihrer Frau Ge mahlin, die sich als ausgezeichnete Assistentin bewährt hat."

Das verhutzelte Gesichtchen der kleinen, unbedeutenden Frau belebt sich anmuthig, glücklich schaute sie von mir zum Gatten, ich hatte da Gefühl, daß diese beiden Leute zum ersten Male in ihrem Leben durc eine schwere Sorge, die sie gemeinsam getragen hatten, seelisch einande näher gerückt waren.

In der ersten Hälfte des August war mein Patient genesen. E war am 12. August — ich erinnere mich noch heute genau diese Datums — als ich erst am Nachmittage nach Görreshof hinausgefahre war. Ich fand das Ehepaar auf der nach der Schloßgartenseite hinaus gelegenen Terrasse, wo es beim Kaffee saß. Ich mußte mit am Tisch Platz nehmen; Frau Görres schenkte mir Kaffee ein, und der Gatte lie mir durch den Diener eine Kiste mit vortrefflichen Havannacigarre herausholen.

„Ich komme heute zum letzten Male, Herr Görres," erklärte ich nachdem ich mir eine Cigarre angezündet hatte, „und wünsche in Ihren Interesse, daß ich nie wieder zu kommen brauche."

„Hoho, verehrter Doktor, das nehme ich nicht an, ich hoffe, daß wi Sie noch recht oft hier wiedersehen werden, wenn auch nicht als Arzt, s doch als unseren lieben Gast. Nicht wahr, Alte?"

Frau Görres, die förmlich verjüngt aussah, streckte mir die Hand entgegen.

„Ach ja, lieber Herr Doktor, kommen Sie doch recht oft zu uns; wi sind Ihnen zu so großem Danke verpflichtet; mit Ihrem Eintritt in dieses Haus ist bei uns auch Glück und Freude erschienen. Ich wenigstens habe keine Sorge mehr: mein Mann ist wieder gesund, und durch Räube und Mörder werden wir auch nicht mehr bedacht werden . . . Der Klau soll ja gestorben sein."

„Jawohl, gnädige Frau, gestern ist er erlöst worden. Der arm Teufel hat sich lange quälen müssen. Aber besser so, als wenn er au dem Schaffot gestorben wäre; das wäre doch noch weit schlimmer für ih gewesen."

„Wissen Sie, Herr Doktor," hob Görres an, daß ich dieses Menschen wegen schwere Gewissensbisse erduldet habe? Ich habe mir Vorwürfe ge macht, daß ich ihm damals seinen letzten Wunsch nicht erfüllen wollte hätte ich es gethan, er wäre mir dankbar gewesen und sicher nicht zum zweiten Male bei mir eingebrochen. Dann hat es meine Seele auch schwer bedrückt, daß es meine Hand war, die ihn tödtlich verwundet hat, denn das Gewehr meines Dieners war ja nur mit Schrot geladen. Du hast

ein Menschenleben auf dem Gewissen, habe ich mir oft im Stillen gesagt, aber dann habe ich mich wieder getröstet, daß ich berechtigt war, mein Hab und Gut gegen einen Räuber zu vertheidigen, dessen Leben ja so wie so schon längst verfallen war."

„Das war es, Herr Görres, und Sie haben sich in letzterer Hinsicht gar keine Vorwürfe zu machen. Quälen Sie sich nicht mit unbegründeten Selbstanklagen; danken Sie Gott, daß Sie wieder gesund sind, und widmen Sie sich wieder mit altgewohnter Energie Ihren vielfachen Geschäften."

„Vorerst danke ich Ihnen, daß Sie mich wieder hergestellt haben." Er klopfte mich vertraulich auf die Schulter.

„Um Gottes Willen," wehrte ich ab, „danken Sie nicht mir, sondern jener allmächtigen Heilkraft der Natur, der ich nur einige Hindernisse aus dem Wege geräumt habe. Ich gehöre nicht zu jenen Narren von Aerzten, die sich einbilden, Kranke gesund machen zu können; gesund macht nur die Natur oder Gott, wie Sie es nennen wollen; wir Aerzte sind nur aufmerksame und lernbegierige Handlanger der Natur, sonst ebenso schwach und unfähig wie jeder Laie."

Der Diener brachte eine eisgekühlte Pfirsichbowle in einer Krystallschaale auf die Terrasse.

„Sie trinken jetzt ein Gläschen Wein mit uns, Herr Doktor," forderte mich Frau Görres freundlich bittend auf, „und essen dann mit uns ein einfaches Abendbrot."

„Das ist verständig, Alte," rief Görres froh gelaunt, „halte den Doktor nur fest, da er doch morgen nicht wieder kommen will."

Meine leider noch immer recht dürftige Praxis gestattete mir, der Einladung ohne Vernachlässigung eines Dritten Folge leisten zu dürfen. Ich verlebte einen sehr angenehmen Abend. Herr Görres war wie umgewandelt; alles Protzenhafte an ihm war verschwunden; der Unfall, den er erlitten hatte, war ihm zu einem wirklichen Bade der Wiedergeburt geworden. Voll wärmster Anerkennung gedachte er auch meines seligen Onkels; in wehmüthiger Einnerung an ihn tranken wir ein stilles Glas.

Mit einem kräftigen Händedruck sagte ich am späten Abend Lebewohl. Der Frau des Hauses wollte ich zum Abschiede die Hand küssen, aber sie duldete es nicht, sondern fiel mir, von plötzlicher Rührung überwältigt, um den Hals und stammelte dankbar:

„Sie sind unser guter Engel gewesen, Herr Doktor."

Wo ist der junge Arzt, der nach solcher Anerkennung nicht in glückgehobener Stimmung die Rückfahrt angetreten hätte? Es war eine herrliche Nacht, durch die ich dahinfuhr. Mit Myriaden leuchtender Gestirne war der Himmel bedeckt, über dessen tiefblaues Gewölbe ab und zu eine feurige Thräne des heiligen Laurentius dahinfloß: es war die Nacht des vermehrten Sternschnuppenfalles. Hätte ich doch den seligen Onkel

jetzt neben mir gehabt! So manches regte sich in meinem Herzen, was ich ihm so gern mitgetheilt hätte . . . war seine Beurtheilung der reichen Leute nicht doch etwas gar zu einseitig und schrullenhaft gewesen?

Am nächsten Mittage erschien ein reitender Bote aus Görreshof, der mir gegen Quittung einen dicken, fünfmal gesiegelten Brief behändigte. Es war mein erstes Honorar, das ich erworben hatte. Der Brief, der dem Gelde beigefügt war, lautete:

„Sehr verehrter Herr Doktor, und wenn Sie mir gestatten, mein lieber jugendlicher Freund!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, mit innigem Danke, das Honorar für Ihre ärztlichen Bemühungen um mich schon heute übersende. Ich weiß sehr wohl, daß man das, was ein tüchtiger Arzt leistet, nimmermehr bezahlen kann; ein Honorar kann immer nur ein Aequivalent für geopferte Zeit sein. Bitte, erweisen Sie mir die Ehre, die anliegende Summe anzunehmen; unsere gegenseitige Unbefangenheit bleibt dann besser gewahrt, als wenn ich Sie damals nach dem Wunsche Ihres seligen Herrn Onkels zu meinem Schuldner gemacht hätte. Damit Sie mich aber nicht gar zu schlecht beurtheilen, verrathe ich Ihnen im Vertrauen, daß ich dieselbe Summe unter heutigem Datum auch dem Kinde des verstorbenen Klaue habe sicher stellen lassen. Begangene Sünden lassen sich leider nicht ungeschehen machen; aber man kann durch seine Handlungen beweisen, daß man gewillt sei, keine neuen Sünden mehr zu begehen. Und nun genug davon; ich bleibe, so lange ich lebe, in Ihrer Schuld. Meine Frau grüßt Sie viel tausendmal. Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr alter dankbarer Freund

Wilhelm Görres."

Dem Briefe waren fünftausend Thaler, sage und schreibe: fünftausend Thaler, in Banknoten beigelegt.

Mein seliger Onkel hatte doch wohl nicht ganz recht gehabt. Das rothe Gold kann wohl in einem Menschenherzen die Tugenden unter Trümmern begraben; wenn aber ein Erdbeben kommt und die Trümmer auseinanderwirft, dann sprießen die Tugenden vielleicht um so üppiger empor. Uebergroßer Besitz macht leicht hart; der vornehm Geartete bleibt aber auch in der Fülle des Besitzes vornehm. Wer sich im Rausche gemein benimmt, der ist gemein; gute Manieren können auch durch den Rausch nicht vernichtet werden.

So oder ähnlich würde ich zum Onkel gesprochen haben; vielleicht hätten wir uns verständigt und die Wahrheit in der Mitte gefunden, wo sie so oft zu liegen pflegt. —

---

# Jules Case.

Von

**H. L.**

## I.

> Il faut être optimiste pour l'individu comme pour l'humanité, malgré la perpétuelle opposition des faits isolés. C'est le qu'est le courage; il n'y a que moi qui puisse me faire du mal à moi-même.
>
> E. Renan.

Jules Case gehört zu den französischen Schriftstellern, die man in Deutschland weniger kennt als gewisse andere Autoren, deren ausgesprochene Eigenart und Bedeutung, nach irgend einer Richtung hin, den Ruhm ihres Namens weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus getragen hat. Er hat keine Schule gegründet, er hat keine neue Gattung der Schriftstellerei in's Leben gerufen. Das Besondere eines Wesens liegt nicht in marktschreierischer Deutlichkeit zu Tage, ondern will aufgesucht und bedacht werden.

Es ist ein feiner Geist, der hier still die eigene Straße innerhalb er hergebrachten Formen findet, und dessen persönliches Leben und Wirken ch in einer Reihe gleichmäßig vollendeter Arbeiten geäußert hat; überwiegend nd es Romane zeitgenössischen Inhalts; die Beobachtung des Seelischen, ı reicher Instrumentation, meist aber mit einer schwermüthigen Vorliebe ir das Schmerzliche, waltet vor. Selten habe ich mich so beklommen und equält gefühlt, wie stellenweise bei dieser Lektüre. Ich habe aber auch lten sozusagen den Lohn des Schmerzes: die — wenn auch oft wehmuthsolle — Befriedigung über den Abschluß so warm empfunden. — Meine indrücke mögen einigermaßen subjektiv gefärbt sein, da ich das Glück hatte, dem Schriftsteller selbst einen liebenswürdigen und zartsinnigen Menschen nnen zu lernen. Doch glaube ich, daß persönliche Verehrung mich nicht völlig den künstlerischen Eindrücken hätte öffnen können, wenn diese Einücke nicht an sich Schönheit und Kraft besäßen.

Eine düstere Stimmung beherrscht die kleine Novelle: „Les sept isages". Der Titel bezieht sich auf das seltsame Phänomen, daß dem

erzählenden Helden die Geliebte siebenmal in völlig veränderter Gestalt erscheint. Es ist eine Antlitzmetamorphose, in der sich sieben seelische Häutungen spiegeln.

Wer hat nicht schon ähnliche Erfahrungen gemacht, wie ein befreundetes Wesen, wenn wir es nur eine Weile aus den Augen verloren haben, uns plötzlich scheinbar fremd geworden entgegentritt! Es ist das wohl Jedermann geläufig. Hier wird an diese Erscheinung eine spannende Geschichte geknüpft, und wir verstehen die allmähliche Formung der sieben Gesichter in ihrem begründeten Zusammenhange.

Ein grauenhafter Mord wird aus Eifersucht unter so eigenthümlichen Umständen begangen, daß Niemand auf den Thäter, ja nicht einmal Jemand überhaupt auf Ermordung schließen kann. Aber die Sünde lebt fort im Gewissen des Mörders, und nach dem Genusse flüchtiger Liebesfreuden ereilt ihn der verhängnißvolle Rückschlag des Verbrechens und trifft ihn bis in's Mark.

Diese kleine ältere Novelle habe ich seinerzeit in einem hübsch illustrirten Bändchen gelesen, und ich war damals begierig, den Dichter selbst kennen zu lernen. Später fiel mir eine größere Anzahl Case'scher Schriften in die Hände.

Da war zunächst „La Petite Zette“, ein Roman voller Irrungen, Wirrungen. Er ist Maupassant gewidmet, und viel Sinnengluth und Liebe wird geschildert. Die kleine Zette ist unendlich rührend, so armselig unverstanden, bei Seite geschoben durch den dramatischen Gang der Handlung selber. Zuletzt sehen wir sie nach Rußland verschwinden, weit fort von Paris und ihrer Jugend und ihrem Heim. Die Frauengestalt, die sich in den Vordergrund des Gemäldes gedrängt hat, ist überaus reizvoll behandelt. Es geht ein berückender Duft von ihr aus. Der überduftet darum auch das arme Wesen, das sich in Gram verzehrt dahinten, unbeachtet.

In einem anderen Roman lernte ich in Case den historischen Sittenschilderer bewundern. „Bonnet Rouge“, (die rothe Haube als Symbol der Republik) enthält ein reiches Bild französischen Lebens um die siebziger Jahre herum. Der junge Held der Erzählung muß den bitteren Kelch des proletarischen Elends bis zur Neige auskosten. Wohl hat ihm das Schicksal eine derbe, gute Freundin, mit der er in wilder Ehe lebt, zum stärkenden Troste beigesellt. Allein das liebevolle Verhältniß erkaltet allmählich in beängstigender Weise, und banges Schuldbewußtsein übertönt noch die nagenden Sorgen um das tägliche Brot. Immer fremder wird er dem Mädchen aus dem Volke, und sie fühlt es voll Schmerz und Haß, daß sich Abgründe aufthun zwischen ihren Seelen. Die verlockenden Stimmen der Sirenen des Salons entführen ihr den Geliebten endlich ganz.

Eine gequälte Seele bringt uns auch der Priesterroman „Ame en Peine“ zur Erscheinung. Er spielt in einer kleinen Stadt. Die Schloßherrschaft, die Angehörigen eines kleinen Lesezirkels in einer Buch-

handlung und die Klerikalen werden uns vor Augen geführt. Die Bemühungen eines Lehrers um die Gunst der Buchhändlerstochter, die auch der junge Abbé liebt, werden mit virtuoser Beobachtungskunst geschildert. Im Herzen des Priesters toben arge Stürme. Er wälzt sich zwischen atheistischen Zweifeln und der Sehnsucht nach all dem für immer Abgeschworenen. Wie großartig grausig ist ein nächtlicher Anfall auf seine Sinne beschrieben, da er eines Abends zum Schloß hinaufschreitet! Ungemein weh klingt die Erzählung aus, nachdem uns der Dichter mit Menschendarstellung und Problemen aufgewühlt und erschüttert hat.

„L'amour artificiel" ist in's Deutsche übersetzt. Ich glaube, man hat Einiges gemildert. Die Heldin, aus einer Parvenu-Familie, maltraitirt ihre Klavierlehrerin. Die macht ihr dafür ihren Vetter abspenstig. Nach langem Hangen und Bangen fällt das unkeusche Frauenzimmer ihren Lüsten zum Opfer. Es geht sehr traurig mit ihr zu Ende. — Aus diesem Roman schuf Jules Case sein letztes Drama.

Das Drama „La Vassalle" ist aus dem ebenfalls in's Deutsche übersetzten Roman „Un Jeune Ménage" hervorgegangen. Ich ziehe den Roman vor: er ist durch seine breite Anlage in der Motivirung überzeugender und gewinnender als das Stück. Mit einer, ich möchte sagen, ehernen Grausamkeit ist das Werk geschrieben. Man fühlt den Zwang der Situationen, aber es ist gräßlich traurig. Eine unglückliche Ehe wird geschildert, und wir sehen, wie Alles hat so kommen müssen. Es ist ein jammervolles Geschick, das uns da entrollt wird, mitleidslos enthüllt, — aber machtvoll erscheinen die kräftigen Finger, die uns das zeigen.

Machtvoll und kräftig hat Jules Case auch gelegentlich auf eine wohl etwas zu oberflächliche Besprechung der Vassalle geantwortet. Ich habe diese Kritik einer Kritik mit Vergnügen gelesen. Höflich in der Form, ein glänzender Anwalt seiner Sache, ergreift da der Dichter das Wort zur Erklärung seiner mißverstandenen Tendenzen. Er ist ein reiner Künstler und hat seine Werke nicht in den Dienst irgend welcher Parteirichtungen des öffentlichen Lebens zu stellen beabsichtigt. Ein prachtvoller Feuereifer glüht in diesem kleinen Schriftchen: „A propos de la Vassalle".

„Promesses„ ist unter allen Romanen von Jules Case mir der liebste. Obwohl auch er so schmerzlich, in einem Doppelselbstmord endigt, durchzieht ihn doch ein so versöhnlicher Sonnenglanz inniger treuer Liebe, daß er das Herz des Lesers wahrhaft erwärmen kann. Das kalte Gift des Hasses und der Bosheit thut sich freilich oft genug hervor, Beklagenswerthes wird uns nicht erspart, aber das wird überspült und fortgeschwemmt immer wieder durch den schönen Fluß edler menschlicher Regungen, der uns offenbart wird.

Im „L'Etranger" herrscht eine Art Reconvalescentenstimmung. Ein Einsamer liebt eine Einsame. Sie ist krank und erliegt ihren Leiden, aber himmlische Momente der Liebe fallen als Balsamtropfen in das Leben der tief verwundeten Seelen.

## II.

Jules Case hat seinen tragischen Liebesroman „Promesses“ — es sind eigentlich alle seine Werke tragische Liebesromane — einer Dame gewidmet. Die Widmung beginnt etwa folgendermaßen:

„Die wackern Bildschnitzer des Mittelalters gaben uns ein Abbild des Lebens in den großen Kirchenthoren. In dem rauhen, doch fügsamen Stein ließen sie die Schmerzen, Leidenschaften und Freuden eines Zeitalters aufleben. Da haben sie mannigfaltige Gebilde gefertigt, strahlende reine und düstere, umwölkte, die wir mit Mitleid betrachten, die wir mit Bangen um ihre Geheimnisse befragen.

„Warum ist die Gestalt dort engelhaft sanft und schön? Woran denkt dies Weib? Ist es Gott, sind es die Freuden des Paradieses, die ihr am Herzen liegen? Oder hat sie nur ein schöner Spaziergang auf der duftenden Wiese erfrischt, und ist der Blick des Mannes, von dessen Liebe sie träumt, auf sie gefallen und hat ihr gesagt, daß sie geliebt werde? Ist sie nur glücklich zu leben? — Es ist so schön, zu leben.

„Aber dicht neben ihr starrt ein häßliches Menschenantlitz. Was für Gedanken mögen dies Hirn peinigen? Denkt er an die Höllenpein, an die mitleidslosen Flammen, die den Sünder erwarten? oder hat er nur erfahren, wie harte Noth die Jahre bringen, wenn Krieg und Pestilenz wüthen und wie der Hunger thut? Fühlt er sich für immer verdammt, oder leidet er nur am Leben? — Es ist manchmal auch so schlimm zu leben.“

Jules Case hat solche Gestalten seiner Zeit in den Stein gehauen, Menschen, die sich Schmerzensgift aus allen Blumen trinken, denen der Stolz die jungen Freuden vor der Reife knickt, die sich verhärten und erstarren in ihrer kalten nächtlichen Alleinheit. Durch alle seine Werke zieht herbe Trübsal, bittere, bittere Qual.

Bald ist es der Aufschrei höchster Leidenschaft, den wir vernehmen, bald das dumpfe Grollen beständig feindseliger Verhängnisse, Schmerz der Liebesenttäuschung, Ekel, Zorn und Verzweiflung, aber in all dem Jammer doch auch wieder ein kühlender, lindernder Hauch, die verzeihende Liebe, die zum Höchsten führt, das dem Menschen zu erreichen gegeben ist. Ueber den Dornen des Werkeltages erhebt sich das Licht der Verheißung. Man muß weiterleben! Laß nicht alle Hoffnung sinken! Vertrau und glaube!

Jules Case predigt keine Moral in seinen Schriften. Wenn wir eine solche trotzdem in ihnen finden, so ist das ein Nebenerfolg des Kunstwerks. Dem Abbilde des Lebens läßt sich Aehnliches ablesen wie dem Leben selbst. Case beschränkt sich auf die Darstellung, und zwar fallen ihm die Nachtseiten des Daseins besonders in die Augen. In ihrer Wiedergabe scheint er seine höchste Kraft und Gewalt zu finden.

Wie traurig ist im Grunde Alles! Wie schnell vergeht jede Lust, und wie vergällt wird einem das bischen Leben! Dieses melancholische Gedankenmotiv durchklingt die Melodieen und Harmonieen alle. Wir

lauschen mitunter feinen, anmuthigen Weisen, wir sehen zierliche Muster in die großen, farbenreiche Teppiche gewirkt, aber die zarten Ansätze zu lieblichen Gefühlen müssen wir bald vergessen. Wie ein Komponist irgend eine Tonart allen anderen vorzieht oder ein Maler für eine gewisse Farbenzusammenstellung eine besondere Vorliebe besitzt, so hat auch der Schriftsteller meist eine Lieblingsform des Gefühlsablaufs. Er bevorzugt heitere Ironie oder bedächtige Schlußweisheiten, helle Daseinsbejahung oder wehmüthige Vertiefung in die Trübniß, die uns auch wohl umhüllt. Jules Case hat sich die Schwermuth zur Genossin erkoren.

Wer kennt nicht das Bild des großen deutschen Meisters von der Melancholie! Ein gewaltiger Dämon, hochbeflügelt, sitzt sie brütend da, in ihrem faltenreichen Gewande. Sie spielt mit einem Zirkel, und um sie her verbreitet liegen mannigfaltige Werkzeuge menschlicher Kunst und Wissenschaft. Eine bunte Welt ist da beieinander, und ein kleiner Engel hockt neben dem finsteren Weibe, und in der Ferne geschehen am Himmel allerhand Zeichen und Wunder. Da schwebt auch das Bändlein mit der Inschrift, auf daß wir erkennen, um was es sich handelt. Viel klarer wird das Bild dadurch freilich nicht werden.

Was hat sich der gute Meister bei diesem tollen Wesen wohl gedacht? Es giebt ein schönes Gedicht von Gottfried Keller darüber. — Gemeint ist vielleicht die stets schmerzliche Gedankenschwangerschaft, aus der sich doch die führenden Ideen alle einmal fröhlich entwinden. Durch Nacht zum Licht. „Sei mir gegrüßt, Melancholie!"

Jules Case hat ihr sich anvertraut. Er hat unter ihrem Diktat gearbeitet, und die vornehm gehaltenen Werke, die er schrieb, lassen nicht daran zweifeln, daß auch diese Pflanzen ihre Schönheit und daher ihre Berechtigung haben.

## III.

Will man mit seinen Urtheilen bei anderen Menschen Anklang finden, so ist es vielleicht nicht genug, daß man die trockene Oberschicht des Gedanklichen, aus dem Seelenleben säuberlich herausgeschält, seinen Hörern vorsetze. Ich glaube, das genügt, um Verständniß für das Gedachte, aber nicht, um Anklang zu finden. Hierzu gehört eine weitherzigere Aufrichtigkeit in der Mittheilung. Das Gedankenelement reicht nicht aus, um Stimmung zu erzeugen. Man muß mehr in die Tiefe hinabsteigen und seine Gefühle zur Geltung bringen.

Es handelt sich hierbei, wie ich meine, um keine unnöthigen Abgründe der Seele. Alles Aussprechbare liegt klar zu Tage. Es handelt sich nur um eine größere Vollständigkeit in der Aufzählung der Bedingungen, unter denen die — ewig experimentirende — Natur mit uns vorgegangen ist. Dies ist das ganze Geheimniß der psychologischen Selbstbeobachtung: möglichst lückenlose Wiedergabe der natürlichen Verhältnisse da, wo uns

die Natur den eigenen willkürlichen Eingriff in ihre Machenschaften verwehrt hat.

In diesem Sinne will ich das Bild, das ich mir von der Persönlichkeit des besprochenen Schriftstellers gemacht habe, schließlich noch durch eine Mittheilung vervollständigen. Leider steht mir freilich dazu nicht die Kunst eines Jules Case zu Gebote.

Wir waren in Giverny auf dem Lande. Giverny liegt bei Vernon im Departement Eure. Die Seine schlängelt sich in Windungen mit anmuthigen Ufern durch die Ebene. Wir hatten meist sonnigen blauen Himmel, und die Landschaft schien uns sehr schön, — auch anderen: es giebt dort eine amerikanische Malerkolonie. Ein großer französischer Meister hat dort seinen Blumengarten, ein wahres Farbenmeer von unerhörter Pracht. Hier trat uns nun Jules Case entgegen, und ich lernte ihn auf Spaziergängen näher kennen. Das Landschaftliche bildet mir einen unverwischbaren Hintergrund für seine Gestalt.

Eines Abends hatte er sich angemeldet, die Landstraße entlang sahen wir ihn nahen. Er hatte allerhand auf dem Arme, dessen er sich bei uns entledigte, um einige Augenblicke zu rasten. Ein hagerer Mann mit leicht ergrauten Haaren und klugen, guten Augen, die Kleidung sorgfältig, aber ohne Eleganz, das rothe Bändchen der Ehrenlegion diskret im Knopfloch, der Ausdruck des Gesichts ein klein wenig ironisch, doch liebenswürdig — das war also Jules Case!

Nachdem er sich ein wenig ausgeruht und freundliche, liebe Dinge gesagt hatte, zog er wieder davon. Er nahm eine der bunten Papierlaternen, mit denen wir das Haus geschmückt hatten, und ohne Begleitung zu dulden, leuchtete er sich damit zu seiner neuen Wohnung; denn die Nacht war tiefer hereingebrochen.

Am Himmel glänzten ein paar Sterne in spärlichem Schimmer. Die Wiesen lagen weithin in mattem weißlichem Lichte. Er fand schon allein seinen Weg. Und würde ihm auch das Lämpchen ausgehen, er meinte, daß er sich schon zurechtfinden würde, da er die Oertlichkeit kannte.

Wenn ich nun an Jules Case denke, nachdem ich so viel von ihm gelesen und durch Gespräche auch ein wenig von seiner Persönlichkeit dazu erfahren habe, steht mir doch immer diese erste Begegnung in Giverny vor Augen, in der Nacht, aus der er kam, und in die er verschwand mit seinem Lampion, nachdem er uns einige Augenblicke durch seine Gegenwart erfreut hatte.

# Das moderne Verkehrswesen im Kriege.

Von

**E. Miller.**

— Riedlingen. —

Unser modernes Verkehrswesen ist von großem, zum Theil charakteristischem Einfluß auf die Kriegführung.

Dabei nehmen die erste Stelle die Eisenbahnen und der elegraph ein. Luftschifffahrt, Brieftaubenpost und andere Hilfsmittel nnen ebenfalls von Bedeutung werden.

## I.

## Die Eisenbahnen.

Sie gehören vor Allem zu den wichtigsten Kriegshilfsmitteln der Gegenrt. Sämmtliche Länder werden von mehr oder minder zahlreichen hienensträngen durchquert.

Meist solide gebaute Straßen und Wege füllen das Bahnnetz aus. e Wasserlinien hat man in geregelte Bette geleitet und durch künstliche lagen, Kanäle, mit einander verbunden. Einige der alten strategischen rrièren sind befestigt. Von der Zahl der Verkehrslinien und dem Zunde, in welchem sie sich befinden, ist man abhängig, wenn man Truppenssen an den entscheidenden Punkten zu rechter Zeit konzentriren und en die Mittel zuführen will, deren sie zu ihrer Erhaltung in schlagfertiger fassung bedürfen.

Herrscher, die sich behaupten wollten oder gar Eroberungspolitik geben haben, mußten schon im Alterthum künstliche Verkehrslinien bauen. sehen dies vor Jahrtausenden schon an der Königin Semiramis, an ces, Cyrus und namentlich an Alexander dem Großen. Bei den damals wenig entwickelten gewerblichen und industriellen Verhältnissen dienten

diese Straßen fast ausschließlich rein militärischen Zwecken. Darum zeichnete sich auch der Staat, welcher von dem Augenblicke an, in dem er den Schauplatz der Universalgeschichte betrat, Welteroberungspolitik getrieben hat, der römische, durch besonders großartige Straßenbauten aus. Heute noch finden wir überall, wo immer die Römer gehaust, sichtbare und untrügliche Beweise hiervon. Man kann nicht genug staunen über das scharfsinnig durchdachte Straßennetz, auf welchem sie einen regelrechten Post- und Etappendienst einrichteten, ein glänzender Beleg zugleich für die hohe Stufe taktischer und strategischer Bildung, auf der die nimmersatten Eroberer gestanden haben. Noch nach dem Sturze des weströmischen Kaiserreiches bildeten über fünf Jahrhunderte lang diese Römerstraßen, deren leicht verfolgbare Spuren auch heute so heißen, die einzigen gangbaren Wege in Europa und im Orient. Aber auch spätere Eroberer, von welchen die Blätter der Geschichte zu melden wissen, traten stets mit großartigen Straßenplänen hervor. Im Mittelalter Karl der Große, nach ihm Ludwig XII. von Frankreich und in neueren Zeiten Napoleon I. Ludwig XII. baute nur, um seine Eroberungszüge im Mailändischen und Neapolitanischen zu fördern, und Napoleon hat sich durch den Bau der Simplon- und Mont-Cenisstraße zu Beginn des 19. Jahrhunderts wider Willen ein großes Verdienst erworben.

Nachdem die Freiheitskriege den Korsen endlich unschädlich gemacht und den viertelhundertjährigen Kriegswehen ein längerer Friede folgte, nahmen Handel und Industrie einen bis dahin niemals geahnten Aufschwung, ja sie begannen sich in das Unermeßliche zu dehnen. Es war daher ganz natürlich, daß man die Verkehrswege nicht allein mehr nach militärischen, sondern auch nach handelspolitischen Rücksichten erweiterte. Die Erfindung der Lokomotive brachte einen völligen Umschwung hervor. Ein immer weitere Gebiete umfassendes und stets dichter werdendes Schienennetz breitete sich rasch über die ganze Erde, das jedoch, soweit Rußland in Frage kommt, nur nach strategischen Gesichtspunkten erbaut ist, während die westeuropäischen Staaten, Deutschland allen voran, die militärischen und die handelspolitischen Interessen in bewundernswerthe Uebereinstimmung zu bringen verstehen.

In einigen Ausnahmefällen hat man auch in Deutschland zur Sicherheit des Reiches, wie zum Zweck strengster Respektirung der Neutralität kleinerer Nachbarstaaten, wie Belgiens und der Schweiz, Umgehungsbahnen gebaut, aber auch diese kamen sofort friedlicher Arbeit zu gute, da es ein alter Erfahrungssatz ist, daß die Verkehrsmittel den Verkehr schaffen.

Unter den europäischen Kontinentalstaaten hat Rußland auch noch eine andere bemerkenswerthe Ausnahme gemacht, indem es eine weitere Geleisbreite annahm. Die Differenz beträgt genau 8 Centimeter und 8 Millimeter. Auch England hat eine andere Breite, die aber nicht störend wirkt, weil wir hier es mit einem Insularreich zu thun haben. Es läßt si

somit auf dem ganzen Kontinent, Rußland allein ausgenommen, das gesammte Betriebsmaterial auf dem gesammten Netz gegenseitig heranziehen.

Wir betrachten in der Folge nun die Eisenbahnen von rein militärischem Standpunkt, was auch dem Laien des Interessanten in Fülle bietet.

Gerade hinsichtlich Rußlands ergiebt sich der nicht zu unterschätzende Uebelstand, daß sich dessen Linien mit fremdem Betriebsmaterial nicht befahren lassen, und es erscheint sehr zweifelhaft, ob sich die Idee, verstellbare Axen bereit zu halten, verwirklichen ließe, resp. in der Praxis bewähren dürfte.

Eine der Hauptschwierigkeiten für die Benutzung der Bahnen überhaupt aber bildet die Unterbrechung der unmittelbaren Verbindung mit einer besetzten Strecke. Erscheint eine Wiederherstellung zu schwierig, oder ist die Linie durch feindliche Festungen gesperrt, so dürfte der Bau einer Umgehungsbahn um so mehr vorzuziehen sein, als die weit vorangeschrittene und hohe Entwicklung der Eisenbahntechnik neue Strecken oft in kürzerer Frist bauen, als alte zerstörte wieder herstellen läßt. Natürlich wird man die Wiederherstellung dem Neubau überall da vorziehen, wo sie die kleinere Arbeit erfordert.

Zum ersten Male begannen die Eisenbahnen eine Rolle 1859/60 im frankosardischen Kriege gegen Oesterreich, und dann eine hervorragende im nordamerikanischen Secessionistenkriege zu spielen. 1862 führte die Potomacarmee Lokomotiven, Waggons und Schienen in Transportschiffen mit, um zerstörte Strecken herstellen und fahrbar machen zu können. Bei den Raids der konföderirten Reitergenerale wurden die Bahnen von ihnen im Rücken Shermans in großem Maßstabe zerstört. Da dieser aber alle Hauptstationen verschanzt hatte und das Hauptmaterial darin stets sicher stellen ließ, so konnte der umsichtige Heerführer auch die Bahnen immer leicht wieder ausbauen.

In Preußen betraten 1864 und 1866 Eisenbahnabtheilungen das Kriegstheater, welche, pro Armeekorps 1 Ingenieuroffizier, 1 Eisenbahntechniker, 2 Baumeister, 2 Maschinisten, 7 Bahnmeister und 58 Pioniere stark, bei dem Vormarsch gegen Böhmen eine hervorragende Thätigkeit entfalteten. Die Linie von Dresden nach Prag war doppelt gesperrt, einmal durch den Königstein in Sachsen und dann durch das böhmische Theresienstadt; ebenso war die Strecke Turnau-Pardubitz (Brünn) durch Josephsstadt und Königgrätz gesperrt.

Nachdem Prag besetzt war, konnte die Strecke von da nach Pardubitz, sowie die Transversalbahn von Prag nach Turnau zum Anschluß an die Löbau—Reichenberg—Turnaubahn und damit an das preußische Gesammtnetz benutzt werden. Diese äußerst wichtige Kommunikation, die Hauptverbindungslinie der Operationsarmee in Böhmen und Mähren, sowie auch die Bahn Pardubitz—Brünn wurde unter großen Schwierigkeiten von den Feldeisenbahntruppen hergestellt und für Militärtransporte benutzbar gemacht.

Großartige Beispiele finden wir 1870/71 im deutsch-französischen Krieg. Nachdem Amiens in unseren Händen war, wurden die Linien von da nach Rouen und La Fère in Betrieb genommen.

Die erstere dieser Linien wurde bald von hervorragender Wichtigkeit, weil sie eine rasche und häufig sehr nothwendige Unterstützung des I. und VIII. Armeekorps durch Infanterie möglich machte. Auf fast allen von den Deutschen benützten französischen Bahnen kamen damals größere und kleinere Arbeiten durch die Feldeisenbahnabtheilungen vor. So im Bereiche der Festung Metz, welche die Strecke Saarbrücken—Pont à Mousson sperrt. Dieses damals fast gewaltigste Bollwerk Frankreichs wurde kurzer Hand durch den Bau einer Hindernißbahn umgangen. Am 14. August 1870 Feststellung der beinahe 40 Kilometer langen Trace. Am 17. August beginnen zwei Eisenbahnabtheilungen und 4 Festungspionierkompagnien, sowie 3000 Civilarbeiter den Bau; am 23. September verkehren die ersten Züge. So brauchte man auf den Fall von Metz nicht zu warten.

Aeußerst schwierig ist es, zerstörte Kunstbauten, vor Allem Tunnels, wieder herzustellen. An der Hauptetappenlinie von Nancy nach Paris ward der ein Kilometer lange Tunnel von Nanteuil jenseits la Ferté sous Jouarre zerstört.

Die zweite preußische Eisenbahnabtheilung arbeitete einen Monat lang an seiner Wiederherstellung, als das sandige und daher leicht bewegliche Erdreich in das Rollen kam und die ganze Zimmerung niederdrückte; man schritt daher zum Bau einer 5 Kilometer langen Umgehungs- oder Hindernißbahn, wozu etwa drei Wochen erforderlich waren.

Nach diesen Beispielen widmen wir nun der Leistungsfähigkeit der Bahnen selbst eine Betrachtung. Diese hängt von der Zahl der Geleise, der Stärke der Lokomotiven, dem übrigen rollenden Material, der Anzahl des Betriebspersonals, der baulichen Verfassung, der Gestaltung des Geländes, Steigungen, Kurven u. s. w. —, sowie von der Beschränkung und gänzlichen Unterdrückung des Privatverkehrs ab. Handelt es sich um Massentransporte, wie 1870, so kommt natürlich auch die Anzahl der durchgehenden Linien in Frage.

Ein Militärzug kann aufnehmen: ein kriegsstarkes Bataillon Infanterie, gleich 1000 Mann, mit allem Zubehör an Pferden und Wagen, oder eine und eine halbe Schwadron d. h. 225 Reiter mit ihren Pferden und dem Gepäck, oder eine Batterie mit 6 Geschützen und den Munitionswagen. Hiernach würde ein mobiles Armeekorps gegen 100 Züge, jeden wiederum zu 100 Axen, erfordern. Auf einer Linie könnten diese ungefähr binnen 5 Tagen abgelassen werden. Würde es sich aber um eine Marschlinie von nur 25 Meilen und weniger handeln, so würde man zu Fuß ebenso frühzeitig am Ziele eintreffen. Nehmen wir aber z. B. die dreifache Strecke, so würde man per Bahn in weniger als einer Woche, per Fußmarsch erst nach etwas über drei Wochen an dem Endpunkte ankommen. Die deutsche

Heeresleitung hat daher je nach Bedürfniß in zweckentsprechendster Weise Fußmarsch und Bahnbeförderung kombinirt.

Eine weitere Art der Leistungsfähigkeit der Bahnen lernen wir bei dem Transport von Kriegsmaterial und Kriegsbedürfnissen jeder Gattung kennen. Bei den großen Gewichtsverhältnissen der Geschütze würde sich ein Landtransport mittelst gewöhnlicher Fuhrwerke unendlich verzögern. Daher gewährt der Bahntransport den größten Vortheil.

Auf einem Zuge können an Belagerungsmaterial 15 Stück nebst zugehöriger Munition verladen werden. In dem südwestlich von Paris gelegenen Belagerungspark von Villacoublay waren weniges über einen Monat, nachdem die ersten Schüsse am Rhein gefallen, schon 446 Geschütze mit 11200 Geschossen vereinigt. 38 Züge hatten dieses gewaltige Material von Deutschland vor die feindliche Kapitale geführt.

Eine dritte Art von Leistungsfähigkeit weisen die Bahnen auf dem Gebiete des Verpflegungswesens, das von größter Wichtigkeit ist, auf. Nehmen wir für den täglichen Bedarf eines Mannes das reglementär festgelegte Gewicht von $2^1/_2$ Kilogramm an, so können auf einem Zug von 100 Axen 40000 Portionen verladen werden. Eine Armee von 300000 Mann und 60000 Pferden würde also täglich vier Züge von jener Axenzahl erfordern.

Nach dem, was wir bisher gehört, lassen sich die Leistungen der Bahnen für die heutige Kriegführung unter folgenden Gesichtspunkten zusammenfassen:

Nach der Kriegserklärung ermöglichen sie im Zusammenhange mit der Staatstelegraphie und der Presse eine schnelle Befehlsertheilung behufs Mobilisirung des Heeres. Die Augmentationsmannschaften, die Pferde und das Material können rascheſtens an die von vornherein bestimmten Sammelorte befördert werden. Diesem folgt die Vereinigung der kriegsfertigen Truppenkörper zu strategischen Einheiten auf engem Raume und deren Vorschieben an die Grenze. So gewähren sie die Möglichkeit strategischer Ueberraschung, wie 1870. Binnen einer Dekade waren damals unsere Heere kriegsbereit und konnten mit einer halben Million Kombattanten die Operationen eröffnen. Diese bis heute unübertroffen gebliebene Leistung verdankt man der preußischen Armeeorganisation, einer unter Berücksichtigung aller denkbaren Eventualitäten von langer Hand her getroffenen Kriegsvorbereitung. In Frankreich war es gerade umgekehrt, hier im Anfang eine heillose Konfusion, wie Napoleon III. selbst sagte, daß die Maschinerie stockte, weil die einzelnen Theile der Maschine nicht gut zusammengesetzt gewesen seien. Ja, die Oberflächlichkeit ging so weit, daß nicht einmal die Marsch- und Fahrtableaus mit den Civilbehörden vereinbart worden waren. Deutscher Seite hatte man die näher stationirten Verbände zu Fuß, die weiter entfernten per Bahn herangezogen. Dies muß bei einer ersten Konzentration, wie bei jeder anderen strategischen Truppen-

ansammlung auf einer weiten Operationsbasis immer geschehen. Wir er-
innern an dieser Stelle an den Transport der deutschen Küstenarmee von
der Nord- und Ostsee nach Straßburg und Metz, und dann namentlich an
die Heranziehung der österreichischen Südarmee auf der Semmeringbahn
zur Verstärkung der bei Königgrätz geschlagenen Nordarmee. In dem
letzteren Falle ward das V. Armeekorps, 25000 Mann, 3000 Pferde
567 Geschütze und Wagen, von Verona auf der Südtyrolbahn bis Botzen
befördert. Hierauf folgte ein zweitägiger Eilmarsch über den Brenner, dem
sich wiederum ein eine Woche dauernder Bahntransport von Kufstein über
Salzburg nach Wien anschloß. Das XI. Korps, sowie 2 Brigaden des
VII. Korps, die Armeegeschützreserve, der Munitionspark, eine Kavallerie-
brigade, der Brückentrain und das Hauptquartier, im Ganzen 57000 Mann
10500 Pferde und 2000 Geschütze und Fuhrwerke gingen auf der Süd-
bahn binnen 14 Tagen direkt nach Wien. Das war eine hervorragende
Leistung. Um so schlimmer stand es für die österreichische Brigade Hahn
die 1866 von Frankfurt a. M. nach Aschaffenburg befördert werden mußte
Es fehlte so sehr an Betriebsmaterial, welches man erst von Mainz
Darmstadt und Wiesbaden herbeischaffen mußte, daß der schon Vormittags
erhaltene Befehl zur Einschiffung erst um 4 Uhr nach Ueberwindung un-
glaublicher Schwierigkeiten ausgeführt werden konnte, und der letzte Zug
erst am anderen Morgen um 5 Uhr am Ziel eintraf.

Wie anders standen die Dinge 1870?

Die verfügbaren Bahnen wurden den Armeen nach ihren Operations-
linien zugewiesen.

I. Armee: Saarbrücken—Metz—Frouard—Epernay—Rheims.
II. " Neustadt a./H.—Nancy—Frouard—Blesme—Paris.
III. " Weißenburg und Kehl via Nancy—Frouard—Blesme—Paris.
IV. " (Maasarmee): Soissons—Paris.

Die gemeinsame Strecke ab Frouard wurde den Armeen nach Bedarf
überwiesen. Die Erfolge, welche auf diesen Linien erreicht wurden, stehen
in der Kriegsgeschichte einzig da.

Ist aber die Berechnung der Transportmittel falsch oder die Anordnung
des Transportes eine unmilitärische, so ist der Marsch der Bahnbeförderung
immer vorzuziehen. Nachdem z. B. das XV. französische Korps von Hagen
zu Salbris per Bahn nach Blois befördert worden war, brauchte es, weil
Alles unmilitärisch von Statten ging, noch volle fünf Tage, um sich gefechts-
bereit zu machen. Die Civilbeamten hatten die Truppen von ihrem Ge-
päck, die Munition von ihren Geschützen getrennt, ja selbst die verschiedenen
Kaliber der Geschosse durch einander geworfen. So brauchte man 5 Tage
um diese unglaubliche Unordnung wieder zu beseitigen, während Artillerie
Blois von Salbris aus über Romorantin in 2—3 Tagen erreichen kann.
In einem anderen Falle hatten sich in Clerval 25 Züge hinter einander

geschoben; sie waren 12 Tage auf der Fahrt gewesen, während die Truppen nur für 3 Tage Lebensmittel mitführten. Es herrschten 12 Grad Kälte; Mannschaften erkrankten, viele Pferde gingen zu Grunde; in 30 Stunden hätte der ganze Transport bewältigt werden können. Oft fehlte es an Ausladebrücken und Rampen, so daß die Truppen und Thiere nach ihrer Ankunft oft noch 12 Stunden in den eng gestopften Waggons zu verbleiben hatten.

Aus solchen Gründen mußten die Franzosen Ende Oktober ihre Unternehmung gegen Orleans aufgeben. Auch Bourbakis Untergang darf man zu einem guten Theile dem mangelhaften Verständniß des Generalstabes für Bahnbenutzung zuschreiben. Die Civilbehörden bekamen niemals die erforderliche Zeit, das nöthige Material herbeizuschaffen und die Bahnen frei zu machen. So legten die Franzosen nach der Einnahme von Dijon sogar die kurze Strecke nach Auxonne und Dôle per Bahn zurück, statt sie dem Lebensmitteltransport zu überlassen.

Um die Eisenbahnlinien eines Landes militärisch ausnützen zu können, dürfen dieselben nicht bloß nach handelspolitischen Rücksichten, sondern sie müssen nach einem strategischen Grundgedanken für Offensive und Defensive angelegt werden. Es sind nicht immer die kürzesten Strecken in das Auge zu fassen, sondern auch reiche Verkehrsadern, Linien, die durch Kornkammern und große Handelsfaktoreien führen, weil Verpflegung und Ausrüstung dadurch erleichtert werden. Ferner dürfen nicht nur solche Tracen gewählt werden, welche rechtwinklig auf die Angriffsfront laufen, sondern es müssen auch der Grenze parallele Bahnen gebaut werden, namentlich im Interesse der Defensive, sowie wenn Stromlinien in Betracht kommen.

Die Telegraphie ermöglicht, den wirklich gemeinten Uebergangspunkt des Feindes so frühzeitig zu erkennen, um mittelst der Bahnen die nöthigen Streitkräfte bald genug dahin zu werfen.

Die Beschleunigung des strategischen Aufmarsches bildet aber nur die einleitende Thätigkeit der Bahnen. Ihre Hauptleistung beginnt erst im Laufe der Operationen selbst als die Hauptverbindungslinien mit der Operationsbasis, als die Nachschublinien Alles dessen, was die Armeen brauchen, um schlagfertig zu bleiben, als die Rückschublinien aller unbrauchbar gewordenen und hemmenden Elemente. Nachschub von Reservemannschaften, Pferden, Munition und Proviant, Rückschub von Verwundeten, Kranken und Gefangenen. Es sind daher besondere Hospitalzüge einzurichten, um durch Zerstreuung der Kranken Epidemieen zu verhüten. So bilden die Bahnen im Vereine mit der Telegraphie einen hervorragenden Faktor der modernen Kriegführung. Selbst eine sehr große Armee kann sich von den rasch erschöpften Lokalhilfsquellen unabhängig machen, wenn sie nur in ungestörtem Besitze einer Linie hinter sich ist. Es ist daher für eine operirende Armee eine der ersten Lebensfragen, sich so rasch wie möglich in den sicheren Besitz der feindlichen Linien zu setzen. Die Defensive wird

daher künftig darauf bedacht sein müssen, ihre Strecken an Knotenpunkten, Flußpassagen durch Sperrforts oder Eisenbahnfestungen, nahe der Grenze angelegt, dem Angreifer zu entziehen, während dieser in erster Linie durch weitausgreifende Kavalleriekorps die Nachschublinien des Feindes zu unterbrechen und dann erst die Deckungsanlagen zu zerstören suchen wird. Daher bilden die Eisenbahnen, als die Lebensadern moderner Kriegführung, strategische Operationsobjekte; die dadurch erforderliche Belagerung der Sperrfestungen, die Wiederherstellung zerstörter Linien, der Bau von Umgehungsbahnen, die Zerstörung von Bahnen, Sprengung von Brücken, Tunnels u. a. prägen der heutigen Kriegskunst wesentlich ihren Charakter auf. So mußte 1870 Toul, welches die Hauptoperationslinie Nancy-Paris sperrte, sechs Wochen lang belagert werden, bis es fiel; ebenso mußte erst Soissons genommen sein, bis die nördliche Etappenlinie Thionville-Rheims-Paris freigemacht werden konnte.

Dies erforderte aber wiederum besondere Belagerungskorps, um die Offensivarmee ihrem eigentlichen Zwecke, dem Feinde in seiner Feldarmee zu begegnen, nicht zu entziehen, wie es im nordamerikanischen Sezessionskriege geschah, wo die Eisenbahnlinien die Operationen vollständig beherrschten und die Entscheidung in vierjährige Länge zogen.

Aber noch bedeutender, als in offenem Feldkriege, sind die Leistungen der Bahnen im Festungskriege. Man denke nur an den Belagerungspark. Sie schwächen dadurch die Widerstandskraft der feindlichen Festungen. Ohne Bahnen wäre die Belagerung von Paris, eines derart ausgedehnten Raumes, und so lange nicht möglich gewesen. Nur sie konnten Geschütz und Proviant für diese Menschenmassen herbeischaffen. Würde es den berüchtigten Franctireurs nicht an jeder militärischen Organisation und besonders auch an Unternehmungsgeist gefehlt haben, so hätten sie die förmliche Belagerung von Paris lange verzögern können.

In den Vogesen angesammelt, gedeckt durch das bewaldete Gelände und in Verbindung mit der Festung Pfalzburg als Stützpunkt, hätten sie mit Leichtigkeit gegen die Strecke Zabern und Saarburg im Einschnitt der Zorn an der Linie Straßburg-Paris vorstoßen und die dortigen Tunnels mit Dynamit sprengen und verschütten können. In den tief eingeschnittenen Geländefalten zwischen den Nord- und Südvogesen war an eine Wiederherstellung nur schwer zu denken.

Auch dem Diktator Gambetta gestattete das reich entwickelte Eisenbahnnetz allein, den nutzlosen Widerstand noch so lange fortzusetzen. Die Bahnen verstärken hauptsächlich das defensive Element; denn der Vertheidiger ist immer mehr, als der Angreifer gezwungen, seine Kräfte zu zersplittern; mittelst der Bahnen aber kann er seine Truppen und Vorräthe an bedrohten Punkten rasch concentriren. 1870 lief parallel mit der Angriffsfront auf französischer Seite die Linie dem Moselufer entlang von Frouard nach Metz—Diedenhofen; auf deutscher Seite die Linie Köln—Koblenz—

Mainz—Heidelberg—Rastatt—Basel längs des rechten Rheinufers. Dagegen fehlte dem norddeutschen Küstenvertheidigungsplane des Generals Vogel von Falkenstein ein dem Meeresufer gleichlaufender Schienenstrang zur raschen Ansammlung seiner Kräfte an durch feindliche Landungen bedrohten Punkten. Die mißliche Thatsache, daß wir damals keine Flotte besaßen, entzog der Landarmee viele äußerst nothwendige Kräfte. Daher bedeutet auch eine starke deutsche Flotte keineswegs, wie Unkenntniß oder übler Wille behaupten, eine Schwächung, sondern, wie der gesunde Menschenverstand erkennen läßt, eine Ergänzung und Stärkung unserer Landstreitkräfte.

Frankreich hat übrigens auch wirklich imposante Leistungen seiner Bahnen aufzuweisen, wie die Truppenbeförderung zur Schlacht von Wörth und den Transport der I. Loirearmee nach dem Osten. Sie bildeten einen glänzenden Beweis für die Vortheile, welche man bei Operationen auf der inneren Linie aus solchen Strecken ziehen kann, die durch die eigenen Streitkräfte gedeckt und von treuer Bevölkerung geschützt sind.

Selbst auf dem Schlachtfelde schon haben die Bahnen als Kommunikationen gedient. So wurde die 4. leichte Batterie des I. Armeekorps bei Spichern mit der Bahn direkt auf das Kampffeld befördert, ausgeladen und in das Feuer geführt.

Betrachten wir nun noch den Festungskrieg. Hier fällt den Bahnen eine ganz bedeutende Aufgabe zu. Sie haben Truppen, Geschütze und Munition auf den Ring- oder Gürtelbahnen in die Fortslinie zu schaffen. Die Franzosen haben sogar während der Belagerung ihrer Hauptstadt mit Erfolg durch die Bahnen unmittelbar in den Kampf eingegriffen; sie konstruirten gepanzerte Eisenbahnbatterien mittelst zweier mit 16 cm Geschützen ausgerüsteten Waggons. In den Kämpfen in Florida 1863 stellten die Konföderirten einen 32-Pfünder auf einen Eisenbahnwagen; dieses fliegende Geschütz leistete sowohl direkt als auch durch die Täuschungen, welche es hervorrief, große Dienste.

Bei Châteaudun recognoscirten die Baiern 1870 erfolgreich auf einer Lokomotive. Häufige und besonders kühne Recognoscirungen unternahmen auch die Garibaldianer in Italien von Bahnhof zu Bahnhof, namentlich wenn Truppen entlang der Linie marschirten. In Festungen dienen die Ringbahnen neben dem Transporte zur Bewegung ambulanter Panzerbatterien.

Bisher haben wir von den Lichtseiten der Bahnbenutzung gesprochen, und nun müssen wir auch das schwache Moment betrachten.

Die Bahnen können immer nur in einer bestimmten Richtung, der Schienenstränge befördern; ein Abweichen gestatten nur die Knotenpunkte. Ein unvollständiges Eisenbahnnetz setzt den Feind in Stand, die Angriffsrichtung sofort zu errathen. Das erfuhr General Bourbaki zu seinem Schaden, als er die Armee bei Besançon konzentrirte zum Vormarsch auf Belfort. Die von ihm dazu benutzte Linie Nevers—Chalons sur Saône—

Besançon lief parallel mit der Front des Generals Werder. Deutsche Patrouillen klärten den feindlichen Plan alsbald auf.

Die Eisenbahn ist ein kunstvoller Bau, eine komplicirte Maschinerie, leicht zerstörbar; versagt nur ein Glied in der Kette, so ist das Ganze werthlos, und wenn die fortgeschrittene Technik auch die rasche Wiederherstellung ermöglicht, ein Aufschub tritt eben immer ein. Die früher erwähnte Sprengung des Tunnels bei Nanteuil hat die Belagerung von Paris um neun Wochen verzögert. Die Bahnen bedürfen fortwährender Bewachung und Instandhaltung, je länger die Linien, desto bedeutender der Verbrauch der Kräfte. Um eine zweite durchgehende Linie auf das Hauptoperationsobjekt Paris zu gewinnen, mußte man Thionville, Montmédy, Mézière, la Fère und Soissons, also fünf Festungen, belagern. Je reicher das Bahnnetz, um so mehr Deckungstruppen sind den Zerstörungsversuchen entgegenzustellen. Als 1859 die Franzosen gegen Vercelli vorrückten, zerstörten die Oesterreicher auf den Linien Novara—Vercelli—Arona—Mortara—Vigerano—Valensa namentlich die Schienenwechsel, die Wasserleitungen und Telegraphenapparate. Die Hängebrücke über den Agogna bei Novara wurde abgebrochen. Ein großartiges Zerstörungswerk fand im nordamerikanischen Bürgerkrieg statt. Die Schienen wurden glühend gemacht und an Bäumen krumm gebogen, hölzerne Brücken wurden verbrannt, steinerne und eiserne gesprengt, Verrammungen der Bahnkörper vorgenommen und mit Granaten versehen, die dann als Torpedos wirkten. Der ganze Staat Mississippi wurde dadurch operationsunfähig gemacht, daß vier Divisionen unter Sherman 115 englische Meilen Bahnlänge zerstörten und 20 Lokomotiven, 28 Waggons, 60 Brücken, Sägemühlen, Magazine, Spitäler und Kasernen von Grund aus vernichteten. Einen Monat fast hatte das furchtbare Zerstörungswerk gedauert; 360 Meilen waren auf dem Hinmarsch und 450 auf dem Rückwege überwunden worden.

Um sich wenigstens gegen momentane Ueberraschungen zu sichern, zerstörten 1866 die Sachsen die Eisenbahnbrücke über die Elbe bei Riesa und die Elbbrücke bei Meißen; die von Dresden nach Berlin und Görlitz führenden Linien wurden ebenfalls unfahrbar gemacht, aber statt der erwarteten 3 Wochen brauchten die Preußen nur 10 Tage zur Wiederherstellung, da sie das nöthige Material schon im Voraus angefertigt hatten.

Auch die Jahre 1870/71 weisen viele Beispiele von Zerstörung der Eisenbahnen auf. Die 4. Schwadron des Gardehusarenregimentes zerstörte die Brücke über den Erclainbach an der Linie Cambrai und Bouchain bei 12 Grad Kälte und legte zu diesem Werke, ohne zu füttern und zu tränken, einen Weg von 13 Meilen zurück.

Zuweilen erfolgen die Zerstörungen auch nur in leichter Weise, um dem Gegner augenblickliche Hindernisse zu bereiten und die Bahn später selbst benutzen zu können. Hieraus ergiebt sich, daß die Schienenwege vielumstrittene Objekte bilden und unserer heutigen Kriegführung ihren Charakter

aufprägen. Schonung der Truppen, des Materials, besonders des Schuh-
zeugs, der Pferde, Fahrzeuge, der Munition und des Proviants sind eben-
falls als eine hervorragende Leistung der Bahnen anzusehen. Aber auch
diesem Vortheil stehen recht bedeutende Schattenseiten gegenüber; die Feld-
gewöhnung leidet durch sie, das Einmarschiren der Truppen, die Verbindung
der Korps, ihr taktischer Zusammenhang, sie verzetteln sich auf ungeheure
Distanzen, kommen aus der Hand des Feldherrn, und die Reserven können
mitunter nicht rechtzeitig herangezogen werden. In den Kriegen vor dem
Zeitalter der Eisenbahnen waren wochenlange Märsche nöthig, diese stießen
ie schwächlichen Elemente allmählich ab, und es blieb ein gesunder, allen
Anforderungen gewachsener Kern. Heute gelangt man oft binnen wenigen
Stunden von dem Standorte auf das Schlachtfeld, und alle Abgänge,
velche ehedem durch die Länge der Zeit kaum bemerkbar wurden, treten
lötzlich und auffällig zu Tage. Indeß dürfen jene Stimmen, die von
ner Bahnbenutzung überhaupt nichts wissen wollen, nicht beachtet werden,
idem sie einseitig nur die Nachtheile in das Auge fassen. Daß man
ruppen auf das Schlachtfeld nicht förmlich hinauskutschiren kann, braucht
cht als Weisheit gepredigt zu werden. Die Benutzung der Linien muß
ne zweckentsprechende sein, dann kann die größte Armee täglich 2 bis 3
ographische Meilen vorrücken, ohne Bahnen kaum eine. Auch dürfen die
erpflegungsmittel der befahrenen Gegend niemals außer Acht gelassen
erden, wie es bei Bourbakis Armeekonzentration geschehen ist, wodurch
r Untergang dieser letzten Hoffnung Frankreichs herbeigeführt wurde.

Ohne Bahnen würden die überraschenden Armeevereinigungen, mit
lchen man heute die großen Kämpfe einleitet, alle Vorkehrungen der
fensive, alle Gegenmaßregeln der Defensive nicht denkbar sein. Sie allein
chen die Kriegführung mit den großen heutigen Heeren möglich, aber
bedingen auch diese Heere.

Künstliche Präparate, wie Konserven, erhöhen ihre Leistungsfähigkeit
dem Gebiete des Verpflegungswesens. Alle Staaten bauen daher an
en Netzen weiter; namentlich Frankreich begann gleich nach 1871 eine
erhafte Thätigkeit zu entwickeln.

Ferner darf niemals ein militärisches Fahrpersonal vergessen werden.
59 fuhren auf beiden Seiten bei nahendem Gefecht die Zugführer davon
ließen Verwundete, Munition und Alles im Stich. 1866 hatten die
deutschen Kontingente wenig Vortheile von den Bahnen; eine gemeinsame
rleitung fehlte oder versagte doch; ja nicht einmal der Privatverkehr
nur vorübergehend sistirt. So mußten die Truppen oft stundenlang
großer Hitze warten und kamen dann in ganz erschöpftem Zustande und
spät am Ziel an. Um so großartiger waren Preußens Leistungen 1864
1866; namentlich aber ganz Deutschlands 1870.

1866 schon hatte Preußen eine Musterleistung aufzuweisen durch den
nsport von 197000 Mann, 55000 Pferden und 5300 Fahrzeugen

ohne Unfall und auf Entfernungen zum Theil von 100 Meilen und binne
20 Tagen.

1870 traten alle Sonderintereſſen zurück, Preußens ſtarke Hand leitet
Alles einheitlich, darum in der ganzen Kriegsgeſchichte einzig daſtehend
Erfolge. Die Organiſation unſerer Eiſenbahntruppen ſchreitet mit de
immer weiteren Vervollkommnung unſeres ganzen Heeres zweckentſprechen
voran und wird ſich gleich dieſem bewähren.

## II.
## Die Telegraphie.

Die Spuren einer militäriſchen Telegraphie reichen tief in das Alter
thum hinein. Die Geſchichte liefert uns die erſten Beiſpiele einer optiſche
und akuſtiſchen Telegraphie. So benachrichtigte Hannibal an der Rhôn
ſeinen Unterfeldherrn Hanno im Jahre 218 v. Chr., daß dieſer, um di
Gallier zu täuſchen, fünf Meilen weiter oben überſetzen ſolle, durch ein
große, hochauflodernde Rauch- und Feuerſäule zu Beginn ſeines eigene
Uebergangs mit der Hauptmacht des Heeres.

Das Signal erreichte vollſtändig den Zweck, und ungefährdet trat ein
Armee von 90000 Mann Infanterie, 12000 Reitern und 37 Elephante
auf das linke Rhôneufer, um von da den weltgeſchichtlich gewordene
Marſch nach Rom fortzuſetzen. Dieſe rohen Anfänge einer Feldtelegraphi
wurden in der Folge ſehr vervollkommnet. So ſetzte man eine beſtimmt
Zahl von Feuerzeichen feſt und konſtruirte auf dieſe Weiſe ein Alphabet
das freilich meiſt nur bei nächtlichem Dunkel ſeinen Zweck erfüllen konnt
und inſofern mangelhaft war, als nicht nur Irrthümer entſtehen mußten
ſondern der Feind auch mitzuleſen und durch Einſchieben von Signale
große Verwirrung anzurichten in der Lage war. Die Römer bauten be-
ſondere Signalthürme, um von ihnen aus Feuerzeichen zu geben.

Spätere Zeitalter ahmten dieſe nach, und wir finden heute noch in
der Schweiz und in Süddeutſchland, namentlich im Fränkiſchen rund
Einzelthürme, ſo auf dem Thurmberg bei Durlach und auf dem Wartberg
bei Heilbronn, die alle als Obſervatorien und Feuerſtätten zum Signaliſiren
dienten. Es iſt ſchon vielfach irrthümlicher Weiſe angenommen worden,
daß dieſe Bauten aus der Römerzeit ſelbſt noch ſtammen, aber aus jene
Tagen ragt kein Stein mehr in den genannten Gegenden über die Erde.
Ein beſonders intereſſantes und in ſeinen Folgen von unberechenbare
Wirkung begleitetes Beiſpiel finden wir 1683 während der Belagerung
von Wien. Graf Stahremberg, überzeugt, daß fernerer Widerſtand nutzlos
ſei, wollte die Kaiſerſtadt an die Belagerer ſchon auf Gnade und Ungnade
übergeben, als von dem Obſervatorium auf dem Stephansdome gemeldet
wurde, daß auf dem Kahlenberge Raketen aufſteigen, welche den heran-
nahenden Entſatz durch König Johann Sobiesky verkündigten. So hielt
Wien noch einige Stunden aus und ward befreit. Welche Eventualitäten

hätten eintreten können, wenn die Stadt in die Hände der Türken gefallen und die Lande weithin gen Westen den Türken dadurch geöffnet worden wären, läßt sich nicht ermessen!

Auch lange nachdem die elektrische Telegraphie erstanden, warf man von Militär wegen die ältere Art nicht ganz bei Seite; denn wir wissen aus der Kriegsgeschichte, daß die auf Bäumen plazirten Signaloffiziere im nordamerikanischen Sezessionskriege, die Höhenfeuer der Franktireurs in den Vogesen und die Fanale der deutschen Belagerungstruppen vor Paris eine wichtige Rolle gespielt haben.

Weiter bedient sich die Kriegskunst der Gegenwart außer Feuerzeichen auch noch der Flaggensignale auf Kriegsschiffen sowohl, wie auch in gebirgigem und durchschnittenem, nicht leicht zu überblickendem Gelände, wobei natürlich immer mit Mißverständnissen und feindlicher Mitbenutzung zu rechnen ist. Um diesen Uebelständen zu begegnen, haben die Amerikaner in den 60er Jahren die Signalschlüssel häufig geändert. Da damals das Telegraphennetz der Vereinigten Staaten noch ein sehr dünnes, wenig dichtes war und auf dem eigentlichen Kriegstheater Staatslinien fast gänzlich fehlten, so hatten beide feindlichen Parteien lebhafte Vorkehrung behufs nachdrücklicher Verwerthung der optischen Telegraphie getroffen. Die einzelnen Korps waren durch Signalstationen unter sich und mit dem Oberkommando verbunden, ebenso mit den Bureaus der nächstgelegenen elektrischen Telegraphenstationen. Jedes Armeekorps hatte eine vereidigte Signaltruppe, die den Bewegungen der Korps entsprach und nach und nach aufgestellt wurde. Die Signalisten standen auf hohen Bäumen und anderen erhöhten Punkten. Die Zeichen gab man mittelst quadratisch geschnittener, je nach der Beleuchtung des Hintergrundes roth- oder weißfarbiger Fahnen. Dieses Telegraphiren ging rasch und sicher von Statten. Das von den Nordstaaten besetzte Fort Allatronapaß an der Bahn nach Chattanooga wurde von dem konföderirten General Hood plötzlich berannt; es war eine wegen seiner Lage an der Bahn, wie auch als Lager einer Million Rationen sehr wichtige Position. Die Signalisten auf dem Kanesawberge zeigten die drohende Gefahr in Atlanta an. Von dort kam ebenfalls auf optisch-telegraphischem Wege die Antwort zurück, das Fort müsse sich bis zum Aeußersten halten. Der durch ein optisches Signal gleichzeitig benachrichtigte General Corse eilte bei Nacht zu Hilfe und zwang Hood zum Abzuge. 1864 richteten die Preußen in ihrem Hauptquartier zu Gravenstein auf dem Schloßthurm einen optischen Telegraphen ein, welcher mit der Halbinsel Holms und von dort mit dem Schersberge bei Großquern in Angeln kommunizirte. Da man vom Schersberge aus den Hafen in Sonderburg und das daranstoßende Höruppshaff, in welchem die Flottenstation der Dänen für die Düppelstellung lag, übersieht, so bekam man über alle ein- und auslaufenden Schiffe Nachricht.

Später wurde eine Zwischenstation auf dem Kirchthurme von Broake

errichtet. Als jedoch die Lage auf dem Kriegsschauplatz die Anlegung elektrischer Linien gestattete, stellte man den optischen Nachrichtendienst ein. 1870 aber fand auch dieser von Neuem häufige Anwendung.

In Orleans machten die Franzosen von den beiden Glockenthürmen der Kathedrale aus der Vertheidigungsbatterie der Stadt viele und sichere Mittheilungen. Die Signale bestanden aus Kugel, Fahne und Flamme in verschiedener Zusammensetzung und Folge. Die Franzosen machten aber den Fehler, den Signalschlüssel nicht zu wechseln, so konnten die Deutschen die Depeschen bald entziffern und erkennen, daß die Signale des nördlichen Thurmes meldeten, von welcher Seite und in welcher Entfernung der Feind anrückte; Wiederholung des Signals bedeutete fortwährendes Vorrücken. Die Signale vom südlichen Thurme meldeten, ob ein Schuß richtig, zu kurz oder zu weit gegangen sei. Wenn es nun der elektrischen Telegraphie auch keineswegs gelungen ist, die optische zu verdrängen, so hat sie dieselbe doch bedeutend überflügelt. Die Kriegskunst hat sich zu allen Zeiten beflissen, auf der Höhe der Situation zu bleiben und alle Kultureigenschaften des Menschen auszunützen. Sie konnte daher auch an der elektrischen Telegraphie nicht vorübergehen, ganz abgesehen davon, daß ohne dieselbe Ausnützung und Sicherheit der Eisenbahnen im Kriege, wie im Frieden, undenkbar wären. Die Telegraphie tritt häufig selbstständig, die Eisenbahn stets nur in Verbindung mit ihr auf. Die Vortheile, welche die moderne Kriegsführung aus der elektrischen Telegraphie zu ziehen vermag, lassen sich dahin zusammenfassen: Beschleunigung des diplomatischen Verkehrs vor Beginn des Feldzugs. Die Phase der Verwicklungen entwirrt sich schneller zu gütlicher oder gewaltsamer Lösung. Es kann daher der Vortheil der dem Feinde an Schnelligkeit überlegenen Kriegsvorbereitung wie z. B. 1864, 1866 und 1870 auf preußischer Seite nachdrücklicher ausgenützt werden.

Nach der Kriegserklärung rasche Mobilisirung und während dieser Erleichterung des vielgestalteten Befehls-, Melde- und Anfrageverkehrs. Diese Aufgaben hat die Staatstelegraphie zu erfüllen. Dieser schließt sich im gegebenen Augenblicke die Feldtelegraphie an, indem sie dem vorschreitenden Korps auf dem Fuße folgt und so den ununterbrochenen Gedankenaustausch der Operationsarmee mit der Basis, der einzelnen Armeen unter sich und Aller zusammen mit dem Hauptquartier gestattet. Früher hielt man gewaltige Massen beisammen, wie während der Freiheitskriege die Armee der Alliirten; die Verpflegungsschwierigkeiten waren sehr große. Heute vereinigt das große Hauptquartier alle Fäden der Kriegführung. Es ertheilt nicht allein den einzelnen, auf verschiedenen Operationslinien vormarschirenden Armeen alle Befehle, sondern ist seinerseits auch in die Lage versetzt, durch die von allen Korps auf der ausgedehnten Operationsfront einlaufenden Meldungen den strategischen Grundgedanken unverrückt im Auge zu behalten. So ertheilte, um nur ein ganz eklatantes Beispiel anzuführen,

das große Hauptquartier in Versailles 1870 die Befehle für Abweisung aller Entsatzversuche den verschiedenen in weitem Bogen um Paris aufgestellten deutschen Heeren. Die Entwicklung der modernen Heere auch hinsichtlich ihrer zunehmenden Stärke ist eine unabweisbare Folge unserer ganzen Kulturentwicklung und wird dies genau so lange bleiben, bis das Zeitalter des ewigen Friedens angebrochen ist.

Weiter erfährt man durch die elektrische Telegraphie mit Hilfe im feindlichen Lande sich aufhaltender Agenten, theilweise auch auf Umwegen durch neutrale Staatsgebiete, alle wichtigen Nachrichten in Kürze und in unverfänglicher Form. Man erinnere sich nur an den entscheidenden Rechtsabmarsch der III. und IV. Armee auf Sedan. Im deutschen Hauptquartier traf ein Telegramm aus London ein, das einer Nachricht des Pariser Temps vom 23. August entnommen war:

„Mac Mahons Armee, bei Rheims versammelt, sucht Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen. Jener hatte sich also entschlossen, diesem entgegen zu marschiren. Damit waren die letzten Zweifel im preußischen Hauptquartier zu Bar-le-duc über die neue Marschrichtung des Marschalls verscheucht.

Was ferner die taktische Verwerthung der Feldtelegraphie anbelangt, so bietet sie den großen Vortheil, daß die Heeresleitung auch von allen Ereignissen in vorderer Gefechtslinie sofort Kunde erhält, daß sie durch die von allen Seiten eintreffenden Depeschen in den Stand gesetzt wird, jeden Augenblick ein Bild von den Vorgängen im ersten Treffen zu gewinnen, daß sie zwischen ernst gemeintem Hauptangriff und Demonstrationen unterscheiden und somit rechtzeitig über die Reserven verfügen kann.

Im Festungskriege ermöglicht ihre Schnelligkeit, ernstlich bedrohte Punkte sofort zu unterstützen und so die Truppen in äußerster Gefechtslinie schwächer zu halten und entsprechend zu schonen.

Vor 30 Jahren rückte die Feldtelegraphie den Truppen bis in die Gefechtsaufstellung nach und folgte den Kommandos von den gebahnten Straßen und Telegraphenlinien hinweg querfeldein auf das Schlachtfeld. Bei den Belagerungen der französischen Festungen diente sie zu rascher Allarmirung der Cernirungstruppen. Die elektrischen Linien liefen von Batterie zu Batterie, um die Wirkung der Geschosse zu melden. Die moderne Feldtelegraphie kennt man seit ungefähr 40 Jahren; ihre Anfänge fallen in den frankosardischen Feldzug gegen Oesterreich 1859; die 1864/66 und 70 gesammelten Erfahrungen führten in Deutschland zu der gegenwärtigen Organisation des Telegraphenkorps. Die Feldabtheilungen folgen den Armeen auf der Ferse, bauen die Linien mit Anschluß an die Staatstelegraphie und vermitteln den Verkehr der Truppen unter einander und mit den Kommandos. In der Folge wurden sie von Reserveabtheilungen abgelöst, denen sich die Etappentelegraphendirektionen anschließen, um die Linien weiter auszubauen und stabiler zu machen.

Nun müssen wir aber auch der Nachtheile des elektrischen Korrespondenz-

mittels gedenken. Die langgestreckten Drahtlinien bieten dem Angreifer ein Moment der Schwäche dar. Die telegraphische Kriegskorrespondenz ist namentlich bei oberirdischen Leitungen durch Feindeshand, Verrätherei, Muthwillen und ungünstige Witterungsverhältnisse leicht zerstörbar.

Diese Nachtheile, welchen man durch entsprechende Wachsamkeit bis zu einem bestimmten Grade begegnen kann, werden aber lange aufgehoben durch den Zeitgewinn gegenüber den veralteten Nachrichtenmitteln, die größten Räume werden reduzirt. Am sichersten ist natürlich immer eine mündliche Meldung durch denjenigen selbst, der den Vorgang mit eigenen Augen gesehen hat und richtig zu beurtheilen fähig ist. Das kann aber nur in ganz lokalen Fällen in Frage kommen.

1862 führten beim Marsch Mac Clellans von Westpoint auf Richmond, sobald am Abend ein Lager bezogen war, die Telegraphisten ihren Draht herbei, den sie entweder an gewöhnlichen Pfählen befestigten, oder von Baum zu Baum zogen, ja auch in Guttapercha eingehüllt, in einem kleinen Wagen, welchem die Bedienung zu Pferde folgte, im Trabe auf dem Boden abrollten.

1866 erlitt die preußische Feldtelegraphie durch feindlich gesinnte Bevölkerung häufige Störungen. Man hat daher den Ortschaften, auf deren Gebiet man gewaltsame Eingriffe entdeckte, 1870 schwere Strafen auferlegt. So hielt man die Bevölkerung in Furcht und interessirte sie für die Linien dermaßen, daß sie wie eine zugethane Einwohnerschaft dieselben bewachte.

Die Franzosen stellten neben ihren Linien sehr oft Reiter-Relais auf, schwächten aber dadurch ihre Kavallerie sehr.

## III.
## Die Luftschifffahrt.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß auch dem Verkehrsmittel durch den atmosphärischen Ocean eine große Zukunft winkt.

Die rastlosen Arbeiten des Grafen Zeppelin behufs Lösung der Frage der Lenkbarkeit des Luftschiffes haben den weitesten Kreisen großes Interesse für den Luftballon abgewonnen.

Seit sechs Jahrhunderten schon weiß man von Luftballons. Kurz nach 1300 n. Chr. berichtet ein französischer Missionar, daß in China zahlreiche, aber mißglückte Versuche mit dem Ballon gemacht worden seien. In Europa trat man der Frage erst im 18. Jahrhundert näher. Unter der Regierung Ludwigs XVI. stieg in Paris Pilâtre de Rosier in einem von den Brüdern Montgolfier konstruirten Aerostat auf. Sofort wurde es in ganz Paris und anderen Städten Frankreichs auf einige Zeit Modesache, sich für die Luftschifffahrt zu begeistern.

Aber trotz der fieberhaften Thätigkeit, die sich entwickelte, waren die Resultate gleich Null, und Napoleon löste die vom Wohlfahrtsausschuß errichtete und von Moreau sehr protegirte Luftschifferabtheilung bald ganz

auf. Ein halbes Jahrhundert lang hörte man nirgends mehr etwas vom Luftballon, bis die Oesterreicher 1849 das belagerte Venedig dadurch zu bezwingen suchten, daß sie vom Ballon aus ungezählte Granaten in die Lagunenstadt entsandten, wovon nicht eine einzige das gewünschte Ziel erreichte. Glücklicher waren die Nordamerikaner in ihrem Bürgerkriege.

1862 war der unirte General Mac Clellan mit einem von Professor Lowe konstruirten Ballon zu Rekognoscirungszwecken ausgerüstet worden. So stellte man auf diesem Wege vor Yorktown die wichtige Thatsache fest, daß ie von der Flotte in York River ausgeworfenen Granaten zu weit flogen, vorauf man eine geringere Elevation nahm. Bei der Landung im Süden on Westpoint stieg Lowe gegen 1000 Fuß empor und sah auf eine Entfernung von 20 Kilometer feindliche Wachtfeuer. Diese erfolgreiche Reognoscirung kam der Division Franklin sehr zu Statten. Bald darauf tieg Lowe mit einem nach unten gerichteten photographischen Apparat empor, ahm eine Truppenaufstellung auf und hatte dabei noch eine genaue Karte es Geländes aus der Vogelperspektive gewonnen. Von da ab konnten sich ie Amerikaner regelmäßig mit den so nöthigen Karten versehen. Am . Juni 1862 stieg Lowe 1100 Fuß über dem Schlachtfeld auf und setzte ch durch einen Telegraphendraht mit dem Hauptquartier in Verbindung. m 1 Uhr depeschirte er einen Angriff mit genauer Richtung der Konderirten, 30 Minuten später: „Wilde Flucht der Division Carey." ofort ließ Mac Clellan 2 Divisionen über den Chikahominy eilen, die vei Stunden darauf in der linken Flanke der Konföderirten standen und urch einen energischen Angriff die Niederlage des unirten linken Flügels rhüteten. Jetzt erkannten die Konföderirten die Quelle ihres Unglücks d begannen auf den Ballon zu schießen. Lowe ließ sich nieder, stieg an nem anderen Ort sofort wieder auf und sandte eine dritte Depesche: Starke feindliche Abtheilungen rücken gegen Bottom Bridge." Auch dieser griff wurde abgeschlagen. Ohne den Ballon hätten die Unirten damals sen Sieg nicht erfechten können. Schon 1863 empfahlen der Graf von ris und 1865 Edge Frederik Milnes in London ihren Landsleuten lebft, sich dem Studium der Aeronautik zu widmen; dasselbe geschah auch 64 in der allgemeinen Militärzeitung; doch erst 1870/71 machte die ftschifffahrt wieder von sich reden.

Zunächst ertheilten die Franzosen in Aerostationskompagnieen für feste llons theoretischen und praktischen Unterricht zu Rekognoscirungszwecken. er trotz des Eifers von Autoritäten, wie Godard und Nadard, erzielte n so gut wie keine Resultate; namentlich heftige Winde und dichter Nebel ren sehr hinderlich. Dagegen gelang Gambettas Flucht von Paris nach urs durch die Luft vollständig; außer diesem flogen noch 63 Ballons der Hauptstadt auf. Fünf erbeuteten die Deutschen, von den anderen man nicht viel gehört. Der berühmt gewordene Ballon La Ville rléans sollte den Ausfall Ducrots am 30. November in den Provinzen

anzeigen und zu allgemeiner Mitwirkung auffordern. Der Wind jagte ihn aber nach Norwegen, von wo die Depeschen sechs Tage später nach Tours kamen, daher übereilte Vorkehrungen. Man muß wirklich staunen, daß Niemand auf den Gedanken kam, mit einer derart wichtigen Nachricht mehrere Ballons und diese zu verschiedenen Zeiten loszulassen.

Auch Metz organisirte einen Ballonpostdienst. Ein Ballon wog 22 Pfund, seine Geschwindigkeit belief sich auf etwa 30 Kilometer in der Stunde; die Briefe wogen 4, die Brieftauben und die hydraulische Belastung 8 Pfund. Die Konstruktion war derart, daß die Ballons sich erst auf eine Entfernung von 150 Kilometer senkten. Fast jeden Tag stieg ein Ballon auf. Einer enthielt 2 Brieftauben und 32000 Briefbillete auf Seidenpapier in einem Packet mit der Aufschrift, daß, wer das Packet finde, es gegen eine Belohnung von 100 Frcs. an den Maire der nächsten Gemeinde befördern möge. Schon am 16. Oktober erhielt der Vertheidiger von Metz die ersten Antworten auf jene Briefe, die in deutsche Hände gefallen waren, durch Parlamentäre. Solche Nachrichten gaben stets ein Bild der Truppen, ihrer Lage und Stimmung und leisteten, wenn sie abgefangen wurden, dem Feinde unschätzbare Dienste. Auch bei Nacht ließ man in verschiedenen Farben erleuchtete Ballons ab, um weithin Zeichen zu geben. So oft ein solcher aufstieg, erfolgte in Kürze irgend eine Unternehmung. So groß nun die militärischen Vortheile des Luftballons auch sein können, seine schwachen Seiten sind nicht zu unterschätzen, da die Lenkbarkeit auch heute noch keine sichere ist. Bei der französischen Loirearmee wurden 1870 meist festgehaltene Ballons zu Rekognoscirungszwecken errichtet.

Um die nach dem Kriege versuchte Lösung des Problems der Lenkbarkeit erwarben sich der Mathematiker de Tourielle und der Marineingenieur Dupuy de Lôme große Verdienste, die größten und anerkennenswerthesten in jüngster Zeit der Graf Zepplin; und es steht nur zu hoffen, daß nicht Engherzigkeit und Mangel an Verständniß für große Fragen ein Gelingen in weitere Fernen rücken.

Schon der verstorbene Generalpostmeister Stephan hat vor 26 Jahren gesagt: Von den neuen Erfindungen eigne sich keine so sehr zur Vervollkommnung unserer modernen Verkehrsmittel, wie die Luftschifffahrt, so daß die Kriegführung mit einem ganz neuen Faktor zu rechnen haben dürfte.

Graf Zepplins Erfindungen haben viele von den bisherigen Mängeln beseitigt — namentlich was die Wirkungen der Endos- und Exosmose betrifft, d. i. die Diffusion.

Daß man sobald noch nicht den atmosphärischen Ocean durchjagen kann, dafür werden noch lange finanzielle Schwierigkeiten und auch jene Rücksichten, die man der Tapferkeit besseres Theil nennt, Sorge tragen. Die nächste Bedeutung liegt auf wissenschaftlichem und dann auf militärischem Gebiete.

Was haben doch einst die Eisenbahnen nicht Alles für Anfechtungen erfahren.

Gerade das Obermedizinalkollegium des Landes, das den Ruhm hat, die erste Bahn auf deutschem Boden — von Nürnberg nach Fürth — erbaut zu haben, begutachtete:

„Der Fahrbetrieb mit Dampfwagen ist im Interesse der öffentlichen Gesundheit zu untersagen. Die schnelle Bewegung erzeugt unfehlbar eine Gehirnkrankheit bei den Passagieren, welche eine besondere Art des delirium furiosum darstellt. Wollen aber die Fahrenden freiwillig der Gefahr trotzen, so muß der Staat wenigstens die Zuschauer schützen. Der bloße Anblick eines rasch dahin fahrenden Dampfwagens erzeugt genau dieselben Gehirnkrankheiten, es ist deshalb zu verlangen, daß der Bahnkörper zu beiden Seiten mit einem dichten, mindestens 5 Fuß hohen Bretterzaun umgeben wird.“ Aehnliche Bedenken äußerte man auch in Norddeutschland und England.

Unendliche Mühe gab sich die Post, dieses Schneckenvehikel, um die Eisenbahnen unmöglich zu machen; heute wird sie den Zügen angehängt. Gegen die sanitären Bedenken lassen wir dem berühmten Luftschiffer Spalterini das Wort, das er schon 1894 gesprochen: „Auf den ca. 460 Luftfahrten, welche ich bis jetzt unternahm und an welchen sich im Ganzen über 800 Passagiere, darunter viele Damen, betheiligten, habe ich einmal die Höhe von 6140 m, mehrere Male diejenige von 5000—5300 m, sehr häufig aber (in der Schweiz selbst) über 4000 m erreicht, und es ist mir kein einziges Mal der Fall vorgekommen, daß irgend einer der Passagiere in den eben bezeichneten Höhen Beschwerden verspürt hätte. Unwohlsein oder Unbehagen kamen nie vor. Nur bei Einzelnen trat etwas schnellerer Pulsschlag ein, sowie geringes Ohrensausen während des Abstiegs. Auf Grund dieser Erfahrungen kann ich die Ansicht aussprechen, daß der kurze Aufenthalt in einer Höhe von ca. 4200 m für den gesunden Menschen nicht schädlich ist, vorausgesetzt, daß diese Höhe bequem, d. h. ohne große körperliche Anstrengungen erreicht wird.“ — — —

## IV.
## Die Brieftaube.

Schon die vorchristliche Zeit kennt diesen lieblichen geflügelten Boten, den Anakreon vor zwei und einem halben Jahrtausend in seinen der Liebe und dem Frohsinn gewidmeten Liedern feiert. Die ersten Spuren des gefiederten Kundschafters deuten auf China; von da drang er nach Kleinasien und Griechenland; die Hellenen bedienten sich seiner zur raschen Verkündigung des Sieges bei ihren Kämpfen der Wagen und Gesänge, und bei den Arabern flog er von Bagdad bis Alekko und längs der kleinasiatischen Küste bis Alexandrien. Doch ernsten Kriegsdienst that die Taube erst im Mittelalter zu Barbarossas Zeiten, indem italienische Emissäre

mittelst Taubenbotschaften das Nahen kaiserlich hohenstaufischer Heere Mailand und der Lombardei verkündeten. Ebenso hören wir von ihr in den Kämpfen Wilhelms von Oranien gegen Alba im 16. Jahrhundert. Das liebliche Thierchen eignet sich zum Botendienst besonders ausgezeichnet, weil es aus den größten Entfernungen die heimatlichen Schläge wiederzufinden im Stande ist.

Die Taube besitzt ein sehr scharfes Gesicht, rasche Orientirungsgabe, Ausdauer im Fluge, starke Brustmuskeln, treue Sehnsucht nach der häuslichen Brutstätte und Neigung zu ehelichem Leben; sie führt zwar ein geselliges Dasein, ist aber streng monogamisch. Im Fluge legt sie binnen einer Minute einen Kilometer zurück. Ehe die elektrische Telegraphie erstand, benützten vornehmlich große Bankiers die Tauben zur Beförderung von Kursdepeschen. Schließlich sank die Züchtung von Brieftauben zu einer Liebhaberei reicher Privatleute herab. Als offizieller Kundschafter war sie mit Ausnahme vom Orient, wo sie zwischen Teheran und Tabris niemals zu kursiren aufhörte, gänzlich verschwunden. Da brachte auch sie der deutsch-französische Krieg zu hohen Ehren. Nach Niederwerfung der französischen Feldheere und der vollständigen Einschließung von Metz und Paris konnten diese Festungen, von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, auf keinem anderen Weg mehr, als durch die Luft, mit dem übrigen Frankreich verkehren. Der große Brieftaubensport, welcher von jeher in der Hauptstadt getrieben wurde, sollte nun der belagerten Residenz sehr zu statten kommen.

Die ersten Versuche gelangen vollständig; man hatte zur Probe in Ballons aus Paris Tauben nach Orleans und Poitiers geschafft und ließ sie dort fliegen, von wo sie rasch und sicher die heimatlichen Schläge fanden.

Zwischen Paris und Tours, dem Regierungssitze Gambettas, fand ein regelrechter Taubenpostdienst statt. Die Folge entsprach aber den günstigen Resultaten am Anfange nicht. Nach den französischen Regierungsberichten selbst sollen von 370 während der Belagerung der Kapitale aus derselben abgelassenen Ballons mit Tauben nur etwa 60 in die häuslichen Brutstätten heimgekehrt sein. Die für diesen Dienstzweig verantwortlichen Personen schrieben die Mißstände der ausnahmsweise strengen, den Orientirungssinn der Thierchen schwächenden Winterkälte zu, wie auch, behaupten sie, viele Tauben durch erbeutete Ballons in die Hände der Deutschen gefallen seien.

Diese Ausrede ist begreiflich, denn der Grund des auffälligen Mißlingens lag bei den Personen, die sich der Ausrede bedienten, und welche die Schuld auf Anderes wälzten wollten. Die Institution war eben ganz neu, die Organisation oberflächlich und mangelhaft; sie entsprach der übrigen so verhängnißvoll gewordenen Mißwirthschaft; Ueberstürzung und Konfusion traten auch auf diesem Gebiete zu Tage.

Nichtsdestoweniger haben diese angeblich nur 60 wiedergekommenen Tauben sehr achtungswerthe Leistungen zu verzeichnen. Großen Vorschub leistete ihnen die Photomikroskopie. Ehe man dieses moderne Hilfsmittel erfunden hatte, wurden die Mittheilungen auf Seidenpapier geschrieben, das man in einem Stück Federkiel verbarg, und dieses selbst wiederum an einer Schweiffeder der Taube befestigt. Um gegen die Einflüsse der Witterung und anderer zerstörenden Wirkungen das Billet zu sichern, mußte man das Stückchen Federkiel an den Enden sorgfältig verkleben. Dem Erfinder der photographischen Verkleinerung Dagron war es 1870 gelungen, eine ganze Seite des Amtsblattes auf den 6. Theil eines Quadratzolles zu übertragen. Im Hinblick auf diesen glänzenden Erfolg übertrug Dagron, der sich von Anfang an der Regierung in Tours zur Verfügung gestellt und sich an ihrem Sitze niedergelassen hatte, alle für die bedrängte Residenz bestimmten Depeschen mikroskopisch-photographisch derart, daß auf ein Stückchen Seidenpapier in der Größe von 12,76 Quadratcentimetern 35000 Nachrichten im Durchschnitt von je 20 Worten, im Ganzen also 700 000 Worte gingen. Die gesammte Postsendung wog kaum 1 Gramm.

Der erste geflügelte Bote traf am 14. November 1870 in Paris ein, brachte die ganze Regierungskorrespondenz und 230 Privatnachrichten. Sofort ließ die Pariser Regierung die Depeschen photographisch vergrößern und den Empfängern zustellen.

Nach dem „Bulletin de la Réunion des officiers“ — Nummer vom 11. Juni 1885 — waren während der Belagerung 150 000 amtliche Depeschen, über eine Million Privatmittheilungen und 190 000 Francs Postanweisungen durch Tauben nach Paris befördert worden.

Die Engländer gaben den Tauben Sendungen erheblich schwereren Gewichtes, nämlich bis zu 20 Gramm, mit, wogegen man anderwärts nach immer größerer Gewichtserleichterung strebt. Man bedient sich neuerdings statt des Seidenpapiers der noch leichteren Kollodiumblättchen. 18 solcher Briefe von je 15 Quadratcentimetern Flächeninhalt fassen über 5000 Mittheilungen und wiegen noch nicht einmal ein halbes Gramm.

Aus dem Bisherigen ersehen wir, daß die Brieftaube eine hohe militärische Bedeutung besitzt. Erforderlich ist die Kombinirung mit dem Luftballon. Eine einzige Taubenbotschaft kann das Schicksal einer belagerten Festung, ja, einen Feldzug entscheiden. Ein eingeschlossenes Heer kann sich mit den anderen Festungen, Kriegshäfen und dem offenen Lande durch die Brieftauben fortwährend auf dem Laufenden erhalten. Darum haben alle Staaten die Taube als Kriegshilfsmittel eingeführt. 1885 forderte die Heeresleitung vom Deutschen Reichstag den ersten Etat von 3600 Mark zum Zwecke einer methodischen Brieftaubendressur. In vielen Garnisonstädten, namentlich in unseren Festungen, sind Taubenstationen, die bis zu einigen Hunderten gefiederte Rekruten zählen. In Paris hat man bald

nach dem Kriege im Akklimatisationsgarten eine Taubenstation für mehrere Tausende von Thierchen errichtet, um gegebenen Falles alle Festungen und Kriegshäfen mit Taubengarnisonen belegen zu können, die dann nach Paris zurückfliegen sollen. In Rußland hat man schon vor längerer Zeit an ernste Gegenmaßregeln gedacht. Die Belagerungstruppen sollen mit dressirten Falken ausgerüstet werden, welche vermöge ihres scharfen Gesichtes dem menschlichen Auge verschlossene Regionen beherrschen. Nachdem sie durch Anschlagen eines Läutewerkes den Wachthabenden in Kenntniß gesetzt haben, werden sie losgelassen, worauf sie emporschießen, um die Taube zu verderben.

Von Rußland gingen auch die Versuche aus, die mangelhafte Dressur zu verbessern, doch gelang das Vorhaben später erst deutscher Geduld und Gründlichkeit. Bis dahin hatte man die Depeschen nur in einer bestimmten Richtung befördern können. Wollte man z. B. von Leipzig nach Berlin Tauben ablassen, so mußte man die Boten vorher von Berlin nach Leipzig bringen; von dort konnten sie dann mit ihren Meldungen zurückfliegen. Ein umgekehrter Verkehr mit denselben Tauben war ausgeschlossen, das Hin- und Hertransportiren kostspielig und zeitraubend, und das Gefangenhalten an einem fremden Orte mühevoll. So kam man auf den sinnreichen Gedanken, die geflügelten Boten derart zu dressiren, daß sie an zwei entfernten Orten zugleich Wohnungen haben.

In einer wurden sie gefüttert, in der anderen, ihrer Brutstätte, getränkt. Z. B. die Tauben erhalten in Leipzig Wasser, wurden dann nach Berlin gebracht, wo sie Futter, aber kein Wasser finden; hierauf läßt man sie wieder nach Leipzig zurückfliegen, wo sie ihren Durst löschen können.

Wohl liegt die Gefahr nahe, daß die Tauben im Sommer dem nächsten Felde zufliegen und dort ihren Hunger stillen werden. Mit um so größerer Peinlichkeit ging man daher bei der Dressur vor.

Der Erfolg blieb nicht aus. An regelmäßige Pflege durch Menschenhand gewöhnte Thiere zeigen stets in Freiheit große Unbehilflichkeit und sehnen sich nach dem Neste zurück. Bei den Tauben ist der häusliche Sinn besonders stark ausgeprägt. Im Kriege hat man freilich auch noch mit anderen Hindernissen zu rechnen, wie Zerstörung durch Feindeshand, ungünstige Witterung u. a. m. Aber kein Kriegsmittel ist gegen alle Einflüsse gefeit.

Unsere modernen Verkehrsmittel werden trotz mannigfacher schwacher Seiten im Kriege eine Rolle spielen, die ihrer Bedeutung im Frieden entspricht.

# Todesstrafe, Duell, Krieg*).

Von

## einem Optimisten.

— Europa 1902. —

Unter den vielen Problemen der Neuzeit nehmen Todesstrafe, Duell und Krieg eine hervorragende Stelle ein und harren einer gemeinsamen Lösung.

Die Frage besteht einfach darin, ob der Mensch berufen ist, göttliche erechtigkeit zu üben? ob er berechtigt ist, nach eigenem Ermessen zu lohnen d zu strafen? ob der einzelne oder auch korporative Mensch die hierzu forderliche Einsicht und Kraft besitzt?

Zu Einem ist der Mensch **unbedingt** berechtigt, zur Selbstver- tidigung gegen jedwede Gefahr, auch jene, die ihm von seinem Mit- nschen droht. Vom Selbsterhaltungstriebe geleitet, verbindet er sich mit deren Menschen zu einer Kollektivität, der er einen Theil seiner indivi- ellen Selbstständigkeit aufzuopfern bereit ist.

Sobald diese Kollektivität in ihre Rechte tritt, hat sie auch die Ver- ichtung übernommen, für die individuelle Sicherheit, das individuelle hlergehen ihrer Mitglieder zu sorgen. Welcher Mittel sie sich hierzu be- nen soll, ist von den Gefahren bedingt, die zu bekämpfen sind.

Die Kollektivität, ob Familie, Stamm, Gemeinde oder Staat, hat somit ner nur auf die Zukunft, in erster Linie auf die nächste Zukunft Rück- zu nehmen. Die Vergangenheit hat für die Lenker des Gemein-

---

*) Wir geben unserem geschätzten Mitarbeiter gern zu diesen neuerdings wieder ell gewordenen Fragen das Wort, ohne damit durchweg seine Ansichten als die ncen anzuerkennen.

D. R.

wesens nur eine Sammlung von Erfahrungen zu sein, aus der sie schöpfe mögen, so viel sie wollen: ihr Opfer zu bringen, sind sie nich berufen.

Ist die Kollektivität gezwungen, zur Wahrung ihrer selbst und ihr Schutzbefohlenen Gewalt zu üben, so thue sie es; niemals aber au Rache. Rache ist eine retrospektive Leidenschaft, nur für Jene gut, di keine Zukunft haben. Rache provozirt Rache, und man gelangt zur Blu rache, ein System, das zur Vertilgung der Menschheit führen müßte.

Betrachten wir nunmehr unsere Probleme der Reihe nach, einzeln.

## Todesstrafe.

Das Raubthier soll gezähmt werden, verdrängt oder vertilgt. Woduro es zum Raubthiere geworden ist, ob durch ein Naturgesetz, durch Mang oder durch Verfolgung, das ficht uns nicht an. Wir sind berechtigt un berufen, uns und unsere zahmen Heerden gegen seine Raubgier z vertheidigen.

Dort, wo der Mensch als Raubthier auftritt, ist er als solches z behandeln.

Was zu geschehen hat, um dies zu verhüten, wie der Mensch materie und moralisch entwickelt werden soll, um nicht zum Thiere, besonders nic zum Raubthiere herabzusinken, ist eine Frage, deren theilweise Lösung d und dort wiederholt gelungen ist, deren allgemeine und endgiltige Lösun jedoch niemals gelingen kann. Immer wird es irgendwo Menschen gebe die sich durch ihren physisch, moralisch oder materiell entwickelteren Mi menschen unterdrückt wähnen; immer wird es Menschen geben, die sich gege jedwede Kollektivität auflehnen; immer wird es Menschen geben, dere übertriebener Individualismus die Gesellschaft bedroht.

Wo aber der Einzelne als Feind der Gesammtheit auftritt, muß e unschädlich gemacht werden. Kann man sich seiner nicht anders entledigen so tödte man ihn; — niemals aber übe man Rache.

Die Todesstrafe als Akt gerechter Sühne ist Unsinn. Blo Gott sieht in die Herzen der Menschen, blos Gott kann bestimmen, in wiewe der Verbrecher für sein Verbrechen verantwortlich ist; blos Gott kann di Strafe in gerechtem Maße verhängen.

Der Mensch kann nur darüber entscheiden, ob dieser oder jener Mit mensch gemeingefährlich ist; darüber, ob dessen Vernichtung das einzig Mittel ist zur Abwehr der Gefahr. Der Vertreter gesellschaftlicher Ordnun ist berechtigt und verpflichtet, gegebenen Falles auch zu diesem Mittel z greifen; er lasse tödten, aber nicht leiden.

Die Verkündung des Todesurtheils auch nur eine Minute vo dessen Vollstreckung ist Quälerei, ist ein Akt der Rache. Wohe nimmt man die Berechtigung, einem lebenden Wesen, das nicht gefrag worden ist, ob es unter den gegebenen Bedingungen gewillt sei

die Bürden des Lebens auf sich zu laden, ob es geboren werden will, die Qualen des Bewußtseins aufzuerlegen, daß es nun eben so willkürlich aus dem irdischen Dasein scheiden müsse, wie es willkürlich in dieses hineinversetzt worden ist? Wer kann beurtheilen, ob dies Bewußtsein für den Delinquenten in einer Minute nicht tausendmal mehr Gräuel enthält, als er jemals über Andere verhängen wollte. Und wenn auch nicht, wer kann beurtheilen, ob der Delinquent nicht das unvermeidliche Resultat einer Vergangenheit ist, an der er keine Schuld trägt; wer kann beurtheilen, wie viel an seinen Vorfahren begangenes Unrecht ihn als dasjenige Scheusal geboren werden ließ, als das er sich bekundet.

Der Sohn eines Wahnsinnigen mag wahnsinnig werden müssen, der Sohn eines Verbrechers oder Alkoholisten mag dem Schicksal verfallen, sich als Ausbund der Menschheit zu geberden.

Die Folge sei der unvermeidliche, gewaltsame Tod, nicht aber das Bewußtsein, ihn demnächst erdulden zu müssen.

Um dem Verbrecher Zeit und Gelegenheit zur Buße zu geben, sich mit seinem Gotte zu versöhnen, ertheile man ihm die Segnungen seiner Religion beim Betreten der Untersuchungshaft, gerade so wie man einen Schwerkranken zum Tode vorbereitet, ohne ihm die Hoffnung auf Genesung zu nehmen.

Die Vollstreckung des Todesurtheils geschehe ohne sein Wissen; er lege sich unbefangen zur Ruhe, um nicht mehr aufzuwachen. Bei der heutigen Entwicklung der Technik wäre dies ein Leichtes.

Das große Publikum soll erfahren, daß gewisse Verbrechen Selbstvernichtung sind, daß wer sie begeht, ebenso unfehlbar dem Tode verfallen ist, als hätte er sich entleibt; es soll aber nicht voraussetzen dürfen, die Staatsmacht habe Rache an ihm geübt, habe ihn Qualen erdulden lassen als Sühne für die Qualen, die er über Andere verhängt. Jede Strafe soll als die natürliche Folge des begangenen Verbrechens erscheinen, nicht aber als ein Akt vermeintlicher Gerechtigkeit. Der Verbrecher hat sich eben den einfältig eigensinnigen Schädel an der undurchdringlichen Mauer gesellschaftlicher Ordnung eingerannt, nichts weiter. Ein Beispiel, das abschrecken muß, weil es als unabweisliches Fatum erkannt wird, das einen Jeden trifft, der nicht vermag, sich auf der schiefen Bahn der Entmenschlichung aus eigener Kraft Einhalt zu gebieten.

Ein Weiteres ist das Individuum, ist die Gesellschaft nicht berechtigt, von einem irdischen Richter zu verlangen.

Wer nicht im Stande ist, die Tugend nach Verdienst zu belohnen, darf auch das Laster nicht nach Verdienst bestrafen wollen.

Welche menschliche Institution vermag es zu verhüten, daß auch der Gerechteste an Allem, was ihm theuer ist, heimgesucht werde?

Welche menschliche Institution darf sich somit anmaßen, den Ungerechten,

vielleicht nur vermeintlich Ungerechten, alle Qualen der Hölle erleiden zu lassen?

Vertheidigen, nichts als vertheidigen darf die Staatsmacht den Staatsbürger und die Gesellschaft, dies soll sie dann auch ohne jedwede Sentimentalität, mit der brutalen Energie einer Maschine, die weder Trauer noch freudige Genugthuung empfindet.

## Duell.

In einem geordneten Staatshaushalte sollte jede Selbsthilfe überflüssig, daher ausgeschlossen sein.

Anscheinend ist dies auch der Fall, da dem Geschädigten jederzeit der gerichtliche Weg offensteht, in Wirklichkeit giebt es aber der Schädigungen auch solche, die durch kein richterliches Urtheil wettgemacht werden können.

Es giebt Fälle, in denen die Erde für zwei Männer zu enge wird; der eine kann nur leben, wenn der andere verschwindet. Mit Ausnahme eines erwiesenen Verbrechens wird der gerichtliche Weg diesen Einen von jenem Andern nicht befreien; darf er sich nicht mit ihm schlagen, so wird er ihn ermorden.

Abgesehen von thatsächlich erfolgten Kränkungen, für welche es keine Entschädigung giebt, wollen wir eines landläufigen Mittelchens gedenken, das angewendet wird, um sich irgend einer lästigen Person gesellschaftlich so sicher zu entledigen, als verabreichte man ihr eine Dosis Blausäure; wir meinen den Boycott. Ein Tischgast hat ein Ei blos zu beschnüffeln und unberührt in die Schüssel zurückzulegen, damit kein Anderer, der dies bemerkt hat, es zu Munde führe. Soll sich der auf ähnliche Weise beseitigte Mann widerspruchslos in sein Schicksal ergeben? Oder kann er Jemand wegen eines, sagen wir zu kalten Grußes, gerichtlich belangen? Und dennoch mag dieser kalte Gruß eventuell seine gesellschaftliche Stellung, seinen Kredit, seine ganze Existenz vernichtet haben.

Es bleibt dem Geschädigten nichts übrig, als sich seinem Gegner zu stellen.

Verweigert ihm dieser die geforderte Rehabitilirung, dann giebt es nur zwei Wege: den Faustkampf oder das Duell.

Im Faustkampfe mögen die Chancen zu ungleich sein, der physisch Schwächere muß unterliegen.

Die Pistole ist weniger parteiisch; auch die Kugel des ungeübten Schützen kann ihren Weg nach dem Herzen des Gegners finden.

Nun wird man fragen, ob dem geschädigten Theile, wenn er oder sein Gegner fällt, hiermit geholfen sei? Vielleicht nicht, jedenfalls ist aber der Gesellschaft geholfen.

Die Möglichkeit des Duells, in dem man das Leben lassen oder morden muß, wird jeden denkenden Menschen vermögen, sich einer üblen Laune, oder selbst einem unberechtigten, blinden Hasse, nicht ohne Weiteres

hinzugeben. Die Möglichkeit des Duells ist der einzige Schutz des physisch schwächern, gesellschaftlich weniger günstig gestellten, ehrlich strebsamen Mannes gegen den bösen Willen eines Widersachers oder einer engherzigen Clique, die keine neue Kraft aufkommen lassen will.

Das Recht des unbescholtenen Mannes, seine Ehre und seinen Leumund gegen einen gleichfalls unbescholtenen Mann mit der Waffe in der Hand zu vertheidigen, darf ihm nicht genommen werden. Dem wehrbaren Manne dies Recht zu versagen wäre ebenso unstatthaft, als würde man ihm verbieten, einen Räuber niederzuschießen, der ihn oder die Seinen bedroht. Man darf als Ideal gesellschaftlicher Ordnung nicht jenes Philisterthum hinstellen, das Börne so köstlich mit dem Ausspruche geißelt: wenn ein Dutzend kräftige Deutsche von einem Strolch angefallen werden, rufen sie nach Polizei.

Ein Staat kann nur bestehen, wenn er von Männern bewohnt wird, ie ihn zu vertheidigen im Stande sind, Männer, die sich selbst nicht zu verheidigen wissen und gewillt sind, sind auch dem Staate keine Wehr. Aber wischen dem selbstbewußten Manne, der für sich und die Seinen mit dem eben einzutreten bereit ist, und dem leichtfertigen Laffen, der aus Eitelit, schlechter Erziehung oder übertriebener Empfindlichkeit, beim nichtsigendsten Anlasse bereit ist, einen Mord zu begehen, muß streng unterhieden werden.

Das Duell ist niemals ein **Vergehen**, es ist entweder ein Recht der ein **Verbrechen**. Als Recht **bleibe es straflos**, als Verbrechen erde es den strengsten Gesetzen unterworfen, und zwar auch den gellschaftlichen.

Wessen wir bedürfen, um der Duell-Mode, der Duell-Manie Einhalt gebieten, das sind: Ehrengericht und Ehrencodex.

In jedem Staate sollte eine Anzahl hierzu besonders geeigneter Pernen mit dem Ehrenamte eines Arbiter bekleidet, und wie jede Jury r Reihe nach ausgelost werden. Um diesen den Urtheilsspruch zu erchtern, gehe man an eine neue Kodifizirung der Ehrengesetze, denn **etwas** **ssurderes** als die heute geltenden, kann das verrückteste Hirn nicht inden.

Als Grundprincip hätte zu gelten: 1) daß **es eine unabsichtliche** **leidigung überhaupt nicht giebt**; 2) daß **gewisse Menschen** **solut unfähig sind, zu beleidigen**.

In beiden Beziehungen ist heute der sogenannte privilegirte Stand, d zwar besonders der Offizier, jedem anderen Menschen gegenüber **ent**ieden **im Nachtheile**.

Wenn ein Lastträger einem anderen Lastträger unwillkürlich einen oß versetzt, so stößt ihn dieser zurück, oder er beschimpft ihn, oder lich, er zieht lachend seiner Wege. Stößt aber ein Lastträger einen izier, so muß dieser vom Leder ziehen, oder er ist entehrt!!!

Gewiß, wie die individuelle Ehre, so muß auch die Standesehre g
wahrt sein, aber die Standesehre hat auf einer viel zu festen Basis
stehen, als daß sie durch eine Zufälligkeit in's Schwanken gebracht werde.

Und auch der einzelne, als rechtschaffen und korrekt bekannte Ma
soll nicht gar so leicht beleidigt werden können. — Wäre ein jeder ka
Gruß eine Beleidigung, für die man sich schlagen muß, so hätten die Herr
Spadassins zu schönes Spiel.

Der allerärgste Unfug wird jedoch mit der sogenannten Satisfaktion
Unfähigkeit getrieben.

Das Ehrengericht spricht über A., der B. beleidigt hat, die Sati
faktions-Unfähigkeit aus. Nun aber giebt A. dem B. öffentlich eine Mau
schelle und — B. muß sich mit A. schlagen! Ist A. durch diesen brutal
Akt plötzlich satisfaktionsfähig geworden?

Mit der Erklärung der Satisfaktionsunfähigkeit hätte das Ehrengeric
peinlich gewissenhaft vorzugehen; es darf diese Machtvollkommenhe
nicht dazu dienen, daß irgend Jemand durch eine Clique boycottirt werd
Ist aber das Verdikt einmal ausgesprochen, dann darf der Betreffen
unter keinen Umständen beleidigen können. Ein Schlag von ih
sei nicht mehr und nicht weniger als der Biß eines tollen Hundes. Ma
schlage mit dem Stocke nach ihm, oder man lasse ihn verhaften, aber d
Macht des Beleidigens werde ihm niemals ertheilt.

Hat sich das Ehrengericht aus sachlichen oder persönlichen Gründe
gegen das Duell ausgesprochen, dann darf kein Ehrenmann sich schlage
Im Uebertretungsfalle werde er als gemeiner Verbrecher behandelt u
von seinen Standesgenossen unerbittlich ausgestoßen.

Wird aber dem Beleidigten und Beleidiger das Recht einer Au
tragung mit den Waffen zugesprochen, dann fällt auch jeder Anlaß zu ein
gerichtlichen Verfolgung hinweg. Ein Recht kann nicht zugleich ein Unrec
sein, das bestraft werden muß.

Der Duellunfug, wie so mancher andere Unfug, hat seinen Grun
in der heutzutage so häufig vorkommenden Kollision von Pflichten, unt
welcher gerade jene zu leiden haben, die pflichttreu sind.

Der Lump findet immer irgend einen Ausweg und schlägt der G
sellschaft ein Schnippchen.

Ein als höchste Instanz anerkanntes permanentes Ehrengericht u
ein sorgfältig redigirter Ehrenkodex hat der Pflichtenkollision ein Ende
machen.

Dies das einzige, untrügliche Heilverfahren.

## Krieg.

Wenn dem wehrbaren Manne gegebenen Falles das Recht der Selb
vertheidigung mit bewaffneter Hand nicht abgesprochen werden kann, so i

die absolute Aufrechterhaltung dieses Rechtes für den Staat geradezu eine Lebensfrage.

Die Wahrung seiner vollen Selbstständigkeit ist das Alpha und Omega es Staatenthumes; dem Staat das Recht hierzu verweigern oder auch ur schmälern zu wollen, ist einfach die Negirung des Staates.

Die Selbstständigkeit des Staates sowie die Freiheit des Individuums eißt aber nicht Ungebundenheit. Selbstständigkeit und Freiheit heißen so iel als das Recht und die Pflicht, jeden fremden Eingriff in die eigene Individualität zurückzuweisen, schließen jedoch implicite jeden Mißbrauch nit diesem Rechte aus.

Die immer wiederkehrende Schwierigkeit liegt blos darin, zu erkennen, vo dieser Mißbrauch beginnt.

Als allgemeines Dogma gilt die vom Privatrechte auf das öffentliche Recht übertragene Heilighaltung des besessenen Bodens. Wer immer sich nterfängt, dies Eigenthumsrecht anzutasten, gilt als Frevler, Räuber nd Dieb.

Zur richtigen Beurtheilung eines Axiomes ist es gut, hieraus die xtremsten Konsequenzen zu ziehen.

Nehmen wir an, es wird in einem Hause, einer Gemeinde, einem Staate das unbeschränkte Verfügungsrecht im Falle einer Epidemie so geeutet, daß kein Nachbar, ob Haus, Gemeinde oder Staat es wagen darf nzuschreiten, wenn man für gut findet, selbe sich ungestört entwickeln und ber den Erdball verbreiten zu lassen.

Oder nehmen wir an, ein mächtiger Strom durchschneidet einen Weltheil. Dieser Strom, wenn in seinem Laufe geregelt, wäre der Segen aller fergemeinden. Nun aber vermeint ein einzelner Uferbesitzer seinen eigenen nteressen besser damit zu dienen, wenn er die Regulirung des Stromes f seinem Gebiete untersagt.

Wird unter solchen Verhältnissen die Heilighaltung des Besitzrechtes cht zur Absurdität?

Gewiß, die Selbstständigkeit des rechtlich erworbenen Grundbesitzes rf nicht angetastet werden, ohne jedwede gesellschaftliche Ordnung von berst zu Unterst zu kehren; aber im Interesse der Respektirung dieser lbstständigkeit selbst müssen die Nachbarn einschreiten dürfen, wenn mit esem souveränen Rechte Mißbrauch geübt wird. Und hiermit meinen r auch den Schlüssel gefunden zu haben, bezüglich der Person des zur nmischung Berechtigten. Der nächste Nachbar darf und soll löschen, wenn n Schadenfeuer auch sein Haus bedroht. Der Feuersbrünstler verlangt vielleicht diese Hilfe nicht, er hat gut assekurirt und will sein Haus brennen lassen. Sollen die gefährdeten Nachbarn etwa sein Recht pektiren und mit verbrennen?

Im Laufe der Zeiten haben sich ganz merkwürdig verdrehte Anschaugen zu Prinzipien und schließlich zu Dogmen entwickelt. Der Mensch

kommt nicht mit Haus und Hof zur Welt, die Welt gehört der Menschhei
Für die Menschheit soll die Welt, d. h. seine Welt, die Erde — möglich
gut verwaltet werden. Wer immer ein Stück Erde gewaltsam mit Beschla
belegt, um es zur Peststätte, zum Sündenpfuhle werden zu lassen oder auc
nur, um es der gesunden Ausnützung zu entziehen, provozirt in de
Menschenbrust eine Empfindung, die nicht weniger Rechtsgefüh
ist, als jene der Unantastbarkeit des Eigenthums.

Eigenthum ist nicht Diebstahl, aber Eigenthum, besonders Grundeigen
thum ist ein mit Pflichten verbundenes Recht. Der Eigenthümer ist selbst
ständiger Verwalter eines Theiles jener Güter, die die Erde der Menschhei
bietet. Dieses Gut nicht zu verwalten oder schlecht zu verwalten
ist ein an der Menschheit begangenes Unrecht.

Innerhalb des Staates ist die Harmonie zwischen persönlichen Interesse
und Gesammtinteresse leicht herzustellen; die beiden sind handgreiflic
solidarisch. Ueber kurz oder lang wird der schlechte Verwalter seines Be
sitzes bankerott, und der Staat hat darüber zu wachen, daß dies selten der
Fall sei.

Auf internationalem Gebiete hingegen hat es weite Wege damit. Auc
zwischen Staaten ist die Interessengemeinschaft evident, aber die Verwaltung
des Staates ist eine komplizirte Maschine, auf deren Räderwerk gar viel
Faktoren einwirken.

Der dauernd schlechtverwaltete Staat muß unbedingt gleichfalls bankerott
werden. Soll die Staatengesellschaft ruhig zusehen, wie das unvermeidliche
Geschick sich vollzieht? Sollen insbesondere die Nachbarstaaten sich jedweder
Intervention enthalten, solange sie sich selbst hierdurch nicht als gefährdet
erachten?

Die ungebetene Einmischung eines Nachbars, und wäre es auch nur,
um den zu begehenden Selbstmord zu verhindern, kann allerdings als
Attentat auf die Selbstständigkeit des Staates, daher auf seine individuelle
Existenz angesehen werden. Wenn aber alle Nachbarstaaten, ja die ge-
sammte Staatengesellschaft um den verpesteten Staat einen Cordon ziehen,
ihn völlig isoliren; so bedienen sie sich einfach des ihnen absolut zustehenden
Rechtes der Selbstwehr, ohne sein Selbstverfügungsrecht zu verletzen.

Ein Staat braucht nur seinen Pflichten sich selbst und anderen gegen-
über zu entsprechen, um solcher verdienter Boycottirung zu entgehen.

Gegen die unverdiente Boycottirung aber giebt es nur ein
Mittel: die bis auf's Höchste entwickelte Wehrkraft.

Wer gute Nachbarschaft hält, keine Händel sucht und alle Waffen
tüchtig zu handhaben weiß, kommt selten in die Gelegenheit, sich zu schlagen.
Muß er es aber, dann schlage er auch tüchtig zu, und rufe nicht laut
Börne, nach: „Gensdarmerie".

# Indiens Noth und Rußlands Ziel.

Von

## Karl Blind.

— London. —

In Kalkutta hat in den letzten Tagen des Dezember der „Indische
National-Kongreß" abermals seine Jahresversammlung ab-
gehalten — wie dies jetzt zum siebzehnten Male seit 1885 ge-
chehen ist. Manche seiner Bestrebungen für Verbesserung der Zustände
es großen süd-asiatischen Reiches sind wenigstens zum Theil erfüllt
vorden. Andere harren noch der Erledigung. Unter den Mitgliedern dieser
emerkenswerthen Versammlungen sind die Brama-gläubigen Hindu, die
Nohammedaner und die licht-anbetenden Parsen vertreten. Bei der Eifer-
ucht, die immer noch zwischen den Anhängern des Islam und den Hindu
bwaltet, ist zwar die Betheiligung der Ersteren verhältnißmäßig nicht sehr
roß. Doch sind unter den Vorsitzenden der verschiedenen Kongresse
enigstens zwei Mal Mohammedaner gewesen. Die übrigen Male haben
indu, Anhänger der Lehre Zerduschts oder Zoroasters, auch Europäer,
ie lange in Indien gelebt, den Vorsitz geführt.

Auf Indiens Besitz ruht Englands Stellung als Weltmacht. Der
genwärtige Vice-König oder Ober-Statthalter Lord Curzon, ein Mann,
r sich in seinem Amt redlich bemüht, hat dies selbst klar ausgesprochen.
r huldigt der Ansicht, daß der Verlust seiner verschiedenen Ansiedelungen
Amerika, Afrika und Australien die Stellung Englands als Weltmacht
cht aufzuheben im Stande wäre; wohl aber der Verlust Indiens. Nichts-
sto weniger herrscht unter der Masse der Engländer, bis in die gebildetsten
eise hinein, in Bezug auf Indien eine Gleichgiltigkeit und eine Unkennt-
ß, die fast der Beschreibung spottet.

Als einmal ein Inder von hohem Rang bei Gladstone auf seinem Landgute in Hawarden vorsprach, um die Meinung des berühmten Staatsmannes über die Nützlichkeit dieser National-Kongresse zu erfragen, da lautete die Antwort gar sonderbar. „O ja, ich weiß“ — so erwiderte Gladstone ungefähr — „diese Kongresse beschäftigen sich mit der Frage der Kinder-Heirathen. Das ist ein löbliches Werk. Ich wünsche Ihnen allen Erfolg.“

Nun steht es jedoch so, daß gerade diese Frage, die in die religiös gesellschaftlichen Sitten oder Unsitten des größten Theiles der durch Glauben, Sprache und Kastenwesen ohnedies so vielfach gespaltenen Bevölkerungen einschlägt, von der Tagesordnung der National-Kongresse stets streng ausgeschieden ist. Bei diesen Zusammenkünften behandelt man nur die Angelegenheiten, in denen eine Einigung möglich ist. Alles, was feindlich trennen könnte, wird vermieden. So wenig aber wußte ein Mann, der wiederholt Hauptminister des Vereinigten Königreiches gewesen, von dem Zwecke jener bedeutsamen Versammlungen, die längst abwechselnd in Indiens Großstädten stattgefunden hatten, daß er geradezu meinte, sie beschäftigten sich ausschließlich mit der Abschaffung der Kinder-Heirathen (richtiger gesagt: Kinder-Antrauungen); also mit einer Frage, die auf diesen Kongressen gar nicht zur Sprache kommen darf.

Ich könnte leicht aus eigener Erfahrung ähnliche Beispiele anführen, unter Anderem die eines befreundeten Kabinets-Ministers. Er wollte nicht zugeben, daß für Indien eine Gefahr von Seiten Rußlands vorhanden sei, und stützte sich dabei auf die große Zahl der in Indien lebenden Engländer. Als ich ihn um die nähere Angabe der Ziffer bat, wich er wiederholt aus. In Folge meines scherzhaften Drängens ließ er sich endlich zu der Bemerkung herbei: „Nun, ungefähr drei Millionen Engländer!“ Er wollte es kaum glauben, bis ich ihm die amtlichen statistischen Beweise brachte, daß damals die Gesammtzahl der weißen Einwohnerschaft Indiens, das englische Heer von 64 000 Mann mit eingeschlossen, sich nur auf 140 000 Menschen belief, und daß unter ihnen sogar eine große Zahl Nicht-Engländer sich befand. Und das war doch ein sonst gut unterrichteter Mann; und im Kabinete hatte er über Indische Angelegenheiten mitzusprechen!

Man kann sich bei solchen Verhältnissen leicht vorstellen, wie die öffentliche Meinung in den auf Indien bezüglichen Dingen irre geführt werden kann. Da sind die Lehrer oft eben so unwissend wie die Schüler. Oder es paßt gelegentlich Leuten, die allem Fortschritte von Natur abhold sind, kurzweg zu behaupten: man müsse den National-Kongressen unbedingt mit einer Abweisung begegnen; denn sie strebten einfach darnach, die Regierung Indiens in die Hände der Eingeborenen zu bringen.

Das ist nun sicherlich eine ganz falsche Darstellung. Die Leiter dieser Versammlungen suchen lediglich, dringend nöthige Verbesserungen einzuführen,

wozu allerdings eine größere Betheiligung von Indern an gesetzgeberischen Arbeiten erforderlich ist. Aus persönlicher Bekanntschaft mit Eingeborenen, deren Gesinnung keinen Zweifel zuläßt, und die oft leitenden Antheil an den Versammlungen gehabt, kann ich dies bezeugen.

In jüngster Zeit stand im Vordergrunde der indischen Angelegenheiten die Frage über Abhilfe bei einer der furchtbaren Hungersnöthe, von denen Englands gewaltiges süd-asiatisches Reich in gemessenen Zeiträumen immer wieder heimgesucht wird. Das Londoner Parlament hat bekanntlich keinen Pfennig aus dem Staatsschatze zur Linderung der Noth gewährt. Alles wurde der Mildthätigkeit Einzelner überlassen, und das Ergebniß war schwach genug. Welch entsetzliche Sterblichkeit auf einem Gebiete, das 60 000 000 Menschen unter den rund 300 000 000 des Landes umfaßt, diesmal wieder stattgefunden hat, das ist seiner Zeit zur Genüge grausig geschildert worden.

* * *

Ueber die jammervollen Zustände der ungeheueren Masse der Bevölkerung ist dieser Tage, aus der Feder von W. Digby, ein 644 Seiten umfassendes, mit statistischen Angaben gefülltes Werk erschienen, das den grimmig spöttischen Titel trägt: „Das gedeihlich wohlhabende Indien". In ihm ist unwiderleglich nachgewiesen, daß sich — Reiche und Arme zusammengerechnet — das tägliche Einkommen eines Inders im Jahre 1850 auf zwei Pennies; 1880 auf $1\frac{1}{2}$ Penny; 1900 auf weniger als drei Farthings oder Heller belief!

Man sollte es für unglaublich halten, lägen nicht die genauesten Zifferbeweise vor. Herr Digby hat dreißig Jahre lang in Indien gelebt und eine Reihe werthvoller Werke über die das Land betreffenden Angelegenheiten veröffentlicht. Für gute Dienste, die er zur Erleichterung der Lage der von Hungersnoth Betroffenen geleistet, ist ihm von der Regierung Titel-Auszeichnung zu Theil geworden. Seine Angaben bleiben unwiderleglich.

Ein anderes Zeugniß. Von J. M. Maclean, dem bisherigen konservativen Unterhaus-Abgeordneten für Cardiff, erschienen dieser Tage „Erinnerungen an Westminster (d. h. an das Parlament) und an Indien". Der Verfasser hat Jahre lang in Bombay als Schriftsteller gelebt, war dort Vorsitzender des Stadtrathes und wurde zum Ehrenmitgliede der Universität ernannt. Obwohl zur Tory-Partei zählend, hat er sich — gleich Sir Eduard Clarke, dem hervorragenden Rechtsgelehrten — gegen die Behauptung, England besitze ein Oberhoheitsrecht über die Südafrikanische Republik kraft des Vertrages von 1884, entschieden ausgesprochen und ebenso den daraufhin geführten Krieg verurtheilt. Ueber die heutigen Verhältnisse in Indien schreibt er:

„Beobachter, die unter die Oberfläche blicken, wissen sehr wohl, daß

Indien niemals der britischen Herrschaft tiefer abgeneigt war, als im gegenwärtigen Augenblick; daß es niemals mit geringerer Rücksicht auf die Wünsche und Interessen der unterworfenen Massen regiert worden ist; und daß es nur die Hoffnungslosigkeit einer Auflehnung ist, was den Ausbruch furchtbarer Volkserhebungen verhindert. Das alte bessere Gefühl zwischen Eroberer und Eroberten, das vor dreißig Jahren in beständigem und raschem Wachsthum zu sein schien, ist ausgestorben, und der Abgrund zwischen Europäern und Eingeborenen klafft mehr als je. Ein Gefühl der Verzweiflung ist entstanden in Folge der Gleichgiltigkeit, mit der das Haus der Gemeinen die indischen Fragen behandelt."

Im weiteren Verlaufe tadelt Herr Maclean, der als einer der besten Kenner Indiens gilt, die „erbarmungslose Regelmäßigkeit, mit der der Staat von dem Landmann (Rayat) einen Grundzins eintreibt, welcher so schwer auf ihm lastet, daß ihm nicht die mindeste Ersparniß in Jahren einträglicher Ernte übrig bleibt." Das von der Regierung beliebte thörichte Eingreifen in die Geldwährung des Landes habe das denkbar größte Unheil gestiftet und die Hilflosigkeit des Landbauers schlimmer als je gestaltet.

So spricht ein Mann, der sich einst für Lord Beaconsfields Politik begeistert hatte, der aber heute aus dem konservativen Carlton-Klub, dem er seit zwanzig Jahren angehört hat, und mit dem ihn viele persönliche Freundschaften verbinden, ausgetreten ist, um frei seine auf gründlicher Kenntniß beruhenden Ueberzeugungen aussprechen zu können.

Im Londoner Unterhause, das sei hier bemerkt, findet stets erst kurz vor Schluß der Tagung eine Verhandlung über indische Angelegenheiten statt. Meist ist dabei nur etwa ein Dutzend Mitglieder anwesend. Schriftstücke über das indische Budget werden zwar vorgelegt; allein eine Entscheidung darüber kommt dem Unterhause nicht zu. Im Rathe des Oberstatthalters von Indien wird das Budget fast ohne eingehende Erörterung festgestellt. So schreibt mir der bisher langjährige Parlaments-Abgeordnete Sir William Wedderburn, der viele Jahre eine hohe Stellung in Indien eingenommen. Erst mehrere Monate später erhält das Unterhaus nur allgemeine Kenntniß von der Sache. Die Mitglieder können darüber reden; aber ein Verwerfungs- oder Zustimmungsrecht steht ihnen nicht zu.

Die Kriege an Indiens Grenze werden aus den in Indien eingetriebenen Steuern bezahlt. Selbst der Londoner Minister für Indien empfängt sein Gehalt aus der gleichen Quelle. Etwa 30 000 000 Pfd. Sterl. werden durch England jährlich aus Indien gezogen. Kein Wunder, daß das Land, dessen heimischer Gewerbfleiß auch zerrüttet worden ist, um die Fabrikanten von Lancashire zu bereichern, so entsetzlich verarmt.

* * *

Niemand wird bestreiten können, daß die englische Herrschaft über Indien für Abschaffung mancher grausamen Unsitten — wie zum Beispiel Wittwen-Verbrennung, die einst auch bei unseren skandinavischen Stammverwandten im Schwange war, — Gutes geleistet hat; ebenso für Hebung der Bildung. Allein darum bleiben die entsetzlichen Armuthszustände, die Herr Digby in seinem Buche mit dem satirischen Titel: „Prosperous British India“ schildert, doch eine unerhörte Schmach. Wie die dortige Volksmasse mit ein paar Hellern im Tag „Leib und Seele zusammenhalten“ soll, das übersteigt allen Begriff. Wer wollte es glauben, wenn nicht amtlich statistische Ziffern dafür vorlägen, was ein Londoner Volksblatt schreibt? Es äußert sich so:

„Vom elften bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo der britische Leu seine Tatze auf Indien legte, war die Durchschnittszahl der Hungersnöthe etwa zwei in hundert Jahren gewesen, und diese waren meist örtlicher Art. Während der letzten dreißig Jahre des neunzehnten Jahrhunderts aber waren die Hungersnöthe vier Mal so häufig und vier Mal weiter verbreitet, als hundert Jahre zuvor. Von 1854 bis 1901 belief sich die amtlich festgestellte Sterblichkeitsziffer aus Hungersnöthen auf 28 825 000 Personen! Von 1876 bis 1890 fanden vier der schrecklichsten Hungersnöthe statt, die Indien je heimgesucht haben; es gingen dabei 19 000 000 unserer Mitbürger zu Grunde. Und wie Herr Digby bemerkt, war der Gründer des Christenthums ein Morgenländer mit einer so braunen Haut, wie sie sich bei vielen indischen Stämmen findet. Es ist eine anekelnde Schilderung, die unser ausgezeichneter Verfasser zu geben hat; aber er entwirft sie mit einem unerschütterlichen Muthe und einer Beharrlichkeit, die keinen Widerspruch möglich macht. Sind doch alle seine Thatsachen amtlich bezeugt! Es ist eine Erzählung voll von Schande und Schrecken; eine Widerlegung aller Heuchelei. England und Indien sind gleichmäßig Herrn Digby auf's Tiefste verpflichtet. Die Mühe der Zusammenstellung eines solchen Buches muß ungeheuer gewesen sein. Sie konnte nur von einem Manne unternommen werden, dessen Herz im Innersten erregt ist durch die Kenntniß des in Indien sich vollziehenden Trauerspieles und durch die Verzweiflung, die ihn über die Gleichgiltigkeit seiner Mitbürger ergriffen hat. Vielleicht werden wir noch innerhalb unseres Lebens die verderbliche Politik zu bereuen haben. Wir übernahmen die Verantwortlichkeit, Indien zu regieren; allein wir sind betrügerische Pfleger gewesen. Wenn sogar der Wurm sich krümmt, so mag auch der sanfte Hindu das Gleiche thun. Und an dem Tage, wo das geschieht, wird es mit dem Britischen Reiche in Indien aus sein.“

* * *

Die furchtbare blutige Sipoy-Empörung von 1857, mit allen ihren auf beiden Seiten verübten unsagbaren Greueln, ist den Engländern viele

Jahre hindurch schwer in der Erinnerung gelegen. Seit mehr als einem Menschenalter aber hat man ihrer unter der Masse der Bevölkerung wieder ganz vergessen. Aus sicherer Quelle erfuhr ich im Anfange der sechziger Jahre, daß russische, indischer Sprachen mächtige Offiziere im vertraulichen Verkehr mit deutschen Offizieren die Mittheilung gemacht hatten: sie seien bald nach Beginn des Krim-Krieges als Sendlinge in Indien gewesen, um eine Erhebung der eingeborenen Truppen gegen England schüren zu helfen. Das bekannte thörichte Verfahren der englischen Kriegsbehörden bei Anfertigung von Patronen habe den Aufstand dann zum Ausbruch gebracht. Selbstverständlich hätte eine soldatische Empörung in Indien während des Krim-Krieges die ohnedies kleine englische Streitkraft in Europa ganz lahm gelegt.

Glücklicherweise für England war es jedoch nicht so leicht, in dem weit ausgedehnten, süd-asiatischen Reiche die Flamme des Aufruhrs zum Emporlodern zu bringen, und so erfolgte denn der Sipoy-Aufstand erst nach Friedensschluß mit Rußland.

Alle Kenner des Kriegswesens haben indessen in England offen zugegeben, daß selbst unter diesen verhältnißmäßig günstigen Umständen die Erhaltung der Herrschaft über Indien damals am Rande des Abgrundes gestanden hat. Ihre Vernichtung hing eine Zeit lang an einem Haar.

Seitdem ist eine sonderbare Verblendung über Rußlands Endziel eingetreten. Man giebt sich einer Vogel-Strauß-Politik hin, indem man fast durchweg den Kopf in den mittel-asiatischen Sand steckt, um nicht zu sehen, daß das stetige Vorschreiten des Moskowiter-Reiches auf die schließliche Erschütterung und den Sturz der englischen Herrschaft in Indien gemünzt ist. Ich fand diese Verblendung in einstündiger, von Disraeli (Lord Beaconsfield) gesuchter Unterredung im Unterhause bei ihm noch kurz vor dem letzten russisch-türkischen Kriege. Er sah damals weder eine Erneuerung eines Angriffes auf Konstantinopel voraus, noch auch wollte er zugeben, daß Rußlands Ueberrennung der mittel-asiatischen Khanate auf Afghanistan und schließlich auf Indien abziele. Er wird später wohl an die doppelte Voraussagung gedacht haben, die ich ihm damals machte. Daß der Zar sogar ein Stück Gebiet von Afghanistan abriß, erlebte Disraeli allerdings nicht mehr.

Unter der liberalen Partei Englands zumal ist auffallender Weise der Unglaube an die Endziele des von einem ehrgeizigen militärischen und bureaukratischen Ringe umgebenen Zarenthumes sehr verbreitet. Das war anders in den fünfziger Jahren, wo gerade die freisinnigen und demokratischen Parteien auf's Entschiedenste vor den Weltherrschaftsgelüsten der Petersburger Regierung warnten.

Ueber Digbys Buch liegt gerade eine Abhandlung von dem mir bekannten Parlaments-Mitgliede Caine vor, der, früher zur liberal-unionistischen Partei gehörig, seit ein paar Jahren wieder zur Richtung der Gladstonianer

zurückgekehrt ist. Er ist ein Vorkämpfer der soz. „Temperenz"-Bewegung, die eigentlich ihren Namen unrichtig trägt, da sie nicht sowohl Mäßigkeit im Gebrauche geistiger Getränke lehrt, als vielmehr ihre gänzliche Abschaffung verlangt. Indien hat Herr Caine als Apostel dieser Bewegung besucht. In seiner Besprechung des Digby'schen Werkes, die im Uebrigen von gutem Geiste erfüllt ist, will er es nicht Wort haben, daß in Indien wieder einmal Aufstände erfolgen könnten, oder daß Rußland der beharrliche, nach Indien hinstrebende Gegner Großbritanniens sei. Er erachtet Rußland vielmehr für den „natürlichen Verbündeten" Englands, mit dem man „herzliche Freundschaft" pflegen müsse, „da es lediglich für Nord-Asien thut, was wir in Süd-Asien zu thun uns bemühen!"

Nun trifft es sich so, daß in derselben Nummer des liberalen Blattes, in welchem diese Besprechung erschien, aus der Feder eines Mannes, der im Auftrage der Redaktion das europäische und das asiatische Zaren-Reich bereist hat, eine beträchtlich andere Auffassung gegeben wird. Dieser kundige Berichterstatter der „Daily News" sieht, daß Rußland unaufhaltsam sowohl nach Osten, als nach Süden hindrängt, und daß ihm nicht Widerstand geleistet wird. Es ist an den Stillen Ozean vorgedrungen, nach der Mandschurei hinein, und es macht sich um Persien zu schaffen. Eines Tages hoffe es durch Afghanistan nach Indien hinein zu gelangen. „Nimmermehr!" sage wohl der Brite. „Aber Indien ist, was der Staatsmann in Petersburg, der Euch über seine Tasse Kaffee hin gerade in's Auge schaut, ‚Rußlands Bestimmung' nennt. Und wenn Eure Augen ihm Trotz bieten, so bietet er Euch eine Cigarette an und sagt: ‚Wir werden schon sehen — in der Zukunft.'"

Möge die Warnung nicht vergeblich sein!

# Das Deutsche Parlament 1848/49.

Von

## Robert von Mohl*).

(Schluß.)

### Die streitbaren Redner.

Es mag nicht löblich sein, allein unleugbar ist, daß selbst der weiseste Gesetzgeber den augenblicklichen Ruhm nicht erlangt, der einem tapferen Krieger zu Theil wird. Der Muth, die schnelle Besonnenheit in der Entdeckung der Blößen des Gegners, die Kampfesfertigkeit zu jeder Stunde sind theils an sich bedeutende und seltene Eigenschaften, theils sind sie der Menge begreiflicher als Ueberblick, Vorsicht, Kenntnisse und sichere Festhaltung des rechten Zweckes. So ist denn auch das Verhältniß selbst der ausgezeichnetsten argumentirenden Redner zu denen, welche sich die einschneidende Bekämpfung der Gegner zum Hauptzwecke machen. Jeder fühlt, daß zu solchem Auftreten viel gehört; jeder freut sich über das glänzende Kampfspiel, und jeder — hat Schadenfreude. Selbst wenn das positive Ergebniß einer solchen Rede nicht bedeutend sein sollte, folgt ihr ein viel größerer Beifall und Aufruhr anderer Seite als der siegreichsten Darlegung eines wichtigen Satzes. Solche Wortzweikämpfe sind das Salz der Verhandlungen.

Allein eben deshalb darf auch dieses Guten nicht zu viel sein. An und für sich wird wenig dadurch gefördert, vielleicht sogar durch Steigerung der Partei- und persönlichen Abneigungen empfindlich geschadet. Das rechte Maß ist erreicht, wenn nicht nur die Gegner von gar zu keckem

---

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz mit freundlicher Erlaubniß der Verlagshandlung den von Dr. Dietrich Kerler herausgegebenen „Lebens-Erinnerungen von Robert von Mohl (1799—1875)". (Zwei Bände, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Wir kommen an anderer Stelle auf dies interessante Werk eingehender zurück. Bemerkt sei, daß die dem Artikel beigegebenen Fußnoten von dem Herausgeber des Werkes herrühren. D. R.

Vorgehen abgeschreckt werden, sondern auch der Allgemeinheit der Beweis geliefert ist, daß das feindlicherseits Vorgebrachte keineswegs alles begründet, im Gegentheil dort auch gar manches faul ist. Zum Glücke pflegen auch nicht allzu viele Geschick und Lust zu dieser Art von parlamentarischer Thätigkeit zu haben.

Solches war denn auch in der Paulskirche der Fall. Es fehlte nicht an Rednern, welche zu der schärfsten, persönlichsten Bekämpfung der Gegner Lust und Anlage hatten; sie gaben oft der erlahmenden Aufmerksamkeit neues Leben. Mit Ungeduld wurden sie erwartet, Unterbrechungen, Lachen, Aufschreien der Getroffenen begleiteten sie und folgten ihnen nach; doch waren ihrer nicht zu viele, wenn auch jede der Hauptabtheilungen der Versammlung Vorkämpfer dieser Art stellte: die Rechte Vincke und Lichnowsky, die Mitte Schmerling und Bassermann, die Linke Vogt. Alle weithin bekannt in Deutschland, eben durch ihre Kampffertigkeit, bewundert von ihren Freunden, gehaßt von den Gegnern, und unter sich wieder sehr verschieden.

Mit einem bereits festgestellten parlamentarischen Rufe trat Freiherr v. Vincke in die Reichsversammlung; er war schon auf dem preußischen vereinigten Landtage nicht blos durch die rücksichtslose Festhaltung seiner Rechtsansicht, sondern auch durch seine eigenthümliche Rednergabe berühmt geworden. Und so bewährte er sich denn auch in Frankfurt. Fest bis zur Narrheit, muthig bis zur Rücksichtslosigkeit hielt er auf seiner in der Versammlung vielleicht nur allzu unbeliebten Vereinbarungslehre, trat er allem entgegen, was wider seine Auffassung des Königthums mit Volksvertretung lief. Auch der Gegner mußte anerkennen, daß sein Wissen gründlich und ausgebreitet, seine Ansichten durchdacht, seine Auffassungen staatsmännisch seien. Aber nicht dies machte ihm seine Stellung und seinen Ruhm, sondern seine unbarmherzige Kriegführung. Hier war er denn unvertrefflich. Ausgerüstet mit einem staunenswerthen Gedächtnisse, welches treu alle Sünden der Gegner bewahrte, und wären der noch so viele gewesen, mit beißendem Witze und mit der Gleichgiltigkeit des Wundarztes gegen die Schmerzen der Operirten, nahm er Mann für Mann in rascher Reihenfolge und mit einer kaum verfolgbaren Schnelligkeit der Sprache vor. Im Handumdrehen war einer abgethan, bei Seite geworfen und der nächste schon unter dem Messer. Schreien half da nichts, und die Streiche drangen um so tiefer, als es keineswegs leere Possenreißerei war, sondern tiefer Ernst zu Grunde lag. Die Ehrenhaftigkeit des Mannes war so groß, daß selbst die von ihm Mitgenommenen — und er verschonte keine Seite — ihm nicht leicht grollten. Oft mag er seinen Freunden unbequemer gewesen sein als seinen Feinden*).

*) „Er war ganz norddeutsch auf Geist gestellt, oft auch nur auf Witz“ (Laube, Erinnerungen . . ., 122). — Aehnlich wie von Mohl wird Georg von Vincke auch von Biedermann 38—43 charakterisirt.

Lichnowsky! Wem geht nicht ein Stich durch das Herz, wenn
an den in der Blüthe seines Lebens scheußlich Hingeschlachteten denkt, de
ebenso voll von Talenten als von Fehlern, von Ritterlichkeit als von Ver
derbtheit war? Es würde zu weit führen, diesen wunderbar von de
Natur ausgestatteten und entsetzlich von der Gesellschaft verzogenen Mensche
zu schildern, auch nur wie er sich während seines Aufenthalts in Fran
furt zeigte; auch könnte dies wohl nur ein mit ihm sehr nahe Verbundene
thun und dieser wieder nicht, eben weil er ihm zu nahe stünde. Dahe
nur die eine Bemerkung, daß der ihn keineswegs nach Talenten und Kenn
nissen beurtheilen kann, welcher ihn nur auf der Rednerbühne gehört ode
in der Versammlung vor den Tausenden von Zuschauern und Zuschauerinne
gesehen hat. Gerade da, wo seine Eitelkeit garnicht in's Spiel kam, si
nichts an ihm verzerrte und künstlich zubereitete, trat sein scharfer Verstand
seine viele und nur zu theuer erworbene Weltkenntniß und seine natürlich
Beredsamkeit am ungetrübtesten hervor. Nach meinem Urtheile wenigsten
hat Lichnowsky in der Paulskirche nie halb so gut gesprochen als in dem
Zimmer des Verfassungsausschusses, wenn es ihm einmal der Mühe wert
war zu kommen und aufzumerken. Doch war er immerhin auch auf de
Rednerbühne eine glänzende Erscheinung. Es war nicht Wissen, was ih
auszeichnete. Hunderte in der Versammlung waren unterrichteter. Es wa
auch nicht ein natürlicher staatsmännischer Blick. Lichnowsky hatte im
Umgang mit Hochstehenden und Befehlenden abgesehen, was nach Ansich
dieser Kreise gehen und stehen mag, und hatte selbst einen sehr lebendigen
aristokratischen Instinkt, allein, er war zu viel mit sich beschäftigt, um ein
überdachte, objektive Ansicht von der ganzen Lage der öffentlichen Arbeiten
zu haben. Es war nicht Stimme noch Sprache; jene war nicht ausreichend
diese nicht immer richtig. Am wenigsten war es sittliche Würde; wie hätt
sich diese mit solcher Eitelkeit, solcher Selbstsucht und solchem Leben vertragen?
Es war aber Geist, Fassung, unmittelbares, reiches Leben, herausfordernd
Keckheit, vornehme Sicherheit und Schönheit. Lichnowsky zitterte vor Un
geduld, bis er mit einem Vorkämpfer der Linken oder mit einem eben
jetzt für unantastbar geltenden Grundsatze anbinden konnte, und je größe
die Aufregung, desto mehr steigerte sich sein Talent nach Stoff und Form
Eine Unterbrechung, ein Zuruf von der Galerie war ein Glücksfall für
ihn, denn an diesen fand er seine glücklichsten Wendungen. Er führte einen
höchst lästigen Guerillakampf, der ihm denn auch einen frühen grausamen
Tod brachte*).

---

*) Fürst Felix von Lichnowsky. Wohl kein Mitglied der Nationalversammlung
wurde von den Zeitgenossen so verschiedenartig beurtheilt wie diese Tadel oder Anerkennung
geradezu herausfordernde Persönlichkeit. Mit Mohl berührt sich an manchen Punkten
Wichmann 260—264, vgl. auch Laube I. 203 f., während der der Linken nahestehende
Hart in der Schrift „ein Tag in der Paulskirche" S. 50—55 sehr wenig glimpflich
mit dem Fürsten verfährt.

Schmerlings und Bassermanns Auftreten als Redner hängt so untrennbar zusammen mit ihrer Stellung im Reichsministerium und mit der Wirkung dieser Art des Auftretens für dasselbe, daß eine Würdigung auf die Schilderung des Ministeriums zu verschieben ist. Hier nur die Bemerkung, daß beide in der Art des Angriffes, deren sie sich bedienten, ohne ihresgleichen in der Versammlung waren: Schmerling in der höhnischen Verachtung des Gegners, Bassermann in der schonungslosen Aufdeckung innerer Widersprüche und Parteiheucheleien.

Was aber endlich den großen Gladiator der Linken, Vogt*), betrifft, o ist es unmöglich, sich der Wehmuth zu enthalten, daß diese reichbegabte latur durch lückenhafte Bildung und sittliche Verkehrtheit, vielleicht auch urch leichtsinnigen Ehrgeiz dem Vaterlande zum Fluch geworden ist. An arem, scharfem Verstand, leichter Auffassung, schlagendem Witze, treuem edächtnisse mögen wenige Mitglieder der Versammlung Vogt gleichgekommen in. Er sprühte Geist und Leben, dabei ein geborener Redner: Herr-haft über die Sprache, metallene Stimme, Geistesgegenwart, Ruhe bei heinbar größter Leidenschaft; nichts fehlte, und sehr selten gelang es ihm cht, seine Zuhörer zu unterhalten und zu spannen. Wie schade, daß lches Talent durch noch größere Fehler verdunkelt und verdorben war. s kann aber in der That über die schlimmen Eigenschaften Vogts und er ihren Einfluß auf sein Handeln kein Zweifel stattfinden; er selbst hat h gar keine Mühe gegeben, einen Schleier darüber zu ziehen. Oder war nicht sittliche Verkehrtheit, wenn bei jeder Gelegenheit der Wahrheit en in das Gesicht geschlagen wurde! Strotzten seine Reden nicht von rdächtigungen nach allen Seiten, zu welchen auch nicht der mindeste rund in Personen und Sachen lag? Waren sie nicht angefüllt mit Be-uptungen über Handlungen und Unterlassungen des Reichsministeriums, e Mehrheit der Versammlung, dieser oder jener Regierung, welche er lig aus der Luft gegriffen hatte? Würdigte er auch nur ein einziges al ehrlich die Beweggründe der Gegner, die offenkundige Lage der Dinge? er man nehme seine Flugschrift über den 18. September**) zur Hand!! e anders als tiefe sittliche Verkehrtheit kann man die instinktmäßige neigung Vogts gegen das nennen, was den übrigen Menschen als hoch d edel, als ehrwürdig erscheint, sei es an Sachen, sei es an Personen? r sittliche Verkehrtheit war das frivole Spaßen in den wichtigsten An-egenheiten des Vaterlandes; und noch widrigere Verkehrtheit, daß er in schlimmsten Krisen der öffentlichen Sache nur eine Gelegenheit fand,

*) Das Portrait von Karl Vogt s. bei Blum 215; vgl. auch Heller 161 und nny Lewald, Erinnerungen aus dem Jahre 1848" II. 278, über die äußere Erscheinung. he, Erinnerungen, 135 nennt ihn kurz und treffend die überlegene Frivolität im lament.

**) „Der achtzehnte September in Frankfurt. Im Auftrage des Klubs der Linken deutschen Hofe und vom Donnersberge geschildert. Frankfurt a. M. 1848."

seiner Abneigung gegen Personen den Zügel schießen zu lassen, anstat beizutragen zur Beseitigung der Gefahr und des Unheiles. Mangelhafte Bildung aber (versteht sich als Staatsmann, nicht als Naturforscher) verleitete ihn, alle Verhältnisse der Welt und die zu ihrer Regelung angewendeten Mittel nach der Schablone der französischen Umwälzung oder noch richtiger nach der des Konventes aufzufassen. Ob er selbst innerlich schwärmte für staatsbürgerliche Freiheit und ob er das deutsche Volk für solche reif hielt, mag füglich dahingestellt bleiben: allein, dies war einmal ein gegebener Zweck. Ihn in Deutschland und im Jahre 1848 zu erreichen wußte er nun aber lediglich kein Mittel als einen Abklatsch der Beschlüsse des Wohlfahrtsausschusses und zur Durchführung wohl ein Revolutionstribunal. Solange Vogt nur das Ministerium und die Mehrheit von diesem Standpunkte aus angriff, konnte man zweifeln, ob es dem gescheidten Manne denn wirklich ernst sei mit einer so entsetzlich flachen Auffassung, mit dem Köhlerglauben an den Erfolg großtönender Worte und herrischer Befehle ohne Macht zur Durchsetzung, mit der gänzlichen Mißachtung der europäischen Zustände und den wahnsinnigen Aufforderungen zu Kriegen nach allen Seiten und ohne alle Mittel; oder ob es nur eine auf die Fassung und den Geschmack des Pöbels berechnete Oppositionsfinte sei. Allein seitdem er unter dem schallenden Gelächter von Deutschland in der That selbst als Reichsregent*) tollte, muß man wohl seiner Aufrichtigkeit glauben; damit aber war auch seiner staatsmännischen Bildung für immer das Urtheil gesprochen. — So war denn Vogt allerdings eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Paulskirche, das Entzücken der Linken und der Galerie, die Abneigung und Besorgniß der Mehrheit. Er erreichte, worauf er Anspruch machen konnte, allgemeine Anerkennung seines Talents; allein weiteres mochte er nicht verlangen, denn ihm fehlte die Heiligung des Verstandes durch sittliche Würde. Seine Einwirkung auf die deutschen Angelegenheiten war nur eine zerstörende.

### Die gefühlsanregenden Redner.

Im schlechtesten Geruche steht die Gefühlspolitik. Mit allem Rechte, wenn man darunter eine Leitung der öffentlichen Angelegenheiten versteht, welche sich nicht durch klare Einsicht in die Zwecke und Mittel und Umstände bestimmen läßt, sondern durch dunkle Gefühle, Anwandlung von Zuneigung oder Abneigung. Allein damit ist weder gesagt, daß der Staatsmann bei seinen Berechnungen die etwa zur Sprache kommenden Gefühle außer Acht lassen dürfe, noch daß, wenn es sich von der Erzeugung eines Entschlusses bei einzelnen oder vielen handelt, nur Verstandesgründe brauchbar und erlaubt, Einwirkungen auf die edleren Gefühle des Menschen

*) Vogt wurde vom Rumpfparlament mit Raveaux, H. Simon, Schüler und Becher zum Reichsregenten erwählt. Das Regiment hatte eine Dauer von zwölf Tagen.

dagegen unnütz oder gar schädlich seien. Im Gegentheil zeigt die Geschichte und lehrt uns das eigne Bewußtsein eines Jeden, daß etwas Großes, namentlich unter schwierigen Umständen, nicht leicht zu Stande kommt ohne einen Schwung, der nur durch ein überwallendes Gefühl erzeugt werden kann. Sache des Staatsmannes ist es also allerdings, wo es Noth thut, auch das Gefühl für seine verständigen Zwecke zu gewinnen, nur muß er sich weder von demselben leiten lassen, noch allein auf dasselbe in der Ausführung stützen. Keinem Zweifel unterliegt, daß diese Regeln auch für den politischen Redner gelten. So gewiß es ein Fehler genannt werden muß, wenn sein Vortrag nur ein logisches Rechenexempel ist, ebenso tadelnswerth und noch tadelnswerther ist es, wenn er zu aller Zeit und ohne Unterschied des Gegenstandes sich ausschließlich an die Gefühle seiner Zuhörer wendet. Während der Erstere Gefahr läuft, zwar zu überzeugen, aber zu keinem Entschlusse zu bewegen, wird dieser vielleicht einige Male zu einer unerwarteten Aufregung hinreißen, allein bald sich völlig abnützen und unwirksam machen. Eine Mischung der zur Ueberzeugung und der zur Anregung dienenden Mittel ist das Richtige nnd Nachhaltige. Diese Mischung aber ist denn freilich bei Verschiedenen verschieden, und es liegt in der Natur, daß einzelne auch von seiten der Verstandeskräfte reich ausgestattete Menschen in ihren öffentlichen Vorträgen ohne Vernachlässigung der Beweise vorzugsweise die Gefühlsseite behandeln, weil sie selbst hauptsächlich auf sittlicher Grundlage stehen und die Welt gemüthlich auffassen.

Solcher waren denn auch nicht Wenige in der Reichsversammlung und unter ihnen mit die besten Redner. Wir nennen Rießer, Beckerath, Raveaux; glauben aber im Wesentlichen auch H. Gagern und in gewisser Beziehung Blum hierher zählen zu sollen. — Ueber Beckeraths milde Wärme und seine begeisterte, man möchte sagen fromme Beredsamkeit, sowie über Gagerns hohen sittlichen Ernst und seine vom Gefühle der Pflicht und Vaterlandsliebe getragene Rede spreche ich besser an anderer Stelle und Verbindung; hier also nur einige Worte von den Uebrigen.

Wir glauben, daß kaum ein Mann in der Paulskirche saß, der von einem größeren Kreise verehrt nnd geliebt worden wäre, als Gabriel Rießer. Bei Keinem trat aber auch Bravheit der Gesinnung, uneigennützige Hingebung an die Sache, freundliches Vertrauen in Andere, kurz Lauterkeit des Wesens unzweifelhafter zu Tage. Diese sittliche Natur verband sich aber mit scharfem Verstande, umfassendem Blicke und hoher Bildung, und da noch eine Meisterschaft der Sprache und die äußeren Mittel des Redners dazu kamen, so war nicht zu wundern, daß Rießer nicht nur zu den beliebtesten, sondern auch in der That zu den besten Sprechern zählte. Man hörte jedem Worte an, daß es diesem Manne Ernst war. Die Fülle schlagender und geistreicher Gründe, die verständige Anlage des Ganzen bewies die reife Durchdenkung des Gegenstandes, die Innigkeit der Nahelegung, der Schmerz über die Möglichkeit einer andern

Ansicht aber die Wärme des Gefühls und das Bedürfniß, Andere auch vo[n] seiner Ueberzeugung zu durchdringen. Und doch war nichts wenige[r] Predigerton; die parlamentarische Färbung und die staatsmännische Haltun[g] ließen hieran gar nicht denken. Die Rede Rießers am 21. März übe[r] den Welcker'schen Antrag auf unmittelbare Wahl des Königs von Preuße[n] zum Deutschen Kaiser war vielleicht das Großartigste, was je in der Reichs[-]versammlung gesprochen wurde*).

Um viele Stufen tiefer muß man steigen, um bei Raveaux an[-]zukommen. Allerdings hatte auch er bedeutende Mittel für die Redner[-]bühne. Schon das dunkle Auge, die südliche Färbung und Form de[s] Gesichtes, der Anflug von Leiden im Ausdruck und in der Stimme ge[-]wannen; und dieser günstige Eindruck wurde noch gehoben durch die un[-]befangene, fast naive Form der Rede, welche gern in Gespräch und Zwiegespräch umschlug, durch die Unmittelbarkeit des rheinischen Wesens in Gedanken, Vorurtheil und Ton, durch die Ueberzeugung, daß aus dem Manne nicht das Ergebniß von Gelehrsamkeit und tieferen, vielleicht künst[-]lichen Staatsplänen, sondern von einer aus dem Leben und seiner Umgebung unvermittelt gewonnenen Ansicht sprach. Wie er selbst ohne Vorbedacht und Zweck, gleichsam naturwüchsig, erfüllt schien von seinen Anschauungen und Gefühlen, so gemahnte es auch den Hörer. Raveaux setzte eigentlich immer die thatsächliche Richtigkeit seines Satzes voraus und verlangte nun von dem natürlichen, schlichten Gefühl andrer Bürgersmänner, demgemäß denn auch ihrerseits sich zu rühren und zu handeln. Je nach dem Gegen[-]stand und der Stimmung machte dies nun allerdings Eindruck, um so mehr, als Raveaux nicht leicht die Gegner absichtlich verletzte, sondern oft billig und gemäßigt war. Allein zu einem großen Redner, welcher auch in schwierigen Fragen Einfluß gehabt hätte, reichten denn diese Mittel nicht aus. Es fehlte nicht nur an Kenntnissen und staatsmännischer Bildung, sondern auch an natürlichem, umfassendem Blick und an scharfem Urtheil. Das Gefühl, und zwar das nicht weiter abgeklärte des Kölnischen Bürgers, herrschte zu sehr über die Einsicht, als daß die intellektuell und social höher stehenden Schichten der Versammlung sich oft und in bedeutenden Fällen hätten bewegen lassen können. Und überdies waren seine Reden kein logisches Ganzes, sondern ein hin und her fahrendes, durch jeden Zwischengedanken oder Vorfall in der Versammlung anderswohin geleitetes Gespräch.

Ueber Robert Blum ist eine Zeit lang weit über die wahre Be[-]deutung des Mannes hinaus gesprochen und geschrieben worden; später ist er auch vielleicht mehr als er verdiente in Vergessenheit gerathen. Ich will versuchen, ihn so darzustellen, wie ich ihn durch Erfahrung und Beob[-]achtung kennen gelernt habe. Ich habe Blum nicht blos auf der Redner[-]

*) Dasselbe Urtheil über Rießers Rede fällt Wichmann 357 und Biedermann 330 f.

bühne gehört, sondern bin mit ihm in mehr als einem Ausschusse gesessen, und er war mir merkwürdig genug, um ihn scharf im Auge zu behalten. Nun, ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich eine nur sehr mäßige Meinung von Blums Talent gewann. Gern gebe ich zu, daß er die niederen Schichten des Volkes kannte und sie tief aufzuwühlen und schnell zu bewegen wußte. Ferner mag er die Gabe besessen haben, eine Partei einzurichten und wirksam zu machen. Auch konnte kein Mensch ihm ein bedeutendes rhetorisches Talent und unermüdlichen Fleiß in dessen Ausbildung und Anwendung absprechen. Endlich räume ich ihm einen sehr feinen Takt ein, der ihn abhielt, weiter zu gehen, als er mit Sicherheit sah, und namentlich ihm die Verstöße ersparte, welche sonst unvollkommene Bildung leicht begeht eben in dem Wunsche, diesen Mangel nicht zu zeigen. Allein nicht nur fehlten ihm die Kenntnisse des Staatsmannes, sondern auch dessen Blick. Niemals wäre Blum im Stande gewesen, ein Staatswesen einzurichten, und hätte er auch ganz ungehindert seine Parteiansichten verwirklichen können. Er hatte keinen Begriff von den Bedürfnissen und Mitteln eines solchen Organismus und keine Ideen. Außerdem erachte ich, daß er nur ein kleines Maß von Unerschrockenheit hatte. Nichts war bei ihm unerschütterlich, als der Haß des Proletariers gegen die bestehende Gesellschaft; und ob nicht auch dieser durch eine höhere Stellung in derselben zu überwinden gewesen wäre, hätte sich wohl gefragt. So erklärte ich mir denn auch leicht die Art seines Auftretens in der Paulskirche*). Seines formellen Rednertalentes, seiner Umgebung und äußeren Mittel bewußt, mit richtigem Takt auswählend, was er leisten konnte, trat er immer nur dann und nur da auf, wo er das Gefühl der Menge aufzuregen im Stande war, ohne gerade neuer und tiefer Gedanken zu bedürfen. Mit größter Sorgfalt bereitete er sich vor, hauptsächlich auf pompöse Redensarten und sesquipedalia verba; und niemals sprach er, ohne mit einem prächtigen Bilde zu beginnen und mit einer rasselnden Schlußrede zu endigen. An Gedanken lag dazwischen so gut wie nichts, und nicht einmal die Aufregung der Leidenschaften führte er bis zur Spitze, sondern lenkte immer wieder, irgendwie dämpfend, ein. Wußte er doch nicht, wohin die ganze Entfesselung hätte führen können. So kam es denn, daß er nach wenigen Monaten den Verständigen nur noch als ein

*) Am 16. September 1848 hielt Blum seine bedeutendste Rede; er bekämpfte in ihr den Malmöer Waffenstillstand. Sie ist abgedruckt in der von seinem Sohne verfaßten Biographie „Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk" [4]2—436. Dieser Schrift ist auch das Portrait des Volksvertreters beigegeben. Der Schriftstellerin Fanny Lewald („Erinnerungen aus dem Jahre 1848" II. 285—287) schien er als einer der häßlichsten Menschen, die sie je gesehen, und dem links stehenden [M]. Hart, Verfasser der Schrift „Ein Tag in der Paulskirche", I. 32 als eine lebendige [Ka]rikatur, aber Beiden als ein hinreißender Redner. Mit dem Urtheil Mohls über den [Re]dner Blum ist auch zu vergleichen, wie er sich über den Schriftsteller Blum äußert [(G]eschichte und Litteratur der Staatswissenschaften I. 163).

Kunstreiter erschien, welcher einige Paradepferde geschickt zu tummeln wußte, den Leidenschaftlichen und Ehrlichen seiner eignen Partei aber nicht mehr genügte, vielleicht verdächtig war. Wahrscheinlich genug ist es, daß er die ihm so verderbliche Reise nach Wien im Gefühle machte, er habe neu zu werden und tapfer zu erscheinen, wenn er seine Stellung in der Partei behaupten wolle*). Die nach seinem Tode eine Zeit lang getriebene Vergötterung läßt sich daher nur erklären einerseits aus dem Bedürfnisse der Partei, einen Märtyrer zu haben, andrerseits aus dem ganz richtigen Gefühle der gegen die Reichsversammlung durch unbewilligte Verletzung eines Abgeordneten bewiesenen Mißachtung.

Doch jetzt genug und mehr als genug an Schilderung der einzelnen Redner. Müßte ich nicht selbst gegenüber dem unendlichen Redestrom der Reichsversammlung Maß halten und des Endes bedenken, so könnte freilich noch manches tüchtigen Mannes Erwähnung geschehen, und wäre vielleicht manche Thorheit zu geißeln. Sehe ich doch, was jenes betrifft, bei einem Rückblick, daß ich ganz gegen alles Recht unterlassen habe, Wydenbrugk, dem klugen Staatsmann aus Weimar, dessen Rednergabe und höhere Auffassung vor den Meisten leuchtete, seinen Platz einzuräumen. Ebenso dem wackeren Barth aus Kaufbeuren, welcher schon damals sich so tapfer zur Kaiseridee und Einheit hielt und darin unverdrossen fortfuhr, bis er nach mehr als zwanzig Jahren das längst Ersehnte und von ihm nach Kräften Geförderte wirklich noch erlebte**), dem andern Bayern Stahl (einen Bruder des Philosophen), sicher einer der gewandtesten und geistreichsten Redner; dem trefflichen Reh***), einer der ehrenwerthesten, zugleich mildesten und festesten Männer in der Versammlung; und so noch Manche.

Und in der andern Beziehung hätte ich vielleicht eine eigne Abtheilung machen können für die Kapuzinaden, wo Buß und Sepp und Lasaulx, vielleicht Beda Weber ihre Stelle gefunden hätten; oder für die langweiligen Redner mit Schüler†) von Jena an der Spitze eine weite Halle erbauen mögen; oder endlich wenigstens der völlig Querköpfigen Erwähnung

*) Mit seiner Deutung der Motive Blums für die Reise nach Wien steht Mohl durchaus nicht allein, vgl. Biedermann 399; Laube II. 58; Wichmann 292. Was in Blum, bevor er die Reise antrat, vorging, deuten die Briefe vom 3., 4. und 10. Oktober an, die sein Sohn a. a. O. 446—457 veröffentlicht.

**) Marquard Barth hatte sogar noch das Glück, als Rath am Reichsgericht wirken zu können; vgl. über ihn Biedermann 346.

***) Ausführlicher, aber mit ebenso warmer Anerkennung spricht von Theodor Reh Biedermann 373—375.

†) „Ein langgewachsener Professor aus Jena, war ein sanfter Mann und vertrat einen sanften Republikanismus nach Heften" (Laube II. 60). Haym I. 231 zählt ihn zu den ehrenwerthen Leuten, aber bornirten Politikern, Biedermann 404 tadelt seinen dürren, steifen Kathedervortrag.

thun sollen, welche sich nie in die Versammlung fanden und ganz vereinzelt Alles nur nach ihrem Kopfe machen wollten, also vor Allem Grävells*) und Kunßbergs.

Ich will dies Alles aber um so mehr unterlassen, als ich jedenfalls noch einige Worte über die stummen Redner sagen möchte, das heißt über Diejenigen, welche öffentlich gar nicht gesprochen haben. So groß die Menge der in der Versammlung auftretenden Redner auch war und so ungemessen oft der Zudrang zur Rednerbühne, so würde man sich doch rren, wenn man mit den Namen derjenigen, welche sich thatsächlich aus=zeichneten durch die Gabe des Wortes, den ganzen Reichthum an Redner=alenten für erschöpft erachtete. Außer ihnen waren noch Männer in der Versammlung, welche sich alsbald in die erste Reihe der Redner gestellt hätten, wenn sie aufgetreten wären, die aber auch nicht ein einziges Mal die Bühne bestiegen. Theils mochte sie das allerdings nicht selten widrige und beschwerliche Zudrängen zur Erhaltung des Wortes abschrecken, theils anden sie bei der ohnehin vorhandenen Ueberfluthung mit Worten, daß in Vaterlandsfreund sich kein größeres Verdienst erwerben könne, als durch Schweigen; theils endlich versäumten sie bald nach ihrem Eintritt in die Versammlung, den Rednerstuhl zu besteigen, und konnten dann später kein Herz mehr dazu fassen. Bei einigen war auch Schwäche der Stimme, velche die Paulskirche nicht ausgefüllt hätte, das Hinderniß. Solche konnte nan dann als Redner nur in den Klubs oder Ausschüssen kennen lernen, ind es waren wahrlich Männer darunter, deren Nichtauftreten als ein leibender Verlust zu beklagen war. Ich rechne nach meiner persönlichen Erfahrung hierher namentlich Droysen, Mevissen und Laube.

Droysen gehörte zu den politisch am besten organisirten Köpfen der Versammlung. Am Verfassungsausschusse nahm er den lebendigsten Antheil nd führte ein meisterhaftes Protokoll, welches zwar nur einen geringen anzleimäßigen Anstrich hatte, aber die Verhandlungen auf das unter=altendste und geistreichste abzeichnete. Außerdem lebte zu allen Stunden nd an jedem Orte in dem kleinen, unruhigen Manne kein Gedanke als er einer Ordnung des Vaterlandes; scherzend, aber ernst, strafend oder obend ging er in der Versammlung, während des Mittagstisches im Klub mher, um zu ermuntern, vorwärts zu bringen, zu bessern und verbessern. Warum er nie als Redner in der Paulskirche aufstand, da er doch sehr ut sprach, kräftig, staatsmännisch, mit bündiger Kürze?

Mevissens will ich an einem anderen Orte ausführlicher Erwähnung hun; hier daher nur die Bemerkung, daß ihn wohl nur die Schwäche einer Stimme abhielt, als Redner aufzutreten.

---

*) „Die komische Figur in der Versammlung, der unermüdlichste und zugleich lang=weiligste Antragsteller" — so bezeichnet Biedermann 234 den K. preußischen Geh. Justiz=rath M. C. Fr. W. Grävell. Vgl. über ihn auch Heller 107—109.

Mochte Laube wohl eigentlich den Staat nicht zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht haben und auch während der Versammlung durch fremdartige Sorgen und Beschäftigungen nicht wenig in Anspruch genommen sein, so war doch zu bedauern, daß er nur im engeren Kreise, und auch da nicht häufig, das Wort ergriff. Klarer Verstand, Welterfahrung, Abneigung gegen Unform und Rohheit machten seine mit Bestimmtheit und fließend ausgedrückten Ansichten sehr beachtenswerth. Seine Neigung ging wohl mehr als auf den Lärm der Rednerbühne auf ruhige und feine Beobachtung von Menschen und Begebenheiten um ihn her; das Parlament war für ihn ein spannender Zwischenaufenthalt auf der Lebensreise. Auch mag es sein, daß er glaubte, durch eignes Einmischen in die Debatte die ruhige Beobachtung zu trüben, mit welcher er die Versammlung als einen Gegenstand zu schriftstellerischer Darstellung verfolgte*).

Und ebenso waren sicher auch in andern mir weniger bekannten Abtheilungen der Versammlung Männer, deren Schweigen als ein Verlust betrachtet werden konnte und deren Fähigkeiten nur den Näherstehenden zu Gute kam.

Namentlich möchte ich hier erinnern an Schüler von Zweibrücken, welcher durch Gebrechen am Besteigen des Rednerstuhles verhindert war**); ferner an Czörnigs***) und Albrechts†) reiches Wissen. Möglicherweise hoffentlich wird bei künftigen Reichsversammlungen sich auch diese Anfangsunvollkommenheit bessern und die Zahl der leeren Schwätzer und langweiligen Zeittödter durch Ernst und Schritt der Amtsgenossen und des ganzen Volkes verringert, dadurch aber den bescheidenen oder zögernden Talenten Raum und Luft gewährt werden.

### 3. Die Präsidenten.

Nicht viele Menschen besitzen die geistigen und körperlichen Eigenschaften, welche der Vorsitzende einer zahlreichen, von Leidenschaften selbst lebhaft bewegten und von vielen unruhigen Zuhörern umgebenen Versammlung haben mußte. Es war daher ein mehr als gewöhnliches Glück, daß die deutsche Nationalversammlung zwei Vorsitzende fand, welche großen Ansprüchen genügten, wenn schon in verschiedener Weise, nämlich Heinrich v. Gagern und Eduard Simson. Beide führten den Vorsitz etwa ein

*) In Resignation und Schwermuth verbrachte Heinrich Laube die neun Monate, in denen er dem Parlament angehörte, wie er selbst in seinen „Erinnerungen 1841 bis 1881“ S. 133 berichtet.

**) Friedrich Schüler saß „schweigend auf seinem Platze an einer Säule zunächst des linken Eingangs, seine beiden Krücken neben sich. Diese traurigen Wahrzeichen verkümmerter Kraft und Körperschönheit hat er . . . aus den Freiheitskämpfen und Verfolgungen der dreißiger Jahre davongetragen“ (Biedermann 405—406).

***) Der schon oben erwähnte Statistiker aus Oesterreich.

†) Einer der Göttinger Sieben.

halbes Jahr, von Monat zu Monat wieder ernannt, zum Theile mit höchster Stimmenmehrheit, und Beide traten, nur durch äußerliche, unabwendbare Verhältnisse genöthigt, nicht nach dem Willen der Versammlung, von ihrem Posten zurück; der Eine, um den Vorsitz im Reichsministerium zu übernehmen, wozu kein Andrer tauglich schien; der Andre, weil völlig gebrochen in seiner Gesundheit*).

Heinrich v. Gagern hat unstreitig auf die Versammlung einen mächtigeren Einfluß geübt, als irgend ein anderes Mitglied. Er hat derselben die Haltung in ihrer besseren Zeit gegeben, den Ton angeschlagen, welcher monatelang in ihr fortklang, bis er endlich durch das wüste Geschrei der Rohheit und des politischen Fanatismus übertäubt wurde. Es war nicht sowohl die scharfsinnige, unangreifbar richtige Stellung der Fragen, welche ihn auszeichnete, im Gegentheile ließen seine Vorschläge zur Abstimmung manchem Einwande Raum und gaben häufig Veranlassung zu langem und unerquicklichem Streite; es war nicht die unerschütterliche Ruhe und Leidenschaftslosigkeit der Leitung, wodurch er die Versammlung beherrschte, vielmehr war er nicht eben selten heftig und überschritt das Maß der Straf- und Amtsgewalt in loderndem Zorne; er war endlich nicht die verkörperte Unparteilichkeit, denn auch als Vorsitzender ließ er solche, welche er dem Vaterlande für verderblich und für unehrlich erachtete, Abneigung und Verachtung lebhaft fühlen. Gagerns Verdienste und Einwirkungsmittel lagen anders. In ihm traten überwältigend hervor die Großartigkeit der ganzen Erscheinung nach Körper und Seele; der hohe sittliche Ernst, die Gewalt des tönenden Wortes und des strengen Ordnungsrufes, der kühne Entschluß im schwierigen Augenblicke. Die würdige Haltung, das vornehme Wesen, die Festigkeit des Vorsitzenden zierten nicht nur die Versammlung, deren Ausdruck und Verkörperung, deren Vertreter gegen außen er war, sondern diese Tugenden zogen die Versammlung selbst anfänglich in dieselbe Bahn, auf dieselbe Höhe. Nur sehr wenige ganz gemeine Naturen entwanden sich in den schöneren Tagen der Paulskirche diesem Einflusse, und es war nicht nur eine Geschäftsmaßregel, sondern eine sittliche Schande, wen ein Ordnungsruf Heinrich Gagerns traf. Es bedurfte langer Aufreizung und Verwilderung, bis sich der größere Theil einer ganzen Seite des Hauses zu häufigerer und ungezogener Widersetzlichkeit gegen den Vorsitzenden verderben ließ; und auch jetzt noch sprach nicht nur die große Mehrzahl der Versammlung, sondern des gesammten gebildeten Theiles des deutschen Volkes ein vernichtendes Verachtungsurtheil aus über besonders „freche Gesellen". Die Gewalt der bedeutenden Persönlichkeit machte sich namentlich auch dadurch fühlbar, daß die

*) Nach dem traurigen Ausgang der Reise der Kaiserdeputation nach Berlin war Simson gemüthlich und körperlich auf's Tiefste angegriffen (B. v. Simson, Ed. Simson, 204).

Anwesenheit Gagerns auf dem Präsidentenstuhl der Versammlung das Gefühl der Sicherheit, des Schutzes und des Anstandes gab, während eine auch nur augenblickliche Abwesenheit desselben alsbald Unruhe und Haltungslosigkeit hervorrief. — Mit einem Worte, das Wesentliche, das von Allen Gefühlte bestand darin, daß Gagern nicht blos der Vorsitzende, sondern der Erste in der Versammlung war.

Es ist nicht möglich, mit zu großem Lobe von den Präsidialeigenschaften Simsons zu reden. War er auch nicht die gewaltige äußere Erscheinung wie Gagern, so hat doch dem zarter gebauten Manne die freigebige Natur ein schönes Organ, ein ansprechendes, geistreiches Aussehen verliehen*). Er wußte in voller schwunghafter Rede pathetisch in seinem und im Namen der Versammlung zu reden. Seine eigne, innerlich vielleicht mühsam erkämpfte Ruhe, würdige Höflichkeit und hohe Unparteilichkeit machten eine persönliche Unart gegen ihn oder einen Ungehorsam gegen seine Weisung fast unmöglich. Die Geschäftsbehandlung selbst aber war meisterhaft. Simson kannte nicht nur die Geschäftsordnung durch und durch und wußte sie mit der Sicherheit und Gewandtheit eines tüchtigen Rechtsgelehrten auszulegen, sondern namentlich war sein klarer Scharfsinn in der Fragestellung bewundernswerth. Er zerlegte die verwickeltste Masse von Fragen und Anträgen mit leichter Festigkeit in ihre Hauptgruppen, diese in ihre einzelnen Bestandtheile. Alle zur Abstimmung gestellten Fragen reihten sich einfach und naturgemäß aneinander, so daß Jeder seine Meinung klar aussprechen konnte, und daß der gefaßte Beschluß andre Möglichkeiten wirklich formell ausschloß. Da er bei dieser logischen Zerlegung mit wirklicher Unparteilichkeit verfuhr, und nicht etwa das von ihm oder seinen Meinungsgenossen gewünschte Ergebniß durch künstliche Verschränkung oder gewaltsame Voran- oder Zurückdrängung der Fragen zu erzielen suchte, so war selbst bei den verwickeltsten und wichtigsten Abstimmungen in der Regel die ganze Versammlung alsbald mit dem vorgelegten Plane einverstanden. Es ist unberechenbar, wie viele Zeit und nutzlose Aufregung er der Versammlung dadurch ersparte. Mit größter Besorgniß hatte man Gagern vom Vorsitze zurücktreten sehen. Er schien unersetzlich, und selbst die nothwendige Uebernahme des Vorsitzes im Reichsministerium in schwierigster Zeit wurde kaum als ein genügender Grund zur Vornahme eines so unheildrohenden Schrittes betrachtet. Nach wenigen Stunden aber hatte sich die Versammlung zu ihrem freudigen Erstaunen überzeugt, daß sie an Simson einen Vorsitzenden gewonnen hatte, welcher

---

*) Zu den Ausführungen v. Mohls vgl. die eben erwähnte Schrift B. v. Simson, Eduard v. Simson, 94—210. Der Biographie ist das Bildniß beigegeben: „das ausdrucksvolle Profil mit der hohen, etwas zurückfallenden Stirn" u. s. w. (S. 420). „Simson spricht Musik. Seine Rede wie Orgelton, feierlich und voll, pathetisch" (Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, III. 219).

den Verlust vollständig ersetzte, um wenig zu sagen*). Nun, Simson hat diese glänzenden Präsidialeigenschaften später noch vielfach weiter erwiesen und vielleicht ausgebildet. Es ist jetzt (1874) in Deutschland wohl nur eine Stimme darüber, daß er als Vorsitzender im preußischen Landtage, im Zollparlamente und im Reichstage unübertrefflich war und noch ist.

Ich habe im Vorstehenden nur der beiden hauptsächlich hervorragenden Vorsitzenden der Versammlung erwähnt. Ungerecht wäre es jedoch, nicht anzuerkennen, daß auch unter den Stellvertretern sich bedeutende Präsidialtalente zeigten, und daß Theodor Reh, Simsons Nachfolger nach dessen schwerer Erkrankung, mit Geschick und Ehrenhaftigkeit sein Amt versah. Allein eine in's Einzelne gehende Schilderung will mir doch überflüssig erscheinen. Keiner dieser Männer hatte wesentlichen Einfluß auf den Ausdruck und auf die Geschicke der Versammlung. Sie waren durch ihre bloße zeitweise und aushelfende Dienstleistung oder durch die Kürze ihrer Amtsführung nicht dazu berufen. Nur mag nicht unerwähnt bleiben, daß Soiron als Stellvertreter zu vielfacher Anerkennung, aber auch zu heiteren Scherzen sowohl als zu großer Unruhe in der Versammlung Anlaß zu geben wußte. Sein derber, gesunder Menschenverstand fand in der Regel die richtige Fragestellung, mit schneller Entschlossenheit förderte er das Geschäft; allein bei geringer Haltung, Höflichkeit und Ruhe wußte er die widerstrebenden Bestandtheile der Versammlung nicht zu zügeln und zu anständigem Betragen einzuschüchtern. Daher häufiges und widriges Lärmen unter seinem Vorsitze und gegen diesen, so daß am Ende selbst die Freunde zum Entschlusse kamen, ihm einen Nachfolger zu geben.

---

*) Im Oktober 1848 wurde Simson zum Vicepräsidenten und im darauffolgenden Dezember zum Präsidenten der deutschen Nationalversammlung gewählt. Wie glücklich die Wahl war, bezeugen außer Mohl auch andere zeitgenössische Berichterstatter, zum Beispiel Laube III. 190—193; Biedermann 278—281; Heller 22—24.

# Das französische Chanson im XIX. Jahrhundert.

## Ein Ueberblick.

Von

**Paul Bornstein.**

— Hamburg. —

Wenn wir unter dem Chanson das volksthümliche Lied verstehen, so müssen wir innerhalb dieses Begriffes das eigentliche Volkslied vom volksthümlich gewordenen Kunstlied wohl unterscheiden. In Frankreich hat bis in die heutige Zeit hinein einerseits das sangesfrohe Volk nicht aufgehört, sich seine Lieder zu dichten, und andrerseits haben von Villon bis auf Bruant alle lyrischen Größen bewußt und mit Liebe das volksthümliche Lied, dessen Tradition den Dichtern nie verloren gegangen war, gepflegt. So ist hier ein Grenzgebiet entstanden, auf dem Volks- und Kunstdichtung einander die Hand reichen, und während bei uns die wirklich volksthümlich gewordenen Kunstlieder zu zählen sind, ist in Frankreich ihre Zahl Legion. Kein persönliches Erleben des Einzelnen, gleichviel ob froh ob trüb, kein die Gesammtheit betreffendes politisches Geschehniß, dessen Reflex in der Volksseele nicht sogleich seinen Ausdruck in zahllosen Liedern gefunden hätte und noch fände. Auf dem flachen Lande das Liebeslied, das Tanzlied, das Erntelied; in der Stadt das politische Lied und der eigentliche Gassenhauer, überall das Soldatenlied — zahllos sind die Gattungen, und alle sind bis in unsere Zeit lebendig geblieben. Das Lied geleitet die Zeit, und aus dem Liede könnte man, falls andere Dokumente fehlten, die Zeit, und zwar nicht nur den Gang der historischen Begebenheiten, sondern auch den jeweiligen seelischen Gesammtzustand der Nation fast lückenlos ablesen. Der künstlerische Werth dieser Lieder kann und muß variiren, der historische bleibt stets bedeutend, und als „document humain", als zeitpsychologisches und kulturelles Produkt, ist das Chanson einfach unschätzbar. Wir haben unsere Arbeit einen Ueberblick genannt, vielleicht ist schon diese Bezeichnung unbescheiden — wir sind uns bewußt, bei beschränktem Raum

kaum mehr als des Wesentlichsten Wesentlichstes geben zu können, wenn wir an der Hand der Geschichte die Entwicklung des französischen Liedes in diesem Jahrhundert verfolgen wollen.

Die französische Revolution hatte eine Hochfluth von Liedern ausgelöst. Thatsächlich kann man sämmtliche Phasen vom Sturm auf die Bastille an bis zum Primat Bonapartes mit Chansons belegen. Zu keiner Zeit vorher war so unglaublich viel gesungen worden. Man besingt nicht nur die historischen Begebenheiten, sondern auch die Institutionen der Revolution, ihre Insignien und Errungenschaften. Man besingt beispielsweise die Hinrichtung des Königs, den Sturz Robespierres, die äußeren Kriege, aber man besingt auch Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Erklärung der Menschenrechte, den republikanischen Kalender, die rothe Mütze, die Göttin der Vernunft und das höchste Wesen. Man besingt mit schauerlichem Humor die Guillotine und die Laterne, welche die Funktionen des Galgens übernommen hatte. Und man singt — wo? Ueberall, im Hause und außer dem Hause, in Cafés und Theatern, auf Bällen, im Konzert, in den Gefängnissen; man sang auf dem Wege zum Blutgerüst, und noch dieses umtanzt singend und johlend der Pöbel in den Tagen des Schreckens. Künstlerisch steht das Revolutionslied sehr tief; es ist politisch und tendenziös. Die Tendenz ist Selbstzweck. — Diesem Liede fehlt, da es wesentlich ein Kind der Städte ist, die urwüchsige Frische des eigentlichen Volksliedes, das doch wohl auf dem flachen Lande seine Heimat hat; es fehlt ihm, da es, von kannegießernden Gelegenheitspoeten stammend, nie über den Augenblick sich erhebt, die Größe des kunstmäßigen Freiheitsgesanges. Es schwankt unangenehm zwischen dürrer Nüchternheit und phrasenhafter Gespreiztheit hin und her. Man kann da auch die berühmt gewordenen Revolutionslieder nicht ausnehmen: das Ça ira*), der Hochgesang des Konstitutionalismus, ist unsagbar platt, die Carmagnole, das Sturmlied des Pöbels der Schreckenstage, ist ein gemeines und unfläthiges Hetzlied gegen den König, und vor Allem gegen die Königin, Monsieur und Madame Veto. Joseph Chéniers „Chant du départ“, ein Wechselgesang zwischen den in's Feld ziehenden Kriegern und ihren Vätern, Müttern, Bräuten, Schwestern und Kindern, ist durchaus pomphaft und bombastisch. Voll lebendig und lebenskräftig blieb einzig und allein Rouget de l'Isles Marseillaise, denn sie ist allein das Werk eines echten und ganzen Dichters; sie allein kann sich an Kraft und erhabener Einfachheit der Gedanken, an Schwung und Pracht der Sprache und Wucht des Rhythmus ebenbürtig den deutschen Freiheitsliedern der Körner, Arndt und Schenkendorf an die Seite stellen.

Aus dem Liede der Revolutionszeit tritt allmählich seit 1795 in immer schärferen Umrissen die Gestalt Bonapartes hervor. Schon, da er als

*) Das Lied ist ursprünglich harmlos und nimmt erst in den Tagen des sinkenden Königthums den gefährlichen Charakter an.

Adlat des Generals Barras den wider den Konvent gerichteten Aufstand vom 12. Vendémiaire mit eherner Kaltblütigkeit hatte niederkartätschen lassen, sang man in Paris den Refrain: „Wenn dieser junge Mann so Alles weiter rasirt, was er in der Runde findet, wird er einmal der ganzen Welt den Bart stutzen.“ Zwei Jahre später feiert man ihn im Liede als den glänzenden Besieger Italiens: „Partout on vante tes succès, partout on chante ton courage.“ Man preist sich beglückt, ihn innerhalb der Mauern von Paris zu wissen, und ein in Poitou entstandenes Volkslied mit dem bezeichnenden Refrain: „Ah, mais oui-dà, du Buonaparte on parlera“ giebt der Hoffnung Ausdruck, Bonaparte werde das durch die Stürme der Revolution verheerte Frankreich schöner wieder aufrichten. Und Schritt vor Schritt geleitet das Lied Bonaparte auf seinem glänzenden Wege weiter bis auf die Höhe seiner Macht, bis auf den kaiserlichen Thron.

Der Kaiser war kein Freund der freien, französischen Litteratur, und besonders kein Freund freimüthiger Kritik. Die Geschichte weiß von seinem brutalen Verhalten der Frau von Staël gegenüber. Und während die bourbonischen Könige das Chanson als ein Sicherheitsventil für die Gase der Unzufriedenheit auch da tolerirt hatten, wo es mit ihnen sehr unglimpflich verfuhr, läßt Napoleon die Censur gegen das Lied mit äußerster Strenge handhaben. Wie er als erster Konsul bereits die Carmagnole und das Ça ira verboten hatte, so läßt er jetzt alle seine Person und seine Politik betreffenden Gesänge schonungslos unterdrücken. So bringt er freilich das politische Lied der Hauptstadt zum Schweigen; das Volkslied aber ist stärker als er. Und der Napoleon des zeitgenössischen Volksliedes ist ein wesentlich anderer, als derjenige der später entstandenen Legende. Wohl empfand auch das Landvolk die titanische Größe dieses Uebermenschen, und es giebt dieser Empfindung naiven Ausdruck. — Einst, sagt ein Volkslied, lag der König von Preußen mit dem Kaiser von Oesterreich in Zwist; Napoleon erbietet sich, den Zwist zu schlichten. „Du, Kaiser, wirst mir die rechte Hand küssen, und Du, König, die linke.“ So ist Alles in Ordnung. Aber das Volk trug auch der immerwährenden Kriege drückende Lasten, und es macht seinem Groll wider den Bedrücker gelegentlich Luft in Liedern, die doch wohl beweisen, daß bei Lebzeiten der Kaiser keine unbedingte Popularität genoß. In der Bretagne z. B. nennt ihn das Volkslied „Tue-hommes“, den Massenmörder, und namentlich nach dem Scheitern des ganz unpopulären russischen Feldzuges regnet es Hohn und Spott auf den Großen, der so klein wieder zurückkommt:

Il était un p'tit homme,
Qui s'appelait le Grand,
En partant;
Mais vous allez voir comme
Il est rentré p'tit
A Paris.

O campagne admirable!
Ses dessins sont remplis,
Accomplis;
Notre armée est au diable;
Que n'en est-il autant
Du brigand? (!!)

Charakteristischer Weise aber verstummen derartige Stimmen, da mit dem Stern des Kaisers auch der Frankreichs im Niedergehen war. Als nach der Schlacht bei Leipzig die Heere der Verbündeten in Frankreich einrücken, da ist es einzig der Kaiser, den das Volk auf den Plan ruft, damit er die „Prussiens“ verjage, denn er allein kann es. Aber der Kaiser selbst sagt, daß er, wenn die Preußen kommen, seine Krone verlieren müsse, wofern nicht die Türkei (!) ihm noch Hilfe bringe:

Si les Prussiens rentr' dans Paris,
Oui, je la perdrai, la couronne;
Mais il faut espérer qu'un jour
La Turqui' me port'ra des secours.

Zur Zeit der verhaßten Bourbonenherrschaft vollends steigert sich das Gefühl der Sehnsucht nach der glänzenden Gestalt des Kaisers zu unverhohlener Bewunderung; vergessen sind die Wunden, die er seinem Lande schlug. „Niemals wird uns ein Kriegsmann wiederkommen, wie „ce petit lapin-là“;“ das ist jetzt der Grundton zahlloser Lieder. Dieser Stimmung der Volksseele bedurfte es, damit die Napoleonslegende überhaupt entstehen konnte; sie macht uns die ungeheure Popularität der Napoleonslieder eines Béranger begreiflich, die uns später beschäftigen werden.

Das hauptstädtische Chanson war seit der Revolution ausschließlich politisch gewesen; jetzt, da diese Domäne durch Napoleon ihm verschlossen wird, nimmt es die alte, durch die Schreckenstage der Revolution lediglich unterbrochene Tradition wieder auf, wendet sich des Lebens heiteren Seiten zu, wird epikuräisch, wird zum Trink- und Liebeslied. In ganz Paris bilden sich fröhliche Kneipgesellschaften, in denen dieses leichte und feine Genre des Liedes von witzigen und geistvollen Männern mit Lust gepflegt und zu ganz außerordentlicher, unübertrefflicher Anmuth und Liebenswürdigkeit ausgebildet wird. Die litterarisch bedeutsamste dieser Gesellschaften ist der „caveau moderne“, der moderne Keller, dessen Theilnehmer sich als die „gens de bonne humeur“, die Kinder der guten Laune bezeichnen. An der Spitze der Gesellschaft finden wir den Mann, der uns als Typus des Chansonniers des Empire gelten muß, Frankreichs modernen Anakreon, Bérangers bedeutendsten Vorläufer: Désaugiers. Er ist einer, dem man auf alle Fälle auch heute noch gut sein muß, ein Jean qui rit, dessen Lachen silberhell klingt, und dessen gutmüthiger Spott keine Spitzen hat. Er ist der echte Erbe jenes leichtsinnig lustigen „Esprit gaulois“, der während der Revolution geschwunden schien, aber nur, um in der lockeren

Gesellschaft des Directoire und in der nicht minder lockeren des Empire um so gründlicher zu herrschen. Fünfundzwanzig Jahre lang belustigte Désaugiers ganz Paris mit seinen geistreich witzigen Chansons und Vaudevilles, unter denen sich einzelne berühmt gewordene Stücke finden. So z. B. eine brillante Schilderung des erwachenden Lebens der Hauptstadt „Paris à cinq heures du matin“, die mit den bezeichnenden Worten schließt: „Tout Paris s'éveille, allons nous coucher!“ Désaugiers ist der Erste, der seine lachende Huldigung jenem Typus des kleinen Pariser Mädchens zu Füßen legt, der dann im Chanson des jungen Béranger und des alten Musset eine so große Rolle spielt, der Grisette. Désaugiers Grisetten, Bérangers Jeanetten, Musetten, Babetten und Mussets Mimi Pinson gleichen einander, wie ein Ei dem andern. Wer kennt nicht Mussets berühmte Strophe?

Mimi Pinson est une blonde,
Une blonde, que l'on connaît —
Elle n'a qu'une robe au monde,
Landerirette!
Et qu'un bonnet.

Mimi Pinson ist eine Blonde,
Man kennt sie weit und breit;
Hat, wie ich glaube,
Nur eine Haube —
Blitzelement!
Und ein einziges Kleid.

In seinem Kouplet „Les Grisettes“ entwirft Désaugiers eine entzückende Schilderung dieser lieben, süßen Mädel, die dem Studenten und Poeten — denn mit Jedem gehen sie nicht — bei einem Jahreseinkommen von 1200 Francs den Haushalt führen, ihm die Hemden und Strümpfe flicken und dann, Sonntags, im schlichten Battistkleidchen und mit ein paar Bändern auf dem Häubchen vergnügt und sorglos mit ihm nach Saint-Gervais zum Tanze gehen.

Keck ragt in die Luft das Näselein,
Patschhändchen, zierlich und klein und weich —
Und das Füßchen so nett und so winzig klein;
Da drehen alle Köpfe sich gleich.
Mehr Köpfe verdrehn sie im Augenblick,
Drauf möcht' ich wetten,
Als jemals die leidige Politik;
Schaut, das ist ja der Chic der Grisetten —
Ei ja — ja ja,
Das ist der Chic der Grisetten.

Und so lange die leidige Erde noch
Sich dreht im Kreis der Planeten,
Kein fahrender Stern ihr stieß ein Loch
Und sie keiner verbrannt der Kometen,

Von Paris nach Rom und bis Kamschatka
Man kennt sie, drauf möcht' ich wetten.
So sind sie einmal und so bleiben sie auch,
Und wer sie nicht liebt, der ist ein Gauch;
Ei ja — sa sa,
Die reizenden netten Grisetten.

Jean Pierre Béranger, dessen Dichtung den künstlerischen Höhepunkt in der Entwicklung des Chansons bedeutet, ist wie Molière, Voltaire, Beaumarchais und Scribe ein echtes Pariser Kind. — Schon seine Eltern waren ein Pariser Paar comme il faut, er ein arbeitsscheuer, aber nobler und galanter Kommis, der sich hartnäckig de Béranger schreibt, sie eine elegante Modistin, die sich bald, um anderen Sternen nachzugehen, von ihrem Manne trennt. Nachdem der mutterlose Knabe eine Weile in der Verwandtschaft herumgestoßen war, nimmt ihn der Vater, der inzwischen auf unsolidester Basis ein Bankgeschäft errichtet, zu sich und in sein Bureau. Aber die Gaunereien und der Wucherhandel des Vaters besudelten nicht die Reinheit und die Uneigennützigkeit des Sohnes, der später Geldgeschenke von Hunderttausenden von Francs kaltblütig ablehnte, und der, als nach der Revolution vom Juli seine Freunde Arago und Lamartine ihm den Posten eines Kultusministers anboten, von jedem Ehrgeiz frei, entgegnen konnte: „Da kann ich ja meine Chansons gleich in den höheren Töchterschulen einführen." Damit war die Sache allerdings erledigt. Nach dem Fallissement des Vaters trennt sich der Sohn von ihm, zieht in ein Dachkämmerchen und hungert und dichtet hier immer abwechselnd, und zwar quält er, der seinen Beruf noch nicht erkannt hat, sich mit Epen und Dramen herum. Zur Poesie und dem Hunger kam, wie im Leben der Poeten üblich, als drittes die Liebe: in dieser Zeit lernt er das Urbild seiner Babetten und Jeanetten kennen, die bildschöne, blondhaarige und blauäugige Jüdin Judith Foire, die des Dichters treue und hochgeachtete Gefährtin bis an ihr Ende — sie starb zu seinem bitteren Schmerz vor ihm — blieb. Diesem Dachstübchen und der Liebe, die darinnen zu Haus war, gilt eine große Zahl von des Dichters allerschönsten Liedern. Ich nenne hier nur das bekannte: „Grand Dieu, combien elle est jolie, et moi, je suis, je suis si laid!" und „Le grenier", das Dachstübchen. Der Dichter sieht nach Jahren die Bude wieder, darinnen er so lange gehaust:

So seh' ich Dich, mein armes Stübchen, wieder,
Wo sorgenfrei die Jugend mir verstrich.
Ich hatte zwanzig Jahre, Lust und Lieder,
Ein tolles Liebchen, Freunde, frei wie ich.
Der Welt zum Trotz, und mein und ihrem Jammer
Und meiner Zukunft, die mir nichts versprach,
Sechs Stock hoch stieg ich froh in meine Kammer;
Schön ist's mit zwanzig Jahren unterm Dach.

Im Jahre 1804 sandte Béranger einige seiner bisherigen Dichtungen, aber noch nicht etwa Chansons, Lucien Bonaparte zu. Der ließ ihn zu

sich kommen, setzte ihm ein kleines Gehalt aus und verschaffte ihm dazu ein Aemtchen, den Posten eines Sekretärs bei der Universität. Jetzt, sorgenfrei und bei gesteigertem Lebensgefühl, entdeckt Béranger seinen Beruf zum Chansonnier. Die Jugendlieder entstehen. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich im Ton von denen Désangiers; sie sind vielleicht noch anmuthiger, noch graziöser, noch frivoler und lustiger — das Genre ist das gleiche. Nur eins hät schon der junge Béranger vor seinem Vorbild voraus: die Satire. Sich selbst verspottet der Dichter, da er zu Hofe gehen will; er schildert uns, wie er beim Altenkleiderhändler die nöthigen Requisiten zu dieser Staatsvisite zusammenschachert. Er verspottet den wohlerzogenen Ehemann, der sich in aller Devotion von dem einflußreichen, senatorischen Hausfreund zum Hahnrei machen läßt. „Ah, monsieur le sénateur, je suis votre humble serviteur.“ Ganz Paris wiederholte jubelnd sein Lied auf den „Gassenhauer“: „Vive la gaudriole!“ 1813 entsteht das Chanson, welches den Anfang von Bérangers litterarischer Berühmtheit bedeutet, der „Roi d'Yvetôt“, der selbst Napoleon höchlichst amüsirte.

In all diesen Jugendchansons, so glänzend sie an sich sein mögen, steht Béranger noch nicht auf der Höhe. Erst der Sturz des Kaiserreichs, der Einfall der alliirten Heere und die Regierung der wiederhergestellten Bourbons führten die Umstände herbei, an denen Frankreichs nationalstes Dichtergenie sich zu voller Kraft entfalten konnte. Das Erbleichen der Gloire, die hundert Tage mit der Schlacht von Waterloo und die Rachegerichte der Bourbonen, der „weiße Schrecken“, diese Dinge erst umgaben die glänzenden Erinnerungen des Kaiserreichs mit jenem poetischen Duft, dessen begeisternder Hauch das Lied des Pariser Bänkelsängers zur majestätischen Stimme eines um seinen Ruhm und seine Größe trauernden Volkes anschwellen läßt. Béranger umgab das Andenken Napoleons mit der Gloriole einer unerhörten Popularität; er ist es, der aus Napoleon eine Volkslegende macht, und er hat die Begeisterung für die Größe des Kaiserreichs auch der Generation mitgetheilt, die sie nicht mehr kannte. — Im Jahre 1815 verwandelt sich Béranger in den politischen Dichter par excellence; das Chanson wird zu einer ungeheuren Macht und wirft sich, begünstigt durch die von den restaurirten Bourbonen nothgedrungen bewilligte Preßfreiheit, in die Opposition. Die Wirkung dieser politischen Lieder Bérangers ist weit über Frankreichs Grenzen hinausgegangen. An ihnen haben sich unsere Revolutionspoeten Herwegh und Freiligrath geschult; Börne vergleicht Béranger mit Ludwig Uhland, Chamisso übersetzt ihn, Rückert und Heine preisen ihn hoch, und Goethe vor Allem sagt im Gespräche zu Eckermann: „Sie wissen, ich bin kein Freund der politischen Gedichte, aber solche, wie Béranger gemacht hat, lasse ich mir schon gefallen.“ In der That wächst unter Bérangers Händen die leichte Form des Chansons zu unerwarteter Höhe dramatischer Ausdrucksfähigkeit, und der Refrain, dieses durchgehende äußere Charakteristikum, bisher fast immer nur lose angehängt und im besten Falle in seiner Wieder=

holung geistreich witzige Effekte anstrebend, wird bei ihm zum wuchtigen und die Gesammtwirkung der ganzen Strophe kondensirt wiedergebenden Träger eines beherrschenden Grundgedankens. So geht mit der inhaltlichen auch die formale künstlerische Hebung des Chansons Hand in Hand.

Will man einige Proben Béranger'scher Stoffe? Die Tricolore, vor der einst Europa sich neigte, jetzt verbirgt sie sich unter dem Stroh, auf dem der Veteran der kaiserlichen Garde — er ist eine der Lieblingsgestalten des Dichters — von den Tagen versunkenen Ruhmes träumt: „Wann werd' ich aus dem Staube sie schwingen, der ihre edlen Farben deckt?" Der Dichter begleitet den alten, schlachtergrauten Korporal auf die Richtstätte, wo er büßen soll, daß seine Hand sich vergriff an dem jungen, vornehmen Offizier, dem Protégé des Bourbonenhofes, der nie Pulver gerochen.

Ein Geck trat meine Ehr' mit Füßen,
Ich traf des Lieutenants Milchgesicht.
Der alte Korporal soll's büßen;
So ist der Brauch — er wird gericht't.
Den Großen ließ ich leben, **Kleiner**!
Und wenn ich Dich ein wenig schnitt,
Vom Kaiserheere bin ich einer.
Kameraden, Marsch! Im Schritt, im Schritt.

Und der Kaiser? Der Sänger feiert ihn nicht als den Besieger der Könige, den Gesetzgeber und Eroberer, er sucht ihn im Bivouak, in der Hütte des Bauern, in seinem Kerker und in seinem Grabe jenseits des Meeres. Er läßt ihn fortleben in den „Erinnerungen des Volkes", diesem berühmtesten Liede, als den Mann, der für Frankreich eintrat gegen eine verbündete Welt, als den von seinen Grenadieren geschützten, von seinen goldbetreßten Marschällen verrathenen Führer des bewaffneten Volkes!

Lange seinen Ruhm bewahren
Wird der Hütten niedres Dach;
Keiner andern Märe nach
Fragt man einst in fünfzig Jahren.
Abends um die Ahne her
Setzt sich Alt und Jung beim Lichte.
„Mutter, sag uns doch noch mehr
Von der herrlichen Geschichte."

Und die Alte erzählt: sie hat ihn selbst gesehen, nicht nur gesehen — er hat mit ihr gesprochen, er hat ihr die Hand gereicht zum Dank für ein Glas Milch, und sie holt das Glas herbei, das sie heilig aufgehoben, und Alle staunen die verehrte Reliquie an.

Hand in Hand mit der Lobpreisung des Kaiserreichs geht die scharfe und glänzende Satire gegen das bourbonische Regiment und seine Kreaturen. Keine dieser fratzenhaften Gestalten ist dem Chansonnier entgangen. Den

zurückgekehrten Emigranten mit ihrem Bettelstolz gegenüber dem Volke singt er das Liedchen vom „Marquis von Carabas“:

Da seht den Reichsbaron,
Der hudelt uns, wie in der Frohn.
Aus fremdem Lande trug
Ihn seines Kleppers dürrer Bug.
In sein altes Schloß
Trabt er stolz und groß;
Sein verrostet Schwert
Schwingt er wie ’ne Gert!
Hut ab, Kerls! Wie steht ihr da?
Respekt vor dem Herrn von Carabas!

Neben dem Betteladel die Bande höfischer Schmarotzer, die nichts im Sinn hat, als Diners bei Hofe, Anstellungen, Pensionen und Orden. Da ist z. B. der klassische Herr Wanst, „Monsieur Ventru“, der sich nach beendeter parlamentarischer Saison vor seinen Wählern seiner Erfolge rühmt: er hat prinzipiell für alle Regierungsvorlagen, aber gegen die Schwurgerichte und die Preßfreiheit gestimmt, und „nun ist es wohl gelungen, nunmehr bin ich Staatsanwalt.“ — Seine allergiftigsten Pfeile aber schießt der Dichter gegen die Pfaffen und gegen die Jesuitenwirthschaft, welche die bigotten Orléans mit heraufführten.

Zweimal, in den Jahren 1821 und 1828, macht die Regierung dem unbequemen Sänger den Prozeß. Seine Popularität steigert sich damit in’s Unermeßliche, und während er auf vier und neun Monate in’s Gefängniß wandert, singt und trällert Paris und ganz Frankreich die Lieder, deretwegen er eingesperrt ist. Die Julirevolution findet ihn unter ihren Führern. Nach dem Sturz der Bourbonen zieht er sich von der Oeffentlichkeit zurück, veröffentlicht von 1833 an nichts mehr, sondern lebt ruhig und seines Ruhmes sich freuend in der Umgebung von Paris. Der Tag seines Todes im Jahre 1857 war ein nationaler Trauertag. Die kaiserliche Regierung Napoleons III. fürchtet, es möchten am Tag seines Begräbnisses Unruhen ausbrechen, und sie bewilligt schleunigst ein Begräbniß auf Staatskosten, das sie selbst in die Hand nimmt.

Die reaktionären Maßregeln der Bourbons, und namentlich Karls X., führen zur Julirevolution des Jahres 1830; auf diese folgt das Bürgerkönigthum Louis Philipps, des Orléans. Das Sturmlied der Julirevolution, ihr eigenster Gesang — denn es leben auch die Revolutionslieder von 1789 wieder auf — ist Casimir Delavignes „Parisienne.“ „En avant, marchons! Contre leurs canons! A travers le fer, le feu des Bataillons — Courons à la victoire!“ — In hohem Grade interessant und bezeichnend für den Konservativismus des Volkes und sein zähes Festhalten an der alten Tradition ist es, daß das Volkslied dieser Zeit gegen Louis Philipp

und für die doch wahrlich an sich wenig sympathischen Bourbons Partei nimmt. — Höchst ungeschminkt nennt eines dieser Lieder Louis Philipp „einen großen Gauner, den der Teufel holen möge"; ein anderes klagt beweglich, da Karl X., „Charles-dix" sich nach England eingeschifft habe, und giebt der Hoffnung Ausdruck, er werde zurückkehren und „Henri le bien-aimé" — gemeint ist Heinrich IV. von Navarra, der Mann des „Huhns im Topf" — gleich mitbringen.

Dem Bürgerkönigthum macht die Februarevolution des Jahres 1848 ein Ende. Wiederum tritt in dieser Revolution der Faktor hervor, der schon der Revolution von 1789 eine so unheilvolle Wendung gegeben hatte, und der berufen war, seinen Stempel dem ganzen neunzehnten Jahrhundert aufzudrücken: der vierte Stand, das hauptstädtische Proletariat. Unter Führung von Louis Blanc treten diese Elemente mit der ungestümen Forderung „Brot und staatlich bezahlte Arbeit" vor die provisorische Regierung, an deren Spitze Lamartine und Arago stehen. Da die schwache und unentschlossene Regierung sie hinhält, brechen jene Arbeiterunruhen aus, die zur blutigen Junischlacht führen, in der man die Hungernden einfach niederkartätscht. Auf diese Unruhen sollte dann unmittelbar die zweite Republik unter der Präsidentschaft Louis Bonapartes, der Staatsstreich und die Errichtung der Kaiserherrschaft des dritten Napoleon folgen.

In diese Jahre nun, 1830—1854, fällt die Entstehung einer gänzlich neuen Art des hauptstädtischen Chansons: nämlich des sozialistschen Liedes, der Proletarierdichtung, der „Chanson ouvrière." Auch dieses Genre findet seine Verbreitung durch besondere Arbeitervereinigungen, die sich in den Kneipen versammeln, und von denen sich mindestens zwei Dutzend aufzählen lassen. Die Volksdichter begeben sich in die Versammlungen und tragen ihre Dichtungen vor, während die Anwesenden in den Refrain einstimmen. Die Melodie ist meist eine allgemein bekannte; hier und da erfinden auch die Dichter neue Weisen für ihre Lieder. Die bedeutendsten Vertreter dieser Arbeiterdichtung sind Pierre Dupont, der Nähkastenarbeiter Gustav Leroy, der Fabeldichter Lachambaudie und Charles Lepage. Das Leben dieser Poeten ist bei den wüthenden Verfolgungen, denen die Regierung der zweiten Republik sie aussetzt, das von Märtyrern, von ruhelos gehetzten Thieren; es ist keiner unter ihnen, der nicht Jahre im Gefängniß gesessen hätte. Die Regierung wollte dies Chanson mit Gewalt unterdrücken, und sie verbot auch seine öffentliche Absingung; aber die Zahl der Dichter ist Legion, und jeder Gewaltsstreich läßt neue Lieder wie Pilze aus der Erde schießen.

Die Arbeiterdichtung zerfällt in zwei scharf gesonderte Perioden, deren Grenzscheide die Junischlacht ist. Die meisten der Chansons aus den ersten Monaten der Republik sind voreiliger Hoffnungen, grundlosen Jubels voll; man glaubt mit einem Schlage erreicht zu haben, was lange Leidensjahre ersehnt hatten. Erst nach der Junischlacht, mit der Niederlage und der

Enttäuschung erhebt sich das Chanson ouvrière zu voller Größe. Ein neuer Geist macht sich jetzt bemerkbar: das Arbeiterlied wird tendenziös sozialistisch und ausgesprochen revolutionär. Man mag diese Dichtung, eben weil sie tendenziös ist, für künstlerisch minderwerthig halten, eine finstere Größe und wilde Kraft sind ihr nicht abzusprechen, und sie bedingen die eminent propagandistische Wirkung dieser Gesänge, von deren Art und Wesen schon die Titel genügend erzählen: „Appell an das Volk“, „Das Lied vom Brot“, „Die Soldaten der Verzweiflung“, „Der Tag der Sühne“, „Eigenthum ist Diebstahl“, „Ball und Guillotine“. Allen gemeinsam ist der Haß gegen die Bourgeoisie und ihre feile Regierung, alle durchtönt der Schrei nach Rache. Die berühmtesten dieser Lieder sind Duponts „Lied vom Brot“ und Leroys „Ball und Guillotine.“ Im Jahre 1850 gab man im Vorstadttheater Porte Saint-Martin ein Stück unter dem Titel „Misère“, welches die trostlosen Zustände des irischen Proletariats schilderte. Als der Vorhang fiel, begann das ganze Publikum einstimmig das verbotene „Lied vom Brot“ zu singen; dämonisch, wie ein grollendes Meer die Proteste der überwachenden Gensdarmen verschlingend, durchbrauste das Haus der furchtbare Refrain:

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Not,
Denn die Natur gebeut, zu rufen:
Brot thut uns not — wir fordern Brot!

Am folgenden Tage war das Stück verboten. — „Ball und Guillotine“ entstand, als die Hinrichtung der Männer, die im Gemetzel der Junischlacht den feindlichen General Bréa getödtet hatten, den Beweis lieferte, daß der Präsident Louis Napoleon allen Bitten um Milde sein Ohr verschloß, als das erste Todesurtheil der Republik, am 17. März 1849, just an demselben Tage vollstreckt wurde, an welchem der Präsident in seinem Palais ein glänzendes Fest gab. —

Die Chansons eines Béranger und Musset fanden ihre klassische Reproduktion in Virginie Déjazet, diesem Gassenjungen, der drei Pariser Generationen entzücken konnte. Sie war schon dem Aeußeren nach die verkörperte Lisette Bérangers, und sie besaß auch deren geistreichen Mutterwitz und graziöse Lüderlichkeit; Heine preist sie als Frankreichs beste Schauspielerin. Aber die Lisetten und Musetten sterben aus, die kleinen Modistinnen und Putzmacherinnen wollen nicht mehr mit armen Studenten in Mansarden hausen, sondern Geld verdienen und Karrière machen. Die Zeit der femme soutenue bricht an, und die Demimonde feiert ihre ersten Triumphe. Auf die verfeinerte Sinnenfreudigkeit und den graziösen Epikuräismus der Restauration und des Bürgerkönigthums folgt die wilde Genußsucht des napoleonischen Kaiserreichs. Der Hof Napoleons geht mit dem Beispiel voran, Luxus, Prunk und Verderbniß erreichen den Gipfel. Andere Zeiten brauchen andere Reize. Fragen wir nach dem Chanson des zweiten Kaiserreichs, so

müssen wir es in der lasciven Ausstattungsoperette Offenbachs suchen. Der neue Stern, den diese am Himmel der reproduktiven Chansonkunst aufgehen läßt, ist Hortense Schneider; ihre „Grande duchesse de Gérolstein“ und ihre „Belle Hélène“ versetzten ganz Paris in einen Taumel von Entzücken, und in der That — sie muß bei all' ihrer olympischen Frechheit und cynischen Frivolität eine geniale Schauspielerin gewesen sein. Scham kannte diese Heldin ihrer Zeit — Harden nennt sie einmal die „Heldin des bacchantisch jauchzenden Imperialismus“ — absolut nicht; sie gehörte sozusagen zu den Sehenswürdigkeiten der Weltausstellung, und sie gehörte Jedem, der sie bezahlen konnte. Und während Hortense über die Bühne cancanirt und mit Potentaten soupirt, singt die Thérésa im Alcazar ihre unerhört zotigen Lieder, und Rochefort, damals noch ein harmloser Feuilletonist, preist mit begeisterten Worten diese „cantatrice pervertie.“ Unter den Liedern der Thérésa war auch eins mit dem Refrain „Ça ne peut durer comme ça.“ „So kann's nicht weitergehen.“ Sie behielt Recht. Unter den wuchtigen Schlägen des deutschen Hammers zerbrach der Thron der Napoleoniden, und der goldene Schwindel des Kaiserreichs verblich über Nacht.

Der Krieg von 1870/1871 giebt uns Gelegenheit zu einem kurzen Excurs über ein bisher unberücksichtigt gebliebenes Genre des volksthümlichen Liedes, ich meine das Soldatenlied und das Kriegslied. Das Soldatenlied zieht sich durch die ganze Geschichte des Chansons, vom frühesten Mittelalter an bis in die heutige Zeit. Keine Situation des Soldatenlebens, die nicht ihre Lieder aufzuweisen hätte. Der Abschied von der Heimat, von Eltern und Braut, die Leiden der Sehnsucht nach den fernen Lieben, aber auch galante Abenteuer im fremden Land, die Hoffnung und die Freuden der Heimkehr, aber auch der letzte Gruß des nimmer Wiederkehrenden vom Krankenlager im Hospital oder dem Felde des Todes aus, das Alles findet sich im Liede. Der Soldat singt auf dem Marsch, im Bivouak und im Quartier, am Vorabend der Schlacht, und wenn's in den Feind geht; er ist fidel genug, auch aus dem „Clou“, dem Loch, d. h. dem Arrest zu singen. Was er, namentlich auf dem Marsch, singt, ist ganz und gar nicht fein, und es kommt ihm durchaus nicht darauf an, ziemlich respektlos seine gutmüthige Spottlust auch mal an seinen Vorgesetzten, ja auch an dem höchsten Kriegsherrn auszulassen. Der König Ludwig Philipp kommt gelegentlich des Feldzugs gegen Algier, die Kaiserin Eugenie gelegentlich der Expedition gegen Abd-el-Kader ganz verteufelt schlecht weg im soldatischen Marschliede. — Der militärische Point d'honneur schafft Lieder der einzelnen Regimenter, auch wohl Spottlieder des einen Regiments auf das andere; besonders die exotischen Feldzüge Frankreichs in unserem Jahrhundert, gegen Algier, gegen China, nach Tonkin, nach Madagaskar, lassen solche Lieder massenhaft entstehen. — Im Feldzug wider Algier z. B. verspotten die Linientruppen das neuorganisirte Dromedarregiment:

Oh, oh, oh!
Qu'ils étaient beaux
Les défenseurs de nos drapeaux!
Oh, oh!
Ils sont grimpés sur des chameaux!

Und wohlgefällig singen bei gleicher Gelegenheit die Turcos:

Ce chic exquis
Par les Turcos acquis,
Ils le doivent à qui?
A Bourbaki! . . .
A Charles Bourbaki.

Andere Lieder wiederum behandeln einzelne Stücke der militärischen Ausrüstung, den Tornister, den Säbel, die Flinte; auch die Gradabzeichen an den Uniformen werden besungen. Eine sehr große Rolle spielen ferner im Liede die Musikinstrumente, die Pauke, die Trommel, die Flöte und die Trompete, deren Klang onomatopoetisch in den Refrains nachgeahmt wird: Boum! Tsing boum! Rataplanpanpan, tireli rataplan! Ratata ta ratata! Mit Vorliebe dichtet man, wie auch bei uns, barocke Texte zu den Melodien der militärischen Signale.

Das Lied des deutsch-französischen Krieges wäre ein Kapitel für sich, und ein wie dankbares! Hier möchte der Verfasser, welcher sich vorbehält, gelegentlich ausführlich auf dieses Gebiet zurückzukommen, wenigstens ein paar Andeutungen geben. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein," sangen wir, und Musset antwortet uns: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand, il a tenu dans notre verre." — „Lieb Vaterland, magst ruhig sein; fest steht und treu die Wacht am Rhein," erscholl es diesseits des Stromes, und von jenseits ertönt die bittere Antwort: „Sprecht nicht so stolz! Ihr wart es, die sich wie Raben auf den zu Tode gehetzten Adler stürzten:"

. . . . . parlez-en moins fièrement.
Combien, au jour de la curée,
Etiez-vous de corbeaux contre l'aigle expirant,
S'il est à vous, votre Rhin allemand?

Die Belagerung von Paris hat eine ganze gesungene Geschichte. Hier eine kleine Episode, die ich nach einem französischen Buche erzähle. Eine aus den Batterien von Montrouge kommende Granate schlug in unmittelbarster Nähe Moltkes in den Boden, sodaß der Generalstabschef ganz mit Erde beworfen wurde. In Paris verbreitete sich sofort die Nachricht, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des deutschen Heeres sei getödtet, und einige Stunden später versicherten „wohl unterrichtete" Leute, Bismarck sei an der Porte de Châtillon gefallen. Ungeheurer Jubel in Paris, und siehe da — Paris singt:

As-tu vu Bismar-que
A la port' de Chatillon;
Il a pas d' contremarque
Pour rentrer dans not' bastion!

Charakteristisch ist, daß nach dem Sturz Napoleons unser Kutschkelied: „Was kraucht denn da im Busch herum?" auch in Paris selbst gesungen wurde. Französisch hört sich dies ewig denkwürdige Produkt deutschen Soldatengeistes so an:

Qu'est-ce qui grouill' là dans le buisson?
Je crois que c'est Napoléon.
Qu'est-ce qu'il a donc à grouiller là?
Chaud! camarad's, la chasse à ça!

Indem wir absichtlich und bewußt das von den wüstesten Beschimpfungen und Schmähungen, dem wildesten Haß und der rasendsten Rachsucht strotzende Kunstlied dieser Zeit, die Revanchelieder Déroulèdes, Victor Hugos Coppées und zahlloser anderer Dichter und Dichterlinge übergehen, beschließen wir diesen Theil mit einem ganz entzückenden Liedchen aus der Kriegszeit, einem von den Liedern, die einem das Herz warm machen und ein Lächeln auf die Lippen nöthigen, so oft man ihrer denkt. Der Trompeter Laridon ist kriegsgefangen und in Hamburg internirt. Um den „Petit Français" ein wenig aufzuheitern, beschließt seine reizende Wirthin, ihn den Walzer auf preußische Art, d. h. im Dreivierteltakt zu lehren. Das Lied, ein Pendant zu Schneiders „Kurmärker und Pikarde", schildert uns diese Tanzstunde, schildert sie uns in dem unglaublichen Französisch, das die kleine Hamburgerin spricht, und das mit deutschen Brocken untermengt ist: „Mein kleiner Franzos, komm' her, ich will Dich preußisch walzen lehren. Geh', wie ich gehe. Aber Du mußt Takt halten. Gott, wie ist Dein Schädel hart! So mußt Du den Fuß setzen." — Und französisch:

Mon bédit Vrançais,
Mon bédit Vrançais,
Fiens ici que je t'abbrenne
A falser à la brussienne . . .
Bédit, vais gomme je vais:
Eins, zwei, drei; eins, zwei drei, vier, fünf!
Margue tonc le méçure
Oh, que ton tête est ture!
Bédit, mets don bied là.
Eins, zwei, drei; eins, zwei, drei, vier, fünf . . .
Ti la la li la la la li, la la la li, la la
Toun!

Auf den Trümmern des Kaiserreichs erhob sich die heutige, die dritte, die bürgerliche Republik. — Jede bürgerliche Gesellschaft ist nach außen hin prüde. Nicht als ob die Bourgeoisie eine Vorkämpferin vornehmster, menschlichster Sittlichkeit wäre — ganz und gar nicht! Was sie liebt, ist die

Korrektheit, und was sie fürchtet, ist nicht so die Sünde, wie der Skandal. Die Genüsse des Kaiserreichs erscheinen nunmehr anstößig, die vordem beliebten Reize zu unverhüllt und roh. Aber schließlich, amüsiren will sich auch die Bourgeoisie. Was thun? Man wirft der Zote, die bis dahin schamlos nackt ging, ein möglichst durchsichtiges Hemdchen über. Natürlich wird sie damit nur um so gemeiner, aber sie sieht sich doch, so lange man nicht genauer aufmerkt, anständiger an, und das ist die Hauptsache. Man entthront Offenbach, aber man ersetzt seine frivole Grazie durch Schlimmeres; denn an die Stelle der Schamlosigkeit tritt nun die Lüsternheit. Madame Judic ist es, die der neuen bürgerlichen Gesellschaft den neuen Reiz bringt, dessen sie bedarf. Sie singt mit Unschuldsmiene die getrüffeltsten Pikanterien und Dirnenlieder mit den Allüren der großen Dame. Ihre Kunst, diese Kunst der leisen Andeutungen und lasciven Nuancen zeigt uns den französischen Geschmack, und da der Geschmack nur der jeweilige Ausdruck sozialen Empfindens ist, die französische Gesellschaft auf einer ganz bestimmten Stufe, und zwar auf der Stufe des beginnenden Verfalls. Eine tolle Jugend liebt den Rausch der Nacktheit; die Verhüllung übt ihren perversen Reiz nur auf die verderbten Nerven eines angegreisten Lebemannsthums. Vorüber ist denn auch die Zeit der Judic, die Künstlerin darf zum Scheiden rüsten, wie über lang oder kurz auch die Gesellschaft vom Schauplatz abtreten wird, der sie gefiel. An die Thore der Geschichte klopft heute mit eiserner Faust das Proletariat; mit düsteren Sphinxaugen starrt die soziale Frage in unsere Zeit. Die Litteratur wendet sich dem Wirklichen zu, und sie glaubt ihm in der naturalistischen Konterfeiung der Abgründe des Lebens vorerst am nächsten zu kommen. So erfolgt unter dem Einfluß dieser Faktoren die letzte Schwenkung in der Reproduktion des Chansons; sie wird bezeichnet durch den Namen Yvette Guilbert. Nicht in Stücken, wie Bérangers „Grand mère“ oder in „La fille à ma tante“ ist ihre Eigenart ausgeprägt; diese zeigt sich in wahrer Größe, wenn sie Bilder aus den Tiefen hauptstädtischen Elends vor unseren entsetzten Augen aufrollt, wie in „La soularde“, dem Bettelweib, oder wie in „La pierreuse“ in „Rosa la rouge“ oder „Morphinée“, und nicht minder groß ist sie, wenn sie die sich zersetzende bürgerliche Gesellschaft in einzelnen Typen, mögen es nun die alten Herren oder die jungen Mädchen sein, persiflirt und verhöhnt. Der rücksichtslose Naturalismus auf der einen, der soziale Hohn auf der anderen Seite — das ist Yvette Guilbert.

Dieser Schwenkung in der Reproduktion mußte natürlich eine Wandlung in der Produktion der Chansons vorangegangen sein. Sie erfolgt unter dem Eindruck der beiden vorerwähnten Faktoren, des litterarischen Naturalismus und des Hervortretens des Proletariats, zu denen sich als dritter die völlige Centralisation des gesammten geistigen Lebens der Nation in der Hauptstadt gesellt. Das neue Lied, das Lied von heut ist sozial, aber nicht mehr sozialistisch, wie das Chanson des Ouvriers, jede politische

Tendenz liegt ihm fern. Es ist ferner nicht mehr ein französisches, sondern ein spezifisch pariserisches Lied: es ist ein Kind der Pariser Gasse, theilweis der Pariser Gosse, und seine Bedeutung bleibt in der Hauptstadt beschlossen; es hat nichts Nationales mehr. Aber es athmet den Geist unserer Zeit, und es ist ganz eminent künstlerisch. Wer diesen Vorzug recht schätzen will, erinnere sich der jämmerlichen Tingeltangelmelodien und der widerlichen Rohheiten, die in den Gassen unserer Großstädte gesungen werden, und der süßlichsentimentalen, von Grund auf unehrlichen und verlogenen Selbstbeweihräucherungen, die man in Wien zu hören bekommt. Nur zwei aus der großen Zahl der zeitgenössischen Chansonniers seien hier als typische Repräsentanten kurz gezeichnet. Aristide Bruant und Xanrof.

Wir besitzen von Aristide Bruant zwei Bände Chansons, die den bezeichnenden Namen „Dans la rue“ tragen. Bruant kam aus der Provinz nach Paris. Jahre lang führte er das Leben des litterarischen Bohémien, ein Leben der Noth und der furchtbarsten Entbehrungen; aber er lernte dabei sein Paris kennen und Sprache und Leben der untersten Schichten der Pariser Bevölkerung wurden ihm vertraut, wie keinem Zweiten. Später wurde er, da er ein tüchtiger Geschäftsmann ist, Mitbesitzer des bekannten Chat-noir, eines Studenten- und Künstler-Cafés, und vor sechs, sieben Jahren begründete er, nachdem er sich mit seinem Sozius, dem nunmehr verstorbenen Salis, überworfen, ein Café-Concert gleicher Art am Boulevard Rochechouart, das „Mirliton“. Hier trägt er allabendlich selbst seine Chansons vor; das Publikum darf den Refrain mitsingen. Benimmt sich dabei einer ungeziemend, so wird er von Bruant höchst eigenhändig an die Luft spedirt. — „T'es dans la rue, t'es chez toi“, „Bist auf der Straße, bist zu Haus“, diese einem Verkommenen in den Mund gelegten Worte können als Motto für Bruants Dichtung gelten. Sie ist grauenvoll, diese Dichtung, denn sie zieht ihre entsetzliche Nahrung aus dem schmutzigsten Schlamm der Straße, und sie spricht auch deren Sprache. Es ist ein Lied der Verkommenen, der Gesunkenen und Ausgestoßenen. Was sich hungernd und elend in den Winkeln der Großstadt herumdrückt, friedlos und heimatlos, drängt sich in wirrem Gewühl durch diese grausigen Strophen. Laster, Rohheit, physische und seelische Schmach, Verbrechen, Bruant hat sie mit brutaler Gewalt, mit genialer Wucht in die Form des Chansons gezwungen, die hier den Gipfel der Ausdrucksfähigkeit erreicht. Bruant schildert im Liede das Aufschluchzen eines Betrunkenen und sein rohes Lachen, er malt einen Fieberkranken, der hungernd auf einer Promenadenbank krepirt; die Dirne ist seine Heldin, nicht die, welche in seidene Kissen gelehnt, durch das Bois de Boulogne kutschirt, sondern die, welche zerlumpt und verwildert in den Straßen des Arbeiterviertels ihrem trostlosen und schmählichen Gewerbe nachgeht. Den Zuhälter, den „marlou“, hat er in die Litteratur eingeführt. Er führt uns in die Gefängnisse, er singt Briefe, welche die „Marmite“ an ihren Marlou oder umgekehrt der Zuhälter an seine „Frau“ schreibt. Und dann läßt er

inmitten aller Rohheit erschütternd die unverwüstliche Güte des Menschenherzens aufblitzen: so schreibt eine Verkommene ihrem Liebsten, sie liebe ihn, wie einst den lieben Gott, da sie noch in Sainte-Marguerite zur Beichte ging. Und ein Zuhälter bittet in einem Briefe aus Mazas seine Liebste, sie möge doch mal nach seinen alten Eltern sehen; wenn er erst wieder frei sei, würden sie wieder den blauen Flieder am Ufer der Seine pflücken. Oft packt es Bruant wie eine wilde Wuth, und dann fegt seine gewaltige Phantasie das Gesindel aus seinen Tiefen zu Hauf zu wilden Tänzen, die nur ein Goya, ein Rops illustriren könnte, oder zu bizarren Märschen. Und er dichtet seinen Zuhältermarsch, die „marche des dos“ oder die „Ronde des marmites“, den Tanz der Dirnen. — „La nuit tous les chats sont gris, dansons la ronde!“ — Aber durch alle Verlumptheit, durch die Ausbrüche wildesten Trotzes und cynischer Rohheit, durch das athemlose und wilde Jagen seiner Strophen hört der Fühlende das dumpfe, leidenschaftliche, unterdrückte Weinen des Dichterherzens, das ja nur ein tieferes und weiteres Menschenherz ist; Bruants Kunst ist ganz geboren aus dem, was Hauptmann einmal „unmenschliches Mitleid“ genannt hat. Darum wende man sich nicht ab mit philiströsem Nasenrümpfen! Wir wiederholen es eindringlich: dieser Bruant ist ein echter und rechter Poet.

Ganz anders präsentirt sich Xanrof in seinen „Chansons sans gêne“. Er ist auch ein echtes Pariser Kind, aber von ganz anderer Art, wie Bruant. War dieser schwer und ernst, so ist Xanrof leicht und lustig, fidel, vergnügt, witzig und mokant — ein rechter Blagueur und Flaneur, der Alles, und oft auch ziemlich ernste Dinge, auf die leichte Achsel nimmt und sein Liedel drüber trällert. Man muß bei Xanrof lachen, bei Bruant konnte man das nicht, und man tänzelt an Xanrofs feiner Hand über alle Tiefen und Untiefen des Lebens dahin, als gäbe es kein Elend und keinen Schmerz. Hinterher merkt man erst, über welche Abgründe Einen seine delikate, stecknadelspitze Ironie fortgetragen hat. Xanrof ist der Dichter von Paris bei Tag, wie man Bruant den Dichter von Paris bei Nacht nennen könnte. Den Cylinder schief in die Stirn, den eleganten Spazierstock in der Hand, in Lackschuhen und mit langem Rédingote bekleidet, so schlenderte er über die Boulevards, bleibt an jedem Schaufenster stehen, lächelt hübschen Kindern zu und schaut vom Caféhaustisch seelenvergnügt in das Treiben des Verkehrs. Und er sieht Alles: darin ist er wie der Chronikeur eines großen Journals, und was er sieht, es sei, was es sei, wird ihm zum Lied. Die Neuigkeiten des Tages und der Saison, Stadtgespräche und Klatsch, Kammersitzungen, lustige Abenteuer des Quartier Latin, die tausend kleinen Vorgänge der Straße, vor Allem aber die Liebe in ihren sämmtlichen Phasen und Arten — das sind so Xanrofs Stoffe. Ein Beispiel: Ein Sprengwagen kommt; ein Droschkenkutscher fährt ihn so an, daß die Tube platzt. Alsbald naht die hohe Polizei; ein Verhör findet statt; es giebt eine Verkehrsstockung. Ein Brodwagen, ein Omnibus, ein Regiment Soldaten, neu-

gieriges Publikum, Alles gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge. Natürlich Gelärm und Gefluche von allen Seiten, bis sich Alles in Wohlgefallen auflöst:

S'en allant d'un pas inégal
Je ne sais où, mais ça m'est égal.

Ein anderes Mal schildert er lustig das vergebliche Bemühen Carnots, einen Ministerrath zusammenzutrommeln. Schließlich resignirt der Präsident, macht's wie die Anderen, begiebt sich auf seinen Sommersitz nach Fontainebleau und denkt, indem er am Wasser hinspaziert: „que la France march' très bien sans gouvernement."

*  *  *

Frankreich befindet sich gegenwärtig in einer Periode des Uebergangs. Daran ist kein Zweifel. Wird sie auf friedlichem, wird sie auf gewaltsamen Wege ich lösen? Wird die Republik von Dauer sein? Tritt an ihre Stelle ein Königthum? Oder vielleicht ein Kaiserreich? Wir wissen es nicht. Und ver will's wissen? Daß aber Frankreich, welchen Weg immer es einchlagen möge, auf diesem Wege singen wird, das glauben mit aller Sicherheit behaupten zu können.

# Treue.*)

Von

## Max Hoffmann.

— Berlin. —

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein!“

Einer der beiden Herren, die an einem Tisch des vollbesetzten Konzerthauses saßen, machte einer jungen Dame, die bis jetzt vergeblich nach einem Platz ausgeschaut hatte, den Zugang zu einem Stuhl an seinem Tisch frei. Sie dankte durch ein freundliches Kopfnicken, legte ihr pelzbesetztes Jäckchen ab, und nachdem sie anmuthig Platz genommen, setzte sich auch der junge Mann wieder, der bis dahin höflich stehen geblieben war. Sein Begleiter warf einen Blick auf das Programm und sagte:

„Hör, François, das ist die Ouverture zu Wilhelm Tell!“

„Ja, das ist heut eine sehr schöne Zusammenstellung,“ entgegnete der Angeredete in einer sehr korrekten Aussprache, der man aber doch den Ausländer anmerkte. Er hatte seine Augen aufmerksam auf die eben Angekommene gerichtet und sah mit Interesse zu, wie sie eine feine Häkelarbeit hervornahm und unbekümmert um die Umgebung zu arbeiten begann. „Sieh, Emil,“ fuhr er fort, „wie das Haus besetzt ist! An jedem Tisch beinahe mehr Personen, als möglich, und die Kellner haben vollauf zu thun!“

Die Kellner, die ab- und zueilten, zogen sich nach dem Hintergrunde zurück, das Stimmengewirr, das während des vollen Orchesterklanges nicht geschwiegen hatte, hörte ganz auf, und eine erwartungsvolle Stille trat ein.

„Ein Solovortrag!“ flüsterte Emil, und alle Blicke wandten sich dem Podium zu, wo ein ältlicher, etwas gebückter Musiker mit einem blitzenden

*) Aus dem Buche „Hochzeitnacht. Geschichten in Moll und Dur“, das demnächst im Verlage von S. Schottlaender, Schlesische Verlags-Anstalt in Breslau, erscheint.

Waldhorn in beiden Händen vortrat. Er verbeugte sich ziemlich ungeschickt, und während das Orchester die Einleitung spielte, ließ er seine bebrillten Augen suchend über das Publikum gleiten. Plötzlich huschte ein freudiges Lächeln über sein blasses Gesicht, und er nickte dem jungen Mädchen freundlich zu, das gleichfalls vergnügt hinaufgrüßte. Sie hatte ihre kleine Arbeit in den Schoß sinken lassen und lauschte ganz versunken den zitternden, weichen Hornklängen, die dort augenscheinlich mit Anstrengung von den Lippen des Alten kamen. „Im Wald, im Wald, im frischen grünen Wald“ erklang es, und nach dem stürmischen Beifall folgte Webers fröhliches „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen“. Er wandte sich dann bescheiden in die Masse der Musiker zurück, nicht ohne noch mehrere Male mit dem jungen Mädchen vertrauliche Blicke getauscht zu haben, und das Konzert nahm seinen Fortgang.

Der junge Mann, der vorher François angeredet worden war, hatte eine Weile zerstreut umhergeschaut, wie Jemand, der unschlüssig ist. Plötzlich fragte er seine Nachbarin: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, kennen Sie den Herrn, der eben so hübsch geblasen hat?“

„Ja wohl, sehr gut!“ antwortete sie, unbefangen lächelnd, „es ist mein Vater.“

„Ah, dann haben wir also das Vergnügen, neben Fräulein Krell zu sitzen! Mein Name ist François Marchand und hier mein Freund Herr Altmann,“ stellte er sich verneigend vor. „Wir sind Beide in demselben großen Hause thätig. Ich bin Franzose, und Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, wenn ich bisweilen einen kleinen Sprachfehler mache.“

„Da müssen Sie aber schon lange in unserem Lande sein, denn Sie sprechen das Deutsche fließend wie ein Eingeborener.“

„Ja, ich bin seit zwei Jahren hier. Außerdem stamme ich aus der Gegend von Nancy, und da habe ich oft Gelegenheit gehabt, über die Grenze zu kommen und mich im Deutschen zu üben. Ich habe auch längere Zeit in Straßburg geweilt und schon eine Reise durch Süddeutschland gemacht.“

„Und gedenken Sie nun immer hier zu bleiben?“

„O nein, mein Fräulein, wenn sich mir eine eben so gute Stellung, wie ich sie jetzt in Berlin habe, in Paris bietet, werde ich dorthin gehen. Ich werde aber Ihr Vaterland immer in gutem Andenken behalten; denn ich habe viele schöne Tage hier verlebt, und auch der heutige ist sehr angenehm.“

„Lieben Sie die Musik?“

„Ja, sie ist mir die liebste von allen Künsten. Besonders Solovorträge höre ich gern.“

„Nun, da hat Ihnen hoffentlich der vorhin gehörte gefallen. Ja, mein Vater spielt immer noch sehr schön,“ setzte sie stolz hinzu, „wenn es ihm auch jetzt schwerer wird als früher.“

„Und da sind Sie nun jeden Abend hier, Fräulein?“

„Nein, das ist gar nicht möglich. Ich bin Telephonistin und kann natürlich nur herkommen, wenn es meine freie Zeit gestattet.“

„Haben Sie da nicht eine sehr anstrengende Beschäftigung?“

„O ja! Aber es ist doch gut, daß ich seit einem Jahre diese Stellung habe. Mein Vater hat nun nicht allein für uns zu sorgen, und wir können uns auch ein Mädchen zur Aufwartung halten.“

Die Musik wurde leiser und verbot eine ruhige Fortführung der Unterhaltung. François Marchand schaute mit einem Gemisch von Wohlgefallen und Bewunderung auf das schlanke, dunkelblonde Mädchen, das so natürlich und offen das Gespräch aufgenommen hatte. Er that einen tiefen Zug aus seinem Bierglase und wandte sich im Flüsterton an seinen Freund, der still vor sich hinsah: „Wollen wir nicht den gemüthlichen Schoppen im ‚Spaten‘ heut lassen und lieber bis zum Ende des Konzertes hierbleiben?“

„Wie Du willst,“ antwortete Emil. „Hat sich Dein Herz in Flammen gesetzt? Aber ich mache Dich darauf aufmerksam, daß der Alte da oben sehr eigenthümliche Blicke über seine Trompete hinweg herabgeschickt hat, und es ist vielleicht besser, Du verzichtest für heut auf eine Eroberung.“

„Nun, das wäre ein bischen eilig, wenn ich es gleich darauf abgesehen hätte; aber sieh nur, wie entzückend sie ist!“

Emil Altmann mußte seinem Freunde Recht geben. Die einfache und doch geschmackvolle graue Kleidung der jungen Dame, ihre ungezwungene Haltung und ihre sicheren Bewegungen zeigten sie als eine jener Töchter des guten Mittelstandes, die früh mit der Wirklichkeit in Berührung kommen und ohne Scheu als etwas Selbstverständliches den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Jedenfalls war sie nicht dazu geschaffen, um mit ihr eine gedankenlose Tändelei anzufangen, und er sagte deshalb ernst zu François: „Wenn wir hierbleiben, müssen wir uns aber dem Alten vorstellen.“

„Warum nicht?“ erwiderte François fröhlich. „Er kommt ja auch schon hierher.“

Wirklich kam der Alte, da die letzte Pause war, herab und reichte seiner Tochter die Hand, die beiden Herren mißtrauisch musternd. Sie stellten sich vor, und der gewandte François sagte: „Die Klänge Ihres Waldhorns haben uns bezaubert und rechte Waldesstimmung verbreitet. Mir war, als ob das Wild beim Rascheln der Zweige durch's Gesträuch setzte, als ob ich das Hifthorn schallen und die Rüden kläffen hörte.“

Krell schmunzelte. „Sie verstehen zu schmeicheln, man merkt Ihnen den Südländer an. Ja, ja, ich bin weit herumgekommen und kann das beurtheilen, auch ohne Ihr schwarzes Kraushaar und den Henriquatre zu sehen! Sie sind vermuthlich Franzose, während Ihr blonder Freund mehr nördlich zu Hause ist. Aber meine Kollegen versammeln sich schon, ich

uß auch hinaufeilen, denn wer nach dem Herrn Kapellmeister kommt, uß Strafe zahlen. Ich werde Dich nachher an der Thür erwarten, gnes!" Er machte den Herren eine leichte Verbeugung und ging, so eilig seine unsicheren Beine erlaubten, zur Orchesterbühne.

Nach Schluß des Konzerts begleiteten Emil und François den Alten ıd die Tochter bis zu der vor dem Halleschen Thor belegenen Wohnung. Hoffentlich werden wir uns noch häufig im Konzert sehen?" fragte er, ıd sie bejahte es.

Unterwegs sagte François: „Ich werde schon morgen hingehen, Du mmst doch mit?"

„Nein," antwortete Emil, „man darf nicht aufdringlich erscheinen."

„Es ist ja ganz öffentlich, und dabei kann man nichts finden," ent-ıldigte sich François und war täglich dort. Er freundete sich mit dem ten an und erzählte seinem Kameraden vergnügt, was für ein vortreff-her Herr das sei. „Er hat gar keine ordentliche Schule genossen, ist n Jugend auf Musiker, hat aber viel von der Welt gesehen und ist ɔtzdem Gemüthsmensch."

Emil ließ sich bewegen, auch wieder hinzugehen, und nach acht Tagen tten Beide die Freude, die Tochter wieder zu treffen. Diesmal sagte : Alte:

„Wenn es den beiden Herren nicht zu gering ist, lade ich Sie zum rgigen Sonntag bei mir zu einem kleinen Frühstück ein."

„Aber nur unter der Bedingung, daß wir dazu beitragen dürfen," f François, und das wurde lachend angenommen.

Am Sonntag erschienen die beiden Freunde Punkt elf Uhr. Sie ıchten allerlei Delikatessen mit, und sogar eine Flasche Portwein fehlte ht. Sie hatten sich aber geirrt, wenn sie erwartet hatten, Agnes gleich sehen.

„Meine Tochter hat noch Dienst," sagte der Alte, „und wird erst en Mittag kommen. Ich bitte Sie aber, unbedingt so lange hier zu iben; denn das arme Mädchen hat mit mir altem Mann wenig streuung."

Er war belustigt, als Beide ihre Leckerbissen auspackten, und rief: ie scheinen zu glauben, wir müssen hungern! Wir sind freilich keine nschmecker, aber sehen Sie, hier ist Aufschnitt, sehr gutes Schwarzbrot, ich empfehlen kann, und hier haben wir auch eine Flasche Rothen!" sah aber vergnügt zu, als François mit Hilfe des kleinen, blutjungen nstmädchens geschickt den Tisch deckte.

„Und nun, meine Herren," forderte er auf, „greifen Sie zu! Agnes n nachher nachexerciren. Ich wenigstens bin beim Essen, wenn ich's en kann, nicht für's Warten." Und er stieß „auf die edle Frau sika" mit ihnen an.

„Haben Sie heut keine Probe?" fragte François.

„Nein. Heut ist Sonntagsprogramm, das sind leichte, gefällige Sachen, und da haben wir Vormittags einmal Ruhe. Ich pflege dann sonst allerdings für mich zu üben. Neben der Küche liegt noch ein kleines Hinterzimmer, wo ich nach Herzenslust meinen Ansatz konserviren kann. Hier oben, vier Treppen hoch, stört das Niemanden weiter, und die Leute in den Hofwohnungen haben Musik, selbst in der Gestalt von Uebungen, immer gern. Hier vorn, dieses zweifenstrige Zimmer, ist unser Familienzimmer, und nebenan, der kleine Raum, in den Sie nicht blicken dürfen, ist das Allerheiligste meiner Agnes. Ach, das liebe, liebe Mädchen! Ganz meine selige Frau, sage ich Ihnen!"

„Wann haben Sie Ihre Frau Gemahlin verloren?" fragte Emil ernst.

„Vor zwanzig Jahren! Ich war damals fünfunddreißig und Agnes erst ein Jahr alt. Eine schlimme Zeit! Es war in Kopenhagen, wo meine Frau auch begraben liegt, die Kapelle reiste dann hierher, und ich mußte das Kind in fremden Händen zurücklassen. Als ich nach einem Jahr wiederkam, war sie eine entzückende, schmucke Kleine geworden, und ich nahm sie mit nach Berlin, wo sie von einer gütigen befreundeten Frau, die ihre zweite Mutter ward, aufgezogen wurde. Auf meinen Reisen sehnte ich mich Tag und Nacht nach ihr, und war ich hier, so mußte ich sie täglich sehen. Die Pflegeeltern nannte das reizende Wesen Papa und Mama, während ich schlechtweg Vater hieß. Wenn ich dann kam, kletterte sie auf meine Kniee, zupfte an meinem Bart, klatschte laut jubelnd in die Hände, wenn ich ihr etwas vorblies, und ich war ebenso glücklich wie sie. Ich schaukelte sie in dem kleinen Garten hinter dem Hause, spielte mit ihr Haschen, wälzte mich mit ihr auf der Erde und vergaß in solchen Stunden ganz den frühen Trennungsschmerz von meiner Frau. Wenn ich aber allein war, bat ich Gott, daß er mir dieses Kind zur blühenden Jungfrau und zum Glücke heranwachsen lassen möge. Leider starb die zweite Mutter vor vier Jahren; aber Agnes war in der Schule sehr fleißig gewesen und hatte arbeiten gelernt. Sie gab Stunden und bekam dann ihre jetzige Stellung. So Gott will, wird ein guter und braver Mann sie einst heimführen!"

„Darauf wollen wir anstoßen!" rief François. „Aber sagen Sie, was ist denn das da am Fenster für ein merkwürdiges kleines Instrument? Urväter Hausrath?"

„Ja wohl," erwiderte Krell, den geschweiften Kasten aufklappend, „aber nicht aus meiner Familie. Es ist ein altes Spinett, das ich einst bei einem Trödler erstanden habe. Sie lachen darüber? Sie werden anders darüber denken, wenn Sie Agnes darauf spielen hören." Er lauschte. „Wenn ich nicht irre, ist sie bereits gekommen." Er klopfte vorsichtig an die Nebenthur, und gleich darauf trat Agnes ein. Sie hatte eine sonntägliche Bluse angelegt, und ihre Wangen waren von der frischen Februarluft zart geröthet. Während Emil sich mit einer respektvollen Ver-

beugung und einem leichten Händedruck begnügte, küßte ihr François die Hand und stieß mit seinem Glase als Erster mit ihr an. Nach einer Weile bat er:

„Bitte, Fräulein, lassen Sie etwas auf dem Spinett hören, das Ihr Herr Vater so gerühmt hat!“

„Halt!“ rief der Alte, „dazu gehört noch etwas!“ Er lief hinaus und kam bald mit einer aus vergangenen Tagen stammenden, hellbraunen Flöte wieder. „Ich blase sie nur zu meinem Vergnügen und bin kein Meister darauf,“ bemerkte er entschuldigend.

Doch schon schickte seine Tochter einige Takte voraus, und sie spielten Beide eine feine alte Serenade. Es folgte ein Menuett und ein lustiges Rondo. Die Freunde hatten sich gesetzt und schauten unverwandt auf das junge Mädchen. Sie hätten sich in die Zeit des Rokoko versetzt glauben können. Bald war es, als hüpften zierliche, gepuderte Damen, mit Schönheitspflästerchen im Gesicht, durch's Zimmer, bald wieder, als kicherten neckische Liebesgötter hinter wohlverschnittenen Taxushecken, als klirrten Galanteriedegen und klapperten seidene Hackenschuhe. Die milden, bebenden Töne, die der Alte hervorhauchte und die gedämpften Klänge des alten Klaviers, die da so geisterhaft durch's Zimmer schwebten, weckten eine wehmüthige Stimmung und verscheuchten die vorher allgemeine Fröhlichkeit. Der Alte schien in einer ganz anderen Welt zu weilen, und um die feinen Lippen des geschlossenen Mundes der Tochter spielte ein schwärmerisches Lächeln.

* * *

Als die beiden Freunde zwei Wochen später wieder zum Konzert gingen, bemerkte Emil unterwegs: „Sag' 'mal, François, wir sind während der ganzen Zeit Abends nicht zusammen gewesen; am Tage warst Du immer sehr aufgeräumt, und sobald Schluß war, verschwandest Du. Was treibst Du eigentlich?“

„Das will ich Dir sagen: ich bin verliebt bis zur Thorheit.“

„Doch nicht in Agnes Krell?“

„Ja, allerdings! Und ich muß Dir gestehen, daß ich sie jedes Mal, wenn es die Zeit erlaubte, aus ihrem Bureau abgeholt habe.“

„Und denkst Du etwa eine leichtfertige Liebelei mit ihr zu treiben? Das wäre unerhört!“

„Nein, nein, durchaus nicht! Das ist diesmal etwas Anderes als diese flüchtigen Bekanntschaften, wo man sich ein paar Wochen oder Monate hübsch unterhält und dann mehr oder weniger sanft von einander geht. Ihr Ernst, ihr gesetztes Wesen, ihr fester Charakter und dabei diese Unschuld bilden eine vortreffliche Ergänzung zu meiner leichten Sorglosigkeit, und ich habe sogar meinem Onkel Dupont nach Nancy schon Andeutungen gemacht.“

„Es würde gar nicht schaden, wenn Du nicht blos Andeutungen

machtest, sondern die Angelegenheit mit der festen Absicht zu heirathen behandeltest, oder aber sie ganz aufgäbest."

„Nun, nun," lachte François, „ich bin zwar sonst sehr hitzig, aber man darf doch nicht mit der Thür in's Haus fallen!"

„Du weißt, in solchen Dingen liebe ich keinen Spaß. Also offen: Hast Du ernste Absichten?"

„Ja doch, gewiß!" versicherte François. „Du brauchst nicht so zu drängen. Du weißt, daß ich vom nächsten Jahr ab frei über das von meinen Eltern hinterlassene Vermögen verfügen kann; der Onkel ist auch gutmüthig und sagt zu Allem: Ja."

„Du schildertest mir einmal Deine Tante als eine energische, etwas streitsüchtige Dame. Was wird sie dazu sagen?"

„Ich werde schon alle Hindernisse überwinden," erklärte François leichthin.

Sie fanden Agnes schon auf dem Platze, und Emil bemerkte zuerst einige Unsicherheit in ihrem Wesen. Sie sah ihn manchmal scheu von der Seite an; aber der muntere François riß sie bald mit fort und erheiterte auch den Freund durch seine lustigen Einfälle. Als man dann gemeinschaftlich nach Hause wanderte, schwärmte er von dem nun bald kommenden Frühling, und Agnes rief:

„Ach ja, das ist doch die schönste Zeit des Jahres, wie sehr man auch über die Lenzdichter spötteln mag. Meine Pflegeeltern unternahmen öfters mit mir Ausflüge nach dem Grunewald, und die schönsten waren immer die zu Anfang des Frühlings."

„Prächtig!" fiel François ein, „auch wir müssen eine solche Partie unternehmen."

Der Ausflug wurde für den nächsten freien Sonntag, den Agnes haben sollte, verabredet. Der Vater verzichtete auf eine Theilnahme. „Ich komme zu langsam vorwärts, ich würde nur ein Hemmschuh da draußen sein."

Der Sonntag kam, ein herrlicher Tag, fast so warm wie im Sommer, und ganz früh erschienen auch die beiden Freunde. Ein Jeder überreichte Agnes feierlich ein Veilchenbouquet. Sie sah selber wie der Frühling aus und hatte auch einen Veilchenkranz auf ihrem Hütchen und einen grünseidnen Sonnenschirm, mit dem sie von der Straßenecke her dem oben nachschauenden Vater zuwinkte. Draußen im Wald wurde die Sangeslust wach, François trug eine französische Chanson vor und wurde so ausgelassen, daß er einen Wettlauf mit seinem Freunde vorschlug. Er gewann und sagte:

„Das dachte ich mir gleich; aber wenn es darauf ankäme, die Kräfte zu messen, würde ich gewiß unterliegen. Emil ist ja stark wie ein Bär."

„Und ich will auch eine Wette mit Ihnen Beiden aufnehmen," rief Agnes. „Wer die erste Blume findet —"

„Nun, was bekommt der?" fragte François erwartungsvoll.

„Einen freundlichen Blick!“ lachte Agnes. Sie suchte zwischen den hochragenden Kiefern. Plötzlich rief sie: „Gefunden! Gefunden!“ und kam mit einem kleinen Pilz an.

„Das ist keine Blume!“ riefen die Freunde; aber Agnes sagte: „Doch, es ist doch eine Blume! Oder wenigstens die Vorstufe dazu.“

„Und wer bekommt nun den freundlichen Blick?“ fragten beide Herren zugleich.

„Ich natürlich!“ rief Agnes. „Aber ich sehe gar nicht hin!“

Sie lief lachend voraus, Beide eilten ihr nach, François erhaschte den kleinen Pilz und steckte ihn stolz in’s Knopfloch. In der alten Fischerhütte wurde Rast gemacht, und Agnes wies darauf hin, daß François seine Trophäe bereits verloren hatte. Er aber trällerte vergnügt:

C’est à ce joli mois de mai
Que toute chose renouvelle,
Et que je vous présentai, belle,
Entièrement le coeur de moi*).

„Wie paßt denn das hierher?“ fragte Agnes. „Es ist doch erst März und nicht Mai!“

„Das schadet nicht,“ erwiderte François. „Es ist das altnormannische Urbild für Heines ‚Im wunderschönen Monat Mai‘, und Alles außer dem Monat stimmt genau.“

„Ich habe diese Verse nie recht leiden mögen,“ bemerkte Emil verdrießlich. „Sie haben etwas Spielendes, und ich liebe auch in der Kunst das Gediegene und Gründliche.“

„Das Lied ist dennoch wunder-wunderschön,“ versicherte Agnes, und François ergriff dankbar ihre Hand, küßte sie und rief triumphirend:

„Besten Dank, liebes Fräulein!“ Seine dunklen Augen bohrten sich tief in die ihrigen und schienen dort nach etwas zu suchen.

Emil sah zerstreut nach den in immer größeren Schaaren herbeiströmenden Ausflüglern und schlug dann eine Wanderung um den See herum zur Bahnstation vor. Er ging voraus und blickte sich selten nach den beiden ihm langsam Nachfolgenden um. Sie blieben oft stehen, lockten die Antwort des Echos von jenseits des leicht gekräuselten Wassers hervor, und Agnes behauptete sogar, schon einen Kuckuck gehört und drüben zwischen den Zweigen ein Eichkätzchen gesehen zu haben. Der ganze jugendfrische Zauber des Vorfrühlings lag in der weichen Luft, am hellblauen Himmel schwammen wie große Straußfedern ein paar schneeweiße Wolken, die schlanken Kiefern wiegten sich sacht im Vollgefühl ihres im Winter angesammelten Saftes,

---

*) Es war im schönen Monat Mai,
Wo sich erneuet alles Leben,
Da hab’ der Schönen ich gegeben
Mein Herz, daß es ganz ihre sei.

und es war, als lausche ringsum Alles auf die baldige Ankunft von etwas Freudigem.

Man hatte zu Mittag zu Hause sein wollen; aber es war später geworden, und Agnes trat, oben angekommen, ganz leis auf, um den Vater nicht beim Mittagsschläfchen zu stören. Er hatte sie doch gehört, klopfte an ihre Thür, und als sie zu ihm hereinkam, fragte er erwartungsvoll:

„Nun, wie war's? Hast Du viel Vergnügen mit den Herren gehabt?"

„Ja, lieber Vater, es war reizend. Wir haben Waldluft in vollen Zügen genossen und auch die leibliche Stärkung nicht vergessen."

„Das kann ich mir denken," sagte der Vater lächelnd. „Und wer ist denn nun der Bevorzugte?"

„Aber Väterchen!"

„Ach was! Hand auf's Herz: Wer ist der Glückliche?"

„Das weiß ich nicht genau! Herr Marchand ist reizend, und Herr Altmann ist das Muster eines trefflichen, tüchtigen Mannes."

„Das ist eine heikle Sache, liebes Kind! Ich will Dir etwas sagen, was Du Dir merken kannst: Die Liebe vergeht, die Achtung bleibt."

An diesem Abend blieb Agnes zu Hause und versuchte zu lesen. Aber sinnend mußte sie oft vom Buch aufschauen, die Worte des Vaters kamen ihr beständig in ihre Gedanken, und sie setzte sich an's Klavier. Was sie auch zu spielen begann, immer gerieth sie in die Melodie des „Im wunderschönen Monat Mai". Sie sprang wieder auf, eilte in ihr Zimmer, zog eine kleine Schublade ihres Schreibtisches auf und holte eine Photographie hervor. Sie betrachtete sie lange und flüsterte: „Liebt er mich, Mutter?" Dann schaute sie sich erschrocken um, als ob es Jemand gehört haben könnte . . .

Die beiden Freunde, die sich unten verabschiedet hatten, gingen schweigend neben einander. Plötzlich sagte Emil:

„Ich gratulire Dir."

François hatte den müden Ton, in dem das gesprochen wurde, nicht bemerkt und rief: „Nicht wahr? Das ist ein Prachtmädel! Ich bin sehr glücklich, und wenn im Mai Onkel Dupont da ist, wird die Entscheidung kommen."

„Das wollen wir hoffen," sagte Emil, und so trennten sie sich.

* * *

Emil hielt sich die folgenden Wochen von dem jungen Paar meistens fern. Auch zum Konzert wurde nicht mehr viel gegangen, sondern die Beiden blieben, wenn Agnes einen freien Abend hatte, zu Hause, wo François sogar das „Allerheiligste" betreten durfte. Er kam dann immer mit irgend einer kleinen Aufmerksamkeit.

„Aber, François," sagte Agnes, „da bringen Sie nun schon wieder etwas! Sie wissen doch, daß ich kaum noch Raum für derlei Sachen habe."

„Oh, dieser Porzellan-Amor muß noch Platz finden,“ lachte er und stellte das Figürchen an der einen Ecke ihres Schreibtisches auf, von wo es mit einem Fingerchen am Munde schelmisch in's Zimmer guckte.

„Sehen Sie, Agnes, wenn Sie einen Brief an mich schreiben, dann wird dieser Amor wie ein von mir zurückgelassenes Stückchen Seele bei Ihnen sein, und Ihnen allerlei Holdes für mich einflößen.“

„Werden Sie denn bald fortgehen?“ fragte sie beklommen.

„Ja, ich muß doch nun mein Jahr abdienen. Es ist der letzte Termin für mich. Aber wir werden uns vorher verloben, und über's Jahr komme ich, und wir machen Hochzeit.“

„Und werden uns während der ganzen Zeit nicht sehen?“

„Das wird nicht möglich sein, denn zu einer Reise nach Deutschland würde man mir unbedingt den Urlaub verweigern. Wir werden uns schreiben, und ich werde in Gedanken immer bei Ihnen sein. Mittlerweile habe ich Zeit, mit dem Onkel und der Tante Alles in Ordnung zu bringen. Ich lasse mir mein Erbtheil auszahlen, und wir wohnen dann in Nancy oder ziehen nach Paris.“

„Oh, Paris!“ rief Agnes. „Aber, François, ich habe Angst! Das fremde Land, die fremden Menschen und Ihre Verwandten, davor ist mir bang, und mir wird immer weh um's Herz, wenn ich daran denke.“

„Das sind unnütze Bedenken,“ tröstete er sie. „Sie werden meinen Onkel Dupont, den großen Weinbergbesitzer, kennen lernen, wenn er nächstens herkommt, um Abschlüsse mit Weinhändlern zu machen. Ein gutmüthiger Mann, der leider etwas unter dem Pantoffel seiner kleinen nervösen Frau steht. Die Tante liebt mich über Alles, denn ich bin gleich nach dem frühen Tode meiner Eltern in ihrem Hause wie ein Sohn aufgewachsen. Es war wenige Jahre nach dem Kriege, als sie ihre Erziehungskünste an mir begann, und mich wundert's immer noch, daß es ihr bei ihrer Hartnäckigkeit nicht gelungen ist, mich zu einem Preußenhasser auszubilden. Noch jetzt ist sie nicht ganz ausgesöhnt damit, daß ich eine Stellung in einem Berliner Bankhause angenommen habe.“

„Da werden wir wohl einen schweren Kampf haben. Und was soll mit meinem Vater werden?“ brachte Agnes ängstlich hervor.

„Nun, wir werden ihn zu uns nehmen.“

„Nein, ich glaube nicht, daß er nach Frankreich ziehen würde.“

„So werden wir ihm ein kleines Häuschen hier irgendwo kaufen und ihn in jedem Jahr besuchen.“

Agnes hatte sich auf ihr kleines Sopha gesetzt, den Kopf in die linke Hand gestützt und schaute besorgt zur Erde. François, der am Fenster gestanden hatte, eilte zu ihr, da klirrte etwas zur Erde, und Beide fuhren erschrocken auf.

„Oh weh,“ rief Agnes betrübt, „Sie haben den Amor herabgestoßen, und nun ist er zerbrochen. Keine gute Vorbedeutung!“

„Wie kann man nur so abergläubisch sein, liebe Agnes! Ich werde einen neuen kaufen.“

„Er kann nicht mehr fliegen und auch nicht gehen,“ sagte Agnes betrübt. „Beide Flügel und ein Bein sind entzwei. Aber ich werde ihn wieder kitten!“ Und sie bettete die Stücke sorgsam in einem Schmuckkästchen auf rosa Seide. „Wir wollen,“ fuhr sie fort, „an unsere französische Unterrichtsstunde gehen; denn wenn ich dort hinkomme, will ich auch mitplaudern können. Ich bin schon sehr fleißig gewesen!“ Sie zeigte ihm ihre Lektüre, er setzte sich neben sie, und sie las ihm vor. Er verbesserte häufig und unterbrach sie beständig mit schalkhaften Bemerkungen, daß sie schließlich komisch ärgerlich ausrief: „Ich werde mir einen anderen Lehrmeister nehmen müssen! Ich sehe schon, mit Ihnen wird das nichts Ordentliches.“

„Oh doch! Es muß nur nichts Gedrucktes dabei sein, das muß Alles mündlich gemacht werden!“ Er wollte sie umarmen, sie aber entfloh in's andre Zimmer, setzte sich an das Instrument und spielte einen modernen Walzer, der sich seltsam genug mit den altmodischen Klängen ausnahm.

Da ging die Thür auf, und der Vater trat herein. „Das ist ja lustig,“ sprach er heiter, „hier herrscht eitel Freude, die Nachbarn unten werden in ihrer Nachtruhe gestört, und ich, der ich in dem launischen Aprilwetter nach Hause komme, werde nicht einmal gehört! Nun wirst Du, Agnes, zur Strafe in die Küche gehen und uns einen ordentlichen Grog brauen, und Herr Marchand wird ebenfalls zur Buße hierbleiben, bis wir Alles ausgetrunken haben. Wir wollen unterdessen darüber plaudern, mein Lieber, ob Wein oder Bier dem Körper zuträglicher sei. Ich bin übrigens für Beides, wie ich's gerade habe.“

Agnes kam bald mit einer kleinen Bowle herein, und als sie den Deckel abhob, um die Gläser zu füllen, stieg der Dampf wie ein Weihrauchwölkchen zur Decke.

Krell stieß auf alle Glücklichen an, schlürfte den heißen Trank bedächtig in kleinen Schlucken und sagte: „Ja, ja, hier sind wir nun fröhlich und denken nicht an Andere! Als ich heut mein Solo blies und in's Publikum blickte, sah ich plötzlich Ihren Freund. Er saß ganz niedergedrückt da, hatte den Kopf auf eine Hand gestützt und schaute betrübt in sein Bierglas.“

„Und was spielten Sie?“

„Ein kleines Liedchen. Der Text beginnt:

> Hab' ich nur Deine Liebe,
> Die Treue brauch' ich nicht,
> Die Liebe ist die Knospe ja,
> Aus der die Treue bricht.“

„Das habe ich niemals recht verstanden,“ sprach Agnes. „Es giebt doch wohl Liebe ohne Treue, und wie kann man sich nur damit begnügen!“

„Es ist doch gemeint,“ fiel François ein, „daß da, wo wirkliche Liebe ist, auch die Treue nachfolgen wird.“

„Was nachfolgt, taugt nichts!“ rief Agnes. „Die Treue kann auch nicht kommen, wenn sie nicht von Anfang an da war. Ich höre immer den zweiten Vers ‚Die Treue brauch' ich nicht‘, und das klingt häßlich.“

„Du hast Recht, Kind,“ versicherte Krell feierlich. „Treue geht über Alles. Ich habe von alten Kriegern gelesen, daß sie so treu waren, ihrem Heerführer sogar in den Tod nachzufolgen. Auch ich habe wohl etwas davon in mir, denn ich bin meiner geliebten Agnes — Deiner Mutter — über das Grab hinaus treu geblieben und werde es so halten bis zu meinem Tode.“

Seine Augen waren feucht geworden, und François Marchand wußte nichts zu antworten.

* * *

Mitte Mai kam Onkel Dupont, und François holte den kleinen dicken Herrn vom Bahnhof ab. Er erinnerte ihn daran, daß er so gut wie verlobt sei, und der Onkel freute sich darauf, die Braut kennen zu lernen. Als er über ihre Verhältnisse unterrichtet wurde, machte er erst ein bedenkliches Gesicht, guckte dann seinen Neffen verschmitzt von der Seite an und schwieg. Auch am nächsten Tage vermied er es, über die Angelegenheit zu sprechen. Er machte dagegen in Gegenwart des Herrn Krell und seiner Tochter François darauf aufmerksam, daß er nach einigen Wochen in die Armee eintreten müsse.

„Du 'ast gewartet schon zu lang und 'ast fünf und zwanzick Jahr. Das ist die letzte Zeit für den soldat engagé eines Jahres.“

„Das ist wahr, lieber Onkel, und ich werde, wie ich Dir schon mittheilte, vorher die Verlobung feiern.“

„Nein, ick muß gegensagen. Ein verlobter Soldat ist nie gern geschaut in Dienst. Er wird schwer 'aben gegen die Vorgesetzten. Man kann warten für später.“

„Hast Du denn auch schon mit der Tante darüber gesprochen?“

Der Onkel kratzte sich hinter seinen fleischigen, rothen Ohren. „Nein, sie 'at gethan ein bös Gesicht. Ick 'abe gewollt, daß Du sagst allein.“

„Aber Onkel, ich habe ihr doch geschrieben und habe Dir auch in zwei besonderen Briefen auseinandergesetzt, was Du zu der Tante sagen sollst, damit sie meine Pläne freundlich aufnimmt.“

„Oh, ick 'abe allein keine Correspondance. Sie nimmt selbst alles Geschriebene und reißt auf, zu schauen, was es giebt. Ick kann nie gegenthun etwas.“

„Das ist ja empörend,“ brauste François auf, „wir lieben uns und werden uns auch ohne Eure Zustimmung verloben.“

„Du wirst lassen das. Du wirst annehmen den Rath von die zweite Mutter.“

„Und was will die Tante eigentlich?“

„Du sollst warten.“ Dabei blieb er. Er war eine Seele von Mensch und ein unverwüstlich heiterer Gesellschafter, wenn aber die Rede auf Familienangelegenheiten kam, wurde er ernst und schaute sich ängstlich um, als ob die drohende Gestalt seiner dürren Frau mit der steif gestärkten weißen Haube und den stechenden schwarzen Augen hinter ihm stände. „In drei Tagen ick werde reisen, und Du wirst kommen mit mir. Dein Kontrakt ist dann aus, und Du wirst arrangiren Alles bei uns. Du wirst schreiben, und Deine petiote wird thun dasselbe.“

Für Agnes waren diese Gespräche sehr unerquicklich, und sie war in der Zeit schweigsam und nachdenklich.

Am Tage vor der Trennung gab der Onkel ein Abschieds-Souper in seinem Hotel, zu dem auch Emil Altmann, den er ebenfalls kennen gelernt hatte, geladen war. Krell, der natürlich erst später kommen konnte, fand die beiden Brautleute in gedrückter Stimmung und bemühte sich, sie aufzuheitern.

„Es ist sogar besser so, wie Herr Dupont sagt,“ versicherte er. „Herr François wird uns nicht vergessen, er wird schreiben und in unsichtbarer Verbindung mit uns bleiben.“

„Was der Vater sagt, ist wahr,“ rief Dupont. „Die Liebe ist wie dieser Gyps oder Zucker, was man schüttet über die Trauben in Faß. Wie das nicht zuläßt die Luft, so auch die Liebe wird kommen lassen keine anderen Gedanken. Aber die Tante muß Dir sagen, und wir werden bitten, und sie wird thun Alles.“

Auch Agnes fand sich darein. Sie hielt es sogar für gerathen, sich heiter zu zeigen, um es nicht von vornherein mit der Tante zu verderben, die den dicken Mann gewiß scharf aushorchen würde, und der auch François eine große Pietät entgegenbrachte. „Hier, lieber François,“ sagte sie, „ist ein kleines Angebinde von mir für Ihre Tante. Es ist nur gering, birgt aber für uns Beide eine schöne Erinnerung. Es ist die Decke, an der ich arbeitete, als wir uns im Konzert kennen lernten. Erzählen Sie der Tante von mir.“

François drückte gerührt die feine Arbeit an seine Lippen, und der Onkel, ganz bezaubert von der Liebenswürdigkeit des Mädchens, rief:

„Schönes Werk! Die Tante kann fast so schönes. Aber sie thut zu viel in die Wirthschaft, man 'at nie Ruhe, wenn man ist bei sich. Ick freuen sehr auf Deinen Eintritt in Paris oder Umgegend, François. Ick werde öfters kommen von unser village, und wir werden genießen von Paris. Aber die Tante darf nicht wissen.“

„Die Tante und immer die Tante,“ sagte François ärgerlich. „Hier ist meine Braut, und an sie könntest Du jetzt denken!“

Der Onkel erhob sich mit dem Glase in der Hand. „Das will ick. Also wir 'aben ein Paar, das wird werden ein Band zwischen zwei Nationen. Es wird thun den Frieden, der 'at gefehlt. Es wird sein ein Brück über die Grenze. Und es muß sagen Du zu einander, und wir wollen trinken auf das."

Alle stießen an, das Paar gab sich einen Kuß, und François sagte: „Du Liebe!"

* * *

Der Sommer verging, das Konzert war geschlossen und sollte erst wieder im Herbst beginnen. Emil Altmann hatte Agnes und ihren Vater nur einmal einige Tage nach der Abreise der beiden Franzosen gesprochen und das Mädchen still und blaß gefunden. Er hatte der Trennung Schuld gegeben, und dabei war ihm ein Stich durch sein Inneres gegangen. Er hatte leis geseufzt darüber, daß dieses Herz, dessen Schläge einem weit Entfernten galten, nicht für ihn schlug. Oft malte er sich aus, wie selig er mit einer solchen Lebensgefährtin sein würde, und wie traurig es sei, daß ihm diese Liebe nicht zu Theil geworden. Er wußte nicht, ob er Agnes liebe, aber er fühlte eine milde Sehnsucht nach ihr, wie nach etwas Gutem, Verehrungswürdigem, zu dem ihm der Zugang verwehrt sei. Als der Vater mit der Kapelle auf Monate in einen Badeort gegangen war, wagte er schon gar nicht, zu ihr zu gehen, um nicht, nachdem er sie wieder in ihrer Häuslichkeit gesehen, seinen Schmerz noch stärker zu empfinden. Der einzige Trost in dieser Stimmung war ihm, daß er sie glücklich wähnte.

Es war ein trüber Septemberabend, als er wieder nach dem vor einigen Tagen eröffneten Konzerthause ging. Die Musik hatte bereits begonnen, und er fand doch in ziemlicher Nähe des Orchesters noch einen Platz. Das Publikum war dasselbe wie sonst: vereinzelte für die Tonkunst schwärmende Jünglinge, die mit verschränkten Armen, ohne etwas zu verzehren, sich ganz dem Kunstgenuß hingaben, sehr viele Pärchen, die das Konzert als angenehme Zugabe zu ihrem Geflüster und Gekicher hinnahmen, und an manchen Tischen würdige Matronen mit einer Schaar von Töchtern und Nichten, über die Handarbeit bisweilen spähende Blicke werfend. Auch unter den Mitgliedern der Kapelle war wenig Veränderung eingetreten, und an seinem gewohnten Platz sah Emil den alten Krell. Er schien sehr gealtert zu haben, sein Gesicht war magerer, seine Gestalt hinfälliger, und seine ganze Erscheinung recht trübselig geworden. Emil hielt Umschau nach Agnes, konnte sie aber nirgends entdecken. Sie mochte wohl heut Dienst haben, und so versuchte er, wenigstens dem Alten einen Gruß hinaufzusenden. Der aber saß gleichgiltig da und trat auch eben so gleichgiltig vor, als er mit seinem Solo an der Reihe war. Er nahm sich dann augenscheinlich mit Macht zusammen und setzte nach dem Vorspiel rasch das Horn an den Mund. Es war die mühselige Tonsprache eines inner-

lich Gebrochenen, die da herabklang. Leise, bisweilen fast ersterbend, kam es hervor:

Die Blume, die am Bachesrand
Zum Abschied Du gepflückt —

Die Melodie schien manchmal völlig wegzubleiben, die Töne schwankten wie kleine ängstliche Wellen, und es war, als ob feine Thränen mit den zitternden Klängen hervorquollen. Nach einer müden Verbeugung ging er langsam zu seinem Stuhl zurück und putzte bedächtig seine Brille, ohne sich um den spärlichen Beifall zu bekümmern. Emil war überrascht, und von trüben Ahnungen gepeinigt, erwartete er zum Schlusse den alten Musikus an der Thür. Sie begrüßten sich herzlich und schritten dann eine Weile schweigend unter einem feinen Sprühregen die Straße entlang.

„Ich habe Ihnen Manches zu erzählen," fing der Alte endlich an. „Aber nicht hier. Kommen Sie ein Glas Bier trinken!"

Als sie im „Friedrichshof" saßen und der Alte immer noch vorsichtig zögerte, fragte Emil:

„Nun, lieber Herr Krell, wie geht es Ihnen und besonders Ihrem Fräulein Tochter?"

„Lieber Herr Altmann, das ist keine erfreuliche Geschichte, und es ist schmerzlich, wenn man den Erzähler und auch zugleich den Ankläger machen muß?"

„Und wer soll angeklagt werden?"

„Erlauben Sie mir erst eine Frage," sagte Krell rasch, und seine Wangen rötheten sich, „was wissen Sie Neues von Ihrem Freunde, dem François Marchand?"

„Ich Neues? Nichts! Er hat nur zwei Mal kurz an mich geschrieben, meine folgenden Briefe hat er nicht mehr beantwortet, und seit Monaten bin ich ohne Nachricht von ihm."

„Also ebenso wie wir!" sprach Krell dumpf.

„Auch an Sie, auch an Ihr Fräulein Tochter, seine Braut, hat er nicht geschrieben?" rief Emil erregt.

„Nein. Wie ich Ihnen sage, stumm wie das Grab! Zuerst kamen zierliche Briefe, in denen er mittheilte, daß er in Nancy diene, und allerlei Heiteres aus dem Militärleben erzählte. Bald wurden die Briefe spärlicher, und schließlich blieben sie ganz aus. Zwei Mal hat Agnes noch geschrieben, einmal ich; aber eine Antwort ist nicht gekommen."

Emil schlug leicht mit der Hand auf den Tisch. „Und was sagt Fräulein Agnes dazu?"

„Sie hat gehofft und gehofft und ist nun ganz still geworden, und das ist es, was mich so ängstigt. Kein Ton der Klage kommt über ihre Lippen; aber sie sieht krank aus und brütet oft vor sich hin. Zur Musik ist sie nicht zu bewegen, und wenn sie zu Haus ist, schließt sie sich meist in ihr Zimmer ein. Dort mag sie wohl still für sich weinen."

„Ich werde den Leuten schreiben," murmelte Emil mit verhaltenem Zorn.

„Ja, thun Sie das, lieber Herr Altmann. Es ist ja immerhin möglich, daß etwas passirt ist. Vielleicht ist der junge Soldat ernstlich erkrankt, vielleicht sind die Briefe verloren gegangen. Und bitte, besuchen Sie uns so bald wie möglich, daß Agnes ein wenig aufgeheitert wird."

Noch in derselben Nacht schrieb Emil zwei Briefe, einen sehr energischen an seinen ehemaligen Freund und einen mehr geschäftlich gehaltenen an den Onkel, worin er in ernsten Worten das Benehmen des Neffen tadelte und um Auskunft bat. Er hatte sich vorgenommen, acht Tage auf eine Antwort zu warten und vorher nicht zu Krells zu gehen. Endlich am letzten Tage seiner angenommenen Frist traf ein Brief des Onkels ein. Er lautete:

Geerte Herr,

Ihre Brife als Formund sint hir eingegangen. Ick bestreite ienen die Vernunft uns zu tuhn ferweise. Es war eine dumme fantaisie von François sich zu nehmen eine tochter deutsche. François wirt bekomen eine dame französische durch die tante. Sie kennt die wahren gefhüle für das schuldige.

fiele befelungen!

Dupont.

Am nächsten Vormittage — einem Sonntage — eilte Emil zu Krells. Der Alte öffnete traurig und ging leise mit ihm in's Zimmer. Er wies stumm auf die geschlossene Thür zu Agnes' Stube und fragte dann im Flüsterton, ob Emil Nachrichten habe. Als er den kleinen Brief gelesen hatte, sagte er:

„Ich hab's mir gedacht! Agnes gewiß auch. Sie sitzt nur immer da, starrt vor sich hin, klagt über Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit und ißt fast gar nichts."

Plötzlich wurde die Thür aufgeschlossen, und Agnes trat schweigend ein. Sie sah Emil Altmann verstört an, dann faßte sie sich, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ich merke, Sie sind von Allem unterrichtet. Wie ist es nur möglich, daß es solche Menschen auf der Welt giebt und daß es ihnen gut geht?" Als ihr der Vater betrübt den Brief hinhielt, warf sie einen flüchtigen Blick darauf und floh wieder in ihr Zimmer, indem sie rief: „Ich kann's nicht hören, ich will's nicht hören!"

„Ich fürchte, daß sie ernstlich krank wird," sprach Krell. „Ihre Empörung, ihr Zorn ist grenzenlos, und dazu kommt noch diese angreifende Thätigkeit ihres Nerven aufreibenden Berufs."

Emil Altmann drückte ihm schweigend die Hand und verließ traurig die Wohnung.

*  *  *

Er ging am Abend zum Konzert, und als er nach Beendigung desselben den alten Krell an der Thür erwartete, dankte ihm dieser lebhaft und sagte:

„Bitte, kommen Sie jetzt mit in meine Wohnung! Mir ist so weh um's Herz, genau wie damals, als meine liebe Frau mich für immer verlassen hatte.“

„Und Agnes?“ fragte Emil. „Wie steht es mit ihr?“

Krell sah ihn bekümmert an. „Ich habe sie seit Ihrem Weggang nicht wieder gesehen und nur durch die verschlossene Thür einige Worte zu ihr gesprochen, ohne eine Antwort zu erhalten.“

Sie fuhren Beide, ohne weiter zu reden, mit ihren trüben Gedanken im Straßenbahnwagen der Wohnung zu. Der Alte schloß die Thür auf, ließ Altmann höflich zuerst eintreten und ging dann zögernden Schrittes nach dem Wohnzimmer. Vorsichtig klopfte er an die Thür zu Agnes' Stube. Es kam keine Antwort. Er legte die Hand auf die Klinke, und die unverschlossene Thür ging auf. Schnell wollte er auf Agnes zueilen, die zurückgelehnt in der Sophaecke saß und nur schwach von der durch einen dunklen Lampenschirm geschützten Lampe beleuchtet wurde. In demselben Augenblick prallte er entsetzt zurück und brach in ein erschütterndes Schluchzen aus.

Auch Altmann war hinzugetreten, und seine Augen füllten sich mit Thränen beim Anblick des furchtbaren Bildes: Agnes' Lippen waren aufeinander gepreßt, ihre starren Augen schienen drohend in die Ferne zu blicken, aus der rechten Schläfe war ein wenig schon geronnenes Blut gesickert, ihre Rechte hielt den Revolver noch fest umschlossen. Auf einen Bogen hatte sie in großen Zügen geschrieben: Lieber Vater, vergieb mir! Außerdem lag dort noch ein Brief an François. Er lautete:

Du Schändlicher, mögest Du immer unglücklich sein bei dem Gedanken, daß ich unser Beider Kind, noch ehe es diese schlimme Welt erblickt hat, mit in den Tod genommen habe! Ich fluche Dir noch vor meinem letzten Athemzuge!

Als Emil den Alten endlich dazu gebracht hatte, das Schreiben zu lesen, seufzte dieser tief, kniete vor seiner Tochter nieder, umarmte und küßte sie und fragte vorwurfsvoll, als ob er zu einer Lebenden spräche:

„Du thörichtes Kind, war denn das nöthig?“

Die Augen der Todten sahen starr geradeaus.

# Gedichte.

Von

**Marie Stona.**

— Schloß Strzebowitz (Oesterr. Schl.) —

## Meiner Mutter.

Ich ging zu meiner Mutter Grab,
Die Blätter hingen voll Regen,
Vom Himmel troff es still herab
Wie Segen.
Roth glühten viel Blüthen aus grünem Grund,
Als sandte mir Küsse ein zärtlicher Mund,
Und über die Gräser zog es leicht,
Wie Seufzen von bebenden Lippen streicht.

O Mutter, Du warst Heimat mir,
Noch da ich kaum Dich kannte,
Dem Himmel gleichend, für und für
Dein Müh'n sich über mich spannte.
Du warst der Gott, der mich leben gelehrt,
Du hast meine jungen Gebete erhört,
Und wie aus frommer Erde Schooß
Deiner Gaben Fülle mich segnend umsproß.

O Mutter, warum bliebst Du nicht,
Bis Du Dein Werk vollendet,
Sieh nur, wie's schnell in Trümmer bricht,
Da Du Dich abgewendet.
Was frag' ich nach Himmel und Erde nun,
Nach gütiger Götter gütigem Thun,
Sie alle wiegen so schal und leer,
Nur der Menschen Haß, der lastet schwer . . .

So klagt' ich, Mutter, an Deinem Grab,
Die Blätter hingen voll Regen,
Vom Himmel troff es still herab
Wie Segen.
Roth glühten viel Blüthen aus grünem Grund
Als sandte mir Küsse ein zärtlicher Mund,
Und über die Gräser zog es leicht,
Wie Seufzen von bebenden Lippen streicht.

⁂

## Götter sind wir . . .

Götter sind wir, die in Träumen
Unter armen Menschen wandeln,
Ihre Art dünkt fremd der unsern,
Fremd ihr Treiben, Müh'n und Handeln.

Unser Staunen ist ein andres
Als das Staunen jener Seelen,
Die auf breiter Straße ziehen
Und im Staube sich vermählen.

Unsre Wonnen sind verklärter,
Unser Glück hat weiße Flügel,
Trägt uns hoch in blaue Lüfte
Ueber grüne Erdenhügel.

Doch in wildzerriss'ne Klüfte
Stürzt uns grausam Weh und Hassen,
Und die Fülle unsrer Leiden
Kann kein irdisch Herz erfassen!

⁂

## Wilde Triebe.

Am Rhein, am Rhein, am grünen Rhein
Erhebst Du froh den Becher,
Mir grünt und blüht nur wilder Wein,
Mein Haus, das ist sein Zecher.

Und wilde Rosen schlingen sich
Um's finstere Gemäuer,
Neig' ich aus schlankem Fenster mich,
Zerreiß' ich ihre Schleier.

Mir flammt ein wildes Herz in der Brust,
Ein Herz voll Rosengluthen,
Drin sprüh'n mit unbezähmter Lust
Berauschende Sturmesfluthen.

# Volksuniversitäten in Paris.

Von

## Julius Reiner.

— Charlottenburg. —

Die Volksuniversitäten verdanken ihr Entstehen den sich immer mehr geltend machenden Bedürfnissen nach Aufklärung und Bildung. Die erste Volksuniversität entstand in England, wo im Jahre 1867 Dr. Birckbeck in London eine gründete. Im Laufe der nächsten Jahre nahm diese Bewegung in ganz England zu, und unter dem persönlichen Eingreifen des leider so früh verstorbenen Arnold Toynbee entwickelte sich diese Institution rasch und war von nun an mustergiltig für die anderen kontinentalen Staaten des westlichen Europas.

England besitzt jetzt in fast jeder größeren Stadt eine oder auch mehrere Institutionen, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, Aufklärung und Bildung unter den arbeitenden Klassen zu verbreiten. Die „Toynbee Hall" in London, so nach ihrem Begründer benannt, besitzt gegenwärtig ein eigenes monumentales Haus mit vielen Hörsälen, eine große Bibliothek und einige Spiel- und Unterhaltungsplätze.

In Frankreich fand diese Idee erst in den letzten paar Jahren Eingang. Der eigentliche Anstoß zur Gründung einer Volksuniversität ging von einem Typographen-Arbeiter aus, der durch unermüdliche Thätigkeit es so weit gebracht hat, eine Universität für die arbeitende Klasse zu gründen.

Georges Deherme war ein gewöhnlicher Arbeiter, der aber von einer idealen Liebe zur Wissenschaft erfüllt war. Die Kenntnisse, die er besitzt, hat er sich durch Selbstunterricht erworben, und das Bewußtsein, daß es viele nach Wissen Begehrende giebt, ließ in ihm schon frühzeitig den Gedanken reifen, eine Volksuniversität zu gründen.

Schon vor zehn Jahren sammelte er mehrere Arbeiter um sich, mit denen er im Hinterraume eines Kaffeehauses in Paris allabendlich zusammenkam und mit ihnen allgemeine Fragen aus den verschiedenen Wissenszweigen besprach. Im Jahre 1896 begründete er und druckte selbst ein kleines Blatt: „La Coopération des idées, revue mensuelle de sociologie positive". Er lud in dieser Schrift Gelehrte und Arbeiter zur gemeinsamen Thätigkeit ein. Das Programm, das er entwickelte, war kurz, aber klar und von einer sehr hohen Gesinnung getragen. Wahrheit und Brüderlichkeit waren die Leitsterne dieses neuen Unternehmens.

Die Schlichtheit seiner Aufrufe und die Eindringlichkeit seiner Worte verfehlten nicht, die gewünschten Resultate herbeizuführen. Es schaarte sich um ihn eine große An-

zahl von wißbegierigen Arbeitern und zahlreiche Künstler und Gelehrte, darunter Namen von allererster Bedeutung versprachen ihm ihren Beistand.

Im April 1898 veranstaltete er allabendlich in der Rue Paul Bert Vorträge über Kunst, Litteratur, Moral und exakte Wissenschaften. Georges Deherme gab sich aber mit den bereits erzielten Resultaten nicht zufrieden. Durch eine Subscription gelang es ihm, Mittel zur Erwerbung eines eigenen Lokales zusammenzubringen, und seit Ende des Jahres 1899 hat die „Coopération des idées“ ihre eigene Universität, welche unter dem Namen „Université du Faubourg Saint-Antoine“ eine Weltberühmtheit erlangt hat.

Die Universität ist von neun Uhr Morgens bis elf Uhr Abends offen, aber die Arbeiter versammeln sich daselbst erst nach sechs Uhr Abends. Ein Raum von über 200 Meter, der 600 Zuhörer fassen kann, ist fast alle Abende dicht gefüllt. Arbeiter, Männer und Frauen, kleine Kaufleute und andere Wißbegierige versammeln sich hier allabendlich, um den Vorträgen über verschiedene Wissenszweige zu lauschen. Geschichte, Litteratur, Kunst, Medizin, Philosophie u. s. w. bieten einen reichen Belehrungsstoff. Unter den zahlreichen Anwesenden befinden sich zuweilen auch Professoren und Akademiker, die von dem Rufe der neuen Institution herbeigelockt, hinkommen und, wie z. B. Gaston Paris, Anatole France und viele Andere, derselben ihre Kräfte leihen, indem sie selbst Vorlesungen halten.

Die Universität du Faubourg Saint-Antoine hat durch ihre Popularität gleich eine große Anzahl gleicher Institute in's Leben gerufen, von denen nur die wichtigsten hier genannt sein mögen.

So wurde kurz nach Eröffnung des Institutes im Faubourg Saint-Antoine eine Universität für das Volk unter dem Namen „l'Emancipation“ im XV. Pariser Stadtbezirke gegründet. Anatole France hielt die Eröffnungsrede und führte unter Anderem aus, daß der Zweck des Institutes die Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen sei und daß jeder Mensch das Recht auf diese beiden Güter habe.

Im XIV. Stadtbezirke gründete Madame Kergomard und Duchaux, Direktor des Pasteur-Instituts, eine ähnliche Universität wie die im Faubourg Saint-Antoine. Am ersten Abend sprach Madame Kergomard über die Ziele und Zwecke der modernen Aufklärungsbewegung, und Maurice Bouchor erklärte sein Poem „La muse et l'ouvrier“.

Die „Union Mouffetard“, so benannt nach der Straße, in der sie sich befindet, verfolgt ähnliche Zwecke, wie die oben genannten, während aber in den ersteren das Arbeiterelement vorwiegt, sehen wir in der letzteren nur socialistische Bestrebungen sich gruppiren. Die „Union“ wird in erster Reihe von Studenten geleitet und zählt zu ihren aktiven und Ehrenmitgliedern die Spitzen der Sorbonne und der Ecole normale. Fast alle Abende versammelte sich in den geräumigen Sälen dieses Institutes eine große Anzahl Zuhörer, die über Kunst, Litteratur, sociale Fragen, Wissenschaft u. s. w. sich belehren läßt. Außerdem werden unentgeltliche juristische und medicinische Auskünfte ertheilt. Die große Anzahl der Studirenden und Professoren ermöglicht es, über die verschiedensten Wissenszweige und Specialfragen gediegene Vorträge zu halten.

Eine besondere Aufmerksamkeit wird auch den Rundgängen durch den Louvre geschenkt, die von dem kundigen Bertraux geleitet werden. Die „Union“ steht auch der Universität „du Faubourg Saint-Antoine“ durch ihre Gediegenheit am nächsten.

Die „Solidarité“ ist zwar noch jüngeren Datums, aber aus der Anzahl der angekündigten Vorlesungen kann man schon ihre Bedeutung ersehen. So wurde in einem Semester gelesen: Seignobos über Revolution, Gide — Einleitung in die socialen Wissenschaften, Buisson — Die Anfänge der Moral oder Sokrates und Jesus, Edouard Rod las über Tolstois Auferstehung und über den Aufschwung der französischen Litteratur im XIX. Jahrhundert.

Das Alles hat man Gelegenheit zu hören gegen eine monatliche Bezahlung von 50 Centimes; die meisten Volksuniversitäten erheben diesen kleinen Beitrag, um bei den Mitgliedern den Gedanken einer öffentlichen Wohlthat nicht aufkommen zu lassen. Die

Arbeiter hören ihre Vorträge für ihr Geld an, wenn auch diese kleine Summe in gar keinem Verhältnisse zu dem dafür Gebotenen steht. Es handelt sich eben darum, die großen Arbeiterschichten daran zu gewöhnen, keine Wohlthaten zu empfangen. Das Recht auf Bildung hat Jedermann, und die Mittel zur Erreichung derselben müssen so beschaffen sein, daß auch der Arbeiter sie sich leisten kann.

Auf einer ähnlichen Grundlage, nur in etwas bescheidenerem Maßstabe, beruhen die Volksuniversitäten: „Foyer du peuple", „l'Enseignement mutuel", „l'Idéal sociale", „Soirées ouvrières de Montreuil-sous Bois" und noch mehrere andere.

Die Bewegung ist gegenwärtig im Fluß und man kann ruhig die Frage aufwerfen, ob es gegenwärtig eine zweite Stadt in Europa giebt, in der man für die Volksbildung — im weitesten Sinne dieses Wortes — so viel thut, wie in Paris.

LIBER

# Illustrirte Bibliographie.

**Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst.** Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk von Dr. J. E. Weis-Liebersdorf. In zwei Theilen, mit 106 Abbildungen nach Originalphotographien. Zweiter Theil (VI und Seite 107—241. Groß-8⁰ mit 49 Abbildungen). Preis 5 Mk. — München 1901, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Der erste Theil dieser kunst- und kulturgeschichtlichen Jubiläumsdenkschrift ist in der „Illustrirten Bibliographie" bereits besprochen worden. Seine litterarische Beurtheilung erstreckt sich auch auf den unlängst erschienenen zweiten Abschnitt des Werkes. Er beschäftigt sich mit Hans Burgkmair und dem Meister L. F., bei dem wir „die freie Wahl haben, ob wir ihn Laux Fröhlich oder Leo Fras nennen wollen". Die vier letzten Tafeln des sechstheiligen Bilder-Cyklus, den die eben genannten Meister in Verbindung mit Hans Holbein dem Aelteren beim Herannahen des Jubeljahres 1500 für das Katharinen-

Aus: Dr. J. E. Weis-Liebersdorf, Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. München 1901, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

kloster in Augsburg zu liefern hatten, werden in ihren technischen Einzelheiten erklärt und in das Lebenswerk der Künstler eingegliedert. Der volksthümlichen Kult- und Legendengeschichte ist hier noch ein breiterer Raum geboten, als in der ersten Hälfte des Buches. Namentlich wird die räthselhafte Geschichte der Nothhelfergruppe, die apokryphe Johanneslegende, die romantische Romwallfahrt der heiligen Ursula und ihrer Jungfrauen, sowie die Ueberlieferung von St. Helena und dem heiligen Kreuze auf Grund des jetzigen Standes der Wissenschaft behandelt. Der Verfasser wollte sich, wie er im Vorwort ausführt, nicht im schlichten Rahmen einer engbegrenzten Kunststudie halten, er wollte viel-

Aus: Dr. J. E. Weis-Liebersdorf, Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. München 1901, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

mehr das religiöse Fühlen und Denken der deutschen Volksseele um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit darzulegen und historisch zu erklären suchen. „Da zum Verständniß einer bestimmten religiösen und kulturellen Epoche nichts geeigneter ist als der Einblick in deren durch viele Aeußerlichkeiten bedingten und gehemmten Werdegang, wurde überall die geschichtliche Methode angewendet". Aber mit seinen special-historischen, zuweilen religionstendenziös gefärbten Pinselstrichen vermag Dr. Weis nicht immer großzügige Gemälde zu bilden. Seine genauen Detailstudien, seine intime Kenntniß der Fachlitteratur führen ihn mitunter zu eingehenden, sehr gelehrten Kolloquien mit seinen Schriftgenossen und -Gegnern, so daß man nicht in allen Theilen das Werk als eine „für weite Kreise der Gebildeten bestimmte Jubiläumsdenkschrift" ansehen kann. Es wendet sich besonders an christliche Archäologen, an Bücherfreunde, Fach-Bibliotheken, Klöster. Der Geistlichkeit

wird die Schrift voraussichtlich am willkommensten sein, da der Verfasser seine Betrachtungen oft „bis auf die Höhe der apologetischen Wissenschaft führt". Auch Freunde der Geschichte deutscher Städte können hier ein Stück großer Kultur in Augsburg kennen lernen, in einer Stadt, der man den Namen einer Enklave italienischer Renaissance auf deutschem Boden gegeben hat. Schließlich sei noch erwähnt, daß der interessante Gemäldecyklus als Ganzes bisher in der Geschichte der christlichen Kunst und Kultur noch nicht eingehend gewürdigt worden ist. P. R.

---

# Bibliographische Notizen.

**Null und Unendlich.** Von F. Volkmann. Berlin, Fritz Rühe.

Der Verfasser beginnt seine interessante Studie mit der Frage, wieso es kommt, daß wir die Begriffe Null und Unendlich uns niemals gegenständlich machen können, in unserer ganzen Denkungsweise aber völlig abhängig von ihnen sind und unaufhörlich darauf Bezug nehmen müssen. Er bemüht sich darzuthun, daß die Begriffe Null und Unendlich nicht blos in das Gebiet der Mathematik gehören, sondern daß dieselben die Leitsterne auf dem ganzen Gebiete menschlicher Erkenntniß sind. Sie sind also nicht etwa bloße Hypothesen, sondern Wirklichkeiten, mit denen unsere Vernunftanlage ausgerüstet ist. Indem der Verfasser des Weiteren die bezüglichen Darlegungen Kants in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, versucht er Irrthümer auf dem Gebiet der Philosophie nachzuweisen; verwahrt sich aber dagegen, daß er einen so verdienstvollen Mann wie Kant habe angreifen wollen. Sein Bestreben sei nur darauf gerichtet gewesen, der Quelle nachzuspüren, aus der Irrthümer schließlich hervorgegangen sind. Der Entwicklungsgang der Philosophie scheint am meisten die Schuld zu tragen, daß wir uns von der Klarheit der Erkenntniß entfernt haben. Die Arbeit ist ganz anregend geschrieben. K.

**Ueber Bergobservatorien.** Von Dr. Karl Kostersitz. Mit 15 Illustrat. — Wien, Karl Gerold. 1 Mk. —

Das vorliegende Heft enthält die Wiedergabe eines vom Verfasser im Oesterreichischen Touristen-Klub am 22. März v. J. gehaltenen Vortrages. Der für die Astronomie begeisterte Verfasser geht in seiner Darlegung davon aus, daß durch Errichtung von Bergobservatorien sowohl die Astronomie als auch die Meteorologie eine ganz ungeahnte Förderung erfahren haben, und daß insbesondere der Astronomie durch die Beobachtungen auf Bergobservatorien die für die weiteren Fortschritte dieser Wissenschaft wichtigsten Gebiete viel leichter und besser zugänglich gemacht worden sind, als durch die Beobachtungen auf einem in der Niederung gelegenen Observatorium. Insbesondere ist durch die fortschreitende Vervollkommnung der astronomischen Instrumente immer mehr die Aufmerksamkeit auf die große Bedeutung, die den atmosphärischen Verhältnissen zukommt, hingelenkt worden. In Amerika hatte man zuerst damit begonnen, hoch und freigelegene Punkte aufzusuchen und sich so von den störenden Einflüssen bei der Beobachtung zu befreien. Der Verfasser giebt einen kurzen Ueberblick über die in den verschiedenen Ländern errichteten Bergobservatorien und bespricht am Schluß die in Oesterreich vorhandenen bezüglichen Beobachtungsstationen. Der Zielpunkt seiner Darlegung geht dahin, die Nothwendigkeit eines Observatoriums im Schneeberg- und Semmeringgebiete nachzuweisen. Für ein daselbst zu errichtendes Observatorium entwirft er durch Zeichnungen erläuterte bezügliche Projekte. Da in Europa ein ständiges astronomisches Bergobservatorium, im strengen Sinn des Wortes, noch nicht existirt, so bezeichnet der Verfasser die Errichtung eines solchen Observatoriums in Oesterreich für bahnbrechend und als eine Kulturthat allerersten Ranges. — Die kleine Schrift ist recht lesenswerth. K.

**Lehmanns Volkshochschule.** Herausgeber Dr. Ernst Dannheisser. Entwicklungsgeschichte der französischen Litteratur bis 1901, gemeinverständlich dargestellt von Dr. Ernst Dannheisser. Zweibrücken, 1901.

Diese französische Litteraturgeschichte kann ihrer ganzen Anlage nach natürlich nur das Allerwichtigste melden. Es ist sozusagen ein Buch im Depeschenstile. Ueberall hat Prägnanz und Kürze zu herrschen.

Nichtsdestoweniger fehlt es dem kleinen Werke nicht an Charakteristiken und Be-

merkungen, die die Lektüre als eine nicht nur lehrreiche, sondern auch genußvolle erscheinen lassen. Nach der vorzüglichen Arbeit von Eduard Engel nimmt es mich Wunder, einer ähnlichen, noch kürzeren Arbeit zu begegnen, die den Reiz frischer Darstellung jedenfalls auch nicht vermissen läßt.

Eine übersichtliche Zeittafel der namhaftesten Werke bildet einen werthvollen Anhang des brauchbaren Büchleins.

H. L.

**Lord Byrons Einfluß auf die europäischen Litteraturen der Neuzeit.** Von Dr. Otto Weddigen. Zweite durchgesehene Auflage. Wald und Leipzig, 1901, F. W. Vossen und Söhne.

Diesen Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte kennzeichnet das Motto. Byron ist nothwendig der Ausgangspunkt für das Studium der Litteratur im neunzehnten Jahrhundert. Der Autor entwirft zunächst eine Charakteristik der Byron'schen Poesie und schildert dann den weithin reichenden Schatten der mächtigen Gestalt über die ringsum liegenden Länder. Bei diesem Bemühen wird in interessanter Weise der Zusammenhang der Weltlitteratur ersichtlich, ein Problem, das vermuthlich in Zukunft noch immer stärker die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen wird.

H. L.

**Aus der fortifikatorischen Vergangenheit von Paris.** Für Offiziere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. Mit 4 Tafeln in Steindruck. Berlin, Richard Schröder (vorm. Dörings Erben).

Der als militärischer Schriftsteller bereits bekannte Verfasser giebt in der vorliegenden kleinen Arbeit einen Ueberblick über die Entwicklung von Paris als befestigten Platz. Wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, ist seine Studie — ein erweiterter Sonderabdruck aus den „Neuen Militärischen Blättern" — im Gedächtniß der Moltke'schen Worte verfaßt, nach denen eine Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich unter der Bedingung aufrichtiger Anerkennung des Frankfurter Friedens für möglich gehalten wird. — Auf Grund eines umfangreichen Quellenstudiums entwirft der Verfasser ein Bild von dem Werden und Wachsen von Paris, im Zusammenhange der mit ihm innig verbundenen Vertheidigungs- und Befestigungsanlagen — interessant und reizvoll nicht nur für den Staatsmann und Soldaten, sondern auch für jeden Gebildeten, denn mit Paris ist bekanntlich Frankreich identificirt. — Der Verfasser beginnt seine Studie mit der frühesten Ansiedelung im Inselgebiet der Seine und führt sie durch bis auf die Gegenwart, also bis zur Befestigung des heutigen Paris, eigentlich wohl richtiger gesagt „der Provinz Paris", denn innerhalb des jetzigen Fortgürtels liegen volkreiche Städte, wie Versailles, St. Germain, Argenteuil, St. Denis, Villeneuve, Choisy und Sceaux, sowie eine ganze Zahl kleiner Ortschaften. Besonders interessant ist die kurze Betrachtung über die Belagerung von 1870/71. Man kann dem nur beistimmen, was der Verfasser hierüber sagt. Er bezeichnet die damalige Belagerung als ein lehrreiches Beispiel, wenigstens in ihrer Einleitung, wie wir es in Zukunft nicht machen sollen. Damals hatte leider eine Geringschätzung der Bedeutung der Festungen und des Kampfes um dieselben zu Gunsten des reinen Feldkrieges Platz gegriffen gehabt. Der Verfasser wird sicherlich mit seiner Studie auch in weitesten Kreisen reges Interesse hervorrufen.

K.

**Die Ernährung der Thiere im Lichte der Abstammungslehre.** Von Professor Dr. Heinrich Simroth. Odenkirchen, Breitenbach, 1901.

Das Buch über die Ernährung der Thiere beschäftigt sich mit den Haushaltungsfragen und -sorgen der Mutter Natur, ein eigenthümliches und den Naturfreund gewiß in hohem Grade fesselndes Thema. Der Leser wird gleichsam mit in den Ideenkreis der allmächtigen Wirthschafterin hineingezogen. Und während die Gedanken über das weite Feld der Nahrungsangelegenheiten des Thierreichs wandern, wird so dem Menschengeiste selber eine neue, wohlschmeckende Kost bereitet.

H. L.

**Koulissenstaub.** Lustiges Theater-Allerlei. Von Jacques Burg. Berlin, 1901, M. Lilienthal.

Aehnlich wie in den „Skizzen aus der Artistenwelt", die Jacques Burg unter dem Titel „In der Manege" bei Reklam neuerdings hat erscheinen lassen, sind diese Theatergeschichten anspruchslos und gefällig, hübsch und geschmackvoll vorgetragen. Die Sprache, obwohl leicht und zwanglos, ist mit sauberer Sorgfalt gehandhabt. Burg erzählt Gesehenes, Miterlebtes und Erfundenes, Empfundenes. Alles drückt er mit gleicher Präcision und Einfachheit aus. Glücklichster Humor verräth sich in einzelnen Schilderungen wie beispielsweise in der Ge-

schichte von den verschiedenen Kategorieen der Dummheit; die beste scheint darunter die „siegreiche" Dummheit zu sein. Wo uns traurige Bilder gezeigt werden, kommt das mitfühlende Herz des Autors schlicht und rührend zur Geltung. H. L.

**Geschichten von der Scholle.** Von Theo Malade. Braunschweig und Leipzig, Verlag von Richard Sattler.

Wie schon der Titel andeutet, schildert Th. M. nicht fein ausgeklügelte, sondern einfache, natürliche Menschen und Begebenheiten. In künstlerischer Schlicht- und Knappheit hält er sich von aller Red- und Rührseligkeit fern und versteht gerade dadurch zu fesseln und das Gemüth anzuregen. Sein Buch enthält drei Geschichten: Spätfrühling. Der Pastor von Wultzow. Hilfsbote Traum. Am eigenartigsten tritt sein liebenswürdiges Erzählertalent in der letzten Geschichte hervor, deren Held ein dem Trunk ergebener Veteran ist. N.

**Regenwetter.** Plauderstunde bei einem Poeten. Friedrich Norgwardt. Fr. Sensenhauser'sche Buchhandlung (C. v. Rüti & Huhl), Berlin, C., Alexanderstraße 37a.

Solch Regenwetter läßt man sich gefallen! Fr. B. versteht es, den grauen, trüben Tag durch den Zauber echter Poesie zu erhellen und zu vergolden. Nach stimmungsvoller Einleitung giebt er auf S. 10 folgendes Programm: „Ich führ' Euch an sonnigen Stätten vorbei, wo Blumen blühen und Lieder; ich führ' Euch durch schweigende Waldesnacht zu Vorzeitgefilden hernieder. Erwachen aus tausendjährigem Schlaf sollen der Väter Sagen, und jungen Ruhmes heller Klang soll an das Ohr Euch schlagen. Auch an der holden Gegenwart mag Euer Herz sich erfreuen u. s. w.". Zur Erfüllung seines poetischen Versprechens bediente er sich des alten gefälligen Nothhelfers der Dichter, des Traumes. Von ihm wird er auf leichten bunten Falterschwingen zurückgetragen in die frohe Jugendzeit und an ein bemoostes Hünengrab seiner pommerschen Heimat. Frau Sage erzählt ihm romantische Geschichten von Jung Harald und von dem Goldschild des Königs Olaf Tryggweson, und die Meerfrau singt ihm ein seltsames Lied. In Stralsund schwärmt er von Schill und vom deutschen Glauben. Sonnige Reisebilder aus dem Harz und vom Rhein weben sich ihm zum anmuthigen, durch schelmischen Humor verklärten Idyll. In Nordhausen begegnet er auf dem Marktplatz Roland, dem altdeutschen Helden. Mit ihm wandert er auf den Kyffhäuser, hält eine längere, von hoher Vaterlandsliebe durchglühte Zwiesprach und läßt endlich seinen Traum in einen warm patriotischen Sammelruf ausklingen. Wir wünschen dem in klang- und gemüthvollen Versen geschriebenen Büchlein, das sich im Denken und Dichten unter der nervösen, blutleeren litterarischen Modewaare sehr vortheilhaft auszeichnet, den besten Erfolg. N.

**Ein Sonderling.** Roman aus der italienischen Renaissance von Wilhelm Walloth. Leipzig, Lotus-Verlag.

Für das bedeutende Talent dieses Dichters, die Vergangenheit heraufzubeschwören und ihr den warmen Schein wahren Lebens zu geben, zeugen bereits die historischen Romane: Paris der Mime, Oktavia und das Schatzhaus des Königs. Auch in der vorliegenden Erzählung werden wir in eine fernliegende Zeit, in die italienische Renaissance zurückversetzt. W. W. stellt sich die schwierige Aufgabe, einen Sonderling, den genialen Prinzen Giovanni Matatesta von Rimini, zum Helden seines Romans zu machen. Er löst dieses Problem, indem er ihn nicht nur mit hervorragenden Geistesgaben ausstattet, sondern ihn eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben empfinden, sich in sich selbst zurückziehen und eine eigene Traumwelt erschaffen läßt. Daraus ergiebt sich natürlich keine alltägliche Liebesgeschichte, sondern ein ernster, interessanter Konflikt. Die kunstvolle Darstellung und Durchführung desselben giebt dem Buche einen höheren Werth, als den, zur Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses zu dienen. N.

**Lieder einer Vagantin.** Von H. Fr. von Ossen. Hugo Schildberger, Verlag, Berlin.

Es ist ein Kompliment für die Verfasserin, daß man ihr die „Vagantin", als die sie sich im Titel ankündigt, weniger glaubt, als die ernst und echt empfindende Dichterin.

Unter einer „Vagantin" thut man's nun einmal in der Zeit der „Ueberbrettl"-Mode nicht, deren Einfluß auch die Humoristika dieser Dichterin verrathen. Daß sich auch hier manches frische kecke Stück findet, soll nicht geleugnet werden; aber die echten und schlichten Empfindungstöne einiger ernster Gedichte sprechen doch unmittelbar zu Herz und Sinn. Am besten hat in seiner Formenrhythmik wie in seinem Em-

pfindungsinhalt das Gedicht „Heimat“ auf mich gewirkt, das uns in reiner, schöner Stimmung die Gefühle der Dichterin am Grabe ihres Vaters vermittelt:

„Wie laut das tiefe Schweigen zu mir spricht!
Der Sonnenschein
Fällt strahlend hell hinein
Und badet Alles in ein Meer von Licht.

Der Todten Ehrenzeichen leuchtend stehen
In diesem Meer,
Sie künden hoch und hehr
Ein neues Leben und ein Wiedersehen!

Dann kniete ich an meines Vaters Grab,
Das, eng und klein,
In seinem morschen Schrein
Das Beste birgt, was ich besessen hab'!

Und weinend hab' den Hügel ich geküßt,
Der, lieb vertraut,
Wie ich ihn einst geschaut,
Im Heimatlande meine Heimat ist!

K. W. G.

**Dämmerstrahlen.** Ein Dichtbuch von Fritz Stöber. Mit einem Vorwort von Peter Hille. Berlin, Verlag Hermann Walther (Friedrich Bechly).

Der Verfasser dieses Buches ist ein junger westfälischer Maler, ein sauerländischer Bauernsohn, der seit Jahren in Berlin weilt. Treffend sagt Peter Hille: „Es berührte eigen, wenn man so einen trotzig frischen, gereizt treuherzigen Haidestrauß mit seinen gleichsam angesprenkelten Blüthen in feinem Spitzenkragen, in der zierlich ausgestanzten Manschette sieht.“ Der fremdartige Eindruck verwandelt sich aber bald in das wärmste Interesse für den eigenartigen Poeten, sobald wir erkennen, daß er nichts Gekünsteltes, Anempfundenes und Nachgeahmtes, sondern Wahres, Eigenes und Ursprüngliches giebt. Die Dichtungen Stöbers verrathen ein scharfes Auge für schöne, stimmungsvolle Bilder und ein feines Ohr für den tiefen Ton des Herzens, für das echte Volkslied. Dies zeigt sich besonders in: Mittag auf westfälischer Haide. Haidegespenst. Abend. Am Meer. Sei wieder mein Du! Fata Morgana. Dirne Tod. Nächte. Ausgestoßene. Mädchenlieder. Auch unter den „Gedanken“ finden sich originelle, z. B. „Wer mit dem Strome schwimmt, hat nie den Rücken frei. — Wer seinen Gott auf der Zunge trägt, der hat ihn nicht; nur wer sich mit ihm durch Stürme schlägt, dem leuchtet sein hohes Angesicht.“ Von den „Gedichten in Prosa“ dünkt uns das längste: „Steinklopfer Franz ist todt!“ auch das bedeutendste.

N.

**Merlin.** Ein Buch Liebeslieder von Theodor Suse. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

„Nur an dem Quell des Lebens wächst
der Baum,
Der ew'ge Schönheit blühend niederbreitet;
In seinen Zweigen nur ist Licht und Raum
Für jene Weisheit, die durch Tag und Traum
Uns zu des Lebens Sonnenhöhen leitet.“

So singt der Dichter auf S. 60 seines Liederbuches. In „Merlin“ giebt er uns eine süße Frucht dieses Blüthenbaumes der Schönheit. Die alte Zaubermär gewinnt durch seine formenschönen, mit bestrickendem Wohlklang sich in's Ohr einschmeichelnden Verse frisches Leben. Besonders als Brautgabe wird diese zarte, eigenartige Dichtung sehr willkommen sein.

N.

**Auf den Spuren des Genius.** Eine Dichtung aus Italien und dem Orient von Adolf Teichert. Berlin W., Verlags-Gesellschaft „Harmonie“. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Wie Byron in „Childe Harolds Pilgrimage“, so giebt A. T. in Form der Spenserstanze eine Reisebeschreibung in Versen. In sechs Gesängen schildert er seine Fahrten durch die Schweiz über den großen St. Bernhard nach Italien, Sicilien und über Wien, Ungarn, Serbien, Bulgarien nach Konstantinopel und Griechenland. In der 82. Strophe des letzten Gesanges sagt er: „Nicht ist es Aberglauben, nicht ist's Wahn, Es giebt in der Natur geweihte Stellen, Wo lieber als an andern sich uns nah'n Die Götter und sich inn'ger uns gesellen, Wo lieber sie des Geistes Aug' erhellen, Zu schau'n die Wahrheit durch der Erde Dunst, Wo reicher strömen uns die heil'gen Quellen Der göttlichen Begeist'rung und der Kunst, Wo freundlicher als sonst uns strahlt der Götter Gunst!“ An solchen geweihten Stätten hält er Rast und knüpft an sie poetische Gedanken, welche ihm durch Natur- und Kunstbegeisterung oder durch geschichtliche Erinnerung geweckt wurden. Der Dichter beschränkt sich jedoch nicht auf klassische Rückblicke, sondern weist auch als ein Apostel wahrer Menschenliebe auf eine bessere Zukunft hin und geißelt freimüthig die Gebrechen und Kriegsgreuel unserer Zeit.

N.

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **Z.** = Zukunft.

**Aera, Eine neue?** Z. X. 16.
**Amerikanisirung der deutschen Schifffahrts-Gesellschaften, Die.** Von Merkur. G. XVIII. 2.
**Analyse der Empfindungen.** Von R. Wlassak. Z. X. 18.
**Anzengrubers Briefe.** Von R. Fürst. L. E. IV. 8.
**Carrière, Eugène.** Von B. Rüttenauer. Z. X. 17.
**Case, Jules.** Von H. L. N. u. S. 1902. März.
**Chanson im XIX. Jahrhundert, Das französische.** Von P. Bornstein. N. u. S. 1902. März.
**Chopin, Friedrich, als Componist.** Von J. Kinkel. D. Re. 1902. Jan.
**David, J. J.** Von H. Bethge. L. E. IV. 8.
**Deutsche Parlament 1848|49, Das.** Von R. v. Mohl. N. u. S. 1902. März.
**Dichter und sein Beruf, Der.** Von H. von Hopfen. L. E. IV. 7.
**Dumas, Alexander, der Jüngere.** Das letzte Stück A. D. Persönl. Erinnerungen. Von G. Claretie. D. Re. 1902. Jan.
**Ein Dreigestirn grosser Naturforscher an der Heidelberger Universität im 19. Jahrhundert.** Von A. Kussmaul. D. Re. 1902. Jan.
**Einheitsschule, Zur.** Von H. Schmidkunz. G. XVIII. 2.
**Einst und Jetzt.** Von P. Ernst. Z. X. 18.
**Erziehung und Erzieher.** Von P. Menzer. Z. X. 18.
**Europäischen Geschichte, Der Aufbau der.** Von K. Breysig. Z. X. 15.
**Gelsenkirchen.** Von Plutus. Z. X. 16.
**Geschichtliche Gesetzmässigkeiten.** Von K. Breysig. Z. X. 17.
**Grabbe, Christian Dietrich.** Von O. Friedländer. G. XVIII. 1.
**Hykia.** Von G. Brandes. Z. X. 14.
**Ideale, Die.** Z. X. 14.
**Indiens Noth und Russlands Ziel.** Von K. Blind. N. u. S. 1902. März.
**Kunst und Religion.** Von R. Klein. G. XVIII. 2.
**Landwirthschaft, Industrie und Handel.** Von K. Küster. G. XVIII. 2.
**Lingg, Hermann von.** Von A. K. T. Tilo. G. XVIII. 2.
**Malakow, Die Einnahme des.** Von G. Bapst. D. Re. 1902. Jan.
**Moderne Kunst.** Von K. Scheffler. Z. X. 15.
**Mutterrechte.** Von E. Gnauck-Kühn. Z. X. 18.
**Naturwissenschaftliche Litteratur.** Von W. Bölsche. L. E. IV. 7.
**Oesterreichische Dialektstücke.** Von H. Sittenberger. L. E. IV. 8.
**Pädagogische Psychologie.** Von L. W. Stern. Z. X. 16.
**Pettenkofer, Max v.** Erinnerungen an M. v. P. Von R. Emmerich. D. Re. 1902. Jan.
**Praterverwüstung.** Von J. J. David. Z. X. 15.
**Prešeren, Franz.** Von A. Hauffen. L. E. IV. 8.
**Professores.** Z. X. 15.
**Raritätenbetrug.** Von V. Mataja. Z. X. 14.
**Reichsanleihen.** Von Plutus. Z. X. 17.
**Schillerpreis, Nochmals der.** Von E. v. Wildenbruch. L. E. IV. 7.
**Sprachgeschichtliches.** Von H. Wunderlich. L. E. IV. 7.
**Stosch, Albert v.** Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals A. v. G. Briefe u. Tagebuchblätter. Von U. v. Stosch. D. Re. 1902. Jan.
**Streuvels, Stijn.** Von M. Sommer. L. E. IV. 7.
**Todesstrafe, Duell, Krieg.** Von einem Optimisten. N. u. S. 1902. März.
**Theatercensur, Ueber.** Von G. Krais G. XVIII. 1.
**Traum, Ueber den.** Von P. Schultz, D. Re. 1902. Jan.
**Tschechische Schriftthum, Das.** Von C. Hoffmann. L. E. IV. 8.
**Vereinsrecht.** Von E. Passow. Z. X. 16.
**Verkehrswesen im Kriege, Das moderne.** E. Miller. N. u. S. 1902. März.
**Volksuniversitäten in Paris.** Von J. Reiner. N. u. S. 1902. März.
**Weltanschauungsroman, Ein.** (F. Holländer, Der Weg des Thomas Truck.) Von H. Hart. L. E. IV. 7.
**Wiener Litteratur.** Von R. Lothar. L. E. IV. 8.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Aus fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang. 1901. Heft 23. 24. Zwölfter Jahrg. 1902. Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Barth, Dr. Alfred,** Friedrich Nietzsche. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausg. von H. Fr. v. Ossen. Heft IV.) Berlin, Hugo Schildberger.
**Bierbaum, Otto Julius,** Annemargreth und die drei Junggesellen. Eine Raubrittergeschichte. Leipzig, Insel-Verlag. G. m. b. H.
**Björnson, Björnstjerne,** Darnley. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von Cläre Mjöen. München, Albert Langen.
— Sigurd Jorsalfar. Schauspiel. Einzige vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von Cläre Mjöen. München, Albert Langen.

**Brandes, Georg,** Gesammelte Schriften. Deutsche Original-Ausgabe. Lieferung 1. 2. 3. München, Albert Langen.

**Deussen, Dr. Paul,** Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Mit einem Porträt und drei Briefen in Faksimile. Leipzig, F. A. Brockhaus.

**Deutsche Arbeit.** Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 1. Jahrg. Heft 3. 4. München, G. D. W. Callwey.

**Diederichsen, Annie,** Gladiolen. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Elsner, Paul,** Bilder aus Neu-Hellas. Aarau, H. R. Sauerländer & Co.

**Engel, Moritz von,** Transactionen. Schauspiel in drei Aufzügen. Leipzig, Eduard Avenarius.

**Epstein, Georg,** Im Vorübergehen. Neue Gedichte und Skizzen. Buchschmuck von Max Rüdiger. Berlin, Horn & Raasch.

**Ferdinand Cohn.** Blätter der Erinnerung. Zusammengestellt von seiner Gattin Pauline Cohn. Mit Beiträgen von Prof. F. Rosen. Zweite Auflage. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller.)

**Fleischer, Max,** Traum und Schöpfung. Eine Menschwerdung. Dresden, E. Piersons Verlag.

— Nicolaus Lenau. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgeg. von H. Fr. v. Ossen. Heft X.) Berlin, Hugo Schildberger.

**Kunert, Dr. A.,** In welcher Weise soll eine vernünftige Mundpflege ausgeübt werden? Ein Wegweiser zur Erhaltung der Zähne und Verhütung mancherlei Erkrankungen. Leipzig, Alfred Langkammer.

**Mackay, John Henry,** Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Blatt 1 bis 100. Erste Serie: Volkslieder. Berlin, Schuster und Loeffler.

**Poths-Wegner,** Neu-Hellas. Roman. Leipzig, Paul List.

**Rein, W.,** Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 5.—7. Band. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

**Reissmann, Dr. August,** Ludwig van Beethoven. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Hersg. von H. Fr. von Ossen. Heft VII.) Berlin, Hugo Schildberger.

**Rimini (Griscelli), Baron v.,** Monarchenschutz. Memoiren. Neue deutsche Ausgabe besorgt von S. Jolowicz. Mit einem Vorwort von Dr. L. S. Berlin, J. Jolowicz.

**Scheerbart, Paul,** Llwuna und Kaidöh. Ein Seelenroman. Leipzig, Insel-Verlag, G. m. b. H.

**Schiller, Dr. Herman,** Aufsätze über die Schulreform von 1900 und 1901. 2. Heft: Die äussere Schulorganisation. Wiesbaden, Otto Nemnich.

**Walter van der Elbe,** Khäli oder „Der Ausgleich“. London, 8 Quadrant Road Thornton Heat.

**Wachler, Ernst,** Deutsche Zeitschrift. Nationale Rundschau für Politik und Volkswirthschaft, Litteratur und Kunst. XV. Jahrgang. Heft 7. 8. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart,** 46. Jahrgang. No. 5. Heft 545. Februar 1902. Braunschweig, George Westermann.

**Zeitlexikon,** Herausg. von Maxim. Kraus u. Dr. Ludwig Holthof. Heft 11. November 1901. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Goldschmidt, Kurt Walter,** Henrik Ibsen. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgeg. von H. Fr. v. Ossen. Heft IX.) Berlin, Hugo Schildberger.

**Gött, Emil,** Edelwild. Ein dramatisches Gedicht in 5 Akten. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst, Fehsenfeld.

**Grössler, Hermann,** Thüringens Sturz. Dramatische Dichtung in zwei Theilen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Gruner, Ferdinand,** Die Löwenbändiger. Schwank in einem Akte. Dresden, Riesen & Calebow.

**Haek, D.,** Charles Darwin und der Darwinismus. 2. Auflage. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgeg. von H. Fr. v. Ossen. Heft VIII.) Berlin, Hugo Schildberger.

**Hamsun, Knut,** Sklaven der Liebe und andere Novellen. Einzig berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann. München, Albert Langen.

**Hartmann, Hans Emil,** Moncenigo. Dichtung in fünf Akten. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Hausschatz älterer Kunst.** Heft 2 u. 3. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

**Henckell, Karl,** Aus meinen Gedichten. Zürich, Karl Henckell & Co.

**Henning, Max,** Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens begründet von Carl Saenger. 1. Jahrgang No. 19. 5. Jan. 1902. No. 20. 20. Januar 1902. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

**Heymann, Robert,** Liebe und Hunger. Gedichte. München, Verlag „Frühroth“.

— Maria. München, Verlag „Frühroth“.

— Skizzen und Geschichten. München, Verlag „Frühroth“.

**Hirsch, Gideon Max,** Chronologische Reformen. Breslau, Preuss & Jünger.

**Insel-Buch.** Leipzig, Insel-Verlag. G. m. b. H.

**Joseph, Prof. Dr. D.,** Heinrich Schliemann. Grundriss der Geschichte seines Lebens und seiner Ausgrabungen. Zweite Auflage. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausg. von H. Fr. v. Ossen. Heft 5.) Berlin, Hugo Schildberger.

**Kleinschmidt, Albert,** Gedichte. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

**Kohut, Dr. Adolph,** Ferdinand Lassalle. (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausg. von H. Fr. v. Ossen. Heft VI.) Berlin, Hugo Schildberger.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

# General-Register

zu

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

## Paul Lindau.

---

**Band 1—100. April 1877 — März 1902. (Jahrgang 1—25.)**

---

Zusammengestellt von **Ernst Weiland.**

---

Breslau
Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.
1902.

# Inhalt.

# Vorwort.

100 Bände (300 Hefte) von „Nord und Süd", in denen ein Vierteljahrhundert geistigen Lebens enthalten ist, in denen sich zum guten Theil die Geschichte des neuen deutschen Reiches, in dessen Jugendjahre die Begründung von „Nord und Süd" fiel, des Weiteren die Geschichte der Zeit überhaupt wiederspiegelt, stehen vor uns! Das Wissen, die Arbeitsleistung, der Entwickelungsgang einer ganzen Generation wird von ihnen eingeschlossen. Ein geistiger Schatz, so angewachsen, daß er nicht mehr zu übersehen ist, geborgen in Räumen, so mächtig und labyrinthisch geworden, daß man ohne leitenden Faden nicht mehr hindurchfinden kann. Und je größer und werthvoller der Schatz, um so begreiflicher und lebhafter das Verlangen, ihn in allen seinen Einzelheiten, nach dem Bedarfe des Augenblicks ohne zeitraubende Mühe sich nutzbar machen zu können. In unserem eigenen Interesse, wie in dem unserer Leser und Freunde glaubten wir uns anläßlich des 25jährigen Jubiläums unserer Zeitschrift nicht länger der mühevollen, aber lohnenden Arbeit entziehen zu dürfen, gleichsam eine Inventur unseres geistigen Besitzes aufzunehmen und einen Führer durch die Schatzkammern, in denen er niedergelegt, auszuarbeiten. Wir erfüllen diese Pflicht mit der Ausgabe des nachfolgenden General-Registers, welches in alphabetischer Anordnung zunächst die Namen unserer Mitarbeiter in dem verflossenen Jahrhundert, sodann die Autoren mit ihren Beiträgen aufführt, endlich ein Sachregister und zum Schluß die eine Specialität von „Nord und Süd" bildenden Porträts in Radirungen, angiebt, die nunmehr

die stattliche Zahl von 300 erreicht haben und eine Porträt-Galerie von ungewöhnlichem Werthe und unvergleichlicher Vollständigkeit bilden.

Es gereicht uns zur Freude, dieses General-Register den treuen Abonnenten von „Nord und Süd“ als eine gewiß willkommene Jubiläums-Gabe darbringen zu können. Es wird aber auch durch den Buchhandel Jedem zugänglich sein, der, als am geistigen Leben und Schaffen activen oder passiven Antheil nehmend, den Schlüssel zur Schatzkammer von „Nord und Süd“ zu besitzen Verlangen trägt

# Verzeichniß der Mitarbeiter.

## A.

**Abel,** C. Berlin.
**Achelis,** Th. Bremen.
**Adler,** Georg. Freiburg.
**Aho,** Juhani.
**Albrecht,** Heinrich. Berlin.
**Allan,** George. Bukarest.
**Allgeyer,** Julius. München.
**Altenberg,** Peter. Wien.
**Althaus,** Friedrich. London.
**Andrea,** A. Neapel.
**Andresen,** Karl Gustav. Bonn.
**Annenkow,** P. W. Berlin.
**Anzengruber,** Ludwig. Wien.
**Apuchtin,** A. N.
**Arminski,** J. Esseg.
**Auerbach,** Berthold.
**Auerbach,** Felix. Breslau.
**Augier,** Emile. Paris.

## B.

**Baas,** J. Herm. Worms.
**Baechtold,** Jacob. Zürich.
**Baratieri,** General Orest. Rom.
**Bardeleben,** Karl von. Jena.
**Baring-Gould,** S. Lew Trenchard (N. Devon).
**Baron,** J. Bern.
**Bartels,** Wanda von. München.
**Bartsch,** Karl. Heidelberg.
**Bary,** A. de. Straßburg.
**Basch,** S. v. Wien.
**Batsch,** Viceadmiral. Weimar.
**Bauch,** Bruno. Freiburg i. B.
**Bauer,** Adolf. Graz.
**Bauernfeld,** Eduard von. Wien.
**Baumbach,** Rudolf. Triest.
**Baur,** G. Leipzig.
**Beck,** Karl. Wien.
**Beck,** Richard. Zwickau i./S.
**Beerel,** M. Hirschberg.
**Behrend,** William. Kopenhagen.
**Behnisch-Kappstein,** Anna. Berlin.
**Beiling,** Ch. Wien.
**Bellamy,** Eduard. Chicopee-Falls.
**Bender,** Hedwig. Eisenach.
**Benzmann,** Hans. Berlin.
**Bératon,** Ferry. Wien.
**Berger,** Arnold E. Bonn.
**Berger,** Alfred. Breslau.
**Berger,** Wilhelm. Bremen.
**Bernardi,** M. San Remo.
**Berndt,** M.
**Bernhöft,** Franz. Rostock.
**Bernstein-Sawersky.** Meiningen.
**Bethge,** Hans. Halle a. S.
**Bieberstein,** A. Rogalla von. Breslau.
**Biedenkapp,** Georg. Frankfurt a. M.
**Biedermann,** Karl. Leipzig.
**Biedermann,** Woldem. Freiherr v. Dresden.
**Bienenstein,** K. St. Leonhard a. Forst.
**Bierbaum,** Otto Julius.
**Bigot,** Charles. Paris.
**Björnson,** Björnstjerne.
**Blacker,** Carola. Freiburg i. Br.
**Blind,** Karl. London.
**Blum,** Hans. Leipzig.
**Blümner,** Hugo. Zürich.
**Bobertag,** Bianca. Breslau.
**Bockenheimer,** K. G. Mainz.
**Bodenhausen,** Ludovica Freifrau v.
**Bodenstedt,** Friedrich. Wiesbaden.
**Boerner,** Paul. Berlin.
**Boetticher,** Adolf. Berlin.
**Böhlau,** Helene. Weimar.
**Bohn,** Emil. Breslau.
**Bohn,** Erich. Breslau.
**Bois-Reymond,** E. du. Berlin.
**Bölsche,** Wilhelm. Berlin.
**Borgeaud,** Ch. Berlin.
**Bornstein,** Paul. Hamburg.
**Bormann,** Walter. München.
**Böttcher,** Friedrich. Berlin.
**Böttger,** Hugo. Hildesheim.
**Bötticher,** Ernst. Berlin.
**Bourget,** Paul. Paris.
**Boy-Ed,** Ida. Lübeck.
**Brachvogel,** Udo. New-York.
**Brahm,** Otto. Berlin.
**Brand,** Wilh. F. London.
**Brandes,** Georg. Kopenhagen.
**Brandt,** M. v.
**Brandt,** H. v., Oberst z. D. Berlin.
**Brasch,** Moritz. Leipzig.
**Braun-Wiesbaden,** Karl. Berlin.
**Brausewetter,** E. Berlin.
**Brehm,** A. E. Berlin.
**Breitinger,** H. Zürich.
**Brömse,** H. Hamburg.
**Bruchmann,** C. F. H. Breslau.
**Bruchmüller,** W. Köln a. Rh.
**Brück,** Anton Theobald. Osnabrück.
**Bruck,** S. Breslau.
**Brückner,** Alexander. Dorpat.

**Bucher,** Bruno. Wien.
**Bülow,** Franz Joseph. Berlin.
**Bulthaupt,** Heinrich. Bremen.
**Bunsen,** Marie v. Berlin.
**Burckhard,** Max. Wien.
**Burger,** Emil. Breslau.
**Bürger,** Lucian. Altona.
**Burghold,** Julius. Frankfurt a. M.
**Busch,** W. Bonn.
**Buschan,** Georg. Stettin.
**Buß,** Georg. Berlin.
**Busse,** Carl. Berlin.
**Busse-Palma,** Georg. Bánk (Ungarn).

## C.

**Cantor,** Moritz. Heidelberg.
**Capuana,** Luigi. Rom.
**Carducci,** Giosuè.
**Caro,** J. Breslau.
**Carriere,** Moritz. München.
**Cassel,** Paulus. Berlin.
**Castle,** Eduard. Wien.
**Cayley,** E. Hamburg.
**Chiger,** Pauline. Berlin.
**Christensen,** Hjalmar. Christiania.
**Chroust,** Anton.
**Clary,** H.
**Cohn,** Ferdinand. Breslau.
**Coppée,** François. Paris.
**Corvus,** M. Leipzig.
**Croabbon,** A. Montius. (Frankreich).
**Csiky,** Georg. Budapest.
**Curtius,** Ernst. Berlin.

## D.

**Dabrowski,** Ignatz.
**Dahn,** Felix. Breslau.
**Danckelmann,** Eberhard. Freiherr von. Magdeburg.
**Danilewskij,** G. P. St. Petersburg.
**Danne,** Gertrud. Jena.
**Dannemann,** F. Barmen.
**Daudet,** Julia A.
**David,** J. J. Wien.
**Dechend,** H. Marburg.
**Dehmel,** Richard. Pankow b. Berlin.
**Delitzsch,** Franz. Leipzig.
**Demmin,** August. Wiesbaden.
**Désaugiers.**
**Dessoir,** Max. Berlin.
**Detmer,** W. Jena.
**Dick-May.**
**Diels,** Hermann. Berlin.
**Diener,** Bertha. Wien.
**Diercks,** Gustav. Steglitz-Berlin.
**Dilling,** Lars.
**Doczi,** Ludwig v. Wien.
**Dohm,** Ernst. Berlin.
**Dohm,** Hedwig. Berlin.
**Dohna,** H. Graf zu (Delphicus). Berlin.
**Dove,** A. Breslau.
**Drachmann,** Holger. Dänemark.
**Dreyer,** Max. Berlin.
**Duboc,** Ed. (Robert Waldmüller). Dresden.
**Duboc,** Julius. Plauen.
**Duhn,** F. v. Heidelberg.

## E.

**Ebers,** Georg. Leipzig.
**Eberstein,** Alfred, Freiherr von. Wiesbaden.
**Eberty,** Felix. Breslau.
**Ebner,** Th. Stuttgart.
**Eckstein,** Ernst. Dresden.
**Edgreen-Leffler,** A. Ch. Stockholm.
**Edler,** Karl Erdm. Wien.
**Ehrlich,** Heinrich. Berlin.
**Elcho,** Rudolf. Dresden.
**Elsner,** Paul. Athen.
**Elster,** Christian.
**Engel,** Eduard. Berlin.
**Engel,** Fritz. Berlin.
**Engel,** Georg. Berlin.
**Eras,** Wolfgang. Breslau.
**Ernst II.,** Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.
**Ernst,** Adolf, Wilhelm.
**Ernst,** Otto. Hamburg.
**Eulenburg,** Philipp zu. München.
**Evers,** Franz. Berlin.
**Ewert,** Max. Hannover.
**Eysell-Kilburger,** Clara. Berlin.
**Eyssenhardt,** Franz. Hamburg.

## F.

**Falckenberg,** Richard. Erlangen.
**Falke,** Gustav. Hamburg.
**Falke,** Jacob von. Wien.
**Farina,** Salvatore. Mailand.
**Fastenrath,** Johannes. Köln.
**Feld,** Otto. Berlin.
**Felsing,** Otto. Berlin.
**Fingerhut,** Luise. Breslau.
**Fischer,** Kuno. Heidelberg.
**Fischer,** Wilhelm. Graz.
**Fitger,** A. Bremen.
**Fitte,** Siegfried. Berlin.
**Floersheim,** Otto. Berlin.
**Fokke,** Arnold. Herzberg—Harz.
**Folticineano,** M. Berlin.
**Fontane,** Theodor. Berlin.
**Forchhammer,** P. W. Kiel.
**Forst,** Albert von. Dresden.
**Forster,** A. Bern.
**Förster,** Brix. München.
**France,** Anatole. Paris.
**Frank,** H. Breslau.
**Frank,** Ulrich. Berlin.
**Franken-Marx,** Else. Jena.

**Fränkel,** Ludwig. München.
**Franzos,** Karl Emil. Wien.
**Freiligrath,** Ferdinand.
**Freiligrath=Kroeker,** Käthe. Forest=Hill bei London.
**Frensdorff,** F. Göttingen.
**Frenzel,** Karl. Berlin.
**Frerichs,** Theodor. Berlin.
**Freund,** Fritz. Straßburg i. E.
**Friedberg,** Emil. Leipzig.
**Friedmann,** Alfred. Berlin.
**Friedmann,** Fritz. Berlin.
**Friedrich,** Friedrich. Leipzig.
**Friedrich,** J. München.
**Friedrichs,** Hermann. Messina.
**Fries=Schwenzen,** H. Berlin.
**Fuchs,** Carl. Danzig.
**Fuld,** Ludwig. Mainz.
**Fulda,** Ludwig. Berlin.
**Funck,** Heinrich. Gernsbach.
**Funck=Brentano,** Franz. Paris.
**Fürst,** L. Berlin.

## G.

**Gaedertz,** Karl, Theodor. Berlin.
**Galster,** M. Kiel.
**Gane,** N.
**Garbe,** Richard. Königsberg.
**Gareis,** Karl. Königsberg.
**Garschin,** Wsewolod. St. Petersburg.
**Gebeschus,** Ida. Greifswald.
**Gebhardt,** Bruno. Berlin.
**Gebler,** Karl von. Meran.
**Gedan,** K. Straßburg.
**Geffken,** F. Heinrich. Straßburg i. E.
**Geibel,** Emanuel. Lübeck.
**Geiger,** Wilhelm. Erlangen.
**Geiger,** Ludwig. Berlin.
**Genée,** Rudolph. Dresden.
**Gerhard,** Carl. Bonn.
**Gerhardt=Amyntor,** Dagobert von. Potsdam.
**Gerland,** Georg. Straßburg.
**Gerster,** Carl. Braunsfeld a. Lahn.
**Gersuny,** R. Wien.
**Gesellhofen,** Julius. Breslau.
**Geyer,** A. München.
**Gjellerup,** Karl. Dänemark.
**Giesebrecht,** Wilhelm v. München.
**Gisander,** Hugo. Halle.
**Glaser,** Josef. Breslau.
**Glaser,** Marie von. Wien.
**Glück,** Gustav. Wien.
**Glücksmann,** Heinrich. Wien.
**Gneist,** Rudolf. Berlin.
**Goedeke,** Karl. Göttingen.
**Golant,** N. Wien.
**Goldschmidt,** Kurt Walter. Breslau.
**Golther,** Wolfgang. Rostock.
**Goltz,** C., Freiherr von der.
**Gottschalk,** Eugen. Stolp.
**Göring,** Hugo. Berka a. d. Werra.
**Gottschall,** Rudolf v. Leipzig.
**Grazer,** R. Temesvar.
**Gregorovius,** Ferdinand. Rom.
**Greif,** Martin. München.
**Gröger,** Fanny. Wien.
**Groß,** Ferdinand. Wien.
**Grosse,** Julius. Weimar.
**Groth,** Klaus. Kiel.
**Grunwald,** M. Hamburg.
**Gumprecht,** Otto. Berlin.
**Günther,** Reinhold. Grono (Graubünden, Schweiz).
**Güntheri,** Julius Ernst v. Stuttgart.
**Gutzkow,** Karl. Sachsenhausen.

## H.

**Haarhaus,** Julius R. Leipzig.
**Habel,** Paul. Breslau.
**Haeser,** H. Breslau.
**Hahn,** Arthur. München.
**Hahn,** Heinrich. Berlin.
**Hamerling,** Robert. Graz.
**Hamm,** Wilhelm v.
**Hanold,** Eugen. Zabrze.
**Hanoum,** Kerimée.
**Hansen,** Normann. Kopenhagen.
**Hanslick,** Eduard. Wien.
**Hansson,** Ola. Berlin=Friedrichshagen.
**Harnack,** Erich. Halle.
**Harte,** Bret. New=York.
**Hartleben,** Otto Erich. Berlin.
**Hartmann,** Ed. v. Berlin.
**Hartmann,** Ludwig. Dresden.
**Hasse,** K. E. Hannover.
**Hassencamp,** K. Düsseldorf.
**Hassenkamp,** Robert. Ostrowo.
**Hauschner,** Auguste. Berlin.
**Hecker,** Carl. Ludwigsburg.
**Hedenstjerna,** Alfred. Wexiö (Småland).
**Heiberg,** Hermann. Schleswig.
**Heiderich,** Albert. Berlin.
**Held,** Franz. Weggis. (Schweiz).
**Hellmann,** Alfred von. Dresden.
**Hemmann,** Fr. Herrliberg.
**Henle,** J. Göttingen.
**Henzen,** Wilhelm. Leipzig.
**Hennicke,** F. Berlin.
**Hermann,** Hans. Breslau.
**Herold,** Franz. Prag.
**Hertz,** Martin. Breslau.
**Hertz,** Wilhelm. München.
**Herwig,** Franz. Danzig.
**Herzfeld,** Marie. Wien.
**Hettner,** Hermann. Dresden.
**Heyden,** A. von. Berlin.
**Hey'l,** Ferdinand. Wiesbaden.
**Heyse,** Paul. München.
**Hildebrandt,** W. Naumburg.
**Hildeck,** Leo. Frankfurt a. M.
**Hillebrandt,** Alfred. Breslau.
**Hiller,** Ferdinand. Köln.
**Hirschfeld,** Gustav. Königsberg.
**Hirschfeld,** Ludwig von. Berlin.

**Hirt,** Hermann. Leipzig.
**Hlaváč,** Friedrich. Prag.
**Hoffmann,** Fridolin. Köln.
**Hoffmann,** Hans, Wernigerode.
**Hoffmann,** Max. Berlin.
**Hoffmann,** Otto. Königsberg.
**Holtzendorff,** Franz v. München.
**Holzbock,** Alfred. Berlin.
**Homberger,** Heinrich. Berlin.
**Honegger,** J. J. Zürich.
**Hopfen,** Hans. Berlin.
**Horn,** Friedrich. Altona a. E.
**Horn,** J. B. Mainz.
**Horn,** Paul. Straßburg i. E.
**Hörnes,** Moritz. Wien.
**Huber,** Johannes. München.
**Hübner,** Emil. Berlin.
**Hübner,** Julius. Dresden.
**Hutten,** J. Tilsit.
**Hutzler,** Sara. Berlin.

## J.

**Jacobowski,** Ludwig. Berlin.
**Jacobson,** Hermann. Berlin.
**Jaffé,** Joseph. Berlin.
**Jäger,** Gustav. Berlin.
**Jaenicke,** Hermann. Kreuzburg.
**Jaenicke,** Karl. Breslau.
**Jagow,** Eugen von. Paris.
**Jakobsen,** Jakob. Kopenhagen.
**Janitsch,** J. Breslau.
**Janitschek,** Maria. Berlin.
**Janssen,** P. Düsseldorf.
**Jastrow,** J. Berlin.
**Ibsen,** Henrik.
**Jeannine,** B. Paris.
**Jeitteles,** Adalbert. Graz.
**Jensen,** Wilhelm. München.
**Jhering,** Hermann von. Leipzig.
**Jhering,** Rudolf von. Göttingen.
**Jiriczek,** Otto L. Breslau.
**Joël,** Karl. Dresden.
**Jokai,** Moriz. Budapest.
**Jordan,** Max. Berlin.
**Jordan,** Wilhelm. Frankfurt a. M.
**Joest,** M. Berlin.
**Jösten,** Joseph. Köln.
**Irmer,** Georg. Hannover.
**Irrgang,** Georg. Dresden.
**Isolani,** Eugen. Berlin.
**Juel-Hansen,** Erna. Kopenhagen.
**Junghans,** Sophie. Kassel.
**Justus.** Genf.

## K.

**Kaibel,** Georg. Greifswald.
**Kalischer,** Alfr. Chr. Berlin.
**Kapper,** Siegfried. Pisa.
**Kardorff,** Wilhelm von. Wabnitz.
**Karpeles,** Gustav. Berlin.
**Kastner,** Willy. Altenburg.
**Katscher,** Bertha. Baden. (Nieder-Oesterreich.)
**Katscher,** Romulus. Wien.
**Kaufmann,** Georg. Breslau.
**Keiper,** W. Berlin.
**Kelle,** Johann. Prag.
**Kellen,** Tony. Rüttenscheidt b. Essen a. Rh.
**Keller,** Gottfried. Zürich.
**Keller-Jordan,** H. München.
**Keller-Lenzinger,** F. Stuttgart.
**Kirchbach,** Wolfgang. Steglitz b. Berlin.
**Kirchhoff,** Alfred. Halle.
**Kirchner,** Theodor. Prag.
**Kiß,** Joseph. Budapest.
**Kistner,** Alfons. Königsberg.
**Klaiber,** Julius. Stuttgart.
**Klebs,** E. Zürich.
**Klein,** Hugo. Wien.
**Klein,** Martin. Breslau.
**Klein,** Rudolf. Berlin.
**Kleinschmidt,** Arthur. Heidelberg.
**Kleist,** Heinrich von.
**Klinckowström,** Agnes, Gräfin von.
**Knoll,** Philipp. Prag.
**Koberstein,** Karl. Dresden.
**Köbke,** P. Kopenhagen.
**Koch,** A. Neuses.
**Koehlich,** Richard. Breslau.
**Kohut,** Adolf. Berlin.
**Konstantin,** Antonia. Breslau.
**Koppel,** Ernst. Köln.
**Koppel-Ellfeld,** Fränz. Dresden.
**Köppen,** Fedor von. Berlin.
**Koßmann,** R. Göttingen.
**Krakauer,** Gustav. Breslau.
**Kraus,** Eberhard. Berlin.
**Krause,** Gottlieb. Königsberg.
**Krause,** August Friedrich. Breslau.
**Krause,** Martin. Leipzig.
**Krauß,** Fritz. Zürich.
**Krauß,** Rudolf. Stuttgart.
**Kraze,** Friede H. Husum (Schleswig-Holstein).
**Krell,** P. F. München.
**Kremnitz,** Mite. Bukarest.
**Kretschman,** Lily von. Berlin.
**Kretzer,** Max. Berlin.
**Kreyenberg,** Gotthold. Iserlohn.
**Kreyssig,** Fr.
**Kroll,** E. Halberstadt a. H.
**Kronenberg,** Moritz. Berlin.
**Krümmel,** Otto. Kiel.
**Kruse,** Heinrich. Bückeburg.
**Kühl,** Gustav. Steglitz b. Berlin.
**Kuhnert,** Ernst. Königsberg.
**Kulke,** Eduard. Wien.
**Kuntze,** F. Karlsruhe (Baden).
**Kunz,** Hermann. Berlin.
**Kunze,** F. Suhl.
**Kürnberger,** Ferdinand. Wien.
**Kurnick,** Max. Breslau.
**Kurz,** Isolde. Florenz.

## L.

**aistner,** Ludwig. München.
**amezan,** Eduard Graf. Wien.
**and,** Hans. Berlin.
**andsberg,** Hans. Berlin.
**ang,** Carl. Offenburg.
**ange,** Friedrich Albert. Berlin.
**'Arronge,** Adolph. Berlin.
**aßwitz,** Kurd. Gotha.
**aube,** Heinrich. Wien.
**auff,** Josef. Wiesbaden.
**azarus,** M. Berlin.
**effler,** A. Chr. Neapel.
**essing,** Theodor. München.
**eixner,** Otto von. Groß-Lichterfelde.
**eonhard,** Rudolf. Halle.
**Leuthold,** Heinrich.
**Lie,** Jonas. Paris.
**Liebrecht,** Richard. London.
**Liechtenstein,** Rudolph, Fürst zu. Neulenzbach.
**Lieres** und Wilkau, G. von. Berlin.
**Liliencron,** Detlev von. Altona.
**Lindau,** Anna. Berlin.
**Lindau,** Hans. Konstantinopel.
**Lindau,** Paul. Berlin.
**Lindau,** Rudolf.
**Lindemann,** L. München.
**Lindenberg,** Paul. Berlin.
**Lindenborn,** Adolf. Wetzlar.
**Lindner,** Albert. Berlin.
**Lingg,** Hermann. München.
**Lipps,** Theodor. Bonn.
**Lohsing,** Ernst. Prag.
**Lorm,** Hieronymus. Dresden.
**Lothar,** Rudolf. Wien.
**Lotheißen,** Ferdinand. Wien.
**Lotze,** Hermann.
**Löwe,** Theodor. Breslau.
**Löwenfeld,** Raphael. Berlin.
**Lubbock,** John. London.
**Lübke,** W. Karlsruhe.
**Lucas,** Stanislaus. Breslau.
**Lücke,** H. Dresden.
**Ludwig,** Robert. Breslau.
**Luthmer,** F. Frankfurt a. M.

## M.

**agnus,** Hugo. Breslau.
**ähly,** Jacob. Basel.
**amroth,** Ernst. Breslau.
**ann,** Anka. Altona.
**ann,** Mathilde. Altona.
**anz,** G. Berlin.
**arbach,** Hans. Leipzig.
**arcks,** Erich. Berlin.
**arholm,** Laura. Berlin.
**arold,** K. Königsberg.
**arriot,** Emil. Wien.
**arsop,** Paul. München.
**aschke,** E. Breslau.
**aeterlinck,** Maurice. Paris.
**atthes,** Valerie. Schweidnitz.
**aupassant,** Guy de.
**ayer,** R. A. Karlsruhe.
**ayhoff,** Karl. Dresden.
**eding,** O. Wohldenberg.
**ehring,** Sigmar. Berlin.
**eser,** Otto. Göttingen.
**eier-Gräfe,** J. Paris
**Meinhardt,** Adalbert. Hamburg.
**Meißner,** Alfred. Bregenz.
**Meisner,** Heinrich. Berlin.
**Memminger,** Anton. Würzburg.
**Mendelsohn,** Martin. Berlin.
**Merkel,** Fr. Rostock.
**Metzen,** von. Boppard a. Rh.
**Mevert,** E. Hildburghausen.
**Meyer,** Gustav. Graz.
**Meyer,** Heinrich. München.
**Meyer,** Jürgen Bona. Bonn.
**Meyer,** Lothar. Tübingen.
**Meyer,** M. Wilhelm. Berlin.
**Meyer von Waldeck,** Friedrich. Heidelberg.
**Meyer-Kraemer,** Rudolf. Berlin.
**Meyerheim,** Paul. Berlin.
**Michael,** Wolfgang. Freiburg i. Br.
**Milchhöfer,** Arthur. Berlin.
**Miller,** E. Berlin.
**Milow,** Stephan. Goerz.
**Minghetti,** Marco.
**Minor,** J. Wien.
**Mohl,** Robert von.
**Möller,** Adolf. Breslau.
**Möller-Bruck,** Arthur. Berlin.
**Moscheles,** Felix. London.
**Moszkowski,** Moriz. Berlin.
**Müller,** August. Königsberg.
**Müller,** F. Max. Oxford.
**Müller,** Hans. Berlin.
**Müller,** Josef. München.
**Müller,** Lucian. St. Petersburg.
**Müller-Guttenbrunn,** Adam. Wien.
**Münz,** Bernhard. Wien.
**Münz,** Siegmund. Wien.

## N.

**erup,** Karl. Kopenhagen.
**umann,** Emil. Dresden.
**valis,** Berlin.
**itzel,** Otto. Köln.
**Nissen,** H. Göttingen.
**Nitsch,** Friedrich. Kiel.
**Noest,** B. Solingen.
**Noiré,** Ludwig. Mainz.
**Nordau,** Max. Paris.
**Nöthig,** Theobald. Moys bei Görlitz.
**Nover,** Jacob. Worms.

## O.

**Obertüschen,** Gustav. Wiesbaden.
**Obst,** Hermann. Leipzig.
**Oehlschläger,** Hermann. Cannstadt.
**Olden,** Grete. Halensee-Berlin.
**Oliven,** Fritz. Berlin.
**Ompteda,** Georg, Freiherr von. Dresden.
**Ompteda,** Ludwig, Freiherr von. Wiesbaden.
**Oppeln-Bronikowski,** Friedrich von. Berlin.
**Oppenheim,** H. B. Berlin.
**Orzeszko,** Elise. Grodno.
**Osenbrüggen,** Eduard. Zürich.
**Ostini,** F., Freiherr v. München.
**Oetker,** Friedrich. Kassel.

## P.

**Pacully,** Emil. Genf.
**Pagenstecher,** Karl. Wiesbaden.
**Paléologue,** Maurice. Paris.
**Pasqué,** Ernst. Darmstadt.
**Paulsen,** John. Kopenhagen.
**Payer,** Julius. Frankfurt a. M.
**Pecht,** Fr. München.
**Perfall,** Anton Freiherr von. Schliersee.
**Peterssen,** Carl. Blainville.
**Petri,** Julius. Berlin.
**Petsch,** Robert. Würzburg.
**Pettenkofer,** Max von. München.
**Pfau,** Ludwig. Stuttgart.
**Pflugk-Harttung,** J. v. Tübingen.
**Philippi,** Felix. Berlin.
**Pichler,** Adolf. Innsbruck.
**Pichler,** Rudolf Johann. Rom.
**Pietsch,** Ludwig. Berlin.
**Platzhoff,** E. Tour de Peilz (Schweiz).
**Plenker,** Georg von. Triest.
**Pochhammer,** Paul. Zürich.
**Poestion,** J. C. Wien.
**Pohl,** Else. Breslau.
**Pontoppidan,** Henrik. Kopenhagen.
**Port,** Frieda. München.
**Prel,** Carl du. München.
**Preyer,** W. Jena.
**Prinz,** Otto. Sesto Fiorentino.
**Proelß,** Johann. Frankfurt a. M.
**Prölß,** Robert. Dresden.
**Puschkin,** A. von.
**Puschmann,** Theodor. Wien.
**Putlitz,** Gustav zu. Karlsruhe.
**Puttkamer,** Alberta v. Straßburg.

## R.

**Radestock,** Paul. Breslau.
**Rangabé,** A. R. Berlin.
**Rank,** Josef. Wien.
**Ranke,** Leopold von. Berlin.
**Raßmann,** Frances. Blankenburg a. Harz.
**Rastede,** Wilhelm. Berlin.
**Ratzel,** Friedrich. München.
**Redwitz,** Marie v. Meran.
**Redwitz,** Oskar v.
**Reibrach,** Jean.
**Reinbach,** Georg. Breslau.
**Reiner,** Julius. Charlottenburg.
**Reinke,** J. Kiel.
**Rells,** Wilhelm. Berlin.
**Renan,** Erneste.
**Rentz,** Marga v. Breslau.
**Reuleaux,** F. Berlin.
**Reumont,** Alfred von. Aachen.
**Reyer,** E.
**Rhenanus,**
**Richter,** R. Th. Prag.
**Richter,** Sanitätsrath, Dr. Dalldorf.
**Richter,** Mil. Leipzig.
**Riehl,** W. H. München.
**Ries,** C. E. Straßburg i. E.
**Riesenfeld,** Paul. Breslau.
**Ring,** E. R. R. Enterprise (Alabama).
**Ring,** Ivar. (A. Mechlenburg) Kopenhagen.
**Rittershaus,** Emil. Barmen.
**Robert,** Carl. München.
**Rodziewicz,** Marie. Chruszczowa.
**Roisset,** Edmond. Berlin.
**Roller,** August. Waldshut a. Rh.
**Roquette,** Otto. Darmstadt.
**Roscher,** Wilhelm. Leipzig.
**Rosegger,** P. Graz.
**Rosenthal,** J. Erlangen.
**Rösiger,** Ferdinand. Heidelberg.
**Rostand,** Edmond.
**Rubinstein,** Fr. Berlin.
**Rückner,** Hermann. Breslau.
**Rühl,** Franz. Königsberg.
**Ruhemann,** Alfred. Rom.
**Rüstow,** W. Zürich.
**Ruville,** Albert von. Halle.
**Rydberg,** Victor. Stockholm.

## S.

## T.

**Taine,** H. A.
**Taubert,** Ernst. Berlin.
**Telmann,** Konrad. Rom.
**Tereskin,** N. Berlin.
**Tetzner,** F. Leipzig.
**Teweles,** H. Prag.
**Theden,** Dietrich. Berlin.
**Theile,** Fr. Wilhelm. Weimar.
**Theodor,** Josef. Breslau.
**Thiersch,** Carl. Leipzig.
**Thomas,** Carl. Prag.
**Thomassin,** Ch. München.
**Thudichum,** F. Tübingen.
**Tille,** Alexander. Glasgow.
**Todt,** Ober-Regierungsrath. Köln.
**Tolstoj,** Leo N. Jassnaja-Poljana.
**Tomasczewski,** Valesca. Breslau.
**Träger,** Albert. Nordhausen.
**Traube-Mengarini,** Margherita. Rom.
**Trinius,** A. Berlin.
**Trojan,** Johannes. Berlin.
**Turgenjew-Iwan.**
**Tymen,** E. von. Breslau.

## U.

**Uhl,** Friedrich. Wien.
**Ullrich,** Titus. Berlin.
**Unger,** Theodor. Hannover.
**Unruh.** Dresden.

## V.

**Vagt,** Lina. Wismar.
**Valentin,** Victor. Breslau.
**Velde,** Alfred v. d. Görlitz.
**Vely,** E. Berlin.
**Verga,** G. Catania in Sicilien.
**Verlaine,** Paul.
**Villiers, de l'Isle Adam,** A. d.
**Villinger,** Hermine. Karlsruhe.
**Viola,** Max. Budapest.
**Violet,** Franz. Berlin.
**Vischer,** Fr. Th. Stuttgart.
**Vischer,** Robert. Breslau.
**Vogel,** H. W. Berlin.
**Vogt,** Friedrich. Breslau.
**Vogt,** Karl. Genf.
**Voit,** C. München.
**Volkelt,** Johannes. Jena.
**Volz,** B. Potsdam.
**Vosberg,** Harry. Breslau.
**Voß,** Georg. Berlin.
**Voß,** R. Berchtesgaden.
**Vrčević,** Vuk.

## W.

**Walcker,** Karl. Leipzig.
**Wagener,** Bernhard. Kiel.
**Wagner,** Hans. Wittenberg.
**Waldmüller,** Robert. (Ed. Duboc) Dresden.
**Wallerstein,** Max. Wien.
**Wasserzieher,** Ernst. Frankfurt a. M.
**Weeck,** Friedrich v. Karlsruhe.
**Wegmüller,** Friedrich. München.
**Weigert,** Albert. Breslau.
**Weil,** Julius. Breslau.
**Weilen,** Joseph. Wien.
**Weisbrodt,** Gustav. Wien.
**Weiß,** Julian. Budapest.
**Welcker,** Hermann. Halle.
**Wellmer,** Arnold. Blankenburg a. H.
**Weltrich,** Richard. München.
**Wendriner,** Richard. Breslau.
**Wereschagin,** Wassili.
**Wernicke,** R. Halle.
**Wessely,** R. Berlin.
**Westkirch,** L. Hannover.
**Wetekamp,** W. Breslau.
**Weyr,** Marie. Wien.
**Wichert,** Ernst. Königsberg.
**Wiener,** H. Leipzig.
**Wießner,** Hermann. Berlin.
**Wilbrandt,** Adolf. Rostock.
**Wilda,** Oskar. Breslau.
**Wilde,** Oskar.
**Wildenbruch,** Ernst von. Berlin.
**Wilmersdoerffer,** A. London.
**Willomitzer,** Joseph. Prag.
**Windscheid,** B. Leipzig.
**Winter,** Georg. Marburg.
**Winterfeld,** T. A. von. Stuttgart.
**Witte,** J. H. Bonn.
**Woldt,** A. Berlin.
**Wolf,** Capri.
**Wolff,** Eugen. Kiel.
**Wolff,** Johanna. Hamburg.
**Wolff,** Julius. Berlin.
**Wolgast,** Heinrich. Hamburg.
**Woltmann,** Alfred. Prag.
**Wolzogen,** Ernst von. München.
**Woermann,** K. Dresden.
**Wrede,** Friedrich. Fürst.
**Wünsche,** August. Dresden.
**Wutke,** Konrad. Breslau.

## Z.

**Zabel,** Eugen. Charlottenburg.
**Zangwill,** J. London.
**Zernin,** Gebhard. Darmstadt.
**Ziegler,** Reg.-Baumeistr. Pfaffendorf b. Coblenz.
**Ziemssen,** Ludwig. Friedenau.
**Zimmermann,** R. Lübeck.
**Zimmern,** Helene. Florenz.
**Zimpel,** Helene. Breslau.
**Zola,** Emile. Paris.
**Zoozmann,** Richard. Berlin.
**Zorn,** Philipp. Königsberg.
**Zschalig,** Heinrich. Dresden.
**Zweig,** Stefan. Wien.

# Autoren-Register mit Beiträgen.

Die **fettgedruckten Ziffern** bedeuten die Band-, die anderen die Seiten-Zahl.

## A.



## B.

## C.



## D.

## E.

## F.

## G.

## H.

## J.

## L.

## M.

## N.



## O.



## P.

## R.

## S.

## T.

## U.



## V.

## W.

## Z.



---

# Alphabetisches Sachregister.

Die **fettgedruckten Ziffern** bedeuten die Band=, die anderen die Seiten=Zahl.

## A.

## B.

## C.

## D.

## E.



## F.

## G.

## H.

## J.

## K.

## L.

## M.

## N.



## O.

## P.

## Q.



## R.

## S.

## T.

## W.

## X.



## Y.



## Z.

# Verzeichniß der Portraits.

Die **fettgedruckten Ziffern** bedeuten die Nummern des Bandes.

## A.



## B.



## C.



## D.



## E.



## F.



## G.

## H.



## J.



## K.



## L.



## M.



## N.



## O.



## P.



## R.

## S.



## T.



## U.



## V.



## W.



## Z.